GLOBUS

Digitized by Google

G
G565++
v79

022792

Cornell University Library
BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891
A168925 22/6/1903

5474

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.

JUN 23 1903

All books not in use for instruction or research are limited to four weeks to all borrowers.

Periodicals of a general character should be returned as soon as possible; when needed beyond two weeks a special request should be made.

Limited borrowers are allowed five volumes for two weeks, with renewal privileges, when a book is not needed by others.

Books not needed during recess periods should be returned to the library, or arrangements made for their return during borrower's absence, if wanted.

Books needed by more than one person are placed on the reserve list.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 069 334 328

Digitized by Google

GLOBUS

LXXIX. Band

Digitized by Google

Digitized by Google

GLOBUS

Illustrierte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

Vereinigt mit den Zeitschriften „Das Ausland“ und „Aus allen Weltteilen“

Begründet 1862 von Karl Andree

Herausgegeben von

Richard Andree

Neunundsiebzigster Band

Braunschweig
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn
1901

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis des LXXIX. Bandes.

Europa.

Deutschland u. Österreich-Ungarn: Beitrag zur Hydrographie von Einzugsgebieten 36. Drudes orientalische Kartographie von Sachsen 50. Pflanzen der Kunstbauten Nordeuschlands als Zeugen für die Verkehrsgeschichte unserer Heimat 51. Geologische Landesaufnahme in Bonningen-Herzogtum 84. Vom Wasserhaushalt des Murgebietes 99. Der Seekanal Königsberg—Pillau 100. Eine Abteilung der Grenze im Norden Schleswigs gegen Jütland 131. Die Befischung der Nordsee durch deutsche Fischdampfer 192. Kannengießer, Die deutsche Kolonialzeichnung in Witzenhausen a. d. Werra. Mit Abbildgn. 194. Deutschlands Dampferverbindungen mit seinen Schutzgebieten 149. Ruge, Rattenberger Studien. Zur Volkskunde aus dem unteren Inntal in Tirol und aus Oberbayern. Mit Abbild. 165 ff. Die körperliche Beschaffenheit der Andernacher Bevölkerung zur Zeit der Karlsruher 180. Die Verbreitung der Saatkrähe in Deutschland 189. Jaeger, Die Salzburger Bucht, eine erdgeschichtliche Studie 205. Schnee, Der deutsche Export nach den Tropen und die Ausrüstung für die Kolonisen 242. Die Kabelverbindungen Deutschlands mit seinen Kolonieen 245. Die Besiedelung der Nordsee durch deutsche Fischdampfer 258. Zemmrich, Die Zustände an der Sprachgrenze in Nordschleswig. Mit einer Karte als Sonderbeilage 235. Fortschritte der deutschen Sprache in den Reichslanden 340. Die Deutschen im Fersenthale in Südtirol 356. Die Seenforschungen in Österreich für 1895 und 1896 372.

Niederlande und Belgien. Hansen, Das Wasserwesen der niederländischen Provinz Zeeland. Mit Karte und Abbildgn. 72. Bischoff, Die germanisch-romanische Sprachgrenze in Belgien und Nordfrankreich 94.

Schweiz, Skandinavien, Dänemark und Großbritannien. Beiträge zur Anthropologie der Schweiz 35. Die Waldgrenze in der Schweiz 51. Lawinenverbau in der Schweiz. Mit Abbild. 72. Über die Tiefen, die Größe und die Höhenlage der größeren Seen Norwegens 87. Über die Entstehung des Rheinthales oberhalb des Bodensees 88. Eine limnologische Untersuchung des Vierwaldstätter Sees 94. Kerntz, Eine echolotische Nachexpedition. Mit Abbild. 110. Die Murrayschen Untersuchungen an den schottischen Süßwasserseen 186. Die Besiedelung des nördlichen Ostergelands in Norwegen 210. Die Schweizerkarte des Jost v. Meggen 340. Vogelsberglaube in Schweden 386. Die Waldlappen 387.

Frankreich, Spanien und Italien. Tricorythe und Kartographie der Atmgebietes 19. Gletscherspuren in den Abruzzen 35. Verbreitung des Quinquanderns unter den Franzosen 83. Bischoff, Die germanisch-romanische Sprachgrenze in Belgien und Nordfrankreich 94. Bruchan, Der Stand unserer Kenntnis über die Barken 117 u. 208. Die Zurückdrängung des italienischen Handels in Albanien und Epirus 162. Die Seesalzfabrikation auf Sizilien 172. Karsterscheinungen in Katalonien 228. Volkszählung in Italien 1900 388.

Europäisches Rußland und die Balkanhalbinsel. v. Seidlitz, Die Erhaltung ausgestorbener Familien bei den Onoeten 18. Marmorgewinnung in Griechenland 56. Über die Russifizierung der Syrjanen 68. Der Winterschlaf der Russischen Bauern 83. Tieropfer in Rußland 83. Das nordrussische Seengebiet 273. Die Insel Cypern 291. Winter, Russische Volksbräuche bei Seuchen 301. Das Alter der schwedischen Bevölkerung in Finnland 307. Besteigung des Kasbek durch Frau Preobrashenskaja im Sommer 1900 339. Buschs Gletscherforschungen im westlichen Kaukasus 340.

Asien.

Asiatisches Rußland. Markgraf, Reise in der Niederung zwischen dem Ob und dem Jenisee 20. Sternbergs Erforschung der Giljaken auf Sachalin 50. Fünfundzwanzig Jahre des Gebietes Fergana 51. Laufer, Felszeichnungen vom Usuri. Mit Karte und Abbildgn. 68. Sagen der Korjaken und Russen im russisch-centralasiatischen Gebiet Turgajsk 100. Die religiösen Vorstellungen der Giljaken am Amur 210. v. Seidlitz, L. S. Bergs Erforschung des Aralsees im Sommer 1900 215. Expedition zur Erforschung des Baikalsees 260. Pflanzengeographische Untersuchungen im Gouvernement Tomsk 307.

Chinesisches Reich, Tibet, Japan, Korea. Stenz, Die Gesellschaft „vom großen Messer" (Boxer). Mit einer farbigen Tafel als Sonderbeilage 9. Friederichsen, Neue Nachrichten von Sven Hedin 65. Beiträge zur Kenntnis der tibetischen Medizin 67. Die Mission Tivé in China 83. ten Kate, Eine japanische Kachenpuppe. Mit Abbild. 109. Chinesischer politischer Bilderbogen 115. Yei-Ozaki, Yuhona, die Heilwasserprobe in Japan. Mit Abbild. 128. Kinutschou im Jahre 1898/1900 141. Friederichsen, Prof. Futterers Reise durch Asien. Mit Abbildgn. 188. Weitere Nachrichten von Sven Hedin aus Innerasien 257. Leutnant Koslows letzte centralasiatische Reise 1899 bis 1900 259. Über die alten buddhistischen Ruinenstädte in der Wüste Takla-Makan (Ostturkestan) 260. Bemerkungen über seine zweite centralasiatische Reise 275. Nachrichten von der tibetischen Expedition unter Leutnant Koslow vom Quellengebiet des Blauen Flusses 306. Stenz, Die Handelsaussichten Tsingtaus 341. Die Kniffkünfte der Bahnlinie Tsingtau-Kautschou 356. Ramstedts linguistische Reise in die Mongolei 371. Die Chunchusen (mandschurische Bänder) 386. Vom japanischen Schauspiele. Mit Abbild. 388 f.

Vorder- und Hinterindien, Indonesien. Pleyte, Die Mentawei-Inseln und ihre Bewohner. Mit Karte und Abbildg. 1 ff. Über Tonsystem und Musik der Siamesen 19. Dr. Hanitschs Expedition zum Kina Balu (Britisch-Nordborneo) 20. Die Entwickelung der federierten Malaienstaaten 52. Gold in Birma 84. Neue nordwestmalische Provinz 162. Die Opfer der wilden Tiere und Schlangen in Indien 179. Englische Expedition nach dem siamesischen Teile der malaischen Halbinsel 194. Die einheimischen Namen des Mount Everest 210. Der Indische Census 1901 211. Hagen, Eine Besteigung des Vulkans Kaba auf Sumatra. Mit Karte und Abbildgn. 245 ff. Besuch auf der Weihnachtsinsel (Christmas-Island) durch Sir John Murray 258. Bertram, Die große religiöse Messe zu Allahabad. Mit Abbildung 276. Reise nach Key. Temimber und Aru

Digitized by Google

von J. H. de Vries 285. Verenche, den noch unbekannten Lauf des Dihong aufzunehmen 372. Vermessung der Philippinenhäfen 372.

Afrika.

Allgemeines. Der afrikanische Überlandtelegraph und die Aufgabe der Kivukommission 178.

Nordafrika und die Sahara. R. T. K., Unter den Fellachen Gosens. Mit Abbildgn. 105. Zur Landwirtschaft der Berber 131. Der Stand der Wasserarbeiten im Nil bei Assuan und Assiut im Februar 1901 163. Die Petroleumlager des Departements Oran 228. Mouvier, Die Niltegulierung und der wirtschaftliche Aufschwung Ägyptens 336. Abschluß der marokkanischen Expedition von Prof. Th. Fischer 336. Die Auslegung des alten Saharameeres 340. Prof. Steindorfs Forschungen in der Libyschen Wüste 372. Prof. Lincks Bereisung von Kordofan 372. R. T. K., Abseits vom Wege in Ägypten. Mit Abbild. 375.

Afrikanisches Osthorn. Die Verkehrsentwickelung Äthiopiens 35.

Äquatoriales Afrika und der Sudan. Müller, Folkloristische Ewhetexte (Gē-Dialekt) 45. Sir Harry Johnstons Reise im westlichen Teile des Ugandaschutzgebietes und sein Besuch bei den Zwergvölkern am Semliki, dem Ituri und Semlikidiffuse 49. Singer, Der Wasserstand im Tanganika 50. Erlebnen am Lomami (Kongobecken) 51. Leue, Uha (Deutsch-Ostafrika) 53 ff. Jobits Aufnahme des Likuala 66. Die deutsch-englische Grenze zwischen Nyassa und Tanganika 84. Hauptmann v. Besser's Reise vom Crossfluß nach der Hohestraße 84. Elfenbeinhandel des Kongostaates. Mit Abbildg. 111. Förster, Neues zur Bodenplastik des Äquatorialen Centralafrika 124. Förster, Das Tanganikaproblem und das Runsorogebirge 131. Hutter, Wirtschaftliche Bedeutung von Nordkamerun, insbesondere der Hochlandsgebiete 133. Conradt, Das Leben einer deutschen Hausfrau in Kamerun. Mit Abbildgn. 135. Das Schulwesen in den deutschen Kolonieen 140. Der Gorilla im Kamerungebiete. Mit Abbild. 147. v. Danckelman, Das deutsche Material zur Kartographie des afrikanischen Grabenproblems 149. Andree, Alte westafrikanische Elfenbeinschnitzwerke im Herzogl. Museum zu Braunschweig. Mit Abbildgn. 156. Woelffels Reise im Hinterlande der Elfenbeinküste 162. Förster, Foureaux Expedition von Algier nach Französisch-Kongo. Mit Karte 175. Der afrikanische Überlandtelegraph und die Aufgabe der Kivukommission 178. Hauptmann v. Beringes Reisen in Mpororo und im Vulkangebiet 194. Die Zahl der Weißen im Kongostaat 195. Die Zugehörigkeit des Flusses Uëm (Congo français) 195 und 260. Eine Karte von Ost-Usambara 195. Die Nordgrenze der englischen Goldküstenkolonie 196. Die Dampferflottille auf dem Kongo 196. Juliens Aufnahmen im mittleren Ubangi 196. Pater Andreas Hartmanns Bereisung der Südostküste des Tanganikasees 201. Neger, Der Stand der Kautschukgewinnung, vorzugsweise im tropischen Afrika, und die Frage der Kautschukpflanzenkultur 203. Der Sarg eines Guineanegers. Mit Abb. 212. Seidel, Togo im Jahre 1900 217. Repatriation der Neger auf Kuba nach dem Kongostaat 227. Förster, Deutsch-Ostafrika 1899/1900 235. Jachmann, Das Klima des Kamerungebietes 240. Britisch-Centralafrika und Deutsch-Ostafrika 244. Hütten in der Nähe von Tanga 244. Aus dem südöstlichen Winkel Kameruns 244. Dromards Aufnahmen am unteren Cavally 258. Wissenschaftliche Ergebnisse von Lemaires Katanga-Expedition 258. Kreibelen am oberen Kongo 259. Jobits geographische Arbeiten im Congo Français 276. Förster, Foureaux Expedition von Algier nach Französisch-Kongo Mit Karte 285. Briefmaun, Fischfang und Jagd der Eingeborenen am Kwango (Kongostaat). Mit Abb. 295. Seidel, Pfandwesen und Schuldhaft in Togo 300. Singer, Wolffels Reisen im Hinterlande der Elfenbeinküste. Mit Karte und Abbildg. 313. Seidel, Kamerun im Jahre 1900 345. P. L., Leder im Ga-Dialekt (Kleine Popo, Togo) 349. Pater L., Namengebung und Hochzeitsbräuche bei den Togoeingeborenen. Mit Abb. 350. Singer, Die Neuordnung der politischen Verhältnisse in den Tschadseeländern 370. Förster, Die neuesten Forschungen im Schatzgebiete. Mit Karte 379. Erlangers Reise zu den südabessinischen Seen 387. Neue Flußaufnahmen im Kongobecken 387.

Südafrika. Kannengießer, Deutsch-Südwestafrika im Jahre 1900 41. Die ältere Eiszeit in Südafrika 179. Ansiedlungsverreiche in Swakopmund 356.

Afrikanische Inseln. Seidel, Neue Forschungen und Fortschritte auf Madagaskar. Mit Abbild. 55.

Amerika.

Allgemeines. Auf welchem Globus erscheint zum erstenmal der Name Amerika? 307.

Britisch-Nordamerika und Alaska. Neue Expeditionen zur Erforschung Alaskas 346.

Vereinigte Staaten. Das Studium der Wälder der Vereinigten Staaten 56. Die letzten Mission-Indianer 81. Die kalifornischen Riesenbäume 68. Zimmermann, Wie wird sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika im 20. Jahrhundert und darüber hinaus vermehren? 78. Baumwollenproduktion und Baumwollenmanufaktur in den Vereinigten Staaten 83. Die Minenindustrie von Montana 100. Die Reste der Catawba-Indianer in Südkarolina 132. Steffens, Die Verfeinerung des Negertypus in den Vereinigten Staaten. Mit Abbildgn. 171. Erosion, Transport und Ablagerung von Geröll in Nordamerika 178. Vorkommen des Waldbüffels 194. Der Muskogen bei den Maidu-Indianern (Nordkalifornien) 195. Expedition nach dem Nordende des Kalifornischen Meerbusens 240. Pueblohäuser im Thale des Beaver Creek, Scott County, Kansas 211. Purpus, Felsmalereien und Indianergräber in Tulare County (Kalifornien). Mit Abbild. 216. Stand der Landesaufnahme der Vereinigten Staaten 340. Der Mississippi 371. Der Census von Hawaii 1900 388.

Mexiko, Centralamerika und Westindien. Greim, Der westindische Hurrikan vom 1. bis 12. September 1900. Mit Karte 32. Prähistorische Obsidianminen im Staate Hidalgo (Mexiko) 50. Preuß, Mexikanische Thonfiguren. Mit Abbildungen 85. Sapper, Zur Statistik von Guatemala 225. Repatriation der Neger auf Kuba nach dem Kongostaat 227. Die geologische Bedeutung der tropischen Vegetationsformen im Mittel- und Südamerika 228. Preuß, Die Schicksalsbücher der alten Mexikaner. Mit Abbildg. 261. Die Zustände in der Negerrepublik Haiti 291. Der Einfluß des Nicaragnasees auf den projektierten Kanal 307.

Südamerika. Katzer, Zur Ethnographie des Rio Tapajóz. Mit Abbildgn. 37. Schwedische Expedition zur Erforschung der östlichen Kordillerenabhänge in Nordwestargentinien und Bolivia 83. Die chilenische Palme (Jubaea spectabilis) 99. Ehrenreich, Zur Geschlechtätowierung der Apiaka 115. Die Seensysteme Patagoniens 163. Die Verbreitungsverhältnisse der Cinchonen 167. Die Cinchonieren 180. Neue Reisen in das Quellgebiet des Schingu 195. Holländische Expedition zur Erforschung der noch unbekannten Gebiete Surinams 227. Dampfer auf dem Titicasee 228. Ethnographisch-zoologische Expedition nach dem Innern von Argentinien 258. Belgische Expedition nach dem Tocantins 260. Ein tertiäres Meer in Südbrasilien? 306. Hauthal, Ein Profil der argentinisch-chilenischen Kordillere 373.

Australien u. Oceanien.

Das Festland. Studium der australischen Eingeborenen 19.

Die Inseln. Britische Annexion der Cook-Inseln 35. Foy, Zur Ethnographie von Neu-Pommern 97. Krämer, Ein Besuch bei Kap Vanjon (Deutsch-Neu-Guinea) 101. Zur Küstenkunde der Marshall- und Kolonieninseln 116. Ein Besuch auf Malokai, der Insel der Aussätzigen. Mit Abbildgn. 163. Erklärung des Namens Samoa 178. Weiße Seefahrer der Karolinenarchipel 179. Krämer, Der Purgierfisch der Gilbertinseln. Mit Abbildg. 181. Der Lauterbachsche Karte des Ramufluses 196. Parkinson, Die Einwohner der Insel St. Matthias (Bismarck-Archipel). Mit Abbild. 229. Parkinson, Die Insel St. Matthias (Bismarck-Archipel). Mit Karte 236. Zimmermann, Ein australisches Inselreich Neu-Seeland 274. Steingeräte höchst merkwürdiger Form von der Südseeinsel Pitcairn. Mit Abbild. 309. Singer, Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee im Jahre 1900 343. Pöch, Geschnitzte Figuren aus Deutsch-Neu-Guinea. Mit Abbild. 352. Die Marianeninsel Tinian 355. Herbertshöhe 355. Dr. Hahls Besuch auf der Ruk-gruppe 356. Der Census von Hawaii 1900 388.

Digitized by Google

Polargebiete.

Singer, Die Polarforschung im Jahre 1900 13. Zur Frage von der Bipolarität der Meeresfauna 19. Die Dolomiten auf Westspitzbergen. Mit Abbild. 20. Die geologische Geschichte der Bäreninsel 99. Verteilung des Eises und Bedingungen eines Seeweges nach Sibirien 100. Kapitän Berniers Nordpolexpedition 115. Gletscherschwankungen in hohen nördlichen Breiten 132. Der Polarwolf und der Moschusochse in Ostgrönland 182. Neger, Das Lichtklima der arktischen Zone und der Lichtgenuß der Pflanzen in der arktischen Region 225. Mewius, Deutsche Nutzbarmachungen auf der Bäreninsel. Mit Abbildg. und Karte 236. Baldwins geplante Polarexpedition 259. Vorbereitungen Walter Wellmans zur Forschungsfahrt nach dem nördlichen Eismeere 275. Wegebauten auf Island 291. Hydrographische Expedition in die arktischen Gebiete 307. Schlußfahrt der schwedischen Gradmessungsexpedition nach Spitzbergen 308.

Hydrographie, Meteorologie, Geophysik.

Greim, Der westindische Hurrikan vom 1. bis 12. September 1900. Mit Karte 32. Beitrag zur Hydrographie von Elsaß-Lothringen 36. Der Wasserstand im Tanganjika 50. Über die geographische Verteilung der relativen Feuchtigkeit auf der Erde 52. Über die Tiefen, die Größe und die Höhenlage der größten Seen Norwegens 67. Vaughan Cornish' Untersuchungen über Wellen und wellenähnliche Formen 68. Bedingungsgleiche Untersuchung des Vierwaldstätter Sees 84. Über die Wirkung der sogen. Wetterschießen verwendeten Böller verschiedener Systeme 84. Vom Wasserhaushalt des Murgebietes 99. Bakteriologische Untersuchungen über Luft und Wasser inmitten des Nordatlantischen Oceans 99. Verteilung des Eises und Bedingungen eines Seeweges nach Sibirien 100. Klimaänderungen der Klimate 100. Watts Behauptung, daß das nordwestliche Europa sein mildes Klima nicht dem Golfstrom zu verdanken habe 115. Die Nordatlantische Wetterwarte der Deutschen Seewarte 115. Fritsches Arbeiten über die Elemente des Erdmagnetismus 163. Grundlawienstudien 163. Die Seensysteme Pataguiens 163. Die Neuvermessung des Meridians von Quito 195. Die Murrayschen Untersuchungen an den schottischen Süßwassern 196. Die anthropogeographische und politischgeographische Bedeutung der Flüsse 212. Föhnbildung durch Teildepression am Nordfuße der Alpen 212. Die Niederschlagsverhältnisse des Großherzogtums Baden 212. v. Seidlitz, L. S. Bergs Erforschung des Aralsees im Sommer 1900 213. Neger, Das Lichtklima der arktischen Zone und der Lichtgenuß der Pflanzen in der arktischen Region 225. Über die Geländedarstellung in Hochgebirgskarten 227. Methode der Darstellung der Gletscher auf den topographischen Karten 228. Jachmann, Das Klima des Kamerungebietes 240. v. Bruchhausen, Fortschritt in der Erkenntnis des Wetterschießens 256. Neue Untersuchungen des Bodens des Atlantischen Oceans 259. Der Nahrungsbedarf im Winter und Sommer des gemäßigten Klimas 260. Über den Staubfall am 10. und 11. März d. J. 291. Über die Meteorologie in der modernen Schiffahrt 291. Hydrographische Expedition in die arktischen Gebiete 307. Selbstregistrierapparat für meteorologische Forschungen in schwer zugänglichen Gebieten 324. Wassertemperaturen von 6° im gefrierenden Seewasser des Omundener Sees 324. Einfluß der Pflanzendecke auf die Wasserführung der Flüsse 324. Mueser, Die Niederschlagsmessung und der wirtschaftliche Aufschwung Ägyptens 336. Der Binn- oder Sandregen vom 10. März 371. Der russische Wetterprophet Demtschinski und seine Wetterprognosen 371. Der Mississippi 371. Schneewellen in Canada 388.

Geologie.

Quartäre Tierreste aus den mährischen Höhlen 67. Geologische Landesaufnahme in Bosnien-Herzegowina 84. Die geologische Geschichte der Bäreninsel 99. Die Ursachen der Fjordbildung 116. Erosion, Transport und Absägerung von Gletscher in Nordamerika 174. Die ältere Eiszeit in Südafrika 179. Jaeger, Die Salzburger Bucht, eine erdgeschichtliche Studie 203. Karsterscheinungen in Katalonien 228. Die geologische Bedeutung der tropischen Vegetationsformen in Mittelamerika und Südamerika 228. Die Petroleumlager des Departements Oran 228. Die erste urmenschliche Erwähnung der Kohle in dem Saargebiete 258. Nehring, Fossile Kamele in Rumänien und die pleistocäne Steppenzeit Mitteleuropas. Mit Abb. 264. Traeger, Die geologische Erforschung der Nordseewatten 305. Hauthal, Ein Profil der argentinischen chilenischen Kordillere 373. Kräuselungsmarken und Dünen 387.

Botanisches und Zoologisches.

Zur Frage der Bipolarität der Meeresfauna 19. Das Studium der Wälder der Vereinigten Staaten 36. Drudes floristische Kartographie von Sachsen 50. Die Waldgrenze in der Schweiz 51. Pflanzen der Kunstbestände Nordeutschlands als Zeugen für die Verkehrsgeschichte unserer Heimat 51. Beziehungen zwischen Wohnort und Gestalt bei den Cruciferen 51. Die kalifornischen Riesenbäume 68. Zur Geschichte einiger Weizenrassen 68. Die chilenische Palme (Jubaea spectabilis) 99. Der Gorilla im Kamerungebiete. Mit Abbild. 147. Der Polarwolf und der Moschusochse in Ostgrönland 162. Die Lage und Form biogeographischer Gebiete 179. Die Opfer der wilden Tiere und Schlangen in Indien 179. Die Verbreitungsverhältnisse der chilenischen Coniferen 180. Über einige Tiere, die im 19. Jahrhundert ausgestorben sind 180. Die Verbreitung der Saatkrähe in Deutschland 180. Krämer, Der Purgierfisch der Gilbertinseln. Mit Abbildg. 181. Vorkommen des Waldhüfels 194. Neger, Der Stand der Kautschukgewinnung, vorzugsweise im tropischen Afrika und die Frage der Kautschukpflanzenkultur 205. Neger, Das Lichtklima der arktischen Zone und der Lichtgenuß der Pflanzen in der arktischen Region 225. Die verschiedenen Seeigel der Kolonie 244. Der Dujong 324. Nehring, Fossile Kamele in Rumänien und die pleistocäne Steppenzeit Mitteleuropas. Mit Abbildung. 264. Fundplätze fossiler Wassernüsse (Trapa natans) in Westpreußen 291. Pflanzengeographische Untersuchungen im Gouvernement Tomsk 307. Lohnt die Theekultur in deutschen Kolonieen? 355.

Urgeschichte.

Erforschung der wendischen Wallstelle auf dem Wallsteine im Fichtelgebirge 19. Prähistorische Obsidianminen im Staate Hidalgo (Mexiko) 50. Radenmacher, Dr. Soldans Ausgrabung einer vorrömischen Stadt bei Neuhäusel in Nassau (Hallstattzeit) 63. Steinbeinge in Wiltshire 66. Wilser, Die Hängesteine, Balone genannt 66. Mit Abbildgn. 80. Die kulturhistorische Bedeutung der in Europa gefundenen Nephrit- und Jadeitgerätschaften 83. Höfer, Fortschritte in der Datierung der Steinzeit 108. Dr. Otto Helms chemische Analysen vorgeschichtlicher Bronzen 132. Mehlis, Prähistorische Schleudersteine aus dem Mittelrheinlande. Mit Abbild. 206. Über die Ergebnisse der Ausgrabungen bei der Ortschaft Patel am See Ostrowo in Makedonien im Herbst 1898 211. Pueblohäuser im Thale des Beaver Creek, Scott County, Kansas 211. Purpus, Felsmalereien und Indianergräber in Tulare County (Kalifornien). Mit Abbildg. 216. Ihm, Ein römisches Mosaik aus Veji. Mit Abbildgn. 253. Das Kriegsbeil von Seddin 275. Über gleichzeitig gefundene Steinwerkzeuge und Altertümer aus der römischen Zeit in den Kurganen des Gebietes von Kubau 275. v. Luschan, G. Schwalbes neue Untersuchung des Neanderthalschädels 277. Carlsen, Steinbeinge. Mit Abbildung. 283. Eine Renntierstation zu Neustadt a. d. Hardt 290. Mehlis, Neues neolithischen Grabfeld aus Rheinhessen 306. Ethnische Vorgeschichte Mecklenburgs 324. Wilser, Ein steinzeitliches Dorf am Neckar. Mit Abbild. und Plan 333. Palleske, Das Vorkommen des Pferdes in der schwedischen Steinzeit und der Fund von Ingelstad. Mit Abbild. 368.

Anthropologie.

Beiträge zur Anthropologie der Schweiz 35. Hypertrichosis universalis mit frühzeitiger Geschlechtsreife 52. Albinos unter den Hopi- und Zuñi-Indianern 132. Stefens, Die Verfeinerung des Negertypus in den Ver-

Digitized by Google

einigten Staaten. Mit Abbildg. 171. Die körperliche Beschaffenheit der Andamaner Bevölkerung zur Zeit der Karlinger 180. v. Luschan, Zur anthropologischen Stellung der alten Ägypter. Mit Abbildung. 197. v. Luschan, G. Schwalbes neue Untersuchungen des Neandertalschädels 277. Über die Stellung des Menschen in der Natur 291. Mohammedaner (Moormen) aus Colombo. Mit Abb. 292. Die Formverschiedenheiten der menschlichen Ohrmuschel 309. Thomas, Die bei der Tagung eines internationalen anthropologisch-ethnographischen Kataloge 339. Die Sexualproportion in Österreich für 1895 und 1896 372. Hirngewicht der Schweden 387.

Ethnographie nebst Volkskunde.

Krause, Die Schraube, eine Eskimo-Erfindung! Mit Abbild. 8. Stenz, Die Gesellschaft „vom blauen Messer" (Boxer). Mit einer farb. Tafel als Sonderbeilage 9. Über Tonsystem und Musik der Siamesen 19. Christus oder Buddha? 19. Ehrenreich, Wilhelm Wundts Völkerpsychologie 21. Die altertümliche Speisen- und Getränkebereitung bei den Serben. Mit Abbild. 36. Katzer, Zur Ethnographie des Rio Tapajos. Mit Abb. 37. Ehrenreich, Religiöser Glaube bei den Centralesknimos 44. Müller, Folkloristische Exkursete (Ge-Dialekt) 45. ten Kate, Die Durchlöcherung von Töpfen bei amerikanischen Indianern 49 und 115. Sternberg, Erforschung der Giljaken auf Sachalin 50. Beiträge zur Kenntnis der tibetischen Medicin 67. Lauter, Felszeichnungen vom Usuri. Mit Karte und Abbildgn. 81. Tieropfer in Rußland 83. Verbreitung des Opiumrauchens unter den Franzosen 83. Foy, Zur Ethnographie von Neu-Pommern 97. Sagen der Kurgane und Ruinen im russisch-centralasiatischen Gebiete Turgajsk 109. ten Kate, Eine japanische Rachepuppe. Mit Abbild. 109. Kautz, Schottische Rachepuppe. Mit Abbild. 110. Chinesischer Aberglaube in Bilderbogen 115. Die Verehrung der Meteoriten 116. Buschan, Der Stand unserer Kenntnis über die Basken 117 u. 208. v. d. Steinen, Die Schraube, keine Eskimo-Erfindung. Mit Abb. 125. Yei Ozaki, Yukata, die Reisewanderrobe in Japan. Mit Abb. 128. Kaindl, Aus der Volksüberlieferung der Bojken. Mit Abb. 150. Andree, Alte westafrikanische Elfenbeinschnitzwerke im Herzogl. Museum zu Braunschweig. Mit Abbild. 156. Das Paradies auf den Tabakspfeifen der Payagua 162. Ruge, Rattenberger Studien. Zur Volkskunde aus dem unteren Innthal in Tirol und aus Oberlangenau. Mit Abbild. 165. Der Opal als Unglücksstein 195. Der Musikbogen bei den Maidu-Indianern 195. Die Bedeutung des Haselstrauchs im altgermanischen Kultus 196. Die religiösen Vorstellungen der Giljaken am Amur 210. Der Sarg eines Guineanegers. Mit Abbild. 212. Tetzner, Das bosnische und herzegowinische Haus. Mit Abbildg. 220. Die Anfänge des tierverbrauches auf ethnologischer Grundlage 228. Tetzner, Kleie und Swirne. Mit Grundrissen 252. Preuß, Die Schicksalsbücher der alten Mexikaner. Mit Abbildg. 261. Grünwedel, Bilder zur Kesarsage. Mit Abbildg. 281. v. Buchwald, Zur Frage nach dem Alter der Schraube. Mit Abbildg. 285. Die Fallen der amerikanischen Indianer 290. Mohammedaner (Moormen) aus Colombo. Mit Abb. 292. v. Buchwald, Der Ursprung des Rundlings. Mit Karten 293 ff. Förstemann, Der Merkur bei den Mayas 298. Brielmann, Fischfang und Jagd der Eingeborenen am Kwango (Kongostaat. Mit Abbild. 299. Winter, Russische Volksbräuche bei Seuchen 301. P. L., Lieder im Gē-Dialekt (Klein-Popo, Togo) 349. Pater L., Namengebung und Hochzeitsbräuche bei den Togonegern. Mit Abb. 350. Pöch, Geschnitzte Figuren aus Deutsch-Neu-Guinea. Mit Abb. 352. v. Negelein, Seele als Vogel 357 ff. Karutz, Zur westafrikanischen Maskenkunde. Mit Abbild. 361. Vogelaberglaube in Schweden 366. Die Waldlappen 387.

Biographieen. Nekrologe.

Serpa Pinto † 67. David Wynford Carnegie † 67. Generalleutn. a. D. Roderich v. Erckert † 67. Matteo Fiorini † 98. Luciano Conleiro † 99. Ludovic Drapeyron † 164. Ottomar v. Volkmer † 161. Dr. Bernh. Schwarz † 162. Kohut, Sophus Ruge. Zu seinem 70. Geburtstage, 26. März 1901. Mit Bildnis 174. G. M. Dawson † 194. Johann Friedrich Wilhelm Hoffmann † 195. Dr. Johan H. Kloss † 227. R. Parkinson 230. Graf Ladislaus Gundaccar Wurmbrand-Stuppach † 260. Dr. G. Schlichter † 300. Dr. Emil Bretschneider † 340. Missionar J. Chalmers † 340. Anthony Wilkin † 371. de Sarzec † 387. Hazelius † 387.

Karten und Pläne.

Die Mentawei-Inseln 1. Bahn des Cyclone von Galveston, 1. bis 12. September 1900 33. Kartenskizze des Amur und Usuri 50. Noord Beveland vor der Überdämung und nach der Wiederbedeichung 73. Skizze von Foureaus Reise von Algier bis zur Kongomündung 175. Futterers angeführter Reisweg vom Kuku-nor zum Hoang-ho 191. Die Bäreninsel 236. Kartenskizze des Vulkans Kaba auf Sumatra 246. 84. Matthäus-Insel (Bismarck-Archipel) 256. v. Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz. 1786. Sektion VIII 295. Meßtischblatt Neu-Strelitz 295. v. Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz. 1789. Sektion V 296. Meßtischblatt Carwitzhuus 296. v. Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz. 1789. Sektion II 297. Meßtischblatt Gehlsbeck 297. Rosen der Mission Woelffel im Hinterlande der Elfenbeinküste 315. Zemmrich, Karte der Sprachgrenze in Nordostbohmen. Sonderbeil. zu Nr. 23. Plan des steinzeitlichen Gehöfte auf dem Stumpfwörther Ring am Neckar 333. Übersicht der neueren Forschungen im Sobangebiete 380.

Sprachliches.

Halbfaß, G. Marinellis Vokabular des Dialektes der drei deutschen Sprachinseln im Friaul 35. Die Ableitung des Wortes Pfahl als Bezeichnung des Limes 36. Müller, Folkloristische Ewhetexte (Gē-Dialekt) 45. Erklärung des Namens Samoa 178.

Abbildungen.

Europa. Lawinenwehr an der Kirche von Oberwald im Wallis. 1370 m ü. M. Beimerwaal (Holland) zur Zeit seiner Blüte 74. Das zerstörte Heimervaal 74. Fernblick auf die Middeburger Hafen am Ende des 17. Jahrhunderts 74. Vlissingen vor der ersten Stadterweiterung. 16. Jahrhundert 75. Eine schottische Rachepuppe 110. Gesamtansicht der deutschen Kolonialschule zu Witzenhausen 144. Witzenhausen im Jahre 1634 145. Rattenberg von Osten 166. Rattenberg von Südosten 167. Wilhelm Biener, Kanzler von Tirol 168. Rattenberg von Westen 169.

Asien. Mann von der Insel Nordpagai (Mentawei-Inseln) 2. Mann und Frau von Nordpagai 3. Frauen aus dem Dorfe Katerai auf der Insel Sibirut 4. Mann von den Pagai-Inseln im Festschmuck 5. Ansicht des Dorfes Si-Oban auf der Insel Pora 25. Mann von der Insel Nordpagai 26. Mann von der Insel Südpagai aus dem Dorfe Si-Kautai 27. Mann und Frau aus dem Dorfe Tekake auf der Insel Nordpagai 28. Ansicht des Dorfes Si-Kautai auf der Insel Südpagai an der Si-Kakap-Straße 29. Männer von der Insel Nordpagai 30. Bilder aus dem „Propheszeihngsbuch" der Boxer. Sonderbeilage zu Nr. 9. Felszeichnungen von Usuri 71. Eine japanische Rachepuppe 109. Der Tempel, in welchem das Yubana (Heilwasserprobe) in Japan stattfindet 128. Einladung zur Teilnahme an dem Yubana 128. Yoschimura Seisai, der Hauptpriester 128. Priester und Gläubige vor dem Yubana im Tempel 129. Regime des Yubana 129. Yamasaki und Kawai, die Gesetz umführend 130. Die „Gohei", mit denen die Gläubigen das Wasser rühren 130. Die Priester spritzen kochendes Wasser mit Bambuszweigen über sich aus 130. Tamarixhügel auf Sand- und Lehmfläche. Nördliche Zone der Gobi 188. Gebirge der mittleren gebirgigen Zone der Gobi 189. Zeugenhügel aus Lehm. Südliche Zone der Gobi 189. Wandhöhlungen im Granite. Gebirge der mittleren Zone der Gobi 190. Schlucht zum Hoangho-becken in den Kuku-nor-raten der Steppenfläche, südlich des Austrittes des Flusses aus dem Bochpargebirge 190. Zeltlager der Tanguten bei Luzsong 191. Tanguten am Kuke-nur 192. Tangutische Frauen in Luzsong im Baathale 193. Inneres des Kabakrraters (Sumatra) aus der Vogelschau, ungefähr 300 m hoch vom Reting aus aufgenommen 247. Der Kabakgipfel Biring 248. Inneres des Verbeekkraters: der Ringwall mit den drei rätselhaften braunsteinigen Lechern 248. Inneres des Verbeekkraters in der Vogelschau von Ostabhange des Reting 268. In-

Digitized by Google

neres des Kraters Vogelsang 269. Profil der Krater des Kaba 280. Mohammedanische Pilger in der heiligen Einfriedigung während der Messe von Allahabad 286. Der japanische Schauspieler Danjuro 388.

Afrika. Ein Antanossy-Mann (Madagaskar) 56. Blütenzweig des Tangenbaumes 56. Intisybäume 57. Vohenaliane in Nampoa 58. Pflanzenwuchs an einem Lagunenzuflusse 59. Tanalen-Frauen und Tanalen-Männer 60. Betsimisaraka-Frau, ihr Kind aus einem Bambusgefäfse tränkend 61. Baumwuchs am Flusse Tsilamahana 62. Abd-el-Messieh, ein Fellache 105. Markt in Fakus (Land Gosen) 105. Junge mit einer Büffelkuh 106. Wasserplatz bei einem Fellachendorfe 106. Brautprozession 107. Das Dreschen des Getreides mit dem Nurag 107. Ankunft einer Elfenbeinkarawane in Ki-Santu 112. Das Stationsgebäude Johann-Albrechts-Höhe (Kamerun) 135. Weg nach der oberen Station von Johann-Albrechts-Höhe, eingefafst mit Ananas und Kautschukbäumen 136. Am Elefantensee 137. Gefällter dichter Urwald, Baumwollenbaum 138. Die Stationsjungen von Johann-Albrechts-Höhe 139. Männlicher Gorilla bei der Yaundestation (Kamerun) erlegt 148. Altes geschnitztes Elfenbeingefäfs aus Westafrika 156. Alte geschnitzte Elfenbeinlöffel aus Westafrika 157 und 158. Deckel vom Sarge des Häuptlings Nyango Kuassi 212. „Nsoso“ genannte Fischreusen und „nswa“ genannte Fischereigeräte der Eingeborenen am Kwango 300. Ein Fisch aus dem Kwango 300. Perlhuhnfalle der Eingeborenen am Kwango 301. Tanz der Gere (Hinterland der Elfenbeinküste) 314. Trommler und Tänzer der Manon 313. Zauberer bei den Anthropophagen 315. Brücke über den Dingu (Cavally) bei Nso 315. Der Dingu (Cavally) bei Tiafesco 316. Dorf der Diula 316. Samorys früherer General Kunady-Keleba 317. Diula-Häuptlinge 318. Togomädchen mit Fetischabzeichen vor der Hochzeit 350. Im Salzsumpf von Uadi-Tilat (Ägypten) 375. Lager bei El-Akawa 376. Dorf Sanata (Ägypten) 377. Skorpionjagd in Suffieh 378. Fischerdorf San-el-Haga 378.

Amerika. Kopftrophäe von einem Yuruna, angefertigt von einem Mundurukú 38. Steinerzeugnisse der Mundurukú-Indianer am Rio Tapajós 39. Mauhé-Indianer 40. Gesichtstättowierung eines Apiaká-Indianers 40. Mexikanische Thonfiguren: Erdgöttinnen, Xochiquetzal u. a. 85. Xochiquetzal aus Codex Borgia 86. Mais- und Fruchtgöttinnen, Chicomecouatl u. a. 86. Maisgöttin. Schlangenstab (couatopilli) einer Maisgöttin und Schlangenstab der Couatlicue 87. Mexikanische Frauen (?) 87. Xipe, der Geschundene 88. Xipe auf seinem Tempel (teocalli) 88. Köpfe u. Mütze (yopitzontli) Xipes 88. Macuilxochitl, Gott des Spieles, Tanzes und Gesanges 89. Derselbe auf seinem Tempel 89. Xipe und Macuilxochitl 89. Derselbe, bezw. eine ihm dienende Person 90. Tanzende und musizierende Gestalt; Form oder im Dienst Macuilxochitls 90. Musikanten in Häuptlingsfesttracht 90. Vogel, Affe (?) und Mensch, die Fellpauke schlagend 91. Tänzer mit Symbolen Macuilxochitls 91. Formen Tezcatlipocas (Tlachotalco Yaotl) 91. Macuilxochitl mit dem Tlachieloni 91. Verfeinerte Negertypen aus den Vereinigten Staaten 172 u. 173. Walzenförmiger Stein und Scheibchen aus einem Indianergrabe in Tulare County (Kalifornien) 216. Hauptdarstellung aus dem Tonalamatl (Schicksalsbuch) der Aubinschen Sammlung, Blatt 16 263.

Australien und Oceanien. Pater Damien bei seiner Ankunft in der Leprastation zu Kalawao auf Molokai und als Aussätziger in den letzten Jahren seines Lebens 164. Kanakenknabe, die tuberöse Form des Aussatzes zeigend 164. Aussätziger Kanakenknabe 164. Der Purgierfisch der Gilbertinseln: dentaritari 181 u. te ika na peka 182. Fischhaken aus Holz für den Palufang 182. Speere von der Insel St. Matthias im Bismarck-Archipel 232. Steingeräte von Pitcairn 308. Geschnitzte Figuren aus Deutsch-Neu-Guinea 353.

Polargebiete. Die Dolomiten des Diadems auf Spitzbergen 20. Das zu Tage tretende Kohlenflöz südlich des englischen Flusses auf der Bäreninsel 1900 237. Südhafen auf der Bäreninsel, mit Eis blockiert am 5. Juli 1900, vormittags 9 Uhr 238.

Bildnisse. Kanzler Bisner 168. Sophus Ruge 174. R. Parkinson 239.

Urgeschichte. Fibulae palaeolithicae (bâtons de commandement) 80. 59 mexikanische Thonfiguren 85 bis 91. Prähistorische Schleuderkugeln aus dem Mittelrheinlande 207. Walzenförmiger Stein und Scheibchen aus einem Indianergrabe in Tulare County (Kalifornien) 217. Einschiffung eines afrikanischen Elefanten. Römisches Mosaik aus Veji 251. Stonehenge, nach der Rekonstruktion von Browne 284. Plan von Stonehenge in seinem gegenwärtigen Zustande 284. Schraubenartig gedrehte Nadel von Schwanebeck 285. Bronzeschwert von Ilanz mit Schraubendorn 285. Verzierte Gefäfse von Stumpfwörsching 334. Steinzeitliches Hockergrab vom Heuchelberge mit flachen Steinbeilen und schnurverzierter Vase 335. Pferdeschädel von Ingelstad mit Feuersteindolch 369.

Ethnographie, Anthropologie und Volkskunde. Entwickelung der Schraube, einer Eskimo-Erfindung? 8. Bilder aus dem „Prophezeiungsbuch“ der Boxer. Sonderbeilage zu Nr. 1. Krbulja, Schale von Birkenrinde bei den Serben 36. Kopftrophäe von einem Yuruna, angefertigt von einem Mundurúku 38. Steinerzeugnisse der Mundurúku-Indianer am Rio Tapajós 39. Mauhé-Indianer 40. Gesichtstättowierung eines Apiaká-Indianers 40. Felszeichnungen vom Ussuri 71. Japanische Rachepuppe 109. Schottische Rachepuppe 110. Schraubenpfeil, Pfeilspitze mit Zähnchen und Bärenpfeil. Prinz v. Wales-Halbinsel 126. Pfeilspitzen mit Schraubenwindungen aus Westgrönland 127. Pfeil mit Schnurspirale 127. Rechtsdrehende Holzschraube aus Westgrönland 125. Der Tempel, in welchem das Yubana (die Heifswasserprobe) in Japan stattfindet 128. Einladung zur Teilnahme an dem Yubana 128. Yoschimura Seisai, der Hauptpriester 128. Priester und Gläubige vor dem Yubana im Tempel 129. Beginn des Yubana 129. Yamasaki und Kano, die Kessel umrührend 130. Die „Gohei“, mit denen die Gläubigen das Wasser rührten 130. Die Priester spritzen kochendes Wasser mit Bambuszweigen über sich aus 130. Bojken-Tanz in Porohy 151. Altes geschnitztes Elfenbeingefäfs aus Westafrika 156. Alte geschnitzte Elfenbeinlöffel aus Westafrika 157. Löffelstiele in natürlicher Gröfse 158. Verfeinerte Negertypen aus den Vereinigten Staaten 172 u. 173. Figur von Negadeh (Ägypten) 195. Penistaschen der Moba im nördlichen Togo 197. Nutschi von den Magwangwara und Sulu 198. Geflochtene Nutschi von den Mafiti und den Magwangwara (Deutsch-Ostafrika) 198. Nutschi aus Puppengehäusen einer Cycade (Magwangwara, Deutsch-Ostafrika) 198. Nutschi aus kleinen Kürbisschalen vom Angriffshafen, Deutsch-Neu-Guinea 199. Nutschi aus Ovula Ovum-Schnecken von der Taui-Gruppe und der St. Matthias-Insel 199. Deckel vom Sarge des Häuptlings Nyango Kuassi 212. Zweizelliges Haus nach Meringer; zweizelliges Haus, Gegend von Dolnja Tuzla; zweizelliges bosnisches Haus mit Laubenbau 221. Grundrifs eines zweizelligen Hauses in Saice 221. Grundrifs des Obergeschosses eines unten dreizelligen Hauses in Jezero 221. Grundrifs des Obergeschosses eines mohammedanischen Hauses in Dolnja Subaja bei Kruga 221. Haus in Novi 222. Zweizelliges bosnisches Haus 222. Mohammedanisches Gehöft in Dervent 222. Haus in Mostar 223. Grundrifs von dem Hause des Raić in Drežnica, Bezirk Mostar 223. Ein Zigeunerhaus mit Dachstube in Konjic 224. Dučan in Konjic 224. Grundrifs der gewöhnlichen alten und neuen litauischen Kleta 253. Alte Deutsch-Crottinger Kleta (Grundrifs) 253. Neue Deutsch-Crottinger Klete (Grundrifs) 253. Grundrifs einer Swirne in Szwlakszna (Samogitien) 253. Hauptdarstellung aus dem Tonalamatl (Schicksalsbuch) der Aubinschen Sammlung. Blatt 16 263. Kopie eines Wandgemäldes aus einem Hause in Leh, mit Darstellung des Kesar 282. Gemälde aus Leh: Darstellungen zur Kesarsage 282. Mohammedaner (Moormen) aus Ceylon 292. „Nsoso“ und „nswa“, Fischreuse und Fischereigerät der Eingeborenen am Kwango (Kongostaat) 300. Ein Fisch aus dem Kwango 300. Perlhuhnfalle der Eingeborenen am Kwango 301. Togomädchen mit Fetischabzeichen vor der Hochzeit 350. Geschnitzte Figuren aus Deutsch-Neu-Guinea 353. Purrahmaske der Susus (Westafrika). Maske in Gestalt eines Schweinskopfes von Porto Novo. Masken aus Lagos. Mukisch-Maske 362. Masken aus Kamerun 363. Mendi-Tanzknaben in ihrer besonderen Tracht 364. Mendimädchen in ihrer Bundutracht 364. „Bundu-Teufel“ (Geist) als Sittenrichter 365. „Nafari“ im Tanzkostüm 365. Mitglieder des Tassobundes (Westafrika) 366.

Botanisches und Zoologisches. Männlicher Gorilla bei der Yaundestation (Kamerun) erlegt 148. Der Dentaritari und der te ika ni peka (Purgierfisch der Gilbertinseln) 181 und 182. Camelus alutensis Stef. Unterkiefer von der Seite und von oben gesehen 265.

Digitized by Google

Bücherschau.

Baſa, Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien 289.

Boletin del Instituto fisico-geográfico de Costarica 305.

Bremer, Ethnographie der germanischen Stämme 159.

Brose, Die deutsche Kolonialliitteratur im Jahre 1899 147.

Burckhardt, Profils géologiques de la Cordillère 373.

Caland, Altindisches Zauberritual 257.

van Calker, De ontwikkeling onzer kennis van den Groninger Honderug gedurende de laatste eeuw 288.

Christensen, Baserøveru 385.

Chun, Aus den Tiefen des Weltmeeres 49.

Coghlan, A statistical account of the seven colonies of Australasia, 1899—1900. 389.

Cramer, Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit 113.

Dahlgreen, De franska sjöfärderna till söderhaf vet i början af sterstende seklet 18.

Dedekind, Altägyptisches Bienenwesen im Lichte der modernen Weltbienenwirtschaft 208.

Dofiein, Von den Antillen zum fernen Westen 176.

Ehstrom, der, seiu Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse 48.

Fleck, Karte über den Stand des Eisenbahnbaues in Afrika 1900 147.

Forel, Handbuch der Seenkunde 34.

Foy, Tanzobjekte vom Bismarck-Archipel, Nissan und Buka 97.

Futterer, Durch Asien 188.

Gebauer, Handbuch der Länder- und Völkerkunde in volkstümlicher Darstellung, mit besonderer Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse 209.

Geographischer Jahresbericht über Österreich 178.

Harvey, New Foundland in 1900 305.

Heierli, Urgeschichte der Schweiz 177.

Herbertson, The distribution of rainfall over the land 306.

Hertel, Die Wüstungen im Nordthüringgau 288.

Histoire de l'Algérie par ses monuments 98.

Hueppe, Über die modernen Kolonisationsbestrebungen und die Anpassungsmöglichkeit der Europäer in den Tropen 176.

Hugues, Le esplorazioni polari nel secolo XIX 176.

Intercontinental Railway-Commission, Report of Surveys and Explorations made 1891—1900 160.

Jankó, Magyarische Typen 160.

Jensen, Vom Dünenstrand der Nordsee und vom Wattenmeer 34.

Kaerger, Landwirtschaft im tropischen Amerika 385.

Klein, Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung 82.

Koch, Zum Animismus der südamerikanischen Indianer 82.

Krämer, Die Samoa-Inseln 268.

Kropf, A Kaffir-English Dictionary 114.

Knrth, La frontiere linguistique en Belgique et dans le Nord de la France 24.

Langel, Trachten und Sitten im Elsaß 160.

Lauterer, Australien und Tasmanien 113.

v. Luschan, Die Karl Knorrsche Sammlung von Benin-Altertümern im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart 305.

Marina, Romanentum und Germanenwelt in ihren ersten Berührungen miteinander 46.

Martin, Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach 209.

Matteuzi, Les facteurs de l'évolution des peuples 98.

Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande 67.

Meinecke, Wirtschaftliche Kolonialpolitik III 353.

Memel-, Pregel- und Weichselstrom, ihre Stromgebiete und ihre wichtigsten Nebenflüsse 48.

Meyer und Parkinson, Album von Papuatypen II. Nord-Neu-Guinea, Bismarck-Archipel, Deutsche Salomo-Inseln 17.

Meyer, Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert 81.

Minotili, Soluzione grafica di alcuni problemi di Geografica matematica 114.

Moisel, Karte von Kamerun 354.

Much, Deutsche Stammeskunde 17.

Norway, Official publication for the Paris exhibition 34.

Pfau, Topographische Forschungen über die ältesten Siedelungen der Hochlitzer Pflege 176.

Report of the Census of Cuba 1899 113.

Report on the Census of Porto Rico 1899 289.

Richter, Geomorphologische Untersuchungen in den Hochalpen 178.

Schanz, Australien und die Südsee an der Jahrhundertwende 66.

Schauinsland, Ein Besuch auf Molokai, der Insel der Aussätzigen 163.

Schmidt, Die Jahimpresche 177.

Schumann und Lauterbach, Die Flora der deutschen Schutzgebiete in der Südsee 243.

Schulz, Über die Entwickelungsgeschichte der gegenwärtigen phanerogamen Flora und Pflanzendecke der skandinavischen Halbinsel und der benachbarten schwedischen und norwegischen Inseln 225.

Schwarz, Urgeschichte der Kultur 289.

v. Schwarz, Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker 82.

Schweden, Reisehandbuch, mit staatlicher Unterstützung herausgegeben vom schwedischen Touristenverein zu Stockholm 210.

Seidel, Sunheli Konversations-Grammatik 81.

Semenow, Rußland. Vollständige geographische Beschreibung unseres Vaterlandes 34.

Smith, Verlies en Aanwinst van Land in de Provincie Groningen gedurende de negenlende eeuw 227.

Tukada, Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwickelung in Japan 208.

Ule, Grundriß der allgemeinen Erdkunde 177.

de Visser, De Graecorum diis non referentibus speciem humanam 226.

Wahnschaffe, Die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes 161.

Weinstein, Die Erdströme im deutschen Reichstelegraphengebiet und ihr Zusammenhang mit den erdmagnetischen Erscheinungen 66.

Weiß, Mehr als 50 Jahre auf Chatham-Island 81.

Winkler, Studien in Nederlandsche Namenkunde 81.

Wolf, Meine Wanderungen. I. Im Innern Chinas 65.

Wundt, Völkerpsychologie 21.

Ziehy, Dritte asiatische Forschungsreise II 385.

Zonderman, Allgemeine Kartenkunde 290.

Mitarbeiter (Bd. LXXIX).

Andree, R., Dr. phil., Braunschweig.

Bergsøe, A., Prof., Charlottenlund.

Bertram, Ch., Colombo.

Bischof, H., Prof., Lüttich.

Brietmann, P., Brüssel.

v. Bruchhausen, K., Major a. D., Friedenau.

v. Buchwald, G., Dr., Archivar, Neu-Strelitz.

Buschan, G., Dr. med. et phil., Stettin.

Carlsen, E., Dr. phil., London.

Cohrsen, Frau, Berlin.

v. Danckelman, Prof., Berlin.

Ebrenreich, P., Dr. med. et phil., Privatdocent, Berlin.

Erdweg, J., P. S. V. D., Berlinhafen (Neu-Guinea).

Forstemann, E., Prof., Charlottenburg.

Förster, Brix, Oberstleutnant a. D., München.

Foy, W., Dr. phil., Dresden.

Friederichsen, M., Dr. phil., Hamburg.

Goldziher, J., Prof., Budapest.

Grabowsky, F., Direktor des zoologischen Gartens, Breslau.

Greim, G., Dr. phil., Privatdocent, Darmstadt.

Grünwedel, A., Dr. phil., Prof., Berlin.

Hagen, B., Dr. med., Hofrat, Frankfurt a. M.

Halbfaß, W., Dr. phil., Oberlehrer, Neuhaldensleben.

Hammer, E., Prof. Dr., Stuttgart.

Hansen, R., Dr., Oberlehrer, Oldesloe.

Hauthal, R., Prof., La Plata.

Höfer, F., Prof., Wermigerode.

Hutter, Hauptmann a. D., Weilheim.

Ihm, M., Privatdocent, Halle a. S.

Jachmann, Korvettenkapitän a. D., Berlin.

Jaeger, J., Generalrat, München.

Jansen, H., Dr. phil., Friedrichshagen.

Jellinghaus, H., Direktor, Segeberg.

Kannegießer, G. A., Major a. D., Hameln.

Kaindl, R. F., Dr. phil., Prof., Czernowitz.

Karutz, R., Dr. med., Lübeck.

ten Kate, H., Dr. med., Nagasaki.

Katzer, Fr., Dr. phil., Landesgeologe, Sarajewo.

Krahmer, Generalmajor z. D., Wernigerode.

Krämer, A., Dr. med., Marinestabsarzt, Kiel.

Krause, E., Kgl. Konservator, Berlin.

Krause, E. H. L., Dr. med., Saarlouis.

Lamer, H., Dr. phil., Leipzig.

Lasch, R., Dr. phil., Horn (N.-Österr.).

Laufer, B., Dr. phil., Köln.

Lenz, A., Hauptmann a. D., Berlin.

v. Luschan, F., Dr., Prof., Berlin.

Mehlis, C., Dr., Prof., Neustadt a. d. H.

Meinhof, C., Pastor, Elze w.

Mewius, F., Berlin.

Moeser, H., Meran.

Müller, Fr., Pater, S. V. D.

v. Negelein, J., Privatdocent, Königsberg.

Neger, F. W., Dr. phil., München.

Nehring, A., Dr. phil., Prof., Berlin.

Palleske, R., Oberlehrer, Kattowitz.

Parkinson, R., Pflanzer, Raium, Neu-Pommern.

Pleyte, C. M., Leiden.

Digitized by Google

Föch, R., Dr. phil., Berlin.
Preuß, R. Th., Dr., phil., Berlin.
Purpus, C. A., San Diego (Kalifornien).
Rademacher, C., Prof., Köln.
Ratzel, Fr., Dr., Prof., Geheimer Rat, Leipzig.
Reinecke, Dr. phil., Breslau.
Roth, E., Dr. phil., Bibliothekar, Halle a. S.
Ruge, S., Dr., Prof., Dresden.
Sapper, Karl, Dr. phil., Privatdocent, Leipzig.
Schuchardt, H., Prof., Graz.
Seidel, H., Rektor, Berlin.
v. Seidlitz, N., Staatsrat, Wladikawkas.
Singer, H., Redakteur, Bromberg.
Steffens, C., Dr. phil., New York.
v. d. Steinen, K., Prof., Berlin.
Steinmetz, S. R., Dr., Hoog (Holland).
v. Stenin, P., Oberlehrer, St. Petersburg.
Stenz, G. M., Pater S. V. D., Rhöndorf.
Stieda, L., Dr., Geheimer Medicinalrat, Königsberg i. Pr.
Tetzner, F., Dr. phil., Oberlehr., Leipzig.
Thomas, Bibliothekar des Anthropol. Instituts, London.
Traeger, E., Dr. phil., Frankfurt a. M.
Vierkandt, A., Dr. phil., Privatdocent, Berlin.
Voigt, E., Dr., Taiby Gård, Schweden.
Wilser, L., Dr. med., Heidelberg.
Winter, A. C., Libau.
Winternitz, M., Dr. phil., Weinberge-Prag.
Wolkenhauer, W., Prof., Bremen.
Zemmrich, J., Dr., Oberlehrer, Plauen im Vogtlande.
Zimmermann, F. W. R., Dr., Finanzrat, Braunschweig.

Druckfehler im LXXIX. Bande.

S. 34, Sp. 2, Z. 31 von oben lies eingezogene Klöster statt erbeuteten Dörfer.
„ 37, „ 2, „ 17 „ „ „ Weißer (Europäer) statt Weiser.
„ 140, „ 2, „ 13—15 von unten lies Hashiri Daikoku statt Hoshiri Doikoku.

S. 151, in der Unterschrift der Abbild. lies Pfarrer Lewicki statt B. F. Kaindl.
„ 296, Sp. 1, Z. 7 von unten } lies Dambecker See statt
„ 296, „ 2, „ 8 „ „ } Röthsee.
„ 302, „ 1, „ 28 „ oben } lies Hahn statt Hase.
„ 302, „ 1, „ 6 „ unten }

Anmerk. S. = Seite. Sp. = Spalte. Z. = Zeile.

Digitized by Google

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 1. **BRAUNSCHWEIG.** 3. Januar 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Die Mentawei-Inseln und ihre Bewohner.

Von C. M. Pleyte. Paris.

Mit zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

I.

Geographisches. An der Westküste von Sumatra, zwischen 98° 30′ bis 100° 40′ östl. L. und 0° 59′ bis 3° 41′ südl. Br., liegt eine Inselgruppe, die nur spärlich besucht wird; es sind die Nassau- oder Pagai- und die Mentawei-Inseln. Vom Meere aus gesehen, bestehen sie aus niedrigen Hügeln, aber deren Gipfeln sich fast immer riesige regenschwangere Wolken zusammenpacken, ohne aber dort den Regen fallen zu lassen. Erst beim Herannahen der Küste erblickt man das niedrige Ufer, an der Landseite von einem sumpfigen Gürtel begrenzt, der mit Rhizophoren und einigen Casuarinenarten bedeckt ist. Da, wo der Boden höher wird, fängt der Urwald an, der das ganze Land mit einem beinahe undurchdringlichen Dickicht bedeckt und worin nur an der Mündung eines Flusses eine Lichtung zu verspüren ist.

Die ganze Gruppe, deren Oberfläche ca. 100 Quadrat-Meilen betragen wird, besteht aus vier grofsen und einer beträchtlichen Anzahl kleinen Inseln, von denen nur die ersteren fortdauernd bewohnt sind. Sie liegt in gerader Linie von Südwest nach Nordost und 130 km von dem Festlande von Sumatra entfernt (Abb. 1).

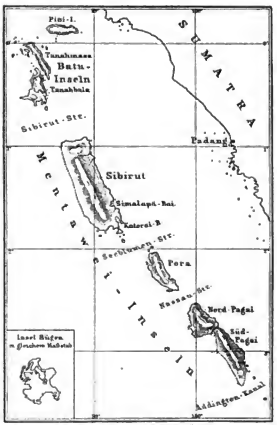


Abb. 1. Die Mentawei-Inseln.

In ihrer Reihenfolge von Norden nach Süden führen sie die Namen: Sibirut, Pora, Nord- und Südpagai. Alle sind durch tiefe Meeresstraßen voneinander getrennt, vulkanisch und von Zeit zu Zeit von Erderschütterungen heimgesucht, welche die schräg abgehrochenen und fast horizontal ins Meer herabstürzenden Hügelwände erklären, welche an einigen Stellen die einförmige Strandlinie unterbrechen.

Geographisch ist von diesen Inseln noch wenig bekannt, da allein die Ostküste hydrographisch aufgenommen wurde, während die Westküste, des hohen Wellenschlags des Indischen Oceans wegen, beschwerlich zu erreichen ist. Zwar findet man an jener Seite viele Einschnitte und Buchten, doch diese haben zum grofsen Teile schlechten Ankergrund, abgesehen davon, dafs das Einlaufen gröfserer Fahrzeuge durch Korallenriffe sehr erschwert wird. Diese Riffe steigen wie eine Mauer zur Oberfläche des Meeres empor und werden bei Ebbe an vielen Stellen trocken. Die grofsen Wellen des Indischen Oceans, denen sich diese Mauer namentlich an der Westseite entgegenstellt, brechen daran mit einer solchen ungeheuren Macht, dafs dadurch eine Brandung entsteht, von der man sich in der nördlichen Hemisphäre nur bei dem heftigsten Sturm eine annähernde Vorstellung machen kann. Ist deswegen die Westküste fast unbekannt, so ist es kaum anders mit dem Innern der Fall, das noch einer genaueren Durchforschung harrt. Was darüber bekannt wurde, stützt sich hauptsächlich auf Mitteilungen von Eingeborenen, deren Zuverlässigkeit nicht immer absolut ist. Deswegen sind wir denn auch gezwungen, auf eine

Digitized by Google

Beschreibung des Binnenlandes zu verzichten und uns, soweit es die Geographie anbetrifft, auf einige Allgemeinheiten zu beschränken.

Sibirut wird von den nördlich gelegenen Batu-Inseln durch die Sibirutstraße geschieden und südlich durch die Seeblumenstraße von Pora getrennt. Die Insel hat folgende Buchten: Tabekatbai und Simalapäbai an der Ostküste, Katoraibai an der Südküste und Tai lälän an der Südwestküste. Die Flüsse sind der Katorai und Tabekat, die beide in den gleichnamigen Busen ins Meer fallen. Die Landschaften, in welche die Insel zerfällt, sind: Tabekat, Tasilat, Sakabalnan, Simonga baln, Saibi, Sibirut und Katorai an der Ostküste und Sigap, Tai ma bala, Sibalabat, Sipaipaät, Tai lälän und Tailogui an der Westküste. Die vornehmsten Inseln in der Nähe sind Pangelang, Karamatjat und Westinsel, letzte durch die Jennystraße von der Hauptinsel getrennt.

Abb. 2. Mann von der Insel Nordpagai.

Pora wird durch die Nassaustraße von den Pagai-Inseln geschieden und hat folgende Buchten: die Bai von Tai beri manua an der Nordwestküste, Telnk dalam, Siharlu, Silahu und Telnk pälana an der Ostküste, Siteloru, Siann und Sioban an der Südküste. Als Landschaften werden verzeichnet: Sima tobu im Norden, Tai ala oinan, Sioban, Tai baran und Tai gitji im Osten, Tai beri manua, Tai beri ulan und Tai boena im Süden und Pora in der Mitte. In geringer Entfernung liegen Pulau sätan, die Toteninsel, Siburuburu, Pulau burung, Naka und Sidua mata.

Nordpagai, im Süden von der engen Sikakastraße bespült, besitzt erstens die Labuan Djababai und zweitens die Bucht von Silabu und auch noch zwei größere Flüsse, den Simangaya und den Tekakau. Landschaften giebt es dort sechs: Simonganju, Simangaya, Simanlobä, Tekakau, Silabu und Sibatu monga, die westlich liegenden Palau Labn werden zu dieser Insel gerechnet.

Südpagais Hafen bildet die Labuan Djawabai, welche erst im Juni 1889 durch I. M. S. „Java" entdeckt und nach deren Kommandanten „Veekkensbai" genannt wurde. Dieser Hafen gewährt Schutz gegen alle Winde, ist vollkommen sicher, 24 km lang und in seiner größten Breite 8 km breit, so daß sogar ein modernes Panzergeschwader dort eine Zuflucht finden kann. Landschaften sind Silabanja im Norden, Taima buku und Simalakopa im Osten, Simalago im Süden und Telnk bulai und Tai nabobo im Westen.

In der unmittelbaren Nähe liegen die Inselchen Siburubaru und Bign. — Von allen genannten Inseln sind nur die vier größten fortwährend bewohnt; die Gesamtzahl der Einwohner beträgt nicht viel mehr als 15000 Seelen.

Der Sitz des niederländisch-indischen Gouvernements ist Sioban, wo ein malaiischer Dorfvorsteher mit 16 Polizeisoldaten die Regierung vertritt.

Anthropologisches. Obwohl die Mentaweier einen von den Malaien ziemlich stark abweichenden Typus

Digitized by Google

haben, woraus v. Rosenberg den Schluſs zog, daſs sie den Polynesiern näher ständen als den Malaien, werden sie von anderen Reisenden doch den letzteren als nicht fernstehend betrachtet; im Gegenteil, soweit wir Individuen zu sehen bekamen, ähnelten sie mehr den Batáks. In der Beschreibung der Einwohner von dem Marinearzt Sterk finden wir denn auch nichts erwähnt von Eigentümlichkeiten, die für Verwandtschaft mit den Polynesiern sprechen würden. Er sagt nur, die Körperlänge beträgt etwa 1,4 bis 1,6 m, der Bau ist regelmäſsig und muskulös, die Knochen sind gut entwickelt. Die Haut ist braun, etwas heller als die der Malaien von der Westküste Sumatras, das Haar ist schwarz, dick, mitunter kraus, das Antlitz ist mehr oder weniger eckig wegen der einigermaſsen hervorragenden Jochbeine; die Augen sind dunkel, die Augenwinkel an der Nasenseite nach unten gerichtet; die Lippen sind mehr oder weniger dick. Der ganze Ausdruck des Gesichtes flöſst Vertrauen ein, er ist gutmütig. Die Zähne stehen regelmäſsig in ihren Alveolen und sind glänzend weiſs, weil das Schwärzen der Zähne hier keine Sitte ist.

Ursprungssagen. Es war ein Mensch im Himmel, der, nachdem er die Erde geschaffen und mit Bäumen, Vögeln, Fischen und anderen Tieren bevölkert hatte, auch den Menschen schuf. Danach kehrte er wieder in den Himmel zurück. Eines Tages, als er wieder auf der Erde sich niederliefs und noch immer nur die zwei ersten Menschen dort vorfand, lehrte er sie, was sie thun müfsten, um Kinder zu erzeugen. Danach vermehrten sich die Menschen, und ihrer wurden viele. Ein Krokodil zeigte ihnen dann weiter, wie sie ein Boot machen müfsten, und nachdem einige Menschen darin abgereist waren und einen Ort erreicht hatten, wo sie ein Dorf anlegen konnten, liefsen sie sich dort nieder und banten ein Haus. Dies fand statt zu Tai läläu, und von dort ging später eine Abteilung nach Sibirut, wo sie die Stammväter der dort ansässigen Insulaner wurden.

Einer anderen Sage zufolge sind die Mentaweier aus einem Bambusrohre hervorgekommen, das ein böser Geist Namens Siakan gebrauchen wollte, um andere Geister, die mit ihm im Kriege waren, zu töten. Erst zürnte Siakan gegen die Menschen, aber später versöhnte er sich mit diesen und lehrte sie die Bearbeitung des Feldes. Als ihre Gärten und Äcker aber von den Affen und anderen Tieren zerstört wurden, versprach er den Menschen, die Felder zu überwachen, wozu er sich

a b

Abb. 3. Mann und Frau von Nordpagai.

in einen Leguan — Akau — umwandelte. Die Affen waren aber zu klug, bändigten den Leguan und raubten die Früchte wie zuvor. Als die Menschen zurückkamen und den Leguan bei ihren abgefressenen Feldern antrafen, dachten sie, weil sie Siakan in dieser Gestalt nicht erkannten, er habe dies gethan, und töteten ihn. Zwei afsen darauf sein Fleisch, wurden aber bald von heftigen Krämpfen ergriffen und starben. Die anderen

Digitized by Google

zwei, ein Mann und eine Frau, ergriffen die Flucht und sind die Urheber der Mentaweier geworden.

Neben diesen Sagen, wovon mehrere Varianten bestehen, sprechen auch malaiische Chroniken von den von Yamhang Djaya, Radja von Sungai-Ngiang (welche Landschaft vielleicht in den Hochländern von Djambi zu suchen ist), der mit seinen Unterthanen infolge des Krieges mit Menangkabau seinen alten Sitz verliefs und an die Westküste von Sumatra gelangte, von wo er oder seine Nachkommen nach den Mentawei-Inseln übersiedelten. Andere erzählen, dafs ein Mann und eine Frau von Ketaun (in der Abteilung Moko-moko), die eine ihnen aufgelegte Busse nicht bezahlen konnten, auf einem Bambusflofs ins Meer getrieben wurden. Nachdem sie sieben Tage ohne Essen und Trinken umhergeschwommen waren, erreichten sie endlich die Pagai-Inseln, wo sie sich niederliefsen und die ersten Menschen waren.

a b

Abb. 4. Frauen aus dem Dorfe Katorai auf der Insel Sibirut.

Mentaweiern, und da es zweifellos ist, dafs auch die Bewohner dieser Inseln einmal von Sumatra hierher übergesiedelt sind, so verdienen diese doch mehr Berücksichtigung, wiewohl auch aus ihnen nicht festzustellen ist, woher sie schliefslich gekommen sind.

Am wahrscheinlichsten klingt noch die Geschichte

Namen. Der Name Mentawei, über dessen Ableitung mehrere Ansichten ausgesprochen wurden, ist nichts anderes als das von Malaien verstümmelte einheimische Wort für Mann, matúa. In den ältesten Reiseberichten finden wir denn auch öfter Matawi, was die einheimische Aussprache deutlicher wiedergiebt. Die Insulaner nennen sich selbst Tschakalágát.

Auch Siberut ist eine Entstellung der einheimischen Bezeichnung für die nördlichste Insel, die aber auf Rechnung von uns Holländern gestellt werden mufs. Als die Engländer zum erstenmal die Insel besuchten, hörten sie dieselbe Sibirut nennen, welcher Name ganz richtig, ihrer Rechtschreibung gemäfs, als Siberut buchstabiert wurde. Holländer, diesen Namen kopierend, vergafsen aber, dafs das e von Siberut nicht stumm ist, sondern als i ausgesprochen werden mufs, und sprachen deshalb von Sibérut. Ein ähnlicher Fall liegt mit dem Namen von Pulu Pinang vor. Die Engländer schreiben nach ihrer Art richtig Penang, was zur Folge hat, dafs man in Indien häufig von Pénang statt Pinang sprechen hört.

Was Pagai anbetrifft, so ist die Ableitung weniger sicher. Wir halten es aber ebenfalls für ein verstümmeltes einheimisches Wort, und zwar für pakái, Freund, womit die Bewohner der Mentawei-Inseln die von Nassen bezeichnet haben können, als man sie nach deren Namen fragte, oder womit sie sich selbst bezeichnet haben, mit

Digitized by Google

Rücksicht darauf, daſs sie mit den Bewohnern der übrigen Inseln in Freundschaft lebten.

Sprache. Die Sprache, über welche bis vor kurzem nur einzelne Wörterverzeichnisse vorlagen, ist jetzt eingehender bekannt geworden durch Dr. Morris, der mit Alfred Maas zusammen 1898 diese Inseln besuchte. Letzterer sammelte ethnographisches, ersterer sprachliches Material, das er mit sehr viel Sorgfalt bearbeitet hat, so daſs seine Arbeit unsere Kenntnisse der Mentaweisprache wesentlich fördert[1]). Es gelang ihm, abgesehen von mehreren Texten, auch ein ziemlich vollständiges Wörterverzeichnis zu erlangen, was ihn in die Lage versetzte, eine vorläufige Grammatik aufzustellen. Daraus geht sofort hervor, daſs auch diese Mundart zu der westlichen Abteilung der malayo-polynesischen Sprachen gehört. Ein Beispiel dürfte dies deutlich machen.

Mentaweïsche Zahlwörter:	Tobabatasche Zahlwörter:
sara	sada
rua	dua
tălu	tolu
ăpat	ŏpat
lima	lima
ănăm	ŏnom
pitu	pitu
walu	uwalu
siba	sia
pulu	sa-pulu

Ernährung. Die alltägliche Speise besteht in Sago mit Seewasser gekocht und mit geraspeltem Kokosnufskern bestreut, meistens ohne Hinzufügung von Gewürz, da der Gebrauch von spanischem Pfeffer keineswegs allgemein ist. Zuweilen, wenn Jagd oder Fischfang ergiebig waren, mischt man unter den Sago Affen-, Leguanen- oder Hirschfleisch, häufiger aber Fisch, während bei Festen Schweine und Hühner dazu kommen. Zum Bereiten der Speisen bedient man sich der Bambuskocher oder eingeführter eiserner Pfannen und Töpfe; zum Braten des Fleisches aber nur des Bambus. Man füllt den Bambuskocher mit Fleisch und stellt diesen über das Feuer, bis er auf der Aufsenseite ganz versengt ist, worauf man ihn noch auf ein Kohlenfeuer stellt, damit das Fleisch gar schmort. Mädchen und Knaben verspeisen auch gern Ratten, die sie über einem Feuer rösten. Wasser ist das gewöhnliche Getränk.

Stimulantia. Leidenschaftlich sind beide Geschlechter dem Tabakrauchen ergeben; sie verfertigen sich dazu hölzerne Pfeifen oder rollen den Tabak cigarrenartig in Blätter. Betelkauen ist nicht üblich.

Bekleidung und Schmuck. Die Männer tragen als einziges Kleidungsstück einen 2 bis 3 m langen Gürtel aus der Rinde des Paritium tiliaceum hergestellt, wozu dessen Bast mit einem Hammer mürbe geklopft, gekocht und mehrmals ausgewaschen wird, um den Pflanzenschleim zu entfernen. Das in dieser Weise hergestellte Rindenzeug wird dann an der Sonne getrocknet und gewöhnlich gelb gefärbt. Beim Anlegen des Gürtels schlägt man das ungefähr 10 cm breite Zeug einigemal um die Hüften, zieht das eine Ende zwischen den Beinen durch, wickelt es darauf um den Bauch und

Abb. 5. Mann von den Pagai-Inseln im Festschmuck.

läſst einen Lappen vorn herunterhängen (Abb. 2). Bei rauhem Wetter wird eine Art Hemd aus demselben Stoffe angelegt, bestehend aus einem länglich viereckigen Lappen, der in der Mitte der Länge nach mit einem Einschnitt versehen ist, durch den der Kopf gesteckt wird, während letzteren alsdann ein ungefähr platter Hut schützt (Abb. 2), der aus der Blattscheide der Sagopalme gemacht wird. In Ermangelung eines Hutes wird auch öfter ein Büschel Baumblätter zu gleichem Zwecke verwendet (Abb. 3 b). Beim Fischen auf steinigem oder

[1]) Vgl. die Besprechung von H. Kern in Tijdschr. van Ned. Ld., März 1900; A. Grünwedel im „Globus", Bd. 78, S. 16.

Digitized by Google

Korallenboden bedienen die Mentaweier sich zuweilen geflochtener Sandalen.

Die Kleidung der Frauen besteht im Hause aus einem um die Hüften geschlagenen Stück Bambast (Abb. 4a), welches an der Aufsenseite mit weifsem Bandfaden übernäht und öfter auch mit gelben Streifen bemalt ist. An dessen Stelle wird auch häufig ein Stück weifses oder rotes, an den Rändern mit Glasperlen verziertes Baumwollenzeug getragen. Begeben sich die Weiber ins Freie, so besteht ihre Kleidung aus einer die Schultern und Brust bedeckenden Halskrause (Abb. 4b), einer bis an die Knies reichenden Schambedeckung von zerschlissenen Pisanghlättern und einem Hut aus Palmblatt, der Form nach einem aus Papier hergestellten Kinderhelm vollkommen gleichend (Abb. 4b). Die Mädchen tragen oben genannte Halskrause nur ausnahmsweise und gehen mit entblöfstem Busen umher. An der Breite der Palmblattstreifen der Schürze kann man sehen, ob die Trägerin Mädchen, Frau oder Witwe ist. Morgens, wenn die Blätter frisch gepflückt sind, sieht dieses Gewand sehr nett aus. Gegen den Mittag aber, nachdem es den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt war und die Blätter welk werden, ist es häfslich anzusehen, und verbreitet die Bekleidung einen fast unerträglichen Gestank. Die Kinder gehen bis zum 10. Jahre vollkommen nackt.

Die Schmucksachen der Eingeborenen sind teils von ihnen selbst hergestellt, teils durch Tausch von Händlern bezogene Glasperlen. Zu den selbstgemachten gehören Haarhüsche von Hahnenfedern und Graubüscheln, ferner Zangen von Bambusrohr, gleichfalls mit Hahnenfedern geschmückt, die zugleich als Ohrzierat und zum Ausrupfen der Haare dienen (Abb. 5), sodann Arm- und Bauchzierraten, Ringe von gespaltenem, rot oder schwarz gefärbtem Rotang, kleine Fächer von Bambus u. e. w. Der Tauschhandel liefert ihnen Messingdraht zum Herstellen von Armbändern, kupferne Platten, welche von den Männern an der Stirn und von den Weibern auf der Brust getragen werden, und Glasperlen, von welchen die hellblau gefärbten bevorzugt werden. Mit letzteren verzieren sie auch dünne, rotgefärbte Rotanggürtel, die über dem Gürtel oder der Schürze getragen werden (Abb. 3). Weiter haben sie die Gewohnheit, sich mit täglich frisch gepflückten Blumen des Hibiscus rosa sinensis zu schmücken, die ihrer brennend roten Farbe wegen auf der braunen Haut eine sehr hübsche Wirkung erzielen (Abb. 5).

Die Haare, welche Männer wie Weiber lang wachsen lassen, werden bei ersteren an der Stirn wegrasiert und am Hinterkopfe in einem Knoten zusammengedreht (Abb. 5). Letztere dagegen lassen es meist herabhängen und teilen es in zwei Strähne oder knoten es auf dem Kopfe fest. Die übrigen Haare des Körpers werden, mit Ausnahme der Augenbranen, ausgerissen. Damit die Haare ihren Glanz behalten, werden sie mehrmals mit Kokosnufsöl eingerieben. Auf gleiche Weise wird mit der Haut verfahren, wozu man sich nach dem Bade der Wurzel der Fibrauren chloroleuca bedient, deren Saft die Haut gelb färbt. Jedoch ist dies, wie die Bemalung des Gesichtes mit schwarzen Streifen und anderer Körperteile mit einer roten Farbe, ein Gebrauch jüngeren Datums, da dies früher nur geschah, wenn man in Trauer war oder in den Krieg zog.

Wohnungen. Die Bevölkerung lebt zusammen in Dörfern, welche aus ein paar grofsen gemeinschaftlichen Häusern und einer Menge kleineren bestehen und gewöhnlich in einer Entfernung von etwa 1 km von dem Strande am Ufer eines Flusses gebaut sind. Alle Häuser sind länglich viereckig und werden regellos hier oder dort aufgestellt, ganz nach dem Belieben der Erbauer. Die grofsen Häuser haben eine Länge von 30 bis 40, eine Breite von 8 bis 10 und eine Höhe — vom Boden an gemessen — von 8 m. Sie bestehen nur aus auf Pfählen ruhenden, gewölbten Dächern von Palmblatt, deren Vorgiebel weit vorspringt und mit einer hinaufgebogenen Spitze versehen ist. Vorn und hinten ist eine Veranda angebracht, die durch Thüren mit dem inneren Raume in Verbindung steht. Fensteröffnungen giebt es nicht; besonders grofe Häuser haben auch Zugänge an den Seiten, die wie die Vor- und Hinterthür mit Brettern geschlossen werden können.

Den Eintritt gewähren lange, hölzerne Brücken, die bis an das Ufer führen, wo ein eingekerbter Baumstamm die Verbindung von der Brücke mit dem Boden herstellt (Abb. 6, siehe nächste Nummer). Der Haupteingang befindet sich hinter dem Vorportal und ist in der Wand angebracht, welche dieses von dem inneren Raume der Behausung trennt. Man kommt durch den Haupteingang in einen Durchgang, an dessen rechter und linker Seite die Zimmerchen liegen, worvon jede in dem Hause wohnende Familie eines als privates Heiligtum benutzen kann. Dort werden auch die ihr angehörenden Schmucksachen und anderes Eigentum aufbewahrt. Dieser Durchgang, der das Haus der Länge nach in zwei Teile scheidet, mündet aus in dem Hinterportal, wo die Weiber und Kinder am Tage verbleiben, während das Vorportal als Gemach der Männer gilt. Nur nachts werden die Zimmer bewohnt von den Verheirateten, während die Witwen und Mädchen in abgesonderten Häusern schlafen müssen und die unverheirateten Männner sich unter dem Portal niederlegen. Weil in den Häusern gekocht wird, sind sie, da der Rauch sich durch das Dach einen Ausweg suchen mufs, schmutzig und schwarz von dem Rufs, der überall anhaftet. Verziert werden die Wohnungen nicht, nur in den Pföcken, welche die Balken zusammenhalten und überhaupt den Verband des Hauses bilden, sind Tierformen, besonders Vögel, nachgeahmt. Über dem Haupteingange werden öfter Unterkiefer von Affen und Schweinen aufgehängt als Jagd- und Schmaustrophäen, die zugleich eine die bösen Geister verscheuchende Kraft besitzen.

Hausgeräte sind in der Wohnung nur spärlich vorhanden, sie bestehen aus Bambuskocher, Holzschalen und importierten Messern, Pfaunen und Beilen. In die Wand des Vorportales stecken die Männer ihre Waffen und Ruder, auch werden dort die Fischnetze aufbewahrt in grofsen, dazu besonders angefertigten Körben.

Jagd und Fischfang. Jagd und Fischfang sind Hauptbeschäftigungen der Männer, doch beteiligen sich an letzterem auch die Weiber. Zur Jagd werden Pfeil und Bogen, seltener Lanzen gebraucht; zum Fangen des Wildes Schlingen. Jagdtiere sind Hirsche, Schweine, Affen, Eichhörnchen, Fledermäuse und alle gröfseren Vögel. Von jedem getöteten Tiere wird der Schädel im Hause des Jägers als Opfergabe für die bösen Geister aufgehängt. Zum Fischen werden, aufser Bogen und Pfeil, Angeln und Netze gebraucht. Letztere schleppt man hinter Kähnen durch das Wasser oder man flicht mit Handnetzen von dreieckiger Form. Gewöhnlich sind es die Weiber, die sich eines solchen bedienen. Die Kähne der Mentaweier bestehen aus einem ausgehöhlten Baumstamm, dessen Flanken bei den grofseren Fahrzeugen mit Bohlen erhöht und mit Auslegern versehen werden. Sie führen aufserdem einen oder zwei Maste, an denen die aus Palmblättern hergestellten Segel gehifst werden. Ein Dach von gleichem Material überdeckt zwei Drittel des Schiffes. Die kleineren Fahrzeuge haben selten einen Mast, dagegen werden öfter an beiden Enden

Digitized by Google

Palmblattwedel als Windfänger aufgerichtet. In vielen Booten trifft man ein hölzernes, mit Sand oder Steinen bedecktes Gestell an, worauf Feuer zum sofortigen Rösten der gefangenen Fische und Mollusken angezündet werden kann. Zum Forthewegen der Boote werden leichte, zahe Ruder gebraucht, die Männer und Frauen mit gleicher Geschicklichkeit handhaben. Das Rudern verrichten sie kniend. Befinden sich ein Mann und eine Frau in einem Boote, so sitzt der Mann vorn, die Frau hinten, letztere stenert dann auch.

Außer dem Fischen im offenen Meere wird auch das Fischen an der Küste betrieben und zwar durch Vergiftung des Wassers mit dem Safte der Derris elliptica-Wurzel, wodurch der Fisch betäubt wird, an die Oberfläche des Wassers emporsteigt und so leicht eine Beute der Fischer wird.

Bevor man zu einem Fischfang oder einer Jagd sich entschließt, befragt man den Priester, ob man auf Erfolg rechnen kann. Bringt man Wild oder Fisch nach Hause, dann ist es Sitte, nun drei Tage lang nichts zu thun, da alsdann alle Arbeit verboten ist.

Das Fischen mit Bogen und Pfeil verdient eine besondere Erwähnung. Der dabei gebräuchliche Pfeil ist eine oft ganz kleine Harpune, deren Schaft aus Bambus und deren Spitze aus einigen, in einem Kreis in das obere Ende des Schaftes eingesteckten Messingdrahtnadeln besteht. Diese sind mit einer Schnur, die um den Schaft gewickelt wird, verbunden. Eine solche Harpune wird in derselben Weise wie ein Pfeil geschossen, trifft sie einen Fisch, dann löst sich die Spitze von dem Schaft, die Schnur wickelt sich ab, der Schaft steigt nach der Oberfläche des Wassers empor und zeigt dem Fischer an, wo sich seine Beute befindet.

Ackerbau. Ackerbau und alles, was damit zusammenhängt, steht auf diesen Inseln auf sehr niedriger Entwickelungsstufe, und wenn nicht die günstigen Naturbedingungen wären, würde man nicht viel ernten. Das Bestellen der Felder ist sehr einfach, alles darauf wachsende Holz wird niedergehauen, in Bündel zusammengebunden und als Zaun rings um die Anpflanzung niedergelegt, denn der Adat verbietet, es zu verbrennen, weil sonst Seuchen und Unglück entstehen würden.

Sobald der Boden in dieser Weise gereinigt und umzäunt ist, werden darin Durian, Langsap, Rambutan und einige Gemüse gepflanzt, dann wird die weitere Sorge für deren Wachstum der Natur überlassen und man sieht sich nicht eher wieder danach um, als bis sie Früchte tragen. Sagopalmen, die, um zu gedeihen, sehr viel Wasser nötig haben, werden gewöhnlich am Ufer der Flüsse oder in der Nähe der Küste angepflanzt.

Etwas mehr Sorge verwendet man auf das Pflanzen der Kokospalmen, obwohl die Kultur dieser Bäume auf den großen Inseln sehr wenig bedeutet. Es sind hauptsächlich die kleinen unbewohnten Inseln, die damit bepflanzt werden und eine reichliche Ernte geben, so daß davon sogar ein Teil ausgeführt werden kann. Das Pflücken der Kokosnüsse ist ausschließlich Männeraufgabe, während bei der übrigen Feldarbeit die Weiber beteiligt sind.

Viehzucht. Schweine und Hühner sind die einzigen Haustiere. Vieh giebt es auf diesen Inseln nicht, Hunde dagegen in großer Menge, kurzhaarige, dem Spitz ähnelnde elende Köter, denen die Dorfreinigung zur Aufgabe fällt.

Handel. Der Handel findet auf dem Tauschwege statt. Der Mentaweier liefert den sumatranischen Händlern die Produkte des Bodens, welche aus Brettern, die er in dem Walde schlägt, Ilagat-Öl, Sago und Baumrinde bestehen; ferner gute Kokosnüsse, Tripang, Rotang, Schildkröten und dickes Tauwerk. Die eingeborenen Kaufleute von Sumatra führen in Tausch dagegen rohes Eisen, stumpfe Säbel, Beile, Messer, irdene Töpfe, eiserne Bratpfannen, Spiegelchen, weißen Kattun, andere Krämereien von geringem Werte und Glasperlen ein.

Krieg. Ein eigentliches Kriegführen ist bei den Mentaweiern nie Brauch gewesen. Nur verräterisches Überfallen, wobei kein lebendiges Wesen geschont wurde, war die einzige Weise, in welcher sie früher ein ihnen angethanes Unrecht rächten. Dazu begaben sie sich in die Nähe des Dorfes, auf das sie es abgesehen hatten, um, sobald die Gelegenheit dazu günstig war, die Einwohner zu überfallen, zu ermorden und deren Köpfe im Triumph mitzuführen. Dies konnte um so leichter geschehen, als die Dörfer nie befestigt und also jedem nächtlichen Feinde ausgesetzt waren. Die dabei gebräuchlichen Waffen waren und sind heute noch Bogen und Pfeile, Lanzen, Dolche und Haner, jedoch hauptsächlich Bogen, deren Pfeile mit dem Safte der Antiaris toxicaria und Derris elliptica-Extrakt vergiftet werden, das in frischem Zustande sehr rasch wirkt, aber alt geworden viel von seiner Wirksamkeit verliert. Durch Aufkochen kann man ihm aber seine Kraft wiedergeben. Der Bogen hat eine Länge von ungefähr 1,50 m und wird aus dem sehr elastischen Holze der Salappalme, Arenga obustifolia, verfertigt. Die Sehne besteht aus stark zusammengedrehtem, mit Harz bestrichenem Baumbast. Die Pfeile haben einen Schaft und eine Spitze. Ersterer, der Blattstiel der Nipapalme (Nipa fructicane), ist sehr leicht und an unterem Ende eingekerbt. Die Spitze ist vom harten Holze der Nibungpalme (Cariota urens) gefertigt und lose in das obere Ende des Schaftes eingesteckt. Immer ist die Spitze mit Gift bestrichen, öfter auch noch mit einem scharf geschliffenen Kupferblättchen oder mit dem Schwanzstachel einer Rochenart zugespitzt. Die Dolche sind zweischneidig und werden in einer roten Scheide rechts im Gürtel getragen (Abb. 2). Die Klingen der Hauer sind an der Rückenseite der Spitze halbrund geschliffen und werden nach dem Griffe zu allmählich dünner. Hierzu kommen noch für Sibirut kleine leichte, mit Eidechsenmotiven bemalte Holzschilde.

Die Weise, in welcher der Pfeil geschossen wird, ist die von Morse[1]) als secondary release bezeichnete, die sich für diese Art Bogen als besonders geeignet zeigt (Fig. 7, siehe nächste Nummer). Es giebt nicht wenige Mentaweier, welche bei ruhiger Luft auf 40 bis 60 Schritte Entfernung kaum das Ziel fehlen.

[1]) Morse. Ancient and modern methods of arrow-release p. 8.

Digitized by Google

Die Schraube, eine Eskimo-Erfindung?

Von Eduard Krause,
Konservator am Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin.

Bei der Untersuchung der Befestigungsart verschiedener Pfeilspitzen in ihren Schäften, welche ich für eine größere Arbeit über Fischereigeräte im Königl. Museum für Völkerkunde vornahm, stieß ich auf eine belangreiche Entdeckung. Unter den Doppelstücken der im Jahre 1882 und 1883 von Kapitän J. A. Jacobsen bei den Eskimostämmen Alaskas für das Museum zusammengebrachten außerordentlich reichhaltigen Sammlung fand ich bei dieser Gelegenheit drei Pfeile, welche mein besonderes Interesse durch die Art und Weise der Befestigung ihrer Spitzen erregten. Es sind drei Pfeile mit Rennhornspitzen von Singrak, Alaska (Abb. 1, 2 u. 6). Sie werden benutzt für Jagd und Fischfang. Der Schaft ist aus leichtem Holz hergestellt und am unteren Ende mit zweischneidigen Federbart, sowie mit Kimme für die Bogensehne versehen. Zwei Pfeile zeigen auch am unteren Ende, rund und in Schraubenlinie umlaufende rote Striche, die mittels einer Schnur hergestellt sind, welche in die bei Indianern und Eskimos sehr beliebte, aus Birkenborke hergestellte rote Farbe getaucht und dann um die Pfeilschäfte gelegt wurde und so durch eine Art Druckverfahren die roten Linien in ziemlicher Regelmäßigkeit umzeichnete. Die Pfeilspitzen sind sehr sauber geschliffen, der Stamm rund, das Blatt von dreibis vierkantigem Querschnitt. Zwei haben je zwei Widerhaken an einer Seite, einer je einen an jeder Seite. Sie endigen unten in einen scharf abgesetzten, dünneren, spitz zulaufenden Zapfen, mittels dessen sie im Pfeilschaft befestigt sind, und zwar bei den beiden ersten in sehr durchdachter Weise unter Anwendung eines in Schraubenlinie um den Zapfen verlaufenden Wulstes von einem Umgang. Diese Entdeckung setzte mich in das höchste Erstaunen, denn wer sollte glauben, daß die Eskimos, die, als Jacobsen bei ihnen sammelte, fast noch vollständig in der Steinzeit lebten und von Metall vielleicht gelegentlich einmal ein Stück Bandeisen zu einem Messer, höchstens eine Axt erlangt hatten, in diesem besonderen Falle in mechanischen Dingen viel weiter vorgeschritten waren als die hochkultivierten, überfeinerten Römer der Kaiserzeit. Trotz ihrer vorgeschrittenen Kultur kannten diese die Schraube nicht. Wie sie zu den Eskimos gekommen ist, ob von auswärts oder als eigene Erfindung, das ist eine Frage, die noch der Lösung harrt. Ich stimme für den letzteren Fall, denn zunächst ist wohl anzunehmen, daß, wenn sie durch Nachbildung einer eingeführten Schraube entstanden wäre, sie auch sicher, wie diese, mehr Gewindenmgänge bekommen hätte als gerade nur einen. Abb. 3 [1]) und 4 [2]) zeigen die beiden von mir aufgefundenen Schrauben. Der Zapfen der Pfeilspitze ist seiner Hauptgestalt nach einfach konisch, der Schraubenumgang liegt, mit dem Konus aus einem Stücke geschnitzt, auf diesem als dreikantiger Wulst auf, wie die Zeichnungen ergeben bei beiden Spitzen in verschiedener Höhe.

Für meine Ansicht der eigenen Erfindung dieser Schraube durch die Eskimos spricht ferner noch, daß die Pfeilspitze Abb. 5 [3]) (äußerlich gleich Abb. 1) gewissermaßen den Übergang von der durch Abb. 6 und 7 [4]) dargestellten Befestigungsart zur Schraube bildet. Bei der Pfeilspitze Abb. 6 und 7 mit drei Widerhaken ist der in den Schaft zu steckende Zapfen doppeltkonisch, d. h. er erweitert sich vom Pfeilspitzenstamm aus zunächst, um dann nach unten in eine Spitze auszulaufen, ist also in der Mitte dicker. Das Holz des oben hohlen Pfeilschaftes ist nächst der oberen Kante möglichst dünn geschabt und mehrfach geschlitzt. Wird nun die Sehnur, welche um das obere Schaftende umgewickelt wird, recht straff angezogen, so wird der oberste Schaftfüllerand etwas enger, als die Tülle im übrigen ist, wodurch der nach der Mitte zu dicker werdende Zapfen vollständig festgehalten wird.

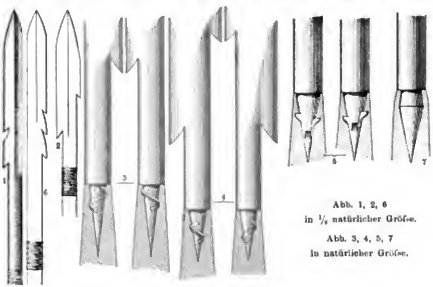


Abb. 1, 2, 6 in $^1/_6$ natürlicher Größe.

Abb. 3, 4, 5, 7 in natürlicher Größe.

Bei dem Pfeil Fig. 5 finden wir nun ein Mittelding zwischen den beiden geschilderten Befestigungsarten, gewissermaßen eine Art Bajonettverschluß. An dem kegelförmigen Zapfen sitzen vier kleine Zähne. Sie sind so verteilt, daß die Pfeilspitze beim Einsetzen in den Schaft wie eine Schraube hineingedreht werden muß. Die Zähne graben dabei zwei vertiefte Schraubenlinien in das Holz der Innenseite der Tülle, welche das obere

[1]) Kgl. Mus. f. Völkerkunde Berlin, Kat. Nr. VII E, 65 c.
[2]) Kgl. Mus. f. Völkerkunde Berlin, Kat. Nr. VII E, 65 e.
[3]) Kgl. Mus. f. Völkerkunde Berlin, Kat. Nr. VII E, 62 a.
[4]) Kgl. Mus. f. Völkerkunde Berlin, Kat. Nr. VII E, 76.

Digitized by Google

Ende des Pfeilschaftes bildet. Die Zähne, welche oben wagerecht abschliefsen, sind dadurch tief in die Wandung der Tülle eingedrückt und bewirken vollständiges Festhalten der Pfeilspitze gegen Ausfallen und Herausziehen; nur durch Rückwärtsdrehen kann die Spitze wieder aus dem Schafte entfernt werden, also sehr ähnlich dem Bajonettverschlufs, doch mit dem Unterschiede, dafs bei diesem die Zähne in einen rechtwinkeligen Schlitz laufen, während dies bei unserem Pfeile in Schraubenlinien geschieht. Wir haben also in den vier Zähnen entweder Elemente oder Rudimente der an Abb. 1 bis 4 angebrachten Schraubenwindungswülste vor uns. Ob diese nun Vorgänger der Schraube gewesen, ob sie Reste von ganzen Schraubengängen sind, lasse ich dahingestellt, neige indessen der ersten Auffassung zu. Dafs die vier Pfeile nach den geschilderten Entdeckungen sofort aus den Doubletten ausgeschieden und in die Sammlung übernommen wurden (Kat. Nr. IV, A.), ist selbstverständlich, um so mehr, da es sich bei der Durchsicht der übrigen vielen Pfeile aus Alaska im Museum für Völkerkunde zeigte, dafs leider die meisten Spitzen, um sie gegen das Herausfallen zu schützen, von Kapitän Jacobsen bei der Ordnung seiner Sammlung eingeleimt wurden. Daraus schliefse ich, dafs diese eingeleimten Spitzen einfach in den Schaft hineingesteckt sind, ohne Schraube oder Zähne, da sie dadurch ja schon von selbst vor dem Ausfallen sicher gewesen wären. Unter der geringeren Zahl noch jetzt zu lösender Pfeilspitzen wurden nur noch drei mit den Zähnen (also mit elementärer oder rudimentärer Schraube) gefunden. IV A, 3143a, 3967, 5882 von Singrak (?), Kwichpagemut und von den Malemut am Kotzebue-Sund. Diese Befestigungsarten sind also immerhin sehr selten, wenn auch die Pfeilspitzen mit den Zähnen in mehreren Gegenden bereits vorgefunden wurden. Zu bemerken ist noch, dafs alle diese Pfeilspitzen linksdrehende Schrauben sind.

Die Gesellschaft „vom grofsen Messer“ (Boxer).

Von **P. Stenz**[1]), S. V. D.

(Mit einer farbigen Tafel als Sonderbeilage.)

(Nachdruck verboten.)

Kein Staat hat so viele Revolutionen und Rebellionen erlebt als China. Seitdem man dort von Geschichte sprechen kann, seit Jü (etwa 2000 v. Chr.), der die Hia-Dynastie begründete, bis auf unsere Zeit der Ts'ing sind zwanzig gröfsere Herrscherfamilien am Ruder gewesen, die alle in der Revolution gefallen sind. Ströme von Blut sind im „blumigen Reiche der Mitte“ geflossen, im schandbarsten Bruderkriege haben sich einzelne Könige und Fürsten befehdet, die nach dem Drachenthrone strebten. Und nicht immer waren es Fürsten, die die rote Fackel ins Land schleuderten, nein, oft waren das gewöhnliche Menschen, Arbeiter, existenzlose Gelehrte, Ränkerhauptlente, die das Volk fanatisierten und gegen den „Himmelssohn“ aufwiegelten. Konfuzius, „der unvergleichliche Weise, Lehrer und Heilige aller Zeiten“, hat es ja gelehrt, dafs ein Volk dem Gehorsam eines Herrschers entbunden sei, der den Pfad der Tugend verlassen habe. Den Pfad der Tugend haben eben diejenigen Herrscher verlassen, unter deren Regierung Unglück: Krieg, Pest, Hungersnot, Überschwemmungen, Dürre als Strafe des Himmels eintreffen.

Besonders reich mit Unglück gesegnet ist der jetzige Schattenkaiser Kuangsü. Fast jedes Jahr schlug die Geifsel des „Himmels“ irgend einem Teile seines Riesenreiches Wunden. Bald war es Hungersnot, der Tausende zum Opfer fielen, bald war es der Gelbe Flufs, der mit seinen schmutzigen Wassern halbe Provinzen überflutete, bald war es Krieg mit Mohammedanern, bald mit Japanern, bald waren es die „europäischen Teufel“, die ihm irgendwo am Zeuge flickten. Daher loderte denn auch fast jedes Jahr in irgend einer Ecke Chinas die Flamme des Aufruhrs.

Fast alle diese Revolutionen gehen von geheimen Gesellschaften aus oder werden von denselben genährt. Angenblicklich, und schon vor den jetzigen Wirren, giebt es kaum noch eine Stadt und ein Dorf, in dem nicht eine der revolutionären Gesellschaften Eingang gefunden. Die eine grofse, Beilung kuo (Gesellschaft der weifsen Lilie), die von der Regierung streng verboten ist, hat sich in viele Zweige geteilt, die unter anderen Namen und etwas modulierten Ceremonieen doch dasselbe Ziel verfolgen: „Sturz der jetzigen Dynastie“. Manche derselben wollen die alte Tan-Dynastie (618 bis 907), manche die Ming (1368 bis 1644) wieder auf den Thron bringen. Weil sie aber andere Namen angenommen, sind sie von der schwachen, verlotterten Regierung auch geduldet worden. Wehe auch dem armen Mandarine, der nach oben meldete, dafs in seinem Bezirke geheime Gesellschaften ihr Unwesen trieben! Er ist „der Vater und die Mutter des Volkes“ und deshalb für die Sünden derselben verantwortlich. So war es offen bekannt, dafs z. B. in Tsining die I-huo-tchuen ihren Sitz hatte, dafs die Li-kua fast ein ganzes Stadtviertel für sich gewonnen und die Häupter der Bakua öffentlich bei ihren Gesinnungsgenossen Besuche machten. Die da-dau-hui, Gesellschaft vom grofsen Messer, zog auf Märkten und in Städten umher mit langem Messer und doppelschneidigen

[1]) Herr Pater G. M. Stenz, welcher gegenwärtig wieder in der Heimat weilt, gehört zu denjenigen Missionaren, welche vor dem Ausbruche der heutigen Wirren in China zu leiden hatten. 1893 wurde er von seinen Ordensoberen in die Provinz Schantung gesendet, nachdem er in Tsining sich in der chinesischen Sprache geübt, wurde dim 1894 der wildeste Teil von ganz Schantung, die Präfektur Tsautschoufu, als Missionsdistrikt zugewiesen. Hier arbeitete er vier Jahre, teils mit Sprachstudien, teils mit praktischer Seelsorge beschäftigt. Monatelang war Pater Stenz ganz allein, da erhielt er den Besuch zweier Confratres, P. Nies und P. Henle, wenauf nachts (1. Nov. 1897) die Station von Boxern überfallen wurde. Die beiden genannten Missionare fielen unter den Streichen der Mörder, während P. Stenz in einem anderen Zimmer unentdeckt blieb. Noch ein Jahr lang blieb P. Stenz in dem Distrikte, bis seine Gesellschaft in dem neuen deutschen Interessengebiete einen neuen Wirkungskreis erhielt. Auf der Reise dorthin wurde P. Stenz überfallen und drei Tage und zwei Nächte von den Boxern gefangen gehalten, dabei beständiger Folter ausgesetzt, bis ihn am dritten Tage der Ortsmandarin befreite. Aber monatelang war der mifshandelte Missionar infolge der ausgestandenen Qualen krank. Er blieb während seiner Krankheit und nach der Heilung in Tsingtau und erhielt dann das „heilige Land“ Chinas als Arbeitsfeld, doch war infolge der erlittenen Mifshandlungen die Gesundheit des mutigen und opferfreudigen Missionars so erschüttert, dafs er im April 1899 in die Heimat zurückberufen wurde, wo er im Juli eintraf. Dafs ein solcher Mann, der das Martyrium erlebt hat, eine zutreffende Schilderung der Boxer abzugeben vermag, bedarf keiner weiteren Worte. Die oben erwähnte Ermordung der beiden Missionare Nies und Henle führte dann bekanntlich zur Besetzung Kiautschous durch das Deutsche Reich. Anmerkung d. Redaktion.

Digitized by Google

Lanzen und doch „gab es keine grofse Messersekte". Es hätte sonst den Kopf des letzten Gouverneurs Jüshien kosten können, der an die Kaiserin berichtet hatte, dafs er alle Messerbelden mit Stumpf und Stiel vernichtet.

Einige dieser Gesellschaften haben übrigens auch noch einen guten Zweck und dadurch angeln sie bessere Leute: „tjiu ling-huiu", Seelenrettung. Sehr viele Leute fühlen sich unbefriedigt mit der geistigen Nahrung, die ihnen von Konfuzius, Buddha und Laotze geboten wird, sie bedürfen einer Erlösung und suchen diese in den Lehren und Formeln der verschiedenen Gesellschaften. Manche derselben bringen viele Opfer dar, thun Bufswerke, fasten, beten viel und verbrennen viel Papier und Weihrauch, manche beichten sogar ihre Sünden und opfern für ihre verstorbenen Mitglieder. Aber auch diesen wird langsam und anfangs in ganz kleinen Portionen das Gift der Unzufriedenheit eingeimpft. Und so habe ich ganz treffliche Männer und Frauen gefunden, die später Christen geworden, die früher in irgend einer geheimen Gesellschaft thätig waren und denen sogar Ämter und Würden im Zukunftsstaate angewiesen worden.

In unserer Zeit haben hauptsächlich zwei dieser Gesellschaften sich hervorgethan, die Kolau-hui (Gesellschaft der alten Brüder) und da-dau-hui (Gesellschaft vom grofsen Messer, auch Boxer genannt). Beides sind wieder Namen desselben Bundes. Um die da-dau-hui kennen zu lernen, mufs man die Kolau-hui erst kennen.

Die erste, die in neuerer Zeit im Yangtse-kiang-Thale wieder genannt wird, ist die Mutter der zweiten. Die Gesellschaft der „alten Brüder" blieb im Süden und Westen, die Gesellschaft „vom grofsen Messer" zog sich nach Norden. Die Kolau-hui wurde zur Zeit der Taipingrevolution wahrscheinlich von den beiden Brüdern Generalissimus Tseng-kuo-fan und Tseng-kuo-chuen gegründet. Ihr Zweck war anfangs ein lobenswerter: gegenseitige Unterstützung gegen die Rebellen. Viele Soldaten, denen die Gründer nach Niederkämpfung des Aufstandes hohe Posten versprachen, traten bei; auch viele gute Leute, die sich gegenseitig schützen wollten, verschrieben sich den „alten Brüdern". Nach und nach aber erhielten die Soldaten und die schlechten Elemente die Oberhand. Da ihre Führer sie nicht bezahlen konnten, suchten sie durch Rauben und Plündern sich ihr Brot zu verdienen. Das Ansehen ihrer Stifter verhinderte damals noch gröfsere Aufstände. Die Gesellschaft breitete sich sehr schnell aus, hauptsächlich in der Provinz Hupeh und im Yangtse-kiang-Thale. Augenblicklich ist ihr Hauptcentrum Hunnan, die Provinz, die mit Hupeh die besten Soldaten stellt und sich durch ihren Freudenhafs am meisten auszeichnet.

Tseng starb und zum Generalgouverneur von Nauking wurde 1889 ein gewisser Liu-kung-j eingesetzt, der die „alten Brüder" recht gut kannte. Er selbst hatte früher der Gesellschaft angehört, dieselbe aber, um emporzukommen, verleugnet. Sofort nach seinem Amtsantritt entliefs er eine Reihe höherer Offiziere und köpfte sogar einige Häupter der Gesellschaft. Nun zeigte diese sich denn auch mit ihrem richtigen Gesichte. Sie forderte Sühne von dem Gouverneur, andernfalls sie ihm dreierlei in Aussicht stellte: Mord, Aufruhr oder Zerstörung der christlichen Missionsanstalten. Durch letzteres wollte sie dem Gouverneur Schwierigkeiten mit den Europäern und mit seiner Regierung bereiten. Liu gab nicht nach und die Gesellschaft der „alten Brüder" wählte die Zerstörung der Missionsanstalten. Im Mai 1891 wurde schon die katholische Mission in Wuhu zerstört, am 1. Juni fiel die Station in Tan-Jan, am 4. Juni die protestantische Station in Wusueh, am 8. Juni die katholische in Wusueh, am 2. September die katholische und protestantische in J-Tschang. Der Aufstand nahm immer gröfsere Dimensionen an. Liu war der Sache nicht mehr gewachsen. Schon wollten die Franzosen und Engländer sich ins Mittel legen, als der chinesischen Regierung wieder ein glücklicher Umstand zu statten kam.

Ein abenteuerlicher Engländer, Mason mit Namen, der in chinesischen Zolldiensten stand, hatte sich in Ching-kiang der Gesellschaft angeschlossen. Er sollte Führer werden und die Räuberbanden zum Norden, nach Peking führen. Er hatte in Hongkong eine Schiffsladung Munition gekauft, war aber in letzter Stunde verraten worden und wurde mit seinen geschmuggelten Waren gefangen. Die chinesische Regierung lieferte den Menschen an England aus, führte aber zugleich Beschwerde, dafs Europäer selbst das Hindernis seien, dafs sie nicht den Aufstand unterdrücken könne. Die Mächte gaben nach, die Kolau-hui wurde nun aber energisch bekämpft und verboten. Aber wie immer wurde das Verbot nur eine kurze Zeit ausgeübt, heimlich glimmte das Feuer noch unter der Asche und jetzt ist die Gesellschaft der „alten Brüder" eine der mächtigsten und verbreitetsten in Südchina.

Scheinbar war der gefährlichen Hydra der Kopf wieder abgeschlagen, aber wie in Griechenland, so wuchs auch in China schnell wieder ein neuer, der schlimmer noch als der erste seine giftige Galle aussprützte. Plötzlich tauchten die „alten Brüder" unter anderem Namen wieder in Schantung auf. Sie nannten sich da-dau-hui (Gesellschaft vom grofsen Messer). Ein gewisser Tschau-tien-tji hatte die Geheimnisse mit aus Hupeh gebracht und sich ganz berechnend die Provinz Schantung zum Aktionsfeld gewählt. Schantung ist in ganz China durch seine wilde Bevölkerung bekannt. Die Räuber von Schantung ziehen hinauf bis in die Steppen der Mandschurei und plündern im südlichen Kanton. Räubereien, kleine Rebellionen sind dort nicht selten. Das war fruchtbarer Boden, auf dem die „alten Brüder" ihre Drachenzähne säen konnten. Sie setzten anfangs eine recht fromme Miene auf und gewannen dadurch die Zuneigung der Obrigkeit. Sie umgaben sich mit einem geheimnisvollen Dunkel und gewannen dadurch die abergläubischen Massen. Sie wollten unverwundbar sein; stich- und schufsfest, konnten sie es wagen, den frechen Räubern entgegenzutreten. Bei ihrer Aufnahme in die Gesellschaft verbrannten sie Papier vor Buddha und tranken die in Schnaps geschüttete Asche, um sich dem Götzen ganz zu weihen. Längere Zeit hindurch mufsten sie dann Übungen machen, indem sie sich anfangs mit Ziegelsteinen, später mit Messern fortwährend an bestimmte Teile des Körpers schlugen, dabei aber immer ein fürchtendes „hu" ausstiefsen, um ihre „Kraft" zu behalten. Kleinere Wunden konnten die Messerheiden durch Überblasen heilen.

Unbegreiflich war es, wie schnell die Gesellschaft sich entwickelte. Schon 1894 konnte man auf allen Wegen den Mitgliedern derselben begegnen, die sich öffentlich kennzeichneten durch Tragen einer kurzen, zweischneidigen Lanze mit roten Quasten. Und zwar waren es anfangs meist Leute aus besseren Ständen, die der Gesellschaft beitraten. Sie wollten sich dadurch schützen gegen die unheimlichen Räuberhorden. Und was die Mandarine nicht fertig gebracht, was selbst der grausame Jü-shien nicht vermocht, trotzdem er innerhalb dreier Jahre 5000 Räuber geköpft, brachte die junge Messersekte fertig. In kurzer Zeit war Tsautschoufu, das Nest der Räuber, gesäubert von Räubern; sie flohen vor ihnen wie vor lebendigen Teufeln. Die Mandarine unterstützten daher die Gesellschaft, die Anführer erhielten Knöpfe zur Auszeichnung, ja selbst das

Digitized by Google

Recht des Köpfens wurde ihnen gestattet. Wo sie einen Räuber fanden, durften sie ihn auf der Stelle töten. Mir begegnete einmal eine solche Bande, die triumphierend einen abgeschlagenen Räuberkopf in die Stadt zum Mandarine trug.

In diesem Jubel verlor aber die Gesellschaft den Kopf, resp. zeigte sie sich, wie sie in Wirklichkeit war. Die besseren Leute überliefsen das Räuberfangen bald ihren Knechten und dem Gesindel des Dorfes. Nach einiger Zeit wufsten sogar die Räuber sich in die Gesellschaft einzudrängen. Nun herrschte lustiges Leben in Tschau tschou fu. In allen grofsen Dörfern wurde Theater gespielt und dabei fidele Volksversammlungen abgehalten. Hier und da suchte man schon damals Händel mit den Christen anzuhinden und auch reichere Heiden wurden belästigt. Die Gesellschaft teilte sich deshalb in zwei Teile, die „konservativen“, die die alten Grundsätze beibehielten, die aus guten Elementen bestand, und die „wilden“, die aus Gesindel und heruntergekommenen Gelehrten und hirschikosen reicheren Studenten sich rekrutierten. Und an diesen Pflanzen ist das „blumige Reich der Mitte“ überreich. Auch den Mandarinen wurde jetzt angst und bange. Sie erliefsen Dekrete gegen die „Wilden“ und ermahnten sie, auf dem guten Wege zu bleiben, und als das nichts half, als man schon hier und da die schwarze Fahne (Revolutionsfahne) zeigte und Tausende solcher Subjekte in grofsen Marktplätzen mit Messern und Lanzen zusammenkamen, fingen sie einige ein und behandelten sie als Räuber. 1896 kam es schon zum Aufstande im südlichen Schantung in den Präfekturen Thauchoufu, Schou-shien, Tschöng-u. Begüterte Heiden und besonders die Christen wurden ausgeraubt, die europäischen Missionare mufsten fliehen, die Kirchen und ganze Dörfer steckte man in Brand. Die Mandarine waren machtlos geworden, der Gouverneur selbst mufste Soldaten schicken, die in mehreren Kämpfen Sieger blieben und die Rebellen zerstreuten. Soldatenanführer war der grausame Jü-shien, der nach Unterdrückung der Aufständischen etwa dreifsig der Haupträdelsführer köpfen liefs. Die da-dau-hni wurde unter Todesstrafe verboten. Ja herichtete an den Kaiser, dafs er die geheime Gesellschaft vollständig unterdrückt, und erhielt dafür den höheren Posten als Provinzialschatzmeister.

Aber die chinesische Sorglosigkeit gab auch diesmal nur Edikte heraus, in denen das „liebe Volk“ ermahnt wurde, friedlich zu bleiben. Im geheimen lebte die Messergesellschaft fort. Und diese lebte sich in immer gröfsere Furore gegen die Europäer hinein. Ihre strenge Bestrafung hatte ja zum Teil ihren Grund darin, dafs sie die christlichen Kirchen niedergebrannt hatten. Indem sie gegen die Europäer arbeiteten, hofften sie auch der chinesischen Regierung selbst Unannehmlichkeiten zu bereiten und dann eventuell im Trüben fischen zu können. Ihre erste That war die Ermordung der Patres Nies und Henle. In ruhiger Nacht überfielen sie am 1. November 1897 die arglosen Opfer und mordeten sie in ruchloser Wut. Sie hatten gut gerechnet. China verlor Teingtan und infolge Port Arthur, Wei-hei-wei u. s. w., und in einer Weise, die sie allerdings nicht vermutet haben dürften, konnten sie im trüben fischen.

Bald nach der Ermordung der beiden Missionare wurden die Messerhelden als Thäter angegeben. Jü-shien wurde an den Ort der That geschickt, um seine Kunst des Räuberfangens noch einmal zu zeigen. „Eine Gesellschaft vom grofsen Messer durfte es nicht mehr geben“, denn Jü hatte so dem Kaiser berichtet. Natürlich durften auch die Mörder keine Messerhelden sein und er brachte es fertig, mit unheimlicher Eile sieben „wahre“ Mörder zu fangen und zwei zu köpfen. (Es hat sich herausgestellt, dafs die Unglücklichen alle unschuldig waren.) Die Deutschen waren nach Kiautschou gegangen und man fürchtete, dafs sie selbst nach Teising kommen würden. Jü hoffte auch, dafs sie wieder abziehen würden, wenn er die Mörder gefangen. Das thaten diese nicht. Jü, der stets als eingefleischter Mandschu alles Europäische gehafst, bohrte sich von da ab in immer gröfseren Hafs gegen die Europäer hinein. Von da ab stammt auch seine hervorragende Zuneigung zu der Sekte vom grofsen Messer. Beide waren „Europäerfresser“; mit Hülfe der Gesellschaft hoffte Jü die Europäer zu vertreiben. Kurze Zeit nachher schon wurde Jü offen als Haupt der ganzen Gesellschaft genannt. Ich weifs von einem Briefe, den er an die Dorfältesten in Tschaufu geschickt, in dem er diese ermahnt, die da-dau-hui zu beschützen, den Bau der Sühnekirche in der Stadt Tschau tschoufu noch eine Zeit lang zu verhindern, bis er Gouverneur von Schantung geworden. Bald schon war im Westen Schantungs in fast allen Dörfern die Gesellschaft eingebürgert, das Volk wurde bewaffnet „gegen die Räuber“, es wurden militärische Übungen in Dörfern vorgenommen. 1898 schon begann die grofse Christenverfolgung im Osten Schantungs, die sich 1899 auf den Westen ausdehnte und nach Nordschantung und Tschili überging. In Tschili bekämpften die Mandarine noch die Gesellschaft der „Boxer“, wie sie dort sich nannte, in Schantung geschah nichts gegen sie. Die Arbeiten der deutschen Bahn wurden vernichtet, Europäer, Ingenieure, Offiziere, Missionare überfallen und zuletzt der Engländer Brook ermordet. Da endlich war die grofse Geduld der europäischen Vertreter in Peking erschöpft und Jü-shien wurde abgesetzt, d. h. versetzt nach Schänsi, wo er von neuem sein Unwesen trieb und in letzter Zeit einige zwanzig Europäer bei öffentlich hinrichten lassen.

Lange schon drohte eine allgemeine Katastrophe. Ich habe im August vorigen Jahres in einer ostasiatischen Zeitung geschrieben: „Planmäfsig werden die Sekten verbreitet. Im Westen haben sie schon in jedem Dorfe Eingang gefunden. Das Ende der Bewegung läfst sich nicht voraussehen, jedenfalls wird es für viele Europäer von Bösen sein. Vielleicht werden die Absichten und das Ziel der Sekte in nicht ganz ferner Zeit zum Vorschein kommen!“

Ein halbes Jahr später schon loderte die Flamme des Aufruhrs in ganz Nordchina. Die schwarze Fahne mit den vier weifsen Buchstaben „bau Te'ing, min Jan“ (Schutz der Dynastie; Verderben den Europäern) ist durch alle Dörfer getragen worden und hat vielen Tod und Verderben gebracht. Und jene wilden Scharen, die mit kaiserlichen Truppen vereint, nur das Messer und die zweischneidige kurze Lanze in der Hand, gegen einen übermächtigen Feind losgingen, waren die Söhne der „alten Brüder“, die „Messerhelden“, die „Boxer“, die es vor einigen Monaten „nicht gab“.

* * *

Im Anschlusse an das oben Mitgeteilte will ich hier noch einige Nachrichten über

Chinesische Prophezeiungen.

geben. Wenn die Mitglieder der geheimen Gesellschaften abends hinter verschlossenen Thüren zusammenkommen, spielt bei ihnen ein Buch eine grofse Rolle, „die Prophezeiungen“. Wegen seines Inhaltes mehr aber noch wegen der Erklärungen, die von den Oberen vorgetragen werden, ist dasselbe von der jetzigen Regierung strengstens verboten. Ja, es steht sogar die Todesstrafe auf dem Lesen oder Aufbewahren desselben. Mir ge-

Digitized by Google

lang es, von einem mir befreundeten Oberhaupte ein Exemplar zu erhalten [2]).

In 50 bis 60 Bildern, die durch einige Verse jedesmal erklärt sind, sind die wichtigsten Ereignisse der chinesischen Geschichte gezeichnet, und zwar Ereignisse der Vergangenheit wie auch der Zukunft. Die Bilder sind an sich unverständlich und bedürfen einer Erklärung. Die Bedeutung mancher Bilder wird man erst nach ihrer Erfüllung verstehen können.

Über die Entstehung dieses Buches, das natürlich nicht gedruckt werden darf, erzählte mir ein vornehmer Chinese, der auch einer geheimen Gesellschaft angehört, die kuriosesten Geschichten. „Das Buch soll 1500 Jahre alt und von zwei Gelehrten verfafst sein, die aber gegenseitig nichts voneinander wufsten. Der eine schrieb die Verse, der andere malte die Bilder. Eines Tages überraschte ein dritter den Dichter. Da er auch schon die Bilder des ersten gesehen, fiel ihm sofort auf, dafs Verse und Bilder denselben Sinn ausdrückten. Er verglich sie genauer, und wirklich, alle pafsten zusammen.“ Die Götter hatten so aus der Schule gesprochen und den Menschen in Bildern die Zukunft verkündet.

Ich will versuchen, die letzten bis jetzt eingetroffenen Bilder zu erklären. Es bleiben für die Zukunft noch 26 Bilder unerfüllt. Es ist nicht leicht, die Erklärung zu geben, weil manche Buchstaben (Charaktere) zusammengestellt, andere auseinandergerissen werden müssen, um den Sinn zu geben.

Nr. 34. Bild: An einem kahlen Baume hängt ein Winkelmafs, unter dem Baume sitzt ein Götzenpriester.

Übersetzung der Verse:

Ast und Blätter sind alle ganz hell (ming) (kahl),
Überall leuchtet und flackert es.
Im Osten des Reiches erhebt sich ein Glanz (ming):
Ein Schütze (Götzenpriester) ist der wahre Kaiser.

Es wird mit diesem Bilde die Ming-Dynastie (1368 bis 1644) bezeichnet, deren erster Herrscher Hung-wu (1368 bis 1398) war. Hung-wu war der Sohn sehr armer Eltern. Er diente anfangs als Kuhhirte, später als Küchenjunge in einem Lamakloster. Wie den Lamapriestern wurde auch ihm der Kopf kahl geschoren und wurden ihm die Kleider derselben gegeben. Es ging ihm jedoch nicht gut und er entfloh zu Verwandten, bei denen er auch lesen und schreiben lernte. Eines Tages besuchte er den Markt und kam dabei zur Rauferei, in der er seinen Gegner erschlug. Hung-wu mufste flüchten und schlofs sich einer Räuberbande an, deren Anführer er bald wurde. Immer mehr wurden seine Gesellen; endlich pflanzte er die Revolutionsfahne auf und besiegte auch die Mongolenscharen, die überhaupt vom Volke gehafst waren. Dadurch nahm sein Anhang zu. Er wurde als der „Retter des Volkes“ gepriesen. Peking fiel und er nahm den Kaisertitel an. Sein Geschlecht nannte er die Ming (s. o. im Verse angedeutet). Hung-wu regierte sehr gut. Das Glück des Volkes war sein höchstes Ziel.

Interessant ist die nähere Erklärung des Bildes. „Baum“ wird geschrieben 木; mit dem Winkelmafs 才 heifst der Buchstabe tschu. Der erste Miug-Kaiser hiefs mit seinem Familiennamen Tschu und heifst noch immer im Volke Tschu-ho-schan, d. i. „Tschu der Götzenpriester“.

[2]) Das Original befindet sich in dem Museum von St. Gabriel bei Wien; ich habe mir nach diesem Muster ein zweites Exemplar malen lassen.

Bild 35. Eine Birne, die in der Mitte ein Menschenauge hat.

Übersetzung des Verses:

Wir sehen, wie eine Birne (Li), die ein Menschenauge hat,
Ganz ohne Hinderuis nach Peking zieht.
Da aber wurde die Furcht der drei Reiche (sasen kui) erregt.
Sofort kam der Thron an die grofse Ts'ing.

Es ist hier der Räuberhauptmann Li-tze-tscheng gemeint, der sich gegen Kaiser Huai-tsung (1627 bis 1644) erhob und seine Scharen 1643 nach Peking führte. Der Kaiser Huai-tsung erhängt sich, alle Prinzen der Miug-Dynastie, die Li in seine Gewalt bekam, liefs er ermorden. Nur ein General, Li kuo ts'ing, kämpfte gegen den neuen Empörer. Der Prinz Wu-saen-kui (s. oben) rief die Tataren zu Hülfe. Li tze tscheng flieh nach Yünnaen. Die herbeigerufenen Tataren blieben nun selbst als Herrscher in China.

Erklärung des Bildes: Die „Birne“ heifst chinesisch Li. Die Birne, die nach Peking zieht, ist Li tze tscheng. In Peking verlor derselbe ein Auge, daher das Bild „Birne mit einem Menschenauge“. — Im letzten Worte des Verses ist auch schon der Name der neuen Dynastie genannt: Ts'ing.

Bild 36. Acht Fahnen, die verschiedene Farben haben.

Vers:

Ein Weiberreich (nüi kui) aus dem Norden regiert über China.
Nun ist's nach allen vier Meeren (überall) klar (ta'ing),
In zweimal vier Banner sind sie eingeteilt,
Rote Quaste und schmale Ärmel sind eingeführt.

Unter diesem Bilde ist die jetzige Dynastie der Ts'ing verstanden, die von 1649 ab regiert. Die Mandschu kamen mit acht Bannern, sind auch jetzt noch in Bauner eingeteilt. Die Mongolen und Mandschu werden von den Chinesen auch Nüi-tschin genannt, daher der Name Weiberreich. Sie führten in China die roten Ceremonienhüte und die engen Ärmel ein.

Bild 37 (für die Zukunft). Auf einem gelben Ochsen sitzt eine grüne Gans.

Erklärung. Unter dem gelben Ochsen verstehen die Chinesen China, die grüne Gans soll eine auswärtige Macht bezeichnen, die auf Schiffen herbeigekommen ist. In dem Verse wird gesagt, dafs der Kaiser schlafe. Als er aber erwachte und seinen Thron besteigen wollte, d. h. seine Macht zeigen, wird das Reich vollständig wie von Donner und Blitz zerstört.

Die Worte sind sehr allgemein gehalten. Vielleicht, dafs in der Zusammenstellung einzelner Charaktere ein bestimmter Sinn gefunden wird.

Jedenfalls haben die revolutionären Gesellschaften irgend einen Sinn hineingelegt und damit bethören sie vielfach das Volk.

Bild 38 wird von den Chinesen (Heiden) erklärt, als ob ein christlicher Kaiser regieren werde, oder doch das Christentum sehr grofse Verbreitung gefunden habe. „Im ganzen Lande hört man die Glocken.“

So prophezeit der alte Dichter noch vieles in seinen Versen. Er hat es verstanden, unklar zu schreiben, so dafs den Nachkommen Stoff genug zum Grübeln bleibt. — Da wird mitten im Schreiben eines prophetischen Verses die Hand steif: „Auf der Welt geht alles drunter und drüber. Gesetz und Ordnung geht es nicht mehr. Die Menschen bekämpfen sich und morden sich.“ — Die Welt geht unter.

Digitized by Google

Aus dem „Prophezeiungsbuch" der Boxer.
Original im Museum des Missionshauses St. Gabriel in Mödling bei Wien

35

37

36

34

38

Druck u. Verlag von Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig

Digitized by Google

Die Polarforschung im Jahre 1900.

Von H. Singer.

Die an reger Bethätigung außerordentlich reiche Periode der Polarforschung, die, mit Nansens Ausfahrt auf der „Fram" beginnend, einen langen, wenig ergiebigen und Niemand befriedigenden Zeitabschnitt ablöste, dauert noch an und wird auch so bald noch nicht abgeschlossen sein. Wie dereinst, so ist man sich auch heute wieder der fördernden Bedeutung einer auf das Extensive gerichteten Polarforschung bewußt und richtet danach seine Pläne ein, unbeschadet einer ernsten wissenschaftlichen Untersuchung, die sich mit frischem, frohem Wagen wohl verbinden läßt. Heute herrscht auch in den Kreisen der Fachlente kein Zweifel darüber, daß die Epoche, in der die Weyprechtschen Ideeen maßgebend waren, einem unfruchtbaren Quietismus gleich zu achten ist, der jede energische Regsamkeit ertötet hat, weil er sie als unwissenschaftlich und wahrer Forschung unwürdig bezeichnete; und darum läßt man sich jetzt jede kräftige Lebensäußerung auf diesem Gebiet gern gefallen, wenn sie nur nicht in einen offenkundigen Sport ansartet. Sn haben denn die letzten Jahre manch schönen Erfolg gezeitigt, und neue, weitreichende Unternehmungen haben begonnen oder stehen in sicherer Aussicht. Besonders ergiebig war ja das vergangene Jahr an auffallen entdeckungsgeographischen Thaten, und wenn wir auch dem Umstande allein, daß im Laufe desselben sowohl auf dem Wege zum Nordpol wie zum Südpol die bisher von Menschen je erreichten höchsten Breiten übertroffen wurden sind, eine absolute Bedeutung nicht beimessen und sogar Anlaß zur Kritik dieser Ergebnisse zu haben glauben, so können wir uns doch der belebenden Wirkung solcher Leistungen nur freuen. Wir gedenken nun im Folgenden die einzelnen arktischen Forschungsprovinzen zu durchmustern und zugleich darauf zu verweisen, was von den Resultaten schon früher abgeschlossener Expeditionen inzwischen bekannt geworden ist.

Den wichtigsten Erfolg, der innerhalb der Nordpolarzone im vergangenen Jahre errungen worden ist, dürfte sich die letzte Ostgrönlandexpedition des dänischen Leutnants Amdrup zuschreiben können. Die Dänen hatten schon seit Jahren der Erforschung des südlichen Teils der oft schwer zugänglichen Ostküste Grönlands ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und Amdrup selber hatte bereits 1898 und 1899 versucht, die Aufnahme des unbekannten Küstenstückes zwischen der Missionsstation Angmagsalik (65° 35′ nördl. Br.) und dem Scoresbysund (70° nördl. Br.) zu bewirken. Amdrup war jedoch nördlich von Angmagsalik nur bis zur Breite von 67° 22′, bis zur Agpasinsel, gekommen, so daß hier noch immer, zumal die Küste in südwest-nordöstlicher Richtung verläuft, eine ganz erhebliche Lücke blieb. Diese auszufüllen gelang Amdrup auf seiner Reise im Sommer 1900 und zwar über Erwarten schnell; denn er hatte mit der Notwendigkeit mindestens einer Überwinterung ziemlich sicher gerechnet. Statt wie früher von Süd nach Nord ging Amdrup diesmal in umgekehrter Richtung vor. Er kam mit seinem Schiffe „Antarctic" glücklich durch das berüchtigte Küsteneis und landete am 18. Juli bei Kap Dalton (69° 28′ nördl. Br.). Der „Antarctic" nahm darauf das Küstenstück bis zum Scoresbysund sowie diesen selber genauer auf und erforschte den Fjord- und Inselkomplex nördlich bis Kap Gladstone (71° 30′), um sich dann über Island nach Angmagsalik zu begeben, während Amdrup selber mit zwei Gefährten an der Küste südwestwärts ging und schon am 2. September Angmagsalik erreichte. Er war nur unwesentlichen Schwierigkeiten begegnet und hatte überall sein Boot benutzen können. Einige Tage später kam auch der „Antarctic" an und am 4. Oktober landete die Expedition in Kopenhagen. Amdrup verfügte über einen zahlreichen wissenschaftlichen Stab, der die wenigen Monate gewiß voll ausgenutzt hat. Soweit bis jetzt bekannt, hat man eine ungefältige und vollständige topographische und geologische Aufnahme des ganzen bereisten Küstenstückes heimgebracht; ferner hat Amdrup in der Gegend des schon früher gesichteten Kongerdlugsuakfjords (68° nördl. Br.) Spuren offenbar schon vor Jahrhunderten verlassener Eskimoansiedlungen gefunden und dort alte Gerätschaften, Felle, 16 Schädel und acht vollständige Skelette gesammelt. (Vgl. den kurzen Abriß, den Amdrup im Novemberheft des „Geogr. Journ." für 1900 giebt.)

Nördlich vom Scoresbysund beginnt unter 73° nördl. Breite der Teil der grönländischen Ostküste, der 1869 bis 1870 von der zweiten deutschen Nordpolarexpedition zum erstenmal erforscht worden ist. Dieses Küstengebiet war im vorigen Sommer das Ziel einer schwedischen Unternehmung unter Prof. Knltboff aus Upsala, die in erster Reihe zoologische und botanische Aufgaben verfolgte und vorher zu gleichen Zwecken am Jan Mayen und Spitzbergen besucht hatte. Man befahr die Küste zwischen Kap Broer Ruys und der Pendulumsinsel (73° 30′ bis 74° 30′) und besuchte auch den von der deutschen Expedition entdeckten Kaiser Franz Josephfjord, wo mehrere junge Moschusochsen, die man im nördlichen Schweden akklimatisieren will, eingefangen wurden. Das von Prof. Nathorst 1899 auf der Walrofsinsel (bei Pendulum) für Sverdrup errichtete Depot (vgl. weiter unten) wurde unberührt vorgefunden. Am 3. September bereits landete die Expedition in Drontheim. Übrigens sind Prof. Nathorsts geographische Ergebnisse im zweiten vorjährigen Hefte des „Ymer" veröffentlicht worden, darunter eine schöne Karte des Kaiser Franz Josephfjords, den man über Payers fernsten Punkt hinaus bis zur Petermannspitze landeinwärts erforscht hatte, und der südlich davon liegenden Fjorde und Inseln, die zum erstenmal aufgenommen worden waren. Die Petermannspitze selbst, die Payer auf 3480 m Höhe geschätzt hatte, hat nach Nathorst nur eine Höhe von 2500 bis 2800 m, kann also nicht mehr als die höchste Erhebung Grönlands gelten, da das dortige Inlandeis, soweit bekannt, ebenfalls bis zur 2800 m ansteigt. (Über Nathorsts Ergebnisse vgl. ferner Negers Aufsatz — mit Karten — in Nr. 21 des vorigen Globusbandes.)

Spitzbergen, das heute bereits das Ziel zahlloser Nordlandstouristen bildet, ist trotzdem zum größten Teil nur ungenügend bekannt, und selbst die Küstenlinien bedürfen noch überall der Berichtigung. So erfahren wir, daß Fürst Albert von Monaco auf seiner Fahrt in die spitzbergenschen Gewässer im Sommer 1899 zahlreiche Ungenauigkeiten der Karten für die Nordwestecke von Westspitzbergen beseitigen konnte; er fand u. a., daß die Redbai nicht eine flache Bucht, wie die schwedischen Rekognoszierungen von 1873 und 1890 ergeben hatten, sondern ein tief ins Land einschneidender Fjord ist. Dieser wurde genau vermessen, und ein Rundblick von den Bergen im Süden der Bai ergab, daß das Innere des Landes weit eisfreier ist, als man

Digitized by Google

bisher annahm (Globus, Bd. 78, S. 280). — Auch die schwedisch-russische Gradmessungsexpedition, die seit 1899 auf Spitzbergen thätig war, hat neben ihren geodätischen auch sehr wertvolle topographische Arbeiten ausführen können. Die russische Abteilung, die unter Kapitän Sergiewskij und Dr. Bunge stand, hatte im Süden, am Hornsund überwintert, die schwedische unter Prof. Jäderin im Norden in der Treurenberghai (ans Ausgang der Hinlopenstraße). Infolge ungünstiger Eis- und Witterungsverhältnisse konnten die Arbeiten indessen nicht, wie man gehofft hatte, im vergangenen Sommer zu Ende geführt werden; so war es der schwedischen Abteilung nicht möglich, das Nordostland zu erreichen, und ebenso wenig konnte die Verbindung der beiderseitigen Messungen hewirkt werden; es fehlt noch das Stück zwischen dem von den Russen gewonnenen Chydeninshorge und der Treurenberghai. Dagegen haben die Russen den ganzen südlichen Teil der Insel Westspitzbergen mehrfach gekreuzt und hier, sowie weiter im Norden in bisher ganz unbekannten Gebieten des Innern viel topographisches Material sammeln können. Von Interesse ist auch die Beobachtung eines Mitgliedes der schwedischen Abteilung, von Carlheim-Gyllenskölds, der von den Bergen im Süden der Treurenbergbai in einer Entfernung von etwa 45 km landeinwärts Gipfel von 1700 m Höhe gesehen hat, so daß der bislang mit 1390 m als die höchste Erhebung des Archipels geltende Hornsundstind (im äußersten Süden) dieses Vorzuges verlustig gehen dürfte. Die Mitglieder beider Abteilungen sind Ende September nach Europa zurückgekehrt; sie werden ihre Arbeiten im kommenden Sommer jedenfalls wieder aufnehmen.

Vom Franz Joseph-Lande kam die Kunde von dem Erfolge der Polarexpedition des Herzogs der Abruzzen, dessen Begleiter, Kapitän Cagni, es gelang, auf dem Wege zum Nordpol Nansens fernsten Punkt von 86° 13½′ zu „erklimmen“ und auf einer 115 tägigen Schlittenreise über das Eis des Meeres am 26. April 1900 die Polhöhe von 86° 33′ zu gewinnen. Der Herzog war mit seiner „Stella Polare“ im Sommer 1899 durch die Nightingalestraße und den Britischen Kanal in den im Nordwesten des Archipels belegenen, von Jackson Königin Viktoria-See getauften Meeresteil gesegelt, hatte sich dann nach Nordosten gewandt und Kap Fligely an der Westküste von Kronprinz Rudolf-Land erreicht. Wiewohl ein weiteres Vordringen zu Schiff noch möglich erschien, war der Herzog darauf umgekehrt, da Land nirgends weiter zu sehen, er aber eine Überwinterung im offenen Meere nicht für rätlich hielt; die „Stella Polare“ überwinterte deshalb in der Teplitzbai an der Westküste von Kronprinz Rudolf-Land (81° 50′ nördl. Br.). Am 11. März 1900 begann Cagni seine Schlittenreise, auf deren Verlauf wir wohl nicht einzugehen brauchen, da diese ebenso ans zahlreichen Schilderungen bekannt ist wie der Verlauf der Winternacht selber. Es sei nur bemerkt, daß die von Cagni gewonnene größte Polhöhe unter 56° 5stl. L. zu suchen ist, während Nansen seine höchste Breite am 7. April 1895 unter 89° 5stl. L. erreicht hatte. In geographischer Beziehung sind die Feststellungen der Expedition nur negativer Art: der Archipel des Franz Joseph-Landes reicht über den 82. Breitengrad nicht hinaus, und die von Payer 1874 gesichteten Inseln Petermannland und König Oskar-Land existieren nicht. Hält man damit die Ergebnisse Jacksons und Wellmans (1898/99) einerseits und die Nansens andererseits zusammen, so kommt man zu der Thatsache, daß entgegen älterer Anschauung das Franz Joseph-Land sich viel weiter in ost-westlicher als in süd-nördlicher Richtung erstreckt, und daß den Archipel im Norden ein weites, sehr tiefes und gänzlich inselfreies Meer begrenzt. Im übrigen hat die Expedition des Herzogs in dem Bemühen, möglichst weit zum Pol vorzudringen, die dankbare Aufgabe, die verworrene Topographie des nördlichen und nordöstlichen Franz Joseph-Landes klar zu stellen, völlig außer Acht gelassen, und das ist schade. Schon einige Monate sind seit der Heimkehr des Herzogs verstrichen, zahlreiche überschwenglliche Berichte mit den üblichen Einzelheiten über die überstandenen Fährnisse sind mitgeteilt worden, aber aus keinem geht unseres Wissens auch nur andeutungsweise hervor, daß die Italiener der Fortsetzung des Forschungswerkes von Payer, Jackson, Nansen und Wellman mit Bezug auf den Archipel selber ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben; es sind offenbar alle Kräfte auf die Schlittenreisen polwärts konzentriert worden, und deshalb ist das schöne Ergebnis der Expedition etwas einseitig. Jackson und Wellman sind nach dem Bekanntwerden des italienischen Erfolges vielfach mit Spott und Tadel bedacht worden ob ihrer „Energielosigkeit“ und der angeblichen Geringfügigkeit ihrer Resultate. Richtig ist gewiß, daß Cagni „schärfer“ vorgegangen ist als Jackson und glücklicher operiert hat als Wellman; was jedoch die Erweiterung unserer Kenntnis von Franz Joseph-Land selbst anlangt, so haben der Engländer und der Amerikaner sich darum weit mehr verdient gemacht als der Herzog der Abruzzen. Es ist vielleicht nützlich, auf dieses Verhältnis der verschiedenen Leistungen im Franz Joseph-Land zu einander hinzuweisen; die Verdienste eines jeden der Forscher liegen auf einem besonderen Gebiete.

Wie man sich erinnern wird, sprach Wellman nach seiner Rückkehr die Überzeugung aus, daß trotz seines Mißgeschicks das Franz Joseph-Land eine geeignete Operationsbasis für die Bezwingung des Nordpols sei, und die ausgedehnte Schlittenreise Cagnis hat das auch scheinbar erwiesen. Allein es ist doch sehr die Frage, ob die günstigen Eisverhältnisse, die die italienische Expedition angetroffen hat, dort die Regel bilden. Nansens Erfahrungen, dessen Zug über das Eis nach Süden ziemlich genau in dieselbe Jahreszeit fällt wie Cagnis Vorstoß, geben zu optimistischen Anschauungen keine Veranlassung. Wie dem aber auch sei — das Erreichen hoher nördlicher Breiten an Schlitten über das Eis des offenen Meeres wird immer mehr oder weniger Glückssache sein, im europäisch-asiatischen Eismeer wie auf der Smithsondroute, und der Zufall kann dem einen einen Erfolg zugestehen, den er dem anderen versagt. Die Gewißheit, daß über Franz Joseph-Land der Weg zum Nordpol führt, besteht nach wie vor nicht, wohl aber die Möglichkeit, und mit dieser allein muß die Polarforschung in der Regel rechnen.

Die Bäreninsel war 1899 das Ziel einer schwedischen und zweier deutscher Expeditionen, von denen die eine der Deutsche Seefischereiverein ausgesandt hatte. Der letztere hat über seine Unternehmung vergangenes Jahr in seinen „Mitteilungen“ einen Bericht erstattet, der auch viel Geographisches enthält, u. a. eine mancherlei Neues bietende Karte (vergl. Globus, Bd. 77, S. 278).

Von den Expeditionen, die 1898 und 1899 nach dem Smithsund abgegangen sind, haben wir seit Jahresfrist keine Nachrichten: es sind dies die Unternehmungen Sverdrups, Pearys und Dr. Steins. Sverdrup war bereits im Frühjahr 1898 mit der „Fram“ ausgesegelt, um den Nordpol zu erreichen, nach späterer Version mit dem Plan, Grönland im Norden zu umfahren. Allein er hatte bereits im August wenig nördlich von Kap

Digitized by Google

Sabine ungünstige Eisverhältnisse angetroffen und deshalb bei dem Inselchen Cocked Hat (bei Kap Sabine, Ostküste von Ellesmereland) auf 1899 überwintern müssen. Nachdem er während des Winters und Frühjahrs den unbekannten Westen des Ellesmerelandes erforscht hatte, hatte er sich aus Etah neue Hunde geholt und war am 16. August 1899 von neuem nach Norden gegangen, doch, wie es hieß, mit geringen Aussichten. Seitdem fehlen Mitteilungen. Peary ist ebenfalls seit Sommer 1898 „draußen". Er war im Juli mit dem „Windward" angesegelt, um möglichst weit im Norden der Smithsundroute zu überwintern, hatte sich dazu jedoch bereits in der Allmannbai (unter 79° 30', an der Ostküste von Grinnell-Land), wenig nördlich der Stelle, wo Sverdrup eingeschlossen war, dazu entschließen müssen. Während des Winters und Frühjahrs hatte dann Peary zu Schlitten einen Vorstoß nach Norden bis zur Lady Franklinbai (81° 44') ausgeführt und die Küsten in der Nähe seines Winterquartiers genauer aufgenommen, als es bislang geschehen war, und es ergab sich dabei die interessante Thatsache, daß der Hayessund keine Durchfahrt, sondern eine Bucht ist, Grinnell- und Ellesmereland also miteinander zusammenhängen; ferner war Peary bis zur Westküste des Grinnell-Landes, bis zum Greelyfjord vorgedrungen. Nachdem der „Windward" im August 1899 frei geworden war, hatte sich Peary nach dem Port Foulke (an der grönländischen Westküste, unter 78° 20') zurückbegeben, um die ihm von der „Diana" gebrachten neuen Vorräte entgegenzunehmen; doch ist im Sommer 1899 aus einem erneuten Vordringen nach Norden nichts geworden, und Peary hat dort auf 1900 überwintert, um im April den Schauplatz seiner Thätigkeit endgültig nach Nordgrönland oder dem nördlichen Teil von Grinnell-Land zu verlegen. Von dort gedachte er einen Vorstoß gegen den Pol zu versuchen, im August jedoch wieder in Etah zu sein, um eventuell mit dem Entsatzschiffe „Windward" heimzukehren; indessen bestehen Widersprüche über die Pläne Pearys, namentlich über den Zeitpunkt, wann er seine Forschungen abzuschließen gedenkt. — Endlich hatte sich im Sommer 1899 mit dem erwähnten Polarschiff „Diana" der Amerikaner Dr. Stein mit zwei Gefährten nach dem Smithsund begeben und bei Kap Sabine absetzen lassen, von wo aus er Ellesmereland erforschen wollte. Von all diesen Expeditionen brachte im September vorigen Jahres die „Diana" die letzten, hier verzeichneten Nachrichten; seitdem weiß man nichts von ihnen. Wie im Sommer 1899 die „Diana", so war im letzten Sommer der „Windward" vom „Peary Arctic Club" damit beauftragt worden, Peary neue Vorräte zuzuführen oder aber ihn heimzubringen, ebenso Dr. Stein. Infolge eines Unfalls an der Maschine hatte sich jedoch die Ausreise des „Windward" bis Ende Juli verzögert, und nach den letzten Nachrichten war er am 10. August noch in Godhavn; er ist nicht mehr zurückgekehrt und muß irgendwo im Smithsund überwintern. Infolge seines Ausbleibens sind einige Besorgnisse über das Schicksal der drei Smithsundexpeditionen entstanden. Soweit sie Sverdrup betreffen, sind sie unbegründet; denn dieser verfügt über ein erprobtes Schiff und eine auf fünf Jahre berechnete Ausrüstung. Auch um Peary braucht man sich nicht sonderlich zu beunruhigen, es sei denn, daß ihn, der auf regelmäßige Unterstützung angewiesen ist, der „Windward" nicht hat erreichen können; aber dieser Fall ist wenig wahrscheinlich. Anders verhält es sich freilich mit Dr. Stein. Er war nur auf ein Jahr und noch dazu sehr dürftig ausgerüstet, und es ist immerhin fraglich, ob der „Windward", dessen erste Aufgabe doch die Versorgung Pearys war, ihn und seine Gefährten noch hat an Bord nehmen können. Mit Spannung muß man daher dem nächsten Frühjahr entgegensehen. Vermutlich wird der „Peary Arctic Club" so frühzeitig, als es die Eisverhältnisse nur gestatten, einen Dampfer nach dem Smithsund senden [1]).

Aus europäische und asiatische Eismeer sind im letzten Sommer drei Expeditionen abgegangen, über deren Pläne und bisherige Schicksale folgendes in Erinnerung gebracht sei: Eine deutsche Expedition unter Kapitänleutnant a. D. Banendahl ist am 16. August 1900 mit dem kleinen Segler „Matador" in die spitzbergenschen Gewässer gesegelt, wo sie am 7. September unter 76° 52' nördl. Br. und 13° 2' östl. L. (also im Südwesten des Archipels) zum letztenmal gesehen worden ist. Banendahls Ziel ist nichts mehr und nichts weniger als der Nordpol; er will zu Schiff so weit als möglich nach Norden vordringen, das Schiff dann im Stich lassen und über das Packeis weiter vorgehen. Der Plan wird als nicht ausgereift und das Unternehmen als leichtsinnig anzusehen sein, zumal die Ausreise sehr spät im Jahre angetreten worden ist; allein, wie schon angedeutet: der Zufall wirft in der Polarforschung oft jedes Urteil und jede Theorie über den Haufen. — Ferner ist der russische Maler Borissow, der künstlerische und naturwissenschaftliche Zwecke verfolgt, nach Nowaja Semlja gegangen und hat im August sich im Matotschkin-Scharr eine Winterstation gebaut. Er war dann in das Karische Meer gesegelt, um an der Ostküste von Nowaja Semlja ein Proviantdepot für eine diesjährige Frühjahrsreise nordwärts des Matotschkin-Scharr anzulegen. — Das wichtigste Projekt jedoch, mit dessen Ausführung im vorigen Sommer begonnen worden ist, ist das des bekannten russischen Eismeerforschers Baron Toll. Baron Toll, dessen Expedition zwei Überwinterungen im Plane hat und mit einem zahlreichen wissenschaftlichen Stabe versehen ist, verließ am 21. Juni mit dem Schiff „Sarja" Petersburg und passierte am 20. August die Jugorstraße. Nordenskiölds und Nansens Spuren folgend, gedachte Baron Toll im vorigen Sommer an der sibirischen Küste über Kap Tscheljuskin hin zur Ostküste der Taimyrhalbinsel vorzugehen und dort auf 1901 zum erstenmal zu überwintern. Während der Überwinterung sollte die noch wenig bekannte Umgehung der Chatangabai erforscht werden, deren Darstellung zumeist noch auf den russischen Fahrten aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts beruht. Im Sommer 1901 soll es weiter nach Osten ins Meer hinausgehen, worauf Baron Toll auf Bennettland (nördlich der Insel Neusibirien) oder auf dem noch nie betretenen Sannikowlande, das er 1886 nördlich der Insel Kotelnoj unter 77° nördl. Br. gesichtet hatte, zum zweitenmal überwintern will. Die Heimreise gedenkt er 1902 über die Beringstraße zu versuchen. Der Kandidat Wollosowitsch, der sich am 14. Oktober von Petersburg nach Irkutsk begeben hatte, soll im Frühjahr 1901 von der Jana aus mit Hundeschlitten die Neusibirischen Inseln zu erreichen suchen, dort Tolls Forschungen von 1886 fortsetzen und für die Haupt-

[1]) Inzwischen ist im November v. J. einer der Gefährten Dr. Steins, der Österreicher Dr. Kann, mit einem Walfänger nach England zurückgekehrt und hat berichtet, daß er mit Stein und Peary zusammen im Port Foulke auf 1900 überwintert habe. Diese Nachricht ist vorläufig nicht recht zu verstehen, da Kanns Mitteilungen über Peary (bis August 1899) nichts enthalten, was man nicht schon längst wußte. Ferner ging Ende November eine Londoner Notiz durch die Blätter, wonach Peary unter dem 31. März 1900 melde, daß er glücklich überwintert habe. Es ist möglich, daß diese Nachricht ebenfalls auf Kann zurückgeht. Wenn Kann jedoch in der That über Peary und Stein Neues weiß, so ist nicht zu verstehen, warum er es nicht in präziser Form bekannt giebt.

Digitized by Google

expedition Depots errichten. Tolls Plan betrifft die Erforschung eines der unbekanntesten Teils des Polarmeeres, und man kann bei der Erfahrung des Barons mit einiger Sicherheit wohl auf einen Erfolg hoffen. — Bemerkt sei in diesem Zusammenhange noch, daß ein reicher Amerikaner dem Gefährten Wellmans auf Franz Joseph-Land, dem Meteorologen Baldwin, unbeschränkte Mittel zur Verfügung gestellt hat, mit dem Auftrage, die „Sterne und Streifen" nach dem Nordpol zu tragen. Wie Baldwin das anzufangen gedenkt, wird man gewiß im nächsten Frühjahr hören. Endlich sei erwähnt, daß Kapitän Bernier, ein Kanadier, mit Hülfe der kanadischen Regierung eine Wiederholung von Nansens Framfahrt plant. Er will die Strömung, die Nansens Schiff nach Nordwesten führte, jedoch in der Länge der Beringstraße zu erreichen suchen in der Erwartung, daß sie ihn dann nördlicher führen wird als die „Fram", vielleicht über den Nordpol.

Über das Schicksal Andrées hat das Jahr 1900 nur insofern Gewißheit gebracht, als es jetzt zweifellos feststeht, daß er seinen Tod gefunden hat und daß auf eine Rückkehr nicht mehr zu rechnen ist. Vor einigen Wochen jedoch hat Professor Nathorst angeregt, man möge die Suche nach Spuren von Andrée wieder aufnehmen; er empfiehlt ein Absuchen der isländischen Küsten und der Südwestküste Grönlands nach weiteren Bojen Andrées und hofft auf Erfolg.

So weit die Forschungsthätigkeit im Jahre 1900 in der Nordpolarzone. Nebenher sei erwähnt, daß inzwischen auch die wissenschaftlichen Ergebnisse der Nansenschen Fahrt von 1893 bis 1896 zu erscheinen begonnen haben.

Auch aus der Südpolarzone kam in diesem Jahre eine interessante Nachricht: die, daß der Norweger Borchgrevink an der Küste von Victorialand glücklich überwintert und dort die bisher erreichte höchste Breite (78° 10', Ros 1842) noch übertroffen habe. Über den äußeren Verlauf der denkwürdigen Unternehmung, der ersten Überwinterung auf dem antarktischen Festlande, ist vor einigen Wochen im Globus (Bd. 78, S. 252) ausführlich berichtet worden. Inzwischen ist im „Geogr. Journ." (Oktober 1900) die Entdeckungskarte Borchgrevinks zusammen mit einem Auszuge aus den wissenschaftlichen Beobachtungen erschienen, die uns über manche wichtige Einzelheit Aufschluß gewähren, und auf die wir deshalb hier noch zurückkommen. Die Schlittenreisen während des Herbstes und Winters beschränkten sich auf die Küste der Robertsonbai, die dem Kap Adare benachbart liegt, und führten zu einer genauen Kenntnis ihrer Überfalle und Gletscher. Die erhofften größeren Reisen ins unbekannte Innere des Polarlandes mußten leider unterbleiben, infolge der Unzugänglichkeit der steil ansteigenden Küstengebirge und der unpassierbaren Gletscher. Nachdem Ende Januar 1900 der „Southern Cross" wieder erschienen war, um die Expedition nach Neuseeland zu bringen, dampfte Borchgrevink in jene tiefe Einbuchtung nach Süden, die James Ros vor 60 Jahren an der Küste des Viktorialandes aufgefunden hatte. Wesentlichen Schwierigkeiten begegnete auch der „Southern Cross" nicht; es wurde einigemal das Land betreten, und die Karte konnte um ein paar Einzelheiten bereichert werden, so um die Aufnahme des Küstenstückes zwischen dem 74. und 76. Grade südl. Br. Im Südosten des Terrorvulkans biegt die Küste nach Osten um, und das Inlandeis des antarktischen Kontinents tritt hier über sie hinaus in steilem Abfall bis ans Meer. Schon Ros war Anfang 1842 diese Eisschranke entlang gefahren, deren Höhe er auf 50 bis 60 m schätzte; sie muß seitdem jedoch stark abgeschmolzen oder auf der geneigten Ebene des darunter liegenden Küstenlandes etwas nach Norden vorgerückt sein, denn Borchgrevink giebt ihre Höhe auf nur 20 m an. Erst unter 164° westl. L. wurde die gleichmäßig hohe Eisbarriere ein wenig flacher und zugänglich, also unter annähernd derselben Länge, wo Ros im Februar 1842 seine höchste Polhöhe von 78° 10' erreicht hatte. Borchgrevink verließ dort das Schiff und gelangte mit dem Schlitten über das Inlandeis etwa 35 km weit südwärts bis zur Breite von 78° 50'; er hatte somit Ros um 40' „geschlagen" auf dem noch fernen Wege zum Südpol. Von den speciellen Ergebnissen Borchgrevinks sei zunächst hervorgehoben, daß das Viktorialand fast ausschließlich aus vulkanischem Gestein besteht. Von den drei bisher bekannten Vulkanen ist der Erebus noch in Thätigkeit; er schickt stoßweise Dampfwolken empor. Die östliche Steilküste des Viktorialandes, die von den drei Vulkanen besetzt ist, scheint uns eine Bruchlinie darzustellen, die sich offenbar noch weit über den Mount Terror hinaus nach Süden fortsetzt; denn die dort vom Inlandeis überzogene niedrige Küste dürfte einem verhältnismäßig tief liegenden Gelände angehören, das sich dem von Nord nach Süd streichenden vulkanflankierten Steilrand im Osten vorlagert. Mit anderen Worten: die große Bucht des Viktorialandes und der im Süden anliegende Teil des antarktischen Festlandes haben Ähnlichkeit mit einem Einbruchsgraben. Auffällig ist sodann das Vorkommen von Insekten bei Kap Adare, überhaupt eine ungeahnt reiche Entfaltung organischen Lebens in diesen Einöden. Für die Berechnung der Lage des magnetischen Pols hat die Borchgrevinksche Überwinterung in Gestalt langer Beobachtungsreihen neue Grundlagen geliefert. Ros hatte für die Position des Pols nach 1840 die Koordinaten 75° 5' südl. Br. und 154° 8' östl. L. herausgefunden, während Gauß für das vorhergehende Jahrzehnt zur Position 72° 40' südl. Br. und 151° 38' östl. L. gelangt war. Wie stark die Beobachtungen und Schlüsse über diesen Punkt voneinander abweichen, ersieht man aus den Ergebnissen der belgischen Expedition von 1898 bis 1899; denn in dem Cookschen Reisewerk darüber („Through the first Antarctic Night", p. 464) wird bemerkt, aus den Messungen der Expedition gehe hervor, daß der magnetische Pol etwa 200 engl. Meilen östlicher liegen müsse als nach Angabe von Ros. Borchgrevinks Beobachtungen nun nähern sich im Gegenteil wieder der von Gauß ermittelten Position; er verlegt den Pol unter 73° 20' südl. Breite und 146° östl. L., d. h. mehr nach der Küste des Viktoria- oder vielmehr Wilkeslandes, westlich von Kap Adare.

Mit Bezug auf die räumliche Erweiterung unserer Kenntnis der Antarktis war Borchgrevinks Expedition also nicht ganz von den erhofften Erfolgen gekrönt, aber sie hat ein reiches wissenschaftliches Material heimgebracht, und den späteren Unternehmungen, insbesondere der britischen Expedition des Jahres 1901, die Wege geebnet und ihr Winke darüber verschafft, wo man mit besseren Aussichten ins Innere vordringen könnte. Für hierzu geeignete Punkte hält Borchgrevink die Stelle, wo er selber seine höchste Breite erreicht hat, und die Gegend am Mount Melbourne unter 75° südl. Br. (Newneland), wo die Küste flach ist und darum zugänglicher zu sein scheint. Die Hindernisse, die sich in der Südpolarzone größeren Schlittenreisen entgegentürmen, sind ungleich größer als in den Nordpolargebieten, da dort infolge Mangels an Landsäugetieren auf Erträge der Jagd auch nur nebenher nicht zu rechnen ist.

Digitized by Google

Auch die im Laufe dieses Jahres veröffentlichten Ergebnisse der **belgischen Südpolarexpedition** von 1898 bis 1899 werden den nächstjährigen Unternehmungen zu gute kommen. Von den Teilnehmern dieser Expedition liegen Einzelberichte über die wissenschaftlichen Beobachtungen im „Bulletin" der Brüsseler geographischen Gesellschaft vor, und außerdem hat der Arzt und Anthropologe Cook vor kurzem eine zusammenfassende Schilderung, das schon citierte Reisewerk „Through the first Antarctic Night" (London 1900) herausgegeben. Von Interesse ist aus den Beobachtungen der belgischen Expedition zunächst der Umstand, daß eine untermeerische Fortsetzung der im Feuerland nach Südosten umbiegenden Anden nach Süden zu den Ländern der Antarktis nicht vorhanden ist, da Messungen der „Belgica" südlich von Staten Island ein schroffes Abfallen des Meeresgrundes auf 4000 m ergaben. Ferner hat man während der einjährigen Drift im Eise durch zahlreiche Lotungen festgestellt, daß man sich vom 75. bis zum 103. Grad westl. L. und auf der Breite des 70. und 71. Parallels auf einer unterseeischen Bank von gewaltiger Ausdehnung bewegte, die aus einer mittleren Tiefe von nur 500 m nach Norden ganz unvermittelt auf 1500 m abfällt, während ihre Tiefenlage nach Süden überall allmählich abnahm. Diese Thatsache, sowie Bodenproben von jenem unterseeischen Plateau scheinen der Hypothese von der Existenz eines großen antarktischen Kontinents neue Stützen zu verleihen — einer Annahme übrigens, die heute im allgemeinen wohl die vorherrschende ist, da alle Beobachtungen, die Borchgrevinks eingeschlossen, besonders die meteorologischen, sich ihr sehr gut unterordnen. An der Belgicastraße, die den Palmerarchipel von der Hauptmasse des Grahamlandes trennt, wurden überall die Anzeichen einer allgemeinen Senkung des Landes wahrgenommen. Die Priorität der Entdeckung dieser Straße gebührt der belgischen Expedition allerdings nicht, denn es hat sich herausgestellt, daß sie bereits 1874 von dem deutschen Kapitän Dallmann an ihrem Südwestausgange gesichtet und Bismarckstraße benannt worden ist, so daß sowohl der Name für diese Straße wie mehrere andere von der belgischen Expedition neu eingeführte Bezeichnungen den älteren wieder werden weichen müssen (vgl. Globus, Bd. 77, S. 182). Ein Vergleich der jetzt vorliegenden endgültigen Karten der belgischen Unternehmung gestattet keinen Zweifel an dieser Thatsache. Unbestritten bleibt indessen die Aufnahme der Bismarck- oder Belgicastraße und ihrer zahlreichen Inseln das Verdienst der Belgier. — Übrigens schlägt Arctowski, der Meteorolog der belgischen Expedition, jetzt im „Ciel et Terre" für 1902 ein kombiniertes Verfahren zur Erforschung der atmosphärischen Cirkulation in den antarktischen Gebieten südlich vom Feuerlande vor und fordert dazu die Mitwirkung der Chilenen, Franzosen und Russen.

Von den für 1901 angekündigten Südpolarexpeditionen sind bisher nur die deutsche und die britische völlig gesichert, deren Schiffe bereits im Bau begriffen sind, und für die die Mittel bereitstehen. Wissenschaftlicher Leiter der deutschen Expedition ist bekanntlich Prof. Erich v. Drygalski, während die Führung des Schiffes dem Kapitän Hans Rufer von der Hamburg-Amerikalinie übertragen worden ist; nautischer Leiter der britischen Expedition ist Kapitän R. F. Scott, und die wissenschaftliche Führung wird Prof. J. W. Gregory aus Melbourne übernehmen, der aus seinen Gletscherforschungen am Kenia und auf dem Binneneise Spitzbergens bekannt ist. Ob die schwedische Expedition unter Otto Nordenskiöld anstande kommen wird, steht noch nicht ganz fest, wiewohl man von dem Ankauf eines Schiffes hört; aus der schottischen unter Bruce wird nun wenigstens in diesem Jahre noch nichts werden, da die Mittel bislang zum größten Teil nicht aufgebracht werden konnten. Die Pläne der deutschen und britischen Unternehmung dürften bekannt sein, weshalb wir hier nicht weiter darauf zurückkommen. Jedenfalls werden uns die nächsten Jahre neue interessante Aufschlüsse über die Südpolarländer bringen, über ein lange vernachlässigtes Feld der Forschung, das das neue Jahrhundert mit der Verpflichtung, Licht zu schaffen, übernommen hat.

Bücherschau.

Dr. Rudolf Much: Deutsche Stammeskunde. Mit zwei Karten und zwei Tafeln. (Sammlung Göschen.) Leipzig, G. J. Göschen, 1900.

Wer schnell und, soweit dieses möglich ist, auch sicher über die früheste Geschichte der Deutschen unterrichtet sein will, der greife zu diesem nur 80 Pfennige kostenden Büchlein. Das schwierige Kapitel der deutschen Stammeskunde, in dem der Verfasser genötigt ist, fast auf jeder Seite mit „wenn", „möglicherweise", „könnte sein" und Fragezeichen zu arbeiten, wird hier in einer dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft entsprechenden Weise behandelt, die Gliederung ist klar, die Ergebnisse springen deutlich hervor. Ist der Verfasser auch zunächst Sprachforscher, so zieht er doch auch Anthropologie und Urgeschichte heran, wo durch sie Aufklärung zu hoffen ist. Auch bei ihm ist das „Trugbild des Ostens" geschwunden. R. A.

A. B. Meyer und R. Parkinson: Album von Papuatypen. II. Nord-Neu-Guinea, Bismarckarchipel, Deutsche Salomoinseln. Etwa 550 Abbildungen auf 53 Tafeln in Lichtdruck. Dresden, Stengel u. Co., 1900.

Das Durchblättern des neuen Albums von Papuatypen, zu welchem R. Parkinson die photographischen Aufnahmen und A. B. Meyer den Text lieferte, hat mir eine Stunde wehmütiger Freude bereitet, indem es mich mit seinen 53 in vorzüglichem Lichtdruck von Stengel u. Co. in Dresden hergestellten Tafeln wieder so mitten in die schöne genußreiche Zeit hinein versetzte, wo auch mir es vergönnt war, an den Küsten Kaiser-Wilhelmslands zu weilen und mich unter den Papuas herumzutreiben, sammelnd, fernend und photographierend. Ich spreche also aus eigener Erfahrung, wenn ich versichere, daß nur derjenige eine Ahnung davon haben kann, wie viel Schweißtropfen und Worte und vielleicht auch Geschenke es Herrn Parkinson gekostet haben mag, seine Bilder zusammenzubringen, welcher selbst schon in der Lage war, eine Gruppe mißtrauischer, unruhiger, jeden Augenblick zum Davonrennen bereiter Wilder zum Stillhalten von dem Entsetzen erregenden dreibeinigen Zauberkasten mit dem unheimlich starren Glasauge bewegen zu müssen.

Trotz aller Schwierigkeiten, welche solchen Aufnahmen sich entgegenstellen, und trotz der verhältnismäßig recht kurzen Zeit, seit die photographische Kunst zum Gemeingut ward, ist man heutzutage doch schon recht anspruchsvoll geworden in seinen Anforderungen an die Bilder, welche uns die Reisenden aus fremden Ländern mitbringen. Die Parkinsonschen Aufnahmen erfüllen dieselben in hohem Maße. Bei ihrem Anblick empfindet man so recht, daß doch weder Wort noch Stift an Anschaulichkeit und Lehrkraft einer guten Photographie gleichkommt. Wenn man nach aufmerksamem Durchstudieren der einzelnen Blätter das Album aus der Hand legt, so hat man das intensive Gefühl, als sei man selbst in leibhaftiger Person dort am Strande Neu-Guineas entlang gewandelt und habe alles mit eigenen Augen gesehen. Wie groß der Abstand gegen früher, wegen wir vor 30 bis 40 Jahren, ist, wo man sich mit mehr oder weniger gelungenen und, je nach der Begabung des Zeichners, naturgetreuen Abbildungen begnügen mußte, davon bietet schon gleich die erste Tafel des vorliegenden Albums, welche das Dorf Tobadi in der Humboldtbai darstellt, ein lehrreiches Beispiel, wenn man die — soviel mir erinnerlich — von Rosen-

Digitized by Google

berge Hand entworfene Zeichnung desselben Dorfes in dem Werke der niederländischen Kommission Taf. E. E. aus dem Jahre 1863 damit vergleicht.

Eine Fülle von anthropologischem und ethnologischem Material liegt wieder in diesem Album aufgespeichert und die 53 Tafeln geben uns auf eine ganze Reihe von Fragen eine stumme, aber deutliche und unwiderlegliche beweiskräftige Antwort. Man wird hier vor allem ein besonders reichhaltiges und wertvolles Material zur Förderung unserer Kenntnis über den Hals- und Beckbau jener Völker finden. Auch der Anthropologe geht durch Vorführung einer Menge von Einzel- und Gruppenbildern der verschiedenen Volksstämme nicht leer aus, wenn uns auch in dieser Beziehung der erste, leider vergriffene, Teil des Werkes reicher dünkt. Von besonders interessanten und wichtigen Tafeln möchte ich die folgenden hervorheben: Taf. 11, welche ein Gesicherhaus bei Berlinhafen in all seinem reichen Schmuck in äußerordentlich klarer und scharfer Wiedergabe zeigt, die Tafeln 12 und 13 mit Detailaufnahmen eines solchen, das im I. Teil 7, 49 in toto abgebildet ist, Taf. 17, welche uns Töpferinnen aus Berlinhafen mitten in ihrer Arbeit vorführt, Taf. 20 die Frau mit dem Muschelringbohrapparat und die beiden Musikanten Taf. 23.

Das überaus charakteristische Gesicht des Mannes Tongaru von der Gazelle-Halbinsel Neu-Pommerns auf Taf. 22 könnte man versucht sein für das seines Landsmannes Taradanai auf Taf. 3 im ersten Teil des Albums zu halten, so groß ist die Ähnlichkeit. Eine interessante Tafel ist ferner Nr. 28, das Maskenhaus in Labangesamm auf der Nordostküste Neu-Mecklenburgs darstellend, sowie die Taf. 44 bis 47, welche Gesichtstypen von Bougainville bringen, und schließlich Taf. 51 mit einer Gruppe junger Männer von der Kaiser-Wilhelmsland nordwestlich vorgelagerten Insel Dampier. Der Vollständigkeit halber sei bemerkt, daß die Taf. 52 und 53, Bewohner der Mattyinsel darstellend, durch v. Luschan bereits früher im Globus, Bd. 78, S. 74 und 75, veröffentlicht sind, wo sich auch der erläuternde Text von Parkinson befindet.

Frankfurt a. M. B. Hagen.

E. W. Dahlgreen: De franska sjöförderna till söderhafvet i början af nästforde seklet. En Studie i historisk geografi. Mit 32 Illustrationen und Karten.

Die Veranlassung zu dieser Darstellung gab eine Handschrift der kgl. Bibliothek in Stockholm mit folgendem Titel: „Au nom de Dieu: Journal du voyage du Peron en Chine, et retour en France, répassant par le Pérou et Chily dans le vaisseau le St. Antoine, du port de 300 tonneaux, armé de 40 canons et 150 hommes d'équipage et appartenant aux particuliers de France; commandé par Mr. de Frondat."

Die neuere historisch-geographische Literatur beobachtet über dieses Unternehmen vollkommenes Schweigen. Sogar in Frankreich war diese Reise — wie Nachforschungen ergeben — ganz und gar in Vergessenheit geraten. Einige Angaben liefert dagegen die Literatur des 18. Jahrhunderts. Aus denselben geht zugleich hervor, daß diese Fahrt unter französischer Flagge in jener Zeit nicht die einzige war, sondern daß in den ersten zwei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts zahlreiche Schiffe den Verkehr Frankreichs und Spaniens mit den Besitzungen dieser Länder in der Südsee vermittelten. Die Forschungen des Verfassers wurden wesentlich bedeutend gefördert durch Auffindung einer Anzahl von Schiffsjournalen, welche in den „Archives hydrographiques du Dépôt de la marine" in Paris aufbewahrt worden waren. In Anbetracht der zahlreichen interessanten Thatsachen, welche die Zusammenstellung der weit verstreuten Angaben lieferte, unternahm es Verfasser nicht nur, die oben erwähnte Reise des Kommandanten Frondat, sondern sämtliche in jener Zeit unternommenen Südseereisen unter französischer Flagge, soweit darüber Kenntnis zu erlangen war, in den Bereich seiner Studien zu ziehen. Bei dem ziemlich großen Umfang des Werkes (429 S.) ist es schwer, in wenigen Worten eine Vorstellung von dem darin Gebotenen zu geben, weshalb ich mich hier darauf beschränken muß, nur in großen Zügen den Inhalt der einzelnen Kapitel wiederzugeben: Stand der nautischen Kenntnisse bezüglich der Südsee, die französische Besuchsfahrt zur Zeit Colberts, Gründung der französischen Südseekompagnie (Kap. 1). — Vorläufer der französischen Südseefahrer; M. de Gennes, 1695 bis 1697; M. de Beauchesne 1698 bis 1701 (Kap. 2). — Absperrung der spanischen Kolonien gegen den Handel mit anderen Nationen. Der während dieser Zeit trotzdem von Frankreich aus unternommenen Fahrten; Aufschwung des französischen Südseehandels; Südseefahrer: Michel Chabert, Allain Porée, Jean Doublet (Kap. 3 bis 5). — Saint Antoine, der erste Chinafahrer, seine Reise nach Peru, China, Kalifornien und zurück über Peru, Chile 1707 bis 1711 (Kap. 6 bis 15). — Die spätesten Chinafahrer (Kap. 16). — Südseefahrten während der letzten Jahre des spanischen Erbfolgekrieges und allmähliche Einstellung derselben (Kap. 17 bis 18).

Im Schlußworte weist Verfasser besonders auf die Vorteile hin, welche sowohl Frankreich durch den dorthin strömenden Reichtum, als auch den Ländern Südamerikas dadurch erwuchs, daß dieselben trotz der drakonischen Absperrungsmaßregeln Spaniens fortwährend in Kontakt kamen mit dem damals geistig führenden Frankreich.

München. Neger.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Die Erhaltung aussterbender Familien bei den Ossseten. M. Lurow, dem wir manche Nachricht aus dem Terekkanstriche danken, erzählt im „Tiflser Tagebiatt" von einem eigentümlichen Brauche, der ihm in einem der Thäler des nördlichen Ossetiens aufstieß. Dieser Brauch war noch vor 15 bis 20 Jahren in Kraft, ist aber in unseren Tagen dem neuen Zeitgeiste gewichen.

In einem der Weiler des ossetischen Kirchspieles, das Herr Lurow leider ungenannt läßt, lebte die Familie N., welche in früheren Jahren infolge der großen Zahl ihrer Glieder für eine der angesehensten und reichsten im Lande galt. Es gab unter ihr sowohl „Männer des Rates' (ossetisch dyrdyiag), als auch kühne Reiter u. s. m. Fast alle umliegenden Thäler kannten diese Familie und waren gewohnt, sie zu achten. Doch in letzter Zeit begann diese Familie auszusterben, d. h. die männliche Hälfte derselben. Infolge eines eigentümlichen Zufalles stirbt heute der eine, morgen der andere u. s. w., bis nach einigen Jahren alle männlichen Vertreter derselben, bis auf die Knaben herab, ausgestorben waren und bloß die Weiber noch blieben. Selbstverständlich kam die Familie in Gefahr, nach einigen Jahren vollständig vom Erdboden zu verschwinden. Nach dem Begriffe der Osseten aber gilt das Aussterben dieser oder jener Familie für das größte Unglück und Schande. Solche Anschauungen konnten sich aber nur zur Zeit der Herrschaft des Familienprincips ausbilden, da der harte Kampf um die Existenz, den das ossetische Volk aufrecht, die Erhaltung der Geschlechter notwendig machte. Doch wie eine Familie aufrecht erhalten, in der es keinen Vertreter des männlichen Geschlechtes mehr gab?

„Unsere Väter" — sagte dem Berichterstatter der Ossete, der ihm diese Ereignis mitteilte — „unsere Väter setzten fest, wie man in solchen Fällen zu verfahren habe . . . Die Alten unseres Thales kamen zusammen und berieten die Frage. Den Weisungen der Vorväter folgend beschlossen sie, allen Jungfrauen und Witwen der Familie N. zu verbieten, eine gesetzliche Ehe einzugehen, ihnen dagegen das Recht zu verleihen, in ihren Häusern verbleibend, mit fremden Männern geschlechtliche Verbindungen anzuknüpfen. Alle in solchen Beziehungen geborenen Kinder sollten den Namen der Familie N. tragen und als Fortpflanzer des Geschlechtes gelten. Solche Ordnung sollte so lange Geltung haben, bis eine genügende Anzahl Söhne geboren wäre. Später sollten die Witwen und Jungfrauen der Familie N. das Recht, eine Ehe einzugehen, wieder erhalten, doch nicht eher, als bis die Knaben herangewachsen und imstande wären, sich selber ihren Unterhalt zu erwerben. Niemand dürfe jemals unter irgend welchen Umständen bei Strafe materieller Verantwortung die Witwen und Jungfrauen der Familie N. des leichtsinnigen Lebenswandels zeihen, da sie dazu laut Rechtsprüchen ihrer Ältesten zum Zwecke der Erhaltung eines einstmals großen und starken Geschlechtes gezwungen gewesen wären . . ."

Dieser Urteilsspruch erhielt Rechtskraft und kam zur Ausführung, die Weiber der Familie N. in eine sehr schwere Lage versetzend. Viel litten sie von den zudringlichen Besuchen der Männer, besonders der ledigen Jugend, der es wegen des verlangten Kalyms (Heiratsgutes) oft schwer fällt, rechtzeitig eine Frau zu bekommen.

Gegenwärtig erhielten die Weiber dieser Familie das Recht wieder, eine gesetzliche Ehe einzugehen, leben gut und haben

Digitized by Google

vergessen, was sie durchgemacht. Von leichtsinnigem Lebenswandel derselben kann keine Rede sein. Fast alle haben Kinder, und brave Kinder, ruhige, arbeitsame. Der älteste Sohn unter ihnen wird nächstens der allgemeinen Wehrpflicht unterliegen."

„Wie verhalten sich aber die Kinder zu ihrer Vergangenheit?" fragte der Berichterstatter seinen ossetischen Gewährsmann.

„Sehr einfach. So war es bei uns Sitte. Niemand sieht sie für unehrlich geboren an, und sie halten auch daher ihr vollberechtigte Fortsetzer der Familia N. . . Mit ihnen sind die besten unserer Familien bereit, Ehen einzugehen."

Immerhin mag dieser Volksbrauch der nüchtigen Ossetin ein schweres Opfer auferlegen. N. v. Seidlitz.

— Zur Frage von der Bipolarität der Meeresfauna. Die auffällige Ähnlichkeit in der Fauna beider Polarmeere, die man Bipolarität nennt, steht trotz des Widerspruches von Ortmann fest, auch wenn bisher nur zwei völlig übereinstimmende Arten nachgewiesen sind, nämlich Sagitta hamata und Fritillaria borealis, von denen nach Chun jene auch an mehreren Stellen der dazwischen liegenden Meere in tieferen Wasserlagen sich findet. Der von Chun angenommene fortwährende Austausch von Tierformen der beiden Eismeere ist ausgeschlossen, vor allem deshalb, weil, auch wenn diese durch Strömungen verbunden wären — was nicht erwiesen ist —, dann doch auch viele andere nördliche oder südliche Planktonformen dort zu finden sein müssten und in beiden neben den Parallelformen viele der Art nach ganz gleiche Formen vorhanden wären. Jene Sagitta dürfte deshalb in den Tiefen mit sehr grofsem Verbreitungsgebiete („Kosmopoliten") gehören; diese haben gewisse Verbreitungsmittelpunkte, nicht blofs in den Polarmeeren, sondern auch in den kälteren und stilleren Lagen der übrigen Meere, welche sich übrigens mehr oder weniger verschieben, je nach der wechselnden Stärke und Ausdehnung der mugebenden Strömungen. Auch würde kein Tier die vielen verschiedenen Wärmegrade auf dem Wege zwischen beiden Meeren lebend überstehen. So ist also eine gegenwärtige Verbindung zwischen dem Plankton der beiden Polarmeere nicht möglich. Dafs ferner die Flachseeorganismen der Eismeere den Weg zu einander finden könnten, ist ebenfalls eine unhaltbare Annahme; dies kann weder durch die Tiefsee geschehen, die für die Verbreitung jener ein unüberwindliches Hindernis bildet, noch auch längs der Küsten. Vor allem können die Tiere während der oft nur wenige Tage umfassenden Larvenperiode, in der sie bekanntlich zum Plankton gehören, unmöglich von einem Eismeere in das andere übergeführt werden, wo sie doch allein ihre weitere Daseinsbedingungen vorfinden. Die beste Erklärung für die Bipolarität gibt uns ein Blick in die Erdgeschichte. Wahrscheinlich sind, wie im grofsen und ganzen auch Pfeffer und Murray annehmen, bei der anfänglich gleichen Erdwärme, die Ekhelm 1899 überzeugend nachgewiesen hat, jene Tierformen gleichmäfsiger in den Meeren verteilt gewesen. Später, in der Tertiärzeit und noch mehr in der Quartärzeit, trat dann in der Tierwelt des Meeres allmählich eine Verteilung nach Zonen ein, und an den Polen blieben solche Formen zurück, die sich schon vorher an tieferes, kälteres Wasser gewöhnt hatten. (Nach Hjalmar Théel, Ymer 1900, Heft 3.)

— Über Tonsystem und Musik der Siamesen las Prof. Stumpf in der Sitzung der preufsischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 8. November. Er hat die Orchesterinstrumente der von Boosra Nahin geführten siamesischen Theatertruppe mit dem Tonmesser untersucht und gefunden, dafs ihre Leiter aus sieben geometrisch gleichen Stufen besteht, wodurch eine schon von A. J. Ellis behauptete auffallende Thatsache zur Sicherheit erhoben wird. Er stellt Vermutungen über die Entstehung solcher Leitern auf und legt die von ihm und Dr. Abraham phonographisch aufgenommenen Melodieen vor, sowie eine vollständige Orchesterpartitur, deren Eigentümlichkeiten er erläutert.

— Studium der australischen Eingeborenen. Die Regierung von Südaustralien hat dem Eingeborenen-Inspektor Gillen für ein Jahr lang Urlaub erteilt, und die Regierung von Victoria hat für den Prof. Spencer in Melbourne einen Stellvertreter gestellt, damit beide unbehindert sich dem Studium der noch vorhandenen australischen Eingeborenen im Innern und Norden des Festlandes hingeben können. Der Eigentümer einer Melbourner Zeitung unterstützt die Expedition mit 20000 Mk., aufserdem stehen die Niederlassungen und Vorräte des australischen Überlandtelegraphen den Forschern zu Gebote. Die Expedition wird im Februar aufbrechen und zunächst die Eingeborenen der Mac Donnellberge besuchen, dann gegen den Carpentariagolf aufbrechen, entlang dem Roperflusse ziehen und vielleicht bis zu den Flüssen Daly und Viktoria vordringen. Die anthropologischen Verhältnisse, Sprachen und Volkskunde der Eingeborenen werden in Betracht gezogen.

— Giardina, Professor der Geographie an der Universität Catania, beschäftigt sich in einer Reihe von Arbeiten: Note di Geografia Siciliana, Catania 1899/1900, mit der Topographie und Kartographie des Ätnagebietes. Das Ergebnis seiner orometrischen Berechnungen giebt folgende kleine Tabelle wieder:

Umfang des Ätnagebietes	Areal	Volumen	Mittlere Höhe
km	qkm	cbkm	m
211,5	1570	1120	713

Das Gebiet des Ätna ist dabei gerechnet zwischen dem Meere, den Flüssen Alcantara und Simeto und dem Sattel della Garrita, der Wasserscheide beider Flüsse. Würde der Ätna gleichmäfsig auf die Insel Sizilien verteilt werden, so würde dieselbe durchschnittlich um 44 m steigen, das ganze Königreich Italien um 3,94 m. Der Ätna nimmt nur etwa $^{1}/_{9}$ vom Volumen eines Kegels gleicher Grundfläche und Höhe ein, er besitzt demnach durchweg konvexe Böschungen, zum Unterschiede von der grofsen Mehrzahl der Seeen. Halbfafs.

— Unter dem Titel „Christus oder Buddha? In Parallelstellen aus dem Neuen Testament und den heiligen Schriften Indiens dargelegt von H. S. Stix, deutsch von L. Kreichauf, Leipzig 1900" wird soeben ein oberflächlicher und unglücklicher Versuch gemacht, mit der Tendenz der Herabsetzung des Christentumes eine weitgehende Abhängigkeit des neutestamentlichen Canons von buddhistischen Quellen zu erweisen. Sowohl dem Verfasser wie dem Übersetzer dieses überaus kläglichen Machwerkes, das uns an Lillies phantasievollen und absurden Buche „Buddhismus im Christentum" gemahnt ist, fehlt es an allen historischen Kenntnissen beider Religionen und an jeglichem Verständnis für die Behandlung dieser Frage. So behaupten sie z. B., dafs die Entstehung des Buddhismus auf Tausende von Jahren vor der Geburt Christi zu verlegen ist. Die meisten von denselben behandelten Punkte sind schon widerlegt worden. Eine zusammenhangsende Buddhabiographie ist in der alten kanonischen Litteratur der Buddhisten gar nicht verhanden; die späteren vollständigen Lebensbeschreibungen sind verhältnismäfsig moderne Kompilationen und sämtlich nach dem Abschlusse des christlichen Canons entstanden. Es ist daher eitle Spiegelfechterei, wenn der Verfasser Stellen des Neuen Testaments mit Citaten aus Bigandets nach einer birmanischen Version übersetzten Buddhabiographie vergleicht, die erst im 18. Jahrhundert verfafst wurde, oder wenn er das schwerlich vor dem 7. oder 8. Jahrhundert entstandene Lalitavistara als eine authentische Quelle betrachtet, während es in Wirklichkeit nichts anderes als ein dichterisch ausgeschmückter, epeuartiger Legendenbericht ist. Daneben müssen manche andere buddhistische Schriften in buntem Durcheinander herhalten, je nachdem der Zweck die Mittel heiligt. Der Nachweis direkter buddhistischer Einflüsse in den Evangelien ist bis jetzt überhaupt noch nicht gelungen. Es wäre nicht der Mühe wert, auf diese Schrift einzugehen, wenn nicht die Zusammenstellung von Citaten ohne jede wissenschaftliche Diskussion und Erläuterung auf den unbefangenen Leser einen gewissen bestechenden Reiz auszuüben vermöchte, was der Verfasser auch sicher gewollt hat, und deshalb ist diese Broschüre nur um so mehr als eine gewissenlose Machenschaft zu verurteilen. Sie verdiente es reichlich, auf den Index librorum prohibitorum gesetzt zu werden; aber auch das hiefse ihr schon zu viel Ehre erweisen. B. Laufer.

— Schon seit einer Reihe von Jahren hat Herr Ludwig Zapf systematisch die Erforschung der wendischen Wallstelle auf dem Waidsteine im Fichtelgebirge, die in der Gegend der Saalequelle liegt, betrieben. Über seine in vieler Beziehung belangreichen Ergebnisse berichtet er in einer kleinen Schrift (Hof bei Rudolf Lion), welche uns den Nachlafs der untergehenden Wenden vor Augen führt. Solche waren bis in die oberen Meinungenden vorgedrungen; aus ihrer alten Wallburg, deren Untergang durch die christlichen Deutschen im 11. oder 12. Jahrhundert erfolgte, hat nun Zapf eine Menge wendischen Nachlafs zu Tage gefördert, welcher dadurch von Wichtigkeit wird, dafs er genau mit spätwendischem Nachlasse aus Nordostdeutschland übereinstimmt. Die Gefäfse und deren Verzierungen (Wellenlinien), die ar-

Digitized by Google

habenen rad- oder gitterförmigen Leisten der Topfböden, die slavischen Schläfenringe wurden gefunden. Auffallend sind die sonst bei wendischen Töpfen nicht vorkommenden Henkel, allerdings klein und wenig ausgebildet. Eiserne Messer, Mahlsteine, Schaber, Knochen von Tieren (Rind, Schwein, Pferd, Hirsch und Reh) u. s. w. kamen auch zu Tage. Auch Grundsteine eines wendischen Gebäudes wurden nachgewiesen.

— Über seine Reise in der Niederung zwischen dem Ob und dem Jenissei berichtete O. W. Markgraf in der Sitzung der Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 8. (21.) Oktober. Die Reise hat acht Monate gedauert, sie ging über Krasnojarsk nach Jenisseisk, Turuchansk (1200 Werst zu Schiff), Obdorsk und seine Umgebung, die sie als die ödeste, seit 50 Jahren von niemand mehr besuchte Stelle des ganzen Gebietes erscheint. Markgraf kehrte dann nach Tobolsk zurück, begab sich von dort nach Berssow und besuchte Surgut. Das Land erwies sich als sehr interessant in geologischer, naturhistorischer und ökonomischer Beziehung. In ersterer Hinsicht ist auf eine Eigenschaft der Obniederung hingewiesen: am Ocean ist es bedeutend höher als an den übrigen Teilen. Der Boden ist überall aufgeschwemmt, ausgehende Steinschichten fanden sich nur wenig vor; kegelförmige Berge sind häufig; erratische Blöcke wurden nicht gefunden; Abschwemmungen am Rande der Niederung legen stellenweise Eisschichten von 1,5 Saschen Dicke bloß. Seen giebt es wenig, vorwiegend finden sie sich an den Mündungen der Flüsse. Die Flüsse des Gebietes, Tas, Nadym, Pur u. a., zeigen große Thäler von 40 bis 50 Werst Breite, auf der Pläse selbst haben sie einmal 2 Werst Breite. Sehr eigenartig sind die Grenzen des Pflanzenwuchses: auf den Wasserscheiden dehnt sich der Wald weiter aus als an den Flüssen. Das Klima läßt, trotzdem das Thermometer häufig auf — 57° C. herabsinkt, doch ganz gut eine Kolonisation zu; die Luft ist sehr trocken und gesund. Die Thäler sind mit reichen Weidenhainen bedeckt, die Niederungen mit 2 Arschin langem Gras. Schon der Obische Bezirk allein kann jährlich 2 Millionen sehr schöner Balken liefern. Der an ihn auf über 800 Werst sich anschließende Teil des Uralgebirges ist noch vollkommen unberührt. Fischfang, Rennthierzucht und Pelzjagd sind ergiebig. Die Skopzen in Turuchansk haben noch Felder unter dem 64. Grade nördl. Br. Getreide gedeiht auch bei Berssow. Im allgemeinen muß aber als Grenze des Ackerbaues die Breite von 60° anerkannt werden. Um diese reiche Land zu heben und der Bevölkerung — den Russen sowohl als den Einheimischen — die Möglichkeit zu geben, die Gaben der Natur zu benutzen, ist nach der Meinung des Referenten dreierlei notwendig: Eine Eisenbahn (1200 Werst) von Archangelsk nach Berssow, der große Frachten zufließen würden: Bauholz, Getreide aus Südsibirien, Bergprodukte aus dem Ural, Naphtha; Aufmunterung der Flußdampfschiffahrt; Errichtung von Beobachtungstationen am Meere, Kohlenstationen und Leuchttürmen an der Küste des Oceans.

— In der Juninummer 1900 des „Journal of the Straits Branch of the Royal Asatic Society“ giebt Dr. R. Hanitsch einen Bericht über seine Expedition zum Berg Kina Balu in Britisch-Nordborneo, sowie eine Übersicht der zoologischen Ergebnisse derselben. Unter den für die Wissenschaft neuen Gegenständen fand Dr. Hanitsch einen Süßwasserfisch und eine Schlange, für die Boulenger neue Genera bilden mußte, ferner zwei neue Arten von Reptilien und eine neue Batrachierart.

— Die Dolomiten auf Westspitzbergen. Schon 1896 hatte Sir M. Conway eine Expedition nach der Hauptinsel von Spitzbergen unternommen, die vorher im Innern so gut wie unbekannt war, und dabei überraschende Ergebnisse mitgebracht. Dies veranlaßte ihn, von neuem sich dorthin zu wenden und insbesondere die Gegend zu besuchen, welche östlich von der Dickson-Bai und Wilhde-Bai liegt, sowie die zwischen Eisfjord und Dickson-Bai einerseits und dem Foreland-Sund andererseits, das König Williams-Land. Früherhin auftreten, die durch radiale Thäler nur angeschnitten sind. Über die geologischen Verhältnisse giebt uns Garwood, der Begleiter Conways, Aufschluß. Danach bestehen die Gipfel aus annähernd horizontal lagernden, fossilführenden Schichten von karbonischen Dolomiten, die von deutlich vortretenden, vertikalen Sprüngen durchzogen sind. Diese Sprünge sind es, auf denen die Arbeit des Frostes einsetzt, der hier ausschließlich für die Bergformen maßgebend ist. Dadurch entstehen die steilen, fast senkrechten und oft unerstei-

Die Dolomiten des Diadems auf Spitzbergen.
Nach einer Photographie von Garwood.

hielt man diese Gegend für bedeckt mit Inlandeis und zeichnete dies auch auf den Karten so ein. Conway war daher sehr überrascht, als er dort ein vollständiges System von Bergen fand, die die Nährgebiete der einzelnen Gletscher durch deutlich erkennbare Wasserscheiden voneinander trennen, so daß es nicht mehr angängig ist, dort von Inlandeis, sondern nur von einer „vergletscherten Gegend“ zu reden. Die Berge schließen die tiefe Depression des Eisfjords und der Wilhde-Bai nach Westen in einer im allgemeinen nordsüdlich ziehenden Kette ab, von der sich ein Ast nach Osten abzweigt und dadurch die beiden genannten Buchten trennt. Das ganze Land zeigt in dieser Gegend eine Auflösung in ausgesprochen einzelne Berge, Spitzen und Ketten mit steilen Abhängen und individualisierten Formen, während weiter im Osten, über dem Eisfjord drüben, mehr Plateaulandschaften Abhänge, welche die oberen Teile der Diademspitze, der drei Kronen, und wie sie Conway alle genannt hat, aussschneiden. Die Dolomiten schneiden mit einer scharfen, auch an den Bergen deutlich erkennbaren Linie ab gegen die unterlagernden roten devonischen (oder silurischen?) Schiefer, die keine Klüfte wie die überlagernden Dolomiten besitzen. Infolgedessen und wegen ihrer leichten Verwitterbarkeit bilden sie wesentlich flacher geneigte Hänge, die mit den darüber befindlichen Kalkwänden einen Winkel von ungefähr 140° bilden. An einigen anderen Stellen schauen dann noch kleine Inseln älteren Gesteines hervor, das weiter südlich auf der anderen Seite einer Verwerfungsspalte wieder auftritt, die von der Kings-Bai südöstlich zieht und auch in der orographischen Gestaltung des Landes deutlich hervortritt.

Gm.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 2. BRAUNSCHWEIG. 10. Januar 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Wilhelm Wundts Völkerpsychologie.

Von P. Ehrenreich[1]).

Dieses weit angelegte Werk des großen Psychologen bildet ein Ereignis nicht nur für seine Fachgenossen, sondern auch für alle, die der Wissenschaft vom Menschen im weitesten Sinne beflissen sind. Die höchsten Probleme der allgemeinen Ethnologie sind es, die hier behandelt werden sollen: die psychophysischen Gesetze des Geisteslebens der Menschheit, wie es sich in Sprache, Mythus und Religion, Sitte und Kultur bethätigt. Diese Gebiete, die durchaus an das gesellschaftliche Leben gebunden sind, die ihrer Entstehung nach jedem nachweisbaren Eingreifen einzelner und jeder geschichtlichen Überlieferung voraus sind, erheischen ihrem ganzen Wesen nach eine psychologische Untersuchung. Sie sind der eigentliche Gegenstand der Völkerpsychologie.

Nachdem in unserer Epoche der äußersten Specialisierung auf allen Gebieten der Wissenschaft sich ein so unübersehbares Material an sprachlichem Detail, an Beobachtungen auf dem Gebiete des Folklore, der Mythe, der Sittenforschung angesammelt hat, ist es in der That an der Zeit, daß ein wirklicher Fachmann, geschult in der Betrachtungsweise der wissenschaftlichen Psychologie sich an die Ordnung und Sichtung desselben macht, die Bausteine zum festen Bau zusammenfügt. Manch Unberufener hat sich an diese Aufgabe herangemacht und so wird nun auch manche bisher als Dogma angenommene, wenn auch noch so geistreiche Theorie vor den scharfsinnigen Deutungen des gewiegten Psychologen in nichts zerfließen.

Kein Referat ist imstande, dem überreichen Inhalte dieses Werkes gerecht zu werden, das doch nur den ersten Teil der ganzen Aufgabe und auch diesen nur zur Hälfte behandelt. Es sei daher hier hauptsächlich auf den Inhalt der für die allgemeine Ethnologie wichtigen Abschnitte hingewiesen.

Als den Gegenstand der Völkerpsychologie bezeichnet Wundt in der Einleitung diejenigen psychischen Vorgänge, die der allgemeinen Entwickelung menschlicher Gemeinschaften und der Entstehung gemeinsamer geistiger Erzeugnisse von allgemeingültigem Wert zu Grunde liegen. Ausnahmsweise ist dabei die oft damit zusammengeworfene Analyse der geistigen Eigenschaften der Rassen und Völker, sowie alles, was durch die Einwirkung einzelner Individuen zu stande kommt, wie Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Der Völkerpsychologie gehört das Gebiet der triebartigen Willenshandlungen, weshalb auch die Naturvölker für sie von größerem Interesse sind als die Kulturvölker. In der Sprache untersucht sie die Vorstellungswelt, im Mythus die Gefühlsrichtungen, in der Sitte die gemeinsamen Willensrichtungen der Menschheit.

Die Sprache ist ganz allgemein eine Ausdrucksbewegung, die in letzter Linie auf Triebhandlungen beruht, nicht aber auf Reflexen. Jede Triebhandlung schließt in sich Gefühle und Affekte. Affekt und Ausdrucksbewegung sind ein einziger psychophysischer Vorgang. Die Fundamentaleigenschaften jedes Affekts sind Intensität, Qualität und Vorstellungsinhalt, denen ebensoviel Richtungen von Ausdruckserscheinungen entsprechen. Die Intensitätsäußerungen sind Hemmungs- und Erregungssymptome, die das Herz und die äußere Körpermuskulatur darbieten. Die Qualitätsäußerungen beschränken sich auf die Bewegung der mimischen Muskulatur des Gesichts, deren entferntere Ursache darin zu suchen ist, daß diese Muskeln die Aufnahme und erste Bewältigung der Nahrung vermitteln!

Der Vorstellungsinhalt findet seinen Ausdruck in den pantomimischen, hinweisenden und nachahmenden Gebärden, die als spezifisch menschliche Erwerbung ein spätes Produkt der Entwickelung sind und wahrscheinlich nicht vor der Sprache oder unabhängig von ihr sich ausgebildet haben. Aus der Pantomime entsteht die Gebärdeesprache, deren verschiedene Entwickelungsformen ausführlich an den wichtigsten Beispielen der Zeichensprache der Taubstummen, der nordamerikanischen Indianer, der Neapolitaner u. s. w. erläutert werden. Was die psychologische Entwickelung der Gebärdensprache anlangt, so entsteht die hinweisende Bewegung schon beim Kinde spontan, die imitativen bilden sich aus unter dem wechselseitigen Einflusse der Individuen (in zeichnenden, plastischen und mitbezeichnenden Gebärden). Die letzte Stufe sind die symbolischen Gebärden für Begriffe, die nicht durch ein bestimmtes Bild darstellbar sind, für die eine zeichnende oder plastische Gebärde nur die Bedeutung einer stellvertretenden Vorstellung hat. Der Vorgang der Entwickelung symbolischer Gebärden wird definiert als „eine durch Association vermittelte Verschiebung der Vorstellungen, die durch allmähliche Ausschaltung einzelner Associationsglieder infolge von deren Verdunkelung im Bewußtsein eintritt“.

Sehr wichtig sind Wundts Bemerkungen über die Beziehungen der Gebärden zu den Anfängen der bildenden Kunst. Die nachbildende Gebärde ist für ein pri-

[1]) Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwickelungsgesetze von Mythus, Sprache und Sitte. Erster Band: Die Sprache, I, 8°, 627 Seiten. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1900.

Digitized by Google

mitives Schaffen gleichzeitig Vorübung und Entwurf für das auszuführende Werk. Aus der zeichnenden Gebärde entwickelt sich die Malerei, aus der plastischen die Plastik. Da die plastischen Gebilden leicht in symbolische übergehen, so führt die plastische Kunstübung unter dem Einflusse des mythologischen Denkens bei den Naturvölkern zu symbolischen Übertreibungen und phantastischen Neubildungen.

Eine besondere Anwendung der zeichnenden Kunst ist die Bilderschrift, die gewissermaßen als eine fixierte Gebärdensprache zu betrachten ist. Beispiele geben die Piktographieen der nordamerikanischen Indianer.

Ihrem psychologischen Charakter nach ist die Gebärdensprache zunächst Affektäußerung und sekundär zugleich Vorstellungsäußerung. Erst durch die Vorstellungsinhalte wird die Wiedererzeugung des Affekts und sein äußerer Ausdruck durch Gebärden bei dem Nebenmenschen möglich.

Die Vorstufen der Sprachlaute bei den Tieren sind Schrei und Lockruf, die jedoch eine reine Gefühlssprache darstellen. Die Entwickelung einer reicheren Vorstellungswelt ist nur durch eine artikulierte Sprache möglich. Artikulation und Tonmodulation ist beim Menschen gleichmäßig ausgebildet. Dazu kommt noch beim menschlichen Gesang im Gegensatz zu dem der Vögel ein rhythmisches Element. Ersterer ist nicht aus den tierischen sexuellen Lockrufen entstanden, sondern des Erzeugnis einer primitiven Kunst, als Arbeitslied, wie K. Bücher gezeigt hat.

Die drei Stadien der Sprachbildung beim Kinde sind: Schreilaute, artikulierte sinnlose Laute und endlich die Hervorbringung artikulierter Laute denen die Absicht der Benennung innewohnt, also die eigentliche Sprachbildung.

Kein einziges Wort wird von dem Kinde selbst erfunden, sondern alle werden ihm von den umgebenden Personen mitgeteilt, doch ist es denkbar, daß später eine Art Lautsprache sich spontan bei ihm entwickeln würde. Die unter dem Einflusse der redenden Umgebung stattfindende Sprachentwickelung ist eine verfrühte Entwickelung. Für das Problem des Ursprungs der Sprache bietet die Analyse der kindlichen Sprachentwickelung keine unmittelbar verwertbaren Ergebnisse.

Die vorsprachlichen Naturlaute haben sich in der Sprache erhalten als primäre Interjektionen, die dann sekundär in sprachliche Formen eingekleidet erscheinen. Aus letzteren entstehen dann die schon auf eine bestimmte Vorstellung bezogenen Vokative und Imperative. Sie werden Anlaß zur Wortbildung, beschränken sich aber dann auf die Bezeichnung der Naturlaute selbst. Sonst ist nur ein Wortpaar mit Sicherheit aus bloßen Naturlauten mit indifferentem Gefühlswert entstanden, nämlich die Ausdrücke für Vater und Mutter in ihrer den kindlichen Lallauten entsprechenden Form „Papa, Mama". Ihre Ableitung aus gewissen Allgemeinbegriffen wie die des „Beschützens" und „Ernährens", wie sie noch heute vielfach von den Sprachforschern angenommen wird, ist psychologisch unhaltbar.

Die Lautnachahmungen der Sprache sind entweder Schallnachahmungen oder Lautbilder, die zu jeder Zeit entstanden und für die Sprachentwickelung von Bedeutung geblieben sind. Beide sind auf Lautgebärden zurückzuführen, mimische Bewegungen der Artikulationsorgane, „eine Verbindung von Gebärde und Laut, in der dieser durch jene bestimmt wird".

Sehr interessant ist nun die Thatsache, „daß Organe und Thätigkeiten, die zur Bildung von Sprachlauten in Beziehung stehen, in den verschiedeneten Sprachen sehr häufig mit Wörtern benannt werden, bei deren Artikulation die gleichen Organe und Thätigkeiten mitwirken". Es handelt sich hierbei gewissermaßen um hinweisende Lautgebärden. Als Beispiele sind die Wörter für Zunge und Mund in den verschiedenen Sprachen angeführt.

Es folgt nun der überaus wichtige Abschnitt von den natürlichen Lautmetaphern, „natürlichen Wortbildungen, die eine durch den Gefühlston des Lauts vermittelte Beziehung zwischen diesem und seiner Bedeutung erkennen lassen". Wir erfahren hier, warum in den verschiedensten Sprachen die Ausdrücke für Vater und Mutter gewisse Lautunterschiede zeigen, bei denen der Gegensatz zwischen stark und schwach zum Ausdruck kommt, warum ferner auch Thätigkeitsbegriffe, Personalpronomina und Ortsadverbia oft auffallend übereinstimmen.

Das Lautmaterial der Sprachen ist in fortwährendem Flusse begriffen infolge der Vorgänge des Lautwandels. Derselbe wird von Gesetzen beherrscht, für die nicht ausnahmslose Gültigkeit, sondern ausnahmslose Gesetzmäßigkeit postuliert wird. Die Ausnahmen entstehen dadurch, daß ein Gesetz durch andere Gesetze durchkreuzt wird. Die alte Theorie, die den Lautwandel auf gewisse Triebe, wie den der Bequemlichkeit oder den nach Gleichförmigkeit (sogen. falsche Analogie), zurückführt, wird treffend widerlegt und dem gegenüber die psychophysische Begründung der Lautgesetze dargelegt.

Die eigentlichen Lautgesetze sind die des regulären, stetigen Lautwandels. Sie sind bedingt durch die Einflüsse der Kultur, weniger durch die Mischungen der Rassen und Völker, am wenigsten durch die Naturumgebung. Die Zunahme neuer Vorstellungen im Kulturleben bewirkt größere Geschwindigkeit der Rede und führt so zu Lautveränderungen, wie das Grimmsche Gesetz sie zeigt. Endlich werden noch die mannigfachen Kontaktwirkungen der Laute, die grammatischen und begrifflichen Angleichungen, Volksetymologieen u. s. w. behandelt und als psychophysisch einheitliche Erscheinungen dargestellt.

Bezüglich der Beteiligung der physischen und psychischen Faktoren an der Wortbildung nimmt Wundt einen Parallelismus zwischen beiden an, kein Kausalverhältnis. Wird durch eine centrale Störung im Gehirn die Wortbildung unmöglich gemacht, so versagt auch die Associationshülfe, die sie den akustischen Wortvorstellungen gewähren, andererseits werden Störungen jener Vorstellungen immer auch die motorische Seite der Sprachfunktion beeinträchtigen.

Die Wortvorstellung ist ein kompliziertes psychisches Gebilde aus einem Lautbestandteil, einem Begriffe- und einem graphischen Bestandteil, von denen der erstere aus einem akustischen und einem motorischen (der Artikulationsempfindung), das Begriffselement aus der objektiven Vorstellung und dem Gefühlston, das graphische endlich aus dem optischen Element des Wortzeichens und dem motorischen der zeichnenden Bewegungsempfindung besteht. Jede Wortapperception erfolgt immer erst auf Grund einer associativen Wechselwirkung direkter und reproduktiver Elemente und zwar wird ein bekanntes Wort als einheitliches Ganze simultan appercipiert. Hierbei wird auf die experimentelle Untersuchung der Entstehung von Wortvorstellungen mittels der tachyatoskopischen Methode näher eingegangen. Während im Verlaufe der Rede das Wort eine natürliche Einheit bildet, unterscheiden wir an ihm anfserhalb dieser Zusammenhanges Grundelemente und Beziehungselemente. Erstere enthelten den innerhalb einer bestimmten Wortgruppe konstant bleibenden Begriff, letztere modifizieren denselben und setzen ihn zu anderen Wör-

Digitized by Google

tern in Beziehung. Diese Elemente sind es, die man bisher (nach W. v. Humboldt und Steinthal) als Stoff- und Formwurzeln unterschied. Die Vorstellung, daß jedes Wort eine seinen Grundbegriff ausdrückende, ursprünglich selbständige Wurzel enthalte, führte zur Aufstellung bestimmter Sprachtypen, die sich je nach der Art der Verbindung oder Weiterentwickelung der Wurzeln unterschieden, wie den isolierenden, agglutinierenden, flektierenden Typus und weiterhin zur Unterscheidung von Formsprachen und formlosen Sprachen. Diese Wurzeltheorie wird nun von Wundt gründlich erschüttert. Wurzeln sind die durch Analyse gewonnenen Wortelemente und nur in Wortgebilden nachweisbar; das Wort selbst ist erst durch Zerlegung des Satzes entstanden. Der Satz ist Gesamtvorstellung, das Wort Einzelvorstellung. Die „Wurzelperiode" der Sprache ist als ein Phantasiegebilde zu betrachten. Dieser Abschnitt ist vielleicht der wichtigste des Werkes und für die allgemeine Sprachwissenschaft von grundlegender Bedeutung.

Die psychischen Kräfte, die die Urschöpfung der Wörter bedingten, beherrschen noch heute das Leben der Sprache, doch haben sich die inneren Bedingungen für die Neubildung geändert. Namentlich hat die Ausbildung der vorhandenen Sprache die wortbildenden Prozesse eingeschränkt. Immerhin geben uns die heutigen volkstümlichen Neubildungen Gelegenheit, den Vorgang der Wortschöpfung unmittelbar zu beobachten. Sie sind meist Lautmetaphern und als solche der Mehrzahl nach Verba. Zu der Beziehung zwischen Laut und Vorstellung tritt dabei eine doppelte Association auf. Erstens die der Grundelemente des Wortes mit denen anderer verwandter Wörter, zweitens die Association der Beziehungselemente mit den in anderen Wortgebilden von übereinstimmender Stellung enthaltenen. Andere Neubildungen sind die gelehrten, die meist den Charakter willkürlicher Erfindung an sich tragen. Sie übertragen vor allem fremdes Sprachgut durch Assimilation und Übersetzung.

Eine andere Art Wortbildung geschieht durch Lautverdoppelung, in der Form der Lautwiederholung und der Wortwiederholung. Die Wiederholung ist eine volle (Gemination), oder eine partielle (Reduplikation). Durch Lautverdoppelung werden ausgedrückt: sich selbst wiederholende Schalleindrücke, Kollektiv- und Mehrheitsbegriffe, Steigerung von Eigenschafts- und Verbalbegriffen. Bei letzteren hat sie intensive oder extensive (durative) Bedeutung. Eigentümlich ist die Reduplikation als Ausdruck der vollendeten Handlung in den indogermanischen Sprachen. Aus den beiden Reihen: Ausdruck sich wiederholender äußerer Vorgänge (objektive Ausdrucksform) und Betonung einer Eigenschaft (subjektive Ausdrucksform) läßt sich das vollständige psychologische Schema aller Verdoppelungsformen ableiten. Beide erscheinen genetisch unabhängige, jedesmal durch eigenartige psychische Motive entstandene Formen. Im einzelnen sei noch die Bemerkung hervorgehoben, daß die plurale Verdoppelung aus der dualen, die perfektive aus der durativen hervorgegangen ist, und daß diese beiden Reihen sich durchgängig ausschließen. In Sprachen, bei denen die durativa und perfektive Bedeutung der Lautverdoppelung zur Entwickelung gelangt, fehlt die plurale ganz und ist die duale verkümmert, während umgekehrt, wo die letzteren nicht vorkommen, die ersteren eine hervorragende Rolle spielen.

Komposita, d. h. Wortzusammensetzungen aus ungleichen Bestandteilen, sind keine willkürlichen analytischen oder synthetischen Gebilde, sondern haben ebenfalls ihre psychologischen Entstehungsbedingungen, die auf der Lautassociation der Wahrnehmungs- und Erinnerungsassociation beruhen. Die Verschiedenheiten in der sprachlichen Form der Wortzusammensetzungen, besonders der Verbindungsweise sind abhängig von dem Vorwalten bald mehr des analytischen, bald des synthetischen Teils dieser Wortbildungsprozesse. Die drei Stufen der Komposition sind Association, Agglutination und Verschmelzung (partielle und totale), der ganze Vorgang ist eine apperceptive Synthese.

Der Schlußabschnitt erörtert die Frage nach der ursprünglichen Wortbildung. Die Bedingungen derselben sind völlig dunkel, jedoch sind in den ältesten Sprachformen bereits Lautwiederholungen, Wortzusammensetzungen und Klangvariationen (mit den entsprechenden Bedeutungsvariationen) nachweisbar. Zu letzteren gehören auch die Tonaccente der monosyllabischen Sprachen. Wenn wir nun auch über die inneren und äußeren Bedingungen der ursprünglichen Wortbildung in den großen Sprachfamilien nichts Genaueres sagen können, so ist doch eine Periode der Sprachgeschichte unserer Beobachtung zugänglich, die zwischen jener Urperiode und der der gegenwärtigen Neuschöpfungen liegt, vor allem diejenige, die aus die Bildung der heutigen romanischen Sprachen zeigt. Wir erkennen daraus, daß die Wortbildung zu allen Zeiten wesentlich dieselben Wege verfolgt hat. Freilich setzt Neuschöpfung wie Wortkomposition bereits vorhandene Wortbildungen voraus und so kann auch die prähistorische Untersuchung, die aus den Zeugnissen der überlieferten Sprache ihre Rückschlüsse macht, immer nur bis zu Anfangszuständen zurückgehen, für die jene Voraussetzung gilt. „Die Frage, wie der Mensch sich ohne alle Vorbilder für die Neuschöpfungen verhalten möchte, wird die psychologische Betrachtung der Sprache erst am Schlusse aller derjenigen Untersuchungen erheben können, die ihre eigentliche Aufgabe ausmachen."

Die Lektüre dieses Werkes ist nicht leicht und erfordert nicht unbeträchtliche psychologische Vorkenntnisse nebst Beherrschung der Nomenklatur, wenn man dem Verfasser bei seinen ins Tiefste gehenden scharfsinnigen Untersuchungen überallhin folgen will, allein die trotz der langen Satzperioden glänzende Diktion, die übersichtliche, streng logische Gliederung des Ganzen, wobei am Schlusse jedes Abschnitts die wichtigsten Ergebnisse noch einmal kurz zusammengefaßt werden, erleichtern dem Leser die Aufgabe doch sehr.

Seine Beispiele entnimmt der Verfasser aus naheliegenden Gründen hauptsächlich dem indogermanischen und semitischen Sprachschatz, wirft aber auch gelegentlich einen Blick auf die uralaltaischen, ostasiatischen, malaiischen und amerikanischen Sprachen. Das Chinesische hätte vielleicht noch ausgiebiger herangezogen werden können.

Wundts Werk ist berufen, vielleicht eine ganz neue Periode der allgemeinen Linguistik einzuleiten.

Digitized by Google

Die Mentawei-Inseln und ihre Bewohner.

Von C. M. Pleyte. Paris.

II. (Schluß.)

Geburt. Wie fast bei allen Völkern Indonesiens ist es auch bei den Mentawei-Insulanern Sitte, daß bei eingetretener Schwangerschaft für die zukünftigen Eltern gewisse Verrichtungen und Speisen verboten sind, z. B. der geschlechtliche Umgang, damit der Fötus in seiner Entwickelung nicht gestört werde, bis zur Geburt des Kindes. Alsdann begiebt sich die Mutter, von ihren weiblichen Verwandten begleitet, in ihr Gemach, wo ihr bei der Entbindung von diesen Beistand geleistet wird. Den Männern, sogar dem Vater, ist der Eintritt strengstens verboten, nur wenn das Gebären nicht normal vor sich geht, wird ein Priester herbeigerufen, um durch eine Inkantation die Ursache des Übels zu beseitigen.

Nachdem das Kind geboren und auch die Nachgeburt entfernt ist, wird der Nabelstrang abgebunden, die Placenta mittels eines Bambusmessers von dem Kinde getrennt und dem Vater übergeben, der diese mit Herdasche einschmiert und in einen Bambusköcher thut, worin sie aufbewahrt wird, bis sie ganz verfault ist. Inzwischen ist das Kind von den Gehülfinnen der Frau in einer Wanne gebadet worden, und nachdem auch dessen Nabelstrang mit Asche eingerieben und eingewickelt ist, seiner Mutter zum Stillen an die Brust gelegt worden. Nun entfernen sich die Weiber und der Vater darf hereintreten, um seinen Sproß zu bewundern und sich zwei Monate lang ins Haus einzuschließen, aber ohne daß seine Frau bei ihm ist [3]), nachdem zuvor durch ein dreitägiges Fest die Geburt auf passende Weise gefeiert worden ist. Alle Arbeit ist dem Manne während dieser Periode untersagt, seine Frau verrichtet die Feldarbeit und nur von Zeit zu Zeit ist es ihm gestattet, auf den Fischfang oder die Jagd zu gehen. Auch dürfen beide Eltern den Blätterschmuck, den sie gleich nach der Geburt des Kindes haben anlegen müssen, nicht entfernen. So leben beide zwei Monate lang voneinander abgesondert und können erst nach dieser Frist wieder zusammenkommen. Alsdann wird dem Kinde neben der Muttermilch auch zum erstenmal feste Speise gereicht, aus Sago und Früchten bestehend, welche die Mutter oder eine Verwandte vorher zerkaut hat. Dabei empfängt es dann seine ersten Armbänder und wird es auch zum erstenmal feierlich ins Freie getragen. Ein Festessen findet auch bei diesem Vorgange statt. Nachdem das Kind seinen elften Lebensmonat erreicht hat, wird es mit Perlen geschmückt und findet die erste Haarschur statt, wobei der Vorderkopf ganz kahl rasiert wird, wodurch es als zukünftiges Mitglied der Gesellschaft anerkannt ist. Sein Vater hat aber nach Ablauf seiner Gefangenschaft wieder ein kleines Festessen zu geben. Er ist dazu in den Wald gezogen, um einen Affen zu erlegen, der als Hauptschüssel bei dem Schmause dienen muß, welcher im Hause des Dorfvorstehers abgehalten wird. Hierdurch erst wird der Mann ganz frei und kann seine alltägliche Arbeit wieder beginnen. Nur muß er noch ein paar Wochen später mit Frau und Kind in seine Anpflanzung gehen, um dort den Geistern Kenntnis von der Vermehrung seiner Familie zu geben, damit sie seinem Kinde nichts Übeles anthun. In gleicher Weise verfährt er mit den Geistern des Meeres, wozu er ein kleines Boot anfertigt, das er den Wellen preisgiebt. Kann das Kind gehen, was gewöhnlich schon mit sechs Monaten der Fall ist, dann bekommt es einen Namen. Ist der Name des Vaters in der Nachkommenschaft noch nicht vertreten, dann erhält das Kind den seinigen, sonst einen anderen, da derselbe Name nicht zweimal in derselben Familie vorkommen darf. Dabei findet wieder ein großes Fest statt.

Zahnfeilung. Sobald der Zahnwechsel zum Abschluß gekommen ist, also mit sechs oder sieben Jahren, werden die vorderen Zähne des Ober- sowie des Unterkiefers bei den Knaben und den Mädchen dreieckig zugespitzt (Abb. 8). Früher erzielte man diese Form durch Abschleifen mittels eines Steines, heute geschieht dies aber mit einem Messer, womit die Ecken abgeschlagen werden, oder mit Hülfe von kleinen Stemmeisen, welche man von Händlern eintauscht. Ursprung und Bedeutung dieser Sitte sind auch hier, wie fast überall, vollkommen aus der Erinnerung verschwunden. Jetzt wird sie nur zur Verschönerung des Antlitzes und als Reinlichkeitsmaßregel ausgeübt, da keine Speisereste zwischen den Zähnen zurückbleiben können, um diese zu verderben. Daß die Sitte aber schon sehr alt ist, lehrt uns die Überlieferung. Jambaog Djaja namentlich, den wir schon als Stammvater der Mentawei-Insulaner kennen lernten, soll sie schon vor der Einwanderung nach den Inseln anbefohlen haben und zwar nachdem man ihm, als er sich vermählen wollte, seine Brust stahl. Dies geschah durch einen gewissen Tjindar Mata im Auftrage des Radjas von Menangkabau. Infolgedessen fand eine Entfernung zwischen den Leuten von Sungai-Ngiang und letzterem Reiche statt. Damit man aber beide Teile gut voneinander unterscheiden könne, befahl Jambaog Djaja seinen Unterthanen, sich die Zähne spitz zu feilen. Nach dieser Sage brachten die Mentaweier die Zahnfeilung also schon aus ihrem Stammlande mit.

Tättowierung. Personen, die sich verheiraten wollen, müssen tättowiert sein, und weil der ganze Körper tättowiert wird und es Jahre erfordert, ehe die Figuren vollständig sind, wird mit dieser Operation schon angefangen, wenn die Kinder noch sehr jung sind. Schon einjährig werden ihnen die ersten Figuren (Arm- und Schenkelbänder) angebracht, wozu im dritten Lebensjahre die horizontalen Streifen gefügt werden, die von dem Ellbogen bis zu der Schulter gehen. Sobald das Kind acht Jahre alt geworden, wird ihm der erste Streifen, der Nabel und Geschlechtsteile verbindet, gemacht und mit zwölf Jahren beginnt man mit dem ovalen oder viereckigen Brustschilde, das als der Männer größte Zierde betrachtet wird. Von nun an werden in kürzeren Zwischenräumen die übrigen Ornamente ausgeführt, erst die auf den Händen und den Fingern, dann die auf dem Rücken. Letzteres ist nur eine dem Rückgrat folgende Linie von Querstreifen, die vom Halse bis an den Hüften geht. Dann werden die Querstreifen auf den Hüften und an der äußeren Seite der Beine und zu gleicher Zeit ein Streifen auf jeder Backe und von der Unterlippe bis zum Kinn gemacht. Damit ist vorläufig das Muster fertig und wird nun an der Vervollständigung der Brusttättowierung gearbeitet, die allein mehrere Jahre in Anspruch nimmt. Ein Mann, der vollkommen tättowiert ist, hat dann auch gewöhnlich schon das Alter

[3]) Hier liegt also eine sekundäre Form der auch in Indonesien ziemlich verbreiteten Couvada vor, worüber Wilken ausführlich berichtet hat in den Bijdragen des Kgl. Instituts im Haag. 1889, Seite 250 ff.

Digitized by Google

von 45 oder 50 Jahren erreicht. (Vergl. die Abb. 8 und 9.)

Die Weiber sind im allgemeinen weniger tättowiert als die Männer, da bei ihnen der Brustschild wegfällt; dagegen haben sie sternförmige Figuren auf den Schultern und den Brüsten (Abb. 3, 4 und 9).

Die Operation ist eine sehr schmerzhafte und geschieht vermittelst einer Nadel aus Messingdraht, die in einem Holzstäbchen befestigt ist. Die Nadel wird auf die Haut gesetzt und dann mit einem etwas dickeren Stäbchen leise geklopft, so daß sie in die Haut eindringt. Sobald das Blut hervortritt, hört man an dieser Stelle auf und macht daneben auf gleiche Weise eine kleine Wunde. Sind solchergestalt etwa 50 Nadelwunden gemacht, so hält der Operateur inne und reibt sie mit schwarzer Farbe aus Harzruß, Rohrzuckersaft und Meerwasser ein. Verheilt zeigen die Narben das Muster in blauer Farbe; deshalb lassen diejenigen, welche schwarzen Figuren den Vorzug geben, sich drei- bis viermal tättowieren.

Das Muster zeigt gewöhnlich nur Streifen, ausnahmsweise kommen aber auch Vogelfiguren vor.

Werbung und Ehe. Der Umgang zwischen den jungen Leuten ist ein sehr freier; ein geschlechtlicher Verkehr ist gestattet. Werden Kinder infolgedessen geboren, so schadet das dem Rufe der Mutter keineswegs. Außerdem sind sie das unbestreitbare Eigentum der Mutter, der Vater, selbst wenn er bekannt ist, kann auf diese Kinder keinen Anspruch erheben. Die nächtliche Zusammenkunft der jungen Leute findet gewöhnlich in den Gärten statt, wo man meist zwei Hütten antrifft, eine sichtbare und die andere versteckt. Erstere dient, um den Tag über, wenn man bei der Feldarbeit ist, zu verbleiben, Essen zu kochen u. s. w., letztere zum Schlafen, falls in den Gärten übernachtet wird. Sie hat nur zwei Lagerstätten, die, wenn sie nicht vom Eigentümer und seiner Frau oder seinem Liebchen benutzt werden, Verliebten einen willkommenen Schlupfwinkel darbieten. Haben junge Leute eine tiefere Zuneigung zu einander gefaßt und wünschen sie sich später zu vermählen, oder wünscht ein Mann die Mutter seines uneheliches Kindes zur Frau, so zieht der Mann seinen Wunsch seinem zukünftigen Schwiegervater zu erkennen, der, falls er damit einverstanden ist, den Kindern eine kleine Hütte

Abb. 6. Ansicht des Dorfes Si-Otan auf der Insel Pora.

errichtet, wo sie verbleiben, als ob sie verheiratet wären, so lange, bis der Mann genügende Mittel hat, um als Haupt einer eigenen Familie im allgemeinen Hause ein Zimmer zu bewohnen. Da dies Provisorium öfter mehrere Jahre dauert, hat er gewöhnlich schon mehrere Kinder, wenn er in das allgemeine Haus einzieht. Zuvor hat er aber in optima forma zu heiraten, wenn er noch der Zustimmung seines Schwiegervaters bedarf, obwohl dieser das Zusammenleben seiner Tochter mit einem Manne schon zugestanden hat. Nochmals muß er jetzt gefragt werden, ob er die eheliche Vereinigung der Tochter gestattet. Giebt er seine Einwilligung, dann werden die gebräuchlichen Geschenke gemacht und der Tag für die Hochzeit festgestellt. Diese dauert in den meisten Fällen drei Tage, welche dem Schmaus, Tanz und der Musik gewidmet sind. Will man die Ehe

Digitized by Google

aber von einem Priester einsegnen lassen, dann dauert das Fest einige Tage länger; nötig ist dies aber nicht. Falls eine priesterliche Einweihung gewünscht wird, so bestellt man einen Priester, dessen erste Thätigkeit in der Zusammenberufung der beiderseitigen Verwandten besteht, die sich im Walde unter einem Baume versammeln.

Abb. 7. Mann von der Insel Nordpagai.

Dort stellt der Priester sie in einen Kreis auf, mit Braut und Bräutigam in der Mitte, und fragt, ob die Anwesenden der Heirat zustimmen. Ist dieses der Fall, dann beschwört er die bösen Geister, dafs sie die zu Vermählenden weder durch Krankheiten noch in anderer Weise quälen, und fleht die guten Geister an, ihnen ihren Segen zu gewähren. Alsdann giebt er dem jungen Paare einem jeden ein ausgewachsenes Huhn in die Hand, dem sie nach einigem Ceremoniell den Kopf abhauen. Sobald dies geschehen ist, erheben alle, der Priester in erster Linie, ein greuliches Geschrei, womit die Heirat beendigt ist.

Das Köpfen der Hühner hat folgende Bedeutung: Braut und Bräutigam erklären dadurch, dafs sie einander bis in den Tod treu bleiben und einander ihr Leben lang nicht verlassen wollen. Dieser Eid wird aber gänzlich nichtig gemacht durch den Adat, der dem Manne das Recht verleiht, seine Frau um irgend welcher Ursache willen zu verstofsen, ohne dafs es ihr erlaubt ist, ihr Dorf zu verlassen oder einen anderen zu heiraten, wenn ihr Mann dazu seine Zustimmung nicht giebt. Denn er hat sie gekauft durch die Geschenke, welche er seinem Schwiegervater bei der Trauung gegeben hat.

Früher war es nötig, ehe man sich eine Frau nehmen konnte, einen Menschenkopf auf einer der Nachbarinseln zu erbeuten, heute wird dies nicht mehr gefordert, aber wohl mufs der Bräutigam zum Scheine, als ginge er auf die Kopfjagd, mit einigen Verwandten in den Wald ziehen, wo er 180 Tage verbleiben mufs. Nach seiner Rückkehr wird ein drei Tage dauerndes Fest veranstaltet, worauf es den Verheirateten erst gestattet ist, in die grofse allgemeine Wohnung einzuziehen. Wenn nun auch vor der Ehe das Weib vollkommen frei mit jedem Manne, den sie wünscht, verkehren kann, so hat dieses doch, wenn sie erst verheiratet ist, ein Ende, und da die Mentaweier keine Prostitution dulden, werden bei Ehebruch beide Schuldige mit dem Tode bestraft. Ferner ist es Witwern nur gestattet, sich wieder mit Witwen zu vermählen, und umgekehrt. Monogamie ist Regel, nur die Häuptlinge haben, obwohl nicht alle, bisweilen mehrere Frauen.

Tod und Leichenbestattung. Sobald ein Mentawei-Insulaner seinen letzten Atemzug ausgehaucht, werden ihm seine besseren Schmucksachen abgenommen, und weil die Bestattung der Leiche womöglich sofort stattfindet, wird letztere gleich gewaschen, in Kattun oder Bastzeug gewickelt und die Schlafmatte des Toten darumgeschlagen. Inzwischen ruft man die Dorfbevölkerung zusammen. Fünf junge unverheiratete männliche Verwandte des Verstorbenen nehmen die

Digitized by Google

Leiche auf ihre Köpfe, um sie in den Wald zu tragen, wobei die ganze Gemeinde laut wehklagend bis zum Angange des Dorfes folgt. Denn bei der Bestattung dürfen im allgemeinen nur Jünglinge gegenwärtig sein; es ist sogar weder dem Vater noch der Mutter erlaubt, der Leiche ihres Kindes die letzte Ehre zu erweisen. Nur wenn ein verheirateter Mann stirbt, ist es seiner Witwe gestattet, die Leiche zu begleiten.

Ungefähr eine halbe Stunde entfernt vom Dorfe liegt gewöhnlich der Bestattungsplatz, dort wird Halt gemacht und es flechten zunächst einige Träger noch eine Schlafmatte, um sie um die Leiche zu wickeln, während andere das Gerüst, worauf diese niedergelegt werden soll, herstellen. Sobald dieses fertig, wird der Tote darauf niedergelegt, mit seinem Kopf nach Osten gewendet, worauf alle schleunigst davoneilen wegen der bösen Geister, die dort verweilen. Dieses ist die gewöhnliche Weise, sich seiner Toten zu entledigen. In einzelnen Distrikten von Nord- und Südpagai werden aber die Leichen ausnahmsweise in einem Sarg aus Sagopalmstämmen begraben. Dann wird auf dem Totenacker eine ungefähr vier Fuß tiefe Grube gegraben, auf deren Boden man Nibunblatten legt, über die man Kattun ausbreitet. Darauf bettet man die Leiche, die wiederum mit Kattun zugedeckt wird. Das Grab wird mit Erde ausgefüllt und dem Boden gleich gemacht. An den vier Ecken des Grabes werden noch vier Stecklinge gepflanzt und damit ist die Ceremonie beendigt. . . . . v. Rosenberg, der ein solches Grab heimlich öffnete, fand das darin liegende Skelett auf der rechten Seite liegend, nur etwa fünf Zoll Erde darauf und quer darüber einen Haufen Palmblattwedel, der durch einige darauf geworfene Baumäste festgehalten wurde.

Nach der Bestattung werden die dem Verstorbenen gehörigen Bäume umgehauen und ein dreitägiges Totenfest gefeiert. Als Zeichen der Trauer legen die Verwandten ihre Schmucksachen und Blumen ab. Diese Periode, worin es verboten ist, sich zu schmücken, dauert für die Kinder fünf Monate und für die Witwe, bis sie wieder heiratet. Die Kinder erhalten den Nachlaß ihrer Eltern; sind keine Kinder da, so fällt dieser den nächsten Verwandten zu.

Religion. Die religiösen Vorstellungen der Mentawei-Insulaner hängen auf das engste mit dem Begriffe „Seele“ zusammen, weshalb wir zunächst sehen müssen, wie sie sich die Seele denken. Hierzu stehen ein paar einheimische Erklärungen zur Verfügung, die von Morris mitgeteilt wurden und wie folgt lauten:

Abb. 8. Männer von der Insel Südpagai aus dem Dorfe Si-Kautai.

„Matâi si rimanna, kâtjat i-âi ka sa ukui-inja, ka tai bân lagai, ka s'anitu.“

„Ist tot der Mensch, seine Kâtjat geht zu ihren Vätern, zu dem großen Dorfe, zu den Anitu.“

„Kâtjat, unon tuhu m-âi sia sanamberida, sabat kâtjat, sabat unon tuhu âi ka s'anitu.“

„Die Kâtjat, die Unou tuhu, sie gehen sie allen, Kâtjat mitsamt Unou tuhu gehen zu den Anitu.“

Digitized by Google

„Unou tubu, matäi inja, bailiu s'anitu, kätjat, matäi inja, bailiu s'anitu."

„Die Unou tubu, wenn sie stirbt, wird Anitu, die Kätjat, wenn sie stirbt, wird Anitu" [1]).

Hieraus geht also hervor, daß der Mensch zwei Seelen hat, eine, die mit dem Namen Kätjat bezeichnet wird, und eine, die Unou tubu heißt. Beide Bezeichnungen haben eine besondere Bedeutung. Kätjat ist das einheimische Wort für Gehirn, so daß die damit angedeutete Seele die Gehirnseele, den Spiritus vertritt, während Unou tubu, auch Unou akula genannt, mit Körperseele oder Fleischseele, also Anima, zu übersetzen ist. Auch hier finden wir also den Glauben an eine sensitive und eine vegetative Seele vor, wie er so häufig bei anderen Völkern Indonesiens hervortritt. Nach dem Tode des Individuums werden seine beiden Seelen frei und gehen „nach dem großen Dorfe", dessen Lage nicht näher angedeutet wird, oder, wie einige meinen, nach der in der Nähe liegenden Pulau sätan. Dort leben sie fort in menschlicher Gestalt, doch schöner und mit nachts glühenden Augen, während die Bedürfnisse der Menschen auch die ihrigen sind, ausgenommen Essen und Trinken. Sie erzeugen aber Kinder, züchten Schweine und Hühner und haben Gärten, ganz wie die Sterblichen. Ihr allgemeiner Name ist Anitu, Gespenst, Spuk, weil sie nachts ihren Wohnort verlassen können und in den Dörfern umherspuken. Deswegen beschützt man die Häuser auch durch von den Priestern hergestellte Talismane und seinen eigenen Körper mit Amuletten. Weil sie weder essen noch trinken, so werden den Anitu selbstverständlich keine Speiseopfer dargebracht; machen sie sich den Menschen allzu lästig, dann wird der Priester herbeigeholt, um sie durch Inkantationen — worüber später — zu verscheuchen.

a b

Abb. 9. Mann und Frau aus dem Dorf Tekako auf der Insel Nordpagai.

Die Anitu sind an und für sich böse Geister; daneben giebt es aber noch eine Menge anderer, vor denen man sich zu hüten hat, und die in dem Walde, auf den Feldern, in den Flüssen, im Meere u. s. w. hausen. Darunter giebt es auch solche, welche essen; zum Beispiel die Kuknti, die in den Rauchkammern die dort aufgehängten Fische verzehren, die Lakokoina, welche auf Baumgipfeln leben und besonders Hühner lieben, und andere, in deren Namen ihre besonderen Eigenschaften ausgedrückt sind als: Si-pumabatu oinan (der Flußsteinigmacher), Si-njapnjam alai k'ngu (der Haarabschneider) u. s. w.

Was die guten Geister betrifft, so giebt es auch verschiedene. Ihr allgemeiner Name ist hulungan, ihre Aufhaltungsorte sind die Berge, der Himmel und das

[1]) Morris, Die Mentawei-Sprache, S. 168. Wir haben die Texte hier nochmals gegeben und übersetzt, weil die von Morris beigefügte Übersetzung für unseren Zweck nicht wörtlich genug ist, da er Kätjat, Unou tubu und Anitu nur mit Seele und Teufel übersetzt.

Digitized by Google

Abb. 10. Ansicht des Dorfes Si-kautei auf der Insel Südpagai an der Si-kakap-Strafse.

Digitized by Google

Meer, ihre Gestalt ist dieselbe wie die der Anitu, aber sie bedürfen Speise und Trank, die ihnen deshalb in der Form von Opfern dargeboten werden. In der Wohnung hat man zu diesem Zwecke ein kleines Gerüst, katjuila, aufgestellt, worauf das für sie bestimmte Essen aus gekochtem Ei niedergelegt wird. Nur ganz wenig Eiweiß oder Dotter genügt dazu, den Überschuß verzehrt man selbst, nachdem man die Schale zum Beweis der dargebrachten Gabe auf das Gerüst gelegt hat. Bei großen Opferfesten, wenn es darauf ankommt, alle Bulungan zu verehren, wird ein größeres Opfergerüst im Walde aufgestellt, wobei alle sich dann an der Ceremonie beteiligen. Manís, der in der Lage war, ein solches Fest zu beobachten, lange her, daß bei besonderen Gelegenheiten, z. B. dem Einweihen eines neuen Hauses oder Bootes, ein Menschenopfer zwar nicht unbedingt nötig war, aber als besondere, Glück verleihende Zugabe betrachtet wurde. Der Kopf des Erlegten wurde dann einige Tage in dem Hause aufgehängt und nachher unter dem Hause begraben oder an dem Boote befestigt. Um einen Schädel zu bekommen, begab man sich nach einer der Nachbarinseln und versteckte sich dort in der Nähe eines Dorfes, um den ersten besten, der zum Schuß kam, zu erlegen, worauf er eiligst geköpft und sein Schädel im Triumph heimgeführt wurde. Dies hat aber, seit ein Regierungsverwalter auf diesen Inseln angestellt wurde, aufgehört;

Abb. 11. Männer von der Insel Nordpagai.

beschreibt diesen Altar, wie folgt: Er besteht aus einem großen eingekerbten Bambuscylinder, der mit bunten Streifen Zeug, an die Blätter und Blumen gebunden sind, behangen ist, ferner aus einem hölzernen Stabe, dessen oberes Ende gespalten ist und somit in mehrere Spitzen ausläuft, zwischen denen ein kleines Brettchen aus den Schäften der Sagopalme liegt. Geopfert wird derartig, daß man neue Streifen Zeug mit daranhängenden Blumen an dem Bambuscylinder befestigt und kleine Partikel der Speise auf das Brettchen niedergelegt werden. Wenn die Opfernden Eier essen, befestigen sie die Schalen an den Spitzen, welche das Gerüst umgeben.

Kultus. Der ganze Kultus der Mentaweier besteht also in Opfern an die guten Geister einerseits und das Verscheuchen von bösen andererseits. Heute sind die Opfer ganz unschuldiger Natur; es ist aber noch nicht damit nahmen die ewigen Kriege von selbst ein Ende. Merkwürdig war dabei die Gewohnheit, wenn es keine Gelegenheit gab, ein solches Opfer zu erwerben, man die Geister dadurch entschädigte, daß man in einen Baum einige Pfeile abschoß.

Priester. Opfer kann jeder selbst bringen oder von einem Priester den Göttern darbieten lassen, aber zur Beschwörung der bösen Geister ist der Beistand eines Priesters unbedingt erforderlich. Dies findet seinen Grund darin, daß nur der Priester imstande ist, die Geister zu sehen. Um Priester zu werden, ist es dann auch notwendig, daß man die Gabe besitzt, Geister sehen zu können, zeigt sich ein guter Geist einem Menschen und dieser sieht ihn, so ist es ein Zeichen, daß er zur Priesterwürde auserkoren ist. Alsdann giebt er den anderen Priestern dies zu wissen und wird, falls

Digitized by Google

seine Angabe für richtig befunden, zum Priester geweiht. Dies geschieht in folgender Weise. Erst wird ein Behälter für die Klingel, deren der Priester zur Ausübung seines Amtes bedarf, gemacht, dann eine Hahnenfeder genommen und endlich der Talisman aus Rotan angefertigt, der aufserdem noch aus verschiedenen Blumen besteht und an dessen Herstellung sich mehrere Priester beteiligen. Damit fertig, wird er mit Weihwasser, worin Blumen ausgedrückt sind, geweiht. Nun beginnt ein Tanz, woran auch die Weiber teilnehmen. Dabei reifsen die Priester die Frauen in die Höhe und tanzen mit ihnen, was sonst verboten ist, weil es nicht die Priester sind, die tanzen, sondern die Geister. Hierin liegt also eine Andeutung, dafs die Priester auch in gewissen Fällen als Inkarnationen der Geister betrachtet werden.

Sowohl Männer als Frauen können Priester sein. Ihre Obliegenheiten bestehen im Leiten der grofsen Feste und falls es Ungewitter, Sturm oder Erdbeben giebt, die bösen Geister, welche diese verursachen, in die Flucht zu treiben, damit die Natur wieder in Ruhe kommt. Dabei sind sie aber auch Ärzte, was selbstverständlich, da alle Krankheiten von den bösen Geistern herkommen. Um diese zu beseitigen, zündet der Priester, z. B. wenn es ein Gewitter giebt, einen Weihwedel an, den er schwenkt und, nachdem er ihn ausgelöscht hat, aufhängt. In gleicher Weise verfährt er bei Fieber und reibt nachher die Asche des Wedels auf des Kranken Körper. Bei Verwundungen wird nur ein Kügelchen von Kokosnufsfasern in die Wunde gelegt, denn eigentliche Medikamente sind unbekannt, höchstens benutzt man Zauberkräuter, womit der Patient eingerieben wird. Schwere Krankheiten kommen selten vor, am meisten verbreitet ist Malaria.

Punän. Unter Punän versteht man auf den Mentawei-Inseln das Tabu der Südsee, d. h. das Verbot, sich an seine gewöhnlichen Beschäftigungen zu begeben. Hier macht es einen integrierenden Teil des Kultus aus, denn fast überall tritt das Punän ein. So hat man Punän zu halten, wenn ein neues Haus gebaut ist, wenn ein neues Boot fertig ist, wenn man heiratet, bei Geburten, bei Sterbefällen, bei Krankheiten u. s. w. Alsdann mufs geopfert werden. Man schmückt sich bei solchen Gelegenheiten mit seinen feinsten Sachen und ruft die Priester zusammen, um das Fest zu leiten. Dabei singen diese eine Art Litanei und bringen den guten Geistern Opfer, damit sie herbeikommen und durch ihre Anwesenheit die bösen Geister fern halten. Tanz und Musik sind dabei unentbehrlich.

Orakel. Versucht man derart sich fortwährend die gute Gesinnung der Geister zu sichern und so ihren Schutz zu erlangen, so kommt es bei einzelnen Sachen darauf an, schon vorher zu wissen, ob das geplante Unternehmen gelingen wird oder nicht; man hat deshalb darüber die Geister zu befragen. Dies geschieht vermittelst der Eingeweide von Schweinen und Hühnern, die man dazu schlachtet, um daraus ein Omen abzuleiten. Der Magen dieser Tiere spielt dabei eine Hauptrolle, weshalb man ihn sorgfältig reinigt, ausspannt und gegen das Licht hält, um aus dem Netze der darin befindlichen Blutgefäfse und Flecken ein günstiges oder ungünstiges Prognostikon zu erhalten.

Verwaltung. Der Staat wird durch die Lálagai, die Dorfgemeinschaft, gebildet, so dafs, da jedes Dorf seine eigene Verwaltung hat, alle Dörfer einen eigenen Staat bilden. An dessen Spitze steht der Dorfvorsteher (Rimata), der gewöhnlich zu gleicher Zeit Priester ist und mit dem javanischen Titel Pangéran angesprochen wird. Ihm zur Seite steht der Vizevorsteher (si-ripo). Nach diesem folgen als niedrigere Würdenträger die Priester (si-kárái), der Vermittler und Ratgeber und der Bobok ngong, der Gongschläger, d. h. der Verkämpfer. Diese fünf stellen den ausführenden Rat dar.

Im täglichen Leben hat der Rimata nur wenig zu sagen; kommen aber Händler nach dem Dorfe, dann ist es seine Aufgabe, sich mit diesen in Verbindung zu setzen und zu prüfen, ob die eingeführten Waren für die Bevölkerung nützlich sind oder nicht. Ersteren Falls giebt er seine Zustimmung, den Handel zu beginnen, letzteren Falls widerrät er diesen, wobei man ihm gewöhnlich gehorcht. Auch bei Fehden, Kriegen und Raubzügen ist er die Hauptperson. In der Ratsversammlung dagegen, wenn über das Auferlegen von Bufsen oder anderen Strafen verhandelt wird, ist seine Stimme der der übrigen Würdenträger gleich.

Das Amt des oben genannten Vermittlers bekleidet derjenige, der in Thätigkeit tritt, wenn Verbrechen stattgefunden haben oder man sich über den Beginn eines Krieges zu beraten hat. Er hat alle Vor- und Nachteile, die daraus entstehen können, auszuführen und, wenn Recht gesprochen werden soll, mitzuteilen, unter welchen Umständen das Verbrechen begangen wurde.

Der Priester, wie wir schon gesehen haben, Arzt und Teufelsbanner zu gleicher Zeit, ist auch Wahrsager und hat deshalb die Pflicht, wenn der Rat in einer Sache nicht klar ist oder wenn ein Missethäter unentdeckt bleibt, diesen mit seinem Zauberstabe nachzuweisen. Auch mufs er, wenn mit Nachbarn ein Vergleich gemacht werden soll, verkünden, welches in Zukunft die Erfolge sein werden. Dafs er also eine wichtigere Stimme im ausführenden Rate hat wie die übrigen Mitglieder, liegt auf der Hand.

Der Bobok ngong endlich ist der Anführer im Kriege und der Bote des Dorfvorstehers, wenn dieser Befehle seinen Unterthanen zu geben hat, sowie der Scharfrichter.

Die soeben aufgeführten Würden sind nicht erblich; es steht der Bevölkerung frei, dazu diejenigen, die sich durch Klugheit, Tapferkeit u. s. w. ausgezeichnet haben, zu wählen. Jedoch wird hiervon häufig abgewichen, zumal beim Wählen eines neuen Rimatas, dem gewöhnlich sein ältester echter Sohn in der Regierung folgt oder, wenn er keinen echten hat, der älteste Sohn seines Nebenweibes.

Rechtspflege. Der Rechtsbegriff der Mentaweier ist ein sehr primitiver, weshalb die Rechtszustände unter ihnen sehr einfach sind. Die Rechtspflege stützt sich auf die Überlieferung, aber ist in Wahrheit vollkommen abhängig von den mehr oder weniger richtigen Rechtsbegriffen und der Willkür der Vorsteher.

Verbrechen, d. h. Missethaten, die als Verbrechen angesehen werden, giebt es nur vier: Mord, Vergiftung, Diebstahl und Ehebruch, die aber, weil die Leute desselben Dorfes meist friedsam zusammen leben, gewöhnlich von Einwohnern der Nachbardörfer begangen werden. Dem ungeachtet werden sie in dem Dorfe, wo das Verbrechen stattfand, abgeurteilt und zwar in Übereinstimmung mit ihren eigenen Häuptern.

Mord und Vergiftung werden mit dem Tode bestraft, das Todesurteil wird von dem Rat ausgesprochen und unter Aufsicht des Si-kárái und des Bobok ngong vollzogen. Der Rat entscheidet sich über die Weise, wie der Verbrecher umgebracht werden soll, d. h. ob er mit Pfeilen durchschossen oder mit Lanzen erlegt werden soll, worauf er vom Bobok ngong geköpft wird.

In Fällen von Diebstahl sind die Mentaweier ziemlich duldsam. Der Dieb empfängt bis dreimal eine öffentliche Vermahnung, wobei die ganze Dorfbevölkerung vertreten ist, und ihn beschimpft, damit er beschämt

Digitized by Google

werde. Hilft dies nicht und stiehlt er nachher wieder, dann wird er zum Tode verurteilt.

Bei Ehebruch, zumal wenn dieser während der That festgestellt ist, hat der Betrogene das Recht, die Ehebrecher sofort zu töten. Er kann dies aber auch später thun, was gänzlich seinem Belieben überlassen ist. Hat er die That aber nicht selbst gesehen und nur aus zweiter Hand davon Kenntnis erhalten, dann kann er nur die Besitzungen des Ehebrechers und, falls dieser verheiratet ist, auch sein Weib sich zueignen. Widersetzt der Schuldige sich, dann wird Gewalt gebraucht.

Zur Schuldigerklärung ist ein Zeuge genügend, giebt es diesen nicht, dann können die Parteien zu einem Si-kärai gehen, diesem das Verbrechen vortragen und ihn als Zeuge auffordern. Dazu bringt man ihm ein Huhn oder ein Schwein, das der si-kärai schlachtet und aus dessen Eingeweiden er schliefst, wer recht hat oder nicht. Gelingt ihm dies nicht, dann geht er zu einem Kollegen in einem anderen Dorfe und zieht dieses zu Rat. Bleibt alsdann die Sache noch unsicher, dann ist der Verklagte frei, im anderen Falle mufs er sich der Aussprache des Rates, der ihn auf Anweisung des Priesters für schuldig erklärt, unterwerfen, denn Berufung giebt es nicht. In einzelnen Fällen kommt es vor, dafs der Rat, durch mildernde Umstände geleitet, die Todesstrafe in lebenslange Verbannung verändert. Alsdann wird dem Geächteten längeres Verbleiben in seinem Dorfe verboten; er zieht gewöhnlich nach einer der benachbarten unbewohnten Inseln, wo er den Boden für seine Bedürfnisse bebaut.

Musik und Tanz. Hauptvergnügen der Eingeborenen sind Tanz und Musik. In ihren Tänzen ahmen sie den Flug gewisser Vögel nach und halten diese Tänze nachts im Vorportal der gröfseren Häuser. Dabei legen sie Tanzschürzen, mit Perlen geschmückt, an und werden sie mit Pauken, Bambustrommeln oder Becken begleitet. Gewöhnlich wird zu zweien getanzt, Männer mit Männern und Frauen mit Frauen. Die Art des Tanzes besteht darin, dafs mit den Beinen nach dem Takte des begleitenden Instrumentes gestampft wird, während der Körper sich in windender Bewegung befindet, zu welchen die Arme und Hände in Einklang gebracht werden, und diese sind es, die den Flügelschlag der Vögel versinnbildlichen sollen.

Spiele. Junge Leute belustigen sich mit Gesang, wobei Mädchen und Jünglinge zusammen singen, und mit dem Aufgeben von Rätseln. Ferner mit Hahnenkämpfen, wobei dem Hahn, wie sonst in Indonesien gebräuchlich, kein Sporn angebunden wird, und mit Bogenschiefsen, wobei ein Stückchen Kokosnufsschale zum Ziele dient.

Zeitrechnung. Was die Zeitrechnung anbetrifft, so sei dazu bemerkt, dafs das Jahr in zwölf Mondmonate eingeteilt wird und in zwei fünfmonatliche Perioden Agau und Rura. Erstere danert von Mai bis September und entlehnt ihren Namen von einem Taschenkrebs, welcher während dieser Zeit in Menge gefangen wird. Verschwinden diese Krebse, dann beginnt der Rura, so genannt nach dem in dieser Zeit auftretenden Südwestwind, oder (nach Morris) nach der Periode zwischen dem Erscheinen und Verschwinden des Grofsen Bären.

Der Tag wird eingeteilt in Sonnenaufgang, 6 bis 7 Uhr, Morgen bis 9 Uhr, Vormittag bis 11 Uhr, Mittag, Sonnenuntergang, Abend, Nacht und Mitternacht.

Astronomie. Als Sternbilder sind bekannt der Drache, die drei Juogfrauen, das Schiff, die Wage, Rotaoschnitzel, die drei Mäuse, der Skorpion, die acht Späne, die Lanze, das Fischnetz und Venus.

Litteratnr. Crisp, An account of the inhabitants of the Poggy- or Nassau-Islands. Asiatic Researches, Teil VI. — Hinlopen en Severyn, Verslag van een onderzoek der Poggi-Eilanden, Tijdschr. van het Batav. Genootsch. n. s. w., 1855. — Maafs, Über eine Reise nach den Mentawei-Inseln, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1898. — Mefs, De Mentawei-Eilanden, Tijdschr. van het Batav. Genootsch. — Modigliani, Bollettino della Societá geografica italiana, 1898. — Morris, Die Mentawei-Sprache, 1900. — v. Rosenberg, De Mentawei-Eilanden, Tijdschrift van het Bataviaasch Genootschap voor Kunsten en Wetenschappen, 1853. — v. Rosenberg, Der Malaische Archipel, Seite 176 ff. — Sterk, De Nassau- en Mentawei-Eilanden, Geoeskundig Jaarverslag der Koninklyke Nederlandsche Marine, 1889/1890.

Der westindische Hurrikan vom 1. bis 12. September 1900.

In allen Zeitungen stand vor kurzem die Nachricht von dem Unglück, das die Stadt Galveston in Texas betroffen hatte. Mehr als 5000 Menschenleben gingen dabei durch einen Cyklon zu Grunde, während der Schaden an Eigentum auf etwa 20 Millionen Dollars geschätzt wird, und diese Verluste stempeln das Ereignis zu der gröfsten Zerstörung, die jemals in Nordamerika durch Cyklone angerichtet wurde.

Das Wetterbureau der Vereinigten Staaten, das eben mit einer Zusammenstellung aller bekannt gewordenen westindischen Hurrikane beschäftigt ist, hat natürlich auch diesem seine Aufmerksamkeit zugewandt und Garriott die darüber eingegangenen Berichte vorläufig zusammengestellt. Danach war schon in den letzten Tagen des Angust eine atmosphärische Störung in der Nähe der Windwärtsinseln gemeldet worden, die in den ersten drei Tagen des September über das Karibische Meer nach Westen zog. In der Nacht des 4. September drehte sie nordwärts über die Mitte von Kuba und erreichte am 6. den südlichen Teil von Florida. So weit war sie der gewöhnlichen Cyklonenbahn gefolgt, aber am Nachmittag des 6. bog sie plötzlich wieder nach Westen ab, wobei der Wind an Heftigkeit zunahm und einige Schäden in Südflorida und auf den westlichen Bahamas anrichtete. Die Cyklone überschritt dann den Golf von Mexiko und erreichte die texanische Küste am Nachmittag des 8. September, wo sie wieder nordwärts schog und als vollständig entwickelter Hurrikan gerade über Galveston hinwegging. Das Maximum der Windgeschwindigkeit, das der Apparat zeigte, ehe er vom Sturme weggerissen wurde, war 49,4 m in der Sekunde um 6,15 p. (Zeit des 75. Meridians, wie auch in der Folge). Der Beobachter glaubt jedoch, dafs sie nachher noch gröfser gewesen sei und wenigstens 52 m in der Sekunde betragen habe. Der niedrigste Barometerstand betrug 724,6 mm um 8,15 p. zur Zeit, als das Centrum Galveston passierte. Die grofsen Zerstörungen wurden jedoch nicht durch den Wind angerichtet, sondern durch das Wasser, das vom Meere und von der Galveston-Bai her sich plötzlich in einer grofsen Welle über die niedrige Landzunge ergofs, auf der Galveston steht, die ganze Stadt 1,8 bis 4,6 m tief unter Wasser setzte und den Süd- und Ostteil der Stadt vollständig wegschwemmte.

Von Galveston ist die Sturmbahn weiter nördlich über

Digitized by Google

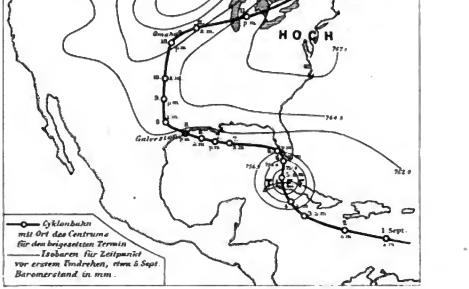
Texas, Oklahama und Westkansas nach Jowa zu verfolgen, das sie am Morgen des 11. September erreichte. Währenddessen waren die Windstärken gering und nur durch das Vorschreiten einer Gegend niederen Druckes kann hier die Fortbewegung der Cyklone verfolgt werden. Dann aber nahm der Sturm wieder an Heftigkeit zu, während die Cyklone nach Osten abbog, das Gebiet der grofsen Seeen und des St. Lorenz abschritt, und gelangte, ständig an Stärke wachsend, über Neufundland auf den Atlantischen Ocean, wo eine weitere Verfolgung nicht mehr möglich war.

Besonders bemerkenswert und charakteristisch ist bei der Sturmbahn — die auf dem beigefügten Kärtchen veranschaulicht wird — das Abbiegen der Cyklone nach Westen über den Golf von Mexiko am Nachmittag des 6. September. Das Abbiegen ist nach Garriott von den allgemeinen meteorologischen Bedingungen, vor allem aber von der Verteilung des Luftdrucks abhängig. Die nordatlantische Anticyklone liegt gewöhnlich nordöstlich von den westindischen Inseln, und um die Anticyklone herum führt die gewöhnliche Bahn der westindischen Hurrikane, die an der Südostküste der Vereinigten Staaten nach Norden und Nordosten abbiegt, und der die meisten Hurrikane folgen. Einige, und gerade die bedeutendsten bekannten Stürme, bogen aber an der kritischen Stelle nicht nordwärts ab, sondern bewegten sich nach Westen weiter über den Golf von Mexiko, um über Mexiko oder die Südweststaaten hin zu verschwinden. Dann lagen jedesmal sehr beständige Gebiete hohen Drucks nach Norden im Wege, die dem Hurrikan die gewöhnliche Bahn versperrten und ihn zu der Abbiegung nach Westen nötigten. Durch Beobachtung ist aber sichergestellt, dafs Stürme hauptsächlich da an Gewalt und Heftigkeit gewinnen, wo sie, durch die Umstände gezwungen, von ihrer gewöhnlichen Bahn abweichen.

Auch die Cyklone vom September 1900 macht zwei derartige abnorme, scharfe Biegungen, die beide durch Zunahme der Windintensität ausgezeichnet sind. Die erste liegt in Südflorida am 6. September. Hier konnte ein Abbiegen nach Westen aus der synoptischen Wetterkarte mit Sicherheit nicht vorausgesagt werden. Über dem Küstengebiete des Atlantischen Oceans und den Oststaaten lag zwar ein Gebiet hohen Druckes, aber ein ausgedehntes Minimum befand sich fortschreitend in den Nordweststaaten. Das gemeldete Fallen des Barometers im Mississippigebiete am 5. September liefs ein Zurückweichen des hohen Druckes nach Osten und eine Nordwärtsbewegung der Cyklone als wahrscheinlich erscheinen. Statt dessen dehnte sich jedoch das Maximum noch nach Westen aus und zwang die Cyklone zum Abbiegen nach Westen. Ebenso wenig konnte die ausserordentliche Heftigkeit, mit der der Sturm in Galveston auftrat, vorausgesehen werden, obgleich am Morgen des 7. September, als der Sturm genau südlich von der Mississippimündung stand, von den Küstenstationen am Golf Meldungen von starkem Auffrischen des Windes einliefen. Alle Erscheinungen deuteten vielmehr darauf hin, dafs die Cyklone, ohne allzu grofse Heftigkeit anzunehmen, durch die Südweststaaten weiterziehen würde.

Galveston ist nach seiner geographischen und topographischen Lage bei ähnlichen Stürmen immer besonders der Überschwemmung ausgesetzt. Wie alle Städte an Flachküsten die an grofse Wasserflächen grenzen, steht es immer in Gefahr, durch aufsergewöhnlich heftige auflandige Winde oder durch Wogen, die mit dem Centrum eines Hurrikans laufen, unter Wasser gesetzt zu werden. Am 8. September trafen unglücklicherweise beide Fälle zusammen, um die Überflutung zu einer besonders heftigen zu machen. Von beiden Seiten kamen die Wogen über die niedrige, sandige Landzunge, auf der Galveston liegt, und gaben einen Wasserstand, der 2,4 bis 2,7 m über dem vorher bekannten höchsten, jemals in Galveston beobachteten Hochwasser lag und die kolossalen Zerstörungen beim Hereinfluten über die Stadt aurichtete, die alle vorhergehenden ähnlichen Ereignisse aus den Vereinigten Staaten übertrafen. Das ist leicht erklärlich. Denn wenn man den vom 8. September gemeldeten tiefsten Barometerstand als annähernd richtig annimmt, so war der Hurriken in dieser Hinsicht in den Vereinigten Staaten geradezu ohnegleichen. Es giebt dies wenigstens die Hoffnung, dafs die Gegend, die er betroffen hat, nicht so bald wieder einem ähnlichen Ereignisse ausgesetzt sein wird.

Greim.



Bahn des Cyklons von Galveston, 1. bis 12. September 1900.
Nach Garriott.

Digitized by Google

Bücherschau.

Christian Jessen: Vom Dünenstrand der Nordsee und vom Weltenmeer. Mit 50 Illustrationen und Karten. Schleswig, Joh. Ibbeken, o. J.

Durch tüchtige selbständige Werke und zahlreiche in Zeitschriften zerstreute Aufsätze hat Jessen viel zur Kenntnis seiner friesischen Heimat beigetragen. Stets auf wissenschaftlicher Grundlage beruhend, haben seine Arbeiten in angenehmer Form sich doch mehr an das gebildete Publikum gewandt. Er bringt in vorliegendem, sehr schön ausgestattetem Werke eine Sammlung seiner kleinen Schriften, die sich ungezwungen zu einem guten Ganzen vereinigen. Es sind Wanderungen am Meeresstrande, Fahrten durch die Watten, Schilderungen der Halligen und des Kampfes zwischen Land und Meer, Berichte über die Ausgrabungen der vorgeschichtlichen Gräber, Kennzeichnung der Nordfriesen, Aufzeichnung von Sagen. Ist auch das Meiste schon bekannt, so wird es doch in angenehmer Form geboten, und ein reiches Litteraturverzeichnis über Nordfriesland verleiht dem Werke noch besonderen Wert.

Norway: Official publication for the Paris exhibition. Kristiania 1900.

In dem vorliegenden, sehr schön ausgestatteten, über 600 Seiten starken Bande offenbart sich das weit vorgeschrittene Kulturleben Norwegens in einer dem Lande nur hohen Ehre gereichenden Weise. Eine große Anzahl tüchtiger Gelehrter hat es übernommen, im Auftrage des Kultusministeriums die einzelnen Abschnitte zu bearbeiten, so daß, da überall sämtlicher Stoff zu Grunde gelegt wurde, hier ein Werk geschaffen ist, welches in maßgebender Weise das Nordland im Jahre 1900 schildert. Es beginnt mit der geographischen und topographischen Beschreibung (von A. Hansen), welcher Prof. H. Reusch eine vortreffliche Übersicht der geologischen Verhältnisse anschließt. Klima, Flora, Fauna und Anthropologie folgen. Ausführlich werden die demographischen Verhältnisse erwähnt; die vorgeschichtlichen Funde, gegenüber Schweden und Dänemark verhältnismäßig gering, sind sehr knrz behandelt, die eigentümlichen „arktischen Steingeräte" aber hervorgehoben. Das vorstehend angeführten Kapitel sind es, welche für die Leser des Globus von Belang sind. Ihnen schließen sich jene an, welche über die Geschichte, die politischen Verhältnisse, die Landes- und Meeresorganisse, Sprache, Litteratur und Kunst handeln. Überall ein reges Leben und Streben, Fortschritt! Jedes einzelne Hauptstück des Werkes schließt mit der Angabe der wichtigsten Litteratur und viele Abschnitte sind mit guten Abbildungen versehen.

P. P. Semenow: Rußland. Vollständige geographische Beschreibung unseres Vaterlandes. Handund Reisebuch für russische Leute. (Russ.) St. Petersburg, A. F. Devrient, 1899 ff. — Bd. 1.: Moskauer Industrieregion und oberes Wolgegebiet. 1899, XV u. 464 S. in 8°, mit 74 Textbildern, 24 Diagrammen, Kartogrammen, schematischen Profilen, einer großen und sechs kleinen Karten. — Bd. 3: Seengebiet. 1900, IX u. 456 S. mit 110 Textbildern, 37 Diagrammen, Kartogrammen und schematischen Profilen, einer großen und acht kleineren Karten.

Vor bald einem halben Jahrhundert war es, daß das jetzige Mitglied des Reichsrates und Vicepräsident der Kais. Russ. Geogr. Gesellschaft, P. P. Semenow, unter Bedeckung eines kleinen Häufchens Kosaken seinen kühnen Entdeckungsring in das Land der wilden, schwarzen Kirgisen am Issikul see ausführte und damit seine Forschungen in Centralasien einleitete. Diesen ganzen langen Zeitraum hindurch war der in der Schule Ritters gebildete Geograph die Seele und der Leiter der geographischen Forschungen seines Vaterlandes, und es verdankt ihm die Wissenschaft außer zahlreichen anderen Werken die Herausgabe des fünfbändigen Geographisch-Statistischen Lexikons des Russischen Reiches, zu dem ihm der Alvater der Statistik Rußlands, der Akademiker P. Koeppen, seine reichen Vorarbeiten übermacht hatte. Wie Herr Peter Petrowitsch Semenow zur Bewältigung dieses Riesenwerkes eine Anzahl von Gelehrten heranzuziehen wußte, so steht er auch heute mit dem Präsidenten der Ethnographischen Sektion der Russ. Geograph. Gesellschaft, Akademiker W. J. Lamanski, an der Spitze eines großen, der Landeskunde Rußlands gewidmeten Werkes, dessen Redaktion sein Sohn Benjamin mit einer Schar von jungen Mitarbeitern übernommen hat.

Wie es sich ankündigt, ist dies Werk in Wahrheit eine Fundgrube eingehender Landeskunde für einen jeden gebildeten Russen, ja selbst für Gelehrte Westeuropas, die sich des gründlichen Studiums des gegenwärtigen Rußlands befleißigen. Bilden doch die zahlreichen, nicht verständnislos und zufällig aufgenommenen, sondern, wie es nach den Anschriften scheint, von gebildeten Liebhabern auf systematischen Touren über Land aufgenommenen Photographieen schon an sich einen Schmuck, der das Buch auch für Sprachfremde benutzbar macht. Solches gilt nicht weniger von den echt Kärtchen, die das Relief, die Geologie, die Bodenarten, die Wälder und Baumgrenzen, die Bevölkerungsdichtigkeit, die Völkerstämme, die Schulen und die Brotversorgung (in Puden auf den Menschen) illustrieren.

Vielleicht die wichtigste (wenigstens für den praktischen Bedarf) Abteilung dieses Werkes ist die dritte: Bemerkenswerte Wohnplätze und Örtlichkeiten, in welcher (für Bd. 3 die Herren Morotschewski, Stawrowski, Sokolow, Karpow und Fran Uspenski) in Bädekerscher Weise alle Wege und Stege des Gebietes durchwandern und das Land in Bezug auf Geschichte, Bevölkerung, Handel, Industrie, Ansiedelungen und alle Denkwürdigkeiten beschrieben, dabei selbst der zahlreichen, meist im Jahre 1764 durch Katharina die Große erbauten Dörfer (in der Seenregion allein 100) mit ihren historischen Erinnerungen erwähnend. Die am Wege liegenden Fabriken, hervorragenden Dörfer und Landgüter werden in ihrer Bedeutung für die Landesökonomie gewürdigt und der letzteren Areal und Besitzer, wie Produktion Erwähnung gethan.

Erlaubt sei es uns noch, zum Schlusse zu erwähnen, daß der einzelne Band gebeftet nur 1 Rubel 75 Kopeken kostet.

Kiew. N. v. Seidlitz.

Dr. F. A. Forel: Handbuch der Seenkunde. Allgemeine Limnologie. Mit einer Tafel und 16 Abbildungen. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn, 1901.

In der von Ratzel herausgegebenen verdienstvollen Bibliothek geographischer Handbücher war bis jetzt die Seenkunde noch nicht vertreten. Diesem Mangel ist jetzt abgeholfen, denn niemand Geringerer als Forel, der Altmeister dieses Zweiges der Geographie, hat ein Handbuch der allgemeinen Limnologie geschrieben, das in jeder Beziehung musterhaft und klassisch genannt werden muß. Nur Forel, der seit mehr als einem Menschenalter der Seenforschung sich gewidmet hat, war im stande, allen den unendlich mannigfaltigen Beziehungen des Mikrokosmos, den ein jeder See bildet, nachzugehen, die Fäden ihrer gegenseitigen Verkünpfung aufzudecken und so ein erschöpfendes Bild aller Probleme und Aufgaben der Limnologie zu geben. In weiser Beschränkung hat Forel darauf verzichtet, die in der weitschichtigen geographischen und in der gesamten naturwissenschaftlichen, ich könnte noch hinzufügen in der wassertechnischen Litteratur zerstreuten Beobachtungen schon jetzt zu einem organischen Ganzen zu vereinigen. Die Zeit dafür ist noch lange nicht gekommen, noch sind eine große Zahl limnologischer Erscheinungen erst für wenige Seeen genauer studiert, da wäre es übereilt gewesen, die bisherigen Resultate zu sehr in den Vordergrund zu bringen. Das Buch ist daher überwiegend ein lehrhaftes, theoretisierendes und ruft daher wohl bei dem einen oder anderen Leser ein gewisses Gefühl der Enttäuschung hervor. Gerndeau meisterhaft ist die klare und knappe Form der Darstellung. Ein Anhang giebt ein Programm für limnologische Untersuchungen und eine Bibliographie, in der die meisten grundlegenden Arbeiten Aufnahme gefunden haben. Nur eine Ausstellung möchte ich nicht unterdrücken; ich vermisse in der Darstellung die anthropogeographische Seite der Seenforschung, der doch auch ein bescheidenes Plätzchen gebührte. Halbfaß.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— O. Marinelli hat aus dem Nachlasse seines Vaters G. Marinelli, des berühmten, unlängst verstorbenen Italienischen Geographen ein sehr interessantes Vokabular des Dialektes der drei deutschen Sprachinseln im Friaul, nämlich Bladen, die Zahre und Tischelwang, oder wie die offizielle italienische Bezeichnung heisst: Sappada, Sauris, Timau, soeben herausgegeben, welches der Gelehrte, bekanntlich Friulaner von Geburt, in den Jahren 1872/73 gesammelt hatte, als Material zu einer Monographie jener Sprachinseln. Da Marinelli kein Sprachforscher von Beruf ist, hat er bei Lebzeiten gezögert, dies Vokabular der Öffentlichkeit zu übergeben, sondern nur in seinem 1897 herausgegebenen Guida della Carnia einige wenige Proben gegeben. Man muss es dem Sohne aufrichtig Dank wissen, dass er die schöne italienische Sitte, bei Hochzeitsfesten litterarische Gaben darzubringen, benutzt hat, zur Vermählung seiner Schwester diese hochinteressante Studie zur allgemeinen Kenntnis zu geben. Auf Einzelheiten sich einzulassen, ist an dieser Stelle nicht der geeignete Ort. Haibfa/s.

— Britische Annexion der Cook-Inseln. Bereits 1888 wurde das britische Protektorat über die Cook-Gruppe erklärt, und seit 1892 war dort ein britischer Resident ansässig, der natürlich der wirkliche Herrscher war, nicht die Königin Makea von Rarotonga. Die förmliche Annexion der Gruppe zusammen mit zwei zu den benachbarten Hervey-inseln gehörigen Eilanden erfolgte Anfang Oktober 1900 durch den Gouverneur von Neu-Seeland, nachdem die Häuptlinge sie dringend und wiederholt gewünscht hatten — so berichten wenigstens englische Blätter, während sich der sehnsüchtige „Wunsch" selbstverständlich sehr leicht aus der schriftlichen Anwesenheit des britischen Vormundes erklärt. Vermutlich werden die Inseln zu Neu-Seeland geschlagen werden, das den Handel der Gruppe fast ausschliesslich beherrscht. — Die Cook-Gruppe wurde 1823 durch Williams und Bourne, zwei Mitglieder der Londoner Mission, entdeckt, die dann viele Jahre hindurch hier ihr Hauptquartier für den östlichen Pacific aufschlug. Zur Gruppe gehören sechs Inseln, von denen Rarotonga die wichtigste ist. Der vulkanische Boden dieser Insel ist ausserordentlich fruchtbar und bringt u. a. Kaffee, Kakao, Bananwolle, Orangen, Limonen, natürlich auch die Kokospalme hervor; sie steht unter guter Kultur. Die Einwohnerzahl der ganzen Gruppe beträgt 4500; davon leben 2300 auf Rarotonga. Ausserdem sind dort 70 Europäer ansässig.

— Im Bollet. della Soc. Geogr. ital. 1900, Fasc. 7 giebt Prof. Kurt Hassert einen kurzen, vorläufigen Bericht über die Gletscherspuren in den Abruzzen, die er so ziemlich auf allen Hochgipfeln mit unzweifelhafter Sicherheit hat nachweisen können. Die Endmoränen gewinnen ein besonderes Interesse durch ihre Verquickung mit ausgesprochenen Karsterscheinungen. Die Cirkusbildungen, welche den Anfang jedes Thales bilden, sind aus echten Dolinen hervorgegangen; früher müssen sich auch vielfach Einsturzseen vorgefunden haben, die aber infolge des durchlässigen Kalkbodens längst verschwunden sind. Moränen, sowohl Grund- wie Seiten- und Stirnmoränen, lassen sich noch an sehr vielen Punkten nachweisen. Auf den dem Aufsatze beigegebenen 10 sehr hübschen photographischen Aufnahmen sind die Einzelheiten mit überzeugender Deutlichkeit zu erkennen.

— Die Verkehrsentwickelung Äthiopiens macht, nachdem das Reich Meneliks vor vier Jahren im Kampfe mit Italien seine volle Selbständigkeit wieder errungen, so gewaltige Fortschritte, wie man sie noch vor einem halben Jahrzehnt nicht vermuten konnte. Die Verbindung des abessinischen Hochlandes mit der Aufsenwelt war früher schwierig und der Verkehr mit der Küste sehr gering. Noch in ägyptischer Zeit war Massauah der wichtigste Hafen für den Handel nach und von Äthiopien, während die Route aus Schoa nach Zeila ihrer Unsicherheit und ihrer sonstigen Schwierigkeiten wegen sehr selten von Karawanen begangen wurde. Als dann jedoch 1885 Massauah von den Italienern besetzt wurde, verlor es bald seine Bedeutung für Äthiopien infolge der Abneigung des dortigen Herrschers, von einem italienischen Hafen abhängig zu werden, und der Kaiser beschloss, die Karawanenstrafse von Addis Abeba über Harrar nach Zeila in seine Gewalt zu bringen. Er besetzte also 1887 Harrar, sorgte für die bis dahin fehlende Sicherheit und machte das Tellstück Harrar—Addis Abeba gangbarer; mehr und mehr nahm hier der Verkehr zu, und noch heute ist diese Strafse von allen, die aus Äthiopien herausführen, die am meisten begangene. Für die Folge wird darin nur insofern eine Änderung eintreten, als das französische Dschibuti dem britischen Zeila den Rang ablaufen, und die nahezu halb fertiggestellte Bahn Dschibuti—Harrar, deren Bau Ende 1897 begonnen wurde, den Verkehr an sich ziehen wird. Anderseits hat auch der Fall des Mahdireiches dem alten Handel Abessiniens nach der Nilebene wieder die Wege geöffnet; es sind bereits die Handelsstrafsen von Nordäthiopien nach dem Gedaref, von Westäthiopien nach Famaka und von Südwestäthiopien nach der Schilluküniederung wieder belebt. Von der neuen Entwickelung der Dinge wird also im Westen England, im Osten Frankreich Vorteil haben. Menelik hat sich der Bedeutung eines regen Handels für die Stärkung seines heute 10 bis 12 Millionen Einwohner zählenden gewaltigen Reiches durchaus bewufst, er hat deshalb auch im Innern für die Verbesserung der Strafsen, für die Sicherheit und Erleichterung des Verkehrs schon viel gethan; aufserdem führt eine Telegraphenlinie von Addis Abeba nach Harrar, und beide Städte haben gar bereits Telephonnetze, während ein regelmäfsiger achttägiger Postdienst die Hauptstadt Menelik mit der Küste verbindet. Menelik hat ferner eine gute neue Silbermünze schlagen lassen, die dem alten Maria Theresienthaler ähnlich ist, und ihr auch Geltung im Lande zu verschaffen gewufst; überall zeigt sich das Streben nach Selbständigkeit, soweit sie vorläufig in wirtschaftlicher Beziehung überhaupt erreichbar ist. Der Erfolg ergiebt sich aus einem Vergleich des Handelsumsatzes von früher und jetzt: noch vor 20 Jahren überstieg der Wert der Importe und Exporte zusammen kaum 400000 Frcs., während heute für 14 Millionen Waren allein über Zeila und Dschibuti eingeführt, für 7 Millionen ausgeführt werden. In der Summe für den Import figurieren Baumwollenstoffe mit 7,5, Waffen mit 3,1 und Glaswaren und Perlen mit 1 Million, während der Export namentlich Kaffee, Elfenbein, Gold, Wachs und Felle betrifft; Feldfrüchte, Holz, Tabak und Vieh können die Transportkosten nicht. Die Erschliefsung Äthiopiens steht mittlerweile nicht still, und eine Reihe von weiteren Unternehmungen der skizzierten Art sind im Gange. Wir entnehmen diese Mitteilungen einem Vortrage des bekannten Schweizers Alfred Ilg, des Premierministers Kaiser Menelik's, vor der „Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft" in Zürich (Jahresbericht 1900) und fügen noch einige Bemerkungen über die künftige politische Stellung Äthiopiens hinzu. Vielfach begegnet man der Meinung, die heutige Machtstellung des Landes könne nach dem Tode ihres Schöpfers Menelik verfallen und Äthiopien wieder in den Besitz einer Kolonialmacht kommen. Diese Meinung ist kaum gerechtfertigt. Abgesehen davon, dafs das Reich eine innere Festigung erfahren, die von Dauer zu sein verspricht, ist es heute zu einem Faktor geworden, dessen Ausscheiden durchaus nicht mehr von den Wünschen Italiens, Englands oder Frankreichs abhängt. Namentlich die beiden zuletzt genannten Mächte haben ein Interesse an der politischen Unabhängigkeit Äthiopiens, über deren Fortbestand jede für sich eifersüchtig wachen wird. Höchstens könnten einmal die südlichen Galialänder England zufallen, die zum Teil vorläufig nur auf der Karte Menelik's Reich angegliedert sind.

— Otto Schürch giebt neue Beiträge zur Anthropologie der Schweiz (Diss. phil. Bern 1899). Aus ihnen geht hervor, dafs die Zähne unserer recenten Bevölkerung im grofsen und ganzen nicht abweichen von denjenigen der prähistorischen; nur entdeckte der Verfasser bei der prähistorischen Bevölkerung ein Moment, das den Zähnen unserer Bevölkerung viel seltener und nicht in so bedeutendem Mafse zukommt als der ersteren, es sind dies die Zahnausschürfungen, die Usuren. Die Zähne der prähistorischen Bevölkerung zeigen bei einer grofsen Dichtigkeit der harten Zahnsubstanzen sehr häufig normale Zahnusuren verschiedenen Grades infolge der harten Nahrung, welche unsere Vorfahren zu verzehren die Gewohnheit hatten. Wir treffen aber auch abnorme Zahnusuren, die infolge der Derbheit der Nahrung gesteigert worden. Bei der recenten Bevölkerung erreichen bei normalen Artikulationsverhältnissen und bei einer mehr oder weniger ausgeprägten Undichtigkeit der Zahnsubstanzen die normalen Abnutzungsflächen gewöhnlich nur den ersten Grad. Folgerichtig ist der Grund nur darin zu suchen, dafs

Digitized by Google

sich unsere heutige Nahrungsweise der Undichtheit der harten Zahnsubstanzen anpassen; er mußte sich daher die normalen Usuren im Verhältnis zu denjenigen der prähistorischen viel seltener sind. Stößt man auf Abnutzungsflächen, welche den zweiten Grad erreichen oder noch tiefer gehen, so hat man es mit abnormen Usuren zu thun.

— Einen Beitrag zur Hydrographie von Elsaß-Lothringen liefert nun Oek. Bok in seiner Doktorarbeit: Die Bronsch (Straßburg, 1900), welche der größte und bedeutendste Zufluß der Ill ist und ihre Quellen in einer Meereshöhe von 620 m hat. Die größte Niederschlagswahrscheinlichkeit bieten die Monate Oktober bis Dezember und die Sommermonate Juni wie Juli, die geringste der April, August und September. Von der Ebene nach dem inneren Thale zu findet eine stete Zunahme des Niederschlages statt und mit der Höhe ist eine Vermehrung desselben verbunden. Am meisten Schneefall findet im Januar und Dezember statt; der März zeigt ein zweites Maximum des Schneefalles. Von 1891 bis 1895 waren nur die Monate Juni bis August vollkommen schneefrei. Im Hochfeld hat etwa doppelt so viel Tage mit Schneefall wie das Thal. Vom Januar bis zum April und vom Oktober bis zum Dezember entsprechen Verminderung und Vermehrung des Niederschlages dem Fallen und Steigen des Wasserstandes. Vom März bis April an dauert das Fallen des Wasserstandes bis in den Juli; letzterer bleibt dann bis zum September auf ungefähr gleicher Höhe und steigt im Winter wieder; wieder die vermehrten Juni- und Juliniederschläge, noch die vermin derten August- wie Septembermiederschläge ändern diesen Gang. Die große Geschwindigkeit des Regenabflusses wird durch die Steilheit der Abhänge begünstigt, teilweise auch durch die felsige Bodenbeschaffenheit.

— Das Studium der Wälder der Vereinigten Staaten ist seit 1897 Aufgabe der geologischen Landesaufnahme, deren Berichte hierüber von Henry Gannett herausgegeben werden. Diese Untersuchungen haben manches überraschende Resultat ergeben, zunächst die Thatsache, daß 57 Proz. des Gesamtareals der Union noch Waldland sind, während frühere Schätzungen nur von 25 Proz. gesprochen hatten. Schwieriger war festzustellen, wieviel marktfähiges Holz vorhanden ist. Der Verbrauch an solchem Holz entspricht einer Summe von jährlich 800 Millionen Dollars. Im Nordwesten hat sich eine blühende Bauholzindustrie entwickelt, die im Staate Washington 1880 Holz im Werte von 2 Millionen, 1890 solches im Werte von bereits 15 Millionen Dollars lieferte. Washington besitzt noch 114 Billionen Kubikfuß Bauholz, Oregon 235 Billionen; in ersterem Staate wurden in den letzten Jahren 20 Proz. des verwertharen Holzes durch Brände vernichtet, eine Quantität, die genügt hätte, für zwei Jahre die ganze Union zu versorgen. Nicht viel weniger ist auch in Oregon zu Grunde gegangen. Übrigens hat sich der Kongreß mit dem Waldschutz beschäftigt und hierfür ein Gebiet von 181148 qkm bestimmt. Es verteilt sich in der Hauptsache auf folgende Staaten: Washington, Oregon, Kalifornien, Arizona, New Mexiko, Utah, Kolorado, Dakota, Wyoming, Montana und Idaho. Weiteres siehe im Nineteenth Annual Report of the United States Geological Survey, Part V; H. Gannett, Forestry. Washington 1899.

— Marmorgewinnung in Griechenland. Bekannt ist die rege Ausbeutung der Marmorbrüche von Paros und Pentelikon im Altertum und in byzantinischer Zeit. Nach der Eroberung durch die Türken wurden die Marmorbrüche verschlossen, und erst nach der Entstehung des Königreichs Griechenland wandte man ihnen wieder Aufmerksamkeit zu. Doch war die Methode der Gewinnung eine rohe. Bessere Methoden wandte seit 1861 der Dresdener Ziller an, er sorgte auch für gute Wege von den Brüchen nach der Hauptstadt, und so gewann man das Material für die prächtigen öffentlichen Gebäude in Athen. Ziller hatte sich eine lange Pachtzeit vom Kloster von Pentili ausbedungen, dem der ganze Südabhang des Berges gehört, und die Zahl seiner Arbeiter wuchs von 80 im Jahre 1861 bis auf 500 im Jahre 1896, während die jährliche Ausbeute bis auf 14000 Tonnen oder 5000 cbm stieg. Neuerdings hat nun eine kapitalkräftige deutsch-englische Gesellschaft mit Perino und Co. in Berlin an der Spitze Marmorbrüche von großer Ausdehnung angekauft, die dem alten Kloster von Petrakir, westlich von Pentili, benachbart liegen. Außerdem ist die Eisenbahn von Athen nach Kephissia 10 km weit bis zu den umfangreichen Brüchen am Pentelikon geführt worden. Der rückwärtige Marmor am Pentelikon ist zwar nicht so durchscheinend wie der parische Marmor, widersteht jedoch den Einwirkungen der Feuchtigkeit und des Temperaturwechsels. Daher sind die Bildwerke des Erechtheion noch so scharf wie je. (Scott. Geogr. Mag. 1900, p. 662.)

— Die Ableitung des Wortes Pfahl als Bezeichnung des Limes erörtert Reinhard Walz (Programm der Augustinerschule zu Friedberg, 1900). Nach seinen Ausführungen ist die officielle Bezeichnung der römischen Grenzwehre limes. Oh überhaupt und inwieweit der römische Soldat im Verkehr mit den Germanen hierfür das Wort vallum oder valli anwandte, ist nicht bekannt. Sprachlich ist der Übergang von int, anlautenden v in pf als geschärfte Aussprache nicht nachgewiesen und an sich nicht wahrscheinlich, sachlich ist wahrscheinlicher, daß die germanische Bezeichnung nicht erst nach der späteren Anlage, wo nur noch Wall und Graben bestanden, gegeben wurde, sondern nach dem ursprünglichen charakteristischen Merkmale derselben, dem aufsätzigen hochragenden Pallisadenzaun. Das lateinische Wort palus wurde nicht in dem Sinne von Schanzpfahl gebraucht, und kann die Veranlassung zu der deutschen Bezeichnung nicht gegeben haben. Pfahl ist mit kleiner Bedeutungserweiterung aus dem Lateinischen entlehnt und hat die hochdeutsche Lautverschiebung durchgemacht; palus verhält sich zu Pfahl, dial. Pohl — Pehl, wie postis zu Pfosten, dial. Poste, pater zu Vater u. s. w. Die weitere Bedeutungsentwickelung des Wortes Pfahl weist auf die durch Pfahle bezeichnete Grenze hin, die in gerader Richtung verläuft. Nach dem Verschwinden der Pfähle war das zweite Merkmal des schnurgeraden „pohlgroß“ mehr in den Vordergrund. Im Zusammenhange damit wurde die Bezeichnung Pfahl vom Volke auch auf Örtlichkeiten und Anlagen von Menschenhand übertragen, die dem Auge einen ähnlichen Eindruck wie der Grenzwall machen und bei denen nicht selten der römische Ursprung in der Erinnerung lebendig blieb.

— Die ältertümliche Speisen- und Getränkebereitung bei den Serben hat Prof. S. Trojanović in Belgrad in einer lehrreichen Abhandlung (Archiv für Anthropologie XXVII, Heft 2) beleuchtet, durch welche wir vielfach Aufklärung über die Urformen des Kochens, wie sie einst in ganz Europa betrieben wurde, erhalten. Es handelt sich um Überbleibsel auf dem Boden unseres Erdteiles, wie wir sie sonst nur bei Naturvölkern suchen. So sind u. B. die serbenden noch Steinkocherei; heiß gemachte Steine werden in die mit Wasser und Fleisch gefüllten Töpfe geworfen und so das Kochen bewirkt; ja, man kocht so in Schalen von Birkenrinde (Krbuja), wobei man die heißen Steine mit hölzernen Klammern faßt. Das Verfahren ist auch bei anderen Balkanvölkern noch vollständig in Ausübung. Die Bereitung des Dörrfleisches an der Sonne, nach Art des südamerikanischen Charque, ist gleichfalls verbreitet; Schafe und Ziegen werden an Spießen gebraten, oder man überzieht das geschlachtete Tier mit einer Thonkruste und dünstet es in einer mit heißen Steinen erhitzten Grube, gerade so, wie Baker es von den Nubiern am Blauen Nil berichtet, wo ein auf diese Art zubereiteter Elefantenfuß einen großen Leckerbissen liefert. Das Brot wird nicht nur gebacken, sondern auch gekocht, wofür die serbische Sprache zwei Ausdrücke hat (peći hleb und luvati hleb). „Die meisten serbischen und rumänischen Bauern essen viel mehr gekochtes Mehl als gebackenes Brot.“ Eigentümlich ist das Kochen in Säcken ohne Feuer und Wasser. Der Montenegriner bringt nassen Hafer in einen Sack, macht diesen durch einen erhitzten Stein heiß und legt um Kner hinein, die darin vollständig gar werden. Auch Früchte und Fleisch werden so gekocht. Dazu gesellt sich das Kochen in Tiermagen; fehlen den Heiducken in Makedonien die Geschirre, so nehmen sie einfach den gereinigten Magen des geschlachteten Tieres, füllen dessen Fleisch und Wasser hinein und hängen ihn über ein Feuer. Es kocht darin vortrefflich. Ähnlich ist das Kochen in Baumrinde, wozu die abgezogene Rinde eines Lindenastes benutzt wird. Dahinein füllt man Fleisch und Gemüse mit etwas Wasser und Salz, stöpselt beide Enden der Lindenrindenröhre zu, verschmiert sie noch mit Lehm, gräbt sie einige Centimeter tief in die Erde und errichtet darüber ein Feuer. Nach zwei Stunden ist die Kapama genannte Speise gar, und die Röhre wird wieder der Erde entnommen

Krbulja aus Birkenrinde.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 3. BRAUNSCHWEIG. 17. Januar 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Zur Ethnographie des Rio Tapajós.

Von Dr. Friedrich Katzer.

In allen Ansiedelungen am Tapajós von Itaituba aufwärts und in diesem Marktflecken selbst trifft man einzelne Indianer der drei Tapajóstämme: Mauhés, Mundurukús und Apiakás, die mehr oder minder civilisiert sind und mit welchen daher der Verkehr bequem ist.

Das geschlossene Territorium der Manhés ist am leichtesten zugänglich, und zwar von Goyana aus. Westlich bei dieser Ansiedelung befindet sich ein See, der nach Norden von einer steilen Sandsteinwand abgeschlossen wird, nach Süden aber, wie es scheint, mit dem Tapajós zusammenhängt. Das westliche Uferland dieses Sees ist schon Territorium der Mauhés. Diese Indianer verstehen angeblich am besten die Zubereitung des Guaraná genannten, jetzt nur noch von wenigen genossenen Narkotikums. Von den weißen Nachbarn werden sie als arbeitscheu und falsch bezeichnet. Diejenigen, die ich sah, waren alle von sehr freundlichem Wesen und von in der leichten Auffassung und klaren Ausdrucksweise sich bethätigender bemerkenswerter Intelligenz. Alle waren von weniger als Mittelgröße, schmächtig, aber regelmäßig gebaut, mit Gesichtszügen vom ausgesprochenen Typus der gelben Rasse, bewirkt vornehmlich durch die hervortretenden Backenknochen und die Form des Schurrbartanflugen. Die Gesichtsfarbe der Mauhés ist hell kupferrot, die Körperfarbe mehr gelblich. Die Augen sind klein, dunkelbraun oder schwarz, etwas schräg geschlitzt, die Zähne groß, weiß, die Lippen nicht übermäßig voll. Das Haar ist schwarz, zwar strähnig, aber nicht glatt, sondern halb gewellt, über der Stirn nach beiden Seiten eigentümlich gescheitelt.

Da ich Gelegenheit hatte, mit mehreren Mauhés zu sprechen, erkannte ich bald, daß das von H. Coudreau zusammengestellte Wörterverzeichnis der Mauhésprache nicht in allen Einzelheiten zutreffend ist. Auf eine durchgreifende Kritik vermag ich mich nicht einzulassen, einiges möchte ich jedoch hervorheben.

Die Endsilbe, die Coudreau ae schreibt, klingt immer wie ein etwas dumpfes ok, z. B. ihuadok = Tag. Pohi einem Worte beigefügt, hat die Bedeutung von erst oder noch klein, unausgewachsen, auch Beginn einer Sache, hi die Bedeutung an sich klein oder ganz klein, z. B. ihnadok-pohi = Morgen, d. h. noch kleiner Tag; áriapohi = Flamme, d. h. kleines Feuer. (Manche sprechen ália. Arié, wie Coudreau schreibt, habe ich niemals gehört. Das Wort Méréméréhé, welches auch Coudreau auch Feuer bedeuten soll, kannte keiner meiner Gewährsleute.) Ária-hi = Funken, d. h. ganz kleines Feuer. Ebenso gebildet ist nó-hi = Grufs und Sand am Flufs-ufer von nó = Stein; mohap-hi = Pfad, Spur, von mohap = Weg; anató-hi = Unzenkätzchen von anató = Unze; unasó-hi von unasó = Alligator usw. Die Beifügung von ató zu einer Bezeichnung bedeutet grofs, z. B. nó-ató = Felsen, d. h. grofser Stein; mohap-ató = Fahrweg; uaikiro-ató = grofser Stern. Die Endung ték bedeutet sehr grofs, z. B. ária-ték = grofser Brand; unsú-ték = Riesenalligator.

Zufolge meinen Gewährsleuten heifst in der Manhésprache: Wind = uosêre, Regen = iaman, Gebirge = óitóag, Urwald (Mâta) = gnaápo, Nacht = huandé, Bruder = méhi, Weib = onianiá, Kind = hirokat, junges Mädchen = makoptja, Knabe, Bursche = námbiu, Vater = oiévod, Mutter = ñai, Gatte, Mann = oikénêt (so bezeichnet die Frau ihren Mann; Coudreau giebt dem Worte die Bedeutung Bruder), Eltern = oivaihai, Weiser = karaíva, Schwarzer, Neger = tapajóna, Häuptling, Vorgesetzter = morékna, Kopf = ojakan, Wunde = pihi, Wunde am Arm = képihi (von ojekê = Arm), Kuh = néuato, Tapir = néuatahú, Stoff, Gewebe = mipáo, Schlange = mój, Baum = uatóg, Laub = ijhóh, Blüte = ipohul, Frucht = já (das von Coudreau angeführte Cadeádeuá kannte niemand), heute = mongêhenj, morgen = monguité, übermorgen = monguitématirâ, viel = ijanam, sehr viel = ipoit, wenig = toipa. Wie geht es Ihnen? = Aikotó érakossá? Wie haben Sie die Nacht zugebracht? = Aikotó érakossá huandémó?

Wie ein Vergleich zeigt, sind hier nur solche Wörter angeführt, welche von den Ausdrücken, die Coudreau angiebt, mehr oder minder vollkommen verschieden sind. Auffallend ist, daß, wenn Coudreau dasselbe Wort zufallsweise zweimal anführt, er es jedesmal anders wiedergiebt, z. B. das oben erwähnte Wort für Feuer oder jenes für Haus = njétap, bei Coudreau egnétat, gnétap, mongnétap.

Die Mundurukús, mit welchen ich zusammenzukommen Gelegenheit hatte, waren durchweg viel gröfser und kräftiger gebaut als die Mauhés. Auch die Frauen waren grofs und muskulös. Die Weifsen am Tapajós verkehren mit den Mundurukús lieber und erklären sie für verläfslicher, ehrlicher und arbeitsamer als die Mauhés. Ich würde sie für minder aufgeweckt und pfiffig halten als diese letzteren. Leider lernte ich keinen Mundurukú kennen, welcher die lingua geral von seiner Stammessprache streng unterschieden hätte, und ich verzichtete daher darauf, ein Wörterverzeichnis aufzunehmen.

Digitized by Google

Nach allem, was ich erfragen konnte, sind die Schilderungen des vielgereisten Ingenieurs A. M. Gonçalves-Tocantins von den Mundurukús, ihrem Leben und ihrer Denkungsweise, welche H. Coudreau im siebenten und achten Kapitel seines Buches wörtlich wiedergiebt, wobei er bemerkt, dafs er ihnen nicht ganz zuzustimmen vermag, durchaus zutreffend. Insbesondern scheint mir der mit Tocantins Angaben im Widerspruch stehende Lapidarausspruch Coudreaus: „Die Mundurukús kennen weder rechtliche Verurteilung, noch Duell, noch Krieg, sondern nur den Meuchelmord“ — sehr übertrieben und

behauptet, dafs die Mundurukús blofs Kopftrophäen erzeugen, aus welchen die Schädelknochen nicht entfernt werden. Diese in äufserst kunstvoller Weise mit bunten Federguirlanden und Quasten gezierten Trophäen sind für jeden Mundurukú von hohem, persönlichem Werte, und je mehr er ihrer besitzt, deste gröfser wird seine Aussicht, einmal Tuschaná (Häuptling) zu werden. Es ist deshalb natürlich schwierig, einn solche Trophäe zu erhalten. Dem Deputierten von Itaituba, Herrn J. A. Watrin, gelang es, ein prächtiges Exemplar zu erwerben, welches sich gegenwärtig im Museum für Völker-

Abb. 2 u. 3. Kopftrophäe von einem Yuruna, angefertigt von einem Mundurúku. Jetzt im Museum für Völkerkunde, Berlin.

ungerechtfertigt zu sein. Eher könnte man sagen, die Mundurukús kennen blofs den Mord aus Rache.

Mit letzterem steht die Anfertigung von Kopftrophäen im Zusammenhang, worin die Mundurukús eine Art entsetzlicher Künstlerschaft erlangt haben. Barbosa Rodrigues giebt an, dafs die Mundurukús Kopfmumien (parinás) anfertigen, aus welchen die Schädelknochen entfernt und die auf etwa ein Viertel des ursprünglichen Kopfumfanges zusammengeschrumpfte Haut so konserviert wird, dafs der Gesichtsausdruck erhalten bleibt. Ich habe zwar solche peruanischen, aber keine von Mundurukús hergestellten Kopfmumien dieser Art gesehen, und auf Befragen wurde mir ernstlichst

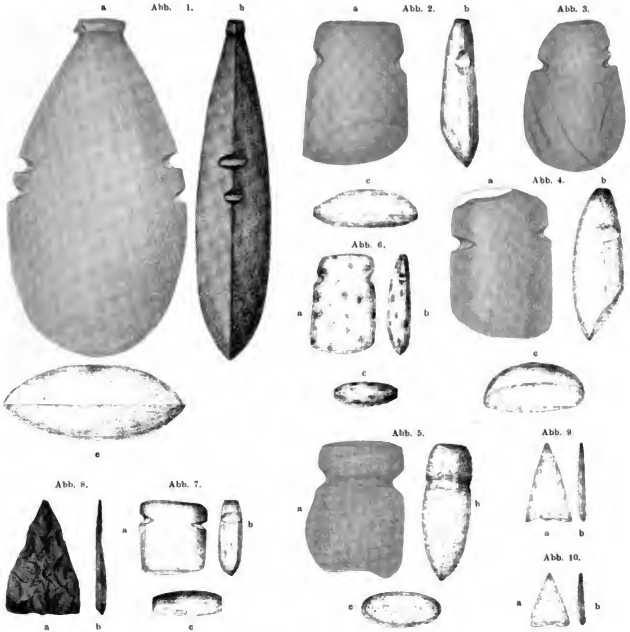
kunde in Berlin befindet. Es ist der Kopf eines Yuruna-Indianers, welcher, nach Angabe des Herrn Watrin, von einem Mundurúhäuptling in dem Moment erschossen wurde, als er ein Mundurúweib meuchlings ermorden wollte (Abb. 2 und 3).

Eine anthropologische Thatsache, die mir sehr bemerkenswert scheint, möchte ich besonders hervorheben. Ich habe unter den Geschieben des Tapajós eine gröfsere Anzahl von Steinbeilen und Bruchstücken davon gesammelt, die mir als von den Mundurukús herstammend bezeichnet wurden. Durch Vermittelung erhielt ich dann von diesen selbst ohne Schwierigkeiten noch einige Stücke, sowie eine Lanzenspitze nebst Auf-

Digitized by Google

klärungen über ihre Anfertigung. Eine grofse Axt vom Rio Cuparý bei Aveiro, zwei kleine Beile und zwei Pfeilspitzen wurden kurz vor meiner zweiten Tapajósreise dem Museu Paraense als Mundurukú-Erzeugnisse geschenkt, und ich vermochte sie als solche zu verifizieren. Aufser den Pfeil- und Lanzenspitzen sind alle diese Steinwerkzeuge geschliffen. Die Haupttypen derselben sind auf der Tafel in zehn Figuren abgebildet. Das Material jedes einzelnen Stückes habe ich petrographisch untersucht.

Die grofse Axt (s. Tafel, Abb. 1) vom Rio Cuparý ist 20 cm lang, 10,5 cm breit und an der dicksten Stelle 4,4 cm hoch. Sie ist von schöner, regelmäfsiger Form, deren reine Linien aus der Zeichnung zu ersehen sind, von glatter, fein geschliffener Oberfläche und besitzt durchweg scharfe Ränder, besonders an der Schneide, trotzdem die Verwitterungskruste, von welcher sie bedeckt ist, auf ein ansehnliches Alter hinweist. Sie ist erzeugt aus feinkrystallinischem, am frischen Anbruch grangrünem, verwittert hellgrünem Diabas mit nur noch teilweise frischem Augit und Oligoklas, mäfsig viel Magneteisen und wenig chloritischer Substanz.



Steinerzeugnisse der Mundurukú-Indianer am Rio-Tapajós.

a = Flächenansicht; b = Seitenansicht; c = Ansicht von der Schneide, bloß bei Abb. 5 von oben.
Alle Abbildungen in $^{1}/_{4}$ natürlicher Größe.

Digitized by Google

Unter den übrigen Werkzeugen können drei Typen unterschieden werden:

1. Beile von flacher Form, die sich vom schmalen Kopf gegen die Schneide verbreitert, mit einer schwach und der zweiten stärker gewölbten Breitseite, kantig abgeschliffenen Schmalseiten und gerader, schräg verlaufender Schneide. Diesen Typus veranschaulicht Abb. 2 (Tafel), angefertigt aus einem am frischen Bruch schwarzgrünem, feinkrystallinischem, sehr magnetitreichem Olivindiabas. Die Angite sind fast völlig chloritisiert, zum Teil in Hornblende umgewandelt, die Feldspate ebenfalls stark zersetzt, dagegen der Olivin meist recht frisch.

An diesen Typus schliefsen sich Beile an, die bei flacher Form und schmalem Kopf scharfe Seitenränder und eine mehr halbkreisförmige gerade Schneide (wie ein Schaukelmesser) besitzen. Das in Abb. 3 (Tafel) abgebildete Exemplar besteht aus einem dichten, dunkelgrüngrauen Gestein, an dessen frischem Anbruch weder mit freiem Auge, noch mit der Lupe Bestandteile zu erkennen sind. Nach dem mikroskopischen Befunde in Dünnschliffen kann es am besten als Mikrokerastophyr bezeichnet werden. In einer dichten, durch chloritische Substanz bräunlichgrün gefärbten Grundmasse liegen ziemlich spärliche Einsprenglinge von stark zersetztem Feldspat und Diopsid, nebst etwas anscheinend sekundär gebildeter grünblauer Hornblende, sowie Titaneisen und Magnetit. Die licht graugrün verwitterte Oberfläche ist rauh und zeigt auf beiden Breitflächen hogenförmig verlaufende Rillen, die möglicherweise durch die Abnutzung beim Gebrauche entstanden sind.

2. Der zweite Typus umfafst Beile von ebenfalls ungleichmäfsig auf einer Breitseite flacher, auf der anderen stark gewölbter Form, jedoch mit abgerundeten Schmalseiten und ebenfalls abgerundetem Kopf, sowie scharfer, aber nicht ganz gerader, sondern schwach ausgehöhlter Schneide. Das in Abb. 4 (Tafel) abgebildete Exemplar ist angefertigt aus am frischen Bruch grünlichschwarzem, dichtem Dioritporphyrit, worin nur hier und da eine Plagioklasleiste mit freiem Auge zu erspähen ist. Auf der erbsengrünen Verwitterungskruste sieht man die porphyrisch ausgeschiedenen Feldspate viel deutlicher und erkennt auch die fluidale Struktur, welche im Dünnschliff besonders schön ausgeprägt erscheint.

3. Der dritte Typus umfafst Steinhämmer von beiderseitig symmetrisch hochgewölbter Form, mit breitem, oben ebenem Kopf von elliptischem Umrifs und mit gerader Schneide. Das Exemplar Abb. 5 (Tafel) besteht aus am frischen Anbruch matt olivengrünem, grobkrystallinischem Gabbro, dessen Hauptbestandteile, der zum Teil saufsuritartig veränderte grünlichgraue bis schmutzig weifse Plagioklas und der grüne, perlmutterartig glänzende Diallag, leicht unterschieden werden können. Im Dünnschliff unter dem Mikroskop erst erkennt man den zumeist serpentinisierten Olivin und nicht sonderlich reichlichen Magnetit nebst Titaneisen. Auf der stark verwitterten Oberfläche treten die kadinisierten Plagioklase porphyrartig hervor. Dieser Steinhammer ist an der Schneide ziemlich stark abgenutzt und scheint lange Zeit im Wasser gelegen zu haben.

Abb. 1.
Maué-Indianer.
Abb. 4 u. 5.
Gesichtstättowierung eines Apiaka-Indianers.
Zeichnungen von Dr. Fr. Katzer.

Nebst ihm kann, wie erwähnt, vielleicht auch noch Abb. 3 (Tafel) im Gebrauch gewesen sein; bei den übrigen und zahlreichen anderen Stücken ist dies aber durchaus zweifelhaft, ja in Anbetracht der scharfen Kanten, der trotz der Verwitterung glatten Oberfläche und des Mangels an jeglichen Zeichen der Abnutzung geradezu sehr unwahrscheinlich. Thatsache ist, dafs diese geschliffenen Steinwerkzeuge, Beile und Hammerköpfe, auch gegenwärtig von den Munduruku immer noch erzeugt werden, jedoch nur als Ziergegenstände und Kinderspielzeug. Gebrauchsgegenstände sind sie jetzt jedenfalls nicht mehr und dürften es auch in früheren Zeiten nur in beschränktem Mafse gewesen sein. Man versicherte mir, dafs behufs ihrer Herstellung am Tapajósstrande Geschiebe von dem gewünschten Steinmaterial und der annähernden Form der Beile zusammengesucht und ihnen dann durch Nachschleifen die erforderliche Gestalt gegeben wird. Durch diese Thatsache scheint Ad. Thiellens Auffassung von den geschliffenen Äxten der Steinzeit (vgl. Globus, Bd. 74, S. 151) wenigstens nach einer Richtung

Digitized by Google

hin ihre Bestätigung zu finden. Versuche, die ich mit zwei Beilen anstellte, zeigten, dafs schon bei dem Holz- und Knochenspalten nach ganz kurzem Gebrauch eine solche Abstumpfung der Schneiden und Absplitterung der Kanten eintrat, wie sie kein einziges der von den Mundurukús stammenden Stücke aufweist.

Die Figuren 6 und 7 (Tafel) bringen zwei verschiedene Typen geschliffener Kinderbeilchen zur Darstellung. Abb. 6 ist aus fleckigem, etwas schieferigem Adinol erzeugt, welcher, wie es scheint, mit Vorliebe für die Kinderhämmerchen verwendet wird. Mit freiem Auge vermag man keinen Bestandteil weder in der gelblichen oder bräunlichen Hauptmasse, noch in den dunkelgrauen bis schwarzgrünen, ziemlich scharf begrenzten Flecken zu unterscheiden. Unter dem Mikroskop erscheint das Gestein äufserst fein krystallinisch, bestehend aus farblosen Säulchen von vorherrschendem Feldspat, durchsetzt von einer filzigen Sprödglimmermasse, welche dort, wo sie angehäuft ist, die gelbbraune Grundfarbe, dort, wo sie fehlt, die dunkeln Flecken bedingt. Gleichmäfsig verstreut in der Masse sind winzige, stark lichtbrechende grüne Körnchen (Epidot?). Diesen und ähnliche Gesteine sind jedenfalls metamorphe Thonschiefer oder Phyllite aus dem Kontakthof der am mittleren und oberen Tapajós weit verbreiteten Diabase.

Das sehr scharfkantig zierlich geschliffene Beilchen Fig. 7 besteht aus grünschwarzem, ziemlich stark von zartkörnigem Pyrit durchsetztem, sehr dichtem Diorit.

Das Material anderer, nicht abgebildeter, geschliffener Beile bestand aus Diabas, Diabasaphanit und Spilosit, — lauter Gesteinen, welche ebenso wie die vordem genannten im Tapajósthale mehr oder minder reichlich zu finden sind. Auffallend ist, dafs kein einziges Beil aus rotem Quarzporphyr angefertigt gefunden wurde, obwohl dieses Gestein in der Tapajósrinne ebenfalls anstelit und seiner Zähigkeit wegen für Gebrauchsbeile ein vielleicht sehr gut geeignetes Material geboten hätte. Es bekundet sich darin die ausgesprochene Vorliebe der Naturvölker für grüne Gesteine.

Die Speerspitze (Fig. 8, Taf.) besteht aus rotbraunem Eisenkiesel, wie er in den Karbonablagerungen der weiteren Umgebung von Itaituba massenhaft vorkommt. Von den sehr zierlich gearbeiteten Pfeilspitzen besteht Abb. 9 (Tafel) aus durchsichtigem, wasserklarem Quarz, Abb. 10 (Tafel) aus weifsem Milchquarz, der von einer zarten Eisenoxydader durchzogen wird. Auch diese Materialien sind am Tapajós reichlich vorhanden.

Über den dritten am Tapajós lebenden Indianerstamm, die Apiakás, vermag ich nicht viel Neues mitzuteilen. Die Männer dieses Stammes, welche ich sah, waren von mittelgrofser, gedrungener Gestalt mit auffallend kurzen Beinen, breiten, kurzen Füfsen und ebensolchen Händen. Sie gelten als tüchtige Ruderer und Lastträger. Da weder Dr. P. Ehrenreich[1]), noch Coudreau der Gesichtstättowierung der Apiakás Erwähnung thun, habe ich einen tättowierten Apiaká, der in Itaituba zur Zeit meines dortigen Aufenthaltes bedienstet war, abgebildet (Abb. 4 und 5). Die blauschwarze Gesichtstättowierung erinnert in ihrer Zeichnung an die Form einer mit drei vom Munde über die Wangen zum Ohre ziehenden Schnüren versehenen Bartbinde.

Zu dem von Coudreau gegebenen Wörterverzeichnis der Apiakáspraeha wäre zu bemerken, dafs vielfach, wo Coudreau den Anlaut der ersten Silbe a schreibt, der ein i oder ij zu hören ist, z. B. irinkaur (nach Coudreau Aria coaure) = Auge, irendeyahab (arendedouve) = Bart, ijezuba (ahèzouve) = Arm, ijipnan (ahèpouan) = Hand, ijipuampé = Finger, ijipuj = Fufs u. s. w. Die Zahl 2 spraeh mein Gewährsmann mokonj, 4 mokonjokonj-atú, 10 knajveté, 20 knajveté-terhé. Zur Abzählung benutzte er in eigentümlich hockender Stellung die gespreizten Finger und Zehen.

[1]) Anthropolog. Studien über die Urbewohner Brasiliens. Braunschweig, 1897.

Deutsch-Südwestafrika im Jahre 1900.

Von Georg August Kannengiefser, Major a. D. Hameln.

Blicken wir zurück auf das verflossene Jahr 1900 und auf die Fortschritte in der Kolonisirung unserer Kolonie, so wird der Pessimist unter den Kolonialfreunden bedenklich den Kopf schütteln und den Abschlufs nicht für aussichtsreich halten. Was aber will die kurze Spanne Zeit von einem Jahre in der Entwickelung einer Kolonie, wie gerade Südwestafrika sagen? Die Perioden, welche erforderlich sind, um handgreifliche Beweise in dieser Richtung zu liefern, müssen bedeutend gröfser sein.

Werfe man nur einen Blick auf die Geschichte der Kolonisation anderer Völker — ein Vergleich mit Algier z. B. könnte recht lehrreich sein —, so wird man staunen, welche Zeit erforderlich ist, um einen bedeutenden Fortschritt zu verzeichnen; damit soll allerdings nicht gesagt sein, dafs wir Deutsche nicht in vieler Beziehung raschere Fortschritte in der Entwickelung unserer Kolonieen erzielen müssen!

Unsere Kenntnis Südwestafrikas wird von Zeit zu Zeit noch durch Forschungsreisen erweitert; auch im verflossenen Jahre sind deren mehrere unternommen. Im Herbst 1899 hat Leutnant Eggers, welcher der Schutztruppe angehört, eine Reise zum „Okavango" unternommen, worüber ein kurzer Bericht im dritten Hefte der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" enthalten war.

Der Norden des Landes, das sogenannte „Ovamboland" ist noch am wenigsten bekannt, aber nach Entwickelung der Mineindustrie in Otavi und dem damit zusammenhängenden Bau einer Bahn von dort zur Tigerbai, nördlich des Kunene, wird auch dieser Teil des Schutzgebietes uns erschlossen werden. Eggers folgte von der Mündung des Omramabo in den Okavango diesen letzteren bis auf 100 km ostwärts, er fand denselben etwa 100 m breit, von wechselnder Tiefe und rascher Strömung, die Stromschnellen, welche der Flufs auf dieser Strecke führte, bilden kein bedeutendes Hindernis. Während der Regenzeit überschwemmt der Flufs auf mehrere Kilometer seine Ufer. Der Reisende hörte auch hier von der Bifurkation desselben mit dem Tschobi, worüber jedoch erst volle Klarheit von der jetzt hoffentlich in Bewegung befindlichen Expedition von C. Büttmann nach dem Okavango-Tschobi-Zambesi zu erwarten ist.

Eine Reise nach dem Norden des Hererolandes ist von dem Ingenieur Watermeyer, welcher dem Gouvernement zugeteilt ist, ausgeführt. Das „Deutsche Kolonialblatt" giebt einen ausführlichen Bericht darüber: „Der Weg des Reisenden führte von Windhoek über Okahandja nach Waterberg, die Bodenbeschaffenheit nördlich ersteren Ortes bis zum Omuraho Omataka

Digitized by Google

wird als granitisch mit Unterlage von Kalk bezeichnet, nördlich davon tritt Kalkstein nur selten zu Tage. Das Vorkommen der Sansevieriapflanze ist sowohl in Waterberg, wie später in Grootfontein festgestellt, und hält der Reisende die Anpflanzung derselben für möglich. Von Waterberg wurde der Weg durch den Omurambe Omataka nach Grootfontein eingeschlagen, die Bodenbeschaffenheit ist hier dieselbe, wie vorher geschildert, nur in der Nähe von letzterem Ort nimmt der Kalkgehalt wieder zu, stellenweise tritt Mergelboden auf. Da Watermeyer auch während eines Teiles der Regenzeit in dieser Gegend weilte, so stellte er fest, daß die Niederschläge dort, im Gegensatze zu dem im mittleren und südlichen Teile des Schutzgebietes, wo der Regenfall mit großer Heftigkeit und plötzlich herabstürzt, als ein sanfter und stundenlang andauernder zu bezeichnen ist. Infolge davon ist auch der Boden flach geblieben und nicht zerrissen. Von Grootfontein wandte sich Watermeyer über Otavi nach Outjo, welches auf einer Kalksteinterrasse liegt, der Kalkstein erscheint in der Form eines harten, rötlichen Konglomerats. In der Umgebung von Outjo, besonders nach Westen zu, tritt starker Baumbestand auf, unter welchem eine Copaifera auffiel, die eigentümliche doppelte Blätter hatte und stark harzig war, so daß eine Verwendung zu medizinischen Zwecken nicht ausgeschlossen erscheint. Zwischen Outjo und Transfontein tritt granitisches Gebiet auf, während letzterer Ort auf Kalkstein liegt. Die Rückreise wurde über Omarum ausgeführt.

Die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonie ist langsam vorgeschritten, scheint aber jetzt an einem Wendepunkt angelangt zu sein. Was zuerst den Bau der Eisenbahn Swakobmund-Windhoek — sie ist ja eine Lebensfrage für die Kolonie — anlangt, so ist dieselbe bis Karibib (194 km) dem Betriebe übergeben. Wenn die Ansicht verbreitet war, daß mit der Fertigstellung dieser ersten Hälfte der ganzen Linie auch der schwierigste Teil derselben überwunden sei, so ist das doch ein Irrtum gewesen. Es haben sich der Fortführung der Bahn bis Okahandya große Schwierigkeiten entgegengestellt, so daß dieser Ort nicht, wie angenommen, bereits im Jahre 1900, sondern frühestens im Sommer 1901 erreicht werden wird.

Leider heißt es bei uns „nur immer langsam"; statt wie die Engländer im Monat 24 km Vollbahn zu bauen, bringen wir es in demselben Zeitraum auf 6½ bis 7 km Schmalspurbahn. Fragt der Leser erstaunt: Warum dieser Unterschied in der Leistung? so kann man nur antworten: Weil die bewilligten Geldraten zu karg bemessen sind! Das „Deutsche Kolonialblatt" veröffentlichte die Tarife für die Strecke Swakobmund-Karibib, danach war zu zahlen in erster Klasse für den Kilometer 10 Pf., in zweiter Klasse 6 Pf. — für Eingeborene 4 Pf. Der gewöhnliche Tarif für Stückgüter beträgt für 100 kg und 1 km 4 Pf., Ausnahmetarif 2 Pf. Diese Preise sind verhältnismäßig als sehr niedrig zu bezeichnen.

Im August/September 1900 war der Betrieb der Bahn, aus Kohlenmangel, unterbrochen, da ein Kohlenschiff auf der Reede von Swakobmund gescheitert war. Hiernächt kommen wir auf den Bau dieses Hafens, der ebenfalls bei genügender Geldbewilligung, statt wie veranschlagt in drei, in anderthalb bis zwei Jahren beendet werden könnte. Ehe derselbe nicht fertig gestellt ist, werden auch die Unglücksfälle, welche beim Ausbooten bei bewegter See fortgesetzt entstehen, nicht ihr Ende nehmen; im Laufe des Monats September vorigen Jahres mußten wieder drei Europäer dabei ihr Leben lassen.

Über die Weiterführung der Telegraphenlinie ist nichts bekannt geworden, man muß also annehmen, daß dieselbe mit der Fortführung der Bahn gleichen Schritt hält, wie ja auch angeordnet war. Seit etwa 16 Jahren haben wir in Südwestafrika festen Fuß gefaßt und besitzen nun glücklich eine Telegraphenlinie von ca. 200 km Länge! Vergleicht man damit das Vorgehen Frankreichs, z. B. in Tunesien, welches sie wenig länger besitzen, so muß man die Schnelligkeit bewundern, mit der sie das Land mit einem Netz von Telegraphenlinien überzogen haben, deren Länge mindestens 4000 km beträgt.

Die Errichtung einer Schäfereigesellschaft in unserer Kolonie hat einen großen Schritt vorwärts gemacht. Der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft hat durch Annahme der ihm vom Verwaltungsrat der Wohlfahrtslotterie zur Verfügung gestellten 300000 Mk. und gleichzeitige Verwendung derselben für die zu bildende Schäfereigesellschaft diese Gründung ermöglicht. Da das Unternehmen jedoch zunächst ein Anlagekapital von mindestens 500000 Mk. erfordert, werden die noch mangelnden 200000 Mk. durch Zeichnung von Anteilscheinen gedeckt werden. Es ist dies Unternehmen für die Entwickelung unserer Kolonie mit ganz besonderer Freude zu begrüßen. Seit längeren Jahren sind dort Versuche sowohl mit der Zucht von Wollschafen wie von Angoraziegen gemacht, die gut ausgefallen sind. Der südliche Teil des Landes, vom Swakoh ab, also hauptsächlich Groß-Namaland, eignet sich vorzüglich hierfür. Hier könnten Millionen dieser Tiere gehalten werden, die einen wesentlichen Faktor in der Versorgung des Mutterlandes mit Wolle bilden würden, führt doch Deutschland jährlich für 405,9 Millionen Tierwolle ein.

Der Kampf gegen die im letzten Frühjahr und Sommer an einzelnen Stellen ausgebrochene Rinderpest war dank der vorgenommenen Impfungen und sofort angeordneten Isolirungen siegreich durchgeführt, so daß die Krankheit als erloschen betrachtet werden konnte. Nun aber meldet der „Windhoeker Anzeiger" vom 25. Oktober v. J. den von neuem erfolgten Ausbruch der Rinderpest in der Bezirkshauptmannschaft Windhoek. Seitens des Gouvernements sind die umfassendsten Absperrmaßregeln getroffen. Auch gegen die Pferdesterbe werden fortgesetzt Versuche mit Impfungen unternommen. Nach Ansicht von Ärzten, die sich in der Kolonie eifrig mit dem Studium dieser Krankheit befassen, steht die Pferdesterbe mit der menschlichen Malaria in der engsten Verbindung.

Leider ist nicht nur der Norden, sondern auch der Süden der Kolonie von der Malaria heimgesucht, überall, wo sich günstige Bedingungen für ihre Entwickelung finden, herrscht sie auch, und der Weiße wie der Eingeborene leidet gleichmäßig an ihr.

Nach den neuesten Forschungen, die besonders von Professor Dr. Koch ausgeführt sind, erscheint es nicht ausgeschlossen, daß, nachdem der Krankheitserreger festgestellt ist, sich auch Mittel und Wege finden werden, dieser heimtückischen Krankheit Herr zu werden. Nun brachte die „Deutsche medizinische Wochenschrift" vor kurzer Zeit die Nachricht, daß es dem in Deutsch-Südwestafrika thätigen Oberarzt Dr. Kuhn gelungen sei, durch Impfung mit Körperflüssigkeit von an der Sterbe erkrankten Tieren bei Malariafällen von Menschen Heilung und Immunität gegen diese Krankheit zu erwirken. In zahlreichen Fällen ist die Anwendung dieser Methode bereits geglückt. Besonders in Kolonialkreisen erregt diese Mitteilung das allergrößte Interesse; sollte es einerseits möglich sein, die Impfflüssigkeit aufzubewahren, ohne daß sie an ihrer Wirkungskraft verliert

Digitized by Google

— denn Pferdesterbe herrscht nur in Südafrika —, und würde anderseits sich die Behandlung des Dr. Kuhn in allen Fällen bewähren, so würde die „Malaria" aufgehört haben, der Schrecken der Europäer in den Tropen zu sein!

Der Handel unserer Kolonie ist den Verhältnissen entsprechend als ein geringer zu bezeichnen, vorzüglich was die Ausfuhr anlangt, es kann hierin auch erst auf einen Aufschwung gerechnet werden, wenn die Produktion und die Verkehrswege besser geworden sind. Sobald die Minenerschließung im Otavigebiet stattgefunden hat, wird eine bedeutende Besserung in dieser Richtung eintreten.

Nach den statistischen Aufstellungen betrug der Wert der Ausfuhr im Jahre 1899: 1 399 478 Mk., der Einfuhr: 8 941 154 Mk. Unter den Ausfuhrartikeln treten besonders hervor: Gnano (für 1 095 000 Mk.), Rindvieh, Straußenfedern, Wildhäute u. s. w. Als Haupteinfuhrartikel sind zu bezeichnen: Bier, Eisen und Waren daraus, Arzneimittel und Droguen, Getreide, Maschinen, Kaffee u. s. w. Von dem Werte der Gesamteinfuhr entfallen auf Deutschland für 7 670 049 Mk., auf das Kapland für 1 132 702 Mk. und auf England für 122 870 Mk. In dem Haushalt für die Kolonie ist der Etat für 1901 mit 10 727 600 Mk. festgesetzt, wovon der Reichszuschuß 9 378 600 Mk. beträgt, die Einnahmen des Schutzgebietes also 1 349 000 Mk. betragen.

Es ist vorher gesagt, daß Deutsch-Südwestafrika an einem Wendepunkte seiner Entwickelung zu stehen scheine, wir wollen das jetzt näher beleuchten. Wie ja stets von allen Kennern dieses Landes hervorgehoben werden, ist es die einzige nuter unseren Kolonieen, welche sich in klimatischer Beziehung dazu eignen würde, einen Teil unserer überschüssigen Menschenmenge aufnehmen zu können. Wenn bislang nur wenige deutsche Kolonisten hier Platz fanden, so lag das daran, daß die Kolonie in ihrer Entwickelung noch nicht so weit vorgeschritten war, um einem kulturell entwickelten Deutschen einen bescheidenen Aufenthalt zu gewähren. Dann ist die Kolonie hauptsächlich ein Viehzuchtland, und nm diesen Zweig der Landwirtschaft betreiben zu können, dazu gehört vor allem ein bedeutendes Kapital, worüber nur sehr wenige Auswanderer verfügen werden, denn ihre Zahl setzt sich durchschnittlich aus wenig Bemittelten und wirtschaftlich Schwachen zusammen.

Auch für Ackerbau wird sich mit der Zeit genügend Platz finden, es bedarf dazu jedoch der Wasserbeschaffung, denn das Land ist nicht allein arm an Niederschlägen, sondern die gefallenen Regenmassen werden auch, infolge der Gestaltung des Geländes, rasch entführt, ohne großen Nutzen gebracht zu haben.

Es ist also nicht zu verwundern, daß die weiße Bevölkerung am 1. Januar 1900 nur 3380 Köpfe zählte, wovon 2104 Deutsche, darunter 1658 Männer, von diesen gehörten allein 799 der Schutztruppe und dem Beamtenstande an, 497 sind Handwerker, 139 Kaufleute, dagegen nur 147 Ansiedler und Farmer.

Nachdem jetzt der Krieg in Transvaal seinem Ende entgegengeht, müssen wir uns auf einen vielleicht starken Zuzug von Buren gefaßt machen. Mehrere hundert Familien sind bereits eingewandert und neuer Zuzug ist in Aussicht. Die Ansichten darüber, ob eine starke Einwanderung von Buren wünschenswert ist oder nicht, sind geteilt. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß der Buer, vertraut mit der Kultur des Landes, dabei in hohem Grade bedürfnislos und durchaus nicht ohne Mittel — er bringt Vieh und Ackergerät mit und ist auch wohl noch im Besitz von einigen hundert Pfund Sterling —, ein wünschenswerter Kolonist für unser Land ist. Aber auch nur in beschränktem Maße, denn erstens befindet er sich dem deutschen Ansiedler gegenüber in besonders vorteilhafter Lage, ist ihm bei den hier noch waltenden ursprünglichen Verhältnissen wirtschaftlich weit überlegen. Dazu kommt, daß er sich, als Kenner des Landes, des besten Grundes und Bodens bemächtigen und der später kommende Deutsche einfach das Nachsehen haben wird. Es könnte dann der Fall eintreten, daß uns unserer Kolonie, die bereits Geld und Blut genügend von uns gefordert hat, eine Burenkolonie unter deutscher Herrschaft würde.

Diese Gefahr, welche der Kolonie droht, ist jedenfalls nicht zu unterschätzen und es ist nun sowohl Sache der deutschen Regierung, wie des deutschen Volkes, derselben entgegenzutreten. Zwei Mittel bieten sich uns, um diese Schwierigkeit zu überwinden; es müßte erstens die Ansiedelung von Buren nur insoweit gestattet werden, als ihre Zahl keine Gefahr böte. Die Grenze hierfür zu ziehen, kann für die Regierung in Windhoek nicht zu schwierig sein, außerdem aber wären die einwandernden Buren auf das ganze Gebiet zu verteilen. Eine Unterwerfung ihrerseits unter deutsche Gesetze, wie besonders die Forderung, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen ist selbstverständlich. Zweitens müßte, als Gegengewicht, die Einwanderung kleiner Ansiedler aus Deutschland mit allen zu Gebote stehenden Mitteln begünstigt werden. Sehen wir nun einmal, unter welchen Bedingungen heute Land in der Kolonie erworben werden kann.

Leider haben sich nicht allein deutsche, sondern namentlich auch fremde Gesellschaften des größten und zur Besiedelung am besten geeigneten Teiles des Landes bemächtigt, so daß der Staat nur über einen verhältnismäßig geringen Landbesitz verfügt. Es ist selbstverständlich, daß diese Gesellschaften das Land zu Spekulationszwecken erworben haben und Preise dafür verlangen und teils auch wohl fordern müssen, die für den deutschen Einwanderer zu hoch sind. Im Süden des Landes besitzt die Gesellschaft „South-African Territories" weite Landstrecken; dieselbe verkauft überhaupt noch kein Land, hat bisher nur an Buren verpachtet, offenbar wartet sie, bis die Bodenpreise gestiegen sind.

Die „Siedelungs-Gesellschaft" soll beabsichtigen, bereits eingerichtete Wirtschaften mit dem notwendigen Viehbestande an Ansiedler zu verkaufen. Die „South-West-Africa Company" geht jetzt ebenfalls mit dem Verkauf von Land vor und fordert 1 Mk. für den Hektar. Da sich in ihrem Gebiet voraussichtlich eine große Mineindustrie entwickeln wird, können dort Landkäufe aussichtsreich sein, im Fall die Gesellschaft für Wasserbeschaffung sorgt.

Von den eingeborenen Häuptlingen in Gibeon, Bethanien und Okahandja ist ebenfalls Land zu ungefähr denselben Preisen zu erwerben. Die Verhandlungen mit diesen Häuptlingen beanspruchen allerdings viel Zeit, da sie nicht unbeschränkte Herren sind, sondern auf die Wünsche ihres Stammes Rücksicht zu nehmen haben.

Die Bedingungen, unter denen die Regierung Farmen verkauft, brachte der „Windhoeker Anzeiger" vor einiger Zeit. Danach ist der Preis für den Hektar auf 50 Pf. bis 1 Mk. festgesetzt. Sind mehrere Bewerber für dasselbe Grundstück vorhanden, so tritt Versteigerung ein, jedoch muß der vorher angegebene Preis erreicht werden. Der Kaufpreis kann in Raten, welche jedoch nicht unter ein Zehntel der ganzen Summe betragen dürfen, erlegt werden. Die Zahlung muß spätestens in 15 Jahren beendet sein. Die Bewirtschaftung der Farm muß 6 Monate nach geschlossenem Kauf ihren Anfang nehmen. Außerdem behält sich die Regierung das Recht vor, eine Besichtigung der Farm durch eine

Digitized by Google

Kommission, in der auch der Besitzer einen Vertreter hat und der ein gemeinsam gewählter Obmann vorsitzt, eintreten zu lassen.

Was alle diese Zahlungsbedingungen und besonders die Preise anlangt, die fast bei allen Gesellschaften dieselben sind, so sollen sie nach dem Urteil von Leuten, die sich seit langen Jahren in Südwestafrika aufhalten, für den kleinen deutschen Ansiedler entschieden zu hoch sein.

Wie wir gesehen haben, ist die Kolonisation mit kleinen deutschen Ansiedlern, wollen wir die Kolonie nicht verlieren, eine Notwendigkeit geworden und es wäre zu wünschen, daß die Regierung das Land an deutsche Einwanderer, unter gewissen Bedingungen, umsonst abgäbe und außerdem bedürftigen Einwanderern alle nur mögliche Hülfe und Unterstützung angedeihen ließe, wie z. B. freie Überfahrt, Erlaß aller Abgaben auf eine gewisse Zeit u. s. w. Bei der Frage der Besiedelung Südwestafrikas mit kleinen Kolonisten ist von der Voraussetzung ausgegangen, daß diese Besiedelung möglich ist, sobald für Wasserbeschaffung gesorgt wird, und man kann sich hierbei auf die Schriften des Professors Th. Rehbock stützen, der in dieser Beziehung weitgehende Studien in der Kolonie machte. Namhafte Kolonialkenner haben die Ansichten des Herrn Professors gut geheißen und der Anschluß der Deutschen Kolonialgesellschaft empfahl das Hatsamas-Projekt desselben Herrn der Reichsregierung aufs wärmste[1]).

[1]) Wir verweisen auf Nr. 40 der „Deutschen Kolonialzeitung" vom 4. Oktober 1900.

Der zweite Punkt, der augenblicklich ebenfalls entscheidend auf die Entwickelung unserer Kolonie einwirken muß, ist die Erschließung der Otavi-minen durch eine englische Gesellschaft — die South-West-Africa-Company —. An dieser Gesellschaft ist allerdings deutsches Kapital bis zur Hälfte beteiligt, im Aufsichtsrat sollen sogar sieben Deutsche und nur drei Engländer sitzen, trotzdem kann man die Gesellschaft nur als eine „englische" bezeichnen. Einen Beweis hierfür bietet die augenblickliche im Schutzgebiete weilende Expedition zur Inangriffnahme der Arbeiten an den Minen, welche außer dem Führer aus 34 Personen besteht, die sämtlich Engländer sind. Als die deutsche Presse über diese einseitige Zusammensetzung ihre Mißbilligung aussprach, wurde englischerseits erwidert, daß die deutschen Ingenieure, welche man aufgefordert habe, bedeutend höhere Forderungen als die englischen gestellt hätten, aus diesem Grunde seien letztere gewählt. Es ist nun aber nachgewiesen, daß dieser Grund nicht stichhaltig ist. Jedenfalls sind alle Ingenieure „Engländer" und sie werden selbstverständlich nur englisches Unterpersonal und Material, sowohl für den Minenbetrieb wie für den Bau der Bahn Otavi-Tigerbai, verwenden.

Im Süden droht uns also eine übermäßige Einwanderung von Buren, im Norden die Entwickelung einer ausgedehnten Mineninduſtrie durch die Engländer. Beiden Invasionen können wir nur durch die Einwanderung deutscher Elemente entgegentreten.

Religiöser Glaube der Centraleskimos.

In einer Abhandlung „The religious beliefs of the Central-Eskimos" (The popular science monthly, Vol. LVII, Nr. 7) bringt Franz Boas einige wichtige Ergänzungen zu den Angaben, die er in seinem Werke über die Centraleskimos (6th Report des Bureau of Ethnology) über die religiösen Vorstellungen dieser Stämme gegeben hatte. Dieselben wurden von Kapitän James Mutch während eines langjährigen Aufenthaltes am Cumberland-Sund gesammelt. Er handelt sich besonders um die mit dem Fang der großen Seesäugetiere verknüpften Tabugebräuche, die das ganze Leben der Eskimos beeinflussen und das Wesen ihrer religiösen Anschauungen ausmachen. Die Eingeborenen suchen nach Möglichkeit diese Tiere oder vielmehr ihre Geister sich günstig zu stimmen, damit sie sich fangen lassen. Die Seehunde, Grundrobben und Wale gehören der auf dem Grunde des Meeres hausenden Göttin Sedna, aus deren abgeschnittenen Fingern sie entstanden sind. Die ganze Sedna-Mythe wird in vollständigerer Fassung mitgeteilt. Ist eins der Tiere getötet, so bleibt die Seele noch drei Tage bei dem Körper und geht sodann hinab zur Sedna. Wird während dieser Zeit irgend ein vorgeschriebener Tabugebrauch verletzt, so haftet dieser Fehltritt an der Seele des Tieres und wird mit ihm hinabgenommen. Die Göttin leidet dadurch Pein, ihre Hände fangen an zu schwären und sie rächt sich an den Menschen, indem sie Krankheit, schlechtes Wetter, Mißerfolg bei der Jagd u. a. über sie verhängt. Die unzähligen mit der Tötung von Tieren verbundenen Tabuvorschriften beziehen sich keineswegs, als ihre Seelen von allen Einflüssen freizuhalten, die etwa Sedna beleidigen könnten. Die Tiere besitzen die geheimnisvolle Fähigkeit, zu erkennen, ob jemand etwas Totes berührt hat, mit Blut befleckt ist oder auch nur irgendwie mit Blut in Berührung, wenn auch mittelbar, gekommen ist. Jedes so affizierte Objekt erscheint ihnen von dunkler Farbe oder wie mit einer Wolke umhüllt. Sie scheuen dann seine Nähe und entziehen sich dem Jäger. So hat also der Jäger sorgfältig die Berührung mit Leuten zu vermeiden, die mit Blut verunreinigt sind oder einen Leichnam berührt haben. Andererseits ist ein also Behafteter verpflichtet, sich vom Verkehr mit andern fernzuhalten und sich selbst als Unreiner anzuzeigen. Ein gleiches Geständnis wird überhaupt für alle Vergehen verlangt, die die Sedna und ihre Tiere beleidigen könnten. Hungersnot, Seuchen, Unwetter sind die unausbleiblichen Folgen jeder Tabuverletzung und es ist Aufgabe des Schamanen (Angekok), den vermuteten Schuldigen zu einem Geständnis zu veranlassen, das eine sofortige Wendung zum Besseren zur Folge hat. Anderenfalls kann nur der Tod des Frevlers den Zorn der Gottheit besänftigen.

Diese Anschauungen erklären natürlich nur die strenge Befolgung der Tabugesetze, nicht aber ihre ursprüngliche Entstehung.

Tiere, die wie das Walroß, der Weißwal und der Narwal nicht aus Sednas Finger entstanden gedacht sind, unterliegen dem Tabu nicht, wohl aber giebt es Bestimmungen, die den Kontakt zwischen Walroß, Seehund und Caribou verbieten. So darf Walroß- und Caribonfleisch nicht an demselben Tage gegessen werden, außer nach Wechsel der Kleidung. Nach Beginn der Caribonjagd müssen alle beim Walroßfang verwendeten Gegenstände, ebenso wie Zelte und Kleidung, bis zu der nächsten Walroßsaison vergraben werden. Durch mythische Erzählungen sucht man solche Gebräuche zu erklären.

Übertretungen des Tabu schädigen auch die Seele des Schuldigen selbst oder seiner Angehörigen, besonders der Kinder. Ist ein solches krank, so befragt der Schamane die Mutter, ob sie gegen irgend eine Vorschrift gefehlt, z. B. die von der Lampe abfließenden Öltropfen abgewischt hat. Ebenso nimmt die Seele eines Verstorbenen einen während der drei Tage, die sie noch im Körper weilt. Die Seelen der Gestorbenen bleiben noch drei Tage bei dem Körper. Hat während dieser Zeit im Dorfe eine Verletzung der Tabuvorschriften stattgefunden, so haftet dieses Vergehen an der Seele und zwingt sie, als Spukgeist (Tupilak) umzugehen und allerlei Böses zu thun. Die Schamanen suchen das Gespenst auf, gehen ihm mit ihren Messern zu Leibe und suchen den Fehl von ihm abzuschneiden, worauf der Tupilak wieder zur Seele wird. Die blutigen Messer werden dann dem erstaunten Volke vorgezeigt.

Außer dieser beim Körper bleibenden Seele hat der Mensch noch eine zweite, die auf längere oder kürzere Zeit in solche Kinder einfährt, die den Namen des Verstorbenen angenommen haben. Ihre Gegenwart stärkt die Seele des Kindes, die sonst bei ihrer Flüchtigkeit sich leicht vom Körper trennen würde. Auch eine Art Transmigrationslehre scheinen die Eskimo zu besitzen. In einer ihrer Überlieferungen wird erzählt, wie die Seele eines Weißen in eine ganze Reihe von

Digitized by Google

Tieren überging, bis sie schließlich als Kind wiedergeboren wurde.

Die Beschwichtigung des Zornes der Sedna, sowie der tierischen und menschlichen Seelen, die etwa durch Tabuverletzungen beleidigt sind, bildet den ausschließlichen Gegenstand ihrer religiösen Ceremonien. Im Herbst veranstalten die Schamanen ein großes Reinigungsfest, bei der die Sedna von den ihr anhaftenden Folgen menschlicher Sünden in ähnlicher Weise auf blutigem Wege befreit wird wie der Tupilak. Die Sednamythe ist für den Glauben der Centraleskimos charakteristisch, dagegen ist ihnen der Tonarsuk der Grönländer unbekannt. Sie beherrscht völlig Brauch und Sitte und hat dem gegenwärtigen Leben des Volkes sein Gepräge gegeben.

Berlin. P. Ehrenreich.

Folkloristische Ewhetexte (Gē-Dialekt).

Von P. Fr. Müller. S. V. D.

Vorbemerkung: Das Folgende giebt einen kleinen Aufsatz wieder, den einer unserer Missionsschüler über die Kenntnis seiner Landsleute in Bezug auf die Sterne angefertigt. Als Überschrift hätte besser gepaßt: Togoische Bauernregeln. — Auf der einen Seite des Aufsatzes, der auf einem in der Mitte gebrochenen Blatte geschrieben ist, findet sich der Gē-sprachliche Text, auf der andern die englische Übertragung. Das hier Vorliegende ist die getreue Kopie auch etwaiger Fehler. Datiert vom 4. Februar 1899.

I. Wetrivime nunya.

Nu vide[1]) kpo mi nyá le wetrivi wo nti, eyentia mu
Sache wenig nur wir wissen bezüglich der Sterne deshalb ich
na akonta[2]) kpokpoede le eke mi nya oti.
gebe Rechnung (Rechenschaft) kurz über das wir wissen.

I. Wetrila.
Mond der.

Wetri te totrō ámene lē[1]) ke wò yona be Hoēsu[2]).
Mond sein Wechsel (Wenden) vier sind, welche sie nennen Hoēsu (Phase)
Wetri djedji[3]) be Hoēsu, Hoēsu evégoā[4]) Hoē akongo[5]) Hoēsu mém-
Mond neu sein Hoēsu, Hoēsu der zweite, Hoē nur (einzeln), Hoēsu letzte
lā. Edekplotowo[6]) buna wò vévede, do to dji én-
der. Netzfolger (Fischer) beachten sie (die Phasen) sehr, weil Fluß auf es
gōna na wò le gá kei wo me Mia de bátikwotiwo gebé
ist schön für sie in Zeiten diesen. Wir müssen nehmen der Ärzte Verbot
vévede, le asuedé m' gba nu žarā[7]) le kosi me wo.
besondere daß Mann ein Weib soll trinken Laxans in Zeiten diesen.

Mikpóna ayá seaē séna nkeke etó le Hoēsinawo[8]); djí[9])
Wir sehen Wind stark (gehend) Tage drei in Phasen (diesen); wenn
ne gbe Hoēsi evégoā[4]), kpoe nò anyi nkeke deká.
versagt Phase zweite nur kommt (weht) (auf) Erden.

Wogīa nyi gāme le nyānuwo, ahómeāwo, kn gbémeāwo djina
Sie sind Zeit welche Weiber, Haustiere, Buschtiere gebären
vi le[10])
Junge in

II. Wetrivivwo.
Sterne (Mond klein).

1. Eāā[11]) — enyi wetrivi amādre be du[12]), ke ne séna so
Eāā ist Sterne sieben seine Gruppe, welche aufgeht von
Apogē — wésepe ye dona hō le Vego[13]) — wedō
Süden (Meerseite) Osten (Sonnenaufgang) und untergeht im Norden Westen
hope[14]).
Edji makémaké kn gbāwe wóna, séna nkeke
(Sonnenuntergang). Regen unaufhörlich und Schauer machen, nehmen Tage
amādre le wetrivawo be þchlēme.
sieben gemäß Tage ihrer Zahl.

I. Astronomy.

We know but very little of Astronomy and therefore I render a short account of what we know.

I. The moon.

There are four changes of the moon, which are commonly called „Hoēsu". Hoēsu of the new moon, Hoēsu the second, Hoe akongo, Hoēsu the last. They are mostly estimated by fishermen, for fishing is successfully gained during these times. It is constantly forbidden by the native doctors to take purgitive during these times. We use to have three days storm on each of these changes except the Hoe akongo on which we use to have one day storm.

They are also the times during which women, cattles and animals use to give birth.

II. The stars.

1. Eāā. — A group of seven stars which rises from South-east and set to the North-west. A continual rain and shower lasts for seven days according the number of these stars.

---

[1]) ´ bezeichnet den Hochton, ` den Tiefton, der Mittelton ist nicht besonders bezeichnet. [2]) Der Ausdruck nu na akonta „ich berichte" ist offenbar dem Englischen nachgebildet, der gewöhnliche Neger würde dafür das einfachere Wort für „erzählen" to angewandt haben. [3]) Hoēsu, Bedeutung mir unbekannt, vgl. das Wort für Mond im Fōgbe: aā. [4]) djedjidje „wachsen", dji „hoch". Die Übersetzung von wetridjedji „new-moon" ist nicht im Sinne unserer Erzählung zu nehmen, es entspricht vielmehr dem ersten Viertel, dem neuerdings wieder in Erscheinung tretenden Monde. [5]) Hoēsu evégoā ist gleichbedeutend mit wetri fā „Hallmond". [6]) Hoe akongo = wetri bibo „ganzer Mond", „Vollmond". [7]) ede „Netz", kplo „folgen"; häufiger ist der Ausdruck laleto von lā „Fisch" und lele „fangen". [8]) Asra „Schnupftabak", sodann auch jedes Laxiermittel; ob auch Schnupftabak als Laxiermittel gebraucht wird, ist mir nicht bekannt. [9]) Die Behauptung, daß bei den einzelnen Mondphasen ein dreitägiger Sturm eintritt, ist natürlich eine Fabel, die aber bei den vielfach nicht weiter als von heute auf morgen denkenden Negern immer noch genug Glauben findet. [10]) Statt der eigenartig gekürzten Satzkonstruktion erwartet man das Folgende: ne wò gbé Hoēsu evégoa kpo le ke
Wenn sie ausnehmen Hoesu zweiten nur, an welchem (er)
'nu anyi nkéke deká. [11]) Hier weicht der Gē-Text von der englischen Übertragung ab, indem nach ersterem Hoesu ist (auf) Erden Tag ein.
evégoā sich des Privilegs des Eintagssturmes erfreuen soll, nach letzterem Hoé akongo. [12]) Es bedürfte der Bestätigung von mehreren Seiten, ob unsere Neumondzeit in den Augen der Togoneger als erwünschte Geburtszeit gilt. [13]) Unter eāā ist wohl der Orion zu verstehen. [14]) Da oder dā mir unbekannt in dieser Bedeutung. [15]) Vego oder vhego bedeutet wahrscheinlich „Ewhe-go" = die Erbeseite, die Seite, wo die Ewhe wohnen. Es setzen sich somit, falls die Annahme richtig ist, die Anehoheite in Gegensatz zu den Ewheleuten. In Anlo heißt Nord einfach „Landseite". [16]) Die angegebenen Himmelsrichtungen sind falsch, es muß natürlich Osten resp. Westen heißen.

Digitized by Google

2. Atieté[17]) — ke nyi wetrivi ámetõ, kewo le ka deká djí le
Atieté, welche sind Sterne drei welche sind Schnur eine auf sind
wòa nonewo[18]) yómea, enyi edji wetriviwo be ha dometé
sie einander hinter, ist Regen-Sterne seine Gesellschaft darin befindlich
deká. Le ke be seséme mi kpóna edji makémaké na
sin. In welchem seinem Aufgang wir sehen Regen unaufhörlich für
mkéke tõ.
Tage drei.

3. Tõlo — Wetrivi akóngo kéá adelávu búne[19]) vévede, do wò gblónu
Tolo — Stern einzig dieser, Jäger die achten sehr, weil sie sagen,
be eye nyi gbémelawo be kánigbe[20]). Ne tõa[21]) adelávo yino
daß er sei Buschtiere ihre Lampe. Wenn er herauskommt, Jäger gehen
adégbe. Wo yome be Ládugbé nya na
zur Jagd. Sie nennen ihn Tier frißt Gras auch.

4. Atisógã — Yovóviwo[22]) kpoe nya ékea eye wò
Kreuz (Holz quer) — Weiße Kinder nur wissen dieses und sie
bune[23]) be enyi Mia'petõ Yesu Kristo[24]).
achten (denken) daß es ist unser Herr Jesus Christus.

2. Atieto. — A group of three stars formed on a line each after another is one of the raining groups. On rising of which we use to have an unceasing rain for three days.

3. Tolo. — This single star is highly esteemed by hunters, for they say that it is a lantern of animals. On rising of these star they use to go to hunting. It is generally called by hunters Ladúgbe, which means: Animal chop grass.

4. Atisoga. — This is only known by some educated men and it is considered to be the sign of the holy cross of our Lord Jesus Christ.

2. Fufúlilí be djí yiyí mè[25]).

Firmament (= aschgrane Wolke) sein Hinauf-Gehen.

Bemerkung: Dieses wie das nachfolgende Stück sind aus dem Munde eines alten Negers, der in seiner Sprache viele Archaismen gebrauchte.

Le bléma nùalia fufúlilia va anyi mè. Mù yi djí sigbe dà
In alter Zeit Firmament das kam Erde auf. Nicht ging hinauf wie
be le fitã néne wò, tibe dekà ityaga de la kpõ hibena. Ne be djia
es ist jetzt so. Tag ein Frau alt eine ist kehrend Hof. Wenn sie will
fõ tá yi djia e nõna[26]) tá to wò[27]) né. Eye
haben Haupt geben hinauf, sie bleiben Haupt berühren machen zu ihm. Und
be so ehá so yi[28]) e, eye be si djo yi djia.
sie nehmen Besen, nehmen abwehren es, und es rennen fort gehen hinauf.
Éyenti fufúlili néna djia fitã. Mu nyi néne wo (be[29]) mi la
Deshalb Firmament ist oben jetzt. Nicht ist so (daß) wir werden
téum dre asi le tõ é.
können ausstrecken Hand fassen berühren es.

In alter Zeit kam das Firmament bis zur Erde. Es war nicht so hoch oben, wie das jetzt der Fall ist. Eines Tages kehrte eine alte Frau den Hof. Wenn sie nun ihr Haupt erheben wollte, berührte sie es mit dem Haupte. Und sie nahm einen Besen, um es abzuwehren, und es rannte davon und ging hinauf. Deshalb ist das Firmament jetzt oben. Es ist nicht so, daß wir die Hand ausstrecken können, um es zu fassen und zu berühren.

3. Ále amévo djí wò sukúno[30]) le bléma[31]) nùali[32]).

Wie Leute geboren sie thöricht in alten Zeiten.

Le bléma nùali ne tobuvú le du améa halò ne
In alten Zeiten wenn Fliege ist beisend Mann den oder wenn sie
edjé[33]) do amé ntia wò la so'tù so
sich niedersetzt auf Mann-Leib sie werden nehmen Gewehr nehmen
dà[34]),
schießen sie.

Dieses Stück scheint auf europäischen Einfluß hinzudeuten.

3. Wie dumm die Leute in alter Zeit waren.

In alter Zeit, wenn eine Fliege einen Menschen biß, oder wenn sie sich auf einen Menschen Körper setzte, sie nahmen sie ein Gewehr, um sie zu schießen.

[17]) Ati eté „Stöcke drei". Vielleicht ist das Sternbild des Schwans gemeint, mit Außerachtlassung des größten der zu diesem Bilde gehörigen Sterne. [18]) Nono „einander", „wechselweise". [19]) bune = buna; na und ne, sowohl als positiver Ausdruck, wie auch als Kunjunktion oder als Aoristzeichen, gelten gleichwertig nebeneinander her. [20]) Statt kánigbe auch kányigbe gebräuchlich. [21]) Das Pron. pers. III. Pers. Sing. e ist aus emphonischen Gründen elidiert: ne e toa, wenn er (Tólo) herauskommt. [22]) „Weiße Kinder" = „bei Europäern erzogene Kinder" = „gebildete Leute". [23]) Diese letzte Bemerkung des Schreibers muß dahin eingeschränkt werden, daß auch viele Heiden das Sternbild kennen, aber natürlich nicht zu den frommen Gedanken des Schreibers angeregt werden.

[24]) Me, eigentliche Bedeutung „in", dient zuweilen zur Bildung von Substantiven, besonders von Abstrakten. [25]) Häufiger le „sein". [26]) Unverständlich; man erwartet überhaupt: e nõna do tá né; né ist kontrahiert aus na na „zu" e „ihm". [27]) Vi in der Bedeutung „abwehren" ist nur hier zum erstenmal begegnet; ob falsch, ob fremdsprachlich, kann ich nicht entscheiden. [28]) Be fehlt in der Erzählung, muß aber dem Sinne nach ergänzt werden.

[29]) Eigenartige Stellung; man erwartet: ále wò djí ame snkúno wo. [30]) Bléma soll „alt" bedeuten; das Wort ist meines Wissens an der Küste nicht im Gebrauch, als nur bei Märchen. [31]) nùali „Zeitabschnitt", „Periode". [32]) Djedjé „sich niedersetzen" von Insekten und Vögeln (= engl. to perch). [33]) Das Futur ist ungewöhnlich, man erwartet eher den Aorist: wo sona. [34]) De kontrahiert aus da „schießen" und e „sie".

Bücherschau.

Prof. Gius. Marina: Romanentum und Germanenwelt in ihren ersten Berührungen miteinander. Autorisierte deutsche Ausgabe nach der vierten Auflage aus dem Italienischen von E. Müller-Köder. Jena, Hermann Costenoble, 1900. [IV und 323 S. 8°.]

Es ist gewiß eine wichtige Aufgabe, wie der Verfasser im Vorwort sagt, im knappsen Raume eines handlichen Buches alles Wesentliche zusammenzufassen, was die Wissenschaft über Germanien und seinen Einfluß auf die Kultur mit Zuverlässigkeit festgestellt hat. Um diese Aufgabe zu lösen, mußte der Verfasser eine große Menge deutscher, italienischer, französischer und englischer Werke wälzen und excerpieren; das zeigt das zehn Seiten starke Litteraturverzeichnis am Schlusse, das einerseits nicht einmal vollständig ist, da sehr viele der in den zahlreichen Anmerkungen genannten Quellen hier nicht aufgeführt werden, andrerseits aber auch einige Werke enthält, die ohne jeden wissenschaftlichen Wert sind (z. B. die von W. Wägner). Von K. Müllenhoffs „Deutscher Altertumskunde" citiert der Verfasser nur die 1870 und 1883 erschienenen Teile, während den vierten Bandes erste Hälfte (Berlin 1898) und zweite Hälfte (Berlin 1900) nicht erwähnt sind, obwohl diese beiden ausschließlich die 'Germania' des Tacitus behandeln, die auch den ersten Teil von Marinas Werk bildet; die 1898 erschienene erste Hälfte hätte in der 1900 erschienenen Übersetzung des Buches von Marina doch berücksichtigt bezw. citiert werden müssen

Digitized by Google

(ein grofser Teil von Müllenhoffs Ergebnissen war ja von ihm schon früher veröffentlicht worden, in Haupts Zeitschrift usw.).

Zur Erreichung seines Zweckes hat der Verfasser die vielen mitgeteilten Urteile anderer, sowie auch eigene Betrachtungen durch zahlreiche Citate und vergleichende Hinweise bekräftigt. Trotz der kompilatorischen Art der Arbeit hat der Verfasser wohl recht, wenn er meint, seine Arbeit sei nicht lediglich Kompilation von Werken anderer, sondern mache durch die von ihm befolgte Methode und durch den erstrebten Zweck auch einigen Anspruch auf Originalität. Wir danken dem Verfasser für seine Mühe und dem Übersetzer für seine Mühe, da das Werk gewissermafsen ein nützliches Kompendium des Wissenswürdigsten über das alte Germanien und seine Beziehungen zu Rom bildet und aufserdem vorurteilsfrei, ohne engherzigen Nationalismus geschrieben ist; eigene Forschungen bezw. einen eigentlichen Fortschritt in der Wissenschaft bietet das Buch indessen nicht.

Alles Vergeschichtliche hat der Verfasser aufserhalb seiner Betrachtung gelassen — leider! Denn es wäre für sein Buch eine dankbare Aufgabe gewesen, alle prähistorischen Beziehungen zwischen Romanen — bezw. Römern, Italern — und Germanen, die wir aus den Überresten der Kupfer-, Bronze-, Eisen- und Übergangszeiten erschliefsen können, durch eine Sammelliine zu betrachten und auch den alten Heer- und Handelsstrafsen zwischen Süd- und Nordeuropa auf den Spuren seiner wissenschaftlichen Vorarbeiter nachzugehen: das Material liegt ja schon vielfach vor! So aber müssen wir uns mit dem begnügen, was der Verfasser uns bietet und was er wohl einzig und allein hat schildern wollen: die ersten geschichtlichen Berührungen zwischen Romanentum und Germanentum. Durch Einfügung des im Wortes 'geschichtlich' in den Titel seines Buches hätte er es von vornherein verhütet, dafs man auf Grund der Ausdrucksweise: 'erste Berührungen' mit berechtigten, weitergehenden Ansprüchen an sein Werk herantrat. Ein wirklicher Fehler ist jedoch, eine bedauerliche Lücke in seinem Buche ist es, dafs auch der in die geschichtliche Zeit fallende Handel und Verkehr zwischen Römern und Germanen im weitern, im methodischen Teile mit keinem Worte erwähnt ist; nichts von dem so lebhaften Warenverkehr, nichts von den Handelsstrafsen im Osten, Süden und Westen, nichts von der Einführung des römischen Mafses und Gewichtes sowie der römischen Münzen, obwohl sich manche Stellen finden, die den Verfasser auf die Bearbeitung dieser Themata hätten hinweisen sollen (z. B. in den Münzen-Funde Kapitel der 'Germania', und in seinem eigenen Buche die Mitteilungen über die Festsetzungen des salischen Gesetzes über die Zahlung der Bufsen und Strafen in Gold-Solidi und Denaren, S. 287).

Da es ein Unding wäre, eine gründliche Studie über die Germanen zu schreiben, ohne die erste und vorzüglichste Quelle unserer Kenntnis von denselben, die 'Germania' des Tacitus, erschöpfend zu beuntzen und gehörig zu erläutern, so glaubte der Verfasser sein Buch in zwei Teile scheiden zu sollen, deren erster sich ausschliefslich mit der Interpretierung und Kommentierung der 'Germania' befafst, während der zweite die wichtigsten Fragen methodisch behandeln soll.

Ob es nun gerade nötig war, dies vielen vorzüglichen Ausgaben und Kommentaren der 'Germania' eine neue Ausgabe anzureihen (denn der erste Teil des Buches ist weiter nichts als der lateinische Text der 'Germania' mit Kommentar), eine Ausgabe, die allerdings die Ergebnisse der bisherigen 'Germania'-Forschung in dem neu beigegebenen weitläufigen Kommentar zusammenfafst: ob dies nötig war, das bezweifle ich sehr! Um eine klare, durchsichtige und übersichtliche Darstellung unserer heutigen Kenntnisse des alten Germaniens und seiner Beziehungen zu Rom zu erzielen, hätte es doch viel näher gelegen, die gesicherten Ergebnisse, sowie die auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machenden Hypothesen sämtlicher bisherigen 'Germania'-Kommentare in einheitlicher Darstellung nach bestimmten Gesichtspunkten zu verarbeiten und diese Darstellung teils mit den Originalberichten der Alten selbst (Pytheas, Cäsar, Plinius, Tacitus, Strabo usw.), teils mit dem auf diesen Berichten und ihren Kommentaren fufsenden wenigen, methodischen Teile des Buches zu einem einheitlichen Ganzen zu verbinden — überall mit kurzer genauer Angabe der Quelle für jede Einzelheit. Diese Quellenangaben müfsten überall im Texte selbst oder am Rande stehen, nicht am Fufse der Seiten; denn das stete Blicken nach zahlreichen Fufsnoten ermüdet das Auge über die Mafsen.

So müfsten wir uns denn hier durch die zwar immer wieder belang- und genufsreiche, doch schon so oft gelesene 'Germania' und durch die vielen langen Anmerkungen von Anfang zu Ende wieder durcharbeiten.

Zuerst giebt Marina eine Einleitung zur 'Germania' (S. 3 bis 29) mit Angaben über die bisherige Auffassung und Würdigung des Tacitus als Schriftstellers überhaupt; verbinden wir hiermit die Notizen über seine Würdigung als Darstellers der Germanen im besonderen (S. 168 bis 173), so haben wir gewissermafsen eine Geschichte des Einflusses dieses bedeutenden Geschichtschreibers auf die Nachwelt und seiner Wertschätzung bei derselben, und diese Geschichte ist wichtig genug: doch nicht unbekannt oder neu! Verdienstlich und interessant behandelt ist sie noch neuerdings in dem vom Verfasser S. 28 nur kurz erwähnten Buche von Felice Ramorino: „*Cornelio Tacito nella storia della civiltà*" (Milano, Höpli, 1898). Auch die so oft ventilierte Frage nach dem Zwecke der 'Germania' wird wieder — ziemlich breit — nach den Ansichten aller bisherigen Beurteiler kompilatorisch beleuchtet.

Der von Marina angenommene Text der 'Germania' ist im wesentlichen der Halms (vierte Ausgabe, Leipzig, 1893). Im Titel (P. Cornelii Taciti *de origine, situ, moribus ac populis Germanorum liber*) ist der früher zweifelhaft gewesene Vorname des Tacitus richtig mit *Publius*) angegeben, und zwar auf Grund einer vor einigen Jahren zu Mylasa in Karien gefundenen Inschrift aus der Zeit, wo Tacitus als Prokonsul die Provinz Asia verwaltete (112 unserer Zeitrechnung). Doch während die Form des übrigen Teiles des Buchtitels kommentiert wird, sagt der Verfasser nichts über die Quelle dieses Vornamens *Publius*.

Auf die tausendelei Fragen, die sich bei Lesung der taciteischen 'Germania' dem Philologen aufdrängen (z. B. Ursprung des Namens *Germani*; Form des Götternamens *Nerthus* bezw. *Hertha* usw. usw.) können wir hier nicht eingehen, auch nicht auf hunderterlei Einzelheiten, die zugleich philologisch, archäologisch und ethnologisch von Belang sind (z. B. Sprache der Daken und Geten; Rassenangehörigkeit der Bastarnen usw.), denn das alles ist schon von unserem Grimm, Müllenhoff, Kelle, Baumstark, Schweizer-Sidler, Zeuf, Wolff, Kossinna usw., ferner von Pais, Gantrelle usw. eingehendst besprochen. Wir können hier sowohl aus dem Kommentar im ersten Teile, als auch aus den methodischen Abhandlungen des zweiten Teiles (‚Die Beziehungen zwischen der römischen und der germanischen Welt') nur einige wichtigere Punkte betonen, d. h. nur die Stellen des Buches nennen, die für unsere *Leser* in Bezug auf Geographie, Ethnologie und Kulturgeschichte von besonderem Interesse sind.

So im ersten Teile: die genaue Erklärung und Unterscheidung der Namen *Ilyrien, Istrien, Illyricum* (S. 36/37); die Angaben über den Begriff '*Hercynischer Wald*' (S. 100); die *gallischen Wanderungen* (S. 100/101); und vor allem die Erklärung der Namen, sowie die Angaben der Sitze der *germanischen* (und einiger benachbarten) *Stämme und Völker* (S. 42 bis 44, 102 bis 106, 109, 111 bis 115, 117 bis 120, 125, 126, 129 bis 133, 138, 137 bis 141, 143, 144, 147, 149 bis 153, 155; dazu im zweiten Teile S. 174 bis 181). Um den Lesern des 'Globus' wenigstens einen gröfseren Auszug aus Marinas Buch zu bieten, wollte ich erst alle oder doch die wichtigsten dieser Stammesnamen, mit kurzen geographischen und etymologischen Notizen, hier alphabetisch zusammenstellen; doch würde der Abdruck dieser Namen und Notizen doch einen zu grofsen Raum beanspruchen — und doch nur wenig Interessen.

Zu manchen Behauptungen des Verfassers mufs man übrigens ein grofses Fragezeichen setzen, z. B.: (S. 40) Baktrien sei die Urheimat der Arier gewesen (in der Anmerkung dazu hätte unter den Büchern, die die asiatische Herkunft der Germanen bezw. der Arier leugnen, auch Carus Sternes [Dr. Ernst Krauses] verdienstliches Werk 'Tuiskonad' erwähnt werden müssen); — (S. 51) nach den archäologischen und anthropologischen Entdeckungen am Niederrhein scheine es, dafs bei einigen deutschen Stämmen ein Mittelmafs von 1,95 m bei den männlichen, und von 1,83 m bei den weiblichen Erwachsenen anzunehmen sei (hier liegt sicher ein Irrtum vor; welche Funde sind es denn, die auf ein solches Mittelmafs zu schliefsen berechtigen). Auch und vorschiedene der mitgeteilten Etymologieen als unmöglich zurückzuweisen, z. B. (S. 92) die Ableitung des Wortes „Bier" vom mittellateinischen *biber* (genet. *bibere*) = „Getränk"; — (S. 119) der Name des späteren Dorfes ‚Fallmus' am Teutoburger Walde, wo die Varuschlacht stattfand, bedeute ‚Fall Roms'! (während die Endung *-um*, wie in Borkum, Gorkum usw., sicherlich aus dem Ortsnamen hildesden Suffix *-heim* entstanden ist, das ältorem *-hêm* = hochdeutschem *-heim* entspricht); — (S. 150) die unmögliche, anachronistische Ableitung des Namens der Bastarnen von 'Bastard'! Auch ist S. 42 die falsche bezw. unvollständige Darstellung der Ableitung der Völkergruppennamen Ingaevones, Herminones, Istaevones zu rügen (vergl. dazu Müllenhoffs Auseinandersetzungen).

Digitized by Google

Im **zweiten Teile** zählt der Verfasser im ersten Kapitel alle ältesten Nachrichten über Germanien und die Germanen auf und giebt ein Verzeichnis aller alten Schriftsteller, von denen wir solche Nachrichten besitzen, bezw. deren Nachrichten uns verloren gegangen sind. Im zweiten Kapitel giebt er eine Zusammenstellung der bisher bekannten Nachrichten über die Gebiete und die Einteilung der alten Germanen, über ihre Stämme und späteren Völkerverbände. Das dritte Kapitel behandelt ihre Religion, das vierte ihre Sitten und Einrichtungen (Familie, Standesformen, Recht usw.), das fünfte vergleicht den germanischen mit dem klassischen Volksgeiste, das sechste bespricht das Kulturwerk Roms. Diesen sechste Kapitel bietet in der Abteilung A, einem kürzen Überblick, eine einzige Stelle, wo der Verfasser die Vorgeschichte — nicht etwa streift, sondern lediglich kurz erwähnt; die Abteilung B behandelt die Welt der Romanen und die der Barbaren, um das Kulturwerk Roms, die Romanisierung der Barbaren zu schildern.

Das siebente Kapitel: „Der Kampf zwischen der römischen und der germanischen Welt", zerfällt in folgende Teile:

a) die Cimbern und Teutonen;
b) die Unternehmungen Julius Cäsars;
c) Drusus' und Tibers Unternehmungen;
d) die Markomannen; — die Varuschlacht;
e) die Feldzüge des Germanicus;
f) spätere Ereignisse bis zum Tode Mark Aurels;
g) die letzten Phasen des Krieges bis zum Falle des römischen Reiches.

Das achte Kapitel schildert das Ergebnis des Kampfes zwischen der romanischen und der germanischen Welt und den Einfluß des germanischen Wesens auf das romanische (gewissermaßen die teilweise erfolgte Germanisierung der Romanen), sowie den Einfluß des Christentums. Gerade hier zeigt es sich zu vergleichen, daß der Verfasser vom solch chauvinistischen Anschauungen frei ist, wie sie seiner Zeit von dem Abbé Dubos n. a. geäußert worden sind; S. 284/85 sagt Marina z. B.: „In den eindringenden Germanen ein Volk zu sehen, das jeder geistigen Fähigkeit ermangelte, ein Volk, das jedes Kulturelement aufsaugte ohne irgend welchen Widerstand dagegen, aber auch ohne daß seine Charaktereigenschaften irgendwie die Besiegten wohlthätig beeinflußt hätten — das vermag nur der, welcher in den Germanen wilde Völker erblickt. Doch wir haben bereits gesehen (Kap. 5), wie sehr diese Annahme den unumstößlichen Thatsachen widerspricht, und des Tacitus 'Germania' allein genügt ohne Zweifel, um solche Ansichten zu widerlegen. Wie hätten die Sittenstrenge, die Rechtschaffenheit und Treue, der ein geborene, mächtige Geist persönlicher Freiheit, alle die dem germanischen Charakter eigenen Züge und Tugenden in die damals so verrottete römische Welt nicht eine Bresche legen sollen? Wie könnte man den aufeinander folgenden Staatenbildungen der Barbaren auf dem eroberten Bodu das Originalgepräge absprechen, das sie alle von den römischen unterschied? Wie leugnen, daß dieses Volk, in welchem das tacitëische Genie vielleicht zuerst die Keime seiner künftigen Größe gewahrte, bei der Bildung unserer modernen Gesellschaft ein höheres wichtiges, ja unentbehrliches Element gewesen sei?"

Das nennte und letzte Kapitel verbreitet sich in interessanter Weise über die linguistisch-litterarischen Einflüsse des germanischen Elementes auf die romanische Welt. Im ersten Abschnitte: "Sprachliches" (S. 298 bis 306) lesen wir z. B., daß nach Diez im ganzen etwa 730 germanische Wörter in den Wortschatz der neulateinischen Sprachen eingedrungen sind (430 ins Französische, 150 ins Italienische, je 50 ins Spanische bezw. Portugiesische usw.), von denen die Mehrzahl sich auf das Kriegswesen bezieht. Aus dem zweiten Abschnitte: 'Litterarisches' (S. 307 bis 312) ist hervorzuheben, daß die Germanen es sind, die den Heldengesang übermitteln, und daß der Ursprung des romanischen Epos (Rolandslied usw.) demnach kaum auszuscheiden ist. Nachdem das germanische Epos völlig romanisch geworden war, verbreitete es sich bald über ganz Europa, nicht nur in den romanischen, sondern auch in den germanischen Ländern, und wie alle französische Litteratur hatte auch diese großen Erfolg. Deshalb wurde der Norden wie der Süden Frankreichs auf lange Zeit zur Schule der Kultur für Europa; denn jene beiden Litteraturcentren verbreiteten allenthalben den Abglanz jener Ritterlichkeit und Gesittung, die die erste Form der neuen europäischen Civilisation wurde. An dieser aber nahmen in erster Linie, wenn auch auf verschiedene Art, gleichmäßig die romanische wie die germanische Welt teil.

Leider hat in diesem sprachlich-litterarischen Schlußkapitel der Autor sich ein dunkleres Parallelthema entgehen lassen, obwohl ihn sein eigener Ausspruch auf S. 305 unten darauf hatte hinführen müssen, wo er sagt: „Die Sprache der Germanen jener Zeit mußte recht arm sein an dem, was eine vorgeschrittene Kultur kennzeichnet, wie Städte, Baudenkmäler, Studien, Künste und die Gewohnheiten militärischen Lebens." Wir meinen die empfindliche Lücke, daß er nicht auch umgekehrt die linguistisch-litterarischen Einflüsse des romanischen Elementes auf die germanische Welt dargelegt oder wenigstens skizziert hat, zunächst den Einfluß des Lateinischen auf die deutsche Wortbildung und die deutsche Satzkonstruktion, dann vor allem auch den Einfluß auf den deutschen Wortschatz durch die Einführung zahlreicher Lehnwörter (Kluges 'Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache' bietet hierzu für eine Neuauflage reiches Material).

Die von Herrn E. Müller-Köder gelieferte Übersetzung des Marinaschen Buches liest sich sehr gut und glatt, genau so, wie wenn es ursprünglich deutsch geschrieben wäre. Nur ein stilistischer Fehler stört sehr oft, den folgendes Beispiel erläutere (S. 163, Zeile 14/15): „Manche ziehen die Nachrichten Cäsars denen Tacitus vor"; warum heißt es nicht: denen des Tacitus?

Ein Sachregister fehlt leider; ein „vollständiges" Namen- und Sachregister würde den Wert des Buches hundertfach erhöhen.

Die äußere Ausstattung des Buches ist gut — bis auf die äußerst zahlreichen Druckfehler; selbst im lateinischen Texte der Germania finden sich die unentschuldbarsten Beispiele, z. B. S. 49, Zeile 1: *semd* statt *semul*; S. 56, Zeile 8: *medam* statt *medium*. Doch ich will nicht anfangen, weitere aufzuzählen: es sind zu viele, in allen Teilen des Buches, bis hinten ins Litteraturverzeichnis. Sinnstörend ist besonders Frankfurt statt Frankstadt (S. 149, Zeile 16 von unten). Die sinnlose Schreibung mit *ph* statt des richtigen *f* in Falen, Oetfalen, Westfalen (z. B. S. 44, 47 und 113) wollen wir verschmieden werden, ebenso (S. 176, Zeile 9 und öfter) die falsche Schreibung „Issel" (richtig ist „Ijssel").

Dr. Hubert Jansen.

Der Elbstrom, sein Stromgebiet und seine wichtigsten Nebenflüsse. Eine hydrographische, wasserwirtschaftliche und wasserrechtliche Darstellung. Im Auftrage der deutschen Elbinteressenten und unter Beteiligung des preußischen Wasserausschusses herausgegeben von der königl. Elbstrombauverwaltung zu Magdeburg. Berlin, Dietr. Reimer, 1898.

Memel-, Pregel- und Weichselstrom, ihre Stromgebiete und ihre wichtigsten Nebenflüsse n. s. w. Herausgegeben von H. Keller. Berlin, Dietr. Reimer, 1899.

Dem zuerst erschienenen, groß angelegten Oderstromwerk sind nun zwei weitere Abteilungen der Beschreibungen der deutschen Stromgebiete gefolgt, welche die östlich und westlich an das Gebiet der Oder anschließenden Gebiete der deutschen Hauptströme behandeln. Jedes der im Titel angezeigten Werke besteht aus vier umfangreichen Textbänden, einem Tafelnband und einem Atlas von 40 resp. 46 Karten beilagen. Wenn die Werke auch in erster Linie praktischen, speciell wasserbautechnischen Zwecken zu dienen bestimmt sind, so dürften doch auch die wissenschaftlichen Kreise, wie das schon allseitig für das zuerst erschienene Oderstromwerk anerkannt wurde, sie als eine außerordentlich reiche Fundgrube für zahlenmäßig belegte Daten und ähnliches sonst namentlich recht schwer zu beschaffendes Material ebenfalls wie auch für wissenschaftliche Anregung betrachten. Gerade in dem darin behandelten Material greifen ja auch Wissenschaft und Praxis so innitander über, daß Fortschritte in der einen unbedingt mit wesentlichen Fortschritten in der anderen verbunden sind und getreuntes Arbeiten nicht denkbar ist. Das zeigt sich gerade in den vorliegenden beiden Werken, von denen das zweite — welches Flußgebiete behandelt, von denen nur ein geringer Teil, weniger als ein Fünftel, zu Deutschland gehört — überhaupt ein Ergebnis wissenschaftlicher Quellenforschung darstellt, während die übrigen in ihren Hauptteilen meist auf amtlichem Zahlenmaterial basiert werden konnten, das dagegen für die außerdeutschen Teile des Weichselgebiets kaum zu beschaffen ist. Für den Geographen und speciell für den physikalischen Geographen von größtem Wert ist wohl jedesmal der erste Band, der die im großen und ganzen gegebenen, aber trotzdem sehr detailliert ausgeführten Übersichten über das ganze Stromgebiet enthält, und dasselbe in geologischer, orographischer, hydrographischer, meteorologischer Hinsicht, ferner rücksichtlich der Anbau-, Bewaldungsverhältnisse u. s. w. behandelt, sowie zusammenfassende Abschnitte über Lauf und Thal der Gewässer, den Abflußvorgang und die Wasserwirtschaft bietet. Die rechtlichen und wasserrechtlichen Verhältnisse, die im

Digitized by Google

gleichen Band untergebracht sind, liegen dem Geographen wohl ferner, während die in den übrigen drei Bänden enthaltenen Flußbeschreibungen des Hauptstromes und der Nebenflüsse zwar auch ein reiches, für den Hydrographen wichtiges Material enthalten, das aber selbstverständlich schwerer herauszusuchen und zu benutzen ist. Wesentlich sind auch ein großer Teil der Tabellen, die in der vom Rheinstromwerk schon zum Teil her bekannten handlichen und übersichtlichen Form dargeboten werden, und dann vor allem die Kartenbeilagen in den zugehörigen Atlanten. Unter ihnen sind uns vor allem die orographischen Übersichtskarten (Höhenschichtenkarten), die als außerordentlich handliche Übersichtliches und klares Bild der Bodengestaltung in dem betreffenden Stromgebiete geben, außerdem die Niederschlagskarten, welche nach bestem Material im königl. preußischen meteorologischen Institut bearbeitet, eine Menge interessanter Züge zeigen, und nicht zu vergessen unter den vielen anderen geologischen und Stromkarten, Längs- und Querprofilen, die interessanten Kartenbilder aus dem zum zweiten Werk gehörigen Atlas, die historische Veränderungen im Stromlaufe abbilden und zum Teil geradezu klassische, auch im akademischen Unterricht verwendbare Beispiele abgeben. Greim.

Carl Chun: Aus den Tiefen des Weltmeeres. Schilderungen von der deutschen Tiefsee-Expedition. Jena, Gustav Fischer, 1900. 549 S. gr. 8°.

Eine in gemeinverständlicher Form gehaltene Beschreibung des Verlaufes der deutschen Tiefsee-Expedition auf dem Dampfer „Valdivia" wird sicher sehr viele Leser finden, zumal bisher fast nur die amtlichen Berichte, die nur wissenschaftliche Mitteilungen enthielten, bekannt geworden sind. Es kommt hinzu, daß das neben vollendete Werk den Expeditionsleitern eine geradezu glänzende Ausstattung aufweist; da im ganzen genommen der Text für geographische Kreise nicht eben viel Neues bringt und bringen konnte, so erblicken wir vom wissenschaftlichen Standpunkte aus in den meist sehr charakteristischen und gut ausgewählten Abbildungen aller Art (Autotypien, Heliogravüren und Chromolithographieen) die wertvollsten Bestandteile des Buches. Man scheint uns in Bezug auf die Bilder des Guten manchmal zu viel gethan; wie in manchen anderen neueren Veröffentlichungen ist die Gefahr, müßiger Augenweide entgegenzukommen, nicht ganz und nicht immer vermieden, wie z. B. die Abbildungen auf Seite 12, 13, 42, 81, 467, 469 u. s. w. beweisen mögen, um ohne Auswahl einige herauszugreifen, die einen erkennbaren Zweck kaum haben können.

In dem Vorworte ist auseinandergesetzt, daß sich die biologischen Ergebnisse der Reise noch nicht überschauen lassen, was jedem Fachmann einleuchten wird. Daher nehmen Schilderungen der besuchten Länder und Meere den größten Teil des Buches ein und der Verfasser versteht es meisterhaft, in anschaulicher, oft fast poetisch reicher Sprache Skizzen der einzelnen Reiseabschnitte zu entwerfen. Den Höhepunkt in jeder Hinsicht nimmt offenbar die Fahrt im Südlichen Eismeere ein, deren überraschende geographische Ergebnisse schon Allgemeingut geworden sind. Die prachtvollen Abbildungen des antarktischen Eises und der Kerguelenlandschaften zaubern vor das Auge eine Welt, die den wenigsten selbst zu schauen vergönnt ist, besonders sei aufmerksam gemacht auf die eingehenden Darlegungen über die Eisberge und die ihre Gestalt u. s. w. bedingenden Faktoren, Darlegungen, die allerdings in manchen Punkten vielleicht Widerspruch begegnen.

Vom Eismeer fuhr die Expedition wieder nach tropischen Gewässern, zum Indischen Ocean und nach Sansibar, wo in Padang Station und ein Ausflug in die herrliche Gebirgslandschaft gemacht wurde. Besondere Aufmerksamkeit widmete die Expedition den westlich Sumatra vorgelagerten, teilweise noch unvollständig bekannten Inselgruppen, sowie namentlich dem „Mentawitebecken", das in hydrographischer wie biologischer Beziehung näher erforscht wurde. Von den Inseln, von denen ein paar nur flüchtig besucht wurden, giebt Chun anziehende Schilderungen, wobei er meistens aus zweiter Hand schöpfen mußte. Was er über die Mentawei-Inseln, Nias und die Nikobaren in ansprechender Weise vorbringt, ergänzt kaum die eingeslenderen Schilderungen, die wir durch Mess, Modigliani, Svoboda u. a. besitzen. Aber eine Reihe von vorzüglichen dem Verfasser zur Verfügung gestellten Abbildungen schaffen dafür Ersatz und verleihen diesen Abschnitten bleibenden Wert.

Die überwältigende Verschiedenartigkeit der von der Tiefsee-Expedition durchforschten Meere und besonders Länder wird jedem in seiner Weise Interessantes bringen, macht es aber auch unmöglich, hier näher noch auf Einzelheiten einzugehen. Dem Titel „Aus den Tiefen des Weltmeeres" entsprechen eigentlich nur die drei letzten Kapitel, welche über die Grundfauna, die pelagische Fauna der Tiefsee und endlich über die Biologie der Tiefsee-organismen handeln und verhältnismäßig wenig Neues bringen, dafür gestalteten Bewohner der Meerestiefen enthalten. Die chromolithographischen Tafeln auf Seite 501, 523, 535 dürften zumal außerhalb der engeren Fachkreise überall Staunen hervorrufen.

Es ist mit großem Dank zu begrüßen, daß dem deutschen Volke dies Werk geboten ist als Gegengabe für ein Unternehmen, dessen Kosten das Deutsche Reich als solches getragen hat. Wir wünschen dem in seiner Art einzig dastehenden Werke die weiteste Verbreitung; es wird das Verständnis für die Weltmeere und die in ihnen gelegenen Probleme, die auch manchmal praktische Bedeutung gewinnen können, überall zu fördern geeignet sein.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet

— Die Durchlöcherung von Töpfen bei amerikanischen Indianern. Herr Dr. P. Ehrenreich hat in dieser Zeitschrift (Bd. 78, S. 138) in seinem Berichte über die prähistorische Keramik in Nordbrasilien auch die Durchlöcherung des Bodens erwähnt und dabei gesagt, daß der Zweck dieser Durchlöcherung „freilich dunkel" sei. Danach scheint Herrn Dr. Ehrenreich die Erklärung dieses Verfahrens entgangen zu sein, welche darüber der verstorbene F. H. Cushing auch den Aussagen der Zuñi-Indianer gegeben hat. Cushing hat diesen Gegenstand ausführlich behandelt in Congrès international des Américanistes, Compte rendu de la septième session, Berlin 1888, p. 172—174.

Meinerseits habe ich das Topfdurchlöchern erwähnt in meinen beiden Publikationen über die Calchaquis (Revista del Museo de La Plata, tomo V, 1893 und Anales desselben Instituto, 1896).

Cushing fand die Sitte der Durchlöcherung von Urnen und sonstigen Töpfen — obwohl sieht immer des Bodens — nicht nur bei den heutigen Zuñi-Indianern, sondern auch bei seinen mit mir gemeinschaftlich ausgeführten Ausgrabungen in den alten Ruinenstätten Arizonas stieß er wiederholt auf durchlöcherte oder absichtlich zerschlagene Töpfe, namentlich Graburnen. Ich fand später derartiges an den Graburnen der alten Calchaquis in Nordwest-Argentinien. Diese Sitte ist oder war sehr wahrscheinlich unter allen Pueblo-Indianern verbreitet, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie sowohl wie die Calchaquis, alle von demselben Beweggrunde bei dieser „Tötung des Topfes" geleitet wurden. Ich halte es nun für durchaus nicht ausgeschlossen, daß die prähistorischen Töpfer in Nordbrasilien ähnliche oder verwandte „abergläubische Vorstellungen" bei der Durchlöcherung ihrer Keramik hatten. Für Näheres muß ich auf Cushings oben citierte Arbeit verweisen.

Dr. H. ten Kate.

— Bei der Londoner Geographischen Gesellschaft sind Nachrichten von Sir Harry Johnston über eine Reise eingelaufen, welche er im Sommer 1900 in dem westlichen Teile des Ugandaschutzgebietes und den angrenzenden Teilen des Kongostaates unternommen hat. Am belangreichsten ist sein Besuch bei den Zwergvölkern zwischen dem Ituri- und Semlikifluße, wo sie in den dichten Urwäldern hausen. Johnston bestätigt und erweitert die Berichte, welche wir von Stanley, Stuhlmann u. a. über diese Pygmäen besitzen. Er konnte eine Anzahl photographieren, ihre Geräte und Waffen sammeln; auch machte sein Gefährte Doggett anthropologische Messungen an ihnen. Nach Johnston giebt es einen schwarzen Typus der Zwerge mit steifen, wollenen Haaren und einen rötlichbraunen oder gelblichen, dessen Haupthaar eine rötliche Beimischung zeigt und dessen Körper mit gelblichgrauem Haar ausgestattet ist. Einige dieser Zwerge waren, namentlich wenn jung, am ganzen Körper stark behaart, und die Weiber zeigten kleine Bärte. Die Zwerge sprechen keine eigene Sprache, sondern die Sprachen der umwohnenden Neger, Mbuba und Kibiri, letztere eine verkommene Bantusprache, die am Kongo und Semliki weit verbreitet ist. Das Mbuba dagegen gehört nicht zu den Bantusprachen, sondern nähert sich mehr den

Digitized by Google

sudanesischen Idiomen. Merkwürdig ist nun, daß die Zwerge in diese Sprachen Khoisanlaute einschieben, wie sie ähnlich in den Hottentotten- und Buschmannsprachen vorkommen. Dieses, sowie die hellere Farbe des einen von Johnston beobachteten Zwergtypus scheint also denen recht zu geben, welche einen Zusammenhang der Waldzwerge mit den kleinen Buschmännern vermuteten. Die Nasen der Pygmäen sind sehr groß und platt, mit weiten Flügeln und fast ohne Bärkung; die Oberlippe ist sehr lang; das ganze Benehmen ist affenartig, dabei sind die Zwerge aber lustig, lebhaft in den Bewegungen und intelligent. Sie vereinigen sich zu kleinen Singgesellschaften und sind vortreffliche Tänzer.

Johnston fand in den Kongowäldern ein neues Zebra und bestätigt das Vorkommen von Gorilla und Schimpanse.

Auf der Rückreise widmete er drei Wochen der Untersuchung des Ruwenzoriberges, den er bis zu 4500 m Höhe bestieg. Schneestürme, eisige Winde und steile Felsen hinderten einen höheren Aufstieg. Von den Gletschern wurden Photographien aufgenommen; der größte Gletscher reicht an der Ostseite des Gipfels bis 4020 m herab; die permanente Schneegrenze liegt bei 4100 m. Johnston machte eine große botanische Sammlung auf dem Berge; er fand zwei Arten Rieselobelien, eine bis 15 m hohe Baumerica, Senecio Johnstoni wie am Kilimandscharo, einen neuen Affen, neues Klippschiefer, eine neue Antilope und zahlreiche andere neue Tiere. Von besonderem Interesse sollen die am Berge gesprochenen Bantumundarten sein. (Times vom 29. Dezember 1900.)

— O. Drude giebt (Sitzungsber. n. Abhandlgn. d. naturw. Gesellsch. Isis zu Dresden, 1900) vorläufige Bemerkungen über die floristische Topographie von Sachsen. Als allgemeinen Grundsatz für solche Kartographieen betrachtet er, daß man mit allen Hülfsmitteln dahin strebt, die Beziehungen der Bodenbedeckung zu den maßgebenden äußeren Faktoren in der Orographie und Hydrographie und dem durch modifizierten örtlichen Klima aufzudecken und ferner bei der Angabe der herrschenden Formationsgruppen: Wald, Wiese, Moor, Heide, Felsgehänge, Teiche u. s. w., deren allgemeine Bezeichnung durch Angabe der hauptsächlichsten Charakterpflanzen mit der speciellen Landesflora zu verbinden. Im einzelnen geht der bekannte Pflanzengeograph dann auf die weitere Umgebung von Dresden ein und schildert 60 Arten nambaft, deren Auftreten an allen Standorten zu konstatieren wäre. Dadurch, daß aus ihren das Land durchschneidenden Vegetationslinien sich auf breite Grenzlage gestellte Abgrenzungen der Territorien oder Landschaften ergeben, sind sie berufen, eine wichtige Rolle zu spielen. Im weiteren Umkreise von Dresden kommen folgende Territorien zusammen: Das Hügelland der mittleren Elbe mit sonnigen Felshalden, das Erzgebirge im Süden, das Lausitzer Bergland mit dem Elbsandsteingebirge, das Muldenland im Westen und das Lausitzer Tiefebiederung im Norden. Als Farbenwahl schlägt Drude vor: Wälder grün; Flächen Kiefernheide und Sandflächen gelb; Flächen Hain-, Fels- und Geröllfluren braun bezw. gelb in gebrochenen Linien; Wiesen grüne Schraffierung; Moore blaue Schraffierung; Bergheide und Borstgras matte rotbraune Flächen, bei vorhandenen Geröllabhängen in gebrochenen Linien; Binnengewässer blaue Flächen, Flußläufe blaue Linien; Kulturformationen weiße Flächen. Rot gibt die Territorialgrenzen an, so daß fünf Farben genügen.

— Seinen Besuch der prähistorischen Obsidianminen im Staate Hidalgo (Mexiko) beschreibt W. H. Holmes im „American Anthropologist" (vol. 2, 1900, p. 405 bis 418). Die Minen liegen einige Kilometer von Ginajiote Estate, einer Farm, ungefähr 32 km nordöstlich der Bahnstation Pachuca, an den unteren Abhängen der Sierra de las Navajas (d. h. Messergebirge). Die Abhänge sind mit offenem Kiefernwald bewachsen, an einzelnen Stellen ist der Boden mit hohem Gras und Unterholz bedeckt. Überall liegen Obsidianstücke umher und Gruppen von Hügeln neben Vertiefungen finden sich überall an den Abhängen; die Vertiefungen sind die Gruben, aus denen der vorgeschichtliche Mensch den Obsidian herausholte, und aus dem Abraum und Abfall bildete sich bei jeder Mine ein kleiner muschartiger Hügel. Da der Obsidian in verschiedener Tiefe lag, so wechselt auch die Tiefe der größeren Gruben, die aber selten mehr wie 2 bis 2,5 m beträgt. Einige allerdings nehmen die Form von Brunnenschächten an, sind 1 bis 3 m weit und 4 bis 6 m tief, mit senkrechten oder sogar überhängenden Wänden. Wahrscheinlich wurden unten noch wagerechte Gänge oder Stollen getrieben, wenn man ein gutes Lager antraf. Die herausgeschafften Stücke Obsidian wurden an Ort und Stelle roh bearbeitet und es entstanden ungeheure Ansammlungen von Abfällen; einer dieser Haufen ist über 12 m lang und mehrere Meter dick und enthält schätzungsweise 20000 bis 30000 Kubikfuß Abfall. In der Nähe dieser riesigen Abfallhaufens wurden die Überreste kleiner Steinhäuser, ebenso eine Anzahl Hammersteine, kleinere runde und größere scheibenförmige, gefunden. Sie bestehen aus einem zähen, basaltgrünen Gestein. Nach Holmes Ansicht wurde der Obsidian an Ort und Stelle nur zu handlichen Nuclei verschiedener Größe zugeschlagen und so weiter geschafft. Daraus konnte sich dann jeder die gewünschten Messer und Geräte leicht selbst anfertigen. Diese Nuclei waren in der Regel 4 bis 5 Zoll lang und 2 bis 4 Zoll dick; der größte Nucleus, den Holmes sah, war gegen 8 Zoll lang und 6 Zoll dick. Die Nuclei bildeten offenbar einen wichtigen Handelsartikel. Da in der Nähe der reichlich genannten kleinen Steinhäuser auch Topfscherben gefunden wurden, die in Zusammensetzung, Form, Farbe und Verzierung vollständig mit solchen von alten Topfwaren aus Tenochtitlan übereinstimmen, nimmt Holmes an, daß es Azteken waren, welche diese Minen anlegten.

— Mit der Erforschung der Giljaken hat sich in neuerer Zeit L. J. Sternberg befaßt, und er bleibt auf Grund von den Materialien, die er selbst in der Heimat dieses Volksstammes gesammelt hat, am 1. (14.) Dezember 1900 in der Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg seinen ersten Vortrag über den Gegenstand. Die Giljaken bewohnen den nördlichen Teil der Insel Sachalin und die diesem gegenüber liegende Küste Sibiriens; hier sind sie auf einem großen Raume verbreitet, aber ihre Zahl beträgt da nicht mehr als 4500 Seelen. Sie sind ohne Zweifel das interessanteste Volk Ostasiens. Von anderen Völkern wie von einem Ring eng umfaßt, leben sie vollständig isoliert. Ihre Sprache hat weder etwas gemein mit der Sprache der Ainos, der Tunguesen und anderer Nachbarvölker, noch mit den Sprachen aller anderen größeren und kleineren Völker Asiens. Die Erforschung der Sprache der Giljaken giebt uns ein gewisses Recht, bei der Frage nach dem Ursprung derselben die Hypothese von der Verwandtschaft der Giljaken mit den Urbewohnern Nordamerikas in Betracht zu ziehen. Sachalin ist nicht die ursprüngliche Heimat der Giljaken; als solche sind arktische Länder anzusehen, was sich nach ihren jetzigen Lebensverhältnissen und ihrer Sprache, wie auch nach einigen ihrer von Generation zu Generation vererbten Überlieferungen annehmen läßt. Gegenwärtig hat die Sprache der Giljaken zwei Haupt- und drei bis vier Unterdialekte. Der Organismus der giljakischen Familie ist ebenso eigenartig wie die Sprache und unterscheidet sich scharf von der Familienordnung der Aino, der Tunguesen u. a. Die Ehe der Giljaken scheint auf den ersten Blick individuell zu sein, thatsächlich ist sie aber gruppenhaft. In einer gewissen Gruppe, deren Zusammensetzung durch Geschlechtsbande bestimmt wird, gelten die Frauen, auch wenn sie einen bestimmten Mann gewählt haben, doch für gemeinsam. Einer solchen geschlechtlichen Gemeinschaft entspricht auch eine besondere verwandtschaftliche Nomenklatur. Alle weiblichen Personen eines gegebenen Geschlechts gehen dementsprechend an ein anderes bestimmtes, aber immer dasselbe Geschlecht über, und an ihre Stelle treten die weiblichen Personen des letzteren. Die giljakische Ehe kann als Schlüssel zur Lösung einiger dunkeln Fragen der Ureie dienen — des Brautraubes, sowie der Tötung der Mädchen. P.

— Der Wasserstand im Tanganika. Bekanntlich schwankt der Wasserstand im Tanganika in Perioden von 20 bis 25 Jahren ganz erheblich — eine Erscheinung, die man nach Wißmanns Vorgang der regulierenden Thätigkeit seines Ausflusses Lukuga zuzuschreiben geneigt ist. Als Wißmann 1882 den Lukuga besuchte, war dieser ein reißender Strom, der so viel Wasser entführte, daß der Tanganika zu fallen begonnen hatte. Die Periode des Fallens dauert noch augenblicklich noch an, obwohl der Lukuga, als ihn im Oktober 1899 die Mouresche Seeexpedition besuchte, nur noch träge floß, der Zeitpunkt also nahe zu sein scheint, da er sich wieder schließen und der See von neuem zu steigen beginnen wird. Das Fallen des Wasserspiegels bewirkt, daß stellenweise die Uferlinien sich ändern. So war durch verschiedene Beobachtungen im Laufe der Jahre festgestellt worden, daß die ehemalige Station der internationalen Association Karema auf der heutigen deutschen Seite des Sees, die Cambier 1879 in nächster Nähe des Ufers errichtet hatte, immer weiter von diesem abrückte, weil das Wasser sich zurückzog. Die letzte Beobachtung hierüber ist die des belgischen Kapitäns Hecq, der im vorigen Jahre (1900) den Ort besucht hat. Einem Bericht, den Hecq im Dezember vor der Brüsseler Geographischen Gesellschaft erstattete, entnehmen wir nach der „Times", daß Karema heute schon 22 km vom See-

Digitized by Google

ufer entfernt liegt. Wir glauben indessen, daß hier ein Irrtum obwaltet, Heeq vielleicht nicht die alte Station Kamsee meint, sondern einem mehr landeinwärts gelegenen Ort mit dieser verwechselt. Heeqs Angabe würde bedeuten, daß sich die Breite des Tanganika dort um ein volles Drittel verringert hat; das ist aber aus zwei Gründen sehr unwahrscheinlich: einmal fällt der Steilrand des Tanganika im Osten und Westen viel zu steil ab, als daß sich seine Gestalt selbst durch 30 Jahre fortgesetztes Fallen — nach Wißmanns jährlich 2 Fuß — so stark verändern sollte; und dann hat Ferguson, der Geograph der Mooreschen Expedition, gefunden, daß die 18 Jahre alte Horeschc Aufnahme des Sees noch heute richtig ist, während ihm doch eine so auffällige Abweichung der heutigen Verhältnisse, wie sie aus Heeqs Angabe zu folgern wären, von der Horeschen Karte unfehlbar hätte auffallen müssen. H. Singer.

— Die Waldgrenze in der Schweiz nahm Eduard Imhof als Vorwurf seiner Doktorarbeit (Bern, 1900). Zum erstenmal wurde hier die Wald- und Baumgrenze vorwiegend auf Grund der topographischen Karte ermittelt, ähnlich wie es anderweitig bereits bei der Bestimmung der Schneegrenze geschehen war. Damit fällt ein neues Licht auf den Wert dieser Karte für wissenschaftliche Zwecke. Zugleich steht der Wunsch, daß bei Kartierungen auch Erscheinungen wie die eben erwähnten immer genauer und immer mehr der Natur entsprechend eingetragen werden möchten. Als neue Waldgrenze definiert der Verfasser die Höhenlinie, bis zu welcher der Wald die für seinen Bestand nötigen klimatischen Bedingungen findet; die Waldgrenze liegt in derjenigen Höhe von der an aufwärts — von der Nährkraft des Bodens abgesehen — einerseits die Wärmeverhältnisse der Luft und des Bodens ihm auch im Sommer nicht mehr genügen, andererseits die trockenen Winterwinde zu häufig und zu heftig werden. In etwas abgerundeten Zahlen ergiebt sich als Höhe der Waldgrenze im Wallis und Engadin 2100 bis 2200 m, in Tessin und Nordbünden 1800 bis 2000 m, in den südlichen Hochalpen überhaupt 2050 m, in den nördlichen Hochalpen 1800 m, in den gesamten Hochalpen 1950 m, in den Voralpen 1650 m, im Gesamtgebiet der Schweizer Alpen 1900 m, im Jura 1400 bis 1600 m. Die Differenz zwischen den Gruppen mit niedrigster und höchster Waldgrenze (Säntisgebiet 1550, Monte Rosagebiet 2250 m) beträgt 700 m, die Differenz zwischen Wald und Baumgrenze stellt sich auf etwa 100 m. Die zwischen Wald- und Schneegrenze auf 700 bis 1000 m, so daß 850 m etwa als Mittel anzusetzen ist. Herrschende Grenzbäume sind im Wallis, Tessin wie Bünden die Lärche und Arve, in den Nordalpen einschließlich Nordbünden und im Jura die Rottanne.

— Erdbeben am Lomami. Erdbeben im Kongobecken sind außerordentlich selten. Von einem solchen berichtet ein Agent der Lomamigesellschaft, Binepain, aus Bumbi (am unteren Lomami) dem „Mouv. géogr.“ mit dem Bemerken, daß niemand auch die stärksten Eingeborenen sich einen ähnlichen Vorganges entsinnen könne. Am 28. Juli 1900 um 8,25 Uhr nachmittags ließ sich ein anschwellend aus Südost kommendes Geräusch hören ähnlich dem, das ein Rollwagen auf einem gepflasterten Wege hervorbringt; es gewann an Stärke, und gleichzeitig war ein 8 bis 10 Sekunden andauerndes Zittern der Erde zu spüren. Sofort darauf setzte ein 1 Stunde und 5 Min. währender Platzregen ein. Dieselbe Erscheinung wurde auch in Yambwamu, einem 35 km weiter oberhalb liegenden Posten, beobachtet.

— F. Höck kommt in seiner Arbeit: Pflanzen der Kunstbestände Nordeuropas als Zeugen für die Verkehrsgeschichte unserer Heimat (Forschung. zur deutschen Landes- und Volkskunde, 13. Bd., 2. Heft) zu dem Resultat: Wie die Geschichte der Menschheit lehrt, steht der Zug der Kultur wesentlich von Osten nach Westen strömte, so hat auch die Pflanzenwanderung hauptsächlich in dieser Richtung stattgefunden, aber auch die umgekehrte Strömung, welche sich heute in der neuesten Geschichte der Völker deutlich geltend macht, können wir in der Pflanzengeschichte der letzten Jahrzehnte wiedererkennen. Wie aber Nordamerika fast der einzige Erdteil (allenfalls neben Süd- und Ostasien) ist, der schon jetzt auf die Geschichte der Völker Europas von Einfluß ist, so sehen wir auch fast ausschließlich einige (doch von einflußreicheren an Zahl nur noch wenige) nordamerikanische Pflanzenarten neben einer Reihe ostasiatischer in unseren Kunstbeständen heute bereits völlig eingebürgert; immer noch herrscht in beiden Fällen der orientalisch-südeuropäische Einfluß bei weitem vor. In diesem Sinne ist die Geschichte der Pflanzen der Kulturbestände ein Abbild der Geschichte der Kulturvölker. Für unser Heimatland Nordeutschland können die in Kunstbeständen beobachteten Gewächse uns deutlich als Zeugen für die Geschichte des Acker- und Gartenbaues wie der Handelsbeziehungen unseres Volkes dienen. Nur von unseren kolonialen Bestrebungen merken wir darin noch wenig, weil unsere überseeischen Besitzungen meist in heißen Ländern liegen, deren Gewächse bei uns wenigstens sich dauernd nicht einzubürgern vermögen.

— Die letzten Modoc-Indianer. Die zum großen Klamath-Stamme gehörigen Modoc im nördlichen Kalifornien und südlichen Oregon waren einst der Schrecken der Weißen, gegen welche sie zahlreiche Kriege führten, und die dem tapferen Völkchen, das sich in die unwegsamen Lavabetten seines Landes zurückzog, nichts anhaben konnten. Erst 1873 wurde ihr Gebiet unsteeit und der ganze Stamm angelungert. Die Häuptlinge wurden erschossen und die übrigen nach dem Indianerterritorium auf eine kleine Reservation (im Gebiete der Quapow-Nation) verbracht, und es wurde ihnen gesagt, daß sie 25 Jahre lang als Gefangene gehalten würden, worauf sie nach ihrem alten kalifornischen Jagdgrunde zurückkehren könnten.

Schon 1898 waren diese 25 Jahre verflossen, aber die Modocs, oder vielmehr ihr tranriger Überrest, sind noch immer östlich von den Felsengebirgen, und der Indianerkommissar hat keine Absicht, sie wieder nach der Küste zu schicken. In den letzten paar Jahren sind diese Unglücklichen wie die Schafe dahingestorben, und jetzt sind nur 13 männliche Stammesmitglieder übrig (mit 45 Angehörigen). In sin paar Jahren werden sie ganz verschwunden sein, samt dem häuptling „Gelber Hammer“, in die seligen Jagdgefilde hinübergegangen sein! Ah und zu in neuerer Zeit durften die letzten Dreischn mit Wandervorstellungen in südlichen Kansas ein paar Groschen verdienen.

— „Fünfundzwanzig Jahre des Gebietes Fergana“ ist der Titel eines Werkes, das 1901 zur Feier der 25jährigen Vereinigung des Chanats Kokan, das damit zugleich den Namen Fergana-Gebiet erhielt, mit Rußland erschienen soll. Es wird eine Arbeit verschiedener Verfasser sein unter der Redaktion von S. A. Melik-Sarkisjan, eines Mitgliedes des Statistischen Komitees von Fergana. Das Werk ist auf zehn Abteilungen berechnet: 1. Die Eroberung Fergana. Bildung des Gebietes. Verwaltung und Gerichtswesen. 2. Die naturgeschichtlichen Verhältnisse (Territorium, Topographie, Klima, Bodeu, Flora, Fauna). 3. Die Bevölkerungsclaften und ihre Verteilung, ihre Zahl und Beschäftigung; die Städte; die Einwanderung und die russischen Ansiedelungen. 4. Landwirtschaft und Hausindustrie. Die Bewässerung. Die Getreide- und Futterpflanzen. Die Fläche des mit Baumwolle bebauten Bodens. Die Baumwollreinigungsanstalten. Seidenbau, Viehzucht, Waldbau. 5. Bergbau, Naphtha, Steinkohlen, Kupfer, Gold. 6. Steuern und Abgaben. 7. Die Lebensverhältnisse der sesshaften Völkerschaften und das Volksgericht. Die Volkshildung. 8. Sanitätsverhältnisse. 9. Kurze Skizze der Pamire. 10. Bibliographie. Dazu kommen als Beilagen: eine Karte des Gebietes, eine Karte der Mineralgerstätteu, Photographieen hervorragender Personen, ethnographische und andere Abbildungen. („Turkest. Wjedom“.)

— E. Steiger schildert (Verhandl. d. naturf. Ges. zu Basel, Bd. 13, 1900) die Beziehungen zwischen Wohnort und Gestalt bei den Cruciferen, ausgehend von den Verhältnissen seiner Heimat und sich dann verallgemeinernd. Er zeigt, daß im allgemeinen die einjährigen Arten ein weiteres Verbreitungsgebiet besitzen als die ausdauernden, d. h. je kürzer die Lebensdauer einer Art ist, um so größer ist der Teil der Keimberfläche, der von ihr bewohnt wird. Gerade in den Kreuzblütlern sehen wir einen Stamm des Pflanzenreiches vor uns, der gegenwärtig im mächtigen Aufschwunge begriffen ist, so daß seine Arten ein großes Expansionsvermögen zukommt. In den Cruciferen finden man eine Gruppe von Organismen, deren Arten mit den jetzigen klimatischen Verhältnissen in hohem Einklang stehen, Arten, deren Organisation fähig ist, sich leicht ihrer Umgebung anzupassen und so die Konkurrenten aus dem Felde zu schlagen. Aus den weiteren interessanten Ausführungen ergiebt sich als weiteres Gesetz, daß das durchschnittliche Verbreitungsgebiet der Arten des Pflanzenreiches um so größer ist, je kleiner im ganzen die Größe des Pflanzenlebes ist. Über den Ursprung der Cruciferen läßt sich nur wenig sagen, da die Paläontologie uns wenig oder gar keine Auskunft giebt. Fossil haben sich keine Kreuzblütler erhalten; einige einige Samen aus dem Miocän von Oningen sind von Heer als zu Lepidium und Clypeola gehörig angesprochen worden.

Digitized by Google

— Einen Fall von Hypertrichosis universalis mit frühzeitiger Geschlechtsreife beschreibt E. Lesser (Zeitschr. f. klin. Med., Bd. 41, 1900) bei einem sechsjährigen Mädchen, welche im dritten Lebensjahre zuerst menstruierte, um nach acht- bis neunmaligem Erscheinen der Menses im fünften Jahre wieder aufzuhören. Die Genitalien gleichen denen einer Erwachsenen, die großen Schamlippen decken die kleinen nicht. Clitoris und Präputium sind stark entwickelt, die Vulva gerötet. Das Gesicht wird von einem starken schwarzen Backenbart eingerahmt und der übrige Körper ist, mit Ausnahme der Hände und Füße, stark behaart. Verfasser will die Fälle von abnormer Behaarung bei Frauen in drei Gruppen teilen, die aber nicht unvermittelt nebeneinander stehen, sondern durch Übergänge miteinander verbunden sind. Die drei Hauptgruppen sind: 1. Bartentwickelung und starke Körperbehaarung nach männlichem Typus bei Frauen zur Zeit der Geschlechtsreife, und zwar zur normalen Zeit und überhaupt ohne Abnormitäten der Geschlechtsfunktionen. 2. Abnorm frühe Entwickelung der für die Frau normalen Behaarung der Schamgegend und der Achselhöhle bei frühzeitiger Geschlechtsreife. 3. Bartentwickelung und starke Körperbehaarung nach männlichem Typus bereits im kindlichen Alter bei frühzeitiger Geschlechtsreife. Für die Behaarung spielt unmittelbar die Erblichkeit eine große Rolle. Bei der frühzeitigen Geschlechtsreife wäre daran zu denken, daß vielleicht Krankheitsreizstoffe der inneren Sekretorgane für die vorzeitige Entwickelung der Funktionen die Veranlassung geben könnten. Es sind auch solche Fälle bekannt, bei welchen Erkrankung der Ovarien, Sarkome u. s. w. gefunden wurden. Erst wenn eine Reihe von Fällen vorliegt, würde über das Vorhandensein eines Zusammenhanges zwischen frühzeitiger Reife und Ovarienerkrankung etwas Bestimmtes gesagt werden können. Zwei Tafeln geben Vorder- und Rückenansicht des Mädchens wieder.

— Die Entwickelung der föderierten Malaienstaaten. Die Sultanate des südlichen Teiles der malaiischen Halbinsel bilden seit 1896 eine Föderation unter Aufsicht eines britischen Generalresidenten, dessen Bericht über das Verwaltungsjahr 1899 wir folgendes entnehmen: Die Einnahmen sind von rund 9,4 Millionen Dollars in 1898 auf 13,5 Millionen gestiegen, die Einfuhr hatte sich um 6,6 Millionen auf 27,1 Millionen, die Ausfuhr um 19,6 Millionen auf 54,9 Millionen Dollars erhöht. Hierunter betrug der Wert des Zinns allein 46 Millionen und der des Kaffees 0,5, dann der des Zuckers (zumeist aus Perak) 1,3 Millionen. Die Menge des gewonnenen Zinns hatte sich allerdings etwas vermindert. Die Ergebnisse der Goldminen von Perak entsprechen nicht den Erwartungen, und der Betrieb ist zum Teil eingestellt. Sorge verursacht auch hier die Arbeiterfrage. Die Regierung sucht die Zuwanderung namentlich aus dem übervölkerten Indien zu ermutigen, doch bisher nur mit geringem Erfolg. Eisenbahn-, Straßen- und Telegraphenbau machen daher nur langsame Fortschritte. Es konnten nur wenige Kilometer neuer Eisenbahnen dem Verkehr übergeben werden; Ende 1899 besaßen die föderierten Staaten 3770 km Straßen und 1860 km Telegraphenlinien. Eine trigonometrische Dreieckskette wurde von Kedah im Norden bis Kap Rachado im Süden vermessen, und eine neue Karte ist nahezu beendet.

— Auf der letzten britischen Naturforscherversammlung sprach E. G. Ravenstein über die geographische Verteilung der relativen Feuchtigkeit auf der Erde. Einer endgültigen — besonders kartographischen — Darstellung stehen freilich noch eine Anzahl Hindernisse im Wege, die in den Instrumenten, Beobachtern u. s. w. begründet sind, und insbesondere fehlen noch die streng systematischen Beobachtungen auf der ganzen Meeresfläche bis zur Errichtung der vom Fürsten von Monaco vorgeschlagenen schwimmenden Observatorien. Nichtsdestoweniger konnte der Vortragende einige Kartenskizzen vorlegen, auf denen als Schwellenwerte 50, 65, 80 und 100 Proz. angenommen sind. Auf den Oceanen steigt sie überall über 80 Proz., außer in den Roßbreiten und in einem Teile des südlichen Großen Oceans, wo sie 65 Proz. nicht übersteigt, an einer Stelle, wo auch die Salinität merkwürdigerweise über 3,6 Proz. geht. Eine zweite Karte zeigte die jährliche Schwankung der relativen Feuchtigkeit, d. h. die graphische Darstellung der Differenz zwischen dem trockensten und feuchtesten Monat, die in England 16 Proz. nicht übersteigt (Einfluß des Oceans), im Innern der Kontinente dagegen an manchen Stellen über 45 Proz. hinausgeht. Indem man den Einfluß der Temperatur und der Höhe dabei noch in Rechnung zieht, kann man 16 verschiedene hygrothermale Typen unterscheiden, deren Verbreitung eine andere Karte zeigte. Gm.

— Lawinenwehren in der Schweiz. Im Kampfe mit der Natur ist man in der Schweiz zu verschiedenen Vorrichtungen gelangt, welche beim Absturz der Lawinen deren vernichtende Wirkungen auf Gebäude und Dörfer abwehren sollen. Es sind einfache Erderhöhungen, Mauern und selbst feste, schanzenartige Bauten, welche unter verschiedenen Namen bekannt sind. In St. Antonien heißen sie „Ebenböch", in Oberwallis „Ebnet", in Davos „Spalteckeu", in Glarus „Triangel", im Berner Oberland „Pfil" oder „Abwurf", im Entlebuch „Schutzstock", in Vorarlberg „Arche", in Piemont „Bariero". Alle diese Bauten haben den Zweck, die von der Berghalde niedersteigenden Lawinen zu spalten und von den Dörfern und Weilern so beiderseits abzuleiten. Wie die Spitze eines Pfeiles — daher der Berner Ausdruck Pfil — stellt sich die scharfe Kante des Schutzgebäudes der herantosenden Schneemasse entgegen, um sie so zum Abgleiten an den Seiten zu veranlassen. Dr. J. G. Stetter in Zürich, welcher die hier abgebildete Lawinenwehr photographisch aufgenommen hat, berichtet darüber: „Wenn man von der Furka der Rhone entlang ins Wallis herniedersteigt, so gelangen wir zuerst nach Oberwald. Rechts am Eingange des Dorfes liegt die Kirche, die an der Bergseite ein Gemäuer in der Höhe der Dachfirst angebaut enthält. Früher war dieses „Gmür" innen hohl, wurde aber durch die Gewalt der Lawinen eingedrückt, weshalb man dasselbe später massiv aufbaute."

Lawinenwehr an der Kirche von Oberwald in Wallis. 1370 m.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 4. BRAUNSCHWEIG. 24. Januar 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Uha (Deutsch-Ostafrika).

Von A. Leue, Hauptmann a. D.

I.

Das Bergland.

Befriedigt von den Resultaten meines Aufenthalts in Udjiji verließ ich am 25. August 1895 nun die Mittagszeit die grünen Gestade des Tanganikasees und wandte mich, wie ich im Interesse des Handels den Kaufleuten Udjijis versprochen, dem Lande der Waha zu. Nachdem ich unterwegs ein schnell fließendes Gewässer, den Mjongabach, passiert hatte, machte ich einige Stunden später am Kaseke, unweit einer Ölpalmenschamba, Halt, um zu übernachten. Die Ufer des Flüßchens waren bedeckt mit Mulinsibäumen, die im Schmuck ihrer roten Blüten einen prächtigen Anblick boten.

Als sich früh am 26. August die Kolonne in Marsch setzte, befand sie sich, wie mir schien, teilweise in gedrückter Stimmung. Sollten wir doch am selben Tage das Gebiet der Luassa-Waha betreten, von denen das Gerücht ging, daß sie seit Jahren keinen Fremden mehr im Lande geduldet und jede Karawane mit Waffengewalt vertrieben hätten. Die wohlgemeinten Warnungen der Araber hatten bei meinen Trägern ein aufmerksames Ohr gefunden. Nur widerwillig zogen sie ihrer Straße und mit halblauter Stimme tauschten sie ihre Bedenken aus. Nach wenigen Stunden langten wir am Luitsche an, der in der dortigen Gegend die Grenze zwischen Udjiji und Uha bildet. Während wir den Strom überschritten, klangen wie ein Signal aus dem Dunkel des Galeriewaldes einige metallische glockenreine Töne herüber. In demselben Augenblicke stutzte die Tête und hielt an. Auf meine Erkundigung nach dem Grunde des Zögerns erklärte mir mein Boy Mandoa, daß es Krieg gebe; ein Unglücksvogel habe sich hören lassen. „Glaubst du denn auch an diesen Unsinn?“ fragte ich ihn lachend. „Gewiß, Herr“, erwiderte der Bursche, der mich schon acht Jahre lang auf meinen Fahrten begleitet hatte. „Aber was soll man thun? Niemand kann seinem Schicksal entgehen.“

Auf dem linken Ufer, im Schatten eines hohen, großblätterigen Mlemberebaumes machte ich Rast und ließ mich auf einer wie ein Balkon über dem Gewässer schwebenden Schieferplatte nieder. Zu beiden Seiten des felsigen Flußbettes sah man in der Uferböschung ähnlich unterwaschenes, weit hinausragendes Gestein, das der Scenerie einen ganz eigenartigen Charakter gab. Das Wasser des Luitsche war etwa 1 m tief und kristallklar. Dort trank ich auch den letzten Tropfen Wein, den ich noch besaß, und warf die leere Flasche in den Fluß. Mochte er sie als Gruß dem schönen Tanganikasee zutragen.

Gegen 2 Uhr nachmittags traf ich angesichts einer kahlen, nur mit Gras bewachsenen Bergkette in der Landschaft Ujonga ein. Und am Seeufer, auf offenem Terrain, ließ ich die Zelte aufschlagen. Bis dahin war mir weder ein Wahadorf, noch einer der Landesbewohner zu Gesicht gekommen. Jetzt zeigte mir vom Lager aus der Führer Kupanga, den ich aus Udjiji mitgenommen, in der Ferne einige an den hellgrünen Bananenhainen kenntliche Ortschaften. Um 5 Uhr waren die Lagerarbeiten beendet. Die Soldaten lagen unter ihren Schutzdächern und schliefen oder putzten ihre Sachen; während die Träger, Weiber und Jungen sich zerstreut hatten, um Brennholz zu brechen. Friedlich saß ich vor meinem Zelte und war eben im Begriff, mein Expeditionsmahl, Bouillonreis mit Rindfleisch, einzunehmen, als mein Diener zu mir sagte: „Herr, die Waschensi (Heiden) kommen.“ „Schön“, entgegnete ich in der Annahme, daß eine Wahadeputation sich nähere, „laß sie doch kommen.“ „Ja, aber sie scheinen uns angreifen zu wollen“, fügte er schnell hinzu. Jetzt vernahm ich deutlich ein dumpfes Stimmengewirr, als wenn sich eine große Versammlung in der Nähe befände. In diesem Augenblicke meldete der Wachthabende, der Feind rücke heran. Sofort sprang ich auf, alarmierte und ließ die Mannschaften im Gewehr treten. Südöstlich vor uns, nach den Bergen zu, erhob sich in einer Entfernung von etwa 400 Schritt eine mit Unterholz bedeckte Anhöhe, auf der in der Stärke von 300 bis 400 Mann die Waha standen. Sie führten sämtlich Wurfspeere; um ihre Schultern flatterten Felle, und wie verrückt hüpften sie, die Waffen schwingend, im Kreise herum. „Was treiben da die Kerle eigentlich?“ fragte ich den neben mir stehenden Halbaraber Seliman, einen Neffen Tippn-Tips. „Wanaranda“ (sie tanzen vor Begeisterung), betonte er bedeutungsvoll.

In einem Nu war die Expedition kampfbereit. Meine Streitmacht bestand aus einem europäischen Unteroffizier und 63 Soldaten, sowie aus einigen 40 Unyanjembe-Rugaruga unter Führung Selimans. Während der von allen Seiten herbeistürzende Troß in dem rings gesicherten Lager Aufnahme fand, wurden die beiden Züge der Soldaten und die Irregulären draußen vor der Boma in Gefechtsstellung gebracht. Unser Busch-

Digitized by Google

geschützt war mit Kartätschen geladen. Nun mochten die Wilden kommen.

Um indes jedem Mifsverständnisse vorzubeugen, sandte ich den Udjijimann Kupanga an den Waha, damit er sie beruhige und ihre Häuptlinge zum Schauri einlade. Bis auf 50 Schritt ging er an die Gegner heran und suchte mit ihnen zu unterhandeln. Laut ersehnll Rede und Gegenrede. Schliefslich kehrte der Kirungosi zurück mit dem Bemerken, die Waha verweigerten mir den Durchzug und würden, falls ich nicht sofort abmarschiere, das Lager angreifen.

„Begieb dich nochmals zu den Warchaosi", versetzte ich, „und sage ihnen, ich, der Bana Mkuha des Bezirks, befände mich auf dem Marsche nach Tabora und wollte die Waha und ihr Land nur kennen lernen. Ich käme als Freund und nicht als Feind zu ihnen. Da meine Lente für die ganze Reise mit Lebensmitteln versehen seien, so verlangte ich nicht einmal eine Banane von ihnen."

Ungern und zögernd führte Kupanga, der für sein Leben fürchtete, den Auftrag aus. Da aber keiner meiner Begleiter so gelänfig wie er das Kitussi, die Mundart der Waha, sprach, so mufste er gehen.

Inzwischen schienen die Feinde Verstärkung erhalten zu haben, denn ihr Geschrei wurde drohender, ihre Bewegungen stürmischer.

Die Freundschaftsversicherungen Kupangas wurden mit Hohn zurückgewiesen; Wurfspiefse wurden nach ihm geschleudert, und einige Wilde schlichen sich von der Seite her durch das Gebüsch an ihn heran. Sehnn fürchtete ich, dafs der Unterhändler abgeschnitten werden möchte, als ich zu meiner Genugthuung sah, dafs er auf seiner Hut war. Sich umwenden und die Flucht ergreifen war eins. In weiten Sprüngen strebte er dem Lager an. Wie eine Jagdmeute stürmten mit lautem Gebrüll die Wilden hinter ihm drein. Jetzt war es höchste Zeit, Ernst zu machen. Ich rief dem Führer an das Schulfeld freizugeben, und alsbald krachte den Angreifern eine Salve entgegen. Die Wirkung derselben war eine so durchschlagende, dafs die Wilden sofort Kehrt machten und unter Zurücklassung einiger Toten Fersengeld gaben. Vorsichtig folgte ich ihnen. Eine Anzahl von Waha, die verwundet oder vor Schreck umgefallen waren, erhoben sich bei unserer Annäherung vom Boden und rannten davon. Ich verbot, auf sie zu feuern, und liefs sie laufen. „Flieht, flieht, ihr Helden!" riefen die Soldaten unter Gelächter ihnen nach, „morgen werden wir eure Bananen essen!" Auf der Anhöha angekommen, sahen wir die letzten der Waha in einem am Fufse des Gebirges liegenden Dorfe verschwinden. Nachdem ich Weisung gegeben, zwei gefallene Waha zu bestatten, ging ich zum Lager zurück, um Sicherheitsvorkehrungen für die Nacht zu treffen.

„War das der ganze Krieg, den dein Zanbervogel prophezeit hat?" fragte ich Mandoa. „Nun, er hat doch recht behalten", antwortete der Boy triumphierend.

Als es dunkel geworden war, konnten wir beobachten, wie die Waha auf den Höhen Fenersignale wechselten. Das ganze Land schien im Aufruhr zu sein.

Unter Anwendung aller Vorsichtsmafsregeln drang ich am nächsten Morgen in das feindliche Gebiet ein. Vnran zog die sechs Mann starke Spitze unter Führung eines Betschauseh es (farbigen Sergeanten). Sodann kam ich mit einem Zuge Soldaten. Eng aufgeschlossen folgten die Träger (mit Geschütz, Elfenbein und Lasten), die Kranken (auf unseren Reittieren beaw. in Hängematten), sowie die Karawanenweiber und die Soldatenjungen. Den Beschluls machte die Nachhut unter dem Befehl des Unteroffiziers R., eines jungen Mannes von Umsieht und Tapferkeit. Als Flanqueure dienten mir die mit weifsen Mänteln und roten Turbanen geschmückten, mit Vorderlader und Kampfspeer bewaffneten Rugaruga, welche, so weit erforderlich, zu beiden Seiten des Weges das Terrain aufzuklären hatten. Alle Bünhsen waren geladen, die Seitengewehre aufgepflanst.

Nachdem wir das erste, völlig menschenleere Dorf der Landschaft Ujonga passiert hatten, überschritten wir den Msinsidc, einen rauschenden Bergstrom, und marschierten an dem Gewässer entlang stromaufwärts in das Gebirge hinein. Die Waha standen in hellen Haufen kampfbereit auf den Vorsprüngen der Berge, und zwar, da sie die Tragweite unserer Gewehre unterschätzten, oft kaum 100 m über uns. Die Alten, auf ihre Speere gelehnt, schanten ernst auf nns hernieder, während die Jünglinge, die Waffen schwingend, lärmend um sie herumtänselten. Zwischen ihnen zeigten sich grofse gelbe Hunde, die wütend nns anbellten. Hinter den Männern saisen auf den Graten und Kämmen des Gebirges dicht aneinander gereiht wie die Schwalben auf einem Telegraphendraht die Frauen und Kinder der Wilden. Um den Waha zu zeigen, dafs ich keinerlei böse Absichten hege, untersagte ich meinen Leuten aufs strengste, die am Wege liegenden Hütten und Gärten zu betreten, oder ohne Not von der Waffe Gebrauch zu machen. Und da sich die Waha der Feindseligkeiten enthielten, liefsen auch wir sie unbehelligt. Ruhig und gemächlich zog die Karawane dicht an den zum Gefecht aufgestellten Kriegern vorüber. Die halbkugelförmigen Hütten der Waha erwiesen sich als aus Stangen, Flechtwerk und Gras gearbeitet. Die Gärten und Felder waren mit den gebräuchlichen Schambafrüchten sorgsam bestellt und teilweise sogar mit primitiven Wasserleitungen versehen.

Als die Waha sahen, dafs wir nichts Schlimmes im Schilde führten, zogen sie andere Saiten auf. Bald nahten unter Zeichen des Friedens einige Männer, welche behaupteten, Abgesandte des Landesfürsten Mnami Luassa zu Kiwira zu sein.

Mit dem Gruise „wake", den unser Dolmetsch mit „mahollo" beantwortete, traten sie nns entgegen. Sie entschuldigten sich wegen des Angriffs vom Abend zuvor und gaben an, die Anstifter der That seien Lente des Mutnare Lukaka von Udjenusi gewesen. Ich erwiderte, ich sähe, da wir ja keine Verluste erlitten, für dieses Mal von einer Vergeltung ab, in Zukunft aber könne jeder Stamm, der eine friedliche Karawane anfiele, einer strengen Bestrafung gewärtig sein. Augenscheinlich hatten die Waha diese Unterhandlnng nur als Vorwand gebraucht, nm uns in der Nähe betrachten zu können. Ihr Betragen war das aller Wilden. Sie zeigten sich in der Haltung frei und stolz, im Benehmen frech und herausfordernd und im Charakter listig und argwöhnisch. Neugierig starrten sie die sudanesischen Soldaten an, die ihnen, der Gleichmäfsigkeit der Kleidung und Bewaffnung wegen, wohl fremd und seltsam genug vorkommen mochten. Als ich das Sehanri für beendet erklärte, nahmen sie, mifstrauisch zu uns herüberblickend, ihre zu Boden gelegten Waffen auf und traten, das Gesicht anfangs uns zugewendet, langsam den Rückzug an, um nach wenigen Schritten in heller Flucht davonzuspringen.

Uha zerfällt in eine Anzahl von Sultanaten, an deren Spitze die den Titel „Muami" führenden Landeshäuptlinge oder nach arabischer Bezeichnung Sultane stehen. Als Landesgrenzen dienen Flüsse und Bäche. Auf meinem Marsche von Udjiji nach Ugallaganaa berührte ich drei Sultanate, nämlich vom Luitschestrom bis zum Mugungahaehe das Reich des Luassa zu Kiwira; vom Mu-

Digitized by Google

gunga bis zum Malagarasifluss das Reich des Mtale, Sohns des Kimeni, zu Gamjaga; vom Malagarasi bis zum Gombasumpfe das Reich des Kihitira, Enkels des Ruhaga, zu Kumana. Als Beamte des Landeshäuptlings fungieren in den einzelnen Landschaften und Dörferkomplexen die Mutuare, welche die Interessen ihres Oberherrn wahrzunehmen haben.

Die Lussawaha, die keinerlei Handelsverbindungen zu den Arabern unterhielten, schienen mir einigermaßen verwildert zu sein. Die Männer gingen, abgesehen von einem Felle, das wie ein Dolman um ihre Schultern flog, völlig nackt.

Wenngleich das Kitussi, die Sprache der Waha, wohl ein Bantu-Idiom ist, so sehen die Leute selbst mit ihren Adlernasen und hageren Figuren doch mehr nach Hamiten aus. Ihre Gesichter waren knochig, ihre Züge hart. Die Haare waren kurz gehalten und etwas aus dem Gesichte herausrasiert. Als Waffen führten die Lussawaha drei bis vier leichte, etwa mannshohe Wurfspeere, die mit schmalen Klingen versehen waren. Bogen und Pfeile sah ich nur in den Händen von Knaben. Gewehre habe ich überhaupt nicht bemerkt.

Die recht hübschen Weiber der Waha trugen um die Hüften weichgegerbte Felle, die bis zu den Knöcheln herabhingen. Der meist wohlgebildete Oberkörper der Frauen blieb unbekleidet.

Gegen Mittag verließen wir das romantische Thal des schäumenden Mseinside und kletterten die Höhe des Tiniegebirges hinauf. Oben auf dem Kamme wehte jedoch ein so schneidend kalter Wind, daß wir, erhitzt wie wir waren, schleunigst den östlichen Abhang hinabstiegen, um die schützenden Thäler zu gewinnen. Der einzige Genuß, den die unwirtliche Bergpassage bot, war der wunderschöne Blick auf die vor uns liegende, unermeßlich scheinende Ebene.

Nach sechsstündigem Tagesmarsche schlug ich unweit der Dörfer von Udjenusi zu Massanga am Mussigebache das Lager auf. Unsere Viehherde ließ ich in ein nahe gelegenes Gehöft einstellen. Die Nacht gestaltete sich nun insofern unruhig, als in den Viehstall wiederholt Leoparden einzubrechen suchten, deren sich die Wächter nur durch heftiges Schießen erwehren konnten. Natürlich wurde hierdurch das ganze Lager alarmiert, da jeder glaubte, die Waha griffen an.

Neue Forschungen und Fortschritte auf Madagaskar.

Von H. Seidel. Berlin.

Als Frankreich die ostafrikanische Rieseninsel endgültig seinem Kolonialreich einverleibt hatte, fand es nicht gleich den rechten Mann, der imstande war, das große Besitztum sicher der neuen Herrschaft zu unterwerfen und Ordnung in die von Grund aus zerrütteten Verhältnisse zu bringen. Noch durchtobten Aufstände das Land; noch wurden bald hier, bald dort die französischen Besatzungen überfallen, kleinere Posten vernichtet, die Straßen gesperrt oder Transporte aufgehoben, so daß die Fremden, vom Gouverneur bis zum tongkinesischen Kuli, in steter Unruhe und Besorgnis schwebten. Naturgemäß konnte unter solchen Umständen von einem wirtschaftlichen Aufschwunge keine Rede sein. Die Exportgüter blieben aus und der Import beschränkte sich vorläufig auf Kriegsmaterial und die Subsistenzmittel für das Okkupationsheer. An Plantagengründungen war nicht zu denken, und selbst das Faktorei- und Ladengeschäft, wovon man sich durch Einführung des französischen Zollsystems wesentliche Erfolge versprochen hatte, hielt sich bei der englischen, amerikanischen und deutschen Konkurrenz anfangs in bescheidenen Grenzen. Der Gesamtwert des Madagaskarhandels belief sich 1890 nur auf 9,4 Mill. Francs und beim Schluß des Hovaregiments auf 12 Millionen. Dieser Betrag hatte sich 1896, d. h. ein Jahr nach der Eroberung auf 17,6 Millionen erhöht, wovon 3,6 Millionen auf den Export und 14 Millionen auf den Import entfielen. An diesen 14 Millionen war Frankreich mit $5^1/_2$ Millionen und England mit 6 Mill. Francs beteiligt. Für 1897 erreichte der Totalwert 22,7 Millionen, darunter 18,36 Millionen Einfuhr, wovon 10 Millionen auf französische Herkünfte entfielen; von England kamen nicht mehr als 5 Millionen und der Rest aus Deutschland und Nordamerika. Noch günstiger gestaltete sich das Jahr 1898, in dem der Totalwert auf 26,6 Millionen stieg, bei einem Import von 21,6 Millionen, die bis auf $5^3/_4$ Millionen allein durch Frankreich effektuiert wurden. Für 1899 stehen sich bereits 27,9 Millionen Import und 8 Mill. Francs Export gegenüber.

Fragt man angesichts dieser rapide wachsenden Zahlen nach dem Anteile des nicht französischen Handels, so erfährt man, daß sich derselbe in den letzten vier Jahren trotz aller Zölle nahezu auf gleicher Höhe gehalten hat. Nur das Jahr 1898 weist einen plötzlichen, aber vorübergehenden Rückschlag auf. Den Franzosen ist es also noch nicht gelungen, den Bedarf der Inselbewohner ausschließlich zu decken. Sie führen erstaunliche Mengen an Bekleidungsgegenständen, Mobiliar, Konserven, Waffen und Munition, Maschinen und Eisenbahnmaterial ins Land, ohne aber damit die Kauflust der Madagassen für fremde, namentlich englische Artikel abzuschwächen. Bedenklich ist außerdem der andauernd niedrige Wert des Exports, dem es noch immer an Zufuhren mangelt und dessen zukünftige Entwickelung sich zur Zeit noch gar nicht beurteilen läßt. Man will auf der Insel Pflanzungen der verschiedensten Art ins Leben rufen, die Viehzucht und den Cerealienbau fördern, die Wälder ausbeuten und endlich die Gewerbe und Handfertigkeiten der Eingeborenen für industrielle Zwecke zu französischem Nutzen dienstbar zu machen suchen. Dasselbe hat man in Cambodscha, Cochinchina und Tongking längst und mit Aufwendung aller verfügbaren Mittel durchzusetzen gestrebt; allein die Resultate entsprechen selbst in diesen älteren Erwerbungen noch keineswegs den Wünschen der französischen Kolonialfreunde.

Es dürfte daher angezeigt sein, für Madagaskar diesen und ähnlichen Fragen vorläufig aus dem Wege zu gehen und unser Augenmerk auf ein anderes Thema zu richten. Es lautet: Was hat Frankreich gethan, um in seinem neuen, schwierigen Besitz wirklich Herr im Hause zu werden? Die Antwort ist kurz: Es hat seinen tüchtigsten Kolonialoffizier, den im Sudan und Tongking vielfach erprobten General Gallieni als Gouverneur nach Antananarivo gesandt und hat ihm bezüglich seiner Maßnahmen thunlichst freie Hand gelassen.

General Gallieni ist den in ihn gesetzten Erwartungen vollauf gerecht geworden. Er wußte mit sicherer Hand die Pacifikation der Insel ins Werk zu leiten und das einmal gewonnene Terrain auch zu halten, indem er

Digitized by Google

Abb. 1. Ein Antanossy-Mann.

ohne Verzug befestigte Stationen schuf, durch deren Einfluß die umwohnende Bevölkerung sich an Vertrauen und Ruhe gewöhnte, ihre Dörfer wieder herstellte, die Felder in Kultur nahm und allmählich Sinn für eine geregelte Verwaltung empfing. Zuletzt führte der General eine Inspektionsreise um ganz Madagaskar aus, wobei es ihm neben seinen politischen Zwecken darauf ankam, den noch mangelhaft erforschten Distrikten besondere Aufmerksamkeit zu widmen.

Er stach mit seiner Begleitung am 10. Juli 1898 von Ilellville nach Majunga an der Nordwestküste in See, umschiffte Kap St. André, passierte die ausgedehnte und gefährliche Paracelbank, besuchte die Provinz Maintirano, wo die Kokospalme vorzüglich gedeiht, und steuerte dann nach Süden hinab, ohne daß es ihm möglich ward, bei dem anflandigen Winde und der heftigen Brandung die Küstenplätze sämtlich nach Wunsch anzulaufen. Erst in Morondava betrat er von neuem die Insel, empfing die Sakalavenkönigin Binao und ihre Ratgeber und konferierte angelegentlich mit den im Orte ansässigen Weißen, unter denen der wackere Leo Samat seit Jahren die erste Stelle einnimmt. Vater Samat kultiviert auf seinen Farmen mit bestem Erfolge Zuckerrohr, Maniok, Bataten, Erdnüsse, Mango-, Citronen- und Zimtbäume. Sein Küchengarten weist eine wahre Musterkarte von Kohlsorten, Erbsen, Bohnen, Linsen, Spinat, Artischocken, Zwiebeln, Salaten und zahlreichen Gewürzen auf. Selbst die Kartoffel versteht er trotz des tropischen Klimas richtig zu ziehen, und die französische Regierung wird deshalb bei weiterer Besiedelung Nordwestmadagaskars stets auf Samats Erfahrungen zurückgreifen müssen. Der brave Herr kann aber noch in anderer Hinsicht als Vorbild für seine Landelente gelten; denn er nennt nicht weniger als drei Dutzend lebende Kinder, meistens allerdings Mädchen, sein eigen, mit denen ihn seine Frauen, die er kurzerhand aus den Töchtern des Landes wählte, nach und nach beschenkt haben!

Mit der Abreise von Morondava nach Süden änderte sich auch die landschaftliche Scenerie. Die eintönige Flachküste verschwand und Hügelreihen, oft von ansehnlicher Erhebung, traten an das Meer heran. Aber der begleitende Riffgürtel blieb dem Gestade treu und sperrte mit seinen drohenden Zacken so manche Einfahrt für den französischen Kreuzer ab. — Endlich stieg der Tafelberg von Tullear vor den Fremden auf, und bald wurde der Hafenplatz selber hinter einem breiten, blendenden Dünensaum sichtbar. Der Name Tullear oder Tulear gilt als Korruption des madagassischen Wortes Tolia, das Hafen oder Ankerstätte bedeutet. Bei den Eingeborenen hieß die Stadt ehedem Meva Tolia, d. h. guter Hafen. General Gallieni konnte mit Genugthuung feststellen, daß Tullear seit seiner letzten Anwesenheit 1897 erheblich an Ausdehnung gewonnen hatte. Das erklärte sich zum Teil daraus, daß die meisten Geschäftstreibenden, die früher auf der Insel Nossy-Ve domiziliert waren, mit der zunehmenden Sicherheit der Verhältnisse ihren Wohnsitz nach der Stadt verlegt hatten.

Nossy-Ve liegt 32 km südlich von Tullear am Anfange der grossen, flachen St. Augustinbai, in die sich der Onilahy ergießt. Das Eiland ist nur 1300 m lang und 300 m breit und besteht ganz aus korallinem Boden mit dichter Sandüberwehung. Bäume und Quellen fehlen; nur am Westufer hat sich einiges Buschwerk angesiedelt und erquickt das ermüdete Auge. Gleichwohl zögerten etliche Kaufleute noch immer mit dem Wegzuge nach Tullear, und erst als ihr Inselchen von einem Cyklon heimgesucht wurde, der die noch stehenden Lagerhäuser und Faktoreien total wegfegte, sahen sie sich zu schnelleren Entschlüssen veranlaßt. Für Tullear rechnen die Franzosen bestimmt auf eine blühende Zukunft, da der Platz sich in hervorragendem Maße zum Verkehrshafen mit dem eigenen Hinterlande, wie mit dem gegenüberliegenden Gestade von Ost- und Südostafrika entwickeln dürfte. Man hofft bei der fortschreitenden Pacifikation nicht mit Unrecht auf einen steigenden Export, besonders an Kautschuk, Harzen, Schlachtvieh, Geflügel und vegetabilischen Nahrungsmitteln. Selbst von Werftanlagen und Befestigungen ist schon die Rede, weil Tullear bei einem Seekriege als Vorratsplatz von wesentlicher Bedeutung sein würde. Unglücklicherweise sind aber die Niederschläge der Lage unter dem südlichen Wendekreise wenig entsprechend; denn die Stadt wie ihre Umgegend scheint nicht mehr als 50 cm durchschnittlichen Regenfall zu haben, nach älteren Berichten sogar noch weniger, und

Abb. 2. Blütenzweig des Tangenbaumes.

Digitized by Google

das ist bei der andauernden und starken Besonnung keineswegs ausreichend.

Südwärts von Tullear, von der Mündung des Onilahy bis zu der der Menarandra, erstreckt sich der unbekannteste Teil Madagaskars, nämlich das Mahafaly-Land. Es zerfällt in mehrere Kleinstaaten, über deren innere Verhältnisse gegenwärtig so gut wie nichts in Erfahrung gebracht ist. Die Eingeborenen werden summarisch als Antanossy bezeichnet. Sie zerfallen indes bei näherer Betrachtung in mehrere unterschiedliche Gruppen, als welche von West nach Ost die Mahafaly, die Masikora, die Antandroy, die Taolanara und endlich die eigentlichen Antanossy in der Umgebung von Port Dauphin genannt werden. Alle besitzen eine mehr

Abb. 3. Intisybäume.

oder minder starke Beimischung fremden, hauptsächlich ismaelitischen Blutes. Am deutlichsten tritt dies bei den Antanossy hervor, die schon seit der ersten arabischen Invasion mit den Ausländern in Beziehung stehen und daher in der Folge von den Binnenstämmen oft mit jenen zusammengeworfen wurden.

Als die Antanossy mit der zunehmenden Ausbreitung der Hova in Gefahr gerieten, ganz durch die Sieger unterdrückt zu werden, wanderten um die Mitte des 19. Jahrhunderts beträchtliche Teile des Volkes nach Westen aus und ließen sich am Onilahyflusse nieder, wo sie noch jetzt in geschlossener Masse sitzen. Sie haben, wie unser Bild (Abbildung 1) anzeigt, eine dunkle, fast schwärzliche Hautfarbe, ein dichtes, wolliges Haar, das häufig zu Röllchen und Zöpfen angeordnet wird, die man später in Knäuel vereinigt. Die Leute sind durchschnittlich gut gestaltet, von mittlerer Körperhöhe und freundlichem, intelligentem Gesichtsausdruck. Die Lippen erscheinen ziemlich aufgeworfen, die Nasen abgeplattet und die Augen klein. Der Bartwuchs ist nur spärlich. Ihrem Charakter nach sind die Antanossy friedfertig und sanft, neigen aber zur Trägheit und Trunksucht. Aus dem Zuckerrohr brauen sie ein berauschendes Getränk, das sie Sika nennen, und das, wenn auch unter anderer Bezeichnung, an der ganzen Ostküste Madagaskars bekannt ist. Trotz ihrer Fehler geben die Antanossy recht brauchbare Handwerker ab, die bei geeigneter Anleitung und Zucht wohl imstande wären, den Bedarf für Port Dauphin und Nachbarschaft zu decken.

Mit den Antanossy eng verwandt sind die mischblütigen Antatsimo, nur daß letztere viel mehr Neigung zu Streit, Krieg und Raub bekunden. Als die wildesten und uncivilisiertesten Stämme des Südviertels gelten insgemein die Antandroy und die Mahafaly. Beiden wird Raub- und Trunksucht, ungastliches Wesen und Neigung zum Schmutz nachgesagt. Schon ihre Miene offenbart rohen Sinn, und für ihre geringe Kultur zeugt die mangelhafte Kleidung, die nur aus einem von Unrat starrenden Tuchlappen besteht, der um die Hüften geschlungen wird. Größere Dörfer findet man bei ihnen nicht, da es Sitte ist, daß jede Familie für sich auf ihrem von Kaktushecken umgebenen Gehöfte sitzt.

Die Fahrt um die Südspitze der Insel zeigte dem General die von Riffen erfüllte Banc de l'Etoile und das Kap St. Marie, wo sich bereits der böse, schwere Seegang des Indischen Oceans und der vermehrte Regenfall bemerkbar macht. Der „La Pérouse" ankerte zunächst bei Port Dauphin, dem Hauptorte jener ersten, heute fast vergessenen „Concession Riganlt", der 1642 von

Digitized by Google

Richelieu das Recht zur Kolonisierung auf Madagaskar verliehen worden war. Als Leiter des Unternehmens fungierte ein Taugenichts mit Namen Pronis, dessen „Unfähigkeit nur noch von seiner Roheit übertroffen wurde“. Er verfeindete sich sehr bald mit den umwohnenden Stämmen, wie mit seinen eigenen Landsleuten und mußte endlich gewaltsam entfernt werden. Die Folgezeit brachte aber kaum eine Besserung, bis 1664 der weitblickende Minister Colbert sein Auge auf Madagaskar richtete und unter Aufbietung beträchtlicher Geldmittel die Insel in ein „Frankreich des Ostens“ zu verwandeln trachtete. Allein der Aufschwung war nur von kurzer Dauer, und schon 1672 sahen die Manern des Forts den Untergang sämtlicher Kolonisten, die bis auf den letzten Mann von den empörten Eingeborenen niedergemacht wurden.

Auch in späteren Jahren hat Port Dauphin wenig Glück gehabt. In der Periode des englischen Einflusses auf das Hovareich ging der Platz und mit ihm der französische Handel immer mehr zurück. Erst die schließliche Annexion schaffte hierin Wandel, und nun das graue Fort aus dem 17. Jahrhundert scharen sich bei dem Beginne des 20. Säkulums moderne Regierungsbauten, Geschäftshäuser, Kolonistenwohnungen, Kirchen und Schulen, und der lange verödete Hafen belebt sich mit Dampf- und Segelschiffen.

Von höchstem Werte für die wirtschaftliche Entwickelung ist ohne Frage der Versuchsgarten zu Nampoa, der seit 1880 besteht und von einem Kreolen aus Mauritius, Namens Auguste Marchal, begründet worden ist. Der Garten liegt etwa 6 km nordöstlich von der Stadt und läßt sich zu Lande in einer Filansana (Tragsessel) oder zu Wasser über den Longoranosee und einen seiner Zuflüsse bequem erreichen. In der Fülle tropischer und subtropischer Kultur- und Ziergewächse fällt uns ein mittelhoher, schöner Baum mit eleganten, zartgrünen Blättern und ebenso gefärbten Früchten auf. Das ist der berüchtigte Tangenbaum, Tanghinia venenifera (Abbildung 2), der in der Geschichte Madagaskars zu trauriger Berühmtheit gelangt ist. Er entwickelt im September aus rötlichen Knospen einen freundlichen Blütenflor, der nachher kugelige Früchte vom Umfange eines mäßigen Apfels zeitigt. In „dem saftigen Fruchtfleisch steckt ein mandelgroßer Kern, der ein heftig wirkendes Gift enthält. In geringen Dosen erzeugt dasselbe Erbrechen; in größerer Menge aufgenommen vernichtet es die wichtigsten Nervencentren des vegetativen Lebens.“ Unter der Hovaregierung wurde das Tangengift zur Ausmittelung der Verbrecher benutzt. Der wirkliche oder vermeintliche Übeltäter mußte vor den Augen der Zeugen und Richter die ihm gereichten Fruchtstücke einnehmen. Gab er sie wieder von sich, so galt er als frei; starb er dagegen, so war damit seine Schuld erwiesen.

Ein ungleich nützlicheres und zukunftsreicheres Gewächs als diese Giftpflanze ist der neuerdings in Südmadagaskar beobachtete Kautschukbaum Intisy. Zufällig weiß man den Tag, nämlich den 21. Juni 1891, an welchem die wichtigen Eigenschaften dieses Baumes von sachverständiger Seite entdeckt wurden. Daß der geronnene Saft sich hautartig ausziehen läßt, war allerdings schon früher im Lande bekannt; denn die Kinder pflegten aus der zähen Masse ein allerdings recht primitivs Musikinstrument herzustellen. „Ils étendaient cette matière plastique sur leur propre abdomen et en faisaient une pièce d'une certaine surface qu'ils tendaient ensuite sur une sorte de tambourin.“

Abb. 4. Voahenaliane in Nampoa.

Der Intisy (Abbildung 3) ist ein Baum von 4 bis 6 m Höhe, der ohne besondere Pflege auf steinigem Waldboden gedeiht, wo er von anderen, stärker belaubten Genossen beschattet wird. Wie es scheint, ist er den Angriffen irgend welcher Schädlinge nicht unterworfen, und vor dem Verdursten weiß er sich selber durch seine wasserhaltigen Wurzelknollen zu schützen. Gewöhnlich erreicht sein Stamm die halbe Höhe der Gesamtpflanze. Dann beginnt das sperrig gegabelte Astwerk, das nur spärlichen Blätterschmuck trägt. Die roten Blüten kommen im Dezember, etwa ein Vierteljahr nach den Blättern, und dauern bis zum Januar und Februar an. Die Frucht ist eine trockene, elliptische, zweiteilige Kapsel mit je einem Samen in jedem Fach. Zur Reifezeit fällt der Samen auf die Erde und erzeugt neue Intisy, die nach sechs und mehr Jahren ausgebeutet werden können. Der gummihaltige Saft wird durch Einschnitte längs des Stammes abgezapft und gerinnt meist schon an der Luft. Dann ballt ihn der Eingeborene zu faustgroßen Kugeln und bringt ihn nach den Faktoreien zum Verkauf. Seit man den Wert des Intisy erkannt hat, ist er leider das Objekt eines unverständigen Raubbaues geworden, dessen üblen Folgen die Regierung durch sorgfältige Kulturversuche entgegenzuwirken sucht.

Madagaskar besitzt außerdem mehrere kautschukhaltige Lianen oder Vahy, zum Teil ebenfalls in Nampoa vertreten, die aber noch nicht in rationelle Pflege genommen worden sind. Als vorzüglichste derselben gilt die Vahy Voahena (Abbildung 4). Soweit man ihre Lebensbedingungen erforscht hat, beansprucht sie einen guten, frischen Waldboden. Die Frucht ist fleischig und eßbar und je nach der Art, der sie angehört, von wechselnder Größe. Der Saft muß, abweichend von dem

Digitized by Google

des Intsy, durch künstliche Mittel, wie Seesalz, Säuren oder Erhitzung, zum Gerinnen gebracht werden. Weitere Kautschuklianen sind die Vahy Eribola, Fingibary, Fingibato und Lapotraka, von denen die beiden ersteren ein gutes, die beiden letzteren ein geringeres Produkt liefern.

Während der Anwesenheit Gallienis in Port Dauphin litt der „La Pérouse" dicht vor dem Hafen Schiffbruch und ging völlig verloren. Dieser Unglücksfall steht in den Annalen der madagassischen Schiffahrt nicht vereinzelt da; denn an der 900 km langen Strecke bis nach Foule Pointe hinauf schaut sich der Seereisende vergebens nach sicheren Ankerplätzen um. Nur offene, allen Winden ausgesetzte Reeden, wie Farafangana, Mananjary, Mahela, Mahanoro, Vatomandry und Andevorante, bieten sich dar, die sämtlich schwer zu benutzen sind, da Brandung und Barren den Zugang zum Lande sperren. Überdies streichen parallel mit der Küste gefährliche Korallenriffe hin, die höchst mangelhaft erforscht sind und dem Verkehr vielerlei Hemmnisse bereiten.

Der Strand wird durch einen mit Dünen besetzten, nehrungartigen Sandgürtel gebildet, hinter welchem sich eine langgestreckte, von Lagunen erfüllte Senke gegen 600 km weit fortsieht. Diese Depression ist großenteils gleichmäßig entwickelt und so tief, daß schon jetzt eine lebhafte Cirkulation der einheimischen Fahrzeuge auf dem stillen Binnenwasser stattfindet. Die Speisung der Lagunen erfolgt durch zahlreiche Küstenflüsse, deren überschüssige Zufuhr, namentlich in der Regenzeit, aus verschiedenen Öffnungen, ähnlich den Tiefen unserer Haffe, zum Ocean entleert wird. Auf diese Weise regulieren sich Wasserstand und Strömung gewissermaßen von selbst; denn mit dem Beginn der Trockenheit versiegt der Durchfluß, und die Vinany oder Tiefe füllen sich mit Sand. Das Lagunenbett erfährt indes mehrfache Unterbrechungen, erzeugt durch flache Querriegel oder Landrücken. Pangalanen genannt, die sich von der Nehrung zum Festlande schwingen und die Depression in eine Seenschnur zerlegen, deren einzelne Glieder naturgemäß für den Großverkehr ziemlich wertlos sind. Die Eingeborenen überwinden diese Hindernisse, indem sie ihren leichten Pirogen oder Kanoes über die Pangalanen fortschieben. Dies Experiment versagt aber bei größeren Booten oder Dampfern, und man ist daher schon zur Zeit des Hovareiches auf den Gedanken verfallen, die Sperren zu durchstechen und so eine fortlaufende Wasserstraße herzustellen. König Radama I., der „Napoleon Madagaskars", wollte den Plan zur Ausführung bringen. Er ließ die Arbeit an verschiedenen Stellen angreifen, brachte sie aber nicht zustande, da ihn sein sprunghaftes Wesen allzu schnell auf ein neues Ziel lenkte, ehe er das erste erreicht hatte.

Neuerdings sind die Franzosen dem Projekte eines „Pangalanenkanals" näher getreten und haben die

Abb. 5. Pflanzenwuchs an einem Lagunenzufluss.

Strecke von Tamatave bis Andevorante und von dort bis zur Mündung des Faraony, zusammen 450 km, fachmännisch untersuchen lassen, wobei die erforderliche Erdbewegung auf nur 2,3 Mill. Kubikmeter veranschlagt wurde. Die fahrbare Rinne soll durchweg 1 m Tiefe erhalten bei 15 m Minimalbreite; indes hat man schon jetzt bei den Probedurchstichen 1,50 m gewählt, da man hofft, die flacheren Stellen der Lagunen durch Baggerungen entsprechend ausnutzen. Wie schon bemerkt, empfangen die Strandseen vom regenreichen Ostabhange der Insel viele Flüsse, deren Unterlauf, je nach der Nähe des Gebirges, auf 15 bis 30 km schiffbar ist. Durch

Digitized by Google

Abb. 6. Tanalen-Frauen.

Abb. 7 Tanalen-Männer.

Digitized by Google

Einbeziehung dieser Abschnitte würde das praktikable Wassernetz eine schätzbare Erweiterung erfahren, die namentlich für die Plantagenbesitzer von Wichtigkeit sein müßte. Für den Naturfreund bietet ein Ausflug zu diesen stillen, fast stagnierenden Gewässern mit ihrer überwältigenden Vegetationspracht eine Quelle des höchsten Genusses (Abbildung 5), der leider durch Moskitos und nachfolgende Fieberanfälle beeinträchtigt wird. Selbst das laue Naß zu unseren Füßen ist nicht frei von Gefahren; denn in Madagaskar wimmeln Seeen, Flüsse und Bäche von Krokodilen. Im feuchten Erdreich wühlen monströse Regenwürmer, die bis 150 cm lang werden und die Stärke eines Mannesfingers erreichen. Im dichten Laube, das sich über uns wie ein schützender Baldachin wölbt und die heißen Sonnenstrahlen auffängt, hausen Schwärme bunter Wanzen und bissiger Ameisen, und mit jedem Schritt stürzen sich Wolken blutdürstiger Mücken oder anderer lästiger Insekten auf den harmlosen Fremdling.

Aber diese Beschwerden sind klein im Vergleich zu einer Seereise längs der Außenküste, besonders dann, wenn man genötigt ist, acht- oder zehnmal auf freiem Meere ins Boot zu steigen, um sich durch die Brandung ans Land rudern zu lassen. Auf den Riffen starrt uns nicht selten das Wrack eines gescheiterten Dampfers oder eines unglücklichen Seglers an, der hier den Elementen zum Opfer fiel. Die Franzosen nennen diesen Küstenstrich „La Côte des Naufrages". Trotzdem haben sich etliche Strandorte, z. B. Farafangana, Vatomandry und Andevorante, leidlich entwickelt. Farafangana zählte bei Gallienis Besuch schon gegen 5000 Einwohner und eine kleine, aber rührige Europäerkolonie, deren geschmackvolle Landsitze ans dem Grün lockend hervorsehen. Die beschiedenern Plätze, wie Nossy Kelly, Vohipeno und Manakara, boten nichts Bemerkenswertes. Erst das größere Mananjary verriet lebhaftere Fortschritte, sowohl im inneren Ausbau als auch in der Entwicklung des Handels nach dem anstoßenden Betsileugebiete hin.

Aus der Reihe der nördlicheren Küstenorte wurden — diesmal auf dem Landwege und mit teilweiser Benutzung der Lagunen — die Niederlassungen Maintinandry, Vatumandry, Andevorante, Andrannkeditra, Antampina, Ambodisini und Ivondro genauer besichtigt. Die Bevölkerung am Gestade wie im Innern ist wesentlich anders zusammengesetzt als im Süden Madagaskars. Das Centrum der Insel — von der Provinz Imerina abgesehen — haben Betsileo und Bara inne mit einer Hova-Oberschicht. Der ganze Westen bis zum Kanal von Mozambique gehört den vichzüchtenden Sakalaven, wohingegen der Osten zur einen Hälfte von Tanalen, zur anderen von Betsimisaraka bewohnt wird. Die Scheidelinie beider Völker mag etwas nördlich vom 21. Grad der Südbreite liegen.

Die Tanalen, deren körperliche Eigenschaften die Abbildungen 6 und 7 erkennen lassen, sind augenscheinlich mit Hovablut vermischt. Sie haben einen ebenmäßigen Bau und im allgemeinen offene, keineswegs abstoßende Gesichtszüge. Die Kleidung beschränkt sich bei den von der Kultur noch nicht berührten Stämmen auf einen Lendenschurz für die Männer und ein Tuch oder Bastgewebe für die Frauen. Die geistigen Fähigkeiten sind gering; doch waren die Tanalen lange als wilde und tapfere Krieger gefürchtet, die ihre Unabhängigkeit selbst gegen die Franzosen nachdrücklich zu verteidigen wußten. Sie zerfallen in größere und kleinere Gemeinschaften. Eine Sonderstellung dürften die Antaimoro in der Provinz Farafangana behaupten, welche zum Teil von arabischen Einwanderern herstammen sollen und noch heute in Sprache, Sitte, Religion und Schrift islamitische Einflüsse verraten. Selbst der Koran hat sich bei ihnen in einigen Exemplaren erhalten, die von den Alten mit höchster Ehrfurcht behütet werden, so daß es kaum möglich ist, ein solches zu erlangen.

Ebenfalls nicht frei von fremdem Blute sind die ursprünglich rein afrikanischen Betsimisaraka. Die

Abb. 8. Betsimisaraka-Frau, ihr Kind aus einem Bambusgefäße tränkend.

Färbung der Haut, sagt schon Keller, ist zwar auffallend hell, im ganzen lichtsepiabraun; dessen ungeachtet habeu wir es hier, soweit nicht Mischungen stattgefunden haben, mit einem echten Negervolke zu thun. Die krause Behaarung, die hervortretenden Backenknochen, die platte, häufig eingedrückte Nase und nicht zum mindesten der specifische Geruch der Ausdunstung der Haut weisen unzweideutig auf eine Heimat im dunklen Kontinent hin. Die Männer sind durchweg ansehnlicher als die Frauen. Unter den letzteren bemerkt man oft geradezu widerliche Geschöpfe mit eckigen Formen, langem Halse und häßlicher, niedriger Stirn (Abbildung 8). Das Haar wird auf dem Kopfe in vier Felder gescheitelt und zu Knoten gewiekelt, die zu vier auf dem Oberkopf und zu sechs bis acht auf dem Hinterkopf prangen. Die Häuser und fast sämtliches Gerät stellen die Betsimisaraka aus Holz her. Nägel kennen sie zwar, benutzen aber statt ihrer noch mit Vorliebe zähe Lianen, mit denen Balken, Sparren, Stiegen und Thüren gebunden und festgemacht werden. Eine ausgiebige Verwendung erfährt bei ihnen der Bambus, dessen Hohlstengel als Eimer wie als Trinkgeschirr (Abbildung 8) und Musikinstrument dienen.

Digitized by Google

Die Betsimisaraka besitzen von Haus aus manche trefflichen Eigenschaften. Nur in der Küstenzone sind sie neuerdings stark verlottert und durch übermäßigen Alkoholgenuß heruntergekommen. Die Franzosen müßten daher sich dieses geschickten, kräftigen Volkes ernstlich annehmen, weil es für die zahlreichen kulturellen Zwecke — Plantagen, Hafenbauten, Eisenbahnen, Pangalanenkanal —, mit denen sich die Kolonialregierung trägt, das beste Arbeitermaterial stellen wird. Vorläufig scheint es mit solchen Rücksichten aber noch gute Wege zu haben; denn statt Besserungen zu schaffen, hat man den Eingeborenen eine bedeutende Steuerlast aufgelegt, die für das Rechnungsjahr 1898 die erkleckliche Summe von 7,6 Mill. Francs ergab. Besonders hart ist die

würde der Schaden wohl nicht von Belang sein. Es werden jedoch in Frankreich selber gewichtige Stimmen laut, die unverhohlen über die grausame Willkür der Beamten und Offiziere klagen und den wirtschaftlichen Niedergang der Bevölkerung in nahe Aussicht stellen. Mögen die Warner auch öfter zu schwarz malen, so viel steht unbedingt fest, daß in der Behandlung der Madagassen arge und folgenschwere Fehler begangen sind, die, wenn die Insel wirklich florieren soll, schleunigst behoben sein müssen!

Als Brennpunkt der vorher erwähnten Kulturschöpfungen ist für die Ostküste sonder Zweifel der große Hafenplatz Tamatave ausersehen. Schon vor Jahren wurden hier über 10000 Einwohner gezählt, die

Abb. 9. Baumwuchs am Flusse Tsiatanahena.

Kopfsteuer, die obendrein nicht zu gleichmäßigen Sätzen erhoben wird. In der Provinz Tamatave haben die männlichen Betsimisaraka von 16 bis 60 Jahren pro Kopf und Jahr 7 Francs, ihre Frauen und Töchter 3 Francs zu entrichten. Für Imerina oder die Hovaprovinz werden dagegen nur 3,50 Francs von den Männern eingezogen. Daneben laufen noch Abgaben von Gebäuden und Äckern, und endlich ist jeder „männliche Eingeborene im Alter von 16 bis 60 Jahren, mit Ausnahme der Soldaten und Zollbeamten, jährlich zu 30 Tagen — anfangs hatte Gallieni sogar 50 Tage bestimmt — Frondienst für staatliche Zwecke verpflichtet. Gewisse Kategorieen von Eingeborenen können sich gegen eine jährliche Zahlung von 15 Francs an die Staatskasse von dieser Verpflichtung freikaufen". Bei verständiger und humaner Ausführung des Gesetzes

in elenden Häuschen an engen, unsauberen Gassen lebten. Jetzt hat man mit dem Schmutz ernstlich aufgeräumt, und für die Weißen ist ein eigenes, modernes Viertel entstanden, worin sich ein komfortables Hotel, eine Filiale des Magazin du Louvre in Paris und sonstige Amts- und Privathäuser befinden. Von Tamatave wird aller Wahrscheinlichkeit nach die Eisenbahn bis Antananarivo gelegt werden, wofür die französische Volksvertretung bereits 60 Mill. Francs bewilligt hat. Von Tamatave laufen Straßen und Telegraphenlinien durch das Land, und selbst der beabsichtigte Pangalanenkanal wird in der anstoßenden Bucht seinen natürlichen Endpunkt erreichen. Die Stadt ist schon jetzt das kommerzielle Centrum der gesamten Ostküste, und sie wird diesen Rang auch in Zukunft behaupten; denn Produkte des Innern müssen radial nach dieser Stelle zusammen-

Digitized by Google

strömen, wo sich Land- und Wasserverkehr zum belebenden Bunde vereinigen.

In Tamatave fand Galliéni Inspektionsreise ihren Abschluß; er ging zur Metropole zurück, um hier die laufenden Geschäfte zu erledigen, und trat dann einen wohlverdienten Heimaturlaub an. Diesen verwandte er, um die maßgebenden Kreise Frankreichs lebhafter für die junge Kolonie zu interessieren, und als im vorjährigen Frühsommer die Tage der Erholung abgelaufen waren, nahm der General sein verantwortungsreiches und anstrengendes Amt in der alten Hovaresidenz wieder auf.

Dr. Soldans Ausgrabung einer vorrömischen Stadt bei Neuhäusel in Nassau.

(Hallstattzeit.)

Von C. Rademacher. Köln.

In der deutschen Sage lebt die Erinnerung an versunkene Städte und Ortschaften lebendig fort. Oft sind es Städte, welche, am Meere gelegen, der Sturmflut wirklich zum Opfer gefallen sind. Aber nicht minder begegnen wir der Sage in Gegenden, welche weit vom Meere entfernt sind, und man war daher geneigt, darauf bezügliche Sagen in das Gebiet der Fabel zu versetzen. Die neueste Zeit hat uns jedoch Beweise gegeben, daß manche von den Sagen, welche die Erinnerung an untergegangene Dörfer und Städte bewahrt haben, keine Ausgeburt der Phantasie sind, sondern oft die Erinnerung an Städte der vorgeschichtlichen Zeit bewahrt haben. Ein Beispiel dafür bietet die „Stadt", von der hier die Rede sein soll.

Der verdiente Limesforscher Ministerialrat Dr. Soldau untersuchte auf der Limesstrecke Höfes—Ems die alten zu dieser römischen Grenzwehr gehörigen Anlagen. Am Abhange eines Bergrückens, nahe bei dem Dorfe Neuhäusel im Westerwald, zwei Stunden von Koblenz entfernt, stellte Dr. Soldau den Palissadengraben fest und bemerkte in unmittelbarer Nähe desselben einen kleinen flachen Hügel. In der Vermutung, es mit den Überresten eines hölzernen römischen Wartturmes zu thun zu haben, wurde der Hügel aufgegraben. Es stellte sich jedoch heraus, daß er die Überreste einer einfachen Hütte barg, den Fußboden, die Pfostenlöcher, die Feuerstelle und den Keller. Außer diesen Resten der baulichen Anlage wurden Kohlen und Scherben zu Tage gefördert. Letztere waren nicht römischen Ursprunges, sondern verwiesen durch die Art der Ornamente, die Struktur und Beschaffenheit der Scherben auf eine sehr viel ältere Zeit hin. Durch diesen Fund veranlaßt, wurde der ganze Wald untersucht, und es ergab sich zunächst die überraschende Entdeckung, daß weit mehr als 1000 solcher Hügel vorhanden waren. Eine ganze Anzahl ist im Auftrage des Kaiserl. Archäologischen Instituts zu Berlin geöffnet worden, und heute wissen wir, dank der unermüdlichen und genauen Forschung Dr. Soldans, daß eine aus 1000 und mehr Hütten bestehende Ansiedelung hier bestanden hat, daß sie mit Befestigungen umgeben war, daß Vororte vor der Ansiedelung, die man füglich eine „Stadt" nennen kann, gelegen haben und eine vorgeschichtliche Straße sich ganz in der Nähe hinzog.

Die Überreste dieser prähistorischen Straße sind in dem Walde deutlich erkennbar; es sind zwei parallel laufende Straßen gewesen, deren eine benutzt wurde und sich bildete, als die andere durch den Gebrauch unbenutzbar geworden war. Hier sei gleich des merkwürdigen Umstandes gedacht, daß die später angelegte Römerstraße, welche das obere Lahnthal mit dem Rheine verband, und die jetzige Landstraße, welche demselben Zwecke dient, genau dieselbe Richtung, ja zum Teil mit Benutzung der älteren Straßenanlagen angelegt worden sind.

Was die Topographie der Ansiedelung anlangt, die bereits gewisse Rückschlüsse auf die Bewohner gestattet, so sei bemerkt, daß an dem auf der Höhe gelegenen Dorfe Neuhäusel die Landstraße sich nach Montabaur erstreckt. Rechts von der Landstraße, nach Süden, fällt das Gelände zum Thale des Emser Baches ab. Links nach Norden beginnt, etwa 100 Schritte von dem erwähnten Dorfe entfernt, ein bewaldetes Gelände, das, nach unten immer steiler werdend, von dem Kalten Bache umflossen wird. Hier erhebt sich ein mit Fichten bestandener Bergkegel, an dessen Abhang die Überreste eines römischen Wachtturmes bloßgelegt worden sind. Der Fuß jenes Bergkegels erweitert sich zu einem fast halbkreisförmigen Plateau, das steil ins Thal abfällt, von zwei Bächen umflossen, dem Kalten Bache und dem Platzer Bache. Das ganze Plateau sowie die Abhänge des Berges sind mit hohen Buchen bestanden, und hier befinden sich die Hügel.

Am dichtesten liegen sie auf dem Plateau, aber die Hütten erstrecken sich auch tief bis fast zur Thalsohle und hoch hinauf bis zu dem genannten Bergkegel. Da, wo die Niederlassung von zwei Seiten von steilen Berghängen geschützt ist, zogen sich im Westen zwei ziemlich weit voneinander entfernte Wallgräben mit Thoren von der Höhe bis ins Thal hinab. Der Lauf der Wälle ist noch deutlich eine Strecke zu verfolgen. Schlossen die Wälle samt den beiden Bächen die eigentliche Stadt ein, welcher im Norden die alte, vorgeschichtliche Straße vorgelagert war, so erhoben sich außerhalb der Stadt mehrere Vororte. Zunächst an der alten und der jetzigen Landstraße befand sich ein großes, ausgedehntes Gehöft, an welches andere Hütten sich anschlossen. Zwei Vororte sind bis jetzt aufgefunden. Die Hügel, welche also auf dem Plateau und dem Berghange sich ausdehnen, bieten sich dem Auge entweder als kleinere runde oder etwas ovale gewölbte Erhebungen dar, oft mit einem Steine versehen, welcher halb aus der Erde hervortritt, oder als kleine Plateaus, die an der einen Seite aus dem Boden hervorzuwachsen scheinen, während sie nach der anderen hügelförmig abfallen. Sie sind auch meist sehr unansehnlich.

Der Boden des ganzen Berghanges besteht aus einer Humusschicht, unter welchem sich eine weiße oder bläulich gefärbte Bimssandschicht befindet, die auf einem grauen Lehmboden aufsitzt. Diese Bemerkung ist zum Verständnisse der Ausgrabungen unbedingt erforderlich; denn da naturgemäß die Überreste von Holz und Knochen in der losen, durchlässigen Schicht längst verschwunden sein müssen, so hat die Forschung mit unermüdlicher Geduld die Aufgabe zu lösen, die bei der Herstellung des Bauwerkes angebrachten Vertiefungen, die also im Bimssande liegen, von der später eingedrungenen und darüber gelagerten Humuserde zu befreien, mit anderen Worten, die alten Löcher wieder herzustellen. Die Aufgabe ist in der denkbar vollkommensten Weise gelöst

Digitized by Google

worden, und so stehen wir jetzt vor den Hütten, deren Form und Konstruktion uns wieder erklärlich wird. Jeder Hügel birgt zunächst einen aus Lehm oder Thon mit Steinchen vermischten Estrichboden, der noch immer fest ist. In und auf demselben sind die Spuren von Kohlenstückchen, durch die nackten Füse der Bewohner im Laufe der Zeit eingetreten, sichtbar. Eine schiefe Ebene führt von dem Fufsboden der Hütte zu der Feuerstelle, welche stets tiefer als der Boden der Hütte lag. Vor der Feuerstätte befindet sich ein kleiner Raum, vielleicht für die, welche das Feuer schürten oder an demselben sich erwärmten. Das Rauchloch ist in dem Boden oftmals erhalten. Es führte uns der Feuerstelle den Dampf und Rauch ins Freie. Eine zweite, ebenfalls schiefe Ebene bildet wieder den Weg zu dem Kellerchen der Hüttenbewohner, in welches man aber nur kriechend gelangen konnte. Um den Boden, die Feuerstelle und das Kellerchen sieht man, meist in Rechteckform angelegt, Pfostenlöcher, mit Modererde und Kohlen ausgefüllt. Gewöhnlich beträgt das Rechteck 5 : 5,50 m. Die Balken waren nur durch Querhölzer und kleinere Balken verbunden, dieses Balkenwerk mit Reisig ausgeflochten und mit Lehm beworfen und geglättet. Von diesen geglätteten Lehmwänden finden sich vielfach Überreste mit den Abdrücken des Reisiggeflechtes. Thüren und Fensterlöcher hatten die Hütten auch, darauf weisen mit aller Bestimmtheit jene Lehmbrocken hin, welche auf zwei verschiedenen Seiten geglättet erscheinen. Die Ränder des Fufsbodens sind mit Thon und Steinen haltbarer gemacht, auch die Pfosten waren durch Steine gefestigt. Einzelne Hütten haben eine Cisterne, in welcher sich das vom Dache der Hütte abfallende Wasser vermittelst eines Grabens sammelte. Dieser Graben ist auch oftmals wohlerhalten. Die Cisterne war durch eine Schicht von geschlagenem Thon wasserdicht gemacht worden. Einzelne gröfsere Hügel wiesen 24 Pfostenlöcher auf mit einer Seitenlänge bis 17,50 m. Innerhalb eines solchen Hügels wurde ein Fufsbodenviereck von 8 m Seitenlänge bloßgelegt, was in Verbindung mit den übrigen Ausgrabungsfunden dafür spricht, dafs die 24 Pfosten nicht ein einziges gröfses Gebäude trugen, dafs vielmehr innerhalb dieser Umspannung mehrere selbständige Gebäulichkeiten [1]) standen. Stallungen und Stätten für Haustiere scheinen sich neben vielen Hütten befunden zu haben.

Von Haustieren selbst hat man noch keine Spur entdeckt; doch ist ein Fund bedeutsam, welcher dafür spricht, dafs die Bewohner der Ansiedelung Hühner gehabt haben. Ein Lehmklumpen zeigte zwei Eindrücke, die nach der Auffassung Dr. Soldans nur von Hühnereiern herrühren können.

Sehr bemerkenswert ist eine Hütte. Sie ist auf einer viel älteren Wohnstätte errichtet worden. Man weifs, dafs vor der Kunst des Hüttenbaues die Menschen sich Erdwohnungen herstellten, viereckige oder kreisrunde Löcher, welche konisch meist ausgehoben waren. Diese Löcher wurden mit Stämmen umstellt, welche zuerst ein Dach aus Tierfellen und Rasen, später ein solches von Lehm erhielten. Eine solche Erdgrube war also auch in unserer Ansiedelung vorhanden. Sie hatte einen festen Boden, in der Ecke eine Feuerstelle und dieser gegenüber einen Eingang, der in Form einer schiefen Ebene von draufsen in die Hütte führte. Das Dach war mit Reisig geflochten und mit Lehm beworfen. Diese Wohngrube zerfiel oder ist zertrümmert worden. Darauf ward sie 1,65 m mit Erde ausgefüllt und eine wirkliche Hütte darüber errichtet mit hartem Estrich, Feuerstelle u. dgl., wie bei den anderen Hütten. Die Reste dieses Fufsbodens und die Pfostenlöcher sind gut erhalten. Darauf ist nach dem Zerfalle dieser zweiten Wohnstätte eine dritte Hütte auf derselben erbaut worden, deren Fufsboden noch 15 cm höher gelegen ist als der der zweiten Hütte. Die Ergebnisse dieser Ausgrabungen stellen fest, dafs die Ansiedelung sehr lange benutzt worden ist.

Die Funde in den Hütten sind sehr gering. Aufser den bereits erwähnten Lehmbrocken giebt es noch Reste von Handmühlen aus Basaltlava, zerschlagene Kieselsteine, welche wahrscheinlich den Kindern zum Spielen dienten und aus dem Bache beim Wasserholen mitgebracht worden sind, und endlich Scherben der verschiedensten Art, alle Gefäßen angehörig, die ohne Drehscheibe hergestellt worden sind. Auf denselben finden sich Leisten, Tupf-, Strich- und Fingernagelornamente. Ein Gefäfs, das ziemlich erhalten war, zeigte die charakteristische Form und Verzierung der Hallstattzeit, gerade so wie auch eine Fibel, weshalb die Ansiedelung der Hallstattzeit, zwischen dem 7. und 4. Jahrhundert v. Chr. zugerechnet wird. Einzelne Scherben sind von hoher Schönheit und geben Kunde, dafs die Keramik, welche, wie man jetzt allgemein annimmt, in jener Epoche von Frauen betrieben wurde, in verhältnismäßig hoher Blüte stand. Dafs auch die Frauen die Gefäße unserer Ansiedelung herstellten, darauf weisen, wie überall so auch hier, die kleinen Fingereindrücke hin.

Dicht neben den Hütten, einmal sogar in einer Hütte, begruben jene Menschen ihre Toten. Es wurde eine mannslange Grube gegraben und der Leichnam in dieselbe gelegt. Zuweilen fügte man ein Gefäfs dem Toten bei oder statt dessen einige Steine, dann selten Waffen oder Schmuckgegenstände. Die Leiche wurde mit einer Lage von Lehm und Steinen bedeckt, die Grube ausgefüllt und oftmals ein gröfser, länglicher Stein auf das Grab gestellt, der mit der Spitze ans der Erde hervorragte. Bei den Gräbern findet sich ebenfalls eine Beobachtung, welche auf das lange Bestehen der Niederlassung hinweist, nämlich der Umstand, dafs oftmals ein Grab quer über das erste geht und ein drittes das zweite wieder schneidet. Bei der Anlage des zweiten Grabes war demgemäfs die Kenntnis des ersten Grabes verschwunden, und ebenso beim dritten die von dem Vorhandensein des zweiten. Einmal fand ich auch ein Grab in einer verlassenen Hütte errichtet. Es wurde bereits bemerkt, dafs sich in den Gräbern keine Spur von Knochen erhalten hat. Von Beigaben seien erwähnt ein zierliches Holzkästchen, das aber leider bei der Berührung zerfiel. Es barg zwei Bronzeringe, zu weit für Fingerringe, zu eng für Armreifen, ein kleines Bronzehnfeisen, das als Schmuck vielleicht auf dem Gewande befestigt war, sowie eine Anzahl kleiner, halbkugelförmiger Bronzekügelein, die ebenfalls als Belag eines Gewandstückes gedient haben. In einem anderen Männergrabe lagen zwei Lanzenspitzen von Eisen, in der hohlen Schafttülle steckte noch der Rest des Speerholzes. Neben diesen Spitzen befand sich eine dritte Eisenwaffe, ein kleiner eiserner Dolch.

Fassen wir die Ergebnisse der Ausgrabungen zusammen, so ergiebt sich aus der Bauanlage der Hütten, besonders der Feuerstelle und des Kellers die überraschende Thatsache, dafs diese Bewohner Rheinlands von kleiner Statur gewesen sein müssen. Sie hatten Haustiere und kannten den Ackerbau, verstanden zu weben, was ein Spinnwirtel, der in einer Hütte gefunden worden ist, beweist, hatten eiserne und bronzene Geräte und Waffen. Sie waren geschickte Töpfer, hatten

[1]) Dieses Gehöft soll rekonstruiert werden.

Digitized by Google

Verkehrsstrafen für Reisende und Händler und sichern ihre Ansiedelung durch Wall und Graben. Das zahlreiche Vorkommen der Hütten, deren Menge uns berechtigt, von einer vorgeschichtlichen Stadt zu sprechen, giebt Veranlassung, eine gewisse staatliche Organisation vorauszusetzen.

Die allermeisten Hütten sind nicht durch Feuer zerstört, sondern freiwillig verlassen worden. Aus welchen Gründen die Bevölkerung aus ihren alten Sitzen weggezogen, also ausgewandert ist, sowie über die Zeit des Anfanges, darüber hat die Ausgrabung bis jetzt noch keine Anhaltspunkte ergeben. Ein römischer Scherben ist noch nicht zum Vorschein gekommen, was ergiebt, daß zur Zeit, als die Römer den Grenzwall quer durch die alte Stadt anlegten, dieselbe schon ganz vergessen gewesen sein muß.

Neue Nachrichten von Sven Hedin.

Nachdem die letzten Nachrichten von Sven Hedin vom 20. Juni 1900 aus Abdal (am Ausfluß des Tarim in den Lop-Nor) datiert waren und uns über die gefahrvolle, aber glückliche Auffindung des ehemaligen Lop-Nor genau an der Stelle berichteten, wo ihn die alten chinesischen Karten eingezeichnet haben, meldet ein in der „Aftenposten“ vom 2. Januar 1901 abgedruckter und unter dem 30. Oktober 1900 von Temirlik im Teschimen-tag an den König Oskar von Schweden gesandter Brief von einem höchst erfolgreichen Vorstoß des kühnen Reisenden in das tibetanische Hochland (im Süden des Lop-Nor, zwischen etwa 90° und 91° östl. Länge v. Gr.).

Über die näheren Umstände dieser 93 Tage währenden Reise, auf welcher insgesamt 1559 km zurückgelegt und auf 173 Blatt kartiert wurden, berichtet obiger Brief folgendes:

Von seinem Standquartier am Tschimen-tag[1]), wo unter dem Befehl des Kosaken Schagdur ein Teil der Karawane zurückblieb, brach Sven Hedin am 20. Juli mit sechs Dienern, sieben Kamelen, zwölf Pferden, einem Maulesel und 16 als lebender Proviant dienenden Schafen gen Süden auf, überschritt den Tschimen-tag und den Ara-tag, kam zum Binnensee Kum-köl und erforschte, von da gen Süden weiterziehend, den gewaltigen Arka-tag, welchen Sven Hedin als den Hauptgebirgszug des Kwen-Lun-Systemes bereits auf seiner Reise des Jahres 1896 erkannt hatte. Dieser Arka-tag erwies sich als bestehend aus vier parallelen, vorwiegend ost-westlich ziehenden und durch große Längthäler voneinander getrennten Ketten, zwischen denen zahlreiche salzige Binnenseen liegen, ähnlich denen, welche Sven Hedin auf seiner Reise 1896 am Südabfall des gleichen Gebirgszuges erforschte. In geringem Abstand an dem König-Oskar-Berge vorbeiziehend, gelangte man nach Durchkreuzung der ost-westlich gerichteten Route des Jahres 1896 südlich bis 34° 21′ nördl. Br., bis in die Nähe der Quellen des Yang-tse-kiang, wo die Beschaffung der Karawane zur Umkehr zwang.

[1]) Man vergl. Tafel 4 des Ergbd. 131 zu Petermanns Geographischen Mitteilungen.

Nach Einbuße von drei Kamelen und neun Pferden und nach dem Tode eines afghanischen Jägers erreichten Sven Hedin und seine Begleiter Ende Oktober wieder glücklich ihr Standquartier in Temarlik im Techimen-tag. Die acht überlebenden von den 20 mitgenommenen Karawanentieren waren gleich den Menschen schwer erschöpft, da die Reise fast durchweg in Höhen von 5000 m über dem Meere, also in sehr dünner Luft, hatte ausgeführt werden müssen und besonders schwere Weststürme mit Hagel und Schnee das Fortkommen erschwerten. Die Temperaturen sanken bis 20° C. Nicht einmal durch ein schnelleres Marschtempo vermochte man sich zu erwärmen, da sich die Atemnot sofort derart steigerte, daß man sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Besonders gefahrvoll war das Befahren der Binnenseeen, von denen vier ausgelotet und kartographisch niedergelegt wurden. Sven Hedin hatte zu diesem Zweck ein englisches Faltboot mitgenommen, vermochte aber nur unter großen Schwierigkeiten mit Hülfe eines erfahrenen Lop-Mannes den gefährlichen, plötzlich einsetzenden Hagelböen zu entgehen, welche das Befahren dieser Wasserflächen mit so leichtem Gefährt zu vereiteln drohten. Trotzdem die Karawane während 84 Tagen keinen einzigen Menschen sah und nur an einer Stelle verwischte Spuren von Lhasa-Pilgern fand, sind diese Hochländer von reichem Tierleben bevölkert, besonders von Yaks, Antilopen, Wildschafen (Ovis Poli), Kulanen (Wildesel), Bären und Wölfen.

Bei der großen Erfahrung Sven Hedins und seiner erstaunlichen Leistungsfähigkeit, selbst unter den erschwerendsten äußeren Umständen keinen Augenblick sein wissenschaftliches Interesse außer acht zu lassen, darf die Wissenschaft Großes von dieser Reise erwarten. Da die Marschroute ein völlig unbekanntes Stück tibetischen Hochlandes quer zur Streichungsrichtung der gebirgszüge durchschnitt, ist auch über Geologie und Tektonik dieser westlichen Teile des Kwen-Lun-Systemes wichtiger Aufschluß zu erwarten. Jene weißen Stellen auf Hedins letzter Karte (vgl. Petermanns Ergbd. 131, Tafel 4) im Gebiete des gewaltigen Arka-tag werden sich nach Bekanntgabe genauerer Details schließen. Außer genauer Routenaufnahme berichtet Hedin von meteorologischen Beobachtungen, welche dreimal täglich zugleich mit den in seinem Standquartier in Temirlik von dem Kosaken Schagdur ausgeführten Beobachtungen vorgenommen wurden, sowie von einer geologischen Handstückesammlung von 240 Stücken, von botanischen und zoologischen Sammlungen, von Beobachtungen über Wassermenge in Flüssen und Salzgehalt in Seeen, über Photographieen, Skizzen und Profile. Ein Teil des Tschimen-tag wurde photogrammetrisch aufgenommen und ein Tagebuch von 600 engbeschriebenen Quartseiten heimgebracht.

Trotz der gewaltigen Anstrengungen dieser Reise ist Hedin bereits nach kurzer Rast zu neuen Reisen aufgebrochen. Für den November 1900 plante er einen vierwöchentlichen Ausflug in die Gebirge am Temirlik, um dann eine dreimonatliche Tour durch die Lop-Wüste gen Nordost bis Satschou und zurück in der Richtung auf Tjarkhlik im Westen von Abdal am Lop-Nor auszuführen. Ob wir noch vor Antritt dieser neuen Lop-Wüstenreise datierte Briefe von ihm erwarten können, ist zweifelhaft. Anderenfalls wohl erst nach der im März 1901 vorgesehenen Rückkehr nach Tjarkhlik, woselbst der größere Teil seiner Karawane überwintern wird.

Dr. Max Friederichsen.

Bücherschau.

Eugen Wolf: Meine Wanderungen. I. Im Innern Chinas. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Als ich vor einigen Monaten das Erscheinen dieses Werkes von E. Wolf angezeigt fand, war ich etwas gespannt auf seinen Inhalt. Ich hatte nämlich selbst Wolf in China kennen gelernt. Wolf kam mir anders vor als andere Chinareisende, die überall ähnlich der „amerikanischen Schweineschmalzmillionärstochter“, mit Sammelwut und oberflächlicher Neugierde im Lande herumfliegen. Er brachte ein objektives Urteil mit, hatte dabei die wirklich gute Absicht, aus seiner Reise für Deutschland Nutzen zu ziehen, dem deutschen Namen, der deutschen Sache Gutes zu thun. Was er Seite 37 sagt: „Wer seine Kenntnisse nur vom Hörensagen hat, der wird, zumal in China, von seinen Bewohnern und Zuständen ein richtiges Bild der Verhältnisse zu geben niemals imstande sein“, ist sehr richtig und danach suchte er keine Mühe zu scheuen, kein Opfer zu verleugnen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben. Er brachte außerdem von seinen großen Reisen in allen Weltteilen reiche Erfahrungen mit. Nur eins hätte ich damals lieber gesehen, daß er manchmal etwas weniger teutonisch-groß aufgetreten wäre. Thatsächlich habe ich das Werk auch so gefunden, wie ich es mir gedacht. Es ist das Produkt einer gründlichen Arbeit, das dem Verfasser Ehre macht. Die Sprache ist nicht glänzend, sondern knapp, aber packend, so daß man das Buch mit Freude liest. Durch seine Reise durch die Provinzen Tschili, Honan, Hupe mit Pferd und Wagen, auf der man den eisernen Willen des Mannes in den großen Schwierigkeiten der Witterung, der Wege, des Volkes bewundern muß, sowie durch seine Fahrten zu Schiff auf den Yang-tse-kiang und seinen Nebenflüssen unter unmenschlichen Entbehrungen und Gefahren aller Art hat Wolf der deutschen Industrie große Dienste geleistet. Wege gesteigt, die sie mit Erfolg betreten dürfte. Deutschland ist zwar in China hervorragend vertreten, aber doch noch nicht so, wie es ihm zukommt. Mit Recht tadelt Wolf den Kleinkrämergeist in der deutschen Kolonialpolitik mit

Digitized by Google

ell ihren Orts- und Polizeivorschriften (S. 180), der die Entwickelung deutscher Kolonien hemmt. Der deutsche Kolonist muss wird aus dem Buche viel Anregung zu neuem Schaffen finden. Auch über Sitten und Gebräuche, Charakter des Volkes giebt uns Wolf gute Aufschlüsse.

Anderseits möchte ich glauben, daſs doch auch mancher Leser mit dem verdienten Manne nicht einverstanden ist, wenn er von den Prügelsein und Gewaltthätigkeiten liest, die Wolf beschreibt (S. 99, 101, 129, 143 u. a.). Mir scheint, der Reisende hat durchaus kein Recht, das Volk z. B. zu zwingen event. mit dem Revolver in der Hand, Gepäck zu tragen, Weg zu zeigen, selbst wenn er nachträglich gut bezahlt. Ich verkenne nicht, daſs dem Reisenden in China viele Unannehmlichkeiten aufstoſsen müssen, zumal wenn er Sprache, Sitten und Gebräuche nicht kennt. Das giebt ihm aber doch kein Recht, die Menschen als von ihm skiavisch abhängig anzusehen und zu gebrauchen. — In betreff der Begräbnisstätten und Begräbnisfeierlichkeiten hat Wolf sich nicht gut unterrichten lassen (S. 32). Dann ist mir die Schreibweise der chinesischen Eigennamen sehr aufgefallen. Sie stimmt zudem nicht mit der Schreibweise, die auf der beigegebenen Karte gebraucht ist, z. B. Te kue (Deutschland), entweder Te kni oder kuo, ehinn chinn statt tʻing tʻing und anderes. Es giebt keine Tsung-Dynastie (S. 110), aber eine Sung-Dynastie u. s. w. Es wäre auch notwendig gewesen, daſs Wolf die Neuerungen, die seit 1897 getroffen worden sind und die er wünscht, in seinem Buche angegeben hätte. So befindet sich z. B. jetzt in Peking ein deutscher Arzt, die Bahn nach Hankau ist zum Teil schon gebaut und die Dampfer sind bis Chung king durch die Stromschnellen gefahren. — Ich kann dem verdienten Forscher nur wünschen, daſs sein Werk viel gelesen und beachtet wird. G. St.

Prof. Dr. B. Weinstein: Die Erdströme im deutschen Reichstelegraphengebiet und ihr Zusammenhang mit den erdmagnetischen Erscheinungen. Mit einem Atlas von 19 lithographierten Tafeln. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn, 1900.

Im Jahre 1881 war auf Einladung von W. Siemens ein Komitee beim Elektrotechnischen Verein zusammengetreten, das sich die genauere Untersuchung der Erdströme zur Aufgabe stellte. Die Reichspostverwaltung stellte dafür die zwei Kabelleitungen Berlin-Thorn und Berlin-Dresden längere Zeit zur Verfügung, in denen die Erdströme mittels selbstregistrierender Apparate aufgezeichnet wurden. Das auf diese Weise erhaltene reichhaltige Beobachtungsmaterial verarbeitete Weinstein und ging dabei zugleich auf den Zusammenhang der Erdströme mit den erdmagnetischen Variationen ein. Das wichtigste Resultat, welches sich dabei ergeben hat und allein aus dem Inhalt des Werkes hervorgehoben werden soll, ist, daſs die Erdströme keine erdmagnetische Induktionserscheinung sind, worin man zuerst denken könnte, sondern gerade umgekehrt die Magnetometer durch die Erdströme in der Weise beeinflusst werden, daſs ein Teil der an ihnen beobachteten Variationen nur scheinbar sich auf den Erdmagnetismus selbst bezieht, in Wirklichkeit aber durch Änderungen des Erdstromes verursacht wird.

Greim.

Moritz Schanz: Australien und die Südsee an der Jahrhundertwende. Kolonialstudien. Berlin, Wilhelm Süſserott, 1901.

Der viel gereiste Verfasser bietet in dem vorliegenden Werke, das er selbst als „Kolonialstudien“ bezeichnet, ein vortreffliches Handbuch für das genannte Gebiet, das bleibenden Wert haben wird und jedem als gediegene und zuverlässige Quelle der Belehrung empfohlen sein möge, der sich für Australien und die Südsee interessiert. Australien nimmt naturgemäſs fast die Hälfte des Buches ein. Seine Entdeckungsgeschichte, Kolonisierung durch die Europäer, die Goldentdeckung, die allmählich aus kümmerlichen Anfängen hervorgehende Verfassung und Verwaltung finden ebenso wie die naturwissenschaftlichen und ethnographischen Verhältnisse, als auch Handel, Viehzucht, Berg- und Ackerbau nebst Industrie eingehende Besprechung. — Ganz kurz behandelt der Verfasser noch Australien dann auch Britisch-Neu-Guinea (S. 159 bis 164), um nach einer allgemein gehaltenen Einleitung über Ozeanien näher auf Fidschi, Tonga, Samoa einzugehen und mit einer ausführlichen Studie über Neuseeland zu schlieſsen. Zahlreiche Abbildungen führen uns Landschaftsbilder und Volkstypen der geschilderten Gebiete vor Augen. — Dem Denjenigen und seinem Anteil an der Erschlieſsung, dem Handel, Verkehr und der Entwickelung der geschilderten Gebiete hat der Verfasser auf seinen Reisen ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt; er schildert in unparteiischer, sachlicher Weise seine derart bezüglichen Erfahrungen; seine Zahlenangaben gründen sich fast durchweg auf die neuesten statistischen Ergebnisse.

F. Grabowsky.

Dr. C. Mehlis: Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. 14. Abteilung. Mit drei Tafeln. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1900.

Mit diesem Schriftchen übergiebt der eifrige Altertumsforscher der Pfalz die Ergebnisse seiner in den Jahren 1899 und 1900 mit Hilfe der Königl. Akademie der Wissenschaften zu München und der Gesellschaft „Pollichia“ angestellten Untersuchungen der Öffentlichkeit. Längs des Gebirges, von Schlettstatt und dem Odilienberg bis zum Donnersberg ziehen sich eine Reihe vorgeschichtlicher Ringwälle und Befestigungen hin, die der Verfasser mit Recht den Galliern zuschreibt, die ihre Völkerburgen, Zufluchtsstätten in Zeiten der Not noch der von Cäsar (B. G. VII, 23) erwähnten Art mit rohen, durch Holzverankerung gestützten Steinmauern umgaben. Dahin gehören die Ringwalle von Maimont, Lemberg, Klingenmünster, die Königsberger Heidenmauer, der „große Stiefel“ bei St. Ingbert u. a., meist rund oder der Bergerstaltung sich anschlieſsend. Die späteren Befestigungen aus der Römerzeit sind dagegen, nach Art des römischen Lagers, meist viereckig; aber auch die Römer legten, wenn es die Umstände erforderten, oft kleinere Befestigungen von unregelmäſsiger Gestalt, mit einem germanischen Lehnwort „burgi“ genannt, zum Schutze der Straſsen an; solche sind z. B. bei Bergzabern, Gimmeldingen, Weisenburg festgestellt worden. Das „Walzedter Schlössel“ endlich, urkundlich Villa Walsatede, bei Klingenmünster, ist eine fränkische Anlage der Merowingerzeit. — Im Benzenloch bei Neustadt wurde eine Anzahl von Grabhügeln, teils Leichenbrand, teils Bestattung enthaltend und nach den Beigaben, Gefäſsen, Bronze- und Bernsteinschmuck, Eisendolch, der Hallstattzeit angehörend, aufgedeckt. Der Verfasser schreibt sie den germanischen Nemetern zu (?). — Auf der Wasenburg bei Niederbronn hat Mehlis mehrere Inschriftsteine gefunden, aus denen hervorgeht, daſs hier in römischer Zeit ein Merkurheiligtum bestand. — Endlich ist auf dem Weisenberg bei Dürkheim eine merkwürdige Felseinhöhung, ein Schiff mit Rahensegel und Drachenkopf am hohen Steven darstellend, entdeckt worden. Man wird dem Finder beipflichten können, daſs dieses Schiffbild aus der Zeit stammt, als die Wikinger mit ihren Drachenschiffen den Rhein hinauffuhren und urkundlich bis Worms gelangten, das von ihnen in Brand gesteckt wurde. Im Gegensatz zum Verfasser halte ich, Gemanigkeit der Abbildung vorausgesetzt, den mit dem eingelegten Drachenkopf geschmückten Steven nicht für den hinteren, sondern den vorderen. Ludwig Wilser.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Stonehenge. Das berühmteste megalithische Denkmal Englands, Stonehenge in Wiltshire (nach Lubbock in die Bronzezeit gehörig, nach Nilsson phönikisch, nach Fergusson nachrömisch, nach anderen ein druidischer Tempel u. s. w.), hat in der Nacht der Jahrhundertwende 1900/1901 einen empfindlichen Schaden erlitten, indem zwei der noch stehenden Steine des äuſseren Kreises umgestürzt sind. Es sind dieses die einzigen Steine, welche seit der Zeit König Karls II. umgefallen sind. Dieser lieſs (zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts) einige der Steine umlegen, um zu sehen, auf welcher Grundlage sie errichtet seien.

— Jobits Aufnahme des Likuala. Der Likuala ist ein großer linker Nebenfluſs des Sangha und mündet in diesen wenig oberhalb seiner Vereinigung mit dem Kongo. Der französische Hauptmann Jobit hat im März und April 1900 seinen Mittel- und Unterlauf erforscht und berichtet darüber unter Beigabe einer guten Karte in 1:750 000 im Novemberheft von „La Géographie“. Jobit ging von Pembe am Sangha (etwa 1°14′ nördl. Br.) durch sumpfige, mit dichtem Walde bedeckte Gebiet nach Osten und erreichte etwa unter 18° 50′ östl. L. einen kleinen Fluſs Bailly, den er südostwärts verfolgte und der sich unter 1°50′ nördl. Br. mit dem aus

Digitized by Google

Nordosten kommenden Likuala vereinigte. Ein wenig weiter nördlich hatte der dichte Wald aufgehört und eine niedrige, von meterhohem Gras bedeckte Ebene begonnen, die von nur kleinen Waldflecken durchsetzt wird und den Likuala bis wenig oberhalb seiner Mündung begleitet. Jobit fuhr dann den Likuala hinunter, dessen Breite allmählich von 100 m auf 500 m zunahm. Der Fluß ist schiffbar vermittelst auch in seinem Oberlaufe. Wo seine Quelle liegt, ist unbekannt; die Eingeborenen behaupteten, daß man viele Tage rudern müsse, um sie zu erreichen, während eine ältere Ansicht Wauters' dahin geht, der Fluß nehme seinen Ursprung in den erwähnten Sümpfen östlich von Pembe. Die Laufrichtung des Likuala ist eine nord-südliche, parallel den nahen Strömen Sangha und Ubangi im Westen bezw. Osten; mit diesen sowie mit dem Kongo steht er im unteren Laufe durch Bifurkationen in Verbindung. In der Regenzeit bildet die ganze Ebene einen See, weshalb die Eingeborenen ihre Wohnstätten auf den wenigen erhöhten Stätten angelegt haben. Der Likuala bildet zahllose Krümmungen, wie viele im Sumpfland verlaufende Flüsse.

— Über die Tiefen, die Größe und die Höhenlage der größten Seeen Norwegens giebt Holmsen im 10. Bande der Norske Geogr. Selskab, Aarbog, Christiania 1900 auf Grund der Untersuchungen von Helland, Kjerulf, Broch, Rekstad und Hintzeldt-Kaas eine Zusammenstellung, die für uns von besonderem Interesse ist, als sie die bekannte Übersicht europäischer Seen von Penck, Geograph. Zeitschrift II, S. 606 ff. sehr wesentlich ergänzt. Wir entnehmen dieser Darstellung folgende Daten:

	Areal qkm	Meereshöhe m	Größte Tiefe m
Mjösen	359,4	121	452
Faemnad	204,6	673	130
Randsfjorden	136,4	133	108
Tyrifjorden	133,8	63	281
Nordsjö	59,7	16	176
Selbusjöen	59,2	160	135
Timsjö	54,1	183	ca. 400
Storsjöen i Rendalen	51,2	257	301
Hornadalsvand	51,1	51	486
Storsjöen i Odalen	46,8	130	109
Bygdin	45,8	1062	515
Salsvand i Foemnes	45,0	15	445
Vandsjö ved Mofo	43,3	34	57
Krödersen	41,8	132	51
Mösvatter	40,8	902	45
Totak	39,4	643	250
Tyin	35,1	1078	100
Landak	29,1	89	211
Ekern	29,0	19	158
Sperillen	28,1	151	108
Lundevand i Sira	23,8	20	310
Hredbeimsvand	23,5	56	275
Opstrynsvand	23,1	25	198
Farrisvand	21,9	21	131
Flaavand	20,2	69	211

Bei den sonst noch angeführten 36 Seeen fehlt die Angabe der Tiefe. Norwegen zählt nach dieser Tabelle 4 Seeen mit 400 und mehr Meter Tiefe, außerdem noch 8 Seeen mit mindestens 200 m Tiefe. Der Comersee mit 410 m rückt unter den europäischen Seeen von der dritten Stelle, die ihm bisher zugebilligt wurde, auf die vierte Stelle zurück.

Helbfs.

— Der portugiesische Afrikareisende Serpa Pinto, der sich den Ruhm erwarb, als vierter Europäer Südafrika zu durchqueren, ist am 21. Dezember v. J. (1900) in Lissabon gestorben. Geboren am 20. April 1846 im Schlosse Polchros am Douro in Portugal, widmete er sich dem Militärstande und beteiligte sich 1869 mit Auszeichnung an der Militärexpedition gegen den aufständischen Häuptling Bonga im Sambesigebiete und lernte damals größere afrikanische Gebiete kennen. Im Jahre 1877 wurde der Verstorbene zum Chef einer portugiesischen Expedition gewählt, die den Auftrag erhielt, die hydrographischen Beziehungen zwischen dem Kongo- und Sambesibecken festzustellen, wie überhaupt das ganze Gebiet zwischen den Provinzen Angola und Mozambique zu erforschen. Vom 12. November 1877 bis zum 19. März 1879 durchquerte Serpa Pinto von Benguella bis Durban den südafrikanischen Kontinent und brachte ein reiches Material heim. Seine Schilderung dieser Reise, der vierten Durchquerung Südafrikas, erschien gleichzeitig in mehreren Sprachen, deutsch von H. v. Wobeser unter dem Titel: „Wanderung quer durch Afrika" (zwei Bände, Leipzig 1881). Vgl. auch Globus, Bd. 39 und 40. Die Londoner und die Pariser geographischen Gesellschaften zeichneten Serpa Pinto durch ihre goldenen Medaillen aus. Noch zweimal, 1884 und 1889, unternahm Serpa Pinto im Auftrage der portugiesischen Regierung Reisen nach Südafrika, die außer geographischen Forschungen auch noch für die Ausdehnung der portugiesischen Herrschaft von Bedeutung waren. Seit 1896 war Serpa Pinto Adjutant des Königs und lebte in Portugal. W. W.

— Der junge englische Reisende David Wynford Carnegie, der mehrere Jahre Westaustralien bereiste und erforschte und darüber ein Buch „Spinifex and Sand; a record of five years' pioneering and exploration in West-Australia" veröffentlichte, starb am 27. November v. J. in Nigeria, wo er zur Zeit als „Assistant Resident of the Middle Niger" lebte. W. W.

— Der russische Generallieutenant a. D. Roderich v. Erckert, als Militärschriftsteller und Topograph bekannt, ist am 12. Dezember 1900 in Berlin kurz vor Vollendung des 79. Lebensjahres an Influenza gestorben. Der Verstorbene stammte aus einer alten preußischen Familie und trat als junger preußischer Offizier in russische Dienste; 1884 nahm er als Kommandeur einer kaukasischen Division seinen Abschied, ließ sich in Berlin nieder und widmete sich wissenschaftlichen Studien. Vorwiegend ethnologisch ist sein Werk „Der Kaukasus und seine Völker" (Leipzig 1887, mit Karte, Tafeln und Abbild.). Das große Werk seines Lebens, das er die Freude hatte noch kurz vor seinem Tode vollendet zu sehen, ist der aus zwölf Kartenblättern bestehende Atlas „Wanderungen und Siedelungen der germanischen Stämme in Mitteleuropa", Berlin 1901. W. W.

— M. Kříž kommt in seinem Aufsatze: Quartäre Tierreste aus den mährischen Höhlen (Österr. Monatsschr. f. Tierheilkde., Jahrg. 25, 1900) auch auf die Abstammung der diluvialen Fauna zu sprechen. Er hält für erwiesen, daß in den Forest-beds, d. h. in dem Waldgebiete, welches sich zwischen den östlichen und südlichen Küsten Englands, Belgiens und Frankreichs unter dem seichten Ärmelwasser ausbreitet, eine gemischte Fauna erschien. Es sind pliocäne Formen mit diluvialen vermischt. Es konnte aber nur so stattfinden, daß die von Osten einwandernden diluvialen oder pleistocänen Species die pliocänen hier noch angetroffen haben; diese pliocänen, mehr an die Wärme gewöhnten Tiere erlagen im Kampfe einesteils mit den neuen Eindringlingen, anderenteils mit dem Klima. Derartige Mischfaunen trifft man auch an den Sand- und Kieslagerungen von Saint-Prest (Eure-et-Loire), Chagny (Saône-et-Loire), Durford (Gard), im Sande von Leffe (Lombardei), im Arnothale usw. Hieraus geht hervor, daß sich die diluvialen Vertreter aus tertiären endemisch nicht haben entwickeln können, und daß sie daher eingewandert sind. Die Wege führten nach Osten, nach Asien, und vornehmlich nach Sibirien; hier mögen sie längere Zeit geweilt haben, eher ihre Wiege liegt weiterabseitlich nördlicher, nämlich in den circumpolaren Ländern, aus denen sie mit den herabrückenden Waldungen gegen Süden und dann nach Westen vorgedrungen waren. Die jetzige arktische Fauna besteht aus bloßen Relikten der ehemaligen zahlreichen Tierwelt, nur jene wenigen Arten, welche sich an die harten Lebensbedingungen im Laufe der Zeit akkomodiert haben, sind in der Polarwelt zurückgeblieben, bezw. zurückgewandert. Unsere Wandervögel verkünden uns ja auch zweimal im Jahre, daß ihre Urheimat im Polareise liegt.

— Von den im Globus, Bd. 78, Nr. 11, S. 183, angezeigten Beiträgen zur Kenntnis der tibetischen Medicin von Dr. Heinrich Laufer ist nunmehr der zweite Teil im Kommissionsverlage von Otto Harrassowitz, Leipzig 1900, erschienen. Dieser behandelt die Kapitel Diagnostik, Allgemeine Therapie, Pharmakologie und Pharmacie, Balneologisches, Chirurgie, Veterinärmedicinisches, Religiöses und Schemanistisches in der lamaischen Heilkunde, sympathetische Vorstellungen. Am eingehendsten konnte der Abschnitt über die Pharmakologie ausgeführt werden, welche den wichtigsten Abschnitt in der tibetischen Heilkunde bedeutet, obwohl auch auf diesem Gebiete die vorhandenen Nachrichten noch sehr der Vollständigkeit ermangeln. In alphabetischer Anordnung werden die animalischen, dann die mineralischen und chemischen Medikamente, schließlich die Heilmittel des Pflanzenreiches kritisch erörtert. Ein altes Buch, J. Rahmanns

Digitized by Google

Beschreibung einer tibetanischen Handapotheke, Petersburg 1841, ist hier erst zu seiner richtigen Geltung und Wertschätzung gelangt, die zu seiner Zeit bei der damaligen Unbekanntschaft mit der tibetischen Sprache noch nicht möglich war. Rehmann hatte nämlich den Arzneinamen die einheimischen Bezeichnungen in tibetischen Charakteren hinzugefügt; diese konnten jetzt fast sämtlich identifiziert werden, und andererseits konnte ein großer Teil der bisher in den Wörterbüchern unerklärten oder ungenügend bezeichneten Pflanzennamen auf Grund von Rehmanns Untersuchungen der Arzneimittel selbst bestimmt werden. Indem H. Laufers Studien zur tibetischen Medicin das bisher weit zerstreute Material in kritischer und systematischer Darstellung zusammenfassen, ist eine Einführung in dieses noch wenig bekannte Gebiet geschaffen, die zeigt, wie viele neue wertvolle Ergebnisse für die Kulturgeschichte dieser eindringende Beschäftigung mit der medicinischen Litteratur Tibets zeitigen kann. In einem Anhange wird als Probe derselben die Übersetzung eines kurzen Traktats aus dem Tanjur mitgeteilt, und auch ein ausführlicher tibetischer Namenindex ist hinzugefügt.

— Über die Russifizierung der Syrjanen hielt am 11. (24.) Oktober in der ethnographischen Abteilung der Russischen Geographischen Gesellschaft K. F. Shakow einen Vortrag. Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Psychologie dieses Volkes zu erforschen. Als eine der interessantesten Erscheinungen bezeichnet er, daß es den Syrjanen vollständig an irgendwelchen Prinzipien der Gemeinschaft mangelt, und zwar nicht bloß in der Gegenwart, sondern auch schon weit in der Vergangenheit zurück. Noch weniger entwickelt sei das politische Leben. Die Syrjanen haben kein Heldenepos, keine Sagen von Kriegen, von politischen Kämpfe. Ihr ganzes Leben ist ungewöhnlich einfach; es konzentriert sich der Hauptsache nach auf die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse. Der russische Einfluß machte sich bei ihnen auf allen Seiten des Lebens bemerkbar, sowohl in materieller als in geistiger Hinsicht. Der Syrjane verehrt alles Russische, glaubt, das russische Volk sei ungewöhnlich stark und weit vorzüglicher als die Syrjanen. Wer russisch kann, ist ein „Mensch mit Sprache", genießt die größte Achtung. Daher ist auch die äußerste Verachtung begreiflich, mit dem sich die Syrjanen gegen alles Heimatliche, gegen ihre Sprache, ihre Bücher verhalten — alles das erscheint ihnen im Vergleich zum Russischen als minderwertig und niedrig. Eben diese Begeisterung für russisches Wesen, diese Sucht, Reichtum bringt sie dazu, ihre heimatlichen, unübersehbaren Wälder zu veräussern und nach dem Süden oder Osten, nach Sibirien auszuwandern. Aber die Folgen dieser Verehrung von allem Russischen und der Verachtung gegen alles Heimatliche sind durchaus nicht erfreulich: die Syrjanen haben jetzt weder eine Religion noch eine Poesie; die Wissenschaft steht ihnen fern; das Alte ist vergessen, aber nichts Neues erworben. In materieller Beziehung haben die Syrjanen dank der Entwickelung der Industrie Fortschritte gemacht, aber in sittlicher Beziehung sei bedeutender Rückgang eingetreten. Diese interessanten Bemerkungen passen ihrem Wesen nach mehr oder weniger auf jedes von der Geschichte zurückgedrängte Volk und zeigen, wie nachteilig für die südlichen Entwickelung selbst jede freiwillige Entnationalisierung ist. P.

— Die kalifornischen Riesenbäume sind ihres Bauholzes wegen in Gefahr, der Axt allmählich gänzlich zum Opfer zu fallen, und es ist z. B. im April v. J. der schönste von diesen Baumschlägen, der von Calaveras, in den Besitz eines Holzhändlers gelangt, der die Riesen jedenfalls fallen lassen wird. Von dem Wunsche geleitet, die altehrwürdigen Bäume zu erhalten, hat die Forstabteilung des amerikanischen Landwirtschaftsministeriums zunächst Erhebungen über die Bestände vorgenommen und die Ergebnisse dem Senat zugehen lassen, um das Interesse für das Schicksal der Bäume zu wecken und Maßnahmen zu ihrem Schutze zu veranlassen. Danach giebt es heute noch zehn Hauptgruppen solcher Baumschläge, die am Westabhang der Sierra Nevada zerstreut liegen, zwischen der mittleren Gabelung des American River und dem oberen Ende des Deer Creek, und sich also über eine Strecke von 260 engl. Meilen Länge verteilen. Überall hat schon die Axt gehaust bis auf den einen Hain von Mariposa. Der Bericht enthält auch Studien über das Alter der kalifornischen Riesenbäume. Man hat dieses in der Regel auf mehrere tausend Jahre, bis zu 3000 Jahren aufwärts, geschätzt, ohne jedoch eine rechte Unterlage für diese Annahme zu besitzen. Der Berichterstatter wählte sich nun für seine Untersuchung den bekannten, „Tanzpavillon" genannten Stumpf eines 1858 gefällten Riesenbaumes und zählte sorgfältig — vom Umfang nach dem innern hinein — die Jahresringe, wobei er das Splintholz und Rinden völlig ausschloß. Das Ergebnis waren 1147 Ringe, so daß dieser Baum, der 25 Fuß im Durchmesser und demnach etwa 300 Fuß Höhe hatte, ebenso viel Jahre alt gewesen sein muß. Der Stumpf gehörte offenbar einem der größten vorhandenen Riesenbäume an, und der Berichterstatter berweifelt, daß es heute noch unter ihnen solche giebt, die ein Alter von 2000 Jahren besitzen.

— Über die Entstehung des Rheinthales oberhalb des Bodensees handelt Rothpletz im 29. Hefte der Schriften des Vereins für Gesch. des Bodensees und seiner Umgebung, Lindau 1900. Der heutige Zürichsee, Walensee und Bodensee sind nur die Überreste eines großen diluvialen Sees, der aus drei Armen bestand, die sich bei Sargans vereinigten. Dieser von Rothpletz hier behandelte See ist jetzt zum größten Teil von mehr als 150 m mächtigen Alluvionen bedeckt; er wurde aufgestaut durch eine schwache Verbiegung eines alten Flußthales seit jugendlichen Alters. Jenes Flußthal war aber nur ein vorübergehendes Entwicklungsstadium eines älteren Rheinthales, das durch tektonische Vorgänge zustande gekommen sein muß. Beweis dafür ist die deutliche Verschiedenartigkeit des Gebirges zu beiden Seiten des Rheines von Chur bis zum Bodensee, verursacht durch eine große tektonische Störungslinie, die mit diesem Stücke des Rheinthales zusammenfällt. Diese Ansicht hat im wesentlichen bereits v. Richthofen vor 40 Jahren ausgesprochen. Auch die merkwürdige Gabelung bei Sargans findet dadurch ihre natürliche Erklärung. Halbfaß.

— Zur Geschichten einiger Weizenrassen liefert Georg F. L. Saranw im 23. Bande der Kopenhagener Botanisk Tidsskrift einen Beitrag. Der Binkelweizen, welcher in botanischen Kreisen erst bekannt geworden ist, nachdem ihn Host 1809 als Triticum compactum aus Steiermark beschrieben hatte, war schon von Linné in Upsala beobachtet und 1748 im Anhang zum Hortus Upsaliensis als Triticum typhinum beschrieben. Schwedisch heißt er kubbvete. Später hat Linné die Rasse mit dem englischen Weizen zusammengeworfen und beide zusammen Triticum turgidum genannt. Im Anfang des 19. Jahrhunderts war der Binkelweizen in Upland, Westmanland und anderen Gegenden Schwedens die häufigste Weizenrasse. Man unterschied die grannenstragende Form unter dem Namen borrväte von den grannenlosen Formen, welche man im engeren Sinne kubbvete nannte. Beide Formen werden dort als Winterkorn gebaut, während der identische Binkelweizen in der Regel als Sommerkorn gezogen wird. Auch in Norwegen bant man Binkelweizen, und zwar hauptsächlich in den nördlicheren Gegenden, z. B. Hedemarken. In Dänemark dagegen ist diese Rasse gegenwärtig unbekannt, aber in vorgeschichtlicher Zeit auch dort gebaut gewesen. Der Binkelweizen ist nämlich die älteste Weizenrasse Mittel- und Nordeuropas. Zu ihm gehören nicht nur diejenigen Funde aus stein- und bronzezeitlichen Pfahlbauten Norditaliens, der Schweiz und Deutschlands, welche Heer schon als Triticum compactum bestimmt hatte, sondern auch, wie Körnicke nachweist, die von Heer als Trit. turgidum und Trit. vulgare antiquorum bestimmten Reste. Ebenso gehört zum Binkelweizen das in einem Depotfunde der jüngsten Bronzezeit auf Lolland gefundene, von Rostrup 1898 als Trit. vulgare antiquorum bestimmte Korn.

Der englische Weizen, welcher von Linné und Heer mit dem Binkelweizen verwechselt wurde, ist eine verhältnismäßig jüngere Kulturrasse, welche von den Nordküsten des Mittelmeeres ausgegangen zu sein scheint. Plinius kennt schon den zu dieser Rasse gehörigen Wunderweizen. In Deutschland hieß der englische Weizen früher Welscher Weizen (Hieronymus Bock, 1539), in den Niederlanden Römischer Weizen (Dodonaeus, 1569). Tabernaemontanus nannte ihn Triticum typhinum, jetzt wird er von den Botanikern Triticum turgidum genannt. Ernst H. L. Krause.

— Vaughan Cornish setzt seine Untersuchungen über Wellen und wellenähnliche Formen fort und trug das Ergebnis derselben auf der letzten britischen Naturforscherversammlung über seine Beobachtungen an der Schneedecke in Schottland vor. Dieselben erstrecken sich auf die ursprünglichen Oberflächenformen des frisch gefallenen Schnees, wobei er eigentümliche „snow ripples" feststellen konnte, sowie auf die Lagerungsformen neu auf eine ältere Schneedecke gefallenen Schnees. Auch die Bildung der aus Rufland bekannten „sastrugi" konnte beobachtet werden.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 5. BRAUNSCHWEIG. 31. Januar 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Felszeichnungen vom Ussuri.

Von Berthold Laufer.

Der russische Oberstleutnant Alftan hat in den „Arbeiten der Amur-Sektion der russischen geographischen Gesellschaft“, Chabarovsk 1896, einige von ihm an den Ufern des Ussuri entdeckte Felszeichnungen mit wenigen kurzen Bemerkungen über deren Fundstätte veröffentlicht. Da diese als Beilage zur Chabarovsker Zeitung ausgegebene Publikation längst vergriffen ist und in Deutschland kaum aufzutreiben sein dürfte, so möchte es vielleicht angezeigt erscheinen, auf dieselbe hier zurückzukommen, um eine Vergleichung mit den von mir am Amur gefundenen Petroglyphen zu ermöglichen, die teilweise eine vorläufige Veröffentlichung im American Anthropologist (N. S.), vol. I, 1899, S. 746 bis 750 erfahren haben. Die beigefügte Kartenskizze veranschaulicht die geographische Lage der beiden Dörfer Kedrovaja und Scheremetevskaja am rechten Ufer des Ussuri, nahe deren Nähe Alftans Felszeichnungen stammen, und die des Goldendorfes Sakhacha-olen am Amur und der russischen Siedelung Malyschevkaja am Orda, aus deren Umgegend die meinigen herrühren. Die in Fig. 1 dargestellten Zeichnungen fand Alftan eine Werst unterhalb Scheremetevskaja am rechten Flußufer in einen etwa 6,5 m hohen Felsen eingehauen. Er schreibt gerade diesen Figuren ein nicht besonders hohes Alter zu, während er die übrigen für älteren oder gar sehr alten Herkunft erklärt, ohne aber die Gründe für diese Annahme darzulegen. In der mittleren Figur ist mit Leichtigkeit eine Schildkröte zu erkennen, die von der Rückseite dargestellt ist; am rechten Hinterfuß sind drei Zehen sichtbar. Die Bilder links und rechts von der Schildkröte vermag ich nicht zu erklären. Die Figur links gleicht dem chinesischen Schriftzeichen für wang „König“. Rechts davon auf demselben Steine befindet sich die überaus primitive Zeichnung eines Reiters zu Pferde (Fig. 2), das nur an der leidlich nachgeahmten Kopfform noch als solches zu erkennen ist. Der Kopf des Mannes ist nur durch fünf kurze Striche markiert. Der Kosake Schtschetinin bezeugte, daß Schildkröte und Pferd schon bei seiner Ankunft in dem genannten Dorfe, im Jahre 1858, vorhanden gewesen seien. Eine Werst weiter unterhalb von jener Stelle sah Alftan in der Mitte eines 10,7 m hohen Felsens, etwa 2,2 m über der Erde, die in Fig. 3 wiedergegebenen Zeichnungen von Vögeln, die entweder Wildgänse oder Wildschwäne, wahrscheinlich letztere, vorstellen sollen. Oben auf diesem Felsen war eine Befestigungsanlage mit doppeltem Wall errichtet und im Inneren derselben einige Gräben mit einem Durchmesser von sechs Schritt. Die Wand desselben Felsens bietet links von den Vögeln, aber höher als diese, das Bild eines Renntiers (Fig. 4), das zu beiden Seiten von Darstellungen stark abgeriebener und beschädigter menschlicher Gesichter umgeben ist. Weit besser sind die in den Fig. 5, 6 und 7 gezeichneten Köpfe erhalten. Fig. 5 und 6 sind auf demselben Felsen angebracht wie 3 und 4, Fig. 6 ist aber ungefähr 17 bis 19 m von Fig. 3 entfernt. Fig. 7 stammt von einem Felsen, der auf der Mitte des Weges zwischen Scheremetevskaja und Kedrovaja gelegen ist. In dem hier dargestellten Vogel ist wohl eine Wildente zu vermuten. Als die Kosaken in der Umgegend von Scheremetevskaja pflügten, fanden sie in der Erde verschiedene kupferne Schellen und Steinwerkzeuge, wie Beile u. a., auch einen steinernen Mörser von ungefähr 0,70 m (1 Arschin) im Durchmesser und Mühlsteine.

In den allgemeinsten Zügen zeigt der Charakter dieser Felszeichnungen Anklänge an die von mir am Amur gesehenen. Doch ist daneben besonders die Verschiedenheit in der stilistischen Behandlung der Köpfe sehr erheblich. Der Gesichtstypus vom Ussuri ist einheitlicher und geschlossener in der Auffassung als der variablere vom Amur; ersterer ist aber weit roher und kunstloser. Das hauptsächliche Charakteristikum der Ussurikköpfe, die doppelten Konturen (Kopf- und Gesichtskontur[1]), fehlt den Amurtypen, ebenso die in Fig. 5 und 7 markierten Kopfhaare. In Fig. 5 könnte man wegen der Unterbrechung des oberen Teiles der äußeren Umrißlinie zweifelhaft sein, ob es sich bei den senkrechten Strichen um Haare oder vielmehr um auf der Stirn befindliche Linien handelt; da indessen diese Striche in Fig. 7 außerhalb und auf die äußere Kontur gesetzt sind, ist es klar, daß nur Haare damit gemeint sein können. Die Nasenformen bieten durchweg verschiedene Behandlung; die Nase der Fig. 7 stimmt mit der in Fig. 10 vom Amur überein[1]). Mund und Zähne sind nur in den beiden Gesichtern von Fig. 5 charakterisiert, und zwar ganz abweichend von der Wiedergabe des Mundes in Fig. 8. Sehr interessant ist der in Fig. 6 gemachte Versuch, die Mundwinkel durch kleine, wenn auch nicht stark hervortretende Spiralen zum Ausdruck zu bringen, eine stilistische Eigenart, die wir bereits in den Petroglyphen vom Amur beobachtet haben, einmal in Fig. 8, deren rechtes Auge durch eine einfache Spirale dargestellt ist, dann in der stark stilisierten Fig. 11 mit

[1]) Fig. 8 bis 12 sind aus American Anthropologist, vol. I, p. 747, 748 entlehnt.

Digitized by Google

zwei fast auffallend regelmäßigen und symmetrischen Parallelspiralen, ferner in dem Bilde des Elches (Fig. 12). In der Anwendung der Spirale möchte entschieden auf chinesische Beeinflussung zu schließen sein. Eine alte chinesische Bronze, Darstellung eines Tieres, die ich leider an dieser Stelle nicht reproduzieren kann, zeigt auf der Vorderseite zwei große Doppelspiralen, eine Doppelvolute auf dem Rücken an der Ansatzstelle des Schwanzes und eine einfache Volute unter dem Auge, die hier möglicherweise wie vielleicht auch in Fig. 11 die Stelle der Ohren markieren soll. Die in Fig. 13 wiedergegebene Bronzeplatte ist dem Werke von Alex Heikel, Antiquités de la Sibérie occidentale, Helsingfors 1894, Tafel XVII, 3, entlehnt und wurde in einer Grube bei Istietsk, 180 Werst von Tobolsk, 1886 gefunden. Wie andere Funde von derselben Stelle, ist sie mit großer Wahrscheinlichkeit als chinesischen Ursprungs zu betrachten. Auch hier sehen wir die Anwendung

der einfachen und doppelten Spirale in einem Tierkörper, die auf die weite Verbreitung dieses Ornaments schon in alter Zeit hinweist.

Noch ein anderer Umstand veranlaßt mich, die Entstehung der Usuripetroglyphen in eine Zeit zu versetzen, in der die Chinesen schon festen Fuß im Lande gefaßt hatten. Die von Alftan beschriebene Befestigung auf einem der mit Bildern bedeckten Felsen kann nämlich nur eine chinesische gewesen sein, wie ich aus der Thatsache schließe, daß das Süd-Usurigebiet reich an Resten chinesischer Festungen (und Siedelungen) ist und einige von Busse[*]) gelieferte Pläne von solchen mit dem von Alftan entworfenen Grundriß übereinstimmen. Wenn nun damit auch wahrscheinlich gemacht ist, daß die Felszeichnungen vom Usuri nicht in eine Periode vor dem chinesischen Kultureinfluß zurückreichen, so liegt in dieser Annahme keineswegs eingeschlossen, daß dieselben unmittelbar unter chinesischer Anleitung oder gar von Chinesen selbst verfertigt sein müßten. Im Gegenteil, sieht man von dem sicherlich von außen hereingetragenen Motiv der Spirale ab, so läßt sich in dem gesamten Charakter dieser Zeichnungen nichts finden, was der Behauptung widersprechen könnte, daß sie zum Eigentum der eingeborenen Bevölkerung des Amurlandes gehören und ein Volk tungusischen Stammes als ihre Urheber zu bezeichnen sind. Darauf führt mit Sicherheit die hier dargestellte Tierwelt: das Pferd, das auch in den Petroglyphen am Amur wiederkehrt, der Elch, das Rentier, der Wildschwan, die Wildente sind alles Tiere, die im Leben der Tungusen eine Rolle spielen und daher zu ihren Lieblingen gehören. Nur ein Volk, das von Rentier und Elch einen ausgesprochen hohen wirtschaftlichen Nutzen zieht, wird das Befriedigende fühlen, das Bild dieser Tiere im Gestein festzuhalten. In der modernen Ornamentik der Golden treten die erwähnten Tiere sehr häufig auf. Zum Vergleich mit Fig. 12 sind in Fig. 15 und 16 ein Rentier und ein Elch aus einem größeren goldischen Stickereimuster abgebildet, wobei von der etwas plumpen Formengebung, die eben von der Verwendung zu jenem Zwecke herrührt, zu abstrahieren ist. Fig. 14 stellt einen Wildschwan dar, der ebenfalls von einer modernen Goldenstickerei stammt und zu Fig. 3 das interessante Analogon bietet, daß er auch die beiden hier vorkommenden sich kreuzenden Linien × aufweist. Auch die Schildkröte wird in geometrisch stilisierter Form nicht selten in der dekorativen Kunst der Golden verwendet.

Ob die Felszeichnungen vom Amur und die vom Usuri verschiedenen Epochen oder auch verschiedenen Stämmen angehören, dürfte jetzt zu entscheiden kaum angemessen sein, da das zu Gebote stehende Material zu gering ist. Der Elch, den Fig. 12 vorführt, ist mit seiner feinen Kopfform und lebenswahren Bewegung, deren Wiedergabe eine sichere Naturbeobachtung verrät, ein wahres Kunstwerk im Vergleich zu der flüchtigen, fast kindlichen Skizze des Renntiers in Fig. 4. Doch dürfte es stets schwer zu entscheiden bleiben, ob hier persönliche Veranlagung der Zeichner oder verschiedene Stadien künstlerischer Entwickelung im Spiele gewesen sind.

Auf den Unterschied in den Gesichtstypen der Amur- und Ussurizeichnungen wurde bereits hingewiesen. Hier möchte ich noch die Frage aufwerfen, ob die in den Fig. 8 und 10 vom Amur parallel auf der Stirne verlaufenden Linien nicht Bemalungen oder Tättowierungen darstellen könnten. Hiekisch (Die Tunguesen, 2. Aufl., Dorpat 1882, S. 72) beschreibt die Tättowierung bei den Tungusen folgendermaßen: „Es bestehen die Zeichnungen aus etwa drei bis vier parallel laufenden punktierten Bogen, welche vom Mundwinkel zum äußeren Augenwinkel sich hinziehen; auf dem äußeren Bogen stehen viele kleine Linien senkrecht, die etwa wie Zacken aussehen. Auch auf der Stirn und dem Kinne werden ganz ähnliche punktierte Bogen angebracht." Eine beinahe erschöpfende Untersuchung dieses Gegenstandes hat L. Schrenck in „Reisen und Forschungen im Amurlande", Bd. III, S. 419 bis 424 geliefert. Ganz besonders möchte ich aber an den Bericht des chinesischen Historikers Ma Toan-lin über Wen-chin kuo oder das Land der Tättowierten erinnern, den S. W. Williams im Journal of the American Oriental Society, vol. XI, 1885, p. 105 und mit weit tieferer Analyse Prof. G. Schlegel im zweiten Kapitel seiner Problèmes géographiques,

[*]) Siehe dessen ausführliche Beschreibung in dem Aufsatz: Überreste des Altertums in den Thälern des Lefu, Daubiche und Utache, in Denkschriften der Gesellschaft zur Erforschung des Amurlandes, Bd. I, Wladiwostok 1888, S. 1 bis 28 und eine Tafel.

Digitized by Google

Felszeichnungen vom Ussuri.

Digitized by Google

Toung pao, vol. III, 1892, p. 490 bis 494 behandelt haben. Dieses Land, von dem man in China zum erstenmal zur Zeit der Liang-Dynastie (502 bis 566 A. D.) hörte, soll mehr als 7000 Li nordöstlich von Japan gelegen haben. Die Bewohner, heißt es bei Ma Toan-lio, waren wie wilde Tiere gestreift. Auf der Stirn trugen sie drei Striche; die Leute, welche grofse und gerade Striche hatten, gehörten zur Klasse der Vornehmen, während das niedere Volk durch kleine und krumme Striche gekennzeichnet war. Es wäre vielleicht denkbar, daß diese hier bemerkte Unterscheidung oder eine ähnlicher Art in unserer Fig. 8 und 10 zum Ausdruck gelangen sollte. Wenn aneh Prof. Schlegel das Land der Tättowierten in der Kurileninsel Urup lokalisiert, so wäre es, was den näheren Ausführungen desselben Gelehrten über dies Thema keineswegs widerspricht, trotzdem nicht ausgeschlossen, daß in dem chinesischen berichte Erinnerungen oder Anklänge an Eigentümlichkeiten untergelaufen sind, wie sie einst unter tungusischen Stämmen bestanden haben können.

Das Wasserwesen der niederländischen Provinz Zeeland.

Von R. Hansen.

Diesen Titel trägt eine aufserordentlich eingehende und gründliche Arbeit von Friedrich Müller, Königl. Regierungslandmesser, erschienen im Verlage von Wilhelm Ernst u. Sohn, Berlin 1898, mit 121 Abbildungen im Text und zehn Tafeln in Steindruck mit 133 Abbildungen. Obwohl das Werk schon vor zwei Jahren ersehien und schon einmal kurz im „Globus" auf dasselbe hingewiesen wurde, wollen wir doch noch einmal gründlicher auf dasselbe eingehen, da seine vorbildliche Bedeutung auch für das deutsche Wasserbauwesen nicht genug hervorgehoben werden kann und auch der Geschichtschreiber und Geograph dasselbe nicht ohne Gewinn heuntzen wird. Von dem reichen Inhalt des 612 Seiten starken Buches hebe ich hier nur einige Abschnitte hervor, die sich auf die Landgewinnung und Besiedelnngsgeschichte beziehen.

Der Wahlspruch: Luctor et emergo, „ik worstel en ontzwem", paßt vortrefflich für die Provinz Zeeland, in der ein ununterbrochener Kampf mit dem Ocean geführt wird. Eine ungefähre Berechnung des Landgewinnes und Landverlustes seit dem 13. Jahrhundert ergieht, daß mehr als 90 000 ha dem Meere abgerungen, 28 000 wieder von ihm verschlungen wurden; das heutige Areal beträgt rund 180 000 ha.

Die Quellen für die Geschichte der Küstenänderung fliefsen für dies Gebiet bedeutend reicher als bei den Marschen östlich von der Weser und in der Elb- und Eidergegend; es scheint mir indes, daß auch hier die Phantasie der Schriftsteller des 16. Jahrhunderts, denen wir die ersten nennenswerten Versuche historischer Karten verdanken, mehr gewuist hat, als die nüchterne Forschung zugeben kann; nicht die Ausdehnung des verlorenen Gebietes, nur die Namen darf man als beglaubigt ansehen. In diesem dem eigentlichen Kern der Arbeit Müllers etwas ferner liegenden Punkte dürfte eine kritische Nachprüfung der Quellen noch erforderlich sein; dem Geographen sehr erwünscht gewesen wäre auch eine kartographische Darstellung des behandelten Gebietes zu verschiedenen Zeitpunkten, Landgewinn und Verlust in jedem Jahrhundert, etwa von 1400 an.

Die Geschichte der Entstehung der zeeländischen Marschen ist erst seit den Bohrungen, die von 1873 bis 1877 bis auf Tiefen von 20 bis 50 m vorgenommen wurden, und durch die Bohrung eines artesischen Brunnens von 222 m Tiefe klarer geworden. Die unterste Schicht besteht aus Röpellehm (benannt nach Röpelmonde in Belgien, wo er die Erdoberfläche erreicht), einem vor allem aus Thonschiefer entstandenen Klai, der von der Schelde und ihren Nebenflüssen aus der belgischen Granwackenformation herabgeführt ist. Darüber liegt Grünsandformation, entstammend aus der Kreideformation der oberen Schelde, und abgelagert als die Schelde die Grauwackenformation des Mittellaufes durchbrochen hatte; dann folgt eine Muschelgrus- oder Kraggschicht, die auf ein üppiges Leben von Muscheltieren am Ende der tertiären Zeit schliefsen läfst. Über die ganze Tertiärformation ist eine diluviale Sandschicht ausgebreitet, die von Süden nach Norden an Dicke (20 bis 45 m) zunimmt, gehildet anfser von der Schelde auch von dem Rhein und der Maas zu der Zeit, als noch Mammute und Eiche lebten, da deren Reste 20 m unter der Meeresoberfläche gefunden sind. Die oberste Schicht ist das Alluvium; das Gehiet war bei dessen Bildung ein Brackwassermeer mit vielen Untiefen, in dem die Flufswasser überwog, wie man aus dem Schilfpflanzenwuchs und der Torfbildung entnehmen kann.

Alte Zeugen menschlicher Thätigkeit sind die sogenannten Flnehthügel, von denen allein auf Walcheren 65 zu finden sind, Hügel von 10 bis 15 m Höhe mit verhältnismäßig kleiner Oberfläche; sie dienten jedenfalls als Zufluchtstätten bei Sturmfluten. Die Zeit ihrer Entstehung ist nicht sicher; einige wollen sie erst den Friesen zuschreiben, die sich nach dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft hier ansiedelten. Aus der Römerzeit hat man besonders am Strande von Walcheren bei Domhurg viele Münzen und Altertümer gefunden. Grofse Wurthdörfer wie in Friesland und in den schleswig-holsteinischen Seemarschen giebt es in Zeeland nicht.

Die älteren Veränderungen der Küstenlinien Zeelands sind historisch nicht genügend beglaubigt, die Ausdehnung einiger jetzt ganz verlorener Gebiete, wie der Insel Schonevelde südwestlich von Walcheren und vor Wulpen gegenüber der Stadt Vlissingen, ist daher nicht genau zu bestimmen. Sicher ist aber, daß sämtliche Inseln früher aus zahlreichen kleineren Inseln bestanden, die nach Zuschlickung der trennenden Meeresarme nach und nach vereinigt wurden; wo früher Schiffe verkehrten, liegt jetzt an vielen Stellen fruchtbares, eingepoldertes Land; dagegen ist anderswo reiches Ackerland mit blühenden Dörfern und handeltreibenden Städten zum öden Watt oder sogar zu tiefen Flufs- und Meeresarmen geworden. Die Geschichte der einzelnen Inseln ist kurz folgende:

1. Schouwen und Duiveland. Schouwen bestand noch um 1200 aus sechs Inseln, die Meeresarme zwischen ihnen wurden allmählich eingepoldert, ebenso die Golde, das Gewässer zwischen Schouwen und Duiveland 1373/74 übergeschlagen. Aufserordentlich gefährdet waren mindestens seit dem 14. Jahrhundert die Deiche der Südküste, hier folgte eine Ausdeichung auf die andere; als 1519 die Pest die Einwohner dezimierte und Durchbrüche von grofser Ausdehnung eintraten, dann die schweren Fluten von 1532 und 1570 entsetzliche Verheerungen anrichteten, ging der Wohlstand des Landes

Digitized by Google

sehr zurück; damals ist die halbmondförmige Einbuchtung im Süden entstanden, die immer weiter vordrang, bis man durch fortgesetzte Uferverteidigung mit Sinkstücken und Senksteinen und Anlegung von Basaltböschungen das Andringen des Stromes hemmte. Indes gehören die Polder im Südwesten bei Westerschouwen noch zu den „Calamitenen", die aus eigenen Mitteln zur Uferverteidigung nicht imstande sind, sondern Staatsunterstützung erhalten.

2. Tholen bestand um 1200 noch aus fünf Inseln, auf die nach ihrer Vereinigung von der Stadt Tholne der Name überging. Die Striene, ein alter Scheldearm, wurde wohl schon im 13. Jahrhundert überdeicht. 1411 folgte der große Polder Ond Vossemeer, dem sich im Nordosten der Insel bald andere anreihten. Der Süden hatte dagegen von den Fluten schwer zu leiden, besonders seit der bösen Flut des 5. November 1530. Noch jetzt sind die Polder um Stavenisse und Scherpenisse „Calamitosa", und am 30. Dezember 1894 brach der Deich des Nieuwkrijen Polder auf 60 m Länge durch.

3. St. Philipsland. Das zuerst 1487 eingedeichte Stück, der Oude-Polder, ging bald wieder verloren, wurde von Philipp von Burgund 1496 aufs neue gewonnen, aber durch die furchtbare Novemberflut 1532 zum zweitenmal seiner Deiche beraubt. Erst 1645 wurde ein Teil wieder eingepoldert, größere Erweiterungen fanden 1776 und 1847 statt.

4. Walcheren, im 9. und 10. Jahrhundert Walachra, Walachrum, Walchra, Walachria, hat den Namen wohl von den Walen, den Wasserarmen, die die alte Insel durchschnitten; Wald oder Vaal findet sich ja auch sonst. Noch um 1200 zerfiel Walcheren in vier Hauptteile, Deichgrafschaften oder Wateringe, von denen die größte, die Noordwatering, aus fünf Stücken zusammengesetzt ist. Alles ist nach und nach vereinigt, die alten Mitteldeiche sind aber zum Teil abgetragen. Seit 1631 sind 20 größere und kleinere Polder gewonnen, die Insel St. Joostland angedeicht. Bedroht ist eigentlich nur die Westspitze (Westkapelle), auf der Nordwest- und Südwestküste liegen schützende Dünen.

5. Noord-Beveland hat die interessantesten Schicksale gehabt. Um 1200 bestand es aus zwei größeren Hauptinseln, die durch den Wijtvliet getrennt waren, ursprünglich aber aus einer größeren Zahl Inseln bestanden; 1247 wurde der Wijtvliet überdeicht und dort die Stadt Cortgene gegründet, die um 1500 regelrecht wie eine Stadt im Mittelalter mit Mauern und Türmen befestigt war. Aber am 5. November 1530 wurde die ganze Insel unter Wasser gesetzt; es gelang nur, geringe Teile wieder zu umdeichen, und diesen letzten Rest vernichtete die Sturmflut des 2. November 1532. Erst nach 66 Jahren, 1598, begann die Wiedereindeichung; nur Cortgene, dessen alter Kirchturm erhalten war, liegt an derselben Stelle wie das alte, sonst zeigt Noord Beveland ein ganz verändertes Bild. Auf Abb. 1 (nach Smalleganges Chronik von 1696) sind die neuen Deiche durch anschraffierte Doppellinien angedeutet; darunter sieht man das von Gewässern durchschnittene alte Noord-Beveland.

6. Zuid Beveland hat sich seit dem 13. Jahrhundert

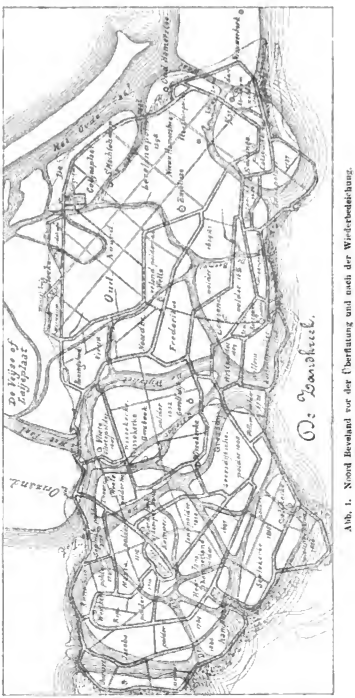


Abb. 1. Noord Beveland vor der Überflutung und nach der Wiedereindeichung.

ebenfalls sehr verändert; wo jetzt Marschland ist, fuhren die Handelsschiffe quer durch den südwestlichen Teil auf der „Zwacke", einem alten Scheldearm, von Middelburg nach Antwerpen. Dagegen ist der nordöstliche Teil der Insel beträchtlich verkleinert, etwa um 8000 ha, durch die Fluten von 1509, 1530, 1532; hier blieb nur noch

Digitized by Google

die lebhafte Handelsstadt Reimerswaal (oder Romerswaal) erhalten; auch diese wurde immer mehr gefährdet durch Fluten, durch Feuer und Kriegselend; 1632 wanderten die letzten Einwohner nach Tholen und die noch brauchbaren Reste der Stadt wurden für die Gläubiger öffentlich zu 90 Pfund und 3 Schillingen verkauft (vgl. Abb. 2 und 3). Jetzt bezeichnet nur eine Sandbank, die Hauptstätte der zeeländischen Austernzucht, die Stelle der turmreichen Stadt. Auch die Südküste der Insel hat Land verloren und deren Polder sind noch jetzt „Calamitens"; im Westen und Nordwesten ist sie dagegen erweitert und 1868 mit der angeblich im 10. Jahrhundert bedeichten Insel Wolfaartsdijk vereinigt.

Abb. 2. Reimerswaal zur Zeit seiner Blüte.

Abb. 3. Das zerstörte Reimerswaal.

7. Zeeuwsch Vlaanderen, die jetzt festländische Marsch, war früher ein von vielen Fluß- oder Meeresarmen durchzogenes Gebiet, das allmählich zusammengedeicht ist, in den Küstenlinien aber viele Veränderungen erlitten hat. Oft gingen Landflächen verloren, die später in anderer Form wiedergewonnen wurden; Sturm und Feindeshand lagen im 16. Jahrhundert schwer auf diesem Gebiete. 1570 ging das nordöstliche Stück, Saaftingen, ungefähr 6000 ha, ganz verloren; erst seit 1805 sind hier erhebliche Stücke wieder eingedeicht worden.

Es ist keine Frage, daß die Uferverteidigung in der neueren Zeit gewaltige Fortschritte gemacht hat; die Rückverlegung der Deiche, wie sie früher üblich war, hielt den Verlust meistens nur kürzere Zeit auf, erst die modernen Uferschutzwerke haben die Sicherheit der Küstenstriche erhöht. Eine besondere Gefahr, wie sie in den übrigen Nordseemarschen wenig oder gar nicht vorkommt, bringen die „Fälle", bei denen sich die Bodenmasse des Ufers seewärts verschiebt, so daß am Ufer eine bedeutende Senkung eintritt. Die Ergebnisse der Bohrungen lassen über die Ursachen dieser Erscheinung klarer sehen: besonders wo die diluviale Sandschicht hoch liegt und von der Meeresströmung losgewaschen wird, treten die „Fälle" ein; je dicker die Schicht des Alluviums, desto seltener die „Fälle". Ungewöhnlich tiefe Ebben, große Unterschiede der Gezeiten, die einen raschen Wechsel des Gegendrucks des äußeren Wassers gegen die durchfeuchtete Sandschicht zur Folge haben, befördern den Fall, der oft bei der Ebbe beginnt. Wird

Abb. 4. Fernblick auf die Middelburger Häfen am Ende des 17. Jahrhunderts. Nach Smallegange.

Digitized by Google

ein Deich, nicht blofs das Vorland, von dem Fall betroffen, so liegt der Polder der Meeresflut offen. — Der gröfste bekannte Fall fand Ende Oktober 1874 bei Borssele in Zuid Beveland statt, wo 1600000 cbm Boden ins Meer hineinglitten.

Müller schildert uns dann eingehend die Besonderheit der heutigen Bauausführungen und giebt zur Erläuterung eine Beschreibung mehrerer ausgewählter Küstenstrecken mit ihren Seebauten. Ein weiterer Abschnitt behandelt die Gesetzgebung, die Verwaltung und die volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Ich hebe hier nur noch einige Punkte aus der Darstellung des Wasserverkehrswesens hervor.

Die wiederholten Änderungen der Wasserstrafsen, hier Zudämmung eines alten Fahrwassers oder Zuschlickung von Meeresarmen, dort Entstehung neuer tiefer Rinnen haben auf Blüte und Verfall von Handelsplätzen mächtig eingewirkt. Wie in Ostfriesland Emden seit der Änderung des Emslaufes seine Stellung verlor, wie Krempe in Holstein durch die Eindeichung von Glückstadt so geschädigt wurde, dafs es schliefslich förmlich Bankerott machte, so haben auch in Zeeland manche Orte ihre angesehene Stellung an andere abtreten müssen oder es nur notdürftig mit Aufwendung grofser Kosten durch Anlegung von Kanälen zu behaupten vermocht.

Den ersten Rang hat Middelburg lange Zeit hindurch eingenommen; Thatkraft der Bürger, Ansiedelung fremder Kaufleute, Privilegien der Fürsten, Versandung anderer Häfen, besonders von Sluis, förderten das Aufblühen; am Ende des 16. Jahrhunderts hatte es die höchste Blüte, die Zahl der Einwohner betrug über 30000 (jetzt 18000 bis 19000), die ost- und westindische Kompagnie hatte hier einen ihrer Hauptsitze, der Hafenverkehr war sehr bedeutend (vgl. Abb. 4). Die Zeit der französischen Herrschaft gab dem Handel den Hauptstofs, die Bevölkerung sank bis auf 13000; dazu ging die Stadt durch die Zuschlickung der Meeresarme trotz des Kanals durch Walcheren der bequemen Anfahrt verlustig; die Hoffnung, die alte Bedeutung wiederzugewinnen, hat sich nicht erfüllt. Die heutzutage wichtigste Stadt ist Vlissingen. Neu-Vlissingen, wie es eigentlich hiefs, ist 1272 östlich von dem später eingegangenen Alt-Vlissingen angelegt; es blühte bald auf, umgab sich 1489 zuerst mit Mauern zum Schutze gegen neidische Flamländer und bot nach der Sicherung durch Seemauern einen stattlichen Anblick. Abb. 5 zeigt uns ein Bild aus der Vogelschau, etwa aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts („van den iare 1500“ ist unrichtig), wir sehen die hölzernen Hafenmolen mit dem Bier- und Kaas-Kaai, das Spülbecken für die Häfen anserhalb der Stadt, im Vordergrunde den Engelschen Kaai. 1572 war Vlissingen die erste Stadt, die sich vom spanischen Joche lossagte, und nach den Stadterweiterungen von 1580 bis 1590 und 1609 bis 1612 war es eine der stärksten Städte und der bequemste Hafen Zeelands. Kriegszeiten haben dann das weitere Emporblühen stark gehemmt; die schönsten Hoffnungen konnte man aber hegen, als die neuen, grofsartigen Hafenanlagen 1873 eingeweiht wurden und Vlissingen Endpunkt der Zeeland durchziehenden Eisenbahn geworden war. Aber als der vorzügliche Wasserweg von Rotterdam nach Hoek von Holland, dessen Zustandekommen man stark be-

Abb. 5. Vlissingen vor der ersten Stadterweiterung. 16. Jahrh.
Nach Smallegange.

zweifelt hatte, hergestellt war und die bessere Wasserverbindung Gents mit dem Meer durch den Kanal von ter Neuzen nach Gent ebenfalls den Verkehr ablenken half, aufserdem die Anziehungskraft Antwerpens wenig oder gar nicht gemindert wurde, ist der Fortschritt der Entwickelung Vlissingens sehr langsam gewesen.

Veere und Arnemuiden haben wie Middelburg ihre Glanzzeit hinter sich, ebenso ist das früher sehr blühende Zierikzee auf Schouwen jetzt nur ein Schatten früherer Gröfse.

Es ist nicht möglich, auf kurzem Raum ein entsprechendes Bild von dem reichen Inhalte des Müllerschen Werkes zu geben; wer sich für die Geschichte des Deichwesens in dem Hauptlande der Wasserbaukunst interessiert, findet hier ein überaus reiches Material.

Digitized by Google

Uha (Deutsch-Ostafrika).

Von A. Leue, Hauptmann a. D.

II.

Die Ebene bis zum Malagarasi.

Am 28. August führte uns unser Marsch hergabwärts in die weite Ebene von Uha. Schier unermeßlich lag das Blachfeld vor uns. Nur fern im Norden zog sich uns eine Wand ein Höhenzug am Horizonte hin. Sobald wir das flache Land erreicht hatten, zeigten sich die Bewohner, wenn auch nicht zutraulicher, so doch bescheidener in ihrem Auftreten. Damit wir nicht den rechten Weg verlören und daß der Zufall uns nicht in die abseits gelegenen Weiler und Gehöfte brächte, hatten die Waha Büsche als Wegweiser aufgestellt und die unsere Straße kreuzenden Pfade allem Brauche gemäß durch quer darüber gelegte Zweige geschlossen. Und wie sie gewohnt waren, böse Geister durch Opfer zu besänftigen, so suchten sie auch uns durch zahlreiche mit Mehl und Früchten gefüllte Körbe, die sie längs des Weges hingesetzt hatten, zu versöhnen. Augenscheinlich waren die Wilden bemüht, sich der unheimlichen Gäste so glimpflich wie möglich zu entledigen. — Nun, uns konnte es recht sein.

Nachdem wir die Landschaft Mimmhule, sowie das Pori Jitura passiert hatten, langten wir nach sechsstündigem Marsche in Itunda an, wo wir am Bache Minnesi das Lager bezogen. Hier endlich bielten es die Einwohner für angezeigt, uns mit einem Besuche zu beehren. Von einer Anzahl seiner Untergebenen begleitet kam Kagoma, der Häuptling des Ortes, zu mir, um meine Karawane mit Schlachtvieh und Lebensmitteln zu versorgen. Kagoma, ein kleiner Mann, war ein drolliger Kauz und keineswegs auf den Mund gefallen. Jeder der Waha trug drei Wurfspeere in der Hand. Um die Geschicklichkeit der Leute in der Handhabung ihrer Waffen zu prüfen, ließ ich sie nach einer etwa 40 Schritt entfernten Kiste schießen. Mir fiel dabei auf, daß sie die Speere, die sie vor dem Wurfe durch einen Ruck des Handgelenkes in Schwingungen versetzten, nicht in gerader Richtung, sondern in hohem Bogen nach dem Ziele warfen. Die Speere wurden von ihnen so scharf in die Luft geschleudert, daß sie fast senkrecht herabschossen und mit großer Gewalt in die Kiste, bezw. dicht daneben in den Boden fuhren. Von der allgemeinen Lust angesteckt, versuchte auch ich mich im Speerwerfen und übte diesen Sport mit Kagoma um die Wette aus. Natürlich war mir der Häuptling zum Jubel der Seinen bedeutend über. Um nun den Wilden die Überlegenheit der europäischen Waffen darzuthun, nahm ich meinen vortrefflichen Revolver aus dem Futteral und schoß, gleichfalls auf 40 Schritt, eine Kugel nach der anderen in die Kiste, so daß die Splitter davonflogen. Wenngleich meine Treffsicherheit die Waha in Erstaunen setzte, so imponierte ihnen doch noch mehr die scheinbare Unerschöpflichkeit der Waffe. Ganz verblüfft drehten sie den Revolver in der Hand herum und suchten den Mechanismus, den ich mich wohl hütete ihnen zu erklären, mit großem Eifer zu ergründen. Sehr befriedigt und reich beschenkt gingen sie schließlich von dannen.

Über Maenge und Gumire marschierend traf ich am folgenden Morgen nach $2^1/_2$ Stunden am Lussugi oder Rutschugi ein, welchen Strom ich 12 Tage vorher auf meiner Hinreise nach Udjiji in Uwinsa überschritten hatte. Auf dem linken Ufer dieses Salzflusses wurde gerade Markt abgehalten, zu dem etwa 400 Waha erschienen waren. Da ich dort längere Zeit verweilen mußte, um einen krankheitshalber zurückgebliebenen Askari zu erwarten, so hatte ich Gelegenheit, mich mit dem Studium des Lokalhandels zu befassen. Zum Verkauf bezw. zum Austausch stand aus: Groß- und Kleinvieh, Salz, Honig und Butter, sowie Obst und Feldfrucht. Die Marktleute benahmen sich uns gegenüber zwar nicht unfreundlich, zogen sich jedoch scheu vor uns zurück. — Endlich langte die Patrouille, die ich mit einer Hängematte dem Soldaten entgegengeschickt hatte, in Begleitung des Verwundeten wieder an, so daß der Weitermarsch vor sich gehen konnte. Unterwegs stieß ich wiederholt auf frische Rhinoceros- und Elefantenspuren.

Ich übernachtete in Kisossi an dem Bache Lingawo, dessen Ufer von dichtem Pandanusgebüsch umgeben waren. Nachts wurden wir aufgestört von einer Elefantenherde, die unweit des Lagers unter großem Getöse durch das Gehölz brach.

Früh am Morgen des 30. August setzten wir über den Mugungahach, die Grenze des Lnassalandes. Wenngleich wir unter der feindlichen Gesinnung der Luassawaha wenig gelitten hatten, so war es mir doch angenehm, ihr Gebiet verlassen zu können. Zum wenigsten konnte man jetzt abends schlafen gehen, ohne für die Nacht einen Überfall seitens der Wilden besorgen zu müssen. — Gegen Mittag kamen wir nach Kanenge, der ersten größeren Ortschaft des Mtalereiches. An Stelle des verstorbenen Mutuare Kawerigi befehligte hier sein Sohn Tagasoa, ein gewandter junger Mann, der mich einlud, in seiner Dorfschaft zu verbleiben. Da mir aber Kanenge einen etwas unsauberen Eindruck machte, und ich annahm, daß mir die grauen Reiher, die in Menge den Ort zum Nist- und Schlafplatz erkoren hatten, lästig fallen würden, so dankte ich bestens und zog weiter. Der Schmutz der Wahadörfer rührt daher, daß die Leute mit ihrem Rindvieh sozusagen zusammen hausen. Als Tagasoa sah, daß ich nicht zu halten war, machte er, indem er sich an die Spitze der Karawane stellte, den Versuch, meinem Marsche eine nördliche Richtung zu geben. Ohne seine Absichten zu kennen, ahnte ich, daß er meine Anwesenheit irgendwie auszunutzen gedächte, und ich wandte mich von ihm ab mit den Worten: „Gehe du, wohin du willst; mein Weg führt mich nach Osten."

Waren wir bis dahin über die reine Prairie marschiert, so drangen wir jetzt in eine Buschsavanne ein. Unter eigenartigem Brausen gingen hier langsam einige Windhosen an uns vorüber, die die Halme in wogende Bewegung setzten und Zweige und Blätter schraubenförmig in die Lüfte wirbelten. Es war, als ob im Grase unsichtbare Wesen wild im Kreise herumliefen. Wie mir gesagt wurde, sind solche Wirbelwinde auf der endlosen Ebene von Uha eine häufige Erscheinung.

In der Gegend von Gamgluka, auf einer Terrainwelle unweit des Gamiralebaches, machte ich Halt, um das Lager aufzuschlagen. Eben war die Mannschaft zum Gepäckabliegen aufmarschiert, als sich ein großer Haufen Bewaffneter vor uns aus dem Walde loslöste und sich auf uns zu bewegte. Vorsichtigerweise ließ ich die Soldaten ihre Gewehre, die sie schon zusammengesetzt hatten, wieder in die Hand nehmen und wartete, vor

Digitized by Google

der Front stehend, der Dinge, die da kommen sollten. Die Waffen friedlich gesenkt, näherten sich uns langsam die Waha. Voran schritt der ansehnliche, wohl geschmückte Anführer, dem seine Begleiter große Ehrfurcht erwiesen. Es war Sultan Mtale, der Sohn Kimenis, welcher gekommen war, mich in seinem Lande zu begrüßen. Er überbrachte mir einige Elfenbeinzähne, drei Ochsen, ein Kalb, sowie eine Menge von Körben mit Mehl und sonstigen Nahrungsmitteln. Mtale war ein hoher, schlank gewachsener Mann von etwa 28 Jahren, dessen ballhraunes, edelgeschnittenes Gesicht einen energischen Ausdruck hatte. Um die Schultern wallte ihm wie ein Mantel ein rotseidener Stoff mit breiter Goldborte. Auf dem Haupte trug er eine breite, rot und gelb gestreifte Turbanbinde, die so geschlungen war, daß ihm die beiden mit Goldfransen besetzten Enden über die Ohren herabhingen; ein eigenartiger Schmuck, der dem Sultan das Aussehen eines ägyptischen Pharaos gab. Nach Waha-Art führte Mtale in der Hand einen Speer. In seiner Umgebung that sich vor allem ein Jüngling mit angenehmen Zügen und vornehmem Anstande hervor, der gegenüber dem Häuptling die Stellung eines vertrauten Freundes und Pylades einzunehmen schien. Er hieß Daruhusse und war ein jüngerer Sohn des Kawerigi, also ein Bruder des Tagasoa. Während das eigentliche Gefolge des Herrschers in lange togaartige Gewänder gehüllt ging, hatte die große Masse der Krieger ihre Hüften mit weichpräparierten Fellen oder rotbraunen, aus der Rinde einer Ficusart verfertigten Stoffen bekleidet. Der ganze Aufzug der Eingeborenen machte einen zwar wilden, aber stolzen und würdigen Eindruck. Je mehr ich die Waha ansah, um so klarer wurde mir, daß sie, ebenso wie die Watussi, nicht den Bantus, sondern den Hamiten, d. h. den Somali oder Galla verwandt sein müssen.

Als ich, beruhigt über die Absichten der Besucher, meine Leute wegtreten ließ, klatschten der Sultan und sein Hofstaat, überrascht durch die exakten Griffe und Wendungen der Soldaten, zum Zeichen des Beifalls fröhlich lachend in die Hände.

Nachdem mein Zelt aufgerichtet worden war, lud ich Mtale ein, näherzutreten, und bewirtete ihn in Ermangelung eines besseren mit Kaffee und Cakes. Kaum hatte der Häuptling Platz genommen, so bat er mich schon, ihm im Kampfe gegen seinen aufrührerischen Bruder Ruhinda Hülfe zu leisten. Aha, dachte ich, daher das Entgegenkommen des Sultans. Jetzt begriff ich auch, weshalb Tagasoa, der Vezier Mtales, die Karawane hatte in Kanenge festhalten wollen. — Aus der Darstellung des Sultans ging folgendes hervor. Der verstorbene Kimeni hatte drei Söhne: Mtale I., Mtale II. und Ruhinda. Als nach Kimenis Tode Mtale I. zur Regierung kam, rebellierte Mtale II., wurde aber in einem Gefechte gefangen genommen. Mtale I., der sich scheute, seinen Bruder töten zu lassen, schnitt ihm zur Strafe die Ohren ab und jagte ihn zum Lande hinaus. Bald darauf starb Mtale I., und ihm folgte Mtale II. in der Herrschaft. Da aber die Mutmaßungen des Verstorbenen die Rache des neuen Herrn fürchteten, so proklamierten sie Ruhinda als Sultan und zogen sich mit ihm in den nördlichen Teil des Landes zurück, wo sie sich auf Leben und Tod verteidigten. Trotz aller Anstrengungen gelang es dem Mtale II. auch nicht, seinen Bruder zur Unterwerfung zu bringen. Leider war infolge des jahrelangen Krieges das ganze Land verwüstet worden. Überall stieß man auf Ruinen und Brandstätten. Auch die Ortschaften Ugomagoma und Salassi lagen in Trümmern. Wo man auf zerstörte Dörfer traf, hieß es: „Das hat Ruhinda gethan.“ Ich glaubte nun, Ruhinda müsse doch ein gewaltiger Kriegsmann sein, und war nicht wenig erstaunt zu vernehmen, daß er ein kleines Knäblein sei, welches unter Vormundschaft einer älteren Schwester stehe. Seinen Namen führte er, wie viele Waha, nach einem mythischen Hirtenvolke, dem Ruhinda, von welchem alle kitussi sprechenden Völkerschaften abstammen wollen. Wenn der junge Kronprätendent so erfolgreich war, so lag es daran, daß seine Veziere und Beamten unternehmende Leute waren, die mit der Gepflogenheit der Waha, sich von der Welt abzuschließen, gebrochen und seit Jahren mit den Unyanjembekaufleuten einen schwunghaften Handel getrieben hatten. Von den Wanyamwesi hatten sie auch die civilisiertere Kampfweise der Rugaruga übernommen und waren ihren Gegnern um so mehr überlegen, als sie über 700 Gewehre verfügten. Auch in Tabora waren sie gewesen und hatten der Kaiserlichen Station Elfenbein gebracht. Ich selbst, unbekannt mit der politischen Lage in Uha, hatte ihnen damals einen Schutzbrief ausgestellt und versprochen, sie zu unterstützen, falls sie von ihren Nachbarn angegriffen werden würden. Unter diesen Umständen war es für mich ganz ausgeschlossen, dem Verlangen Mtales nachzukommen. Daher bestrehte ich mich, den letzteren versöhnlich zu stimmen, und versuchte ihm klar zu machen, wie fein und lieblich es wäre, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnten.

Der Häuptling zeigte aber wenig Verständnis für humane Anschauungen, gähnte ein über das andere Mal und machte ein höchst gelangweiltes Gesicht. Ich mußte lachen, wenn ich daran dachte, wie er im Innern meine Salbaderei wohl verwünsche. Um ihm jedoch gefällig zu sein, erklärte ich mich schließlich bereit, eine Gesandtschaft zu Ruhinda zu schicken und demselben zu bedeuten, daß er den Sultan Mtale als rechtmäßigen Landesherrn anzuerkennen und ihm nach Sitte und Brauch Gehorsam zu leisten habe. Noch am selben Tage gingen meine Gerichtsboten Hamsien und Maganga, die ich natürlich entsprechend instruiert hatte, zu dem in Ujanse am Kiwumbabache wohnenden Ruhinda ab.

Abends machte ich dem Häuptling Mtale, der mit seinen Kriegern in der Nähe biwakierte, und dem seine Leute eine prächtige Laubhütte erbaut hatten, einen Gegenbesuch. Er empfing mich im einfachen Hauskleide, d. h. in einem Lendenschurz aus Leopardenfell. Auf dem Kopfe trug er indes noch immer die Königsbinde, deren Enden ihm his auf die Schultern herabfielen. Jetzt wußte ich auch den Grund zu dieser sonderbaren Tracht. Daß dem stolzen Herrn die Ohren fehlten, hatte mir allerdings nicht er selbst, sondern mein Führer Kapanga erzählt. — Meine geringfügigen Geschenke, ein Gora (20,5 Ellen) weißes Zeug und einige bunte Maskattücher, nahm der stolze Sultan huldvollst entgegen.

Während der Nacht wurde das Lager fortdauernd von Raubtieren beunruhigt, die so dicht herankamen, daß unsere Viehherde auszubrechen drohte, und die Posten mehrfach gezwungen waren, Feuer zu geben.

Unter Führung Mtales und seiner Krieger begab ich mich mit der Karawane am 31. August nach Gamiaga, der provisorischen Residenz des Häuptlings. Nach $3^1/_2$ Stunden langten wir dort an. Gamiaga liegt in der Landschaft Lutegatega, $^1/_2$ Stunde nördlich von den Ruinen Ugomagomas. Der ziemlich bedeutende Ort war durch eine Palissadenboma befestigt. Die Hütten des Sultans zeichneten sich vor denen seiner Unterthanen nur dadurch aus, daß sie einigermaßen reinlich und geräumig waren. Weiber und Kinder kamen mir

Digitized by Google

in Gamiaga nicht zu Gesicht. Es hiefs, die Waha hätten der Kriegsunruhen wegen ihre Familien nach dem Süden geschafft. Mir schien es aber, als ob man sie aus Mifstrauen gegen uns entfernt habe. Da mich der Aufenthalt in dem leeren Dorfe nicht sonderlich annutete, so setzte ich meinen Marsch bis zum Anwesen des Mntuare Gamhollo fort. Unterwegs verabschiedete sich Mtale von mir, indem er mir seine Streitsache mit Ruhinda nochmals auf die Seele band. Lachend sagte er mir, dafs er des Gamhollos halber leider umkehren müsse; der Vezier Tagasoa aber solle mich geleiten. Abends kam der letztere mit dem Abschiedsgeschenke Mtales, einem Elfenbeinzahn und einigen Rindern, bei mir im Lager an. Der Sultan liefs nach allem sich meine Freundschaft etwas kosten.

Interessant war es mir, hier die Bekanntschaft des geheimnisvollen Medicinmannes Gamhollo zu machen, welcher als Hoherpriester des Landes die Krönungszeremonieen auszuüben hatte. Er stand im trauten Verkehr mit Kigongo, dem Schutzgeiste des Landes, und trat bei einem etwaigen Thronwechsel sofort in Wirksamkeit. Aufser dieser Zeit durfte er von den Mitgliedern der Herrscherfamilie nicht gesehen werden. Sein Anblick wäre ihr Tod gewesen. Kigongo, der Maimu, war der Geist eines ehemaligen Sultans und wohnte in der Gegend von Salassi auf einem hohen Baume. Da sich Gamhollo freiwillig bei mir nicht einstellte, so liefs ich ihn dringend um seinen Besuch bitten. Lange zögerte er, bei mir zu erscheinen. Endlich kam er. Der Mutuare war ein kleines, hageres Männchen von etwa 50 Jahren mit faltigem Gesicht und klugen Augen. Verschlossen und zurückhaltend, liefs er nichts aus sich herausholen und hatte auf meine neugierigen Fragen nur eine ausweichende Antwort oder ein verlegenes Lächeln. Gern hätte ich etwas über die Art der Krönungsfeierlichkeiten erfahren; aber all mein freundliches Zureden war vergebene Liebesmühe.

Früh am nächsten Morgen bewegte sich die Expedition auf den Malagarasistrom zu. Es war Sonntag und herrlich klares Wetter. Ein tiefblauer, wolkenloser Himmel spannte sich über der weiten Ebene aus. Vor uns im Osten erschien am Horizonte der Galeriewald des Flusses. Aus dem vor längerer Zeit abgesengten Steppenboden sproste schon wieder das junge Grün hervor. Zahlreiche Wildherden tauchten in der Ferne auf, um sogleich wieder zu verschwinden. Hier und da standen auf den Termitenhaufen die Sicherheitsposten der Antilopenrudel. Eine der wachehaltenden Antilopen trabte auf die Karawane zu, sicherte sie an und jagte davon. Bald darauf machte sie Kehrt und näherte sich uns abermale, um sich sofort wieder zur Flucht zu wenden. Dieses Spiel wiederholte sich mehrere Male. Schliefslich liefs ich mir mein Jagdgewehr reichen und gab trotz der grofsen Entfernung Feuer. Anstatt aber das Wild abzuschrecken, erregte der Knall in solchem Mafse seine Neugier, dafs es, im weiten Bogen die Karawane umkreisend, immer näher herankam. Nachdem ich noch verschiedentlich gefehlt hatte, hörte man endlich bei einem neuen Schusse deutlich den Aufschlag der Kugel. Noch wenige Sprünge — und das Wild brach zusammen. Die Karawane hatten lassend, begab ich mich mit einer Anzahl von Leuten nach der Stelle, wo die Beute lag. Wie sich herausstellte, war dieser Platz von unserem Wege aus fast 600 Schritt entfernt. Das erlegte Stück war ein aufsbrauner, der Art nach mir unbekannter Bock von der Gröfse einer Pferde-Antilope. Das Fleisch, aus der Decke geschlagen, liefs ich verteilen. Kopf und Gehörn nahm ich mit.

Die ganze Gegend bis zum Malagarasi führt nach dem Schutzgeiste des Landes den Namen Kigongo. Die auf der Karte stehende Bezeichnung Salassi rührt von einem früheren Mntnare gleichen Namens her.

Als wir nach etwa einer Stunde die Stätte des ehemaligen Dorfes Salassis erreichten, zeigte mir Dulida, ein mich begleitender Mann Gamhollos, den heiligen Baum, der dem Geiste Kigongo als Wohnung diente. Es war eine Ficus, und zwar, wenn ich nicht irre, eine Sykomore. Mir fiel ein, dafs Wifemann auf seiner ersten Afrikadurchquerung in der Gegend von Salassi unter einem Msimbahaume ein höses Abentener mit den Waha erlebt habe. Der an Ort und Stelle geborene Dulida, dem ich die Geschichte erzählte, erklärte mir sofort, dafs er jenem Ereignisse beigewohnt habe. Er fügte hinzu, der Mntnare Salassi sei bald nach dem Vorfalle gestorben, weil er geduldet habe, dafs der Geist von einem Fremdlinge beleidigt worden sei. Salassi sowohl wie der ganze Ort seien der Rache des Kigongo zum Opfer gefallen. Ob der Wilde sich wirklich der Sache erinnerte, oder ob er mir nur nach dem Munde redete, mufs ich dahingestellt sein lassen. Zu Wifsmanns Zeiten hatte die Sykomore mitten in einer belebten Ortschaft gestanden. Als ich 12 Jahre später dort vorüberzog, stand der Baum einsam zwischen den allein übrig gebliebenen Euphorbienhecken, und die Tiere des Waldes hielten in seinem Schatten ihre Mittagsruhe ab. Das Gras unter dem Geisterbaume war platt getreten, und der Boden war bedeckt mit Büffel- und Elefantenlosung; Kigongo aber soll, der Versicherung des Dulida nach, noch immer in des Baumes mächtiger Krone hausen. Gar seltsam kontrastierte der romantische Gespensterglaube der Waha mit der Nüchternheit ihrer in dem Glanze der Tropensonne daliegenden, grell beleuchteten Steppe.

Nach im ganzen 3½ ständigem Tagemarsche erreichten wir den Malagarasistrom, die Grenze des Mtalereiches.

Wie wird sich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika im 20. Jahrhundert und darüber hinaus vermehren?

Von Dr. R. Zimmermann.

Unter dem 1. Juni 1900 hat in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der 12. Census stattgefunden; gleiche Erhebungen über die Bevölkerung sind seit 1790 regelmäfsig von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vorgenommen, und wenn sich diese Erhebungen auch mit der Zeit immer mehr vervollkommnet, besser ausgestaltet und erweitert haben, so sind sie doch in ihren Grundzügen stets dieselben gebliehen, so dafs man nach den nunmehr 12 Ergebnissen die Entwickelung der Bevölkerung als solcher durch mehr als ein Jahrhundert hindurch genau verfolgen kann. Dieser Umstand ist jetzt von H. S. Pritchett, dem Präsidenten des Technologischen Instituts von Massachusetts benutzt worden, um aus den zahlenmäfsigen Einzelnachweisen über den Bevölkerungsstand innerhalb der seit 1790 verflossenen Jahrzehnte eine mathematische Formel her-

Digitized by Google

zuleiten, nach welcher sich die Entwickelung der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten vollzieht; diese Formel erstreckt er in ihrer Anwendbarkeit aber nicht nur auf die Vergangenheit, sondern in gleicher Weise auch auf die Zukunft, so daß also vermittelst derselben auch die muthmaßliche demnächstige Bevölkerung für die einzelnen Zeitabschnitte festgelegt werden kann. Pritchett erkennt sehr wohl an, daß die Bevölkerungsentwickelung eines Staates von einer großen Reihe einzelner Momente abhängig ist, welche in den verschiedenen Zeitabschnitten eine ganz verschieden starke Wirkung ausüben können und ausüben müssen, eine Wirkung, welche sich in ihrer Stärke anfangs in keiner Weise vorher übersehen oder auch nur annähernd bestimmen läßt. Weil aber auch sonst bei Erscheinungen, deren Ursache selbst man noch nicht zu ergründen vermochte, der Zeitpunkt ihres Eintrittes für Vergangenheit und Zukunft nach Maßgabe besonderer mathematischer Berechnungen und Formeln sich genau festlegen läßt — es wird speciell auf die Sonnenflecke Bezug genommen —, so glaubt Pritchett auch für die Bevölkerungsentwickelung unabhängig von den auf dieselbe im einzelnen einwirkenden Ursachen und der besonderen Berücksichtigung der verschiedenen jeweiligen Stärke dieser Ursachen eine rein rechnerische Formel aufstellen zu können, nach welcher der Gang dieser Entwickelung für alle die einzelnen Zeitabschnitte in Vergangenheit und Zukunft auf Grund einfacher Berechnung im allgemeinen festzustellen ist; dabei kann es natürlich vorkommen, daß bei einer einzelnen Festlegung für das eine oder das andere Jahrzehnt eine stärkere Abweichung der berechneten Bevölkerungszahl von der thatsächlich durch die Zählung ermittelten sich zeigt, wenn eben in dem fraglichen Zeitraum vor dem Zählungstermin eine besondere und ausnahmsweise starke Wirkung einer oder mehrerer in der gleichen Richtung sich bewegenden Ursachen stattgefunden hat, es sind dieses eben Ausnahmen, welche die Regel bestätigen müssen. Die theoretische Frage, ob und inwieweit der Entwickelungsgang einer Bevölkerung sich überhaupt nach einer mathematischen Formel berechnen läßt, wollen wir hier ganz unberührt lassen, wir wollen vielmehr nur auf die praktischen Ergebnisse, welche Pritchett durch die Anwendung seiner Formel erzielt, näher eingehen, da diese unter allen Umständen doch von Interesse sein dürften.

Zunächst wird die Formel auf die Vergangenheit zur Anwendung gebracht, da ja bezüglich dieser in den thatsächlichen Censusergebnissen in gewisser Weise ein Prüfstein für die Richtigkeit oder vielmehr das Zutreffende der Formel gegeben ist. Dabei ergiebt sich folgendes Resultat:

Jahr	Bevölkerungszahl (abgerundet auf Tausend)		Abweichung
	nach dem Census	nach Berechnung mit der Formel	
1790	3 929 000	4 012 000	83 000
1800	5 308 000	5 267 000	41 000
1810	7 240 000	7 059 000	181 000
1820	9 634 000	9 569 000	65 000
1830	12 866 000	12 985 000	119 000
1840	17 069 000	17 484 000	415 000
1850	23 192 000	23 250 000	58 000
1860	31 443 000	30 468 000	975 000
1870	38 558 000	39 312 000	754 000
1880	50 156 000	49 975 000	181 000
1890	62 622 000	62 634 000	12 000

Wir sehen daraus, daß die mit der Formel berechneten Bevölkerungszahlen von den bei dem Census als thatsächliche ermittelten durchweg bei den einzelnen Jahrzehnten verhältnismäßig nur wenig abweichen. Eine Ausnahme bilden nur die beiden Abschnitte von 1860 und 1870, doch bezüglich dieser lagen besondere Umstände, die eine Ausnahmewirkung haben und die Abschnitte zu jenen oben berührten Ausnahmen stempeln mußten, vor; diese besonderen Umstände sind auch näher, obgleich nicht ganz einwandfrei, nachgewiesen; es würde uns aber zu weit führen, darauf hier näher einzugehen. Es muß anerkannt werden, daß die mathematische Formel den Entwickelungsgang der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten für die Vergangenheit nach Maßgabe der allgemeinen Übereinstimmung zwischen den Censusdaten und den Berechnungsdaten richtig zur Anschauung bringt. Pritchett führt nun weiter aus, wie gerade in dem verflossenen Jahrhundert in den einzelnen Zeitabschnitten die verschiedenartigsten Momente nach den entgegengesetztesten Richtungen und in wechselnder Stärke auf den Entwickelungsgang der Bevölkerung der Vereinigten Staaten eingewirkt haben; es hat Kriege und Epidemieen gegeben, Zeiten starker und Zeiten geringfügiger Einwanderung, Jahre der Fülle und Jahre des Mangels, Fortschreiten und Rückgang, gute und schlechte Zeiten. Trotz dieser so mannigfachen und entgegengesetzten Einwirkungen hat sich aber doch die Bevölkerung in dem Jahrhundert nach der aufgestellten mathematischen Formel entwickelt, und danach wird dieser Formel auch eine gewisse abstrakte Richtigkeit zugesprochen werden müssen. So erscheint denn auch ihre Anwendbarkeit auf die Zukunft begründet, und jedenfalls muß sie als zuverlässiger wie jede andere Schätzung angesehen werden. Für die Zukunft wird dann die Bevölkerungsentwickelung der Vereinigten Staaten nach der Formel in folgender Weise berechnet:

Jahr	Berechnete Bevölkerung	Jahr	Berechnete Bevölkerung
1900	77 472 000	1970	257 688 000
1910	94 673 000	1980	296 814 000
1920	114 416 000	1990	339 193 000
1930	136 887 000	2000	385 860 000
1940	162 268 000	2100	1 112 867 000
1950	190 740 000	2200	11 856 302 000
1960	222 067 000	2900	40 852 273 000

Die Formel beruht auf der allgemeinen Annahme, daß die Bevölkerung, sofern nicht außerordentliche Umstände wie Auswanderung, Krieg, Hungersnot den regelmäßigen Gang stören, dauernd in einem sich stetig vermindernden Verhältnisse fortschreite; von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wird die prozentuale Bevölkerungszunahme geringer. Ein kurzer Blick auf die nach der Formel berechneten Daten zeigt uns dieses; um 1790 haben wir eine Bevölkerungszunahme von etwa 32 Proz., um 1890 eine solche von 24 Proz. und um 1990 eine solche von 13 Proz., während sie nach 1000 Jahren kaum noch auf 3 Proz. kommt. Auf Null in der Bevölkerungszunahme oder auf einen Stillstand in der Bevölkerungsentwickelung gelangt die Formel aber erst nach unbegrenzter Zeit. Für das Jahr 1900 tritt uns nun allerdings gleich wieder eine recht erhebliche Abweichung von den Censusfeststellungen entgegen; nach den vorläufigen Ergebnissen des Census vom 1. Juni 1900 soll nämlich die Bevölkerung der Vereinigten Staaten nur auf rund 75 700 000 fortgeschritten sein, sie bleibt mithin hinter der Berechnung nach der Formel um mehr als anderthalb Millionen zurück; Pritchett legt darauf aber kein besonderes Gewicht, die Formel kann sich nur im großen und ganzen als richtig erweisen, einzelne Jahrzehnte werden stets mit einer Abweichung von den Census-

Digitized by Google

ergebnissen hervortreten müssen; 1900 ist eine solche Ausnahme, für deren Eintritt er aber keine nähere Begründung angiebt, in den nächsten Jahrzehnten wird eine Ausgleichung stattfinden. Die ganze Entwickelung, welche uns die Prichettschen Berechnungen vor Augen führen, ist ja eine gewaltige, in 50 Jahren beläuft sich danach die Bevölkerung der Vereinigten Staaten (mit Ausschluss von Alaska, den Indianergebieten und den jüngst erworbenen Inseln) auf 190 Millionen, um das Jahr 2000 auf 385 Millionen und nach jetzt 1000 Jahren auf 41 Billionen. Was für Größen damit gegeben sind, erkennt man erst, wenn man berücksichtigt, dass in dem mit am dichtesten bevölkerten Großbritannien jetzt etwa 300 Einwohner auf einer Quadratmeile (englisch) leben, während die Vereinigten Staaten in 1000 Jahren 11000 Personen auf einer Quadratmeile fassen würden. Nach Pritchett wird mit der Entfaltung der Bevölkerung die Weiterentwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse gleichen Schritt halten, in fortgesetzt steigendem Maße werden die unermesslichen Schätze der Erde gehoben und nutzbar gemacht, durch eine ungemein intensive Ausnutzung wird die Leistung jener Hülfsquellen immer mehr in die Höhe geschraubt werden; damit wird uns aber die Zuknuft wirtschaftliche Fragen für die Individuen und für die Nationen zeitigen, von denen uns jetzt noch jede Vorstellung fehlt.

Die Häuptlingsstäbe, bâtons de commandement.

Von Ludwig Wilser.

Der XII. Internationale Anthropologenkongreß in Paris bot den wenigen Ausländern des Neuen nicht allzu viel. Eine Mitteilung jedoch, Dr. Schoetensacks

Fibulae palaeolithicae.

Erklärung der sogen. „Häuptlingsstäbe", verdient die Beachtung aller Prähistoriker. Die Abbildung — der Kopf ist der eines Eskimos und soll nicht die Vorstellung erwecken, die Steinzeitmenschen hätten so ausgesehen — erspart mir eine aufführliche Beschreibung. Diese in Fundstätten der alten Steinzeit häufigen Geräte aus Rentiehorn, über deren Gebrauch man bisher im Zweifel war, deren Deutung als „Häuptlingsstäbe" mit Löchern als Rangabzeichen sicher aber schon manchem ein Lächeln entlockt hat, haben nach der neuen Erklärung zum Verschluss von Pelzkragen gedient. An dem Schutz und Wärme verleihenden Rentier-, Bären- oder Wolfsfelle waren zwei Schnüre oder Sehnen angebracht, die am vörderen Ende je ein kleines Querhölzchen trugen. Durch das Loch des fraglichen Stabes geschoben, bildeten sie einen guten, leicht zu lösenden Verschluss, während das untere Ende des Stabes in einen Schlitz des Felles gesteckt werden konnte und so die Brust vollständig verwahrte.

Für Abzeichen von Häuptlingen sind diese meist kunstvoll geschnitzten, mit Abbildungen verschiedener Jagdtiere gezierten Stäbe viel zu häufig, für Waffen zu schwach; zu Pfeilstreckern oder Pferdegebissen wären sie sehr wenig geeignet, abgesehen davon, dass die letztere Deutung eine Zähmung des Pferdes voraussetzt. So bleibt als einzig einleuchtende Erklärung nur die von Schoetensack gegebene. Die mit mehreren Löchern versehenen Stäbe wurden quer getragen und gestatteten, den Pelzmantel mehr oder weniger auf der Brust zu öffnen. Die kleinen Querhölzchen haben sich selbstverständlich nicht erhalten, doch sind einige offenbar dem gleichen Zwecke dienende, in der Mitte eingekerbte Beinstäbchen gefunden worden, z. B. bei Gourdan und Laugerie-Basse. Ein einfacher Ring aus Stein, Bein oder Thon kann schließlich den gleichen Dienst leisten, und manche der „Spinnwirtel" oder „Netzsenkel" aus der neueren Steinzeit mögen in Wirklichkeit ebenfalls Mantelschließer gewesen sein. Die vorgetragene Ansicht fand Beifall und wurde von Piette in den Text seines schönen Tafelwerkes „L'art pendant l'âge du renne" aufgenommen.

Digitized by Google

Bücherschau.

Johan Winkler: Studien in Nederlandsche Namenkunde. Haarlem, Tjeenk Willink en Zoon, 1900. 8°, 292 S., Register S. 293 bis 328.

Von den sieben Aufsätzen, welche der Verfasser des Dialectieus, der Nld. Geslachtsnamen, Ondnederlands und des friesischen Namenbuches hier vereinigt hat, ist der erste, „Spotnamen van Steden en Dorpen" (p. 3—90), ganz neu. Er zeugt von der ungeheuersten Erkenntnis dieses Teiles der Volksüberlieferungen, dessen Sammlung und Erläuterung in Deutschland noch nicht über die kümmerlichsten Anfänge hinausgekommen ist, und liest sich dabei mit den eingestreuten Geschichten vom Ursprung solcher Neckiamen so leicht wie ein Erzeugnis der schönen Litteratur. Die (p. 55) gegebene Erklärung, warum die sächsischen Drenter und Overijseler diese Volksnecknamen nur schwach ausgebildet haben, heißt uns bei einer Untersuchung des soeben, alten sächsischen Volkscharakters vor allem in diese Gegenden gehen, welche die Umwandlung desselben zuerst durch das königl. preußische, dänische und hannoversche Staatswesen, und nun doppelt durch das neue Reich nicht miterfahren haben.

Von den übrigen Abhandlungen wird die zweite „Ndl. Plaatsnamen in Frankrijk" (zuerst in „Het Belfort" 1894) uns am meisten fesseln. Winkler hatte schon in seinen Aufsätzen in „Tijdspiegel" von 1866 und 1895, „Nederland in Frankrijk" und „In ons zeventiende eewest" seine treffenden Beobachtungen über die Nachkommen der Flamen und Sachsen in Nordfrankreich mitgeteilt. Über die für die frühe Geschichte jener Landschaften so wichtigen Ortsnamen bildet sein Aufsatz neben den schönen Sammlungen in Kurths „La frontière linguistique en Belgique" die einzige zugängliche Belehrung.

Die Aufsätze über Genter und Helmondsche Namen erschienen zuerst 1892 und 1896 in lokalen Zeitschriften, die beiden über friesische Namen sind schöne Erläuterungen zu Winklers friesischem Namenbuche.

Der letzte, „De hel in Friesland", will nachweisen, daß dies Wort in einer Reihe friesischer Ortsbezeichnungen nicht im Sinne unserer deutschen „Hellen" (schroffer Abhänge), sondern als Rest vorchristlicher Anschauung von der Hel als eines düsteren, kalten, feuchten Ortes aufzufassen sei.

H. Jellinghaus.

Dr. Bruno Weiß: Mehr als 50 Jahre auf Chathamisland. Kulturgeschichtliche und biographische Schilderungen in Bearbeitungen und Auszügen aus den Briefen eines Deutschen. Berlin, Deutscher Kolonialverlag (G. Meinecke), 1901.

Über die im Westen Neuseelands gelegene Chathaminsel ist unsere Litteratur nicht allzu reich, und das hier angezeigte Schriftchen giebt uns einige belangreiche Beiträge. Zu Grunde liegen darnach die Briefe eines Handwerkers und Antoldiakten, J. G. Engst, welcher 1819 in der Nähe von Görlitz geboren wurde und 1842 mit Godferschen Missionaren auf einem Bremer Schiffe nach Chatham gelangte. Seine Missionsthätigkeit unter den seit 1835 auf der Insel eingewanderten Maoris, welche die früher dorthin gelangten Moriors, ihre nächsten Verwandten, fast ausrotteten, bildet den Hauptinhalt der Schrift, die man auch sonst wegen der ausgeprägten Persönlichkeit des hibel- und streitfesten Missionars, der sich von der Mission schließlich trennte, gern lesen wird. Der Achtzigjährige hat noch als Farmer auf der Insel. Nicht ohne Interesse sind auch die Briefe für den Ethnographen; über die Moriori berichtet Engst nach Überlieferungen; manches (S. 17 über die Pleyaden) ist auderweitig nicht erwähnt. Die Einheit der Moriori und Maori erkannte er bald, auf die Frage, wie sie einander bei der Einwanderung der letzteren sich verständigt, antworteten die Moriori: „Wir verstanden viele Worte, aber nicht alles."

Elard Hugo Meyer: Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner, 1900.

Eine sehr vollständige Sammlung von Beobachtungen und Überlieferungen über die Sitten und Bräuche im Lande Baden, also eigentlich die Grundstoffe, aus denen mit Hülfe der Geographie, Geschichte, Statistik und zahlreicher Einzelforschungen über Hausbau, Wirtschaft, Kunst u. a. eine Darstellung des Volkslebens erst aufzubauen wäre. Indessen ist es doch auch wieder mehr als eine Sammlung, denn einleitungs- und einflechtungsweise ist so manches Bild aus dem Volksleben mit der im ganzen freilich recht trockenen Registrierung der Thatsachen verbunden. In der bestimmten Voraussetzung, daß dieses Buch der Sammlung Werke und Werkchen der Ausgestaltung zeugen werde, nehmen wir es mit gebührender Anerkennung des Fleißes und Verständnisses des Verfassers dankbar hin; möchten aber allerdings besonders den Dank für die geschichtliche Einleitung und gemütvolle, warme Rückschau bedauern, in denen er aus der Rolle des Registrators heraustritt. Die Anordnung ist die übliche, von der Geburt bis zum Tode: Kindheit, Jugend, Liebe, häusliches Leben, Arbeit, Festzeit, Verhältnis zur Kirche und zum Staat, Krankheit und Tod.

Da wir vom badischen Volksleben sprechen, möchten wir auch ein Wort der Empfehlung für das neueste Werkchen des volkskundigsten und volksmäßigsten aller badischen Schriftsteller der Gegenwart, des Freiburger Pfarrers Heinrich Hansjakob sagen. Es trägt den Titel „Aus der Karthause", ist Ende 1900 bei Bonz in Stuttgart erschienen. Hansjakobs Schriften werden gewöhnlich zur „schönen Litteratur" gerechnet, wahrscheinlich wegen ihrer fesselnden Form und ihrer manchmal in das Gebiet der Dichtung schweifenden Einkleidung und ihrer reizenden kleinen Illustrationen. Der Hauptsache nach sind es aber vortreffliche lebenstreue Skizzen aus dem heutigen badischen Volksleben, mit einer Tiefe des Verständnisses und von einem mit einer Liebe gezeichnet, die ihnen einen viel höheren Wert verleiht als den meisten ähnlichen Schriften. Hansjakob lebt und webt mit seinem Volk, und wer wissen will, wie heute der ursprünglichste Teil des Volkes, besonders das oberländische, in Baden fühlt, denkt und spricht, der nehme dieses Büchlein oder eins der früher erschienenen zur Hand.

Friedrich Ratzel.

A. Seidel: Suahili Konversations-Grammatik. Verlag von Julius Groos, Heidelberg.

Unsere Kolonie Deutsch-Ostafrika hat sich in den letzten sehn Jahren überraschend schnell entwickelt. Heute findet daselbst der Einwanderer wenigstens an den Küstenplätzen Bedingungen, unter denen er wie in der Heimat leben kann. Alle dem Komfort des Europäers dienenden Einrichtungen und Etablissements sind dort, wenn auch teilweise erst in bescheidenem Maße, schon jetzt vorhanden. Als wir, die Pioniere der Kolonie, 1887 nach Ostafrika gingen, waren wir in jeder Beziehung auf Selbsthülfe angewiesen. Nicht einmal Karten und Lehrbücher standen uns bei unserem Bestreben, Land und Leute zu studieren, zu Gebote. Auch die Landessprache, das Kisuahili, waren wir gezwungen uns im mündlichen Verkehr mit dem Volke, so gut es gehen wollte, anzueignen. Um jedoch eine Sprache erlernen zu können, muß man sich vor allen Dingen mit ihrer Formenlehre vertraut machen. Die Praxis allein thut es nicht. Der einzige deutsche Sprachführer aber, aus dem wir uns damals über die Elemente des Kisuahili zu unterrichten vermochten, der kleine Büttnersche Leitfaden, zeigte sich nicht der Aufgabe gewachsen, uns aus dem Labyrinth der Präfixe die Wege zu weisen. Mit um so größerer Genugthuung wurde es daher begrüßt, als bald darauf ein Lehrbuch von A. Seidel erschien, das in einfacher und praktischer Weise zur Erlernung der Suahelisprache Anleitung gab.

Inzwischen sind über die geographischen Verhältnisse der Kolonie vortreffliche Karten und über die Sitten und Gewohnheiten ihrer Bevölkerung gute Bücher und Aufsätze erschienen. Je mehr aber zur Erforschung Deutsch-Ostafrikas geschieht, um so leichter wird es dem Neuling gemacht, sich dort zurechtzufinden. Vor allem ist es erfreulich zu sehen, daß auch auf sprachlichem Gebiete weiter gearbeitet wird. Ist dies doch um so nötiger, als das Kisuahili selbst noch immer in einer Art von Bildung begriffen ist. Bekanntlich hat das Mischvolk der Suaheli den Wortschatz seines an sich ärmlichen Bantu-Idioms aus den Sprachen aller Kulturvölker, mit denen es in näherer Berührung gekommen, wie der Araber, Inder, Perser, Portugiesen und Engländer, nach und nach vervollständigt. Fast die Hälfte der Suahiliwörter überhaupt ist arabischen Ursprungs. Auch der deutschen Sprache entnehmen jetzt die Suaheli gern Ausdrücke, sobald sie auf neue Begriffe stoßen. Ebenso sind sie geneigt, manche Wörter als veraltet fallen zu lassen, um sie durch Neubildungen oder Fremdwörter zu ersetzen.

Auf Grund des Umstandes, daß die Kenntnis der Eigentümlichkeiten und Feinheiten der Suahelisprache bedeutend

Digitized by Google

fortgeschritten ist, hat sich neuerdings auch A. Seidel veranlaßt gesehen, ein zweites Lehrbuch des Kisuaheli herauszugeben, in dem alle syntaktischen Erscheinungen eingehend erklärt und verschiedene wichtige Fragen gelöst werden. — Interessant in diesem Buche ist die Fülle von eingeflochtenen Erzählungen, Liedern, Gedichten und Sprichwörtern, die besonders geeignet sind, den Lernbeflissenen in die Sprach- und Denkweise der Suaheli einzuführen. Da die Konversations-Grammatik das Kisuaheli erschöpfend behandelt, dürfte sie allen Anforderungen, die man im Falle des praktischen Gebrauchs an sie zu stellen berechtigt ist, Genüge leisten.

Schließlich ist noch als dankenswert anzuerkennen, daß Seidel sich die Mühe gemacht hat, dem Leser die Geheimnisse der arabischen Schrift, deren sich die Suaheli bedienen, zu offenbaren, wenngleich ich nicht glaube, daß sich zur Zeit in Deutsch-Ostafrika, wo in den Regierungsschulen die lateinische Schreibart gelehrt wird, und wo eine Anzahl Farbiger schon das Kisuaheli mit lateinischen Buchstaben zu schreiben vermag, noch viele Leute damit befassen werden. Thatsächlich sind auch verhältnismäßig so wenige Suaheli ihrer eigenen Schrift mächtig, daß es auch wahrlich nicht Inhalt, zu Verkehrszwecken die letztere mühsam zu erlernen.

A. Leue.

Dr. Hermann J. Klein: Handbuch der allgemeinen Himmelsbeschreibung nach der astronomischen Wissenschaft. Im Schlusse des 19. Jahrhunderts. Dritte Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn, 1901. Preis 10 Mark.

Dieses Werk bietet eine möglichst vollständige, aus den Quellen geschöpfte Darstellung der Ergebnisse, welche die astronomische Wissenschaft gegenwärtig am Schlusse des Jahrhunderts aufzuweisen hat. Die Kenntnis des siderischen Inhalts der Himmelsräume, die die Gegenwart stolz ihr Eigentum nennt, wurde, nachdem Kopernicus, Kepler und Newton die Fundamente der Astronomie überhaupt gelegt hatten, hauptsächlich während der letzten 150 Jahre errungen, und sie knüpft sich innig an die Vervollkommnung der astronomischen Instrumente. Daher giebt das vorliegende Werk zunächst eine Übersicht über die Instrumente der heutigen Astronomie als Einleitung zur Darstellung der Errungenschaften auf dem Gebiete der Himmelserforschung. Diesen letzteren ist die zweite und dritte Abteilung des Buches gewidmet und sie bilden den Schwerpunkt des Werkes. In Bezug auf kritische Sichtung, Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit wird dasselbe von keinem anderen ähnlichen Werke übertroffen, auch die Auffassung und Darstellungsweise ist eigenartig, so daß das Buch eine ganz besondere Stellung einnimmt, in welcher es dem Fachmanne sowohl als den zahlreichen Freunden der Himmelskunde wertvoll sein wird. Denn obgleich es in den Hauptabschnitten populäre Erläuterungen ausschließt, so ist es doch seinem Grundgedanken und der Form seiner Darstellung gemäß für jeden verständlich, der den astronomischen Grundbegriffen nicht gerade fremd gegenübersteht und überhaupt Interesse an der Himmelskunde und den wunderbaren Ergebnissen derselben besitzt.

Theodor Koch: Zum Animismus der südamerikanischen Indianer. (Internationales Archiv für Ethnographie. Supplement zu Bd. 13, 1900.)

Die Arbeit hat ihre Aufgabe, den Seelen- und Geisterglauben der Urvölker Südamerikas in allen seinen Äußerungen und seinen Beziehungen, in Brauch und Sitte dieser Stämme im Zusammenhange darzustellen, trefflich gelöst. Die streng systematische Einteilung behandelt zunächst den Begriff Seele in der Auffassung der Indianer und betont mit Recht seine Ableitung aus den Traumerscheinungen. Sodann wird der Übergang der Seele in Tierkörper, ihre Fortexistenz als Totengeist und ihre Bethätigung als Krankheitsdämon erörtert. Der zweite Teil bespricht die Schutzmaßregeln gegen die Totengeister, die Verhinderung ihrer Rückkehr auf gütlichem und gewaltsamem Wege und ihre Bannung durch die Totenklage, die auffallend häufig erkünstelt und formelhaft „als ein ursprünglich von der Furcht diktierter Brauch erscheint, den man zum eigenen Schutz ausübte, bis er schließlich zu einer leeren Ceremonie herabsank" (S. 117). Der dritte Abschnitt behandelt die Vorstellungen vom Jenseits. Sehr dankenswert ist der ausführliche Index. Der Verfasser ist nicht bloßer Kompilator, sondern war in der glücklichen Lage, als Teilnehmer an Dr. Hermann Meyers letzter Xingu-Expedition selbständige Beobachtungen an Ort und Stelle machen zu können.

Auszusetzen wäre an der Arbeit nur die Ungleichwertigkeit der benutzten Quellen. Autoren wie Cronau, vom Hath, Condreau, Appun, Treutler hätten ohne Schaden fehlen können, wogegen wir die Berichte von Yves d'Evreux vermissen. In Thurns wichtiges Werk „Among the Indians of Guiana" wird nur nach Globusreferaten citiert, Dobritzhoffers „Abiponer" nach Bastian und Waitz, Theret und Hans Staden nach der Gottfriedschen Kompilation. Solche grundlegenden Arbeiten hätten unbedingt am erster Hand benutzt werden müssen. Sonderbar berührt die höchst überflüssige Nachschrift des Herrn Schmela, in welcher derselbe an vorliegender Arbeit die Heranziehung Indonesischer (?) Parallelen vermißt. Der Verfasser hat wichtiger durchaus recht daran gethan, sich streng an sein Thema gehalten zu haben. Gerade darin liegt der Wert seiner Abhandlung, daß sie ein beschränktes Gebiet erschöpfend behandelt und nicht vom Hundertsten ins Tausendste gerät.

Berlin. P. Ehrenreich.

Franz v. Schwarz, vormals Astronom der Taschkenter Sternwarte und Leiter des turkestanischen meteorologischen Instituts: Turkestan, die Wiege der indogermanischen Völker. Mit einem Titelbild in Farbendruck, 178 Abbildgn. und einer Karte. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1900.

Der Verfasser wurde im Jahre 1874 von dem General v. Kaufmann, dem damaligen Generalgouverneur von Turkestan, als Astronom bei der in Taschkent zu gründenden Sternwarte berufen. Er hat 15 Jahre diese Stelle bekleidet. Da er aber auch mit der Ausführung von astronomischen Längen- und Breitenbestimmungen und barometrischen Höhenmessungen, als Grundlage für die großen Generalstabskarte von Turkestan, beauftragt war, ist es ihm möglich geworden, jedes Jahr größere Reisen zu machen und Turkestan wiederholt nach allen Richtungen zu durchqueren. Da das Werk somit auf einer persönlichen Anschauung des Verfassers beruht und auch die bisher erschienenen Reisebeschreibungen und sonstigen Werke über Turkestan benutzt sind, so ist es für die Kenntnis dieses weiten Gebietes von Wert.

In der Einleitung sucht der Verfasser die Ansicht zu begründen, daß alle heutigen Kulturvölker von Turkestan ihren Ausgang genommen haben und daß deshalb die Kenntnis des heutigen Turkestans und seiner Bewohner für das Verständnis der Geschichte überaus wichtig ist. Das Werk zerfällt in fünf Hauptabteilungen: Die erste handelt von Turkestans Bevölkerung; die zweite von der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen der ansässigen Bevölkerung, worin sich der Verfasser hauptsächlich auf die Bevölkerung Taschkents, der Hauptstadt Turkestans, beschränkt; die vierte von den Gesundheitsverhältnissen Turkestans; die fünfte von den klimatischen Verhältnissen Turkestans. In dem letzten Abschnitt ist der Nachweis des stetigen Austrocknens der Seeen und Flüsse Turkestans besonders wichtig. Der daraus gefolgerte Schlußsatz des Verfassers, „Turkestan hat wirtschaftlich keine Zukunft und ist unrettbar dem Untergange geweiht", steht im vollen Gegensatze zu der offiziellen russischen Auffassung. Und wenn man weiß, was für Mühe die russische Regierung auf die weitere wirtschaftliche Entwickelung Turkestans aufwendet, so dürfte doch diese Schlußfolgerung wohl zu bezweifeln sein. Das Werk ist, wie der Verfasser selbst sagt, für ein größeres Publikum bestimmt, und unter diesen Gesichtspunkten kann es bei der sehr ansprechenden Schreibweise empfohlen werden.

Wernigerode. Krahmer.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet

— Der Winterschlaf der russischen Bauern. Der Winterschlaf bei den Säugetieren während der kalten Jahreszeit in gemäßigten und nordischen Klimaten wird unmittelbar durch die Kälte und mittelbar durch den Nahrungsmangel bewirkt, wobei verschiedene Grade der Lethargie eintreten, von scheintodartiger Lethargie, wie beim sprichwörtlichen Murmeltiere, bis zum unterbrochenen, mit Nahrungsaufnahme verbundenen Winterschlafe, wie beim Bären oder Dachse. Nun berichtet Th. Volkov (Bull. d. l. Soc. d'Anthropologie 1900, p. 67) über eine Art Winterschlaf, welchem sich die russischen Bauern in den chronisch von Hungersnot heimgesuchten Gegenden hingeben, wo sie schon gewungen sind, das aus Baumrinde hergestellte „Brot" zu verzehren. Dies aber genügt nicht mehr und daher ergeben sich die Bauern der Ljojka, d. h. dem Schlafe, mit dem sie sich dem Hunger anbequemen wollen. Ist der Getreidevorrat, mit dessen Hilfe der Winter überstanden werden soll, nach der Ansicht des Hausvaters für die Familie nicht groß genug, so muß der Verbrauch verringert werden. Bei regelmäßiger Arbeit und Kraftanstrengung ist das nicht möglich; es wird daher eine vier bis fünf Monate dauernde Ljojka angeordnet. Man bewegt sich kaum, legt sich auf den riesigen Schlafofen (palati). Löscht das Licht aus und verbringt sein Dasein im Nichtsthun und Schlafen, nicht bloß einzelne Familien, nein, ganze Dörfer und Bezirke! Nur das Allernötigste wird bei diesem künstlichen Winterschlafe gethan, bei dem sich Nahrungsaufnahme und Verdauung natürlich sehr verringern. Der Mensch ahmt instinktiv, um sein Leben zu erhalten, Bär und Murmeltier nach.

— Im nordwestlichen Argentinien, in den Grenzlandschaften gegen Bolivia zu, herren noch viele ethnographische und naturwissenschaftliche Fragen ihrer Lösung. Zwar besitzen wir aus der dortigen Gegend manche Arbeiten argentinischer Forscher, allein diese stehen nicht oder nur ausnahmsweise auf der Höhe heutiger Wissenschaft. Es ist daher freudig zu begrüßen, daß im Februar eine Expedition von Stockholm aus aufbrechen wird, welche die Erforschung der östlichen Kordillerenabhänge in Nordwestargentinien und Bolivia in ethnographischer, botanischer und zoologischer Beziehung sich zum Ziele gesetzt hat. An ihrer Spitze steht Erland Nordenskiöld, der bereits in Südamerika forschte, als Ethnograph ist ihm G. v. Rosen, als Botaniker R. Fries beigegeben.

— Die kulturhistorische Bedeutung der in Europa gefundenen Nephrit- und Jadeitgerätschaften erörtert Th. Ortyr (Verhandlgn. des Vereins f. Natur- und Heilkde. z. Preßburg, 1899/1900). Die daraus gefertigten Geräte sind am häufigsten in Asien, Neu-Seeland und Amerika, in Europa finden sie sich nur in den westlichen Ländern, etwa die Alpen und die Elbe bilden die Grenze; von Ungarn sind zwei Fundorte bekannt. Anfangs glaubte man, daß diese Gegenstände sämtlich aus Asien stammten, aus Turkestan, Kaschgar, China oder Birma, und schloß daraus, daß die Ureinwanderung in Europa nicht von Osten, sondern von Westen her begonnen habe, indem die Ureinwohner über die Meerenge von Gibraltar auf die iberische Halbinsel und von da dann nach Frankreich, Deutschland u. s. w. gelangt seien. Ortyr hält die Nephrit- und Jadeitgegenstände für einheimische Industrieerzeugnisse. Die europäischen und asiatischen, wohl auch zuweilen unter dem Sammelnamen Gifusteine zusammengefaßten verschiedenen Felsarten unterscheiden sich nicht unbedeutend, was auf ihren Ursprung an verschiedenen Örtlichkeiten hinweist. Die Nephrite wie die Jadeitfunde beweisen, daß ein internationaler Verkehr diesseits und jenseits der Alpen nicht bestand, wie denn auch beispielsweise der Roggen in den Pfahlbauten der Schweiz nicht vorkommt, dagegen in denen Ungarns häufig auftritt. Die Abhandlung schneidet sehr tiefgelende Fragen an, die noch immer einer eingehenden Prüfung harren. Hier kommt es uns nur darauf an, auf die Arbeit hingewiesen zu haben, ohne sie zu kritisieren.

— Baumwollenproduktion und Baumwollenmanufaktur in den Vereinigten Staaten. Das Schatzdepartement der Vereinigten Staaten giebt einen Überblick über die Entwickelung der Baumwollenproduktion und Baumwollenmanufaktur innerhalb der Union, der das gewaltige Anwachsen dieses Produktions- und Industriezweiges gewissermaßen aus dem Nichts deutlich zeigt. 1790 beschränkte sich der Baumwollenanbau auf eine schmale Zone längs der Küste von Virginia, Nord- und Südkarolina und Georgia, und die ganze Produktion erreichte kaum 2 Millionen Pfund. Die Produktion wuchs mit erstaunlicher Schnelligkeit, nachdem 1793 die Egreniermaschine erfunden worden war, und belief sich 1801 bereits auf 48 Millionen Pfund. Sie verbreitete sich dann über Gebiete, die anfangs dafür gänzlich ungeeignet erschienen, und ergab 1899 nicht weniger als 14,5 Millionen Ballen zu je 400 Pfund, d. i. das 2900fache von 1790 und mehr als zwei Drittel der Baumwollenproduktion der ganzen Erde. 40000 engl. Quadratmeilen dienen jetzt in den Vereinigten Staaten der Baumwollenkultur, und nur in Louisiana und Florida zeigt das dafür in Anspruch genommene Areal eine Abnahme, während es heute gar in Kansas und Utah Baumwollenplantagen giebt. Seit 1878 sind Produktion und Export des Rohmaterials im gleichen Verhältnis gewachsen, so daß auch der Prozentsatz der im Inlande verarbeiteten Baumwolle der gleiche geblieben ist; er beweget sich nun 31,6 Proz. Anders noch im Jahre 1860, wo nur 20 Proz. des im Lande gewonnenen Produkts dort verarbeitet wurden, während noch ein umfangreicher Baumwollenwarenimport aus England stattfand. Der Wert der inländischen Fabrikation stieg von 157000000 Dollars im Jahre 1870 auf 192000000 Dollars im Jahre 1880 und 268000000 im Jahre 1890. Bis 1890 mußten die Vereinigten Staaten noch mit der Konkurrenz der ausländischen Baumwollenmanufaktur für den eigenen Markt rechnen, heute ist an die Stelle der Konkurrenz des Auslandes die des Inlandes selber getreten. Die Union hat sich also auch hierin unabhängig vom Auslande gemacht; doch ist es nicht wahrscheinlich nach der Entwickelung des letzten Jahrzehnts, daß die amerikanische Fabrikation über den heimischen Bedarf hinausgehen wird. Dagegen ist Amerika als Produzent des Rohmaterials in der Lage, auf dem Weltmarkt auf lohnende Preise zu halten; denn seine Produktion während des letzten Jahrzehnts betrug allein 62,5 Proz. der gesamten Baumwollenproduktion der Erde (Indien 15,3, China 7,9, Ägypten 7,3 Proz.; der Rest entfällt auf die übrigen Länder). Im letzten Jahre — 1899 — stand, wie erwähnt, Amerika mit mehr als zwei Dritteln der Gesamtproduktion noch viel günstiger da.

— Tieropfer in Rußland. In Tschuchloma, einer Stadt von 2700 Einwohnern im Gouvernement Kostroma, wütete im Sommer 1900 unter dem Vieh die sibirische Pest. Die erschreckte Bevölkerung beschloß ein gründliches Mittel anzuwenden, und um dem Viehsterben abzuhelfen, wurden zusammen mit den gefallenen Pferden in Anwesenheit des Polizeimeisters zwei lebende Geschöpfe, ein Hund und eine Katze, eingescharrt.

St. Petersburg. P. v. Stenin.

— Verbreitung des Opiumrauchens unter den Franzosen. Die „Quinzaine coloniale" macht darauf aufmerksam, daß das Opiumrauchen unter den Truppen, Beamten und Kaufleuten der französischen Kolonieen Ostasiens einen gefährlichen Verbreitungsgrad angenommen habe und daß es deshalb nötig sei, dagegen einzuschreiten. Unter den Offizieren und Soldaten seien 25 Prozent Opiumraucher; etwas stärker sei das Laster unter den in jenen Kolonieen lebenden Privatleuten verbreitet, am meisten aber unter der Beamtenschaft. Diesen traurigen Umstand benten bereits verkulative Leute in Frankreich aus, und so giebt es in Paris fünf oder sechs Opiumkneipen, in denen die mit Urlaub zurückkommenden Kolonialbeamten Gelegenheit finden, dem verderblichen Laster weiterhin zu huldigen.

— Die Mission Fivé in China. Der belgische Oberst Fivé war von Kongostaat mit einer wissenschaftlichen Mission ins Innere Chinas beauftragt worden, die im November 1899 in Peking begann, und an der vier Europäer, darunter zwei Ingenieure, teilnahmen. Die Mission begab sich über Paotung durch Schansi nach Singanfu und dann am Weiho aufwärts nach Lantschou in Kansu, um von da aus die Provinz auf ihre mineralischen Reichtümer hin zu untersuchen. Das geschah, indem die Expedition sich teilte: die eine Gesellschaft wendete sich dem südlichen Kansu und nördlichen Szetschwan zu, während die andere die Gebirge im Norden des Kuku-nor durchzog. Inzwischen war der Boxeraufstand

Digitized by Google

ausgebrochen und Five mußte auf seine Rettung bedacht sein. Es gelang der Expedition, von Lantschou über Datschin (an der Großen Mauer) quer durch die Gobi nach Urga und dann nach Kiachta zu gelangen, und im vorigen Dezember traf sie in der Heimat ein, wo man um ihr Schicksal bereits besorgnisse hegte. An Mitteilungen über die Ergebnisse fehlt es natürlich noch. Für die Geographie von Bedeutung dürften die Untersuchungen in Süd-Kansu und in dem so gut wie unbekannten nördlichen Szetschwan, vielleicht auch im Richthofengebirge sein. In der Gobi war es im September außerordentlich kalt; es wurde dort einmal eine Temperatur von 30° unter Null beobachtet.

— Die deutsch-englische Grenze zwischen Nyassa und Tanganika. Von Juni bis November 1898 war eine deutsch-englische Kommission damit beschäftigt, das Gebiet zwischen dem Nyassa und dem Tanganika zu vermessen und die dortige Grenze zwischen Deutsch-Ostafrika und Britisch-Centralafrika endgiltig festzulegen. Die Herausgabe der Resultate der deutschen Mitglieder hatte sich bisher verzögert, da bekanntlich zwei von ihnen, Dr. Kohlschütter und Oberleutnant Glauning, noch bis zum Frühjahr 1900 in Deutsch-Ostafrika mit Feldschwermessungen beschäftigt waren. Jetzt liegen die Aufnahmen der deutschen Kommissare im vierten vorjährigen Heft der „Mitt. aus d. deutsch. Schutzgeb." in vier großen Blättern im Maßstabe von 1:100000 vor, und gleichzeitig ist auf ihnen die Grenzlinie markiert, auf die sich die deutschen und britischen Kommissare geeinigt haben und die sie der Billigung der beteiligten Kabinette vorschlagen. Diese Grenze hält sich im großen und ganzen an die Abmachungen vom Jahre 1890 und weicht nur in den Details von ihnen ab, indem sie den natürlichen Verhältnissen Rechnung trägt und die Stammesgrenzen so weit als möglich berücksichtigt. Östlich vom 33. Längengrade bot der zum Nyassa gehende Scongwe, westlich vom 32. Längengrad die Quellflüsse des Saalsi (zum Rikwa) und der in den Tanganika fließende Kalambo geeignete Grundlagen; das dazwischen liegende mittlere Drittel führt durch die Gebirge. Aus den Begleitworten Hauptmann Herrmanns, dessen Werk namentlich die topographische Aufnahme war, ergiebt sich, daß Deutschland bei dieser Grenzfestsetzung nicht schlecht abgeschnitten hat, denn die aus dichtestem bewohnten und am besten bewässerten Landschaften sind Deutsch-Ostafrika verblieben. Die Vermessungsarbeit geschah in der Weise, daß am Nyassa eine Basis gemessen wurde, und die deutschen und britischen Kommissare getrennt zwei Dreiecksketten zum Tanganika vorschoben, die jedoch in steter Verbindung miteinander gehalten wurden. Hierüber sowie über die astronomischen Arbeiten giebt ein ausführliches Memoire Aufschluß, mit dem Dr. Kohlschütter die Karten begleitet. — Ein Bericht des englischen Kommissars Kap. Boileau mit dem Dreiecksnetz der britischen Abteilung war bereits im Juni 1899 im „Geogr. Journ." erschienen.

— Die limnologische Untersuchung des Vierwaldstätter Sees macht tüchtige Fortschritte. Im dritten Hefte der Mitteilungen der Naturforschenden Gesellschaft zu Luzern sind zwei zoologische Arbeiten erschienen über die „Molluskenfauna" von Surbeck und „Quantitative Studien über das Zooplankton" von Burckhardt. Namentlich letztere Schrift bringt auch geographisch sehr interessantes Material und ergänzt die Durchsichtigkeitsbeobachtungen von Arndt. Besonders wertvoll sind die exakt geführten Nachweise darüber, daß die einzelnen Teile des Sees je nach Tiefe, Bodenbeschaffenheit und Durchströmung auch physikalisch und zoologisch ganz verschiedene Resultate liefern und daß bei den kolossalen Wanderungen, welche die verschiedenen Vertreter des Zooplanktons in vertikaler Richtung ausführen, sehr große Verschiedenheiten für die einzelnen Species bestehen. Männliche Exemplare von Diaptomus unternehmen in einer Nacht Wanderungen von mehr als 100 m von der Tiefe an die Oberfläche. Neben der Einwirkung des Lichtes, der Wärme, des Nahrungstriebes hebt Burckhardt als Grund für diese eigentümliche Erscheinung die ungleiche Verteilung des Kohlensäuregases hervor, die für den Genfersee, aber noch nicht für den Vierwaldstätter See nachgewiesen ist. In demselben Hefte werden auch kurze Mitteilungen über den von Saresin aufgestellten Limnimeter gemacht. Angenblicklich funktionieren am See zwei Apparate, einer in der Nähe der Vitznauer Nase, der andere in Stansstad. Halbfaß.

— Hauptmann v. Bessers Reise vom Crossflusse nach der Ballistrafse. In Nr. 24 des Kolonialblattes 1900 berichtet Hauptmann v. Besser unter Beigabe einer Routenkarte in 1:225000 über eine Reise, die er im September 1899 von der Station Nsakpe (in der Nähe des Crossflusses, Breite der Ethiopaschneilen) nach Osten unternommen hatte, um die Verbindung mit der Ballistrafse herzustellen. Etwa halbwegs zwischen dieser und dem Ausgangspunkte der Straße fließt der Aya, der das westlich liegende, schwach bewohnte Land der Ekoi von dem östlich liegenden, stark bevölkerten Gebiete der Keaka scheidet. Das Keakaland besteht aus einer fortlaufenden Reihe von kleineren und größeren Gehöften, die zusammen eine unter einem Oberhäuptling stehende Gemarkung bilden. Das Land ist so gut angebaut, daß nur einzelne Buschparzellen und Urwaldstreifen stehen geblieben sind, so daß es den Charakter einer Parklandschaft gewonnen hat. Der Boden scheint recht gut zu sein; Großvieh und Kleinvieh war zahlreich vorhanden. Das Terrain ist eben, die Wege sind auf 3 m Breite gut gereinigt. Der Hauptandel geht nach der Ballistrafse und nach vorschuldig Salzhandel. Ferner handeln die Keaka mit den Bewohnern der Dörfer auf englischem Gebiet, die den Crossfluß und bei hohem Wasserstande auch den in diesen fließenden Aya hinaufbefahren. v. Besser bemerkt, daß nunmehr die Verbindung zwischen der Station Nsakpe und der Ballistrafse offen und ein sehr wichtiges Gebiet für den Handel erschlossen sei.

— Wie Griesbach, der Direktor des Geological Survey of India, mitteilt, haben sich im verflossenen Jahre die Untersuchungen nach Gold in Birma auf den Wuntho-distrikt beschränkt, wo viele Riffe jedoch von beschränkter Ausdehnung gefunden wurden. An einzelnen Stellen hat man mit der Ausbeutung bereits begonnen, so bei Chaukpazat, einem Riff, das zuerst von Birmanen entdeckt wurde, die aber nur bis zu einer Tiefe von etwa 3 m vorgingen. Jetzt hat ein Prospektor dort die Goldader bis zu einer Tiefe von 12 m verfolgt. Die Länge dieses Riffs läßt sich 73 m weit verfolgen, und es schien in der Mitte am goldhaltigsten zu sein. Seine Dicke beträgt im Durchschnitt fast 1 m. Das Gestein besteht aus kompaktem Quarz.

— In der Meteorologischen Zeitschrift (Heft 9, 1900) haben Perster und Trabert einen einzelnen Bericht über ihre Versuche in St. Katharein über die Wirkung der zum sogen. Wetterschießen verwendeten Böller verschiedener Systeme erstattet. Die mit außerordentlicher Sorgfalt und Berücksichtigung aller Nebenumstände angestellten Proben zeigten, daß die früheren Erwartungen über das Vordringen der dabei erzeugten Ringe bis in die Höhe der Gewitterwolken zu hochgespannte waren und ein Vordringen der Ringwirbel über einige hundert Meter Höhe nicht nachweisbar ist. Die trotzdem erzielten guten Wirkungen in Windisch-Feistritz werden auf besonders günstige örtliche Umstände zurückgeführt. Trotzdem glauben die Verfasser, daß die Erörterung in der vorliegenden Frage das entscheidende Wort vor den theoretischen Erörterungen hat, da letztere größtenteils wegen unserer Unkenntnis des eigentlichen Hagelbildungsprozesses Hypothesen bleiben müßten. Gm.

— Mitte 1898 ist Bosnien-Herzegowina auch in die Reihe jener fortgeschrittenen Länder Europas getreten, welche eine staatliche geologische Landesaufnahme besitzen. Die geologische Landesuntersuchung soll sowohl praktischen als wissenschaftlichen Zwecken dienen. Durch ihre bisherige Thätigkeit wurden Teile der Blätter Visoka, Zenica-Vares, Kladanj-Čevljanović und Dubrava-Ribnica geologisch erforscht und kartiert. Vollkommen fertiggestellt ist das Blatt Dolnja Tuzla, welches als erstes der „Geologischen Spezialkarte von Bosnien und der Herzegowina" demnächst im Druck erscheinen wird.

Das Blatt Dolnja Tuzla umfaßt, wie Friedrich Katzer in seiner Arbeit über „die Hauptzüge des geologischen Aufbaues des Majevicagebirges und der Umgebung von Dolnja Tuzla in Bosnien" [Centralblatt für Mineralogie, Geologie und Paläontologie 1900, S. 218 bis 220] mitteilt, das Gebiet von 36° bis 36° 20′ östl. L. von Ferro und von 44° 30′ bis 44° 45′ nördl. Br. Dieses Gebiet besitzt wegen seiner ausgedehnten Salz- und Kohlenlagerstätten eine große montanistische Bedeutung und gehört auch sonst zu den von der Natur bevorzugtesten des Landes. Während der südwestliche Teil ein Hügelland darstellt mit den charakteristischen Skulpturformen leicht erodierbarer Gesteine, das sich mehr oder minder rasch zur breiten Thalniederung des Jala- und Spreća-flusses herabsenkt, wird der nordöstliche Teil von stark corpierten, 700 bis 900 m hohen Mittelgebirgen der Majevicaplanina eingenommen. Es gehört mit seinem Vorlande einer gewaltigen Stauchungszone an, deren Tektonik von der Faltung beherrscht wird.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebertor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 6. BRAUNSCHWEIG. 7. Februar 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Mexikanische Thonfiguren.

Von Dr. K. Th. Preuß.

Die mexikanischen und centralamerikanischen Altertümer erhalten durch die Unzahl kleiner Thonfiguren und -köpfe ein charakteristisches Gepräge. In wahrhaft erdrückender Anzahl werden sie im alten Mexiko gefunden, dem sich die Huaxteca, der Staat Veracruz, Mechoacan, die Zapoteca und Mixteca und die Halbinsel Yucatan würdig anreihen. Weiter im Süden ebbt und steigt die Flut bis Venezuela und bis zum Incareich, wo sie sich allmählich verläuft. Die Zahlen, mit denen die Museen hierin aufwarten können, reden laut genug: ungefähr 8000 solcher Thonaltertümer aus dem Valle de Mexico und den angrenzenden Gebieten des Aztekenreiches dürften wohl im Berliner Museum vorhanden sein. Dabei überwiegen die menschlichen Figuren ganz bedeutend. Ganz natürlich, wenn auch sehr betrübend ist es, daß die alten Berichterstatter über diese eigenartige Industrie, die sie als unwesentlich betrachten mochten, nichts erzählen. Auch aus der Darstellungsart läßt sich nichts entnehmen, abgesehen von den Gestalten, welche Embleme von Gottheiten an sich tragen. In der Feststellung derselben liegt das einzige Mittel, etwas über die Bedeutung der Figuren überhaupt zu erfahren, wenn auch andere Typen — und es giebt deren eine Unmenge — ganz andere, profane Bestimmungen gehabt haben werden.

Daß die alten Mexikaner Götterbilder zu privaten Zwecken gebraucht haben, wissen wir aus mannigfachen Angaben, nur ist es durchaus nicht sicher, ob unter diesen unsere Thonfiguren gemeint sind. Wenn sich der Tag näherte, heißt es bei Sahagun [1]), an dem man alle 52 Jahre neues Feuer entzündete, pflegte jeder Einwohner von Mexiko „die Steine und Hölzer" in das Wasser zu werfen, die man als Hausgötter verehrte. Am dritten Jahresfest (toçoztontli) zog man über die Äcker von Banm zu Baum Schnüre, die man mit „kleinen Hölzern und Steinchen" [2]), mit „kleinen Idolen oder Lappen" [3]) behing. Wer in seinem Hause ein Bad (temazcalli) besaß, der stellte dort das Bild der temazcalteci, der Großmutter der Schwitzbäder, auf, eine Form der Göttermutter Tetceoinnan [4]). Götter aus Thon werden hier also nicht direkt erwähnt, sondern nur Holz- und Steinfiguren.

Abb. 1 bis 8. Erdgöttinnen, Xochiquetzal u. a.

Berliner Museum. Abb. 1, 3 bis 8 Sammlung Uhde. Abb. 2 Sammlung Brinkmann. Zompango, Nordrand des Thales von Mexiko. 1/4 bis 1/5 wirkl. Größe.

In anderen Fällen werden Götterfiguren im Gebrauche bestimmter Zauberer genannt, sie werden zu privaten Zwecken aus dem Tempel herbeigeholt, oder man verehrt die Gottheiten unter gewissen sinnlichen Gegenständen. Die Zauberer, die temacpalitoque genannt wurden, trugen auf ihren nächtlichen Plünderungszügen

[1]) Hist. general de las cosas de Nueva España, Bd. VII, Kap. 9.

[2]) Sahagun, Ms. in Madrid bei Seler, Die achtzehn Jahresfeste der Mexikaner, Veröffentlichungen des K. Museums für Völkerkunde, Berlin, VI, S. 107, 184.

[3]) Duran, Historia de las Indias de Nueva España. Mexiko 1880, II, Kap. 3, S. 274.

[4]) Sahagun I, Kap. 8.

Digitized by Google

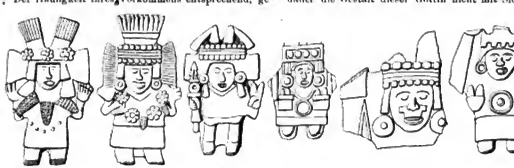
in die Häuser ein Idol des Gottes Quetzalcoatl voraus [1], des Erfinders aller Zauberkünste, und bei großen Gelagen mußte durchaus das Idol des Omacatl, des Gottes der Schmausereien, aus seinem Tempel herübergebracht werden, sollte alles ohne Störung ablaufen [2]. Beim Spiele wurde der Gott des Weines, Ometochtli, durch einen kleinen Krug Wein repräsentiert, den man als Gott verehrte [3]. Ihrem Gott Yyacatecutli bezeugten die Kaufleute Verehrung, indem sie ihrem Wanderstabe (otlatl) Opfergaben darbrachten [4], und wenn man unter anderen Spielgeräten den vier Bohnen des Würfelspiels (patolli) und den vier Richtungsstrahlen auf der Spielmatte göttliche Ceremonieen zuteil werden ließ [5], so dachte man sicher an Macuilxochitl, den Gott des Spieles, dessen Emblem die vier Bohnen sind, oder an andere Gottheiten, die nach den vier Richtungen bin ihre Wohnung hatten.

Abb. 9. Xochiquetzal. Codex Borgia ed. Herzog von Loubat. 58.

Thonfiguren, aufs sorgfältigste mit den Symbolen bestimmter Göttergestalten ausgestattet, werden daher wahrscheinlich nicht bloßes Spielzeug gewesen sein, etwa in der Weise, wie die Moki bei ihren Jahresfesten die auftretenden mythischen Persönlichkeiten in Holz darstellten, um sie den Kindern zur Befestigung ihrer Kenntnis davon zu übergeben. Dem würde auch die Thatsache widersprechen, daß von dem ganzen Pantheon nur wenige Gottheiten und zwar im allgemeinen dieselben in Thon nachgebildet sind, welche auch die zahlreichen und verhältnismäßig großen Steinfiguren jener Gegend vorstellen. Weshalb diesen hierin der Vorrang vor den anderen eingeräumt ist, diese Frage eröffnet der folgenden Aufzählung weitere Gesichtspunkte, wenn auch die Lösung hier nicht versucht werden kann.

Der Häufigkeit ihres Vorkommens entsprechend, gebührt den Erd- und Fruchtgöttinnen der Vortritt in unserer Liste. Nur sind die Gestalten hier meist etwas farblos, so daß selten bestimmte Gottheiten festgestellt werden können. Schon Professor Seler macht darauf aufmerksam, daß die Thonbilder der Blumengöttin Xochiquetzal mit den zwei aufrecht stehenden Federbüschen sehr häufig seien [10]. Diese entsprechen den Federbüschen an den Enden des Riemens (quetzaltlalpiloni), womit sich die hervorragenden Kriegshäuptlinge den Haarschopf umwinden und drücken die Beziehungen der Göttin zu den Kriegern aus [11]. Als Beispiele mögen die Abbildungen 1, 3, 5 bis 8, 10 dienen, bei denen die Kopfbinden bezw. Haartrachten jedoch nicht mit den Darstellungen der Göttin in den Bilderschriften identifiziert werden können. In Abbildung 6 ist das Haar mit Blumen geschmückt, die ja auch in den Codices im Haare der Göttin vorkommen (Abbild. 9). Auch die Kopfbinden der Abbild. 4, 8 könnten aus einem Kranz von Blättern oder Federn bestehen. Sehr interessant ist Abbild. 1, wo die Göttin ihren Sohn Macuilxochitl „Fünf Blume", den Gott des Spiels und Gesanges, über den später ausführlicher gesprochen werden soll, auf den Armen trägt. Die Quellen erwähnen nirgends ein solches Verwandtschaftsverhältnis zwischen den beiden, aber diese sind häufig zusammen musizierend und tanzend dargestellt. Heißt der Gott doch auch mit einem anderen Namen Xochipilli, Blumenprinz. Als solcher ist er beauftragt, Blumen zu spenden [12], und steht überhaupt den Gottheiten der fruchtbaren Erde nahe [13]. Manches hat er von den Symbolen des Maisgottes Cinteotl an sich, und dieser als Cinteotl Itztlacoliuhqui ist der Sohn der Teteoinnan, die aber durchaus anders aussieht wie die Göttin unserer Abbild. 1.

Nach der angeführten Stelle bei Duran (II, Kap. 94, S. 193) und den Bilderschriften wird Xochiquetzal in Tanzstellung mit erhobenen Armen und Blumen in den Händen dargestellt. Ähnliches sehen wir in Abbild. 10 und 11, wo die Kopfbinde der Göttin mit Blumen, bezw. die Brust mit einem Kranze von Blumen und Maiskolben geschmückt ist. Statt der beiden Federbäsche ist aber in Abbild. 11 nur ein mächtiger Busch da, wie auch die Maiskolben der beiden Abbildungen eigentlich nicht zur Ausstattung der Xocbiquetzal gehören. Es läßt sich daher die Gestalt dieser Göttin nicht mit Sicherheit in den Thonfiguren erkennen, zumal in dem kürzlich herausgegebenen Cod. Borbonicus (18) auch die Göttin Quaxo-



10 11 12 13 14 15

Abb. 10 bis 15. Mais- und Fruchtgöttinnen, Chicomecoatl, u. a. Berliner Museum. Sammlung Uhde. 1/4 bis 1/5 wirkl. Gr.

[1] Sahagun IV, Kap. 31.
[2] Sahagun I, Kap. 15. Seler in Veröffentlichungen VI, S. 1141.
[3] Duran, Historia de las Indias de Nueva España. Mexiko 1880, II, Kap. 100, S. 237.
[4] Sahagun I, Kap. 15.
[5] Duran II, Kap. 100, S. 254.

[10] Seler, Das Tonalamatl der Aubinschen Sammlung, Compte rendu du Congrès international des Américanistes. VII. Session. Berlin 1890, S. 794. Die Hauptquelle für die Identifizierung von Göttergestalten ist das von Prof. Seler übersetzte und erläuterte Götterirachtenkapitel in den aztekischen Manuskripten des Paters Sahagun, Veröffentlichungen aus dem K. Museum für Völkerkunde zu Berlin, I, S. 117 f.
[11] Duran II, Kap. 94, S. 193.
[12] Sahagun I, Kap. 14.
[13] Näheres darüber s. Zeitschr. f. Ethnol. XXXII, S. 141.

Digitized by Google

lotl Chantico mit solchen Federbüschen erscheint und alle die Formen mit zwei Federbüschen, die vorher aufgeführt sind, mit Ausnahme von Abbild. 5, sich auch mit einem derartigen Federschmuck finden. Dagegen

16 17 18

Abb. 16. Maisgöttin.

Abb. 17. Schlangenstab (coatopilli) einer Maisgöttin. Berliner Museum. Samml. Uhde. 1/3 w. Gr.

Abb. 18. Schlangenstab der Coatlicue.

Sahagun Ms. Madrid nach Seler in Veröffentlichungen I, S. 151, Abb. 22.

ist als sicher anzunehmen, daß beide Typen weibliche Gottheiten bezeichnen sollen.

An jener Stelle des Duran (II. Kap. 94, S. 193) sind die beiden Federbüsche mit zwei Hörnern verglichen. Nun heißt es auch von der Göttin Cinacoatl, daß ihre Haare wie ein paar gekreuzte Hörner über der Stirn emporstehen, und daß sie diejenige ist, welche zuerst Kinder zur Welt brachte. Sie wurde deshalb den Frauen in den Stunden der Geburt als leuchtendes Vorbild vor Augen geführt [14]). Thonfiguren mit solcher Haartracht, die in sehr verschiedener Weise die hörnerartige Frisur zum Ausdruck bringt, mit und ohne Kind sind sehr zahlreich vorhanden, besonders der Typus Abbild. 19 und 20. Der Beweis, daß wir in diesen die erwähnte Göttin oder überhaupt eine Göttin vor uns haben, kann aber nicht geführt werden, weil einerseits auch Teteoinnan und die Cinapipiltin, die Seelen der im Kindbett verstorbenen Frauen [15]), und ferner Xochiquetzal (Abbild. 9) und Chantico [16]) ähnliche Haartracht zu haben scheinen, andererseits diese Haarfrisur bei den altmexikanischen Frauen üblich war [17]) und auch Kinder in Körben und Traggestellen sehr häufig in Thon geformt sind. Ob die Thonbilder, in denen Frauen statt des Kindes ein Tier, einen Coyote oder Hund bei sich haben (Abbild. 3 u. 4), auf einen mythologischen Vorgang Bezug haben, ist nicht festzustellen. Immerhin ist es sehr wahrscheinlich, da es Göttinnen sind, die diese Tiere tragen. Auch tanzende Frauen (Abbild. 21) in verschiedener Kopftracht sind häufig in Thon geformt, aber ohne entscheidendes Merkmal einer göttlichen Gestalt.

Fasteren Boden haben wir unter den Füßen, wenn wir uns den Maisgöttinnen zuwenden (Abbild. 10 bis 16), von denen man wohl mindestens Abbild. 12, 13, 15 und 16 direkt als Chicomecoatl bezeichnen kann. Das Hauptcharakteristikum sind die Maiskolben; die Abbild. 12 trägt ein Paar mit herausbängenden Narbenbüscheln auf dem Kopfe, ein anderes Paar ebenso wie Abbild. 16 in der einen Hand, während die übrigen Abbildungen (13 und 15) in jeder Hand je zwei Maiskolben haben. An der Abbild. 12 ist die Hand der Göttin, welche die beiden Maiskolben direkt zu halten scheint, deutlich zu sehen, was man durch Vergleich mit der anderen Hand, die den Rasselstab trägt, erkennen kann. Sonst aber sind die Maiskolben selbst in einer wohl aus Papier gefertigten Umhüllung und dieses beides, Papier und Maiskolben, heißt dann zusammen Maishand (cenmaitl) (vgl. Abbild. 13, 15, 16). Die Kopfbinde aus mehreren Streifen, die oben und unten mit verstehenden Verzierungen wie Perlen geschmückt sind (Abbild. 12, 14), teilen die Maisgöttinnen mit den Wassergottheiten. Häufig ist sie hinter dem Kopfe mit einer Schleife versehen, deren zwei große Flügel zu beiden Seiten des Kopfes weit vorstehen (Abbild. 10 bis 12). Der Regengott Tlaloc z. B. ist fast stets mit solcher Schleife dargestellt. Auch der hohe turmartige Aufbau aus Papier (amacalli) mit Quasten und herabhängenden Bändern an den Seiten (meiotli) [18]), was man an den Steinbildnissen der Göttinnen und besonders am Feste Ochpaniztli des Codex Borbonicus (Blatt 30) sieht, läßt sich noch an manchen arg verstümmelten Figuren erkennen (Abbild. 13 bis 15). In der anderen Hand trägt Abbild. 12 einen Rasselstab (ehicanaztli) und Abbild. 14 zeigt noch die Spitze eines solchen. Auch diesen führen außerdem die Wasser- und Fruchtgottheiten. Abweichend hat Abbild. 16 statt dessen einen Schlangenstab (coatopilli), wie ihn z. B. Coatlicue führt. Maisgöttinnen mit einem solchen Stabe sind bis jetzt (vgl. jedoch Cod. Borb. 30) nicht gefunden, deshalb ist Abbild. 16 (Abbild. 17 ist das besser ausgeführte coatopilli einer eben solchen Gestalt) sehr interessant, aber wie Prof. Seler bemerkt [19]), ist in der Handschrift der Biblioteca Nazionale in Florenz auch der Pulquegöttin Mayauel eine Art Schlangenstab in die Hand gegeben, und zur Ausstattung der Mayauel gehört im Tonalamatl der Aubinschen Sammlung (8) auch ein Haleband aus Maiskolben. Im Cod. Borbonicus (30) ist übrigens auch das die Erdgöttin Teteoinnan repräsentierende Opfer als Maisgöttin mit cenmaitl und anderen Emblemen des Maises ausgestattet, so daß man also nicht mit Sicherheit aus dem Vorhandensein des Maises auf eine spezifische Maisgöttin schließen darf.

Die sehr häufig vorkommende stufenförmige Nasen-

19 20 21

Abb. 19 bis 21. Mexikanische Frauen(?). Berliner Museum. Sammlung Uhde. 1/3 wirkl. Gr.

platte auf flachen Thonköpfen kennzeichnet diese meist als Mais- und Fruchtgöttinnen (Abbild. 14, 16), obwohl sie in den Codices auch von den alten Erdgöttinnen getragen wird. Wie jüngst bewiesen ist, läßt sie sich auf die Gestalt eines Schmetterlings zurückführen [20]).

[14]) Sahagun I, Kap. 6, VI, Kap. 28. Seler, Tonalamatl, S. 699.

[15]) Zum Beispiel Cod. Borgia, ed. Herzog von Loubat 57, 46/47 u. s. w. Sahagun Ms. bei Seler in Veröffentlichungen I, S. 146, Abbild. 32.

[16]) Cod. Borgia 63.

[17]) Cod. Vat. A. Nr. 3738, ed. Herzog von Loubat, Blatt 61.

[18]) Seler in Veröffentlichungen I, S. 170.

[19]) Seler in Veröffentlichungen VI, S. 166.

[20]) Zeitschr. f. Ethnol. XXXII, 1900, S. 118 f.

Digitized by Google

Die Kleidung aller dieser Göttinnen besteht meist aus der mexikanischen Weiberlracht, einer Umhüllung des Oberkörpers: dem Hemd (xipilli, vgl. z. B. Abbild. 11) und dem Weiberrock, der sogenannten Enagua (cueitl), nen Haut bilden (Abbild. 27). In Abbild. 26 sehen sie allerdings wie die herabhängenden Enden eines Gürtels aus. In dieser Abbildung trägt er ein kurzes Röckchen aus Tzapoteblättern (tzapocueitl). Seine spitze Mütze

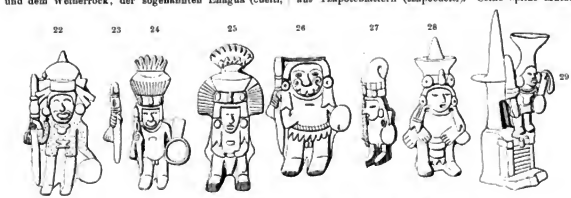


Abb. 22 bis 29. Xipe, der Geschundene. Abb. 29 auf seinem Tempel (teocalli).
Berliner Museum. Sammlung Uhde. 1/8 wirkl. Gr.

Abbild. 20). Hnaxtekischer Trachtbestandteil ist der ponchoartige, vorn und hinten dreieckig herabfallende Überwurf (quechquemitl, vgl. z. B. Abbild. 7 bis 9)[31].

Fast ebenso zahlreich wie diese Göttinnen sind die Gestalten Tlaloc und Quetzalcoatls, des Windgottes, unter den Thonfiguren vertreten. Da der Typus hinreichend bekannt ist, sei ein näheres Eingehen auf sie vermieden. Dagegen dürften Xipe und Macuilxochitl, die der Häufigkeit ihres Vorkommens nach jetzt an die Reihe kommen, manches Interessante bieten.

Xipe, den Geschundenen, den Kriegs- und Fruchtgott, was sich sehr gut miteinander verträgt[32], erkennt man bei undeutlichen Darstellungen gewöhnlich immer noch zuverlässig an den Bändern, die aus den Oberdöcken heraush ängen und an den Enden in zwei Spitzen ausgehen (maxalihuqui). Diese sind auch an seiner Schambinde (maxtlatl), die allerdings auf den hier wiedergegebenen Thonfiguren nirgends zu sehen ist, ferner am Kopfputz (Abbild. 22, 30 bis 32), am Rasseletab (Abbild. 27, vgl. Abbild. 34) und als Schleife auf dem Bauche (Abbild. 22, 29) und auf der Brust (nicht abgebildet) zu bemerken. Er hat stets die Menschenhaut (yyonaya tlacatl), seine Menschenverkleidung (tlacanaualli) angezogen, was daraus hervorgeht, daß immer neben einer oder beiden Händen des Gottes ein unförmliches Etwas herabhängt, das die nicht übergezogene Hand der Haut vortäuscht (Abbild. 22 bis 26, 28). Am besten zeigt Abbild. 22 die Haut durch Vertiefungen, die in der Zeichnung als Punkte erscheinen und wohl Verwesungsflecken andeuten sollen. Daß auch das Gesicht mit der Haut überzogen ist, darauf deutet der Augenschlitz (Abbild. 27, 28) und der weit geöffnete Mund (motenmaxaloticac. Abbild. 30, 33), in dem man in den Bilderschriften und vielleicht auch in unserer Abbild. 33 die Umrisse des darin befindlichen natürlichen Mundes erblickt[33]. Ein Schlitz auf der Brust (Abbild. 24 bis 26) kennzeichnet die Stelle, an der dem Geopferten das Herz herausgerissen ist. Einmal kommt auch daneben ein größerer Schlitz auf dem Bauche vor, der vielleicht auf die Technik des Abhäutens hindeutet. Auch die beiden anlsergewöhnlichen Vorsprünge zwischen den Beinen (Abbild. 24, 26, 27) gehören vielleicht zur Menschenhaut, da sie manchmal direkt die Fortsetzung der übergezoge-

(yopitzontli) erscheint in verschiedenen Kuotungen des hernmgelegten Bandes mit den auseinandergebenden Enden (Abbild. 30 bis 32), das in einem Falle (Abbild. 30) sogar allein da ist. Die spitze Mütze drückt sich wohl auch in dem spitzen Dache seines Tempels aus (Abbild. 29), der hier übrigens ebenso rund dargestellt ist, wie das sonst von dem Tempel Quetzalcoatls behauptet wird[34]. Zuweilen ist die Spitze zurückgebogen, ähnlich wie sie Itztlacolinhqui, die Gottheit des Steins, der Kälte und der Sünde trägt, und binten unten mit dem Grunde vereinigt (Abbild. 27). Vielleicht liegt hier nicht eine Spielerei vor, da dasselbe noch bei einer zweiten Figur erscheint, sondern ein Hinweis auf die Natur des Gottes als Erdgott und Gott des Steinmessers. Unter der Spitze bemerkt man in Abbild. 28 eine steife Federkrone (tlauhquecholtzontli) und darunter eine Binde mit einem Vogelkopf in der Mitte und wahrscheinlich Edelsteinen zu beiden Seiten. Statt der Spitze ist in Abbild. 24 und 25 ein Federbusch vorhanden. Dieser Kopfschmuck findet sein vollkommenes Gegenstück u. a. an mehreren Stellen des Codex Borbonicus (Abbild. 34), wo der Haken an der Stirn nachweislich einen Vogelkopf veranschaulichen soll. Fehlen Spitze und Federbusch, so ist die steife Federkrone zuweilen oben offen und innen hohl,

Abb. 30 bis 33. Köpfe und Mützen (yopitzontli) Xipes.
Berliner Museum. Sammlung Uhde. 1/4 bis 1/2 wirkl. Gr.

ähnlich einem Trichter (Abbild. 29). Besonders interessant, weil sie seine Natur als Erd- und Fruchtgott in einer sonst ungewöhnlichen Weise kennzeichnen, ist der Blumenschmuck auf seiner Stirnbinde (Abbild. 33) und

[31]) Cod. Vat. A (3738) Blatt 61.
[32]) Zeitschr. f. Ethnol. XXXII, 1900, S. 120.
[33]) Z. B. Cod. Vat. B (3773) 19 ed. Herzog von Loubat.

[34]) Cod. Telleriano-Remensis, ed. Herzog von Loubat, Blatt 8 Hamy, Galerie américaine du Musée d'Ethnographie du Trocadéro [Vol. I. pl XIV, Fig. 40].

Digitized by Google

die zu beiden Seiten hinter dem Kopfe hervorragenden Kopfschleifen (Abbild. 25). Die Form seines Brustschmuckes (cuescopitli), des Geschmeides aus Haut, d. h. wohl aus Menschenhaut, sowie die vorhin erwähnte Schleife ist auch sonst an einigen Stellen der Codices Abbild. 35 bis 37 und 42. Aber es giebt im Sahagunmanuskript eine ebenso geformte Kriegsdevise, die in der Schlacht auf dem Rücken getragen wird und quetzalxopilli heißt, so daß der Name xopilcozquitl wohl richtig sein wird [25]).

35 36 37 38 39 40 41 42

Abb. 35 bis 42. Macuilxochitl, Gott des Spieles, Tanzes und Gesanges. Abb. 42 auf seinem Tempel. Gesicht verstümmelt. Berliner Museum. Sammlung Uhle. 1/4 bis 1/5 wirkl. Gr.

vertreten [25]). In der durchbohrten Nasenscheidewand hängt das yacametztli (Nasenmond, Abbild. 24), das auf einen Schmetterling zurückzuführen ist und den Gott als den Erdgöttinnen verwandt kennzeichnet. Dieses Tier symbolisiert wahrscheinlich die von vulkanischem Feuer durchzogene Erde. In Abbild. 26 ist die Gestalt des Schmetterlings vollständiger ausgeführt. Die Ausrüstungsgegenstände des Gottes bestehen in dem Rasselbrett der Frucht- und Wassergottheiten (chicauaztli, Abbild. 22 bis 24, 26, 27, 29), in dem Schild mit den roten Ringen (tlauhteuilacachihuqui), die in den gezeichneten Exemplaren wenig zum Vorschein kommen (Abbild. 24), und in seiner Fellpauke (tlalpan uenetl), auf der er trommelt (Abbild. 25, 28).

Ebenso sicher wie Xipe ist auch Macuilxochitl, Gott des Spiels und Gesanges, in einer Reihe von Thonfiguren zu erkennen, während bei einer großen Anzahl die Verwandtschaft mit diesem Gott nur als sehr locker bezeichnet werden kann. Symbole, die ihm allein und seinen Verwandten zukommen, giebt es eigentlich nur zwei an den Thonfiguren, nämlich das Tonalliosemblem und der eigentümliche Brustschmuck. Das Tonalliabzeichen, welches hier abweichend von den Bilderschriften auf dem Kopfe angebracht ist (Abbild. 35 bis 37), besteht aus den vier Bohnen [26]), mit denen das mexikanische Würfelspiel (patolli) gespielt wird, und hat Bezug auf die vier Weltrichtungen, wovon auch der Name (tonalli heißt Sonnenwärme, Sonnenstrahlung) herzukommen scheint. Der Brustschmuck (Abbild. 35 bis 37, 42), der auch im Ohr getragen wird (Abbild. 42), heißt im Sahagunmanuskript in Madrid [27]) bei den Verwandten des Macuilxochitl, nämlich bei Macuiltochtli und Ixtlilton, bei dem er aber nicht abgebildet ist, xopilcozquitl. Schmuck aus Zeben. Dementsprechend tragen auch Macuilxochitl und Ixtlilton an der Stelle C. Fejérvary 21 ein Halsband aus Tierklauen, ebenso wie eine Statue des Macuilxochitl aus Stein im Museo Nazional in Mexiko. Diese Halsbänder sehen freilich anders aus als die spitz ovalen Schmuckstücke unserer

[25]) s. Seler in Veröffentlichungen aus dem Museum für Völkerk. zu Berlin I, S. 151, Abbild. 13. VI, S. 80, Abbild. 14. Cod. Vat. A (Nr. 3738). Bl. 26. Aubinsches Tonalamatl 14.

[26]) Vgl. Seler, Tonalamatl S. 727. Diesen Schmuck trägt auch Ixtlilton in dem Ms der Bibl. Nazionale, Florenz. Siehe Abbildung bei Seler in Veröffentlichungen VI, S. 153, Abbild. 70, 71.

[27]) Seler, Veröffentlichungen I, S. 144, 161.

Eigentümlich ausgebildet ist bei unserem Gott der Kopfputz, der auf einen Vogelkopf mit hohem Federkamm zurückzuführen ist, aus welchem der Kopf des Gottes herausschaut. An und für sich tragen diese Verkleidung auch andere Götter, z. B. Cinteotl, Uitzilopochtli und Göttinnen wie Chicomecoatl, Xochiquetzal, doch nicht in der Weise umgestaltet. So dürfen wir die ganze

34 41

Abb. 34. Xipe. Cod. Borbonicus 27.
Abb. 41. Macuilxochitl. Berliner Museum. Sammlung Seler. Teotitlan del camino. Etwa 1/4 wirkl. Gr.

Reihe Abbild. 43, 38 bis 42 für diesen Gott halten, zumal einige der Figuren noch andere dem Macuilxochitl bezw. seinen Verwandten allein oder vorzugsweise zu-

[25]) Seler, Altmexikanischer Federschmuck, Zeitschrift für Ethnologie. Verhandl. XXIII, 1891 Abbild. 51 und S. 130. Nachträglich erhalte ich die Interpretation des Prof. Seler zu dem auf Kosten des Herzogs von Loubat herausgegebenen Tonalamatl der Aubinschen Sammlung, wo der Verfasser diesen Ring stets (8. 54, 55, 121 u. s. w.) cyonalli, Schelle, nennt. Herr Seler stützt sich dabei auf eine Angabe der Bilderschrift der Bibliotheca Nazionale in Florenz, in welcher der Ring als Mantelmuster mit der Beischrift cyoyl aufgeführt ist, was der Verfasser sehr glücklich in cyonalli emendiert. Da aber die obige Angabe xopilcozquitl nicht ignoriert werden kann, so ist sehr gut anzunehmen, daß eben Tierklauen als Schellen verwandt worden sind. Hirschhufe z. B., die übrigens ähnlich gezeichnet werden können wie unser Schmuck, sind von den Prairieindianern häufig als Rassel gebraucht worden. Man erinnere sich, daß Cod. Borgia u. a. das Gesicht Macuilxochitls aus einem Hirsch hervorsieht. Diesen nur sehr einleuchtenden, die Angaben verbindenden Gedanken verdanke ich Herrn W. v. d. Steinen.

Digitized by Google

kommende Abzeichen tragen. Es sind der erwähnte Ohr- und Brustschmuck (xopilcozquitl, Abbild. 41, 42), die Trommel (ueuetl, Abbild 40), die Kürbisrassel

Abb. 44. Macuilxochitl, bezw. eine ihm dienende Person.
Cod. Borb. 4.

(ayacachtli, Abbild. 39, 41, vgl. Abbild. 45) und der Schmetterling um den Mund (Abbild. 43). Die schöne Abbild. 43, der Ausgang unserer Reihe, ist übrigens schon vor zehn Jahren von Herrn Seler, der die betreffende Thonfigur von seiner ersten Reise zurückbrachte, ausführlich erklärt und bestimmt worden [29]). Es giebt im Museum Thonfiguren, die wie Abbild. 40 aussehen, wo die Vogelhaube ungeheure Dimensionen angenommen hat, aber keine Trommel haben. Auch diese kann man wohl als Macuilxochitl oder einen Genossen desselben ansprechen. Daß das vorher erwähnte Kind (Abbild. 1) Macuilxochitl vorstellen soll, ist nun ebenfalls klar. Der Gott Abbild. 41 trägt außerdem einen Schneckenquerschnitt, den Brustschmuck des „Windgottes" Quetzalcoatl (ecailacatzcozcatl). Das ist aber weiter nicht auffällig, da beide Götter häufig gemeinsam Emblème für andere Gestalten herleihen, die dadurch in gewisser Beziehung zu beiden Ixthilton, der Verwandte Macuilxochitls, die Schambinde des Quelzalcoatl [30]).

Leser mit unserem Gott verbunden sind die Gestalten in Abbild. 46 bis 49, für die Abbild. 44 aus dem Cod. Borbonicus 4 als Erklärung dienen soll. Das xopilcozquitl auf der Brust und im Ohr, die fünfzackige Zeichnung um den Mund, die der um den Mund gezeichneten Hand bei Macuilxochitl (Hieroglyphe des Namens „Fünf Blume") entspricht, und die Trommel kennzeichnen Abbild. 44 als unserem Gotte zugehörig. Die Gestalt singt, daher der seinem Munde entfliehende, verzierte Haken, sein Haarschopf ist nach Art der Festtracht der Kriegshäuptlinge aufgezaust (temillotl) und mit einem Bande umwunden. Letzteres ist nun auch das kennzeichnende Merkmal der Abbild. 46 bis 49, von denen einer die Trommel (Abbild. 46), einer die Muscheltrompete (tecciztli, Abbild. 47), und zwei die Kürbisrassel handhaben (Abbild. 48 bis 49). Es steht nichts im Wege, diese Gestalten (Abbild. 46 bis 49) einfach als Musiker aufzufassen, aber die feierliche Häuptlingstracht, wozu auch der gekrümmte Lippenpflock (tençacanecuilli) der Abbild. 46 gehört, und der Putz des Oberkörpers der Abbild. 48, wahrscheinlich eine netzartige Schulterdecke (xiuhtlalpilli oder mecaxayatl tenchilnauayo), läßt die Meinung von ihrer Zugehörigkeit zu Macuilxochitl nicht von der Hand weisen, heißt es doch von diesem, daß er bei manchen Festlichkeiten von seinem gewöhnlichen Standorte fortgeholt wurde und in der Nähe der Trommel seinen Platz fand [31]). Es giebt im Museum übrigens auch musizierende Gestalten ohne jedes erkennbare Abzeichen.

Endlich sei noch ein Tänzer mit dem xopilcozquitl des Macuilxochitl im Ohre (Abbild. 53) vorgestellt, und einige musizierende tiestalten, die den gleichen Kopfputz des Tänzers haben. Zwei von ihnen scheinen Masken zu tragen, denn während die Füße menschenartig sind, scheint das Gesicht von Abbild. 50 einem Vogelkopf, das von Abbild. 51 einem Affen oder dgl. mehr anzugehören. Nur Abbild. 52, die wiederum und diesmal mit drei ecailacatzcozcatl als Brustschmuck versehen ist, ist menschlich. Alle drei bearbeiten die Fellpauke und sind wohl ebenfalls als Formen Macuilxochitls oder dienstbare, ihm zugehörige Gestalten zu betrachten.

Der Netzmantel (mecaxatl) kommt eigentlich Ma-

45 46 47 48 49

Abb. 45. Tanzende und musizierende Gestalt. Form oder im Dienst Macuilxochitls. Aubinsches Tonalamatl 4.
Abb. 46 bis 49. Musikanten in Häuptlingsfestracht. Berliner Museum. Sammlung Uhde. 1/4 bis 1/3 wirkl. Gr.

stehend gedacht werden müssen, so für Uenecoyotl, Xolotl, den Affen und den cozcaquauhtli. Auch trägt im Manuskript der Biblioteca Nazionale in Florenz

[29]) Seler, Tonalamatl, S. 729 f. Mitte, S. 35 u. Tafel XIII.

cuilxochitl nicht zu, sondern nur Xyacatecutli, dem Gott der Kaufleute, und den beiden Formen des Tezcatlipoca,

[30]) Seler in Veröffentlichungen VI, S. 153, Abbild. 71.
[31]) Duran II, Kap. 99, S. 227.

Digitized by Google

nämlich Tlacochcalco Yaotl und Omacatl [32]), dem Gott der Gelage. Alle diese drei sind in Festtracht darge-

Abb. 50 bis 52. Vogel, Affe(?) und Mensch die Fellpauke schlagend. Abb. 53. Tänzer mit Symbolen Macuilxochitls. Berliner Museum. Sammlung Uhde. $^1/_8$ bis $^3/_4$ wirkl. Gr.

stellt, aber nur den letzteren beiden kommt das sogenannte tlachieloni, das Schwerkzeug des Tezcatlipoca, zu. Da wir nun an Abbild. 54 bis 57 das tlachieloni, das aufgezauste Haar (temillotl), das in Abbild. 54 und 55 mit einem Riemen umwunden ist, und an Abbild. 55 und 56 den Netzmantel sehen, so müſste man, nach dem Sahagunmanuskript zu urteilen, die vier Gestalten für Tlacochcalco yaotl erklären, denn Omacatl trägt bei Sahagun [33]) einen Federhelm (iuitzoncalli). Andererseits würden wir nach den gemachten Erfahrungen eher erwarten, einen Gott der Festlichkeiten in Thon geformt zu sehen als das Abbild Tezcatlipocas, das jedes Jahr im Tempel Tlacochcalco geopfert ward. Man müſste also auch diesen letzteren hier ganz allgemein als einen Gott der Festfreude und Tänze dargestellt denken, was er thatsächlich in den Tagen vor seiner Opferung gewesen zu sein scheint [34]). Überhaupt wäre bei der Beurteilung dieser Gestalten (Abbild. 54 bis 57) zu berücksichtigen, daſs Tezcatlipoca als Patron des cuicacalli, des Gesang- und Tanzhauses, und als Gottheit, dem in der Interpretation der Bilderschrift der Florentiner Biblioteca Nazionale die Erfindung der Tänze und Gesänge zugeschrieben wurde, mit Macuilxochitl verwandt ist. Dessen Genossen Macuilcuetzpalin und Ixtlilton tragen dementsprechend auch in jener Handschrift das tlachieloni Tezcatlipocas [35]). Nun giebt es auch eine Thonfigur (Abbild. 59) mit tlachieloni, dem Symbol des Tezcatlipoca, einerseits, deren Gesicht andererseits aus einem Vogelschnabel mit gewaltigem Federbusch herausschaut. Dieser Busch wäre mit dem Federkamme der Vogelverkleidung des Macuilxochitl in Parallele zu stellen (vgl. auch Abbild. 50 bis 53). Es ist also zwischen den Abbild. 46 bis 48 und 54 bis 57 möglicherweise kein unüberwindlicher Gegensatz.

Einzig dastehend ist die Abbild. 58, die neben dem tlachieloni ein Symbol des Quetzalcouatl, nämlich sein dornig gekrümmtes Ohrgehänge (nacochtli tzicoliuhqui) führt.

Es sind also aus dem mexikanischen Pantheon nur diese wenigen Gottheiten und zwar in äuſserst zahlreichen Exemplaren in Thon geformt. Es sind:

1. Erd-, Mais- und Wassergöttinnen;
2. Tlaloc und Quetzalcouatl, Regen- und Windgott;
3. Xipe, Erdgott;
4. Macuilxochitl, Gott des Spiels und Gesanges, dem Maisgotte Cinteotl nahestehend, und seine Genossen;
5. Tezcatlipoca als Patron des Tanzhauses.

Unter den Steinbildern von Gottheiten treten dieselben Gestalten auf. Es scheint jedoch Xipe und Tezcatlipoca spärlich oder gar nicht vertreten zu sein und dagegen die Pulquegötter in Betracht zu kommen, die ebenfalls Götter der Fruchtbarkeit, des Überflusses u. s. w. zu sein scheinen. Auſserdem kommt noch in einem Falle die Statue des Feuergottes im Museo nazional in Mexiko und einige Bilder des Sonnengottes in der Mitte von Sonnenscheiben hinzu. Vorausgesetzt, daſs das dargestellte Zahlenverhältnis einigermaſsen Bestand hat, scheinen also dem Mexikaner besonders solche Gottheiten nahe gestanden zu haben, die seinem praktischen Gedeihen und irdischen Behagen dienten. Für dieses sorgten aber mehr die Erdgottheiten als die groſsen Himmelsgötter.

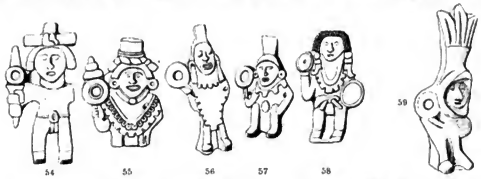


Abb. 54 bis 58. Formen Tezcatlipocas (Tlacochcalco Yaotl). Berliner Museum. Sammlung Uhde. $^1/_4$ bis $^2/_3$ wirkl. Gr.
Abb. 59. Macuilxochitl mit dem Tlachieloni. Berliner Museum. Sammlung Uhde. Etwa $^1/_2$ der wirkl. Gr.

[32]) Vgl. Seler in Veröffentlichungen VI, S. 130.
[33]) Seler in Veröffentlichungen I, S. 171 und Abbild. 36.
[34]) Seler in Veröffentlichungen VI, S. 156.
[35]) Seler in Veröffentlichungen VI, S. 136 und Abbild. 52 (S. 138), Abbild. 71 (S. 153).

Digitized by Google

Uha (Deutsch-Ostafrika).

Von A. Lene, Hauptmann a. D.

III. (Schluß.)

Das Reich des Kihitira.

Auf dem Malagarasi, einem Strome von etwa 50 m Breite und 3 m Tiefe, fand ich nur zwei kleine Einbäume vor, von denen jeder höchstens vier Mann faßte. Infolgedessen ging das Übersetzen der Karawane sehr langsam von statten. Da unter diesen Umständen an einen Weitermarsch am selben Tage nicht zu denken war, begab ich mich sofort auf das östliche Ufer und ließ dort auf einem Rasenplatze unter hohen Bäumen mein Zelt errichten. Der sich im Wasser widerspiegelnde Galeriewald nahm sich prächtig aus. Zu beiden Seiten des Flusses senkte sich das Gezweig in das dunkelgrüne, langsam fließende Gewässer hinein, auf diese Weise allerlei schattige Lauben und Winkel, sowie lauschige Durchfahrten bildend. In den dichten Kronen der Bäume tummelten sich Wasservögel, Tauben und grüne Papageien. Weniger verlockend war es, daß die kühle Flut von Krokodilen wimmelte, die meist unterstrom lagen und auf Beute lauerten. Zum Schutze der übersetzenden Karawane hatte ich Soldaten postiert, die auf jeden der hier und da sichtbar werdenden Ungeheuer zu feuern hatten. In welcher Menge die Krokodile vorkamen, dürfte folgendes Beispiel lehren:

Vor meinem Zelte sitzend, hatte ich einem der Posten gesagt, er möge mich aufmerksam machen, wenn er ein Krokodil sähe. Plötzlich rief der Mann: „Bana, mamba!“ (Herr, ein Krokodil!) Mein Gewehr ergreifend, sprang ich auf und eilte zum Rande des hohen Ufers. Fast unmittelbar unter mir glitt ein von meinem Koch ins Wasser geworfener alter Mattenkorb mit Fleischbrocken und sonstigen Küchenabfällen den Strom hinab. Ein Krokodil hatte das Geflecht mit den Zähnen gefaßt und suchte damit abzuziehen. Ich schoß — und mitten in den Kopf getroffen, verschwand das Reptil. Im nächsten Augenblicke indes tauchte das Krokodilhaupt wieder auf und schnappte nach dem Korbe. Ich schoß abermals und wiederum versank das Tier in der Tiefe. Eben hatte ich von neuem geladen, als zum drittenmal der Kopf erschien. Ich wunderte mich nicht wenig über die Zähigkeit des Ungetüms und feuerte nunmehr weiter. Dies wiederholte sich, solange der Korb in Schußweite blieb. Einige Stunden später wurde mir gemeldet, daß stromabwärts mehrere tote Krokodile vorübergetrieben seien. Augenscheinlich waren es immer andere Exemplare gewesen, die ihre Lüsternheit nach den Küchenabfällen hatten büßen müssen.

Sechs Stunden lang dauerte der Übergang, der allerlei komische Zwischenfälle mit sich führte. Besonders die Karawanenweiber, die aus Angst vor den Krokodilen sich möglichst ungeschickt gebärdeten, gaben Anlaß zu den drolligsten Scenen. Wenn aber die Kanoes auch häufig kenterten, so wurde doch jedes Unglück vermieden. Außerordentlich viel Schwierigkeiten verursachten die Rinder, die einzeln an einem um die Hörner gelegten Stricke durch den Fluß gezogen werden mußten; wohingegen das Kleinvieh, am Ufer angelangt, sich von selbst ins Wasser stürzte. Die Leitkiege sprang voraus und die ganze Herde sprang tapfer hinterdrein. Ebenso verschieden benahmen sich die Reittiere. Während mein Maultier ohne weiteres dem Boote, in dem der Wärter Platz genommen, schwimmend folgte, mußten die sonst ganz verständigen Maskatesel mit Gewalt ins Wasser gedrängt werden.

Auf dem linken Ufer des Malagarasi befand ich mich schon im Lande des Sultans Kihitira. Unweit des Lagers lag das Gehöft Lukukusse, dessen Besitzer Lugemme die Fähre unterhielt. Da seine Leute den ganzen Tag als Bootführer für uns gearbeitet hatten, fand ich mich durch ein reichliches Geschenk mit ihnen ab.

Meiner zu Ruhinda geschickten Gesandtschaft hatte ich gesagt, daß ich sie am Malagarasi erwarten würde. Sie kam aber nicht und infolgedessen war ich gezwungen, am folgenden Tage, den 2. September, am Flusse liegen zu bleiben. Den unverhofften Ruhetag benutzten meine Leute dazu, um gründlich Toilette zu machen. Am Ufer des Stromes nahmen Mannlein und Fräulein, ganz ungeniert durcheinander, Straßbäder, indem sie sich gegenseitig mit Wasser übergossen. Da mir beim Übergang die Stärke meiner Gefolgschaft aufgefallen war, ließ ich um die Mittagszeit sämtliche Mitglieder der Karawane Revue passieren. Es stellte sich heraus, daß die Karawane gegen 300 Personen zählte, und zwar 250 Männer und 50 weibliche Wesen. Unter den letzteren befanden sich etwa 20 Sklavenmädchen, welche, sich unterwegs vor mir verbergend, meinem Verbote zum Trotz von Udjiji aus den Soldaten nachgelaufen waren. Und da sie dem Führer Kupanga, der, reich beschenkt, vom Malagarasi aus über Uwinsa nach Udjiji zurückkehrte, freiwillig nicht folgen wollten, so blieb mir, wohl oder übel, nichts übrig, als ihnen Freibriefe auszustellen und sie nach Tahora mitzunehmen. Außerdem hatten sich in Udjiji noch eine Anzahl Reisende meinem Schutze unterstellt und sich der Karawane angeschlossen.

Nachmittags kamen einige Waha, die mir im Auftrage des zu Kawuga wohnenden Mutuare Kigao einen Schlachtochsen überbrachten. Von ihnen erfuhr ich, daß Kihitira noch ein Knabe sei und unter Vormundschaft des Veziers Wangoma stehe. Der Sultan, ein Enkel des verstorbenen Ruhaga, soll zu Kumana in der Landschaft Maasansa leben.

Auf einem Spaziergange gelang es mir, am Ufer des Flusses ein Krokodil zu schießen, das, in die Brust getroffen, mehrere Meter in die Höhe flog, um alsdann tot liegen zu bleiben. Auch erlegte ich zwei kuckuckartige und buntgefiederte, anfallend schöne Vögel, die mir noch unbekannt waren. Es dürften wohl Bananenfresser gewesen sein.

Als auch am Morgen des 3. September meine Boten nicht zurückgekehrt waren, geriet ich in einige Besorgnis. Waren die Ruhinda-Waha, was immerhin möglich, thöricht genug gewesen, sie zu töten oder gefangen zu setzen, so sah ich mich wider Willen gezwungen, einen Strafzug gegen Ruhinda zu unternehmen. Um nun einerseits keine Zeit mit Warten zu verlieren, andererseits aber Ujanse näher zu sein, wandte ich mich nach Nordosten und verlegte das Lager an den Nawatobach in der hügeligen Landschaft Kirungné. Der Marsch nach Kirungné währte etwas über fünf Stunden. Mtales Vezier Tagasoa, der mich nicht aus den Fingern ließ, begleitete mich dahin.

Endlich, just als die Sonne unterging, langten zu meiner stillen Freude Maganga und Hamsien, begleitet von einigen Wanyampara Ruhindas, wieder bei mir an. Ungnädig von mir empfangen, ließen sie schweigend

Digitized by Google

das Gewitter erst vorüberziehen und legten mir sodann mit vergnügtem Lächeln zwei große Elfenbeinzähne im Gesamtwerte von etwa 1500 Mark zu Füßen, die Ruhindas Schwester ihnen als freiwilligen Tribut für mich übergeben hatte. Dreizehn Elfenbeinzähne waren es, die ich nunmehr der Station Tabora mitbringen konnte. Immerhin entsprachen sie einem Werte, der die Unkosten der Reise weit deckte. Meine Leute waren voll Rühmens über die freundliche Aufnahme, die man ihnen hatte in Ujanse zu teil werden lassen, und machten ganz den Eindruck, als seien sie dort, wenn ich mich so ausdrücken darf, gehörig eingeseift worden. In dem sofort von mir angesetzten Friedensschauri sagten mir die Abgesandten Ruhindas vertraulich, daß Sultan Mtale sie alle töten würde, wenn sie sich, meinem Verlangen gemäß, ihm unterwürfen. Dies konnte ich natürlich nicht wollen; und darum verfügte ich, daß Ruhinda zwar dem Sultan Mtale, als dem rechtmäßigen Landeshäuptling, die gebräuchlichen Abgaben zu zahlen habe, jedoch im übrigen unabhängig von ihm bleiben solle. Tagsaos, der sich im allgemeinen der Ruhindaleuten gegenüber denkbar taktvoll benahm, machte ein unzufriedenes Gesicht, mußte sich aber bescheiden.

Da wir Vollmond hatten und es fast so hell wie am Tage war, zogen die Waha noch in derselben Nacht in verschiedenen Richtungen ab. —

In aller Frühe, um drei Uhr, brach ich auf, um die sich bis zum Gombesumpfe erstreckende, wasserlose Wildnis in einer Tagereise überwinden zu können. Der Marsch durch das im blänlichen Lichte des Mondes schimmernde Pori war herrlich. Auf den kurzrasigen Boden warfen die Bauminseln seltsame Schatten. Hier und da rauschte es im Gebüsch, wenn irgend ein Wild das Weite suchte. Geheimnisvoll verklang der Ruf der Nachtvögel, die mit leisem Finge über uns wegschwebten, in der Ferne. Im Binsche rannten neben der Karawane die Schakale einher und bellten uns ununter an, sum Ergötzen der Träger, die das Gekläff mit derben Scherzen erwidarten. Bei Tagesanbruch befanden wir uns schon in der weiten Steppe, die so eben war, daß es einem vorkam, als bewege man sich auf der Mitte eines tiefen Tellers. Schien sich doch auf allen Seiten nach dem Horizonte zu das Gelände zu erheben. Hatte man aber die vermeintliche Höhe erreicht, so war die Sitnation wieder dieselbe wie vorher. Auf dem Lande war mir diese Augentäuschung in solchem Grade noch nicht vorgekommen. Die Scenerie war insofern nicht uninteressant, als Akaziengruppen, Mimosenbestände und Palmenhaine miteinander abwechselten. Selten habe ich so schöne Borassuspalmen gesehen wie dort. Die Gegend war übrigens auch sehr wildreich.

Unterwegs ereignete sich der sonderbare Zwischenfall, daß Selimans Reitesel auf ein Haar einen Träger erschossen hätte. Um eine Ruhepause eintreten zu lassen, machte ich gegen 9 Uhr morgens Halt und schaute der anrückenden Kolonne entgegen. Plötzlich sah ich, wie ein Mann zur Seite taumelte und seine Last fallen ließ. Gleichzeitig knallten zwei Schüsse. Die Sache klärte sich folgendermaßen auf. Seliman, der Anführer der Rugaruga, war abgestiegen und ging zu Fuß. Den arabischen Zaum seines Maskatesels hatte er, bequem wie immer, lose um eine Doppelflinte geschlungen, die er, den Kolben nach hinten, auf der Schulter trug. Der Esel ruckte nun mit dem Kopfe und riß dabei den Zaum über die Flintenhähne. Alsbald krachte ein Schuß in die Luft. Entsetzt prallte der Esel zurück und brachte dadurch den anderen Lauf zur Entladung, dessen Geschoß den voranschreitenden Träger am Halse streifte und sodann in die Last des Mannes fuhr. Zum Glück war ein größeres Malheur nicht passiert und der in der Last angerichtete Schaden unbeträchtlich.

Um 1 Uhr mittags kamen wir in Forongo, dem größten Orte am Gombesumpfe an. Unweit davon sah man im Süden die Temben von Kisenda, dem ehemaligen Wohnplatze des Kigao, liegen. Bald nach meiner Ankunft erschien der Besitzer von Kisenda, Lutschetschewa, bei mir im Lager, um mich zu begrüßen und mir als Gastgeschenk ein fettes Kalb zu überbringen. Auf meine Erkundigung hin erzählte er mir, daß die feste Boma Mirambos, die Major v. Wißmann am Muanga angetroffen, nicht mehr existiere. Der damalige Befehlshaber derselben, Fundi Kawambajanga, sei von Pandascharo, dem Nachfolger Mirambos, getötet worden. Seine Rugaruga seien in ihre Heimat Urambo zurückgekehrt, und die Waha hätten wieder von dem Landstriche am Muanga Besitz ergriffen. Als Mutnare des Sultans fungierten noch immer Kigao und Kiti, die schon seiner Zeit den Krieg gegen Mirambo geführt hätten. Kigao, der Vetter Kitis, wohne indes nicht mehr am Gombesumpfe, sondern zu Kawuga in der Nähe des Malagarasistromes. Kiti, die Tochter des Luschise, sei jetzt eine alte Frau und lebe zu Magnwe. Sie sei eine Schwägerin des verstorbenen Sultans Ruhaga gewesen und habe großen Einfluß auf den letzteren gehabt.

Auf mein Ersuchen stellte mir Lutschetschewa einige Leute zur Verfügung, die mich durch die Muhambué führen sollten. Die Muhambué ist die Niederung, in welcher sich der nach Süden fließende und in den Malagarasi ergießende Gombe zu einem See erweitert. Der Hauptstrom heißt Gambusi und ein westlicher Arm desselben Muanga.

Früh am Morgen des 5. September setzte sich die Karawane zum Marsch durch die Muhambué in Bewegnng. Die tiefsten Stellen des Gambusi passierte ich in einem Kanoe bezw. in einer Hängematte. Zu reiten war unmöglich, da die Reittiere kaum allein von der Stelle kamen. Das Wasser ging nus meist bis an die Kniee, zuweilen sogar bis an die Hüften. Wo sich ein trockenes Plätzchen fand, sanken die erschöpften Träger scharenweise darauf nieder. Acht Stunden, ununterbrochen, dauerte dieser Marsch, der alle Strapazen übertraf, die ich je in Afrika erlebt hatte. Allerdings weiß ich nicht, ob die Muhambué stets so wasserreich und sumpfig ist wie damals. War doch dieser Reise im Frühjahre 1895 eine besonders ausgiebige, lang andauernde Regenzeit vorangegangen. Der Geruch des stagnierenden Gewässers war zeitweise abscheulich. Dabei waren wir bedeckt mit Stechmücken und Wasserfliegen, die uns fast zu Tode peinigten. Die Niederung wimmelte von Ibissen, Kranichen, Reihern, Rallen, Pelikanen, Gänsen, Enten und anderen Wasservögeln. Es hatte aber niemand Zeit und Lust, sich darum zu kümmern.

Endlich, gegen 2 Uhr nachmittags, konnten wir festen Boden betreten und in einem Hochwalde der Ruhe pflegen. Ein Träger brachte mir hier einen braunen Wasservogel, dessen Zehen so unverhältnismäßig lang waren, daß sie wie Spinnenbeine aussahen. Es war ein Blattläufer. Seltsamerweise erwies sich der Vogel als ganz zahm und spazierte unbefangen zwischen uns herum. Erst, als ich ihn in die Höhe warf, um ihn zum Fliegen zu ermuntern, strich er niederen Fluges von dannen. — Nachdem wir schließlich noch ein breites Gewässer durchwatet hatten, zogen wir um 4 Uhr in den ersten Ort von Ugallagansa, den Weiler Ilindi, ein, dessen Besitzerin, Bibi Mundo, mit der den Wanyamuesifrauen eigenen resoluten Geschäftigkeit alles herbeischleppte, was uns irgendwie wünschenswert oder dienlich

Digitized by Google

sein konnte. Leider war in der Mubambé die Hälfte unserer Kleinviehherde zu Grunde gegangen. Rührend war es anzusehen, wie meine Leute trotz eigener Not bemüht waren, die ermatteten Tiere zu unterstützen und zu fördern. Wer irgend dazu in der Lage war, trug mindestens ein Lämmchen unter dem Arme. Noch im Lager krepierten einige Schafe und Ziegen infolge Entkräftung. Wären mir die Schwierigkeiten der Furtpassage vorher bekannt gewesen, so hätte ich das Kleinvieh in Forogo verschenkt oder gegen Rinder vertauscht. Es hatte sich dort aber niemand darüber geäußert.

Mit dem Überschreiten des Gombesumpfes hatten wir endgültig Uha verlassen und befanden uns wieder unter vertrauten Verhältnissen auf dem Boden Unyamwésis. Gern hätte ich in Ilindi meiner Karawane einen Ruhetag vergönnt. In der Nacht wurden wir aber derartig von Moskitos geplagt, daß am Morgen des 6. September alles zum Aufbruche drängte. — Nachdem also die Wahnführer abgelöhnt worden waren, setzten wir unseren Marsch fort. Durch den stattlichen flochwald von Ugallaganza ging es über Itunia und Uramho der Station Tabora zu, wo ich mit der Expedition am Freitag, den 13. September 1895, wohlbehalten wieder eintraf.

Die germanisch-romanische Sprachgrenze in Belgien und Nordfrankreich.

Von Prof. H. Bischoff, Lüttich.

Die schwierige, viel umstrittene Frage der Sprachgrenze in Belgien, die namentlich in Bezug auf ihren Ursprung und ihre Schwankungen so viele Rätsel aufweist, hat in der neuesten Schrift des Lütticher Universitätsprofessors G. Kurth [1]) eine allseitige, fast erschöpfende Behandlung gefunden. Das Werk verdient große Beachtung, auch in Deutschland, weil es vielen dort verbreiteten Irrtümern siegreich entgegentritt und zu manchen ganz neuen Auffassungen und Ergebnissen kommt.

Im ersten, 588 Seiten umfassenden Bande setzt der Verfasser die Schwankungen der belgischen Sprachgrenze, zunächst seit dem 13. Jahrhundert, dann von den ältesten Zeiten bis zum 13. Jahrhundert eingehend auseinander. Bedeutende Verschiebungen hat diese Grenze seit dem Mittelalter nicht erlitten, doch sind dieselben alle, mit Ausnahme eines Dorfes, zu Gunsten des Französischen. Geht man aber bis auf die fränkische Zeit zurück, am Gewinn und Verlust beider Sprachgebiete zu beurteilen, so tritt ein ziemlich bedeutendes Zurückweichen des germanischen Elementes an den Tag, das sich auf nahezu 100 Ortschaften berechnen läßt. In den Provinzen Luxemburg, Lüttich, Limburg und Brabant geht dieser Rücktritt die Sprachgrenze entlang selten über das Gebiet einer einzelnen Gemeinde hinaus, viel größer ist derselbe aber in der jetzt bis auf fünf Gemeinden gänzlich verwelschten Provinz Hennegau, die für sich allein die größere Hälfte der dem Deutschtum verloren gegangenen Ortschaften in sich schließt.

Einen noch viel größeren Gewinn hat das Französische in Nordfrankreich gemacht. Im 13. Jahrhundert reichte das vlämische Gebiet noch bis zu Boulogne und St. Omer; alles Land nördlich einer direkten Linie zwischen beiden Städten war vollständig germanisch. Das Studium der Ortsnamen ergiebt unzweifelhaft, daß die Sprachgrenze früher noch viel tiefer lag; dieselbe kann südlich bis zur Canche zurückgelegt werden, da die Mehrzahl der Ortsnamen von der eben erwähnten direkten Linie an bis zur Canche germanischen Ursprungs sind; westlich bildete die Lys ungefähr die Grenze, obschon sich auf ihrem rechten Ufer germanische Ansiedelungen finden, die immer zahlreicher werden, je mehr man nördlich vordringt.

Die historischen Schlußfolgerungen, zu welchen der Verfasser nach eingehender Prüfung aller streitigen Punkte gelangt, sind kurz gefaßt folgende:

Das ganze nördliche Gallien bis zum Rheine war ursprünglich von Kelten bewohnt. Ihre Sprache hört man noch heute aus den Flußnamen dieses Landes heraus, und dieselbe hat in der Toponymie Merkzeichen festgesetzt, die uns erlauben, ihr Gebiet zwischen Lugdunum und Noviomagus im Norden und Gessoriacus, Orolaunum und Epternacum im Süden abzustecken.

Infolge der römischen Eroberung verbreitete sich das Lateinische mit erstaunlicher Schnelligkeit; es herrschte bald den Rhein entlang von Utrecht bis Koblenz; das Keltische siechte immer mehr hin und überlebte nicht das römische Kaiserreich.

Der Norden, das heutige Vlämisch-Belgien, war zur Römerzeit größtenteils unbewohntes Wald- und Sumpfland, also nicht, wie vielfach behauptet, von germanischen Stämmen bewohnt, die der römischen Kultur unzugänglich blieben.

Die Germanisation des nördlichen Belgiens ist den Franken zuzuschreiben, welche, die Schwäche des Kaiserreiches benutzend, in Belgien eindrangen. Die große Verbreitung des specifisch-fränkischen „heim“ im nördlichen Belgien liefert hierzu einen Beweis, sowie das Alter der mit heim gebildeten Ortsnamen, die durchgängig der zweiten Periode der Ortsbenennung angehören, weil ihr Stamm ein Eigenname ist und weil sie individuelle Wohnungen bezeichnen. Übrigens erklärt sich die auffallende Übereinstimmung zwischen der Toponymie des Landes Waes und Brabant einerseits und der Gegend von Kleve anderseits durch die Voraussetzung der fränkischen Eroberung, die von Nordosten nach Westen fortschreitet und beim Landeswechsel dem neuen Vaterlande die Namen des alten zu geben pflegt.

Alle anderen germanischen Nachsilben wie sele, laer, ingen, bach, loo stimmen in Bezug auf ihr Gebiet mit den heim überein. Da, wo sie die überwiegende Mehrzahl der Ortsnamen bilden, bestimmen sie ziemlich genau die Grenze zwischen germanischer und romanischer Bevölkerung; da, wo sie inmitten einer römischen Toponymie zerstreut erscheinen, verraten sie fränkische Kolonieen, die in römischer Umgebung gegründet wurden.

Die Toponymie erlaubt uns, nicht nur die Grenzen der germanischen Kolonisation im 4. und 5. Jahrhundert festzustellen, sie hilft uns auch in der Masse fremder Eindringlinge gewisse Gruppen unterscheiden. So findet sich an der äußersten Grenze des fränkischen Sprachgebietes, gerade England gegenüber, eine geschlossene Gruppe von (42) Ortschaften, welche die Nachsilbe ington aufweisen. Ton oder town ist angelsächsisch und bedeutet Umzäunung. Das entsprechende Zaun ist in Deutschland ungemein selten. Es hat sich also hier, im Lande von Boulogne, eine angelsächsische Ko-

[1]) G. Kurth, La frontière linguistique en Belgique et dans le Nord de la France. Ouvrage couronné par l'Académie royale de Belgique. Bruxelles, Société belge de librairie, 1896—1899. 2 Bde. Mit einer Karte.

Digitized by Google

lonie angesiedelt, die, wie der Verfasser durch eingehende Untersuchungen nachweist, schon vor der fränkischen Einwanderung da war und sich später mit den Franken verschmolz. Eine weitere Unterscheidung zwischen fränkischem und angelsächsischem Sprachgebiet ist unmöglich, da die Toponymie beider Rassen, abgesehen vom specifisch angelsächsischen ton und vom specifisch fränkischen sele[2]) eine im übrigen übereinstimmende gewesen ist.

In Bezug auf die Grenze zwischen den Franken und ihren nördlichen Nachbarn, den Friesen und Sachsen, entspricht die Toponymie vollständig den Angaben der geschichtlichen Erdkunde. Das fränkische sele findet sich z. B. nur ganz ausnahmsweise in den als friesisch oder sächsisch anerkannten Gegenden, überschreitet u. a. nicht die als Grenze zwischen Franken und Sachsen angenommene „Yssel".

Auch im östlichen und südlichen Belgien kann die Grenze der fränkischen Kolonisation wenigstens annähernd durch die Toponymie erkannt werden. Die Grenze zwischen Franken und Allemannen erkennt man an der Ausdehnung der Nachsilbe scheid, die für die Franken, und der ingen und weiler, die für die Allemannen bezeichnend sind. Schwieriger ist eine Abgrenzung der ripuarischen und salischen Franken. Hier muß besonders die mehr oder minder große Verbreitung der scheid, sele, loo in Betracht gezogen werden. Die erstere ist specifisch ripuarisch, die letzteren, besonders sele, womit ja der Name selbst der salischen Franken zusammenhängt, finden sich in überwiegender Mehrzahl in den Gegenden, die gewöhnlich als Wohnsitz der Salier angesehen werden: den beiden Flandern, Brabant und Antwerpen.

Die Besitznahme des nördlichen Belgiens durch die Franken geschah stückweise, infolge verschiedener Einbrüche vom Anfange des 4. Jahrhunderts an bis zum Jahre 406, in welchem die Provinz Germania secunda den Römern verloren ging und das Land nördlich von Arras, Famars, Tongern und Andernach für immer germanisch wurde. Was hielt die fränkische Eroberung auf und hinderte sie, sich wie ein reifender Strom über das ganze Land zu ergießen? Es war dies einerseits die stark befestigte römische Kunststraße von Bavay bis Kölu, anderseits der sich vom Zusammenfluß der Sambre und Maas an bis zu den Ufern der Schelde erstreckende Köhlerwald (carbonaria silva), welcher bis zum 13. Jahrhundert, wo man anfing ihn zu lichten, eine stetige Grenzscheide bildete. Von der Schelde bis zum Meere bildeten die Lys und die Canche die Grenze der fränkischen Eroberung, die halb kriegerisch, halb friedlich war. Was die Franken später, namentlich unter Chlodio, südlich dieser Grenzen eroberten, wie Tournai, Cambrai, das Land von Artois, konnten sie nicht behaupten. Sie siedelten sich dort nicht zahlreich genug an, um das Land zu germanisieren, gingen vielmehr in die fremde Nationalität auf.

Der Unterschied zwischen politischer Eroberung und wirklicher Besitznahme eines Landes kann nicht genug betont werden. Eben weil man beide — die Eroberung mit und ohne Kolonisation — verwechselt hat, ist man vielfach in Bezug auf die frühere Ausdehnung der Franken auf Irrwegen gegangen. Fränkische Kolonisation ist da erfolgt, wo die überwiegende Mehrzahl der Ortsnamen germanischen Ursprungs sind. Da, wo das umgekehrte Verhältnis auftritt, hat keine Landesteilung und Ansiedelung stattgefunden. Eine mittlere Zone zwischen beiden, eine Mischung von germanischen und romanischen Namen aufweisend, deutet auf ein ähnliches Verhältnis zwischen barbarischen Ansiedlern und Einheimischen. Unter Chlodio erhielt das Frankenreich seine größte territoriale Ausdehnung. Die Franken, die darüber hinaus noch weiter südlich drangen, kommen hier nicht in Betracht, da sie von dem fremden Volkstum aufgesaugt wurden.

Die von Norden bis Süden laufende Sprachgrenze zwischen Romanen und Deutschen muß ebenfalls auf fränkische Einwanderung zurückgeführt werden. Hier waren die Kämpfe zwischen Römern und Franken viel heftiger als nun die von Osten nach Westen gehende Sprachscheide. Das stürmische Vordringen der Germanen wurde durch den Ardennenwald aufgehalten. Die Überreste dieses Waldes stehen noch heute da als Grenzmarken zwischen den beiden Rassen. Der Verlust des Deutschtums dieser Sprachgrenze entlang übersteigt nicht ein Dutzend Ortschaften, die sich fast genau zur Hälfte auf den Norden — die heutige Provinz Lüttich — und auf den Süden — die heutige Provinz Luxemburg — verteilen[3]).

Die Sprachgrenze vom rechten Ufer der Maas bis an das äußerste südliche Ende Luxemburgs ist selbstverständlich von den Ripuariern gebildet worden, die nacheinander den Rhein, die Mosel und ihre Seitenthäler besetzten und in einem Teile dieser Gegenden das Land gegen die Allemannen behaupten mußten. — Die andere Grenze vom linken Ufer der Maas bis zu Boulogne ist geschaffen von den Saliern, die seit dem 4. Jahrhundert in Toxandrien ansässig, die vom Kaiserreiche verlassenen oder unbewohnten Ebenen Nordbelgiens überschwemmten und später unter Chlodio ihre Eroberungen fortsetzten.

* * *

Der zweite Band des Kurthschen Werkes handelt von den Schwankungen der Sprachgrenze[4]), ersteus in Belgien, zweitens in Nordfrankreich; diese Darstellung hängt zusammen mit einer höchst interessanten Geschichte des amtlichen Sprachgebrauches in Belgien.

Die Franken, die sich inmitten einer ganz romanischen Bevölkerung niederließen, hatten nach der zweiten oder höchstens dritten Generation ihre Sprache vergessen. Von der Sprache und Nationalität der Franken, die sich nach dem Zeugnisse des Gregorius von Tours in Rouen, Paris und Tournai festsetzten, ist von dem 7. Jahrhundert an keine Spur mehr zu entdecken.

In der Zweisprachenzone beider Sprachen, wo Franken und Gallo-Römer sich fast in gleicher Anzahl begegneten, ging selbstverständlich die romanische Einsaugung viel langsamer von statten. Hier gründeten die Franken eigene Ansiedelungen, und so entstanden zweisprachige Landesteile, die sich jedoch auf die Dauer nicht halten konnten, da eine solche Dualität der Sprachen ein naturwidriger Zustand ist. Schließlich siegt immer die eine Sprache über die andere, und im gegebenen Falle mußte der Sieg dem Lateinischen anheimfallen. Die Gallo-Römer, im Besitze einer civilisierten Sprache, empfanden kein Bedürfnis, eine barbarische zu erlernen, während der zur Erlernung fremder Sprachen besonders begabte Franke sich schnell das Lateinische aneignete. So kam es, daß der Barbar gewöhnlich zwei Sprachen beherrschte, während der Kulturmensch nur eine besaß.

Ein zweisprachiges Volk giebt schließlich immer

[2]) Saio = Herrenhaus.

[3]) Siehe Näheres hierüber in „Deutsch-Belgien. Organ des deutschen Vereins", herausgegeben von G. Kurth. Bd. 1 (1899). Arel. Willems. Brüssel, Société belge de librairie.

[4]) Derselbe ist auch besonders erschienen unter dem Titel „De l'emploi officiel des langues dans les anciens Pays-Bas, par G. Kurth. Bruxelles, Société belge de librairie, 1898.

Digitized by Google

seine eigene Sprache auf. Das thaten die Franken im 6. Jahrhundert, wie die Normannen im 10., wie die Deutschen im 19.

Das tiefe Sprachgefühl, das sich so intensiv bei den Modernen kundgiebt, war den Urvölkern unbekannt. Völker einer Sprache zerfielen übrigens in eine grofse Zahl politischer Körperschaften, deren Interessen entgegengesetzt waren, so dafs die Sprache bei ihren Freund- oder Feindschaften gar nicht in Betracht kam. So spielte auch in dem langjährigen Kampfe zwischen den Römern und Barbaren die Sprache keine Rolle. Die Barbaren behielten nach dem Eintritt in das römische Reich ihre Sitten, ihren Nationalstolz bei, machten aber keinen Versuch, ihre Sprache zu bewahren, und fanden sich in einem gegebenen Augenblicke romanisiert, ohne dafs sie sagen konnten, wie dies gekommen. Besonders im fränkischen Reiche erscheint nirgends die Sprache als ein begründender Bestandteil der Volksangehörigkeit. Gregorius von Tours, dessen Annalen in so genauem und reichem Mafse das ganze Leben jener Zeit widerspiegeln, berichtet kein Wort von den Sprachverhältnissen. Und dasselbe gilt von allen Urkunden der merowingischen Zeit. Die Merowinger sprachen germanisch, die Geschichte aber berichtet nichts davon. Die Karlinge waren unter Karl dem Grofsen und Ludwig dem Frommen noch zweisprachig, blieben es jedoch nicht lange. Hugo Capet war des Deutschen nicht mehr mächtig. Auch war die Ersetzung der Karlinge durch die Capetinger keineswegs eine nationale Reaktion gegen eine fremde Dynastie.

Bei allen Ländereilungen jener Zeit bekundet sich übrigens diese sprachliche Gleichgültigkeit in auffallender Weise, und auch die Geschichte der Kleinstaaten Belgiens beweist dieselbe. Flandern, das Vaterland der Franken, erkannte die Lehnshoheit des Königs von Frankreich an, während Hennegau, Namur und Lüttich unter der Oberherrschaft des Könige von Deutschland standen. Auch in dem heroischen Kampfe Flanderns zur Verteidigung seiner volkstümlichen Rechte gegen den französischen Unterdrücker im 14. Jahrhundert spielte das Sprachprinzip keine Rolle. Im Mittelalter leblen die Sprachen friedlich nebeneinander, breiteten sich aus ohne heftigen Zusammenstofs. Besonders das Verhältnis zwischen Vlamen und Wallonen war ein ganz vertrauliches. Sie erlernten gegenseitig die einen die Sprache der anderen, übten den Kinderaustausch, beteiligten sich gemeinsam an den Landjuwelen, bei denen Preise für französische und vlämische Stücke ausgesetzt waren.

In Bezug auf den amtlichen Sprachgebrauch hielt sich das Lateinische als Urkundensprache bis in das 12. Jahrhundert. Von da an nahm das Französische einen Platz neben demselben ein und drang auch in die germanischen Landesteile als zweite amtliche Sprache ein. Erst von der Mitte des 13. Jahrhunderts ab trat das Vlämische in die Öffentlichkeit. Zwischen dem Lateinischen und dem Vlämischen als den Sprachen des öffentlichen Lebens nimmt also das Französische zeitlich die Mittelstufe ein. Das Schöffenamt aller flandrischen Städte ersetzte zuerst das Lateinische durch das Französische. Ebenso verfuhren die deutschen Städte Arel und Luxemburg, und die Kultursprache der ganz deutschen Grafschaft Luxemburg war die französische.

Im 13. Jahrhundert war Französisch im vlämischen wie deutschen Teile Belgiens nicht nur die amtliche Sprache, sondern auch die Sprache der guten Gesellschaft und der Gebildeten. Als Hauptursache dieser Bevorzugung mufs man die unmittelbare Nähe einer glänzenden französischen Kultur und die zahlreichen und engen Beziehungen mit den südlichen Nachbarn bezeichnen.

Die Reaktion gegen diese Zustände hängt eng zusammen mit der demokratischen Bewegung zu Anfang des 14. Jahrhunderts, speciell mit der immer mehr anwachsenden Ausdehnung der kommunalen Freiheiten. Der Eintritt der niederen Klassen in das öffentliche Leben hatte als notwendige Folge das Emporkommen ihrer Sprache. Dieser siegreiche Aufschwung beider germanischen Volkssprachen dauerte aber nur ein Jahrhundert und wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts von der burgundischen Herrschaft gedämpft. Zuerst tritt aber jetzt im Kampfe der Vlamen und Deutschen gegen die französischen Herrscher der uralte Gegensatz zwischen Deutsch und Welsch selbstbewufst auf.

Das Feldgeschrei der Deutschen im Kampfe mit den Burgundern lautete: „Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben", und die Antwort der Vlamen auf das burgundische Verbot, ihre Sprache zu gebrauchen, war mit Bezug auf den jungen König Karl VI.: „Wir wollen ihn mitnehmen nach Gent und ihm das Vlämische beibringen." Infolge des ungünstigen Ausganges dieses Kampfes kehrte das Französische wiederum siegreich ein. Ganz liefsen sich die germanischen Volkssprachen jedoch nicht aus den gewonnenen Posten verdrängen; sie blieben die Sprache der Dörfer und Städteverwaltung und behaupteten sich auch in den Privaturkunden. Das erwachte Sprachgefühl der Vlamen zwang selbst den burgundischen Herrschern manche Zugestandnisse ab, die in dem grofsen Privilegium Marias von Burgund (1477) ihren Höhepunkt erreichten.

Neue Stärkung des Französischen erfolgte durch die spanische Regierung und nachher in noch höherem Mafse durch die österreichische, die zuerst in französischer Sprache mit dem Schöffenamte der grofsen flandrischen Städte verkehrt und das Beispiel einer völligen Mifsachtung der germanischen Volkssprachen giebt. Dazu kam noch das grofse internationale Übergewicht, welches das Französische in dem 18. Jahrhundert erlangte, und der ausschliefsliche Gebrauch der Sprache als Amtssprache setzte sich in Belgien fest. Die französische Republik that noch einen Schritt weiter und erhob diese Lage zu einer gesetzlichen durch das Sprachgesetz vom 2. Thermidor des Jahres II, das jedweden Gebrauch einer anderen Sprache als des Französischen auf das strengste untersagte.

Nach der Gründung des Königreiches der Niederlande begann die holländische Regierung eine Reaktion und versuchte, das Niederländische zur gemeinsamen nationalen Sprache des Königreiches zu erheben. Sie scheiterte in diesem Bestreben am Widerstande der wallonischen Bevölkerung und selbst an dem eines Teiles der vlämischen, den die langjährige französische Regierung verwelscht hatte. So kam denn schliefslich wieder alles der Sache der Verwelschung zu gute. In der Revolution im Jahre 1830 feierte diese einen neuen und glänzenden Triumph. Eine gänzliche Unterdrückung der germanischen Sprachen war die nächste Folge. Erst die neuaste vlämische und deutsche Bewegung erzielte einige gute Resultate in entgegengesetzter Seite[3]).

Noch viel trostloser als in Belgien war jedoch das Schicksal des Vlämischen in Frankreich. Im Mittelalter waren die Sprachenverhältnisse in Französisch-Flandern ganz dieselben wie in den belgischen Landesteilen germanischer Zunge. Das Französische war hier nicht

[3]) Die Darstellung des Verfassers schliefst ab mit dem Jahre 1830, dem Gründungsjahre der belgischen Unabhängigkeit.

Digitized by Google

minder beliebt; an den Höfen der Grafen von Bologne und Guines sowie beim Adel galt es als zweite Muttersprache; auch der städtischen Bürgerschaft war es ganz geläufig. Die Urkunden aller Städte sind französisch verfaßt. Adel und Bürgerschaft waren zweisprachig; nur das Volk sprach bloß vlämisch, weshalb denn auch das Gerichtswesen zweisprachig gehalten war.

Der germanischen Volkssprache blieb also nur mehr der häusliche Herd und die Straße übrig. Sie hätte sich auch in dieser Beschränkung noch lange halten können, wenn politische Ereignisse die Entscheidung nicht beschleunigt hätten.

Den ersten Schlag versetzte Ludwig XIV. dem Vlämischen durch einen Erlaß vom Jahre 1684, der auch das deutsche Elsaß traf. Derselbe untersagte beim Gerichtswesen den Gebrauch einer anderen Sprache als der Französischen, „sous peine de nullité et de désobéissance." Der Zweck Ludwigs XIV. war offenbar, die sprachliche Einheit als Sinnbild der politischen zu bewerkstelligen. In amtlicher Hinsicht war förderlich das Vlämische tot, nur Volk und Kirche hielten daran fest, und auch in den Volksschulen ward es noch gelehrt.

Der französische Konvent setzte das Werk Ludwigs XIV. fort durch das bereits angeführte Gesetz vom 2. Thermidor des Jahres II. Durch die Zerstörung aller Schulen des alten Regiments legte die französische Revolution fernerhin eine der Quellen trocken, aus denen die verarmte und verstümmelte Volkssprache noch einige Nahrung sog. Bei Wiedereröffnung der Schulen ward nur mehr das Französische in denselben geduldet. Die Generation des Revolutionszeitalters sprach gewiß noch vlämisch, trug es jedoch nicht mehr unversehrt auf die folgende über, und mit Hülfe der fortschreitenden Centralisation verschwand es immer mehr. Es ist heute auf 92 Gemeinden beschränkt, und man kann von allen diesen behaupten, daß sie noch vlämisch sind. Der Verfall macht stetige Fortschritte trotz der Wiederbelebungsversuche, deren Träger die im Jahre 1853 in Dünkirchen gegründete „Mantschappy van Vlaamsche letterkunde" und das „Comité flamand de France" sind. Einen energischen, streitbaren Charakter hat diese Reaktion jedoch bis jetzt nicht angenommen; sie geht vielmehr von einem geschichtlichen, archäologischen und litterarhistorischen Interesse für die Vergangenheit des Landes aus und ist übrigens auf sich selbst angewiesen. Es sind dort nur einige Gelehrte, die sich für die alte Muttersprache interessieren. Ihre Arbeit hat gewiß dem Verfalle einigen Einhalt gethan, aber die Gefahr des Untergange nicht beschworen.

Zur Ethnographie von Neu-Pommern.

Von Willy Foy.

Für die Ethnographie der Nord-Baining (Neu-Pommern) kommt aus der neuesten, seit der (Mitte 1900 erfolgten) Drucklegung meiner Arbeit „Tanzobjekte vom Bismarck-Archipel" erschienenen Litteratur besonders in Betracht: *P.* Rascher, Monatshefte zu Ehren U. L. Frau vom hl. Berzen Jesu 1900, S. 299, 395 u. 1901, S. 13 (Abbildungen von Bainingern, zum Teil mit Keulen). 1900, S. 397 (Rinder und Kenle in den Händen von Männern des Oststammes der Gazellehalbinsel), 905 f. (über Schlangenanbetung und -verehrung). 1901, S. 300 u. 301 f. (über Bainingstamm sowie der Hel, der lange Bambusröhrchen in Nase und Ohren tragen soll), und *P.* Jos. Meier, ebend. 540 f. (über den Bainingstamm Tanuit am Kap Lambert).

Über südliche Verwandte der Nord-Baining (wahrscheinlich sind es Paleawa), südlich von Kap Palliser und im angehörigen Hinterland, berichten neuerdings auch Dr. Schnee, Mitt. von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten XIII (1900), S. 76 f., 84 und *P.* Rascher, Monatshefte u. s. w. 1900, S. 346a, 347a, ohne wesentlich Neues zu bringen. Die Sprache weicht bedeutend von der der Nord-Baining ab, wenn sie auch in manchen Worten übereinstimmen; als Kleidung wird von beiden Geschlechtern ein Schurz durch die Beine gezogen, von dem hinten ein Stück wie ein Schwanz herabhängt (vergl. dazu Powell, Wanderings in a wild country 1883, p. 104); ferner werden glatte hölzerne Speere (zum Teil mit Knochenschuh), Steinbeile und Steinschleudern erwähnt.

Über die Eingeborenen vom Südufer der Weiten Bucht bis zur Jacquinotbucht, Neu-Pommern, die nach Parkinson, Volksstämme Neu-Pommerns (Abh. u. Ber. des kgl. zool. u. anthr.-ethn. Mus. Dresden, Festschrift 1899, Bd. VIII, Nr. 5, S. 4; auf der zugehörigen Karte S. 2 vertikal schraffiert), dem ich in meinem „Tanzobjekten" S. 16a Anm. zuzustimmen geneigt war, mit den Beimag nahe verwandt sein sollen, während sie Powell, Wanderings S. 195, 215 den Bewohnern der Offenen Bucht (Nakanai) physisch gleichstellt, ist jetzt der genannte Aufsatz von Dr. Schnee (besonders S. 78, 81 f.) und *P.* Rascher, a. a. O. S. 349 ff. zu vergleichen. Dadurch werden die vielfach bezweifelten Angaben Powells (S. 106 f.) in verschiedenen Punkten bestätigt, so in Bezug auf Speere mit Kasuarkralle als Spitze (Powell S. 109f., mit Abbildung S. 164), und wohl auch in Bezug auf die Schilde (der von Powell S. 110 abgebildete ist danach kaum ein Marawoteschild, wie ich noch bei Parkinson, Volksstämme S. 9 Anm.[*] angenommen habe, sondern einer dem bei Edge-Partington and Heape, Ethnogr. Album III [1898] 36 links abgebildeten ähnlich oder gleichen); ferner in Bezug auf die ovale Form und die Verzierungen der Häuser, die überhaupt einen guten Einblick machten (Powell S. 102); wahrscheinlich auch in Bezug auf die physische Erscheinung der Eingeborenen (Powell S. 195, 215), die danach zu den westlichen Stämmen Neu-Pommerns gehören. Ihre in manchen Punkten erkennbare, ethnographische Verwandtschaft mit den Süd-Baining, die sich sowohl aus den neuen Berichten wie aus Powell ergiebt (vergl. zum letzteren: Foy, Tanzobjekte u. s. w. S. 16a Anm.), wurde danach nur auf Tauschhandel oder kulturelle Beeinflussung beruhen, wie sie auch gleiche Objekte mit den Nakanai zu teilen scheinen. Powell sowohl (S. 110) wie *P.* Rascher (S. 352a) erwähnen noch Masken, doch decken sich die Beschreibungen nicht.

Bücherschau.

W. Foy: Tanzobjekte vom Bismarck-Archipel, Nissan und Buka. Mit 17 Tafeln in Lichtdruck und zwei Textillustrationen. (Bd. 15 der Publikationen aus dem Königl. Ethnographischen Museum zu Dresden, herausgegeben von A. B. Meyer.) Dresden, Stengel u. Co., 1900.

Die Direktion des Königl. Ethnographischen Museums in Dresden giebt seit 1894 in freier Folge eine Reihe von Monographieen heraus, in denen die wichtigsten und wissenschaftlich wertvollsten Gegenstände der Sammlung unter Beigabe vorzüglicher Abbildungen zu allgemeiner Kenntnis gebracht werden. Die Zahl dieser hochbedeutsamen Veröffentlichungen ist mit der oben angezeigten Arbeit des Ethnologen W. Foy auf 15 gewachsen. Dem beschreibenden Texte geht — im vorliegenden Bande — eine sehr belangreiche Einleitung voraus, in der gewisse grundlegende Fragen mit großem Verständnis und ruhiger, sachlicher Kritik zur Behandlung kommen, wie sich dies überhaupt in allen den von A. B. Meyer herausgegebenen Dresdener Schriften wohlthuend bemerkbar macht.

Zunächst spricht der Verfasser über die geographischen Namen im deutschen Südseegebiet und damit über die Berechtigung der jetzt üblichen und auch von ihm gebrauchten Bezeichnungen Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg, Neu-Lauenburg u. s. w. statt der früheren englischen Titulaturen. Ich habe vor etlichen Jahren in einer Anzeige der „Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete" von Prof Dr. v. Luschan diesen für Nomenklatur Oceaniens überaus dringliche Thema in — leider! — allzu drastischer Weise angeschnitten. Allein ich hatte den Erfolg, daß sich unter Herrn v. Luschans Vorantritt aufs neue verschiedene Stimmen zur Sache äußerten. Selbst der VII. Internationale Geographenkongreß in Berlin hat hierzu bestimmte, aber nicht durchweg einwandfreie Leitsätze aufgestellt. Nun geschieht dies wieder — jedoch in weniger spoditischer Fassung — in

Digitized by Google

Foys Arbeit und zwar in einer Weise, die kaum das weitgehendsten Beifalls ermangeln wird, da hier für die meisten eine Richtschnur angegeben ist, der man getrost nachgehen darf[1]).

Sodann wendet sich Verfasser der vergleichenden Maskenkunde zu und giebt in klarer Form eine kurze Entwickelungsgeschichte der Frage bis zu ihrem heutigen Stande. Mit Entschiedenheit verurteilt er die verfrühten Spekulationen, welche trotz des lückenhaften und unzureichenden Materials schon jetzt die „einzelnen Reste und Spuren älterer Zustände zu einem Gesamtbilde" zu vereinigen trachten. Solange wir solchen mutmaßlichen Zusammenhang nicht Schritt für Schritt belegen können, schweben diese weitaussehauenden Hypothesen in der Luft, und die Zeit und Mühe für ihren Aufbau ist nutzlos verschwendet. Durch besonnene Einzelforschung wird da viel Besseres und Brauchbareres geleistet, namentlich, wenn Beobachtung und Sammlung nach einem wohlüberlegten Plane oder auf Grund einfachster „Instruktionen" erfolgt sind. Wer vor sicher derartigen Aufgabe steht, sollte nicht versäumen, die ernsten Auseinandersetzungen zu studieren, welche Foy über die Maskenkunde und einige verwandte Gegenstände bringt. Von praktischem Wert ist ferner das angefügte Litteraturverzeichnis, ohne welches man bei ähnlichen Untersuchungen schlechterdings nicht auszukommen vermag.

Als erste Reihe von Gegenständen werden eine Holzmaske und ein Kalköffel von den französischen Inseln, sowie vergleichsweise eine Maske der Tami-Inseln (südlich von Kaiserin Augusta-Fluß) abgebildet und beschrieben. Daran knüpft sich unter Einbeziehung analoger Gegenstände vom Papuagolf eine belangreiche Parallele, deren Verlauf durch die drei Bilderreihen auf Tafel 2 erläutert wird. Die Tafeln 3 bis 6 stellen Gegenstände aus Neu-Pommern, besonders aus dem Gebiete der Bainingbai der Westseite der Gazellehalbinsel dar. Vorauf geht auf S. 7 bis 14 der Texte eine ethnographische Skizze der Bainingbai, die uns unter steten Quellennachweisen mit diesem Stamme näher vertraut macht. Namentlich werden die Tänze und die dazu gebrauchten Geräte ausführlich geschildert. Die ungeheuren Figuren, ungefähr von 17 bis 40 m Länge und 1 bis 3 m Umfang, müssen jedoch an Ort und Stelle erst zuverlässig nachgemessen werden; auch eine (annähernde) Gewichtsbestimmung wäre sehr am Platze, damit wir uns erklären können, daß die Tänzer diese Mnstra unter Stampfen einige Augenblicke auf dem Tanzhute tragen. Dürfte das auf S. 10 benannte Spitholz „konisch" sein? Der Quelle nicht ein Druckfehler für „konisch" sein? Wenigstens ließen sich „konische" Tanzhüte sehr wohl mit dem Folgenden in Einklang bringen. Im Anschluß daran erwähne ich noch eines Versehens, das auf Tafel 3 bei der Numerierung der S. 15 bis 17 behandelten Lanzen vorgefallen ist, wo statt 5, 6, 7, 8 gerade umgekehrt 8, 7, 6, 5 unter den Zeichnungen stehen muß. Doch das ist eine Kleinigkeit, die weder den Wert des Textes, noch die vornehme hochvollendete Ausführung der Bilderstafeln irgendwie berührt. Tafel 4 zeigt uns sodann eigentümliche bretterförmige, schmale Gebilde, wie sie horizontal auf der Spitze der langen Kopfaufsätze angebracht sind. Die Stelle dieser Bretter vertreten — wie Tafel 5 zeigt — zuweilen Schlangen oder phantastische Figuren mit wundierlichen Köpfen, deren mehrere auf Tafel 6 wiedergegeben sind.

Auf ein anderes Feld und zu anderen Dingen bringt uns Tafel 7, die eine höhere „Marawotiga" von der östlichen Gazellehalbinsel, sowie Tanzschilde, Tanzbretter und Tanzstäbe aus Neu-Lauenburg vorführt mit Text auf S. 19 bis 21. Weit ausgedehnter gestaltet sich das nächste Kapitel, das Nord-Neu-Mecklenburg und benachbarte Inseln zum Gegenstande hat und die Tafeln 8 bis 14 beanspruchi. Dem zugehörigen Text ist S. 21 bis 23 ein schätzbares Litteraturverzeichnis beigestellt. Der erklärende Teil berücksichtigt die abgebildeten Tanzhüte, Masken, Dekorationsstücke aus Maskenhäusern und Bootsgreen. Daran knüpft der Verfasser zwei bedeutsame Ausführungen, deren erste den „Fisch in der Nord-Neu-Mecklenburgornamentik" (mit Tafel 13), deren zweite die „Entwickelung des verschiedentlich unter oder aus dem Munde der Figuren und Masken von Nord-Neu-Mecklenburg herabhängenden Vogels" (mit Tafel 14) behandelt. Es mangelt uns leider der Raum, auf den Gedankengang dieser Exkurse und ihre Beleglstücke genauer einzugehen. Sie müssen dem Selbststudium empfohlen werden, damit ieh, um endlich den Schluß zu finden, noch auf die Masken aus den Caeninseln (Tafel 15) mit seltsamen, aus Bambuscylindern geformten Augen, ferner auf die Masken vom Nissanatoll (Tafel 16) und zuletzt auf die Maske und ein Maskenhemd von der deutschen Salomo-Insel Buka (Tafel 17) verweisen kann.

Schon aus dem Wenigen, was diese Anzeige zu bieten vermochte, wird man erkennen, welche vortreffliche und für die wissenschaftliche Kunde der Nordmelanesier ganz nicht zu missende Arbeit uns in dieser neuesten Veröffentlichung des Dresdener Ethnographischen Museums beschert ist, die sich in würdiger Weise den früheren, meist aus der Feder A. B. Meyers stammenden Abhandlungen anschließt.

Berlin. H. Seidel.

Dr. Auguste Matteuzzi: Les facteurs de l'évolution des peuples, traduit de l'Italien par Mlle. J. Gatti de Gamond. Mayolez et Audiarte, Bruxelles. Paris, F. Alcan, 1900.

Leider wieder eines jener dilettantischen Werke, die einen Universalschlüssel zum Erschließen aller Geheimnisse des geschichtlichen Lebens gefunden zu haben glauben. Beim Verfasser heißt dieser Schlüssel: Einfluß der natürlichen Umwelt und Vererbung; der dadurch erworbenen Eigenschaften. Die Entwickelung des religiösen Lebens beim Jüdischen Volke z. B. wird von ihm durch seitens langen Anfenthalt in der Wüste erklärt, leider ohne Rücksicht darauf, daß so viele anderen Völker, die in der Wüste lebten oder gelebt haben, nicht dieselben Entwickelungsgang genommen haben, und leider auch ohne Rücksicht auf den thatsächlichen geschichtlichen Verlauf, in dem sich bekanntlich vor allem gehäufte nationales Unglück und damit zusammenhängende sittliche Vertiefung als treibende Kräfte bemerklich machen.

Bezeichnend ist, daß das Vorwort als Vorgänger auf dem richtigen Pfade vor allen Montesquieu und Buckle nennt. Von der modernen Anthropogeographie, die seit Ratzel bekanntlich viel weniger die Wirkungen der Natur auf die menschlichen Zustände als diejenigen auf die menschlichen Handlungen betrachtet, ist nicht die Rede. Für den Verfasser ist sie nicht vorhanden; er bewegt sich vielmehr ganz in den Bahnen der luftigen Betrachtungen Buckles. Was er über den Einfluß der körperlichen Umwelt auf Charakter und Gesittung der geschichtlichen Völker vorbringt, ist im allgemeinen dasselbe, was man seit Montesquieu darüber gesagt hat. Nur daß es hier als ein System aufritt und die einzige wissenschaftliche Grundlage der geschichtlichen Betrachtung zu bilden sich rühmt, was sonst meist mit Recht sich etwas bescheidener giebt. A. Vierkandt.

Histoire de l'Algérie par ses monuments. Paris, Ludovic Baschet, 1900. [104 S. in 4°.] Preis 4 Frcs.

Von den zeitkündigsten Fachmännern wird in diesem ouvrage de vulgarisation" die Geographie und die Geschichte Algeriens, letztere von der römischen Herrschaft bis zu der neuesten Zeit vorgeführt. Die geographische Abhandlung, sowie die Darstellung des französischen Eroberungskrieges hat E. Cat zum Verfasser; die anderen historischen Teile sind bezeichnungsweise von Cagnat, Lorrain und Bailu (römische Periode). R. Basset (arabische Herrschaft), Delphin (türkische Herrschaft), Aug. Bernard (Okkupation von Tust) abgefaßt; Casanova, ein hervorragender Verwaltungsbeamter der Kolonialregierung, giebt zum Schlusse eine übersichtliche nationalökonomische Schilderung der Ergebnisse der französischen Kolonisation Algiers. Jedes einzelne Kapitel ist von zahlreichen Abbildungen begleitet, die das antike, mittelalterliche und moderne Algier dem Auge nahebringen sollen. Unter diesen wendet sich unsere Aufmerksamkeit besonders den reich vertretenen algerischen Antiquitäten des Louvre und des algerischen Museums, sowie den Photographieen aus Timgad, dem algerischen Pompeji, zu. Die sehr sorgfältig ausgeführten illustrationen bieten auch viele topographische Ansichten, sowie die Photographieen der merkwürdigsten Bauliehkeiten (Moscheeen u. a. m.) der wichtigsten algerischen Städte. Die Erzählung der französischen Okkupation ist durch Bilder von Vernet, Chigot u. a. illustriert. Die Namen der Verfasser der Texte bürgen für die Zuverlässigkeit der in diesem Buche vereinigten Artikel. Das Werk bietet eine leichtfaßliche und angenehme Lektüre für jeden, der Land und Leute von Algerien im Zusammenhange mit der Geschichte dieser nordafrikanischen Kolonie kennen zu lernen wünscht. Unerfindlich ist eine rationelle Ursache davon, daß das Buch nicht mit Seitenzahlen versehen ist. I. Goldziher.

[1]) Leider muß man jetzt die neuen Bezeichnungen, weil einmal amtlich vorhanden, annehmen. Sicher ist aber, daß sie unnötig waren und nur Verwirrung anrichten. Andree.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— **Die geologische Geschichte der Bäreninsel.** Zur Kenntnis der Bäreninsel hat Johann Gunnar Andersson, der 1898 an der schwedischen Polarexpedition unter Nathorst teilnahm und im Jahre darauf wiederum zwei Monate auf der Insel zubrachte, wertvolle Beiträge geliefert. Aus seinem längeren Aufsatze „Über die Stratigraphie und Tektonik der Bäreninsel" (Bull. of the Geol. Instit. of the Univ. Upsala, 1899, Nr. 8), der nur als vorläufige Mitteilung zu betrachten ist, erwähnen wir, daß auf der Insel kein einziges Eruptivgestein beobachtet ist, daß also die Insel, soweit bekannt, ausschließlich aus Sedimentgesteinen aufgebaut ist. Die geologische Geschichte der Insel, die nach Andersson in einigen ihrer Hauptzüge sicher klargestellt ist, teilt dieser in folgende Abschnitte ein:

Quartär	— Postglaciale Abrasion und supramarine Landskulptur.
	— Lokale Vereisung.
(Tertiär ?	— Präquartäre Abrasion und Landskulptur.
Kreide	| Posttriadische schwache Dislokation.
Jura)	? (+ Ablagerung des Jura).
Trias	+ Ablagerung des Trias.
(Perm)	— Unterbrechung in der Sedimentation.
	+ Ablagerung des jüngeren Obercarbon.
	— Zweite intracarbonische Abrasionsepoche.
	+ Dislokationsepoche.
Carbon	+ Ablagerung des älteren Obercarbon.
	— Erste intracarbonische Abrasionsepoche.
	+ Dislokationsepoche.
	+ Ablagerung des Mittelcarbon.
	— Unterbrechung in der Sedimentation (Unterearb.).
	+ Ablagerung des Oberdevon.
Devon	— Denudation der Hecladookformation.
	| Dynamometamorphische Umwandlung der Hecladookformation.
Silur	| Ablagerung der Hecladookformation.

( ) bedeutet, daß die fragliche Periode durch keine Ablagerungen vertreten ist.

— bedeutet: Zeit vorherrschender Denudation.

\+ " " " geotektonischer Bewegung.

\| " " " Ablagerung.

— **Vom Wasserhaushalt des Murgebietes** berichtet R. Marck in den Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark 1900. Dem von Penck für das böhmische Elbgebiet ermittelten Verhältnis zwischen Niederschlag, Abfluß und Verdunstung entsprechend, wird für das Murgebiet unter Zuhilfenahme von 96 Ombrometerstationen und der Pegelstation bei Obergralla festgestellt, daß nach zehnjährigem Mittel der Jahre 1888/97 von der ganzen Niederschlagsmenge von 1301 mm 44 Proz. durch die Mur abflossen, während 56 Proz. durch die Verdunstung dem Boden wieder entzogen wurden. Von jenen 44 Proz. waren 18 Proz. als Schnee- oder Grundwasser eine gewisse Zeit lang aufgespeichert. Für das böhmische Elbgebiet verhalten sich Abfluß und Verdunstung wie 28 : 72, also wesentlich verschieden. Zahlreiche Tabellen und graphische Darstellungen dienen zur Erläuterung. Halbfaß.

— **Matteo Fiorini †.** Rasch hintereinander hat Italien zwei seiner ausgezeichnetsten Männer auf geographischem Gebiete verloren: am 2. Mai v. J. starb in Florenz Giovanni Marinelli und jetzt, am 15. Januar d. J., ist ihm Matteo Fiorini, Professor an der Universität zu Bologna, im Tode gefolgt. Fiorini war einer unserer ersten Fachgelehrten in der Kartenprojektionslehre und der Geschichte der Kartenkunde und hat auf beiden Gebieten mehrere höchst wertvolle Schriften veröffentlicht. Geboren am 14. August 1827 zu Pellizzaro (Prov. Alessandria), studierte Fiorini seit 1844 in Turin, wurde 1848 zuerst Wasserbau-Ingenieur, war aber zugleich als Privatdozent der mathematischen Wissenschaften an der Turiner Universität thätig und wurde 1860 Professor der Geodätik an der Universität Bologna, in der er dann 40 Jahre, bis zu seinem Tode, thätig war. Erst in dem verhältnismäßig späten Alter von 50 Jahren wandte sich der Verstorbene der Kartenkunde zu. Im Jahre 1881 erschien sein großes Werk „La projezioni delle carte geografiche" (Bologna 1881, 703 Seiten mit Atlas in 11 Tafeln), das bis heute als das erste Werk dieser Gattung angesehen werden muß. Von nun an gab es für Fiorini keine Ruhe mehr. Bald entdeckte er und beschrieb er wertvolle ältere kartographische Monumente, die er aus den verschiedensten Archiven seines Vaterlandes hervorhobe, bald ging er in die theoretische Behandlung einzelner Projektionen ein, bald faßte er die Kartographie von ihrer praktischen Seite an; daneben folgten dann zahlreiche Abhandlungen über die Geschichte der Kartographie. Am meisten bekannt geworden sind außer seiner schon angeführten Projektionslehre seine treffliche Schrift über Gerhard Merkator (1880) und seine Abhandlung „Le sfere cosmografiche e specialmente le sfere terrestri", die auch in einer freien deutschen Bearbeitung von Prof. Siegm. Günther unter dem Titel „Erd- und Himmelsgloben" (Leipzig 1895) erschien. Fiorinis letztes Werk behandelt noch einmal die Globen in ausführlicher Weise unter dem Titel „Sfere terrestri e celesti di autore Italiano" (Rom 1899, 302 Seiten). Gern trat der Verstorbene mit allen, die an seinen Arbeiten Interesse nahmen, in freundschaftlichen Verkehr, die Nachricht von seinem Tode wird deshalb auch in diesen Kreisen, weit über Italien hinaus, herzliche Teilnahme finden. Der Schreiber dieser Zeilen zählt insbesondere dazu.

Bremen. W. Wolkenhauer.

— **Luciano Cordeiro †.** Kurz nach des Afrikareisenden Serpa Pinto Tode hat Portugal in Luciano Cordeiro seinen angesehensten und bekanntesten Geographen verloren; am 24. Dezbr. v. J. starb dieser in Lissabon, erst 56 Jahre alt. An Cordeiros Namen knüpft sich das gesamte neuere geographische Leben Portugals an. Im Jahre 1875 war er der Hauptbegründer der geographischen Gesellschaft in Lissabon, deren beständiger Sekretär er bis zu seinem Tode blieb. Die Entdeckungsreisen eines Serpa Pinto, Capello und Ivens u. a. m. gingen von dieser Sociedade de Geografia, der Schöpfung Cordeiros, aus. An fast allen internationalen Geographenkongressen, so auch noch 1899 zu Berlin, an der Brüsseler und Berliner afrikanischen Konferenz u. s. w. nahm Cordeiro als Vertreter Portugals teil. Über einzelne geographische Fragen, besonders die portugiesischen Entdeckungen und Kolonien, hat der Verstorbene zahlreiche Aufsätze und Abhandlungen veröffentlicht. — Luciano Cordeiro war am 21. Juli 1844 zu Miranda in der Provinz Traz-os-Montes geboren, verlebte seine Jugendjahre aber in Funchal auf Madeira, studierte sich zuerst dem Seemannsberuf, ging dann zur Journalistik über und wurde Professor der Litteratur und Philosophie am Real Collegio Militar zu Lissabon. Später war Cordeiro im Ministerium des Innern als Leiter des Bureaus für Unterricht thätig; ein Ministerportefeuille hat er mehrmals angeschlagen. Innerhalb und außerhalb Portugals sind dem Verstorbenen hohe Auszeichnungen zu teil geworden und sein Tod wird überall bedauert werden. W. W.

— **R. Minowini** teilt interessante bakteriologische Untersuchungen über Luft und Wasser inmitten des Nordatlantischen Oceans mit (Zeitschr. f. Hygiene, 75. Bd., 1900). Die Luft inmitten des Atlantischen Oceans kann man für reiner halten als jene am Festlande, weil sie eine relativ geringe Anzahl von Keimen enthält und sogar nicht selten keimfrei ist. Dabei überragen die Pilze an Zahl die Bakterien, und von den letzteren wurden keine der gewöhnlichen pathogenen Arten gefunden. Der Luftkeimgehalt wechselt mit den atmosphärischen Vorgängen und ist nach dem Regen stets geringer. Das Meerwasser inmitten des Oceans zeigt einen geringeren Keimgehalt als jenes nahe der Küste, aber keinen geringeren als jenen, den man gewöhnlich auf einige Kilometer von der Küste findet. Das Wasserfurn zeigt sich wenig vielfältig, hier überwiegen aber die Bakterien die Pilze.

— **Der Botaniker Prof. Fr. Johow** in Santiago de Chile hat einen ansprechenden Vortrag über die chilenische Palme (Jubaea spectabilis) gehalten, in welchem er eingehend diese einzige Palme Chiles schildert. Sie ist die am weitesten nach Süden (bis 35° südl. Br.) reichende Palme, geht aber im Norden nur bis 31° und ist auf den schmalen Streifen des chilenischen Küstengebirges beschränkt, wo sie bis zu 700 m Höhe ansteigt. In der Hauptkordillere fehlt sie. Sie ist also auf ein kleines Gebiet beschränkt, in welchem sie sich auch stark vermindert, so daß ihr Eingehen zu be-

Digitized by Google

fürchten ist, wenn demselben durch Kultivierung nicht vorgebeugt wird. Namentlich leidet die Palme durch das Verschneiden der jungen Pflanzen durch Rinder und Pferde. Dieser schöne Baum erreicht mit säulenartigem Stamme 25 bis 28 m Höhe; er ist die stärkste aller Palmen, mit 100 cm durchschnittlicher Dicke, und besitzt eine so steinharte Außenseite, daß ihm selbst Waldbrände nichts anhaben. Erst mit 60 Jahren trägt diese Palme Frucht, deren Kerne wie Mandeln gegessen werden, und ihr aus dem Stammgipfel im Frühjahre abgezapfter und eingedickter Saft liefert pro Stamm 50 bis 60 Liter vortrefflichen Palmhonig. Aus den Stammfasern fertigt man eine sehr gute Pappe, in Kalifornien hat man damit begonnen, diese nützlichen Palmen zu kultivieren (Verhandlungen des deutschen wissenschaftlichen Vereins in Santiago, Bd. 4, S. 325, 1900).

— In der Sitzung der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg vom 29. November. (12. Dezember) 1900 berichtete A. J. Warnek über die „Verteilung des Eises und die Bedingungen eines Seeweges nach Sibirien“. Er hat drei Jahre an den Arbeiten der Expedition zur Erforschung des Nördlichen Eismeeres teilgenommen. Dadurch ist es ihm möglich geworden, die Verteilung des Eises im Karischen Meere, dessen Temperatur und die Richtung der dort herrschenden Winde kennen zu lernen. Alles brachte ihn zu dem Schlusse, daß statt des südlichen Weges durch den Jugorschen Schar, den jetzt die Schiffe wählen, um ins Karische Meer zu gelangen, ein anderer in höheren Breiten durch Norden zu gelegener Weg genommen werden müsse, weil hier die Eisansäufungen keinen so großen Umfang erlangen könnten wie in den südlichen Meerengen, wo dieser Anhäufung sowohl die niedrigere Temperatur als der größere Salzgehalt des Meeres wie auch die Richtung der Winde, die hauptsächlich aus Nord und Nordost wehen, förderlich seien. Der nördliche Weg müsse noch aus anderen Gründen freier von Eis sein, nämlich infolge der Einwirkung des Golfstromes und infolge der warmen Wassermassen, die im Herbst durch den Jenisei und Ob in den Ozean gelangen. Daß das Eis auf dem Gebiete des nördlichen Weges günstiger verteilt sei, darauf wiesen die günstigen Fahrten hin, die in dieser Richtung von einigen Seefahrern und Segelschonern der norwegischen Industriellen gemacht worden seien. In Erwägung aller dieser Umstände sei es dringend notwendig, die Beobachtungen über die Bewegung und Verteilung des Eises in dem an Rußland grenzenden Teil des Nördlichen Eismeeres zu erweitern und vor allen Dingen systematischer zu betreiben. Erst wenn hierüber eine klare Einsicht erlangt sei, werde es möglich sein, die Richtung des Seeweges nach Sibirien endgültig zu bestimmen. Warnek äußerte sich dann auch noch über das Projekt der Erbauung einer Eisenbahn zur Umgehung des Karischen Meeres und meinte, ihr Ausgangspunkt müsse die Petschoramündung sein. F.

— Die Mineralindustrie von Montana. Die Gesamtproduktion des Staates Montana an Gold, Silber, Kupfer und Blei erreichte im Jahre 1899 einen Wert von 56½ Millionen Dollar, worunter Kupfer mit 41, Silber mit 10 und Gold mit etwa 5 Millionen figurierte. Die Goldmineralindustrie begann 1864, Silber wurde bald darauf entdeckt, während das Vorkommen von Kupfererzen zwar schon vorher bekannt war, doch erst seit 1882 zum Abbau führte, nachdem man in der Anacondagrube, die ursprünglich für die Silbergewinnung bestimmt war, eine der wertvollsten Kupferadern der Welt entdeckt hatte. Während früher die Kupfererze exportiert wurden, wird jetzt in Anaconda City im Buttedistrikt selber das Metall in Bessemerbirnen gewonnen. Fast alles Silber und Gold des Distrikts von Butte wird durch elektrolytische Behandlung des Kupfers erzeugt. Schon 1890 lieferten die Vereinigten Staaten drei Fünftel des Kupferbedarfs der Welt, davon kamen 41 Proz. allein von Butte, wo heute 35000 Menschen ihren Unterhalt aus dieser Industrie gewinnen. Die elektrolytische Separation und Raffinerie des Kupfers in größerem Maßstabe datiert erst seit wenigen Jahren, doch hat diese Methode jetzt in den Vereinigten Staaten einen großen Umfang angenommen.

— W. Köppen versucht (Geogr. Zeitschr., Jahrg. VI, 1900) eine Klassifikation der Klimate, vorzugsweise nach ihren Beziehungen zur Pflanzenwelt. Fünf bezw. sechs Reiche lassen sich bilden, deren letztes das des ewigen Frostes ohne Lebewesen wäre. Als erstes tritt uns das der Megathermen oder der tropischen Tieflandsklimate entgegen, mit den Abteilungen Llanosklima und Baobab- oder tropisches Savannenklima. Das Xerophilenreich mit seinen Wüsten, Steppen und Dorngestrüpp kann man einteilen in Küstenwüsten niederer Breiten an kalten Meeresströmungen, binnenländische Wüsten und Steppen ohne strenge Winterkälte, d. h. über 2° C. im kältesten Monat und solche mit strengen Wintern, die es bis zu — 30° C. bringen. Sieben Klimate nöigen bezeichnet sein als Garuak- oder Weihwitschia-, Samum- oder Dattel-, Espinal- oder Mezquite-, Tragant-, das des östlichen Paraguaiens (Brücke von der subtropischen Steppenzone zu den Tundren der hohen Breiten), Buran- oder Saksaul-, Prairieklima. Das dritte oder Reich der Mesothermen = mittelwarmen Klimate zerfällt in sieben Teile, unter denen 1 und 2, je nach der Ausbildung der Trockenzeit, bedeutende Varianten zeigen; drei Gruppen lassen sich aus ihm bilden: ein östlicher, subtropischer Klimatypus, charakterisiert in seinen drei Unterabteilungen durch die Kamelien, walnußartige Gewächse und den Mais. Ein Typus der klassischen Subtropenklimate mit den Oliven und Eichen als charakteristischen Bestandteilen einer weiteren Einteilung. Ein Typus der tropischen Bergklimate und rein oceanischen Klimate in niederen Breiten, der in das Fuchsien- und Hochsavannenklima zerfällt. Das Reich der Mikrothermen oder kühlen Klimate wird aus zwei nordisch-kontinentalen und einer oceanisch-antarktischen Periode gebildet; in allen dreien findet sich in der Osthälfte der Kontinente eine niederschlagsarme Zeit im Winter, während in dem Westen dieselbe als Sommerzeit feucht sind. Charakterisiert werden die Klimate durch Eichen, Birken, antarktische Buchen. Das Reich der Hekistothermen oder der kalten Zone wird nerlegt in das Eisklima- oder arktische Tundren-, das Pinguin- oder antarktisches, das Yak- oder Pamir-, das Gemsen- oder hochalpine Klima. Als Typen der Temperaturkurven stellt W. Köppen vier auf: einen indischen mit Maximum der Wärme vor der Sommerregenzeit, einen mit Hauptregen, einen sudanesischen, einen oceanischen oder kapverdischen und einen äquatorialen Typus.

— Der Seekanal Königsberg—Pillau ist so gut wie vollendet. Seit dem 1. Dezember 1900 verkürzen in der 3,5 m tiefen Fahrrinne Schiffe mit einem Tiefgang bis zu 5,5 m. Der Betrieb ist zwar nur ein vorläufiger, die noch vorzunehmenden Arbeiten nebensächlicher Natur, so daß im Herbst 1901 der Kanal ohne Einschränkung eröffnet werden kann. Der Kanal ist für die Stadt Königsberg von ungewöhnlicher Bedeutung. Größere Seeschiffe konnten die Fahrt im offenen Haff früher meist nur mit halber Ladung nehmen und mußten im Hafenort Pillau die Hälfte der Ladung aus- oder einladen. Die Bauten wurden im Jahre 1890 begonnen und haben im ganzen einen Kostenaufwand von 12 500 000 Mark erfordert. Die Länge des Kanals von Pillau bis zur Pregelmündung beträgt 32,5 km. Die Sohlbreite des Kanals beläuft sich auf 30 m, die ganze Breite zwischen den Dämmen auf 80 m. Da durch den Seekanal ein Stück des Haffs, namentlich die Bucht von Fischhausen, vom Verkehr zu Wasser abgeschnitten worden wäre, hat man für Fischerkähne und andere kleine Fahrzeuge Querdurchlässe angebracht.

— Über die „Sagen der Kurgane und Ruinen im russisch-centralasiatischen Gebiet Turgajsk“ berichtete kürzlich J. J. Kraft im Archäologischen Institut in St. Petersburg. Er beschrieb alle Kurgane und Ruinen, die er gesehen hatte. In den Überlieferungen spielt die Frau eine bedeutende Rolle, gewöhnlich ist die Tochter des „Batyrs“ ein schönes Mädchen. Einige Kurgane werden verehrt, weil die unter ihnen Begrabenen der Überlieferung nach für heilig gehalten werden. Als solche Kurgane gelten die „Ajlokomtam“, wo ein tapferes, im Kampfe gefallenes Kirgisenmädchen begraben liegt. Mit ihm zugleich sein zehnjähriger Reichthümer begraben worden. Unter dem Kurgan Ujsywsara soll ein Heiliger begraben sein, ein Beschützer der Kamele. Hierher werden diese unersetzlichen Freunde der Steppenbewohner geführt, hier werden Opfer gebracht. An der Grenze des Gebietes Akmolinsk steht eine merkwürdige Steinplatte, auf der alle Geschlechtszeichen der Besitzer abgebildet sind. Nach der Überlieferung ist dieser Stein an der Stelle aufgestellt worden, wo noch zu Ende des 18. Jahrhunderts der Chan Tjauua alle Vertreter der Horden zusammengerufen und für jedes Geschlecht ein bestimmtes Zeichen (tamga) festgesetzt habe. Auf vielen Kurganen des Gebietes Turgajsk befinden sich Ruinen von Ziegelbauten. Nach der Meinung Wesselowskijs sind die Kurgane des Gebietes Turgajsk, nach den bisherigen Ausgrabungen zu schließen, sehr alten Ursprungs, dagegen seien die Bauten auf denselben neueren Datums.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 7. **BRAUNSCHWEIG.** 21. Februar 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Ein Besuch bei den Varópu (Deutsch-Neu-Guinea).

Von P. J. Erdweg, S. V. D. Berlinhafen.

Welches die genaue geographische Lage von Varópu ist, vermag ich nicht anzugeben. Unsere Station Berlinhafen liegt nach den neuesten Messungen unter 142° 25′ östl. L. und 3° 15′ südl. Br., und von hier mag die Entfernung bis Varópu etwa 30 Seemeilen betragen. Mehr als der Name Varópu mag bisher von dem Stamm kaum bekannt geworden sein, es dürfte deshalb auch das Wenige, das ich über ihn jetzt bringen kann, nicht nowillkommeo erscheinen.

Unsere Mission war schon öfter mit Varópuleuten in Verbindnog getreten, da die Varópu auch zu den Handelskunden der Tamleo gehören. Die Insel Tamleo bildet durch die auf ihr betriebene Töpferei ein Handelscentrum für die ganze Umgebung, und so kommen sowohl die Varópu alljährlich hierher, um ihre Töpfe einzuhandeln, als auch fahren die Tamleo nach Varópu, um dort ihre Töpfe umzusetzen. Schon einmal waren auch wir selbst in Varópu. Vergangenes Jahr machten wir eine Reise nach Arop auf unserem Segelknttter „Maria“, und da Varópn nur vier Meilen von Arop ostferot liegt, wurde beschlossen, unsere Expedition auch dorthin auszudehnen, trotzdem die Leute hier heram als kriegslustig und grausam verschrieen waren. Der überaus gute Empfang aber, der uns von den Leuten bereitet wurde, strafte dieses Gerücht Lügen. Die Varópn holten uns, da wir kein eigenes kleines Fahrzeng hatten und ihnen aus der Ferne winkten, selbst auf ihren Kaooes ab, führten uns zu ihrer Insel, behandelten uns aufs freundlichste und brachten uns dann wieder an die Aropküste zurück. Das alles hatten wir unserer Begleitong voo Tumleolenten, unserem schon bis hierbin gedrnogenen Rufe als Missionaren und den kleineu Geschenken zu danken, die wir den Leuten bei ihrer Anwesenheit auf Tamleo wegen geleisteter Freundschaftsdienste oder zum Eintauschen ethnologischer Gegenstände machten.

Als wir daber dieses Jahr wieder eine Reise nach Arop unternahmen, vom 20. bis 25. Mai, wurde auch wieder ein Tag für einen Besuch bei den Varópu festgesetzt und als solcher der 23. Mai gewählt. Frühmorgens machten wir uns von Arop auf. Die ganze Reise sollte an Boot zurückgelegt werden, und wir hatten mit Rücksicht daranf von Tumleo aus unser Ruderboot mit herübergebracht.

Dasselbe lag auf dem Takonfüßchen vor Anker. Der Takon mißt ungefähr 20 bis 30 m Breite. Er geht dicht an der Südostgrenze des Aropdorfes Teikos vorbei, welches das äußerste der Dörfer dieses Stammes nach dieser Seite hin ist. Wie die meisten Flüsse Neu-Guineas hat auch der Takon seine Barre, jedoch ist dieselbe noch so tief, daß ein Boot von 1 bis 1,5 Fuß Tiefgang auch wohl bei Ebbe zu passieren vermag, wenn es die richtige Fahrstraße innehält. Vor der Mündnog walzen sich in tollem Wirrwarr die Brandungswellen hin und her. Jedoch gelang es, dieselben glücklich zu passieren, da in der Zeit des Südostpassates, von Mitte April oder Mai bis Mitte September oder Oktober, die Brandung dort nicht allzu hoch geht.

Wir waren zu 13 Personen in unserem Boote: die Ruderjungen, Arbeiter aus Neu-Pommern, die im Dienst der Mission stehen, vier Missionszöglinge aus Tumleo, denen wir auch einmal die Freuden einer kleinen Reise gönnen wollten, zwei Männer aus Tumleo, die uns als Führer und Dolmetscher dienten, ein Malaie, Osman mit Namen, der hier als Händler in Diensten der Neu-Guinea-Kompanie ansässig, früher ein Jahr als Bootsmann in unseren Diensten stand und auf sein Anerbieten als Lotse durch die uns unbekannte Arop-Varópu-Lagnoe mitgenommen war, endlich drei Europäer, unser jetziger Bootsmann, mein Confrater P. Vormann nod meine Wenigkeit.

Zunächst fuhren wir nur „Maria“, unserem Segelkutter, hioüber, der vor der Aropküste vor Anker lag und dort lustig auf- und ab stampfte, um noch einige Sachen an Bord zu holeo. Dann ging es auf Varópu zu. Zunächst fuhreo wir in einer Strecke von 300 bis 400 m die Aropküste entlang und passierten dabei sämtliche Aropdörfer, die sich hier am Strande hinziehen. Von dort angefangen, war für eine gleich laoge Strecke der Küstenwald unser Begleiter. Da wir die Strömnog mit uns hatten, legten wir die Strecke ziemlich schnell zurück und langten bald bei der Mündnog der großen Lagune an, in welcher die Varópu woboen.

Diese Lagune ist in ihrer Ausdehnung einem kleinen See gleich. Sie ist wohl 1½ Stunden lang und an den meisten Stellen so breit wie etwa der Rhein in seinem unteren Laufe, an vieleo Stellen erweitert sie sich jedoch seeartig. Sie beginnt in Arop dicht bei dem Takonfüßchen und zieht sich dann parallel der Küste hin, indem sie einen Zwischenstreifen voo 200 bis 400 bis 500 m frei läßt. Auf diesem Streifen liegen zunächst die Aroplörfer, hioter denen nur noch ein schmaler Saum Waldes sich befindet, so dicht liegen sie an der Lagnne. Das dann folgende weitere Stück des Küstenstreifens ist nur mit Busch bestanden. Eioe der oben erwähnten seeartigen Erweiterungen der Lagune

Digitized by Google

befindet sich auch gerade unmittelbar bei der Mündung. Es finden sich dort einige Inseln, die bewachsen sind, dazu noch einige Hektar Land, die aber wohl nur bei tiefem Wasserstande aus der Lagune sich erheben. Die Lagune hat brackiges, stark salzhaltiges Wasser; wir wissen nicht, ob auch Süfswasserbäche hineinmünden. Sie ist äufserst fischreich. Darum sind auch wohl die Arop und Varópu so zahlreich; beide Stämme zählen jeder wohl über 600 Köpfe, eine für hiesige Verhältnisse schon bedeutende Anzahl. Bei der Ebbe flutet die Lagune ins Meer ab, während bei der Flut das Meer einströmt. Der Mündung lagert auch hier eine breite Barre vor. Eine ganze Menge umgestürzter oder angeschwemmter Baumstämme versperrt noch dazu den Weg. Doch kamen wir nach einigem Hinunderschenkeln glücklich im ruhigen Wasser der Lagune an.

Der Kunst unseres Lotsen vertrauend fuhren wir fröhlich weiter. Doch bald merkten wir, dafs unser guter Osman noch länger hätte studieren und praktizieren müssen, um sein Examen als Lotse bestehen zu können, wir fuhren mehr denn einmal ordentlich fest, und unsere Jungen mufsten aus dem Boote heraus, um das Fahrzeug zu schieben. Das Wasser ging ihnen kaum bis über die Kniee. Endlich hatten uns die Varópu bemerkt, und in Dutzenden kamen sie jetzt auf ihren schnellen Fahrzeugen heran, um uns Hülfe zu leisten. Sie wufsten genau die Passage durch die Lagune zu finden, die meist nicht sehr tief ist; wo es nötig war, schoben sie das Boot, und bald hielten wir vor dem ersten der beiden Inselchen, welche die Varópu bewohnen. Eine ganze Anzahl Kanoes, die uns entgegen gekommen waren, umgab uns, in jedem derselben safsen ein bis vier Leute. Dieselben hiefsen uns herzlich willkommen, erkundigten sich über dies und jenes und brachten uns mit Hallo ans Land. Da ich unter den Ankömmlingen meinen alten Freund Arinjavo fand, den ich bei der vorjährigen Reise kennen gelernt hatte, und dieser uns bat, mit zu seinem Hause zu fahren, so beschlossen wir, unser Boot auf der Landungsstelle zu lassen und die Arbeiter samt dem Bootsführer als Bewachung zurückzulassen. Dann fuhren wir zum Hause Arinjavos. Er brachte uns zu derselben Stelle, wo wir im vergangenen Jahre gelagert hatten. Es war das ein alter Schuppen, in dem ein halbes Kanoe lag, das gute Sitzplätze abgab. Eine ganze Menschenmenge umgab uns. Die Gesellschaft befand sich in einer derartig lauten Heiterkeit, dafs man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Arinjavo stellte uns seine Familie vor. Seine Frau safs gerade in der Nähe mit der Bereitung von Sagohrot beschäftigt, seine Tochter kam auch bald dazu. Grofse Freude machte es dem Manne, als ich mich nach dem Vierten im Bunde, seinem kleinen Sohn, erkundigte, der mehrere Jahre jünger ist als seine Schwester. Doch der schien den gewaltigen Respekt, den er schon im vergangenen Jahre vor den Europäern bekundete, noch nicht abgelegt zu haben, denn er heulte ganz gewaltig, als man ihn herbeibrachte, und die Vorstellung war kaum beendet, so verkroch er sich auch schon wieder hinter der Mutter, um sich unsichtbar zu machen.

Ich fing hierauf an, die Leute um einige Wörter in ihrer Sprache zu fragen, ich lasse dieselben am Schlufs folgen. Wir erkannten bald, dafs wir es mit einer von den uns bis jetzt bekannten durchaus verschiedenen Sprache zu thun hatten. Wir verkehrten mit den Varópulenten in der Aropesprache, da die Tumleo das Varópu nicht kennen, dagegen sowohl die Varópu wie die Tumleo das Arop ziemlich gut sprechen. Ebenso dient z. B. die Valman-(Leming-)Sprache unseren Tumleoleuten als Verständigungsmittel mit den Pultalo und Aral, die ihre eigene Sprache haben, aber ebenso wie die Tumleo oft vorzüglich das Valman (Leming) beherrschen. Die meisten Varópuwörter gehen auf einen Vokal aus, ein s scheint die Sprache nicht zu besitzen, dem s in Tumleowörtern entspricht ein f, z. B. Tumleo: suvakéi, Tabak = Varópu: tavéke. Einigen Wohllaut kann man der Sprache wegen ihres Vokalreichtums nicht absprechen.

Nachdem wir die gangbarsten Wörter aus den Leuten herausgefischt und uns überzeugt hatten, dafs die gemachten Angaben richtig waren, machten wir unter Führung unseres Freundes einen Rundgang über die Insel. Die Varópu bewohnen zwei Inselchen, die nur wenige Hektar Ausdehnung haben. Nur 1 bis 2 Fufs erhebt sich der Boden über das Wasser. Mitten durch die eine Insel geht noch dazu ein kleiner Lagunenarm. Vorn am Strande fanden wir eine Menge Treibholz, das sich als natürlicher Damm vor die Insel hingelagert hat. Da das Wasser zu gewissen Zeiten steigt, so mögen dann wohl gewisse Teile der Insel ganz überschwemmt sein und das Wasser unter den Häusern herfluten. Die Leute haben, da auf der Insel so wenig Platz ist, einige Banten, als Schuppen, Vorratskammern und Aussichtsplätze, direkt vor der Insel ins Wasser hineingebaut.

Zwischen diesen Pfahlbauten ist aber immer einige Meter Platz gelassen für die Kähne, deren die Leute eine Unmenge besitzen, jede Familie besitzt, wie es scheint, mehrere. Dieselben haben keine Ausleger, ein ausgehöhlter Baumstamm, der vorn und hinten zugespitzt ist, bildet das Fahrzeug. Man hat Kähne in den verschiedensten Gröfsen, mit und ohne Schnitzwerk. Die Ruder gleichen denen der Tumleo, vielfach braucht man jedoch nur eine Stofsstange, um die Fahrzeuge weiterzubringen. Als solche wählt man die leichte Mittelblattrippe der Sagopalme, die meterlang ist und wegen ihrer Leichtigkeit und Dicke nicht so sehr in den weichen Lehmgrund der Lagune eindringt. Die Varópu scheinen wohl ihre halbe Lebenszeit auf dem Wasser zuzubringen. Männer und Frauen, Knaben und Mädchen sind gleich geübt in der Handhabung des Ruders und der Stofsstange. Pfeilschnell stofsen oder rudern sie das Kanoe dahin, kommt eine Untiefe, dann ist der Insasse schnell aus dem Boote heraus, stöfst das Fahrzeug weiter, und schnell er genügendes Fahrwasser hat, sitzt er wieder in dem Schilfleib drin. Dieses Manöver wiederholt sich wohl hundertmal am Tage, wenn die Leute an bestimmten Stellen der Lagune dem Fischfange obliegen. An anderen Stellen dagegen scheint das Fahrwasser besser zu sein.

Der Grund, weshalb sich die Leute so viel auf dem Wasser umhertreiben, dürfte wohl in erster Linie der sein, dafs die Inseln zu eng sind für die vielen Bewohner. Die Häuser stehen so eng zusammen wie in Deutschland in manchen Landstädtchen. Viele sind mit einem Zaun von Sagoblattstielen umgeben, welche die Gebiete der einzelnen Familien genau voneinander trennen. Strafsen und Wege giebt es natürlich nicht, man mufs sich seinen Pfad suchen, wo zwischen den Häusern ein freies Plätzchen gelassen ist. Dabei mufs man aber acht geben, dafs man nicht unversehens an den Strand gelangt, denn dann heifst es wieder zurück, da die Häuser meistens so dicht am Wasser liegen, dafs für einen Weg kein Platz mehr frei bleibt. Auch mufs der Europäer dann und wann acht geben auf die borstigen Vierfüfsler, welche die Eingeborenen sich halten. Dieselben haben bedauerlicherweise wenig Respekt vor der weifsen Haut, im Gegenteil machen sie diese mit Vorliebe zum Gegenstand ihrer Angriffe. Man ist froh,

Digitized by Google

wenn die Eingeborenen einem die Tiere vom Leibe halten, denn selbst mit dem dicksten Stock würde man gegen sie nicht ankommen können. Die Häuser der Varópu sind nach Art der Tumleohäuser gebaut. Sie ruhen auf Pfählen, die in den weichen Boden eingelassen sind, haben einen Fufsboden von Betelblättern, der etwa 1 bis 2 m über dem Erdboden liegt. Die vorderen und hinteren Pfähle gehen über den Fufsboden hinaus und tragen die Mittelfirste, die Seitenpfosten und den Dachstuhl. Das Dach ist ein geschifftes und mit Atap (Sagopalmblättergeflecht) belegt. Die Seitenwände sind von den Blattstielen der Sagopalme gemacht. Die Häuser sind von verschiedener Gröfse, meistens etwas länger als breit, messen aber mindestens ihre 30 qm Bodenfläche. Kokos- und andere Bäume giebt es auf der Insel nur wenige, da eben kein Platz vorhanden ist; daher hält es auch recht schwer, eine Nufs zu bekommen, da es immer ein Opfer für die Leute ist, dieselben herzugeben.

Die Anzahl der Varópu mag, wie schon gesagt, gegen 600 Menschen betragen. Die Schätzung ist jedoch eine ganz ungenaue, nur dem Auge nach bemessene; ohne einigermafsen die Sprache und die Leute selbst zu kennen, ist es unmöglich, eine genaue Zählung vorzunehmen. Die Eingeborenen selbst sind nur schlechte Rechenmeister und würden die Zahl nicht angeben können. — Die Varópu sind ein kräftiger Menschenschlag; wir sahen dort Männer und Frauen von so stattlicher Höhe, wie wir sie sonst nirgends in der Umgegend angetroffen. Die gute Nahrung mag wohl das meiste zu dieser vorzüglichen Entwickelung beitragen, das sieht man diesen wohlgenährten, breitschultrigen Menschen gleich auf den ersten Blick an. Die Hauptnahrung der Varópu bilden Sago und Fische, ersteren liefert der nahe Wald, letztere die Lagune. Ferner sahen wir auch Taros, und ebenso finden sich, weniger auf der Insel als wohl auf dem Festlande, Bestände von Kokospalmen. Diese vier Nahrungsmittel mögen wohl das gröfste Kontingent zu den Mahlzeiten der Varópu stellen. Im übrigen nehmen sie, wenn nötig, wohl mit allem fürlieb, „was da kreucht und fleugt“, ganz wie ihre anderen Mitbrüder in Neu-Guinea. — Die Kleidung ist dieselbe wie bei den übrigen Stämmen dieser Gegend, die Erwachsenen tragen einen Gürtel aus Baumrinde, der zuerst um die Hüften geht und dann von vorn nach hinten zwischen den Beinen durchgezogen wird, bei den Frauen ist dieser Gürtel etwas breiter, die Kinder laufen bis etwa zum 14. Lebensjahre ohne jegliche Kleidung umher. Bei den Stämmen nordwestlich von hier legen die Mädchen schon früher eine Bekleidung an. — Was die religiösen Anschauungen der Varópu angeht, so werden diese wohl im grofsen und ganzen mit den hier landläufigen übereinstimmen, dafür sprechen wenigstens die Geister- und Ahnenhäuser, die wir hier in gleicher Weise wie auf Tumleo, Ali, Angel, Salin, in Jamir, Valmas, Arop und Pultalu vorfanden. Es kann diese Übereinstimmung, die natürlich im einzelnen Besonderheiten Raum läfst, nicht verwundern, da selbst der Dialekt, wie er auf der Dampierinsel in der Nähe von Friedrich-Wilhelms-Hafen geübt wird, nach den Berichten des Missionars Kunze von der rheinischen Mission fast ganz derselbe ist wie bei uns. Selbst der Name des Geisterhauses, harak, stimmt mit dem in Tumleo, Arop, Salin und Jamir gebrauchten parák oder parék überein.

Die hauptsächlichsten Arbeiten der Varópu sind Fischfang, Bau von Häusern und Kanoes, Bereitung von Sago. Bodenkultur wird wohl wenig getrieben. Daneben verstehen sich die Leute aber auch auf die Verfertigung einiger schöner Schmucksachen, als Brustschilde, Festschürzen, Armbänder, Leibgürtel, Stirn- und Haarbinden, Halsketten u. dgl. Wir tauschten auch, nachdem wir die Insel besichtigt hatten, eine Anzahl dieser Ethnologica gegen eiserne Werkzeuge und Tuchstoffe ein. Eine Unmenge Leute stiefs und drängte sich um uns herum, während wir diese Geschäfte abschlossen. Einige machten auch den Versuch, durch Annexion in den Besitz eines Stück Eisens zu kommen, wir klapptен ihnen jedoch dann den Deckel unserer Kiste unsanft auf die Finger, und mit einem lächelnden Ahu! unterblieb die Spitzbüberei.

Gegen 11 Uhr waren wir auf der Insel eingetroffen, es mochte jetzt ungefähr 2 Uhr sein, die Zeit der Flut. Diese mahnte uns zur Abreise, da wir so ohne Zwischenfälle das seichte Lagunenwasser passieren konnten. Wir stiegen also ins Boot, nahmen Abschied von den Leuten, und wieder ging es der See zu. Eine Anzahl Kanoes begleitete uns. Auf der Vorderseite unseres Bootes hatte ein Varópu Platz genommen, der mit dem Wasser sehr gut vertraut war und uns glücklich durch die Lagune brachte. Wenn das Boot für einige Augenblicke aufsafs, gleich waren die Leute, die uns in den Kanoes begleiteten, da, uns wieder weiter zu schieben. Als wir die Insel verliefsen, sahen wir in einer Entfernung von etwa 50 m vom Lande, ganz von Wasser umgeben, ein nettes zweistöckiges Haus liegen, es schien eine Art Herberge oder Versammlungshaus zu sein. Es that uns leid, dafs wir nicht auch die andere Insel hatten besuchen können, die in einer Entfernung von einigen hundert Metern von der ersten entfernt liegt und ungefähr gleich grofs ist. Bei unserer Fahrt fielen uns jetzt eine Anzahl kleiner Reiserhütten auf, die allenthalben um die Inselchen herum zerstreut lagen. Auf unsere Frage nach der Bedeutung derselben erfahren wir, dafs es die Bedürfnisstätten seien. Man hatte dieselben, wohl um das Wasser nicht zu sehr zu verunreinigen, so weit vom Lande entfernt angelegt. Übrigens riecht es doch schon an manchen Küstenplätzen von Aropu sehr übel, und man bekommt fast den Eindruck, als wenn man an einem Jauchegefäls stände. Auf der Rückfahrt bemerkten wir auch einige langbeinige, uns bis dahin unbekannte Sumpfvögel von Entengröfse mit einem rostroten Federkleid. Da die Tiere sehr scheu waren, gelang es uns nicht, eines derselben zu erlegen.

Vor der Mündung der Lagune mufsten unsere Varópufreunde uns verlassen, da sie mit ihren kleinen Booten durch die Brandung nicht hätten hindurchkommen können. Wir gaben unserem Piloten eine Anzahl Tabaksblätter, damit er sie unter seine Freunde, die uns so wacker geholfen, verteile. Dann steuerten wir der offenen See zu; dank der Umsicht unseres Bootsmannes passierten wir glücklich die vielen kleinen und grofsen Brecher, die uns der stürnende Ocean entgegenwarf, und in einigen Minuten waren wir draufsen. Wir winkten unseren Freunden jenseits noch einen Scheidegrufs zu und steuerten wieder die Meeresküste entlang auf Arop zu, wo wir mit Hilfe eines frischen Nordwests nach einstündiger Fahrt anlangten.

Rühmen mufs ich noch die grofse Gastfreundschaft der Varópu. Als die ersten Leute zu uns stiefsen, gaben wir uns als Missionare von Nüta (Tumleo) zu erkennen. „Und diese da?“ fragten sie, auf die vier Tumleoknaben, die bei uns waren, zeigend. „Das sind Nütakinder“, wurde ihnen geantwortet, „das ist der Sohn von Masasöi, der von Séive, der von Markós und der von Pápa.“ Wie einer der Männer den Namen Pápa hörte, umarmte er den kleinen Joseph, der uns zur Linken safs, aufs zärtlichste, er hatte in ihm den

Digitized by Google

Sohn eines seiner Gastfreunde auf Tumleo erkannt. Daher diese herzliche Begrüßung, obwohl der Vater des Knaben schon vier Jahre tot ist. Diese kleine Scene, der ich noch manche ähnliche anreihen könnte, hat mich sehr gefreut. Sobald die Leute unsere zwei Tumleonänner oder die Kinder erkannten, brauchten diese um Nahrung und Wohnung nicht mehr besorgt zu sein, sowohl in Árup als in Varópu. Selbst noch auf die Reise gaben uns die Árop für unsere Tumleobegleiter Frischwasser, Fische, Sago und sonstige Sachen mit. Möge es uns gelingen, diese und noch manche andere an ihnen sich findende natürlich-guten Eigenschaften durch den Einfluß des Christentums noch mehr zu veredeln und die schlechten Eigenschaften, deren sie freilich auch nicht entbehren, auszurotten.

Ich lasse jetzt das Verzeichnis der Worte, die ich abfragen konnte, folgen:

1. arvi Mann.
2. vumbi Frau.
3. mevóva Jüngling.
4. mo mevóva Jungfrau, vergl. 6.
5. kani Vater.
6. mo Mutter.
7. ma Kind.

* * *

8. ʼapé Haupthaar.
9. taúgu Schädel.
10. ĭúru Stirn.
11. ine Auge.
12. téve Ohr.
13. ŭvo Nase.
14. óú Mund.
15. bómi Bart.
16. póko Hals.
17. nûta Arm.
18. éno Finger.
19. anjéto Fingernagel.
20. to Brust.
21. á Bauch.
22. vóra Knie, Kniescheibe?
23. káro Fuß.

* * *

24. lápa Hund.
25. rau Schwein.
26. va Fisch.
27. tavéke Tabak.
28. óí Baum von Sago.
29. dáti Sago.
30. ne Kokosnuß.
31. réja Betelkalk (unecht).
32. rúrui Hibiskus (Blume rot).
33. mo Atap (fertiges).
34. apón Banane.
35. ávo Brotfrucht (wilde).
36. múta Betelfrucht (Valman: potu).
37. kevevéa Grasart.

* * *

38. áku Feuer.
39. pij Wasser.
40. a Regen.
41. vartaré (vartarí) Westen.
42. nóvan Osten (Valman: óva).
43. mamarmó Norden.
44. marmaú Süden.
45. úmo Sonne.
46. úra Mond.
47. kamó Sterne.
48. tau (ʼcentem') Himmel.

* * *

49. vúva Schiff mit Ausleger (Pultalu: uvak).
50. pero Schiff ohne Ausleger.
51. vióte Ruder.
52. jarjé Ahnenhaus.
53. apára úrun Parak, Geisterhaus.
54. rúva Bogen.
55. róma Pfeil.
56. úira Bambusspeer (mit Bambusspitze).
57. lavéú Brustschild.
58. arivárei Festschurz mit Mündchelchen besetzt.
59. vajúva großer Armring, aus einer Muschel gebohrt.
60. miki Perlen, einheimische Frucht, schwarz.
61. e Täschchen aus Schnurgeflecht.
62. bó Kalabasse, Fruchtschale, in welcher der Kalkstaub für das Betelkauen aufbewahrt wird.
63. vokára Stäbchen in der Kalkkalabasse, um den Kalk zum Munde zu führen.

* * *

64. avóra gut.
65. névei schlecht.
66. ovokarúna krank.
67. ári fleißig.

Das eine Dorf der Varópu auf dem Nordwestinselchen heißt nipleí, im Tumleo heißt aní „Männer", im Árop apleí „Insel", das Dorf liegt nach dem Busche hin. Das auf der südöstlichen Insel gelegene Dorf heißt n'irepun. Tumleo wird in Varópu Nôta genannt; beobachtet man, daß Varópu ein *s* zu *t* umwandelt (siehe S. 102), so wäre Nota = Nusa. Nusa ist aber in manchen melanesischen Sprachen, wenn ich nicht irre, = „Insel"; es ist auch der Name eines der Nordküste von Neu-Mecklenburg vorgelagerten kleinen Inselchens (150°47′ östl. L., 2° 35′ südl. Br.).

	Tumleo	Saliu	Jamir	Sauvein	Árop	Valman	Anal
Mensch . . .	lamamúl	ráma	ráma	ramát	nilemát	kánzten-nagol	nimo
Mann	ani vonin	jani-wanen	id.	ramát lapein	ani tauvén	konukol	teimpe
Frau	tamin vonin	tamin palé	id.	tabein lapein	tamin amón	nipi	nimo reipi
Jüngling. . .	su matén	saliu matiñ	id.	t'éla kallu	putwolen	úáuam-úumon	tnaumpe-umpesi
Vater	eitá	mam	anéi	tamán	eita	ban	alje
Mutter	áma	ñan	anéán	nan	aja	nne	. . .
Kind	nátun	saliu	id.	t'aliu	antón	nagom	ninke
Hund	aun	aun	id.	haun	pálen	pálen	pále
Schwein . . .	pál	por	pur	pioh	pur	pioh	méro
Vogel	mán	miú	id.	mán	mein	goal	nale
Fisch	paáp	vás	id.	volut	pí	vóem	nil
Sago	ás	id.	jás	rabi	jis	t'ón	vólu
Brot von Sago	lapije	rapije	id.	id.	lapije	t'ól	lón
Tabak	savakei	sahén	id.	sakei	saurakel	saake	id.
Kokosnuß . .	neiu	niu	id.	id.	néu	gnútu	vóm
Wasser . . .	rien	ríeh	id.	rán	id.	vul	tipe
Sonne	óe	id.	ás	óa	auraú	gnamu	jaúme
Mond	zanár	mahár	id.	zanár	vu	sanár	álno
Sterne	tiau	taun	id.	id.	aném	niemtégi	taúru
Schiff	lapil	lepil	lepúl	vihpal	vóak	vago	úak
Ruder	vóa	aus	eis	aus	vies	véei	vea
Haus	laum	rum	id.	id.	alón	put'ár	nákol
Dach (von Atap)	ot	át	id.	kat	piron	veiko	takor
Bogen	turaún	keiñ	id.	id.	turaén	nógo	nu
Pfeil	tátür	mankeiñ	id.	tátür	tur	takápu	nutuna
Kleid	raun	ranún	id.	raun	nun	ranuan	jáuti
Glasperlen . .	ranrau	rarén	id.	arán	id.	kaúto	feijóron
gut	vonin	vanén	id.	bajein	amón	nópu	tenil
schlecht . . .	osin	zekól	sán	ajis	kokelék	vóju	ása
eins	(mik) ta	tai	tí	tai	puntanén	álpa, no	lotaije
zwei	lo	ró	ró	rú	eitin	vie	roúnke
drei	tul	tul	tel	tul	eitin-puntanen	vie-no	roúnke-lotaije
vier	ú	au	au	au	eitin-eitin	vie-vie	roúnke-roúnke
fünf	leim	lim	lim	lim	eit-eit-puntanén	klag-odum	r-r-lotaije
sechs	limanamata	limantal	limamti	limámta	Von da wieder	(= Hand eine)	dann wieder bei 1
sieben	limaúalo	limanro	limanró	limánrú	von 1 bis 5.	daun die andere	
acht	leimtal	limtal	limtel	limtul		Hand, darauf die	
neun	lejmú	limau	limau	limau		Zehen der beiden	
zehn	vólim	úlim	ápét sapin	ápút sapin		Füße	etipréne-etipréne

Digitized by Google

Um die Möglichkeit einer Vergleichung mit den anderen hier gesprochenen Sprachen und zugleich ein kleines Bild von der Mannigfaltigkeit derselben zu geben, füge ich noch eine Reihe Wörter auch aus diesen an. (Siehe die Tabelle auf S. 104.)

Tumleo (Tamara) und Salin (Seleo) sind Inseln in Berlinhafen. Das Gebiet der Jamir liegt südöstlich davon. Das Gebiet der Sauvein liegt nach Osten. Die Arop, mit denen die Malol und Sisano ziemlich gleiche Sprache besitzen, wohnen nach Nordwesten. Valman (Lemin) ist der Name der Küstenstrecke von Berlinhafen. Die Anal wohnen landeinwärts auf einem Hügel.

Unter den Fellachen Gosens.

Von R. T. K.[1]).

Ich beschloſs, von El-Ghasali nach Fakus zurückzukehren, und kam mit meinem Gefährten Mc Cullough-Bey und meinem Diener Abd-el-Messieh (Abb. 1) nach einem langen Ritt abends spät dort an, wo wir im Rasthause übernachteten. Der Wochenmarkt von Fakus ist einer der wichtigsten des östlichen Deltas, und es war schon lange mein Wunsch, ihn kennen zu lernen. Er begann am folgenden Tage bereits in aller Frühe. Der groſse offene Marktplatz (Suk) lag unmittelbar vor der Stadt (Abb. 2) und stellte sich unseren Blicken als ein brodelndes Gewirr von Menschen und Vieh dar, das sich unter den unzähligen kleinen Buden und Ständen bewegte. Jeder Verkäufer von süſsem Wasser, duftendem Schmorfleisch u. s. w. schreit seine Ware in schrillen Tönen aus, und wer nichts zu verkaufen hat, der kauft, zankt über die Ware oder jauchzt vor Vergnügen, daſs er sie erstanden hat. Hunde balgen sich und bellen, Esel begrüſsen oder verhöhnen schreiend ihre Bekanntschaften von dem letzten Wochenmarktstage. Die Scene war ein unentwirrbares Chaos, malerisch und interessant. Die Dinge, die man zu sehen bekommt, nehmen kein Ende, und der Europäer betrachtet sie mit Interesse, da er aus ihnen die Bedürfnisse der Fellachen erkennt. Nahrungsmittel überwiegen, besonders Brot, Zuckerrohr, zerlassene Butter (Semna) und Eier. Prächtig bedruckter Kattun aus Manchester oder Wien, italienische Zündhölzer und Glasschmuck liegen in einer Bude aus, während die nächste klebrige, fliegenbedeckte Süſsigkeiten in Form von Männern, Weibern, Kamelen oder Eseln feilbietet, die die Bewunderung und das Begehren der Gassenjungen erregen. Hier sitzt ein dickes Weib auf der Erde und befaſst mit ihren schweiſsigen Händen die weichen Moderfische, die sie kaufen will, und dicht daneben ist eben ein Ochse geschlachtet worden und zum Teil bereits aufgeschnitten, bevor er noch abgehäutet ist. Der Geruch warmen Blutes in der heiſsen Luft und die über den Eingeweiden zankenden Hunde widern einen an, man wendet sich ab und sieht einen winzigen Jungen, der eine gewaltig groſse Büffelkuh wegführt (Abb. 3): sie ist zu dumm, um dem Atom von Mensch, das sie leitet, seine Autorität streitig zu machen. In der Mitte des Platzes liegt eine groſse, lustig beflaggte und geputzte Bude, wo die Ghawasis — die Tänzerinnen — mit ihren lasciven Verrenkungen den Schall der Instrumente unter dem stürmischen Applaus der Zuschauer begleiten.

Abb. 1. Abd-el-Messieh.

Über dem ganzen Marktgewühle liegt ein Schein harmlosen Frohsinns ausgebreitet, und nirgends bemerkt man rohen Streit. —

Am nächsten Tage verlegte ich mein Quartier nach Esbet-el-Ekiad, dem einige Kilometer entfernt liegenden Landhause von Mc Cullough-Bey, um in aller Ruhe in

Abb. 2. Markt in Fakus.

[1]) Vergl. über die früheren Fahrten des Verfassers in Unterägypten Globus, Bd. 75, S. 54.

Digitized by Google

Abb. 3. Junge mit einer Büffelkuh.

den benachbarten Dörfern des Landes Gosen die Eingeborenen, die Fellachen, zu studieren.

Was dem Fremden bei den Fellachen am meisten auffällt, ist der robuste Körperbau. Die Männer sind fast immer schön gewachsene, muskulöse Burschen und gewöhnlich hübsch, während von den Frauen Ägyptens fast ebenso regelmäßig das Gegenteil gilt. Diese sind entweder unförmlich fett, sobald sie das mittlere Alter erreicht haben, oder dürr und von harter Arbeit gerunzelt. Die jungen Mädchen jedoch sind zu Zeiten zweifellos reizend zu nennen; sie haben wohlgeformte Hände und Füße, während die lange Gewohnheit des Tragens von Lasten auf dem Kopfe ihnen eine Würde und Anmut der Haltung gegeben hat, die man als königlich und stolz bezeichnen muß. Ich kenne wenig interessantere Bilder, als sie die Wasserplätze der ägyptischen Dörfer bieten (Abb. 4). Hier kommen abends die Schönen der Gegend zusammen und waschen die Kochgeräteschaften und Kleider aus oder holen das Trinkwasser für die Nacht, während gleichzeitig die Ochsen, frei von ihrer Tagesarbeit auf den Feldern und an den Schöpfrädern, in dem schlammigen Wasser umherwaten, aus dem auch die Menschen ihren Bedarf decken. Sicherlich von allen kleinen Geschöpfen der Welt sind die ägyptischen Babies die spaßigsten. Lächerlich klein, mit vorstehendem Bauch und dem alten Gesicht sehen sie kaum menschlichen Wesen ähnlich, die armen geduldigen Dinger, die, von der Geburt an vernachlässigt und schlecht genährt, schon früh mit den Sorgen des Lebens bekannt werden. Wenn man Zeuge gewesen ist, wie die Kinder erzogen werden, so wundert man sich nicht mehr, wenn man hört, daß die Kindersterblichkeit 90 Proz. erreicht. Auffällig ist die einfache Aufrichtigkeit des religiösen Gefühls der Fellachen. Dem ägyptischen Durchschnittsmohammedaner ist Allah eine persönliche Gottheit, an deren Vatersorge man glaubt, und an die sich auch die Kinder vertrauensvoll wenden. Dieser Glaube an das unmittelbare und väterliche Interesse Allahs am Wohlbefinden des einzelnen ist fast allgemein und kindlich in seiner Vollkommenheit. Das Ritual sieht wenige Forderungen vor und bedeutet nahezu gänzlich eine Religion der Anbetung, und der Wunsch, Allah zu preisen, nicht zu ihm zu beten, ist so allgemein, daß kein Dorf ohne Moschee ist, während an den Kanalufern und an den Wegen in kurzen Zwischenräumen Betplätze für die Reisenden eingerichtet sind. So sehr nun aber der Islam die Gedanken des Volkes beherrscht, es niederzwingt, so sehr paßt er sich den Verhältnissen an. In Ägypten ist in jedem Falle nie Arbeit, die aus einer Pflicht gegen einen anderen entspringt, genügender Grund, die religiösen Verpflichtungen außer acht zu lassen. Ich fragte einmal einen meiner Diener, ob er den Ramadan hielte, und er antwortete: „Nein, Herr. Wenn ich ihn hielte, so würde ich nicht arbeiten können, und mein Gott würde böse sein, wenn ich nicht die Arbeit thue, für die ich bezahlt werde." Die Mohammedanerin wird nahezu ohne Seele gedacht, und es ist ihr sogar verboten, die Moschee zu den öffentlichen Gebetsstunden zu betreten; ihr Moralbewußtsein ist daher verkümmert und verdorben. Als Weib eines Fellachen wird die Frau in jeder Beziehung zur Sklavin mit dem Augenblick, da sie den Eheschleier nimmt, während die Leichtigkeit der Scheidung, die der Mann nur durch ein Wort vor Zeugen auszusprechen braucht, dem Ehestand die nötige Sicherheit und Würde raubt. Die Frau gehört also nur zur beweglichen Habe ihres Herrn, der er sich jeden Augenblick entäußern kann, und ihr Zweck ist lediglich der, die Wünsche des Mannes zu befriedigen und seine Kinder zu warten. Die Polygamie, obwohl vom Koran erlaubt, selbst die Bigamie kommt in Ägypten nicht oft vor, sofern die erste Frau Nachkommenschaft hat. Ist sie unfruchtbar, so nimmt man allerdings eine zweite und scheidet sich häufig von der ersten, oder die erste Frau wird die Magd ihrer glücklichen Nachfolgerin.

Die Ehen werden in Ägypten sehr frühzeitig geschlossen; die Mädchen heiraten mit 12 bis 14 Jahren, die jungen Leute von 16 Jahren aufwärts. Die gesetzlichen Ceremonieen und die folgenden Festlichkeiten nehmen je nach den Mitteln und der Stellung der Kontrahenten drei bis zehn Tage in Anspruch. Unter den Fellachen gehen sie natürlich viel einfacher von statten als in Kairo. Eine hescheidene Illumination schmückt die Wohnungen der beiden Familien, und das Fest

Abb. 4. Wasserplatz bei einem Fellachendorfe.

Digitized by Google

Abb. 5. Brautprozession.

währt nur einige Tage hindurch. Der malerischste Teil des Ganzen ist die „Prozession“ (Abb. 5) am letzten Abend, die die Braut nach dem Heim des Gatten führt. Die Braut wird auf ein Kamel gesetzt unter ein Zelt, das aus einem grofsen, über ein Gerüst von Palmblättern gespreiteten Tuch besteht. Voru geht alles, was das Dorf an Musik stellen kann; hinter dem Kamel der Braut folgen ihre Verwandten und Freundinnen auf anderen Kameleu und tragen die „Laren und Penaten“, sowie die üblichen Gaben, während alle Blinden, Lahmen, Armen nnd Fauleu des Dorfes den Zug nach dem Hause des Bräutigams begleiten, um am Mahl teilzunehmeu oder von den Speuden etwas zu erwischeu.

Ungleich ihren europäischen Schwestern sieht die ägyptische Schöne keineswegs dem Ehestand als dem Inbegriff alles Guteu entgegen. Eine alte Dienerin bat mich einmal um Urlaub, um ihre Tochter an einen Farmer ihrer Nachbarschaft zu verheiraten. Alles stand nach Wunsch, nnd die alte Ali war mit den Aussichten ihrer Tochter wohl zufrieden. Zu meiner Überraschung kehrte sie schon zwei Tage später zu ihrer Arbeit zurück und sagte, ihre Tochter wäre krank und die Hochzeit aufgeschoben. Jedoch erfuhr ich nachher, dafs das Mädchen aus Furcht vor der Sklaverei der Ehe sich vergiftet hatte.

Soweit meine Beobachtungen reichen, ist die Provinz Scharkiyeh, die ungefähr dem alten Lande Gosen entspricht, die schönste nnd fruchtbarste Provinz Ägyptens, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Fayum. Die Zeit der Ernte zaubert dort malerische Bilder hervor, wenn das ganze Land ein goldener Teppich reifen Getreides ist, der hier und da von einem grünen Kleefleck unterbrochen wird. Aus diesem goldenen Glanze erheben sich die Dattelpalmenhaine, die Tamarisken- und Kamashäume, die die Kanalränder einfassen oder den auf dem Felde arbeitenden Ochsengespannen Schatten spenden. Die Ernte wird durch Arbeit der Frauen besorgt. Eine grofse Zahl von Frauen geht dann von einem Dorfe zum andern, bis die ganze Ernte beendet ist. Sie werden mit Getreide bezahlt, das leicht für Nahrung und Wohnung eingetauscht werden kann. Das Getreide wird mit der Wurzel ausgerissen, in kleine Garben gebunden nnd nach einem freien Platz vor der Stadt getragen, wo es gedroschen wird. Nachdem die Ernte eingebracht, werden grofse Schaf- und Ziegenherden auf die Felder getrieben zum Abweiden der etwa noch übrigen Reste, und dann folgt gleich der Pflug mit dem Joch Ochsen, der den Acker für die nächste Ernte herrichtet. Diese Dinge werden gleichzeitig vorgenommen, und man sieht oft auf den Feldern alle Arbeiten vom Dreschen bis zum Pflügen zu gleicher Zeit vor sich gehen: man darf

Abb. 6. Das Dreschen des Getreides mit dem Nurag.

Digitized by Google

keine Zeit verlieren, wenn man sich die drei jährlichen Ernten sichern will.

Die Tenne des Orients ist interessant, weil sie noch den Beschreibungen der Bibel entspricht. Die Garben werden auf dem Dreschplatz in einem großen Kreise niedergelegt, worauf ein Joch Ochsen, die ein schlittenartiges Gefährt (Nurag) ziehen, darüber in der Runde getrieben wird (Abb. 6). Diese Vorrichtung ist sehr ingeniös: ihre Kufen helfen den Ochsen das Getreide austreten, und zwischen den Kufen sind Messerräder angebracht, die gleichzeitig das Stroh zu Häcksel (Tibbin) schneiden, der das hauptsächlichste Stallfutter abgiebt. Auch die alte Vorschrift, „man soll dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbinden", wird gewissenhaft beachtet, wenn auch der kluge Fellache, der auf dem Nurag sitzt, viel zu fleißig seine Peitsche anwendet, als daß die Ochsen von dem freundlichen Gebot einen Vorteil hätten. Dem Dreschen folgt das Worfeln, eine ebenso primitive Operation. Das Gemisch von Körnern, Spreu, zerhacktem Stroh und Schmutz wird auf einen Haufen gefegt, ein Mann mit einer Holzschaufel stellt sich an der dem Winde abgekehrten Seite auf und wirft die Masse in die Luft. Der meiste Unrat fliegt fort, während sich vor dem Arbeiter ein Haufen leidlich gereinigten Getreides aufschichtet. Gleichzeitig bilden Spreu und Häcksel einen besonderen Haufen. Beides wird gesammelt, und die Erntearbeiten sind damit beendet. Hier wie bei den meisten Feldarbeiten werden noch dieselben Vorrichtungen und Gerätschaften angewandt, wie sie zu Mosis Zeiten in Gebrauch waren; aber in vielen Distrikten finden auch moderne Maschinen und Geräte langsam Eingang. Im allgemeinen sind die Fellachen ein hart arbeitendes und fleißiges Volk, und wenn angemessener Wasservorrat vorhanden ist, so hängt ihre Wohlhabenheit von ihrer eigenen Thätigkeit ab. Sie brauchen dabei wenig vom Westen zu lernen, denn ihre primitiven Geräte und einfache Methode erscheinen für das Klima und den Boden am besten passend. Die meisten Farmersyndikate im Delta, die moderne, wissenschaftliche Methoden einführen wollten, sahen sich früher oder später arg enttäuscht.

Fortschritte in der Datierung der Steinzeit.

Von P. Höfer. Wernigerode.

Die vorgeschichtliche Forschung schreitet mit Macht vorwärts. Nachdem der Thatbestand der verschiedenen vorgeschichtlichen Kulturperioden festgestellt ist, widmet man sich den Fragen: woher? und wann? Noch war das hochbedeutende Werk von Montelius über die Chronologie der ältesten Bronzezeit im Erscheinen begriffen, da hielt der überaus thätige und kundige Dr. A. Goetze [1]) in verschiedenen Sitzungen der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin drei Vorträge über die Keramik der Steinzeit, welche hezweckten, dieses weiten Begriff in bestimmtere Gruppen zu zerlegen, die Beziehungen derselben zu einander aufzufinden und dadurch die relative Chronologie der jüngeren Steinzeit anzubahnen.

Das letztere Ziel hat für den Norden schon früher Montelius zu erreichen gesucht, indem er von der Verschiedenheit der Steinbeile und der Gräber ausging, ältere und jüngere Formen zu unterscheiden suchte und auf Grund dieser Unterschiede vier Perioden der jüngeren Steinzeit aufstellte. In Deutschland ist es bisher nicht möglich gewesen, auf Grund dieser Kriterien zu einer Unterscheidung zu kommen; das gleichartige Topfgeschirr, das bei uns in Steinplattengräbern ebenso wie in Erdgräbern vorgekommen ist, warnt uns vielmehr, auf die verschiedene Form der Gräber eine chronologische Unterscheidung zu begründen. Auch bei den Steinbeilen hat sich eine chronologische Reihenfolge mit Sicherheit noch nicht feststellen lassen, da die Anlehnungspunkte fehlen; rein typologische Betrachtungen sind trügerisch.

Bei dieser Sachlage war es durchaus richtig und verdienstlich, wenn Goetze versuchte, durch das Thongeschirr der jüngeren Steinzeit zum Ziele zu gelangen. Die Verschiedenartigkeit der Form und der Verzierungsweise der Thongefäße, in zweiter Linie auch ihre Herstellungsweise mußte untersucht, das Zusammengehörige auf Grund guter Funde festgestellt, und als Typus charakterisiert werden; danach konnte man die verschiedenen Typen vergleichen, ihre Berührung beobachten, auch, wenn möglich, ihre Herkunft und Heimat ermitteln. Auf diese Weise konnte es gelingen, die Gleichzeitigkeit oder die Aufeinanderfolge der verschiedenen Typen zu erkennen und dadurch eine Chronologie der jüngeren Steinzeit aufzustellen. Die Aufgabe ist jedenfalls des Schweißes der Edeln wert.

Da der Entwickelungsgang nur durch eine ins einzelne gehende und zugleich umfassende Vergleichung der Formen, Ornamente und der Technik ermittelt werden kann, so ist es klar, daß nur derjenige an diese Aufgabe herantreten kann, der über ein sehr umfangreiches Material verfügt, der selbst zahlreiche Beobachtungen gemacht hat und der auch die Beobachtungen anderer ohne Voreingenommenheit prüft. Aus diesen Gründen ist es zu begrüßen, daß sich Goetze an diese höchst schwierige Aufgabe gemacht hat; anderseits wäre es nicht zu verwundern, wenn nicht jede Ansicht von allen angenommen wird, da bei Feststellung einer typologischen Reihenfolge es sich vielfach um Totaleindrücke und Gesamtanschauungen handelt, die sich nicht ohne weiteres auf einen anderen übertragen lassen.

Goetze hat schon 1891 in einer besonderen Schrift den Typus der Schnurkeramik in musterhafter Weise behandelt, daselbst auch das Verbreitungsgebiet der Bandkeramik festgestellt, deren Beschreibung schon Klopfleisch 1883 gegeben hat; im Jahre 1892 hat Goetze sodann den Bernburger Typus fixiert (Zeitschr. f. Ethn., Bd. 24), in seinen Vorträgen im Jahre 1900, die auch in der Zeitschrift für Ethnologie erschienen sind, hat er zunächst die Kugelamphora, ihre Form und Verzierung, ihr Vorkommen (von Pommern über Mitteldeutschland bis Böhmen), ihre nördliche Herkunft und ihre zeitliche Stellung am Ausgange der mitteldeutschen Schnurkeramik bis zum Beginn der Bernburger Typus nachgewiesen — alles klar und sicher. Als Zeitgenosse der Kugelamphora kommt der weitmundige Topf, der bald mit Schnur, bald mit Verzierungsmotiven der Kugelamphora erscheint, zu seiner richtigen Stellung. (Ich nenne das Gefäß lieber die offene Amphora, um seine Abstammung von der schnurverzierten Amphora anzudeuten.)

In einem zweiten Vortrage behandelt Goetze eine Gefäßgruppe, die er nach den Grabstätten von Rössen bei Merseburg als Rössener Typus fixiert; dieselbe umfaßt 25 Gefäßformen und erstreckt sich von der Elbe

[1]) A. Goetze, Beiträge zur Kenntnis der neolithischen Keramik, Sonderabdrucke aus der Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1900.

Digitized by Google

bis nach Elsafs-Lothringen; charakteristisch für die Verzierungsweise ist die Bedeckung ganzer Flächen durch aneinandergereihte Doppelstiche, welche ein Gewebe (oder Geflecht) nachzuahmen scheinen; durch diese Dekoration sind vorzugsweise hohe edelgeformte Gefäfse ausgezeichnet, deren Profil an antike Vasen erinnert. (Ich halte sie für eine Fortbildung der offenen Amphora, also einen Enkel der schnurverzierten Amphora und möchte sie deshalb die geschweifte Amphora nennen; ich sehe im Rössener Typus überhaupt mancherlei Anlehnung an die Schnurkeramik, die Goetze nicht erwähnt, und finde, dafs die Dekoration des Merseburger Steinplattengrabes grofsenteils die Verzierungsmotive der Rössener Gefäfse aufweist.)

Goetze erblickt in diesem Rössener Typus einen Mischstil, welcher Elemente der nordwestdeutschen (megalithischen) Keramik, des Bernburger Typus und der Bandkeramik in sich vereinigt, und der sich also auch zeitlich an alle die eben genannten Gruppen anreihen mufs. Für die zeitliche Stellung aller dieser neolithischen Gefäfsgruppen, welche Goetze in einem dritten Vortrage behandelt, ergiebt sich ihm aus dieser Stellung des Rössener Typus die Folgerung, dafs jene genannten drei Gruppen teilweise gleichzeitig gewesen sind und einer jüngeren neolithischen Periods angehört haben müssen. Das höhere Alter der schnurverzierten Gefäfse, denen die Zonenbecher gleichalterig sind, ergiebt sich aus den Fundverhältnissen des Latdorfer Hügels, in welchem der Bernburger Typus einer jüngeren Schicht angehört als die schnurverzierten Amphoren und Becher; was aber für den Bernburger Typus bewiesen ist, gilt für die contemporären Gruppen mit.

Es sind demnach auf Grund der Keramik zwei neolithische Perioden zu unterscheiden, die erste umfafst die Schnurkeramik, den Zonenbecher, und den aus beiden entstandenen Zonenschnurbecher; der zweiten werden zugeteilt die nordwestdeutsche Gruppe, die Bandkeramik, der Bernburger Typus, denn der Rössener Typus folgt im Übergange der beiden Perioden, also beiden angehörig, stehen die Kugelamphora, die offene Amphora und deren Zubehör.

Diese Aufteilung beruht grofsenteils auf den archäologischen Funden Thüringens, wo alle diese Typen vorkommen, in zweiter Linie auch auf dem Urteil über die Entwickelung der typischen Merkmale und über die Beeinflussung des einen Typus durch den anderen. Die aufgestellte Reihenfolge hat deshalb zunächst nur Gültigkeit für Thüringen, d. h. für das Auftreten der genannten Gefäfstypen in Thüringen; über das frühere Bestehen der in Thüringen nicht heimischen Typen, also der norddeutschen Gruppe und der aus Süden gekommenen Bandkeramik, kann sie nichts aussagen. Beide haben zweifellos auf den Bernburger Typus eingewirkt, ja mehrere ihrer Gefäfsformen beherrschen noch die älteste Bronzezeit; aber trotzdem kann die Bandkeramik sehr wohl in Südwestdeutschland schon lange bestanden haben, ehe ihre Kürbisflasche und ihr Engelbecher in Thüringen ihren Einzug hielten, ebenso wie umgekehrt in Thüringen der Schnurenbecher jahrhundertelang in Gebrauch gewesen sein kann, ehe er nach der Schweiz gelangte; man wird nicht annehmen dürfen, dafs die keramischen Moden in der Urzeit sich so schnell änderten wie in unseren Jahrhunderten, man wird sich aber erinnern müssen, dafs gerade in den häuslichen Gebrauchsgegenständen landschaftliche Unterschiede jahrhundertelang nebeneinander bestanden haben.

Um allzu grofse Zeiträume handelt es sich überhaupt nicht mehr, seitdem erkannt und von Goetze selbst ausgesprochen ist, was sich schon früher bei manchem thüringischen Steinplattengrabe gezeigt hatte, dafs auch bei Schnurkeramik kupferne Gegenstände vorkommen. Dasselbe ist bei der Bandkeramik beobachtet. Wenn nun bei dem Zonenbecher, dem Zeitgenossen der Schnurkeramik, in Deutschland (Einbeben) wie in England jener kupferne Dolch vorgekommen ist, der am Adlerberge bei Worms auch mit Bandkeramik zusammen gefunden ist, so wird man folgern müssen, dafs beide keramische Typen derselben Zeit angehören, wie schon Klopfleisch annahm und wie Bornemanne und Zschiesches Beobachtungen auch für Thüringen (Eisenach und Erfurt) wahrscheinlich gemacht haben. Es ist aber zu hoffen, dafs nunmehr, nachdem die Gleichzeitigkeit des Kupfers mit unserer neolithischen Keramik erkannt ist, die Datierung derselben durch immer sorgfältiger zu beobachtende datierbare Kupferfunde der Mittelmeerländer immer vollständiger erreicht wird. Ein bedeutender Schritt in dieser Richtung ist vor kurzem von Montelius gethan. Nach seinen wohlbegründeten Schätzungen ist jener kupferne Dolch in Deutschland um 2500 v. Chr. anzusetzen. Ein früher nicht geahntes Ziel zeigt sich der prähistorischen Forschung, nämlich die Möglichkeit, dafs sie durch immer weiter gehende Ergänzungen, Bestätigungen oder Berichtigungen der von Montelius begonnenen Datierung der Kupfersachen allmählich dahin gelangt, auch die Perioden unserer jüngeren Steinzeit in die absolute Chronologie einzuordnen.

Eine japanische Rachepuppe.

Von Dr. H. ten Kate. Nagasaki.

Zur Vervollständigung Ihrer Mitteilungen über Rachepuppen u. dgl. (Nr. 2, S. 36 des 77. Bandes dieser Zeitschrift) möchte folgendes Beispiel dienen.

Vor kurzem fand ich bei einer mir bekannten japanischen Frau einen Papierstreifen mit Stecknadeln an

die Wand ihres Zimmers befestigt. Auf diesem Streifen war eine menschenähnliche Figur roh abgebildet. Der Kopf dieser Figur war nach unten, die Füfse, welche von den Nadeln durchbohrt waren, nach oben gekehrt, wie die beigefügte Abbildung zeigt. Auf meine Frage, was das bedeutete, sagte die Frau, dafs neulich bei ihr eine Uhr gestohlen worden und dieses Verfahren ein Mittel sei, um den Dieb an der Flucht zu verhindern. Das Bildnis stelle Hoshiri Doikoku (hoshiri, laufen, die Flucht ergreifen; Doikoku, der Gott des Reichtums, einer der sieben Glücksgötter) vor. Der Dieb soll wegen der durchlöcherten Füfse nicht weiter laufen und deshalb leichter ergriffen werden können. Solange der Dieb nicht gefafst sei, müsse das Bildnis in der oben beschriebenen Weise aufgehängt bleiben.

Ich konnte nicht genau erfahren, weshalb gerade dem Doikoku, der doch eigentlich an der Sache keine Schuld hatte, die Füfse durchbohrt werden sollten. Ist

Digitized by Google

es eine Art Zwangsmaßregel dem Gotte gegenüber, um den Dieb schneller zu erhaschen, oder ist der Gott des Reichtums identisch mit dem der Diebe, so ungefähr wie Merkur zu gleicher Zeit der Kaufleute und der Diebe Gott war? Angeblich sollen derartige Papierstreifen mit Doikokus Bildnis nur in den Tempeln zu haben sein. Der unterbalb der Füfse in roter Farbe befindliche Stempel lautet Chuzenji — Nikko.

Eine schottische Rachepuppe.

Von Dr. R. Karutz. Lübeck.

In Nr. 2 des 77. Bandes dieser Zeitschrift (13. Januar 1900) veröffentlichte Dr. Richard Andree die Photographie einer schottischen Rachefigur nebst Bemerkungen dazu aus dem Folk-lore Journal (1884) und schlofs hieran einige weitere moderne Beispiele zu dem Kapitel „Sympathiezauber", das er bekanntlich schon in seinen Ethnographischen Parallelen und Vergleichen, Neue Folge, S. 8 ff., eingehend behandelt hat. Durch diese Mitteilung angeregt, bemühte ich mich, das Original eines solchen „corp creadh" für das Museum für Völkerkunde in Lübeck zu erwerben, und ich habe das Glück gehabt, durch die gütige Vermittelung von Frau Jeffrey in Glasgow, der ich auch an dieser Stelle den verbindlichsten Dank aussprechen möchte, meinen Zweck zu erreichen. Es mag für die Leser eben erwähnter Notiz vielleicht von Interesse sein, die Abbildung dieser vor kurzem gefertigten Rachefigur zu sehen, und zu hören, was ich über ihre Art und Verwendung in Erfahrung bringen konnte.

Wie die Abbildung zeigt, ist die Puppe auf einem rechteckigen Brette befestigt, das ebenso wie jene eine Länge von 61 cm besitzt. Die Augen sind durch facettierte schwarze Glasperlen, die Zähne in dem durch eine Querfurche dargestellten Munde durch eingesteckte Holzsplitter angedeutet. Das „corp creadh" ist in den weichen Thon, freilich nicht ganz so deutlich, wie hier gezeichnet, eingeritzt. Die übrigen Einzelheiten ergeben sich aus der Abbildung.

Was dann den Namen angeht, so ist corp = body, Körper (corpus!) und creadh heifst eine weiche, klebrige, rasch härtende Thonmasse, die man nach dem Ablaufen der Flut findet, die von Kindern häufig gesammelt und zu allerlei Spielzeug geformt wird, und die auch den Stoff zu den Rachepuppen abgiebt.

Unser Stück wurde von einer Frau in Plockton, Kirchspiel Lochalsh, flosshire, Nordschottland, angefertigt, und zwar, da gebrauchte corp creadhs sobald als möglich zerstört werden, also nicht zu haben sind, eigens für unseren Zweck. Doch hat das der Naturtreue keinen Abbruch gethan, die Frau ist dieselbe Person, die jene Puppen auch sonst für den wirklichen Zaubergebrauch macht, und sie hat die unserige genau nach ihnen gebildet. Dafs die Kenntnis und die praktische Verwendung noch heute, wenigstens in diesem Teile der schottischen Hochlande allgemein ist, geht aus einer Bemerkung der Geberin hervor, nach der die Frau nur im heimlichen Versteck die Figur hätte herstellen können, „da man sie sonst verdächtigt und geschmäht haben würde".

Auf Befragen wollen die Leute jedoch nur wissen, dafs früher, in alten Zeiten, derartige Rachefiguren in Gebrauch gewesen seien; sie jemals selbst gesehen zu haben, leugnen sie meistens ab. Die Verfertigerin unseres Stückes gab an, dafs ihres Wissens ein corp creadh zuletzt vor 12 Jahren von einem jungen Manne als Rache für eine Beleidigung angewandt worden ist, die er von einer alten Frau erlitten hatte.

Hinsichtlich der Art der Verwendung weichen meine Nachrichten von den Mitteilungen Dr. Andrees bezw. des Folk-lore Jonrnal ab. Im letzteren heifst es: „Man macht ein Thonbildnis der Person, die man vernichten will, und stellt es in einen nach Osten fliefsenden Flufs, der das Bildnis wegwäscht", und nachher bei den nägelbeschlagenen Figuren: „Dann stellt man sie in ein langsam fliefsendes Wasser."

Unsere Gewährsleute, d. h. die Frau, die das Bild gemacht hat, und ihr Bruder, erklären nun einstimmig, dafs sie niemals gesehen oder gehört hätten, die Puppe würde in fliefsendes Wasser gestellt; man setze sie vielmehr stets in die Hausthür derjenigen Person, gegen die man seine böswilligen Wünsche auszudrücken beabsichtige. Vielleicht, meint Frau Jeffrey, liegt eine Verwechselung vor, indem man im Westen Schottlands den Aberglauben kennt, ein altes Stück Silber unter ähnlichen Voraussetzungen in Wasser zu werfen. Die corp creadh-Figur, deren Heimat Nordschottland ist, scheint mit einem solchen Gebrauch nichts zu thun zu haben.

Dagegen teilte man mir noch eine zweite Art der Verwendung mit, die zuletzt vor 40 oder 42 Jahren geübt worden ist und deren sich die Verfertigerin unseres Stückes noch erinnert. Damals wurde eine Rachepuppe, wie die unserige mit Nägeln beschlagen, bei Gelegenheit einer öffentlichen Wahl durch das Dorf getragen, die Nägel sollten die Verachtung und das Übelwollen ausdrücken, das man gegen den einen Kandidatrn empfand.

In Bezug auf den Sympathiezauber mittels Bildnisses möchte ich zur Vervollständigung noch auf eine Mitteilung hinweisen, die sich bei Strack, „Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit" (5. bis 7. Aufl.), S. 68, übernommen aus der „Vossischen Ztg." vom 10. Oktober 1896, findet: „In Tübingen wurde Anfang Oktober 1896 Georg Speidel wegen Meineides verurteilt. Dabei kam nur Sprache, dafs er einst auf Bitte eines Bauern eine Zauberei vollführt habe, um eine Hexe umzubringen. Der Bauer mufste aus einem frischen Grabe die Sargbretter herausholen; auf diese klebte Speidel eine Figur aus Lehm und erklärte dann dem Bauern, nun branche er die Hexe nicht mehr zu fürchten."

Als „Überliebsel" verdient ein von „Globe" aus London mitgeteiltes Vorkommnis der letzten Wochen hier angefügt zu werden. Bei einem in Charing abgehaltenen Wohlthätigkeitsbazar befand sich neben anderen Schaubuden ein kleines Kabinett, in dem ein Bild des Präsidenten Krüger ausgestellt worden war. Wer die geringe Summe von Sixpence zahlte, durfte dafür das Bild dreimal mit einer Nadel durchstechen.

Während im allgemeinen unserem Gebrauche die Vorstellung zu Grunde liegt, dafs das Einschlagen der Nägel Tod oder Krankheit des Feindes bedingt, verdient es endlich Erwähnung, dafs Hebbel in einer seiner Balladen den Aberglauben im umgekehrten Sinne verwendet. Es heifst da im „Liebeszauber":

Digitized by Google

„Wie sie da steht, fast zum Schnee erbleichend,
Und die Alte, in der Ecke kauernd,
Dreht ein Bild aus Wachs. Sie sieht es schaudernd.
Jetzt spricht die zu ihr, das Bild ihr reichend:
Zieh dir nun die Nadel aus den Haaren,
Rufe den Geliebten laut und deutlich
Und durchsticb dies Bild, dann wirst du bräutlich
Ihn umfangen und ihn dir bewahren."

Die Ballade ist in Paris entstanden; vielleicht, daß das verwendete Motiv nur einer älteren Erinnerung entstammt, die sich im Gedächtnis des Dichters verwischt hat.

Eine Verquickung derartiger Ideeen von Fernwirkungen mit den später hinzugetretenen christlichen Anschauungen liegt in dem baskischen Branche, in die Almosenkisten, die in den Kirchen für die betreffenden Heiligen aufgestellt sind, zusammengedrückte Geldstücke (dobiados) oder auch zusammengekniffene Nadeln zu stecken, wenn man seinem Feinde etwas Böses wünscht, man thut es mit der Bitte, den Feind ebenso en „dobiareu", d. h. krumm, unanschnlich zu machen, wie es die Nadel oder das Geldstück ist.

Eine ähnliche Geschichte endlich, wie sie Andree (l. c.) Jahn nacherzählt, von einem Freimaurer, dessen Frau durch Einstechen einer Nadel in sein Bild seinen Tod veranlachte, ist auch in Spanien bekannt: Eine Frau wünschte, daß ihr Mann aus der Loge, der er angehörte, austrete, und begab sich dieserhalb zum Meister des Stuhles, um ihm ihren Wunsch mitzuteilen. Der führte die Dame in ein Zimmer, dessen Wände mit den Photographieen sämtlicher Brüder geschmückt waren. Als die Frau das Bild ihres Mannes erkannte und dem Meister die betreffende Photographie bezeichnete, nahm dieser, ohne ein Wort zu sagen, eine Pistole aus der Tasche und durchschoß die Brust des Bildes. Als die Frau nach Hause kam, fand sie ihren Mann von einem Herzschlage getroffen tot vor[1]).

Die beiden letzten Mitteilungen sind mir von Herrn Ingenieur Fr. Bähr in Udana (bei Zumárraga, Guipúzcoa) gemacht worden, dem ich schon manche wertvollere Unterstützung beim Aufsuchen baskischer Volkstümlichkeiten verdanke (vgl. Verhdl. d. Berl. Anthr. Gesellsch. 1899, S. 262, und die betreffenden Aufsätze in dieser Zeitschrift).

[1]) Dasselbe glaubt man in Deutschland. Andree (Braunschw. Volkskunde, S. 287) berichtet: „Rings an den Wänden der Freimaurerloge hängen die Bildnisse sämtlicher Freimaurer (nach der Meinung des Volkes). Alle Jahre muß einer von ihnen sterben, und wer das sein soll, darüber entscheidet das Los. Wenn die Todesstunde des Betreffenden gekommen ist, dann steht der Oberste der Freimaurer auf und sticht mit einer großen Nadel in das Bild des Todeskandidaten. In demselben Augenblicke stürzt dieser, gleichviel wo er sich befinden mag, tot zusammen."

Elfenbeinhandel des Kongostaates.

Seit den Tagen des Altertums hat Afrika die Kulturwelt mit dem für Luxusartikel hochbegehrten Elfenbein versehen. Von den asiatischen Dickhäutern entbehren die auf Ceylon fast ausnahmslos der kostbaren Stoßzähne, und selbst bei den Elefanten des kontinentalen Vorderindiens sind diese nur mäßig entwickelt. Erst in Hinterindien, besonders in Siam und Laos, finden sich ansehnlichere Zähne, die aber den afrikanischen Prachtexemplaren an Größe und Schönheit bei weitem nicht gleichkommen. Noch zur Römerzeit war der schwarze Erdteil bis ans Mittelmeer von Elefanten belebt. Wie man Indien durch die Palme, Ägypten durch das Krokodil sinnbildlich darstellte, so geschah dies für das römische Nordafrika mittels des Elefanten. Mehr noch als die peripherischen Gebiete zeigte sich das Innere reich an diesen kolossalen Tieren. Diodorus Siculus berichtet um das Jahr 60 n. Chr., daß die Elefanten zwischen dem Nil und Libyen in Scharen auf den fruchtbaren Niederungen hausten. Sie wurden damals wie heute um ihrer Stoßzähne willen gejagt, und nur gelegentlich kam ein gezähmtes Stück als Merkwürdigkeit in die üppigen Städte.

Je mehr sich im Laufe der Jahrhunderte der Schleier des Geheimnisses von Afrikas Fluren hob, desto eifriger spürte der Handelssinn dem glänzenden Elfenbein nach. Allein erst das mörderische Feuergewehr hat die Elefantenherden so merklich gelichtet, hat — im Vereine mit Änderungen des Klimas und der Pflanzenhülle — das eissahnische Afrika gänzlich seiner Pachydermen beraubt. Daß sie jetzt auch dem Süden des Erdteiles bis zu niederen Breiten hinauf fehlen, ist lediglich der wahnwitzigen Bentesucht gewissenloser Berufsjäger oder angebildeter Ansiedler zuzuschreiben. An den Seeen und Lachen der Kalahari hat man den Elefanten durch Massenmord vertilgt, so daß seine Verbreitungsgrenze am Beginne des 20. Säenlums eben noch mit dem Bereiche der heißen Zone in Afrika zusammenfällt.

Aber selbst in diesen rein tropischen Gegenden schmilzt die Zahl der Tiere erschreckend zusammen. Verschiedene Kolonialbehörden haben daher die Einführung von Schongesetzen ernstlich ins Auge gefaßt. In Deutsch-Ostafrika sind diesbezügliche Vorschriften bereits durch Major v. Wissmann erlassen worden, und jüngst ist auch Kamerun diesem Beispiele gefolgt. Es wird indes noch lange dauern, ehe die Regierung so weit Herr im Lande ist, um etwaigen Jagdfreveln entschieden Einhalt zu thun. Vorläufig können wir für unsere Schutzgebiete nur eine stetige Abnahme der Elfenbeinausfuhr feststellen. Diese betrug für Deutsch-Ostafrika:

1894 Mk.	1895 Mk.	1896 Mk.	1897 Mk.	1898 Mk.	1899 Mk.
2 149 000	1 423 000	1 682 000	1 495 000	1 292 000	993 584

Ein Gleiches, wenn auch nicht so scharf hervortretend, zeigt sich in Kamerun, das folgende Werte erbrachte:

1894	1895	1896	1897	1898
454 000 Mk.	596 000 Mk.	370 000 Mk.	534 000 Mk.	443 000 Mk.

Die Ursachen dieses Rückganges liegen nicht nur in der unaufhaltsamen Ausrottung der Elefanten, sondern noch mehr in der rücksichtslosen Art, wie der unseren Kolonieen benachbarte Kongostaat alles Elfenbein innerhalb und außerhalb seiner Grenzen an sich zu reißen und den Handel zu monopolisieren sucht. Von einer berechtigten Konkurrenz, von einem ehrlichen Vorgehen ist dabei keine Rede. Die weißen und schwarzen Agenten des Staates stellen jedem Elfenbeinvorrate der Häuptlinge oder sonst begüterter Personen eifrig nach und wissen sich teils mit Gewalt, teils mit List gar bald in den Besitz des Schatzes zu setzen. Gegen die Elefanten selber wird ein förmlicher Krieg geführt, ohne

Digitized by Google

Vorsicht, ohne Bedacht auf die Zukunft. Die erbeuteten Zähne gehen entweder auf dem Wasser- oder auf dem Landwege zum Stanley Pool und bilden alsdann eins der dankbarsten Transportgüter der Kongobahn.

Unser Bild zeigt solche Elfenbeinkarawane, aufgenommen in der Station Ki-Santu, unfern der Bahn und des Pools. Unter den Zähnen gewahren wir mehrere sehr stattliche Exemplare, die von starken männlichen Tieren stammen und gut ihre 50 bis 60 kg wiegen mögen. In Ausnahmefällen kommen sogar noch schwerere Zähne vor. Diese müssen dann — oft unter Anwendung von Stangen, Bändern und Schulterlagern — von zwei Trägern fortgeschafft werden. Für die geringeren Stücke ist ein Mann ausreichend, und von der kleinsten Ware werden nicht selten zwei oder drei Nummern zu einer Last vereinigt.

Leider klebt an dem Handel des Kongostaates viel unnütz vergossenes Blut. Schändliche Grausamkeiten bezeichnen den Weg so manches Beamten und Offiziers, und die reichen Ladungen der Kongobahn, namentlich an Kautschuk und Elfenbein, sind häufig mit dem Leben von Hunderten schutzloser Neger bezahlt.

Vorläufig scheint der Elfenbeinexport des Staates noch im Wachsen begriffen zu sein. Das bezeugt die Statistik des Antwerpener Marktes, dessen Beschickung durch nachfolgende Zahlen veranschaulicht wird.

	Zufuhr kg	Verkauf kg	Mittelpreis für 1 kg
1888 . . .	6 400	6 400	24,00 Frcs.
1890 . . .	77 500	77 500	23,51 „
1892 . . .	118 000	118 000	18,43 „
1894 . . .	264 500	186 000	15,05 „
1896 . . .	200 000	265 000	15,82 „
1898 . . .	233 000	203 000	18,35 „
1899 . . .	328 000	292 500	19,85 „

Ankunft einer Elfenbeinkarawane in Ki-Santu.
Photographiert von P. Prewers.

Von den 1899 verkauften 292500 kg waren allein 273165 kg Herkünfte aus dem Kongostaate. Rechnen wir mit früheren Autoren auf je 15 kg Verkaufselfenbein je einen Elefanten, so haben für die 2731,65 Doppelcentner nicht weniger als 18211 Tiere ihr Leben lassen müssen. Daß bei solcher unverständigen Wirtschaft über kurz oder lang eine Abnahme in der Zufuhr erfolgen muß, ist jedem Kenner der Verhältnisse ohne weiteres klar, und deshalb hat — leider mit traurigem Rechte — unser Dr. Passarge das afrikanische Elfenbein schon längst ein „lucrum cessans" genannt.

H. S.

Digitized by Google

Bücherschau.

Dr. Joseph Lauterer: Australien und Tasmanien. Nach eigener Anschauung und Forschung wissenschaftlich und praktisch geschildert. Mit Titelbild in Farbendruck, 158 Abbildungen und 1 Karte. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 1900.

Die ersten drei Kapitel des vorliegenden Werkes hätten ohne Schaden für dasselbe wegbleiben können. Der Verfasser schildert darin seine Ausreise nach Australien und flicht dazwischen eine Menge astronomische, hydrographische, botanische und zoologische Bemerkungen ein. Das vierte Kapitel behandelt dann die Entdeckungsgeschichte und Staatengeschichte Australiens. Der Verfasser irrt, wenn er (nach Flinders) die Regio patalis des Oronce Finé aus Brinçon vom Jahre 1531 als erste kartographische Darstellung Australiens hinstellt; eine solche findet sich nämlich schon auf dem 1492 hergestellten Globus von Martin Behaim und ist mit „Java major" bezeichnet. Im übrigen ist dieses Kapitel namentlich auch in kolonialpolitischer Beziehung lehrreich. Sodann behandelt Dr. Lauterer — mit viel rein theoretischen Erörterungen durchsetzt — die Struktur und Bodengeschichte und etwas kürzer die Klimatologie und Meteorologie Australiens. Weiter erfährt die Pflanzenwelt eine ausführliche Schilderung. Nur die Familie der Tremandreen mit drei Gattungen und 17 Arten kommt sonst nirgends auf der Erde als in Tasmanien und Australien vor, als übrigen dort vertretenen Pflanzenfamilien kommen auch in anderen Erdteilen vor. — Auch das Kapitel über die Tierwelt mit recht mangelhaften Abbildungen — die überhaupt ein wunder Punkt des Buches sind — dürfte jemand, der nicht auf Spezialwerke zurückgreifen will, genügend Belehrung bieten. Darauf folgt die Schilderung der Urbewohner Australiens. Sehr mit Recht geißelt der Verfasser die ganz ohne Beispiel dastehende grausame Art und Weise, wie die australischen Ansiedler vom ersten Angenblick an den Eingeborenen entgegen getreten sind. Er kennzeichnet sie treffend mit den Worten „Australien ist im Grunde genommen einfach gestohlenes Land" und „von den schwarzen Urbewohnern Australiens wird wohl in 100 Jahren keiner mehr auf der Erde übrig geblieben sein".

Den Schluß des Buches, das eigene Forschungen in geschickter Weise mit denen fürerer Forscher verknüpft, bilden ausführliche Kapitel über die Kolonisten Australiens und seine Topographie.

F. Grabowsky.

Franz Cramer: Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit. 8°. 173 S. Düsseldorf, Ed. Lintz, 1901.

Der Namenschatz einer Sprache ist eines der bedeutendsten Vermächtnisse, die der Volksgeist den kommenden Geschlechtern überliefert; jedes ernste Bemühen, diesen Schatz zu heben, ist deshalb zu begrüßen. Und hier liegt wahrlich eine ernste Arbeit vor, hochstehend über vielen, selbst wissenschaftlichen Schriften verwandten Inhalts. Dieser Inhalt aber ist hier ein viel weiterer, als mancher aus dem bescheidenen Titel schließen wird, von welchem die vorrömische und römische Zeit lediglich haben wegbleiben können, da nicht bloß die aus dem Altertum überlieferten Namen nun grossen Teil bis auf unsere Tage fortdauern, sondern auch Anlaß geben, massenhaft andere, zufällig erst in späterer Zeit schriftlich fixierte Formen mit in die Betrachtung zu ziehen. Der Verfasser verfügt auf seinem großen Gebiete über eine umfassende Kenntnis der Litteratur (von einer erschöpfenden darf man heutzutage nicht mehr reden) und daneben über ein hervorragendes Urteil in sprachlichen und geschichtlichen Dingen. Er geht, anknüpfend an Arbois de Jubainville, von der höchst wichtigen „figurlichen" Frage aus und bringt damit die älteste (älteste erreichbare) Namenschicht ein gutes Stück weiter in den wirklichen Bereich der Wissenschaft. Darauf folgen die keltischen Namen, für die eine reiche alphabetische Sammlung gegeben ist, und bei der man nur bedauert, daß dem Verfasser der altkeltische Sprachschatz von Holder noch nicht vollendet vorliegen konnte. Nach einem kurzen Kapitel über das geringe römische Eigentum an diesen Namen folgeu die nicht aus dem Altertum überlieferten, aber in ihm wurzelnden Bildungen, höchst reichhaltig mitgeteilt aus den Regierungsbezirken Düsseldorf, Köln und Aachen, in möglichster Kürze aus den Bezirken Trier und Koblenz, zunächst die an das keltische -acum anknüpfenden und in verschiedene andere Bildungen, sogar in germanisches -ingen übergehenden, dann aber die aus -durum, -dunum, -magus, -briga, -lanum und anderen Grundwörtern hervorgehenden, woran sich dann noch manches Vereinzelte, zum Teil noch Fragliche anschließt. Ganz entsprechend dem vorliegenden Kapitel folgt hierauf die Betrachtung der nicht aus dem Altertum überlieferten römischen Bildungen. Einige Einzelausführungen, aus denen ich besonders die an den Namen Xanten angeknüpfte Trojasage und das Problem der Pinnamen auf -apa hervorhebe, geben teils Abschließendes, teils mindestens Anregendes. Beigefügt ist dem verdienstvollen Werke ein reiches Litteraturverzeichnis und ein das praktischen Gebrauch wesentlich erhöhendes Ortsnamenregister. Nach wohlfeiler Recensentenmanier einzelnes herauszupicken, wurde man mit größerer oder geringerer Sicherheit anderer Ansicht sein kann, ist meine Art nicht. Dem Verfasser aber haben wir dankbar Kraft und Muße zu weiterer Förderung der Wissenschaft zu wünschen.

Charlottenburg. E. Förstemann.

Report on the Census of Cuba 1899. Washington, Government Printing Office, 1900.

Mit dieser Veröffentlichung ihres Kriegsdepartements über den Census von Kuba 1899 haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika wiederum gezeigt, wie sie auch für wissenschaftliche Zwecke, namentlich wenn das Praktische dabei auch eine gewisse Rolle spielt, nicht nur mit der ihnen allgemein eigenen Rührigkeit vorgehen, sondern auch keine finanziellen Opfer scheuen, um die dabei erlangten Ergebnisse in mustergültiger Weise zur anschaulichen Darstellung und zur Kenntnis zu bringen. Das noch jetzt die Leitung von Kuba führende Kriegsdepartement hatte die Ausführung des Census auf den 16. Oktober 1899 angeordnet; als Direktor des Census fungierte der Leutnant Colonel J. F. Sanger, Inspektorgeneral, als statistischer Sachverständiger namentlich Walter F. Wilcox, der nach jetzt Chief Statistician des großen zwölften Census der Vereinigten Staaten (1. Juni 1900) ist. Der Census sollte bestimmungsmäßig neben der Bevölkerung auch die Landwirtschaft und das Erziehungswesen umfassen. Die jetzt vorliegende eingehende und vorzügliche Darstellung der Ergebnisse geht aber noch darüber hinaus. Sie schildert zunächst die geographischen Verhältnisse, politische Einteilung, Klima, Fauna, Flora, mineralische Schätze u. s. w. und giebt sodann einen Überblick über die historische Entwickelung, Entdeckung, erste Besiedelung, allmähliches Fortschreiten und Ursachen desselben, spätere Verwaltung und ihre Mißerfolge, Aufstände u. s. w. Demnächst werden die Bevölkerungsverhältnisse nach Maßgabe der Ergebnisse der Erhebung vom 16. Oktober 1900 nach all den einzelnen Richtungen hin näher behandelt, so Gesamtbevölkerung, Dichtigkeit der Bevölkerung, städtische Bevölkerung, Bevölkerungscentren, Verteilung nach der Höhenlage, Geschlecht, Alter, Gebürtigkeit, Rassen, eingewanderte Bevölkerung, Staatsangehörigkeit, Familienverband, Heiraten, Schulbildung, Analphabeten, Beruf, Wohngelegenheit u. s. w. Auf einzelnes hiervon können wir nicht näher eingehen, heben aber nur hervor, daß die Gesamtbevölkerung von 1 572 797 (815 905 männlich, 757 592 weiblich) für Kuba festgestellt worden ist gegenüber einer Gesamtbevölkerung von 1 631 687 bei der letzten spanischen Aufnahme vom Jahre 1887; von der Gesamtheit entfallen jetzt auf die eingeborenen Weißen 910 299 (447 375 männlich, 462 924 weiblich), auf die fremden Weißen 142 098 (115 740 männlich, 26 358 weiblich), auf die Neger 234 738 (111 898 männlich, 122 840 weiblich), auf die Mischlinge 270 805 (125 500 männlich, 145 305 weiblich) und auf die Chinesen 14 857 (14 694 männlich, 163 weiblich); unter der Gesamtbevölkerung befanden sich 19 158 (1,2 Proz.), welche eine über Lesen und Schreiben hinausgehende Schulbildung genossen hatten, 514 340 (32,7 Proz.) konnten lesen und schreiben, ohne höhere Schulbildung zu besitzen, 35 603 (2,1 Proz.) waren fähig zu lesen, aber unfähig zu schreiben, 1 004 884 (63,8 Proz.) verstanden weder zu lesen noch zu schreiben, bei 1412 (0,1 Proz.) fehlte die nähere Feststellung. Bezüglich des Ausbaues und der Ausnutzung des Grund und Bodens wird nach einer geschichtlichen Einleitung das Zuckerrohr, der Tabak, der Kaffee, Kakao und sonstige Früchte erörtert, es wird der Viehbestand festgelegt und gleicherweise werden die Kaffee-, Zucker-, Tabak- etc. Plantagen und die Viehwirtschaften als solche behandelt und ebenso die landwirtschaftlichen Betriebe mit ihrer Größe und ihrem wirtschaftlichen Bestande. Das Erziehungswesen endlich wird auch in seiner geschichtlichen Entwickelung klargelegt unter Anführung der früheren spanischen Gesetze und speciell sodann des jetzigen amerikanischen Schutzgesetzes vom 30. Juni

Digitized by Google

1900; daneben wird weiter der derzeitige Stand berührt, die Schulen, Arten derselben, Zöglinge, Lehrer u. s. w. Neben übersichtlichen und wohlgeordneten Tabellen sind die statistischen Ergebnisse noch in zahlreichen, in verschiedener Weise angestalteten Diagrammen und ebenso vielfach auf Karten gröberen und kleineren Maßstabes veranschaulicht; auch ist das Werk in einer besonders reichen Fülle mit Abbildungen ausgestattet, welche uns die Hauptorte und Gegenden der Insel, die einzelnen Arten der Pflanzungen und den Anbau und die weitere Verarbeitung der Früchte auf denselben — von besonderem Interesse ist namentlich eine Abbildung der Ackerbaugeräte der Eingebornen —, das Bauwesen im allgemeinen und besonders den Schnitbau, die einzelnen vorkommenden Rassen u. s. w. vor Augen führen; eine Reihe von Bildern hält auch diejenigen Personen fest, welche dienstlich oder freiwillig dem Census in den einzelnen Provinzen und Hauptorten ihre Mitwirkung geliehen, unter welchen das weibliche Geschlecht sich verhältnismäßig stark vertreten zeigt; es muß dieses als ein gutes Mittel, um die freiwillige Thätigkeit bei einer derartigen Erhebung zu fördern, angesehen werden. So stellt sich das ganze Werk sowohl durch seinen reichen Inhalt und die sachgemäße und sinngehende Verarbeitung der Zählungsergebnisse, wie durch die vortreffliche und über das gewöhnliche Maß hinausgehende Ausstattung als eine nach jeder Richtung hin wirkende Veröffentlichung dar, für welche die Wissenschaft wie jeder, der sich mit den Verhältnissen der Insel Kuba zu beschäftigen hat, dem Kriegsdepartement der Vereinigten Staaten und besonders auch den Leitern des Census zu Dank verpflichtet sein muß.

Braunschweig. Dr. F. W. R. Zimmermann.

Rev. Albert Krupf, D. D.: A Kaffir-English Dictionary. VIII, 486 S., Lex.-8°. South Africa, Lovedale Mission Press, 1899.

Die linguistische Bedeutung des schönen Werkes habe ich an anderer Stelle besprochen. Das Buch hat aber nicht nur für den Missionar und den Sprachforscher, sondern auch für den Ethnographen ganz hervorragende Bedeutung. Wer selbst einmal den Versuch gemacht hat, über Volksgebräuche, Volksglauben, intimere Sitten u. dgl. zu sammeln, der weiß auch, wie schwierig das ist. Krupf hat einen früheren Arbeiten schon gezeigt, daß er ein Beobachter von klarem Blick und unermüdlicher Geduld ist, vgl. seine Arbeit „Das Volk der Hosakaffern", Berlin.

In dem vorstehenden Sammelwerke hat er nun zusammengetragen, was immer ihm von Beobachtungen während seiner langen Amtsthätigkeit im Kaffernlande — er arbeitet dort seit 1845 — aufgefallen ist. Ich gebe einige Proben in deutscher Übersetzung, die das besser veranschaulichen als lange Beschreibungen:

Das Gebiet, das meist am schwersten zugänglich ist für den Forscher, sind die religiösen Vorstellungen. Man hat vielfach den Schluß gezogen, daß sie fehlen, wo man sie nicht hat ermitteln können. Späteren Forschern ist dann oft gelungen, was den ersteren mißlang, und man überzeugte sich später, daß jener Schluß voreilig war. Über das dunkle Gebiet giebt Kropf reichlich Auskunft, z. B. auf Seite 53: makubo — Camagu sei beskäftigt, sei gnädig! Dies ist ein religiöses Wort, aber ähnlich wie bei uns braucht man es auch ohne Beziehung zur Religion. 1. Man sagt es zu einem, der an schwerer Krankheit leidet, in der Annahme, daß das Leiden durch seine Vorfahren gesandt ist, die mit ihm unzufrieden sind, weil er irgend etwas gethan oder nicht gethan hat — besonders das letztere. Wenn die Leute in seine Hütte kommen, sagen sie: „Camagu! Makube-hele! Makubecosi! Mayi kakangele iminyanga yakowenu nezama tshawe", d. h. „Möge Gnade walten, möge Milde und Hülfe walten! Mögen die Entschlafenen deines Volkes und deine Häuptlinge auf dich sehen." In verzweifelten Fällen fügt man hinzu: „No-Qamata makakukangele", „möge Qamata auf dich sehen". Einige sagen „Tsy" und andere sagen „Tito" statt Qamata. Wenn diese drei Worte hier mit Rücksicht auf den Kranken gebraucht werden, so bedeuten sie ein Gebet für den Kranken mit Aussicht auf Genesung für ihn. 2. Man sagt es zu einem Zanberer im Dienst u. s. f. 3. Wenn man einen unzufriedenen Häuptling versöhnen will, sagt man: „Camagu mhlet akuhlarga ingehlarga!" „Sei zufrieden, Schönster, kein Unheil trifft dich, das nicht schon andere vor dir getroffen hätte" u. s. f., vergl. taru, S. 384, als Gruß an die Geister und an Häuptlinge. S. 76 unter i-Dini findet sich eine ausführliche Beschreibung der den Geistern dargebrachten Opfer an Vieh, die u. a. dann dargebracht werden, wenn man von den Vorfahren geträumt hat.

Eine Menge Mitteilungen über allerlei abergläubische Vorstellungen finden sich u. a. bei folgenden Worten, S. 70 u-Dalidepa, der höchste Gott des Betrügers Nkele, S. 120 u-Gompo, der Fels, auf dem man nach ihm das Aufersetzen der Toten sehen sollte (in Nkeles System spielen zweifellos europäische Vorstellungen mit hinein). Über den Wervolf siehe S. 119 um-Godoyi, über einen Wassergeist siehe S. 142 unter u-Hili, über einen Pflanzgott und das ihm dargebrachte Opfer S. 355 unter ukn-Ruma. S. 183 erzählt uns unter um-Kolonjane, daß ein Geist eines Erschlagenen, dem man die Zunge ausgeschnitten hatte, doch noch aufersteht und poltert.

Über das Familienleben geben die komplizierten Verwandtschaftsbezeichnungen, zu denen jeder Basprache auch das Kafir, reich ist, einigen Aufschluß. Die Stellung der Frauen, die Hochzeitsgebräuche, Kinderspiele, die Beschneidung, die Geheimsprache erfahren Aufklärung.

Die Maiereien der Buschleute in den Höhlen heißen n-Dalwe S. 70. Von den Gebräuchen beim Schlachten des Viehes berichtet ausführlich zela S. 447, über die Anfertigung und den Gebrauch der Blasehülze beim Schminden S. 108 im-Futo. Den Zoologen wird die Bemerkung interessieren über eine Spielart des Leoparden S. 80 in-Dlozi, sowie die mancherlei Tiernamen, denen die lateinische wissenschaftliche Bezeichnung beigefügt ist. Hübsch ist u. a. die Nachahmung des Vogelrufes S. 346 in-Quaryi. Der Botaniker findet eine Menge Pflanzen aufgeführt, deren giftige und heilende Wirkungen den Kaffern bekannt sind. Allerlei Medikamente stehen S. 459 unter i-Yeza. Mittel gegen Schlangengift S. 46 ili-Bulawa, S. 356 i-Luru, gegen Erkältung S. 79 in-Dleba. Wenn wir also Verfasser recht verstehen, sind diese Mittel thatsächlich wirksam, was bei den folgenden nicht behauptet werden kann. S. 71 in-Dava, Medizin als Amulett; ob der Anklang an arabisch dawa „Medizin" zufällig ist, kann ich nicht sagen. Ein Mittel, berühmt zu werden, steht S. 86 isi-Dumo; ein Mittel, eine gute Ernte zu bekommen, S. 376 uku-Buhula. Die Furcht vor Vergiftung läßt den Kaffern die Milch kredenzen für den Gast S. 235 uku-Niamia. Nur den großen Leuten und Häuptlingen gewährte man früher die Ehre der Begrabens S. 240 uku-Niwaba. An volkskundlichen Redewendungen bringt das Buch sehr viel. So sagt man, wenn Leute sich erzürnen, daß sie sich gegenseitig auf die „großen Zehen treten" S. 41 n-Bozisi, und der Säufer, der etwas zu trinken haben will, hält seine Bitte in den weitgehenden Wunsch: „Setze mich in den Biertopf", S. 97 uku-Faka u. s. f.

Ich möchte das Buch aber nicht ausschreiben, sondern sein Studium allen empfehlen, die sich für die Ethnographie von Südafrika interessieren. Carl Meinhof.

Prof. Frd. Minutilli: Soluzione grafica di alcuni problemi di Geografia matematica. 60 S. Lex.-8° mit Fig. und 5 Taf. Torino, Paravia et Comp., o. J. (1900). 2 Lire.

Der Verfasser erörtert zunächst in einem an die studierende Jugend sich wendenden Vorwort die Vorteile der graphischen Lösungen bei Aufgaben der mathematischen Geographie. Mit dem Ausdruck „mathematische Geographie bezeichnet er das übliche Gebiet, das neben Gegenständen der wirklichen mathematischen Geographie (von denen aber die wichtigsten zu fehlen pflegen) einen Teil der elementaren Astronomie und der Chronologie umfaßt.

Ich benutze die Gelegenheit, auch hier darauf hinzuweisen, daß man mit der Geographie in der „mathematischen Geographie" einmal Ernst machen sollte, d. h. daß man, indem man sich weniger ängstlich an die scholastische Einteilung der mittelalterlichen De Sphaera-Traktate hält, Dinge anschließen sollte, die mit der Geographie sich sicher nichts zu thun haben, z. B. Chronologie und Kalender, sodann aber überhaupt die elementare Astronomie, soweit sie sich nicht wirklich auf geographische Erscheinungen bezieht. Wenn man einen Leitfaden der „Mathematischen Geographie" in die Hand nimmt, so muß man sich doch bei vielen Dingen fragen: Lese ich eine elementare Astronomie oder etwas Geographisches? Was hat die Marsbahn, was hat der Neptunsmond mit der Geographie zu thun? Sind die Kalenderlinge: Sonntagsbuchstabe, Römerzinszahl, Epakte, Osterdatum u. s. f. geographische Dinge?

Auch Prof. Minutilli sieht, wie oben angedeutet ist, in die mathematische Geographie Dinge hinein, die sicher nicht in die Geographie gehören. So schließe ich z. B. seinen ganzen dritten Abschnitt, drei Calendario, von der Betrachtung aus.

Die zwei ersten Abschnitte handeln von Form und Größe der Erde und von den Erscheinungen, die die Bewegungen der Erde, Rotation und Revolution um die Sonne, zum Grund haben. Die graphischen „Lösungen", die für im ganzen 15 hierher gehörige Aufgaben gegeben werden,

Digitized by Google

sind vielfach nur Veranschaulichungen graphischer Tabellen, die zudem oft wenig übersichtlich sind (man sehe z. B. Fig. 12 an, die terrestrischen Längenunterschiede in Graden und in Zeit miteinander vergleicht, oder auch Fig. 2, die Darstellung der Abweitungen in verschiedenen Breiten, oder Fig. 6, Sekundenpendellängen und Beschleunigungen durch die Schwerkraft in verschiedenen Breiten). Daneben findet sich aber den Lehrreichen und Interessanten genug; es sei z. B. als auf ebenfalls sehr geographische Gegenstände hingewiesen auf Fig. 4 (Ausschlagwinkel von gegebener Höhe aus) und Fig. 5 (überhöhte Fläche von gegebener Höhe aus; warum ist dort, bei Aufg. und Fig. 4, auf die Strahlenbrechung Rücksicht genommen, in Aufg. 5 und Fig. 5 aber nicht?), ebenso auf mehrere der folgenden Aufgaben und Figuren über Meridianbögen der Sonne an den verschiedenen Tagen des Jahres in einem gegebenen Beobachtungsort (gegebener Breite), Tages- und Nachtlängen und Dämmerungsdauern an den verschiedenen Tagen des Jahres in gegebener geographischer Breite u. s. f.

Gewiß werden viele der Anregung von Prof. Minnigerode dankbar sein und für ähnliche oder dieselben Aufgaben weitere graphische Darstellungen suchen.

Stuttgart. E. Hammer.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— In der Septembernummer 1900 der Monthly Weather Review stellt N. M. Watts die Behauptung auf, daß das nordwestliche Europa sein mildes Klima nicht dem Golfstrom zu verdanken habe, wie man bis jetzt annimmt, sondern der vorherrschenden östlichen und nordöstlichen Bewegung der Atmosphäre, welche über Europa die Wärme verteilt, die auf dem ganzen Atlantischen Ocean ungefähr vom 35. Grad nördlicher Breite ab aufgespeichert ist. Er stellt fest, daß der Golfstrom in Bezug auf seine Temperatur sich von dem übrigen Ocean nicht unterscheiden läßt, von der Stelle ab, wo er östlich von Neufundland abgeht. Würde die Bewegung der Luftströme eine umgekehrte sein, so würden die Staaten an der atlantischen Küste von Nord-Karolina bis Neufundland ein mildes Klima wie die Bermudas haben, aber nicht infolge einer Meeresströmung, sondern infolge der aufgespeicherten Wärme des ganzen Oceans. Die heißen Augustwinde, die milden Wochen im Januar und Februar und andere Erscheinungsmöglichkeiten, welche beweisen, daß die Jahreszeiten an der Ostküste der Vereinigten Staaten unterbrochen sind nicht auf den Golfstrom, sondern auf das Verdringen der Anticyclone vom Atlantischen Ocean zurückzuführen (!).

— Kapitän Berniers Nordpolexpedition. Wie bei einer früheren Gelegenheit kurz mitgeteilt, wird Kap. Bernier im Sommer d. J. mit Unterstützung der kanadischen Regierung eine Polarexpedition mit dem Nordpol als Ziel unternehmen. Die Expedition, die über ein passend gebautes Schiff von 300 Tonnen und 12 bis 14 Mitglieder verfügen wird, erscheint in der That gesichert, und in der Januarsitzung der Londoner geographischen Gesellschaft hat Bernier über seinen Plan Vortrag gehalten. Einem ziemlich unklaren Timesberichte darüber entnehmen wir folgendes: Das Schiff wird im Juli die Beringstraße passieren, die sibirische Küste etwa bis zum 170. oder 165. Grad östl. L. verfolgen und bis zum September soweit als möglich nach Norden vordringen. Das Schiff wird dann endgültig vom Eise besetzt und treibt Osten oder Nordosten der Neusibirischen Inseln überwintern. Im nächsten Frühjahr und Sommer (1902) wird man dann mit Hunden einen Vorstoß nach Norden unternehmen und den Pol zu erreichen suchen, wobei die Expeditionsgesellschaft mit Hilfe der Marconischen Telegraphie in steter Verbindung mit dem Schiffe bleiben will. Hiernach scheint es sich also nicht um eine Wiederholung der Nansenschen Fahrt zu handeln, wie die ersten Berichte besagten; vielmehr soll das Schiff die Operationsbasis bilden. Anderseits ist freilich in dem Berinerschen Plane gleichzeitig davon die Rede, daß man hoffe, mit dem Schiffe durch die polaren Gewässer nach dem Atlantischen Ocean (Spitzbergenmeer) zu gelangen. Berniers Unternehmung soll drei bis vier Jahre beanspruchen. Man wird noch nähere Mitteilungen abwarten müssen, ehe man sich über die Ausführbarkeit der Berniersehen Pläne wird äußern können; Bernier ist sich darüber wohl selbst noch nicht klar, da er wenige Tage vor seinem Vortrage auch vom Franz Josefland als Operationsbasis sprach. Im Anschluß daran sei bemerkt, daß Baldwin seinen angekündigten Zug nach dem Pol ebenfalls über Franz Josefland unternehmen will.

— Die „Deutsche Seewarte" beabsichtigt, wie sie in besonderem Circular, sowie in den Annalen der Hydrographie n. s. w. mitteilt, von nun an allmonatlich eine Karte, „Nordatlantische Wetteranschau" benannt, für den praktischen Gebrauch der Seeleute herauszugeben, die wie die beliebten „Pilot Charts", des U. S. Weather-Bureau alles für die Fahrt auf dem Nordatlantischen Ocean Wissenswerte enthalten und dabei auf dem neuesten Standpunkte stehen soll. Es ist hier unmöglich, den reichen Inhalt, der im Prospekt verheißen ist, wiederzugeben, anderseits würde es sich aber auch nicht empfehlen, einzelnes daraus herauszugreifen, um denselben zu charakterisieren, und es sei dafür auf die angeführte Quelle verwiesen, nur sei der Freude Ausdruck gegeben, daß es die Seewarte unternommen hat, auch hierin die deutsche Seemannschaft vom Auslande unabhängig zu machen und sich eine führende Rolle zu erobern. Die Karten sollen unentgeltlich und in großer Zahl von den Agenturen der Seewarte an die Interessenten verteilt werden. Gm.

— Zu dem chinesischen politischen Bilderbogen in Band 78, S. 388 dieser Zeitschrift schreibt uns Herr A. Knebendörfer in Tübingen: Beim ersten Blick auf die Zeichnung hatte ich die feste Überzeugung, daß dieser Entwurf nicht in China entstanden sein kann. Die Idee, die Mächte durch ihre Wappentiere oder andere Embleme darzustellen, weist zu sehr auf einen europäischen Ursprung hin, abgesehen von der genauen geographischen Zeichnung des von den Mächten besetzten Landes, wie sie von einem Chinesen nicht wohl geliefert werden kann. Ich erinnere mich nun auch, die Zeichnung in ihrer ursprünglichen, europäischen Gestalt gesehen zu haben und zwar in einem englischen Blatt. Aus dieser ursprünglichen Gestalt ergiebt sich auch die Erklärung für die „Schlange bei Kiautschou", die nach dem Text in Ihrem geschätzten Blatt Deutschland darstellen soll. Die angebliche Schlange ist ganz einfach „the German sausage", die an dem durch Schantung gebildeten Haken aufgehängt gedacht wird. Daß ein Engländer die Karikatur gezeichnet hat, erklärt auch, weshalb Frankreich durch einen sich aufbäumenden Frosch dargestellt ist. Das dürfte auch nach englischer Meinung allzu starke koloniale Ausdehnungsbestreben Frankreichs. (Ist die Ansicht des Einsenders richtig, so handelt es sich um eine in China hergestellte Nachbildung; das chinesische Original hat uns vorgelegen. Red.)

— Zur Gesichtstättowierung der Apiaka. In seiner belangreichen Mitteilung über die Indianer des Tapajós (Nr. 3 des Globus, S. 41) bemerkt Hr. Katzer, daß ich in meinen „Anthropologischen Studien über die Urbewohner Brasiliens" der eigentümlichen Gesichtstättowierung der Apiaka nicht Erwähnung gethan habe. Es beruht dies auf einem Mißverständnis. Die von mir beschriebenen Apiaka des unteren Tocantins haben, wie ich ausdrücklich u. a. O. betonte, nicht das Mindeste mit denen des Tapajós zu thun; sie sind Karaiben, während jene der Tupigruppe angehören. Dagegen kam uns in Cuyaba ein Tapajós-Apiaka zu Gesicht, der die von Hrn. Katzer erwähnte Tättowierung in typischer Weise zeigte. Die damals aufgenommene Photographie ist leider zur Reproduktion nicht geeignet.

Berlin. P. Ehrenreich.

— Zu den durchlöcherten indianischen Gefäßen. Auf die Bemerkungen des Herrn ten Kate bezüglich der durchlöcherten Graburnen vom Cunani (Globus Nr. 3, S. 49) ist zu erwidern, daß mir die Sitte, Urnen als Grabbeigaben durch Zerschlagen oder Durchlöchern zu „töten" natürlich wohlbekannt ist. Die Frage ist nur, ob diese Deutung hier zutrifft. Diese Gefäße sind nämlich nicht einfach durchbohrt, sondern zeigen zahlreiche (bis 24!), in regelmäßigem Reihen angeordnete oder doch symmetrisch gruppierte Durchlöcherungen, für die eine andere Erklärung zu suchen sein dürfte. Vielleicht sollen sie eine langsame Filtration des Inhalts ermöglichen, aber auch abergläubische Beweggründe anderer Art können maßgebend gewesen sein. So sah ich z. B. bei den Moki-Indianern Arizonas eine ähnlich durchlöcherte Schale, die, auf dem Acker vergraben, reichlichen Regen

Digitized by Google

herbeiführen sollte. Eine Erklärung braucht nicht auf alle Fälle anwendbar zu sein, namentlich wenn wie in dem vorliegenden eine einwandfreie Analogie nicht besteht. Besser ist es daher, zu bekennen, daß uns der „Zweck dieser Durchbohrungen vorläufig noch dunkel ist".

Berlin. F. Ebrenreich.

— Die Ursachen der Fjordbildung. Die Fjorde und fjordartigen Bildungen lassen sich, wenn man von den Föhrden und anderen Einbuchtungen der Schwemmlandsküsten ganz absieht, in folgender Tabelle zusammenstellen:

Gruppe	Bezeichnung	Typische Vorkommnisse	Gebirgsgrund
I	Radialfjorde (rein)	West-Grönland Neu-Seeland	Granit, Gneifs usw.
	Parallelstraßen	Nordwestamerika Patagonien	Längskettengebirge
	Kombinationsfjorde	Norwegen	Abrasionsgebirge mit wechselndem Gesteinen
II	Finnmarktypus	Finnmarken Spitzbergen	Bankförm. Gesteine in nicht steiler Lage
	Breite Buchten	Disco, Golfo de Peñas	Jüngere Gesteine, meistens m. Basalt
III	Mainetypus, Fjärde	Maine, Bohuslän, die Ostseeküsten	Massige und altkrystallinische Gesteine

Es ist höchst wahrscheinlich, daß die meisten Fjorde Felsenbecken sind; diese sind aber keineswegs durch unregelmäßige Bewegungen der Erdkruste entstanden, denn in allen Fjordgebieten verhalten sich die Nebenfjorde ganz als selbständige Fjordbecken (z. B. den Lysefjord in Bergbaus' Physikalisch. Atlas). Auch Verwerfungen, d. h. in diesem Falle meist Grabensenkungen, können nicht die Ursache der Fjordbildung sein, wenn auch solche in einigen Fjordgegenden nachgewiesen sind, aber bisher nur an Steilen, wo die Fjorde nicht typisch ausgebildet sind. Somit können die Becken nur durch Gletschererosion ausgehöhlt sein, und es ist auffallend, wie gut diese Hypothese die meisten Eigenschaften der Fjorde erklärt. Die Mehrzahl der Thäler, in denen jetzt Fjorde liegen, war indessen schon in präglacialer Zeit vorhanden, und die Gletscher sind eben diesen Thälern oder Flufsbädern gefolgt. So erklärt es sich, daß die Flufsthäler und mit ihnen die Fjorde an die Verwerfungsspalten, wo solche vorhanden sind, gebunden sind; ferner, daß sie gern den Schichtenstreichen folgen und vorzugsweise in Gegenden mit weichem Gesteinsgrunde anfinden, hier aber breiter und zugleich weniger tief werden. Daraus erklärt sich auch die voneinander ganz unabhängige Schleifstufe benachbarter Fjordthäler, wobei das relativ schmälste zugleich das tiefste ist. Die Schwellen entstanden dadurch, daß die Gletschermasse, indem sie von dieser Kluft in das flachere Vorland hinaustrat, allerdings ihr tiefes Bett ein wenig verschleben konnte, aber die Tiefe hier schnell abnehmen mufste. So erklärt sich auch die Thatsache, daß die verschiedenen Thäler eines Fjordsystems betreffs der Tiefe voneinander unabhängig sind insofern, wenn an der Mündung des Thales ein Gletscher einen anderen traf, Stauungen eintraten und die Erosion aufhörte. Sehr wünschenswert wäre es, daß Fjorde von verschiedenem Typus zum Gegenstande genauer Einzeluntersuchungen gemacht würden (Otto Nordenskjöld, Topographisch-geologische Studien in Fjordgebieten, Bull. of the Geological Institution of the University of Upsala, ed. by Hj. Sjögren, Upsala 1899, Nr. 8).

— Die selten besuchte, im Südatlantischen Ocean gelegene Insel Tristan d'Acunha ist im verflossenen Jahre von dem britischen Schiffe Lamorna, Kapitän Cormack, angelaufen worden. Die Einwohner kamen in Booten aus Segeltuch an Bord und brachten Schaf- und Rinderfelle als Tauschartikel mit. Es waren lauter Mischlinge, welche englisch sprechen. Die Einwohnerzahl betrug 70 (gegen 61 im Jahre 1894), darunter ein 90jähriger Mann. An der Spitze der kleinen Gemeinde, die unter britischem Schutze steht, befand sich ein gewisser Rogers. Eine Schule war vorhanden. An Fischen und Fleisch ist kein Mangel, die Schafe und Rinder gedeihen, doch fehlen Mehl und Salz, wegen deren man auf gelegentliche Schiffszufuhren angewiesen ist.

— Die Verehrung der Meteoriten. Wenige Naturgegenstände sind seitens der menschlichen Rasse allgemeiner verehrt worden als die Meteoriten. Dafs wilde Völker dies thun, scheint begreiflich, wenn man die aufserordentlichen Erscheinungen des blendenden Lichtes und des heftigen Getöses in Betracht zieht, die gewöhnlich mit dem Fall eines Meteoriten verbunden sind. Wenn man aber findet, daß die Griechen und Römer den Meteoriten eine ähnliche Verehrung zollten und daß eine solche wahrscheinlich einen Teil des islamitischen Gottesdienstes der Gegenwart ausmacht, so mufs man annehmen, daß diese Körper einen tieferen Eindruck auf die Menschheit ausmüben in Gemäßheit sind als andere Dinge. Prof. H. A. Newton hat die Fülle der Anbetung von Meteoriten bei den Völkern des Altertums sorgfältig gesammelt, und kurz nach seinem Tode sind seine Studien im American Journal of Science (4. Ser., Vol. III, p. 1 ff.) veröffentlicht worden.

Zu diesen Fällen giebt Oliver C. Farrington im Journal of American Folklore (Vol. XIII, 1900, p. 199—208) eine bemerkenswerte Ergänzung. Er erwähnt zunächst einen Stein, dessen Anbetung von älteren Zeiten her bis auf die Gegenwart fortdauert, dies ist der Meteorit der Kaaba von Mekka. Schon griechische Schriftsteller berichten, daß dieser Stein von arabischen Stämmen verehrt wurde, und diese Verehrung eine so eingewurzelte war, daß Mohammed, als er Mekka einnahm und die 360 Götzenbilder zerstörte, den Meteoriten nicht zu zerstören wagte. Er grüfste den Stein vielmehr mit seinem Stabe, machte den siebenmaligen Umgang und küfste den Stein. Nach dieser Sanktionierung des Steines setzten ihres Propheten wird seither demselben von allen Mohammedanern die größte Verehrung erwiesen. Wenn auch eine direkte Untersuchung des Steines bisher nicht möglich gewesen ist, so weisen doch die Beschreibungen mit großer Sicherheit darauf hin, daß dieser Stein ein Meteorit ist. Auch die Sage läßt ihn vom Himmel herabfallen. Auch die Venus von Paphos auf Cypern, die als ein roher dreieckiger Stein beschrieben wird, die Statue der Ceres, das heilige Bildnis der Pallas zu Athen, der Stein Delphi, den Pausanias beschreibt, die Nadel der Cybele, die als Bildnis der Cybele jahrhundertelang verehrt wurde, sind Meteoriten gewesen. Fälle von Meteorsteinen wurden von den vielen römischen Kaisern durch Prägung von Münzen zugezeichnet, ein Beweis, daß man einem solchen Ereignis eine ominöse Bedeutung beilegte.

Auch aus neuerer Zeit führt Farrington Beispiele aus Indien und Java an, wo Meteoriten gefallen sind, die in dem betreffenden Gebiete verehrt wurden. Bei Krasnojarsk in Sibirien sah Pallas im Jahre 1771 einen Meteoriten von 1500 Pfund Gewicht, den die Tataren als ein heiliges, vom Himmel gefallenes Ding ansahen. Als am 16. November 1492 ein 300 Pfund schwerer Meteor bei Ensisheim im Elsafs niederging, liefs Kaiser Maximilian diesen in sein benachbartes Schlofs bringen und berief eine Versammlung, die beriet, welche Nachricht vom Himmel der Fall des Steines wohl gebracht habe. Am 6. März 1858 fiel ein etwa 1 Pfund schwerer Meteorit in Daruma (Ostafrika) nieder, den die Wanikas bald als Gott verehrten. Auch aus der neuen Welt führt Farrington sieben Fälle von Verehrung von Meteoriten an. In vielen Fällen wurden Meteoriten nicht gerade verehrt, aber es knüpften sich allerlei Sagen an dieselben. Ein solcher Meteorit findet sich in Rübogeu in Böhmen; der Sage nach ist er ein vormaliger Burggraf. — Immer scheint die Verehrung eines Meteoriten oder die Verknüpfung einer Sage mit demselben davon abhängig zu sein, ob man den Fall beobachtet hat oder nicht. Aus Amerika berichtet Farrington von einer Reihe von Fällen, wo das Meteoreisen als Amboß, Gewichte u. s. w. benutzt wurden, ohne daß man irgend welche andere Ideen damit verknüpfte; solche Fälle waren gefunden worden, ohne daß man ihren kosmischen Ursprung erkannte. Gy.

— In dem Januarheft 1901 der Annalen der Hydrographie u. s. w. finden sich von der Seewarte redigierte Aufsätze zur Küstenkunde der Marschall- und Gilbertinseln und des Bismarckarchipels, die auf Berichten und Aufnahmen deutscher Kriegs- und Handelsschiffe beruhen. Dieselben sind zwar in erster Linie auf praktische Ausnutzung durch den Kapitän zugeschnitten, doch dürften sie auch für den Geographen manches Bemerkenswerte bieten, wie z. B. eine Zusammenstellung der einheimischen Namen und Seekartennamen der Inseln der Admiralitätsgruppe, die Bemerkungen über die Neu-Lauenburg-Gruppe und vor allem die Planskizzen der Korallenhafen und Atolls, die den Aufsätzen beigegeben sind.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 8. BRAUNSCHWEIG. 28. Februar 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Der Stand unserer Kenntnis über die Basken.

Von Georg Buschan. Stettin.

Die Basken oder Euskaldunak, d. h. Menschen, die Euskara reden, wie sie sich selbst benennen, sind ein höchst merkwürdiges Völkchen, das sowohl seiner Herkunft wie seiner physischen Eigenschaften, seiner Sprache, Einrichtungen und geschichtlichen Entwickelung nach das volle Interesse der Ethnologen beansprucht und dementsprechend auch schon eine stattliche Anzahl Abhandlungen heraufbeschworen hat.

Die Basken wohnen an der Biscaya diesseits und jenseits der Pyrenäen, deutlicher gesagt in Spanien in den Provinzen Alave, Biscaya, Guipuscoa und in dem Distrikt Pampelona der Provinz Navarra, in Frankreich in dem Departement Basses-Pyrénées. Sie mögen nach ungefährer Schätzung nicht viel mehr als eine halbe Million Seelen ausmachen, davon sollen vier Fünftel auf Euskalearia, das spanische Baskenland (nach eigener Bezeichnung), und nur ein Fünftel auf Heskualherriak, das französische Baskenland, kommen, wenigstens der Sprache nach zu urteilen.

Das Merkwürdigste an den Basken ist ihre Sprache, die trotz der zahlreichen Völkerstürme, die im Laufe der Jahrhunderte gerade die fraglichen Gebiete Spaniens und Frankreichs durchbraust haben, ihren primitiven Charakter bewahrt hat und mit keiner einzigen der uns bekannten europäischen Sprachen irgend welche Verwandtschaft aufweist, vielmehr, um es sogleich vorwegzunehmen, manche Verwandtschaft mit der Berbersprache in Nordafrika besitzt. Sie gehört dem Typus der agglutinierenden Sprachen an, zu dem auch das Finnische und das Ungarische, sowie die mongolischen Sprachen und die amerikanischen zählen. Sie enthehrt nämlich der Flexion, d. h. mangelt des Zusatzes von Silben oder Lauten, welche das Hauptwort, Fürwort, Zeitwort, die Präposition und Konjunktion als solche deutlich kennzeichnen, und bildet die Worte einfach durch Aneinanderreihen mehrerer Elemente, von denen nur das erste eine eigene, besondere Bedeutung besitzt, die anderen nur angereiht werden, um dasselbe zu definieren; sie sind nur Affixe. Als Beispiel für solche Agglutination sei nach Ripley aus der baskischen Sprache das Wort „Aspilcuelagaraycosaroyarenberecolarrea“ angeführt, was „das unterste Plateau des hohen Hügels von Aspicuelta“ heißen soll, sowie zum Vergleiche nach Whitney aus der Sprache der Chirokee das Wort „Winitawitigeginliskawlinagtanawneletisisti“, was heißen soll, „sie werden um diese Zeit zu Ende gekommen sein mit ihren Gunstbezeigungen an dich und mich“. Dabei ist das Baskische aber keineswegs eine einheitliche Sprache, sondern in eine Menge von Mundarten zersplittert, die oft sogar von Ortschaft zu Ortschaft so variieren, daß manche Dialekte den Basken selbst unverständlich sind. In der Hauptsache unterscheidet man im spanischen Baskenlande den Dialekt von Biscaya und Guipuzcoa, im französischen Baskenlande den von Labourd, Basse-Navarre und Soule. Weitere Eigentümlichkeiten der baskischen Sprache sind das Fehlen allgemeiner, abstrakter Begriffe (z. B. ein allgemeines Wort für Schwester giebt es nicht, man sagt aber wohl „Schwester des Mannes“, „Schwester der Frau“ u. s. w.; auch giebt es kein allgemeines Wort, das Tier oder Baum bezeichnet, trotzdem zahlreiche Tier- und Baumarten unterschieden werden), die Wortfolge (z. B. für „von dem Manne“ sagt man „Mann-der-von“, oder für Mütze (Kopfbedeckung „Kopf-für-der“), der relative Mangel des Verbums und andere Sonderheiten, die dem Baskischen mit Recht beim französischen Volke das Sprichwort eingebracht haben: „Der Teufel studierte die baskische Sprache sieben Jahre lang und lernte nur zwei Worte.“ — Die lingnistische Grenze ist gleichzeitig die ethnographische im französischen Baskenlande, ausgenommen Aramitz, wo man Bearner Platt neben Baskisch spricht, Verhältnisse, die durch die orographische und hydrographische Lage bedingt sind.

Außer in ihrer Sprache haben die Basken auch in ihren Einrichtungen und Sitten mancherlei Überbleibsel aus archaistischer Zeit bewahrt. Trotz des Druckes, der jahrhundertelang von Seiten französischer und spanischer Herrscher auf die politische Verfassung der Basken beständig ausgeübt wurde, haben diese an ihrer staatlichen Organisation mit einer Hartnäckigkeit sondergleichen festgehalten; noch heute genießen sie besondere Vorrechte, die sogenannten Fueros, die aus alter Zeit herrühren. Die Verfassung ist eine rein demokratische, es herrscht fast vollständige Gleichheit aller Stände. Der Königstitel wird nicht anerkannt, das Leben ist patriarchalisch. Dementsprechend haben sich auch gewisse Gebräuche, Einrichtungen und Geräte aus primitiver Zeit erhalten, wie das männliche Wochenbett (couvade), ein sonst noch bei einzelnen Naturvölkern vorkommender und nach Strabon seiner Zeit noch bei den Iberern ähnlicher Brauch, wobei der Ehegatte sich mit dem Neugeborenen ins Bett legt und die Glückwünsche und Besuche an Stelle der Mutter annimmt — allerdings wird das Vorhandensein dieser Sitte von Karutz neuerdings in Abrede gestellt; auch de Aranzadi, selbst ein Baske, will sie nirgends gesehen, jedoch von ihrem Bestehen in einigen wenigen Thälern wohl gehört haben —,

Digitized by Google

die Unverletzbarkeit des Hauses, der kommunale Besitz innerhalb der Familie, Vorrechte der ältesten Tochter vor allen Söhnen bezüglich der Erbschaft (Überreste des Matriarchats), ferner das Scheibenrad des „schwedenen" Ochsenkarrens, die laya, ein eigenartiges Gerät zum Aufreißen des Ackerbodens, die gezähnte Sichel und andere wirtschaftliche Geräte und Einrichtungen, auf welche im besonderen Kerntz auf Grund eigener Anschauungen die Aufmerksamkeit gelenkt hat.

Über die Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Basken sind mancherlei, darunter recht abenteuerliche Hypothesen aufgestellt worden. Die Zugehörigkeit ihrer Sprache zur Gruppe der agglutinierenden Sprachen, sowie einige angebliche Analogieen mit den Idiomen Centralamerikas führten u. a. Brasseur de Bourbourg, de Charencey und Bory de Saint-Vincent zu der Vermutung, daß es sich um Angehörige einer Rasse, die einst den mythischen Erdteil Atlantis bewohnte und von den Guanchen der Kanarischen Inseln bis zu den Karaiben und Tolteken Mittelamerikas sich ausgedehnt hätte, und somit um Verwandte dieser amerikanischen Stämme handele. Indessen beschränkt sich die ganze Ähnlichkeit des Baskischen mit den centralmexikanischen Mundarten ausschließlich darauf, daß beide dem Typus der agglutinierenden Sprachen angehören, sonst besteht keine Verwandtschaft. Mit gleichem Rechte könnte man an verwandtschaftliche Beziehungen der Basken mit den Finnen, Ungarn, Australiern und afrikanischen Negern, die alle ebenfalls dem gleichen Sprachenkreise angehören, denken. Und in der That haben Arndt, Rask, Lucien Bonaparte und selbst Max Müller die Basken mit den Finnen und Lappen in sprachliche Verbindung gebracht. Eine Stütze erfuhr diese Theorie von dem mongoloiden (asiatischen) Ursprunge der Basken durch Retzius und Pruner-Bey, die sich auf die Ähnlichkeit einiger weniger Rundschädel aus der Kollektion Zarans mit dem Schädeltypus asiatischer Mongolen beriefen.

Mögen diese Hypothesen immerhin wenigstens noch einen Schein von Berechtigung für sich besitzen, so sind doch die Vermutungen Darleys, daß die Basken von den Semiten abstammten, Berthelots, daß sie mit den Phöniziern verwandt, de la Graelle, daß sie mit den Georgiern in Zusammenhang zu bringen, oder William Bethams, daß sie aus den Etruskern hervorgegangen wären, ins Reich der Phantasie zu verweisen. — Mehr Gehalt gewannen schon die Ansichten, als man, das Erfolgiose der linguistischen Spielereien einsehend, diese über den Haufen warf und sich exakteren Untersuchungsmethoden zuwandte. Broca hatte im Jahre 1862 60 Schädel aus der Guipuzcoaner Stadt Zarauz erhalten und als Ergebnis seiner Untersuchung gefunden, daß die Basken dolichocephal (im Mittel 77, 67) wären; jedoch erklärte er gleichzeitig, daß sie nicht den Dolichocephalen Frankreichs oder Nordeuropas an die Seite zu stellen, sondern eher den dolichocephalen Rassen, welche Nordafrika bewohnen, zuzurechnen wären. Darauf dehnte Broca seine Untersuchungen auch auf die französischen Basken aus, wozu ihm 57 Schädel aus einem alten Beinhause zu Saint-Jean-de-Luz, die ihm ein gewisser Dr. Argeliez verschafft hatte, Gelegenheit boten. Merkwürdigerweise stellte sich bei dieser Untersuchung heraus, daß diese Serie ein ziemlich abweichendes Gepräge aufwies und nur im entferntesten an die Schädelserie aus Zarauz erinnerte; im besonderen unterschied sie sich von jener durch die Form des Schädels, die vorwiegend in den Bereich der Brachycephalie oder wenigstens der Subbrachycephalie fiel: zu Zarauz hatte der am meisten brachycephale Schädel einen Index von 83,2, zu Saint-Jean-de-Luz erreichte er einen Index von 91,5. Argeliez selbst hatte einige Basken beiderlei Geschlechts aus der Umgegend der gleichen Ortschaft gemessen und war dabei ebenfalls zu dem Resultat gekommen, daß das Mittel für diese 47 Individuen sich auf 81,1 erhob. Aus diesen Messungen mußte man die Überzeugung gewinnen, daß die französischen Basken nicht mit den spanischen identisch sind. Broca suchte die Verschiedenheit in den Typen, deren gemeinsame Züge er durchaus nicht verkannte, in der Weise zu erklären, daß er für die Zeit vor der Einwanderung der brachycephalen Völker vom Typus, den er später als keltischen bezeichnete, und auch vor dem Erscheinen der verschiedenen geschichtlich nachweisbaren dolichocephalen Völker in ganz Westeuropa bereits dolichocephale und brachycephale Elemente, die aus quaternären Rassen hervorgegangen wären, mit agglutinierender Sprache annahm, die sich vor dem Eindringen der Ankömmlinge, die einen in die Berge des südlichen Frankreich, die anderen in die des westlichen Spanien zurückgezogen und hier zu den Basken entwickelt hätten.

Auch Quatrefages war die starke Mischung der baskischen Bevölkerung nicht entgangen. Für ihn setzte sich dieselbe aus vier bis fünf Typen zusammen, von denen er einen Hauptanteil an der Bildung der von ihm „type à tête de lièvre" benannten Form zuschrieb. Diesen Typus glaubt er bis in die prähistorische Zeit zurückverfolgen zu können, bis auf die dolichopside, dolichocephale Rasse der Steinzeit, die uns u. a. in den Schädeln der Kjökkenmöddinger von Mugem in Portugal, aus den Höhlen von Gibraltar ihre Überreste hinterlassen hätte und von den Troglodyten der Vézère (Cro-Magnon-Rasse) herzuleiten sei. Solche Auffassung fand Anerkennung und weiteren Ausbau bei einer Reihe maßgebender Autoren, wie V. Jacques, Delisle, Hovelacque, Verneau und Deniker. Nachdem spätere Forschungen nachgewiesen hatten, daß in vorgeschichtlicher Zeit einst eine langköpfige Bevölkerung von einheitlichem Typus über die Gebiete zu beiden Seiten des Mittelmeeres, hauptsächlich die im Westen gelegenen, bis nach Frankreich und selbst England hinein verbreitet gewesen ist, von der die heutigen Bewohner des nördlichen Afrika noch Überreste vorstellen, wurden auch die Basken als Angehörige dieser „mediterranen oder litoralen" Rasse angesehen, bis auch diese Theorie Einbuße erfuhr durch die Untersuchungen Collignons. Bevor ich auf diese näher eingehe, sei noch eine von T. de Aranzadi aufgestellte Theorie erwähnt, die zwischen den beiden hauptsächlichsten Theorieen von einem semitischen und einem südländischen (mediterranen) Ursprunge der Basken zu vermitteln suchte. Ihr zufolge wäre dieses Volk aus einer Mischung von Iberern, bezw. einer diesen verwandten (mediterranen) Rasse und einer borealen Rasse, welche die Mitte zwischen Finnen und Lappen halte, hervorgegangen, wozu noch später sich Elemente vom kymrischen oder germanischen Typus hinzugesellt hätten.

Gehen wir jetzt zu den Collignonschen Untersuchungen über. Collignon, bekanntlich ein höherer französischer Militärarzt und angesehener Anthropologe, fand im Jahre 1893 anläßlich seiner Ausbebungen in dem südwestlichen Frankreich Gelegenheit, der Baskenfrage näher zu treten. Unterstützt von Seiten der Civil- und Militärbehörden, wurde es ihm ermöglicht, nicht nur das ganze Kontingent der Jahresklasse 1892 der Militärpflichtigen im Departement Basses-Pyrénées zu untersuchen, sondern seine Studien in gleicher Weise auf vier andere Nachbardepartements Hautes-Pyrénées Landes, Gironde und Charente-Inférieure, sowie auf ein

Digitized by Google

spanisches Bataillon in der Garoison San Sebastian anzudehnen. Die Untersuchungen bestanden in der Aufnahme der Körpergröfse, der Farbe der Augen und Haare, der Form der Nase und, bei immer 20 Lenten der zehn Kantone, in der Messung der Länge und Breite des Schädels, desgleichen der Nase, der Gesamthöhe des Kopfes, der eigentlichen Höhe des Schädels und des Gesichtes, sowie der Jochbreite, betrafen also die Aufnahme der anthropologisch wichtigsten Merkmale. Das Ergebnis dieser Studien war, dafs es in der That einen wirklichen baskischen Typus giebt, der in der ganzen Ausbreitung des Gebietes, wo man die baskische Sprache spricht, allerdings mit Unterschieden bezüglich seiner Reinheit, angetroffen wird und mit keinem anderen modernen oder vorgeschichtlichen Typus Europas Analogieen besitzt. Dieser baskische Typus hat sich reiner in den baskischen Landen Frankreichs als in denen Spaniens erhalten; dort macht er 41,2 Proz. der Bevölkerung, hier nur noch 12 Proz. derselben aus. Collignon entwirft folgende Schilderung von ihm:

Der Baske ist von hoher, aufgeschossener, schlanker Gestalt, besitzt einen ausgesprochen konischen Brustkorb, der oben von breiten, geraden Schultern begrenzt wird und sich nach unten in eine dünne Taille mit eingezogenen Hüften fortsetzt, und eine sehr ausgesprochene Krümmung der Wirbelsäule, was dem Gange eine besondere Anmut, besonders bei den Frauen mit eng anliegender Kleidung verleiht. Der Schädel ist brachycephal oder wenigstens subbrachycephal, im Grunde genommen aber eher lang zu nennen, denn seine absolute Länge belänft sich auf mehr als 190 cm. Dafs sein Index trotzdem einen hohen Wert erreicht, rührt davon her, dafs der Schädel neben den Schläfen merkwürdig stark gewölbt ist, eine Eigentümlichkeit, die speciell der baskischen Rasse zukommen soll (schon von Quatrefages als „type à tempes gonflées" beschrieben). Ferner ist der Baskenschädel hoch, und zwar sowohl hinsichtlich seines Längen-Höhen-, als auch seines Breiten-Höhenindex. Das Gesicht ist lang, schmal und besonders dadurch ausgezeichnet, dafs es sich von den Jochbogen an auffällig scharf nach unten zuspitzt und in ein ausserordentlich spitzes, zurückgezogenes, leicht fliehendes Kinn ausläuft. Die Nase ist dünn, gebogen und setzt sich ohne supranasale Einsenkung in die gerade anfsteigende, relativ schmale Stirn fort. Die Farbe des Integuments und der Augen ist tief dunkel. So kennzeichnet sich nach Collignons Beobachtungen der reine baskische Typus, wie er sich hauptsächlich in dem französischen Baskenlande unverfälscht erhalten hat, der „type gallo-basque". Die Art und Weise, wie Collignon zu einem so exakten Resultate gelangte, ist eine vorsichtige und einwandfreie, so dafs eine Wiedergabe seiner Untersuchungen und Schlüsse in grofsen Zügen angebracht erscheint. Es standen ihm dabei sowohl seine eigenen Beobachtungen, die sich nicht nur auf die baskischen Provinzen, sondern auch auf die angrenzenden Gebiete und zahlreiche andere Departements Frankreichs bezogen, zur Verfügung, als auch die Beobachtungen von de Aranzadi, Olóriz, Broca u. a.

Die Körpergröfse der von Collignon in den elf baskischen Kantonen gemessenen 1305 Individuen betrug im Durchschnitt 1658 mm, eine gewifs hoch zu nennende Zahl, wenn man in Betracht zieht, dafs sie von jungen Lenten im Alter von 21 Jahren herrührt, die noch nicht ihre Wachstumsgrenze erreicht haben, und dafs der Durchschnitt für die gesamte französische Bevölkerung noch niedriger sich beläuft. In den mittleren Kantonen, die nach Collignon den reinen baskischen Typus am häufigsten aufweisen, schwankte die Körpergröfse zwischen 1669 mm (Saint-Etienne de Baigorry) und 1652 mm (Iholdy). Sehr kleine Lente, d. h. solche unter 1500 mm fehlten unter den elf Kantonen vollständig in fünf, waren zu weniger als 1 Proz. in vier vorhanden und zu höchstens 2 Proz. in den übrigen zwei. Ähnlich verhält es sich mit den kleinen Leuten, d. h. solchen unter 1600 mm: in vier Kantonen waren diese zu weniger als 10 Proz., in den übrigen sieben zu weniger als 16 Proz. (ausgenommen Iholdy) vertreten; dagegen kamen sie schon zu Landes bis zu 45 Proz. vor. Grofse Leute endlich, d. h. über 1700 mm machten in den baskischen Landen einen hohen Prozentsatz, schwankend zwischen 35,2 Proz. (Ustaritz) und 22 Proz. (La Bastide-Clairence) aus, in Landes aber nur noch 3,6 bis 4,2 Proz. Es geht aus diesen Untersuchungen ganz deutlich hervor, dafs die französischen Basken sich scharf gegen ihre nächsten Nachbarn hinsichtlich ihrer Körperlänge abheben, sowie dafs sie die Bezeichnung „grofs" mit Recht verdienen. Auch seine spanischen Vettern übertrifft der französische Baske an Gröfse. Nach den Untersuchungen de Aranzadis beträgt die durchschnittliche Körpergröfse für den Bewohner der Provinz Guipnzcoa 1638 mm. Sehr kleine Leute (in dem obigen Sinne) wurden in der Provinz Guipnzcoa zu 2,5 Proz., in der Provinz Biscaya zu 1,5 Proz. (in Basses-Pyrénées nur zu 0,6 Proz.), kleine Leute ebendaselbst zu 27,6 bezw. 27,7 Proz. (in Basses-Pyrénées nur zu 13,4 Proz.) und grofse Leute zu 16 Proz. bezw. 17,6 Proz. (in Basses-Pyrénées zu 27,2 Proz.) angetroffen. Die durchschnittliche Körpergröfse für ganz Spanien stellt sich nach den Untersuchungen von Olóriz (erweitert von de Aranzadi) auf 1636 mm; die spanischen Basken sind mithin noch gröfser.

Was weiter die Schädelform anbetrifft, so fand Collignon als Mittel für die von ihm gemessenen 220 Basken aus den französischen Kantonen einen Cephalindex von 82,5; er bezeichnet sie dementsprechend als subbrachycephal. Den höchsten Index weist der Bezirk Basse-Navarre auf, der am längsten (bis zur Revolution) seine Unabhängigkeit behauptet und, wie Collignon daraus schliefst und auch weiterhin beweist, den Typus der Basken am wenigsten vermischt erhalten hat. Besonders sind es seine centralen Kantone Iholdy und Hasparen, bezw. die diesen am nächsten gelegenen Teile der Nachbarkantone Bastide, Saint-Palais (aber nicht die gleichnamige Stadt) und Baigorry: für sie steigt der Cephalindex auf 84 an. In den gleichen Bezirken der baskischen Lande ist übrigens der von Collignon aufgefundene baskische Typus auch am häufigsten vertreten, nämlich im Centrum von Basse-Navarre (d. i. in Hasparen, Iholdy und Baigorry) zu 56 bis 54 Proz., in den unmittelbar anstofsenden Kantonen (Ustaritz, Espelte und La Bastide) nur noch zu 48, 47 und 42 Proz., weiter zu Saint-Palais zu 33 Proz., Mauléon zu 29 Proz., in den Kantonen Tardets und Saint-Jean-Pied-de-Port zu 26 und 2 Proz., und schliefslich zu Saint-Jean-de-Luz nur noch zu 17 Proz. Dafs er in den beiden letzten Kantonen nur noch so relativ schwach vertreten ist, rührt daher, dafs beide an der Heerstrafse liegen, die von Frankreich nach Spanien führt, und daher der Vermischung in besonders hohem Grade ausgesetzt waren. In den den baskischen Landen angrenzenden Kantonen Frankreichs, die also aufserhalb der Sprachgrenze liegen, trifft man den baskischen Typus nur noch in der verschwindend kleinen Anzahl von 6 Proz. an; stets liefs sich hier feststellen, dafs seine Träger ihren baskischen Ursprung entweder der Mutter oder einem anderen Verwandten verdankten. Doch kehren wir nach dieser

Digitized by Google

kurzen Abschweifung zu dem Cephaïndex der Basken zurück und halten wir, bevor wir zu den spanischen Basken übergehen, noch kurz Umsieht unter den die französischen Basken begrenzenden Volksstämmen. Im Norden der baskischen Gebiete (Dax und Orthez) kommt eine Bevölkerung von dolichoidem Typus (Index 81) vor; weiter östlich, nicht weit von Mauléon, schließt sich eine solche mit höherem Index (85) an, die das Bindeglied zu den hochgradig brachycephalen Bewohnern von Gers darstellt und noch weiter im Osten (Oloron, Aramitz, Accous) tritt wieder eine leicht dolichocephale Bevölkerung (Index 79 bis 81) in die Erscheinung. Mithin heben sich die französischen Basken auch hinsichtlich ihres Schädelindex ziemlich deutlich von der Nachbarbevölkerung im Norden und Osten ab. Noch mehr thun sie dieses von ihren im Süden ansässigen Stammesgenossen, denn diese sind dolichocephal. Broca fand für 60 Schädel aus einem Kirchhofe der Provinz Guipuzcoa (Tarsus) einen Index von 77,7, Valeseo für 19 weitere Schädel ebendaher 76, de Aranzadi für 250 lebende Basken aus Spanien 79,1, Olóriz für 109 Leute aus der Provinz Guipuzcoa 78,8, Landa für 63 Leute aus Haute-Navarre 78,32 und Collignon für 53 Soldaten derselben Gegend 78,33. Fassen wir alle Messungen an Lebenden (475 Einzelbeobachtungen) zusammen, so erhalten wir einen Durchschnittsindex von 78,6, also, da der gleiche Index für (220) französische Basken 82,53 beträgt, 3,91 Unterschied. Derselbe fällt noch größer aus, wenn wir die Mittel aus den Kantonen mit den höchsten und niedrigsten Werten gegenüberstellen: in Frankreich 84,73 (Iboldi) und 80,09 (Saint-Jean-de-Luz), in Spanien 80,00 (Cegama) und 77,2 (Zumarraga), was 7,5 Einheiten ergiebt. Allerdings variiert der Index auch wieder in den einzelnen Bezirken der baskischen Provinzen Spaniens. Die Bewohner der Gebirgspartieen des Landes (der südliche Teil von Pampelona und von Guipuzcoa, sowie der nördliche von Alava) neigen mehr zur Brachycephalie, hingegen die der Ebene (der nördliche Teil von Navarra und der nordöstliche von Guipuzcoa) mehr zur Dolichocephalie hin und nähern sich somit dem spanischen Typus im allgemeinen. Denn gehen wir über das baskische Gebiet hinaus, so finden wir zwar längs der ganzen nördlichen Küste von La Coruña bis Bilbao (Cantabrisches Gebirge) ein Vorherrschen der brachycephalen Elemente, ebenso längs eines Küstenstriches von Huelva bis Cadix und an zwei bis drei isolierten Distrikten ein Vorherrschen der mesocephalen oder subbrachycephalen Elemente; sonst aber treffen wir in ganz Spanien dolichocephale Völker an (Iloyos Sainz und de Aranzadi, Deniker). Olóriz giebt auf Grund von 8368 Einzelmessungen den Cephalindex für Spanien auf 78,18 an; am häufigsten fand er den Wert 77,6 in drei Fünftel der Fälle die Werte 75 bis 79,9 vertreten.

Die spanischen Basken neigen also, wie auch noch unsere weitere Betrachtung bestätigen wird, schon dem allgemeinen spanischen, iberischen Typus zu, haben dabei aber doch noch eine Reihe von Eigenschaften bewahrt, die sie auf den ersten Blick zu Verwandten der französischen Basken stempeln. Während die letzteren bezüglich ihres Längen- wie Breiten-Höhenindex als ganz leicht hypsicephal (70,68 und 85,66) anzusprechen sind, sind die ersteren dieses nur bezüglich ihres Breiten-Höhenindex (88,45), hingegen bezüglich ihres Längen-Höhenindex mesocephal (69,14). Die französischen Basken unterscheiden sich aber, wie Collignon nachgewiesen hat, auch wieder von ihren Nachbarn vom keltischen, brachycephalen Typus, denn diese sind wohl bezüglich ihres Längen-Höhenindex auch hypsicephal, jedoch bezüglich ihres Breiten-Höhenindex platycephal. Was das Gesicht anbetrifft, so verdient dasselbe bei den spanischen Basken zwar auch die Bezeichnung „lang", denn seine eigentliche Höhe (ophryomentale Länge 144 mm) deckt sich mit der bei den französischen Basken (144,5 mm), indessen tritt die für letztere so charakteristische Form des Gesichtes (s. oben) hier nicht so in die Erscheinung. Das rührt davon her, daß bei den spanischen Basken, wie schon gesagt, der Schädel länger (größter Längsdurchmesser 194 mm) und schmäler (größter Breitendurchmesser 153,5 mm) ist, besonders auch in seiner Stirnpartie, denn bei ihnen beträgt der kleinste Stirndurchmesser nur 108 mm, bei den französischen Basken 110 mm. Außerdem ist bei jenen auch das Gesicht in Höhe der Jochbogen schmäler (bizygomatischer Durchmesser 136 mm) als bei diesen (139 mm), dafür aber in Höhe des Unterkiefers wieder breiter (bigonischer Durchmesser 106, bei den französischen Basken nur 101). — Die Nase der spanischen Basken stimmt mit der der französischen im allgemeinen überein, nur ist die der ersteren etwas mehr leptorrhin. Im übrigen gleichen sich beide Gruppen in ihrem äußeren Habitus so ziemlich. Schwarze Haare in Verbindung mit braunen Augen trifft man beim französischen Baskenvolke zu 20,5 Proz., beim spanischen (Guipuscoa) zu 23,4 Proz. an; natürlich kommen auch hier wie dort kantonale Variationen vor, was auf Mischung an besonders exponirten Stellen mit blonden germanischen Stämmen zurückzuführen ist. Alles in allem genommen, muß man Collignons Behauptung ohne Bedenken beipflichten, daß „un air de famille atun ensemble de caractères anatomiques qui les rapprochent sans parler de la langue qui les réunit en bloc" die französischen und spanischen Basken miteinander verbindet. Nur darüber haben einzelne Forscher Bedenken geäußert, ob der französische Baske oder der spanische den eigentlichen baskischen Typus vorstellt? Indessen scheint mir der Beweis, den Collignon zu Gunsten der französischen Basken antritt, allzu einleuchtend zu sein, als daß man irgend welchen Zweifel darin setzen könnte. Collignon hat gezeigt, um es noch einmal ganz kurz zu wiederholen, daß unter der Bevölkerung der Baskenlande von Frankreich ein wohl charakterisierter, sonst nirgends vorhandener Typus zu über 40 Proz. sich findet, der sich ausschließlich auf das Gebiet innerhalb der Sprachgrenze beschränkt, daß weiter unter der Bevölkerung, die jenseits der Sprachgrenze wohnt, dieser Typus nicht mehr vorkommt, vielmehr ein Typus aus hier entgegentritt, der sich scharf von jenem abhebt, und daß schließlich unter den Basken Spaniens der französische Baskentypus nur noch in abgeschwächtem Grade sich erhalten hat und bereits aus einer Reihe Eigenschaften sich zusammensetzt, die deutlich einen Zusammenhang mit der übrigen Bevölkerung der Iberischen Halbinsel erkennen lassen.

Über die ethnische Zusammensetzung Spaniens sind wir leider bis jetzt nur mangelhaft oder wenigstens noch lange nicht so eingehend unterrichtet, wie über die der kultureller ihm nahe stehenden Gebiete von Frankreich und Italien. Indessen gewinnen wir aus den bisherigen Forschungen doch bereits die Überzeugung, daß das vorherrschende Element auf der Iberischen Halbinsel das iberische ist, d. h. daß die Bevölkerung in der Hauptsache der mediterranen Völkergruppe angehört, zu der, wie jetzt wohl allgemein angenommen wird, der Grundstock der Bevölkerung der das Mittelmeer im Norden und im Süden begrenzenden Länder zu rechnen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat diese mittelländische Rasse ihren Ur-

Digitized by Google

sprung und Ausgangspunkt aus dem Norden, bezw. Nordosten des schwarzen Erdteiles genommen, wo sie nach den grundlegenden Forschungen Sergis eine Ausbreitung vom Atlantischen Ocean bis zum Roten Meere, sowie vom Mittelmeer bis zum Sudan erreicht hat. Sergi zählt zu ihr auf der afrikanischen Seite die alten und modernen Ägypter, Nubier, Bedjas, Abessinier, Gallas, Danakil, Somäli und andere Niloten, die Massai und Wahuma, als den östlichen Zweig der Hamiten, die Berber, Tebu, Fulbe und Guanchen als den nördlichen Zweig derselben. Von urgeschichtlichen Völkern, deren Namen uns überliefert worden sind, gehörten der mittelländischen Rasse die Iberer, Ligurer und Pelasger an, d. h. die Völkerschaften, welche die Mittelmeergestade von den Säulen des Herkules bis zum Ionischen Meere einst inne hatten; Sergi behauptet sogar, daß dieser europäische Zweig der mediterranen Rasse bis nach den britischen Inseln, bis nach Skandinavien und bis ins Innere von Rußland hinein vorgedrungen sei, und Mehlis hat kürzlich den Nachweis geliefert, daß auch im Rheinthale Ligurer, einer der Hauptzweige der Mediterranier, ansässig gewesen sein müssen. Sergi, dem wir, wie schon erwähnt, die eingehendsten Studien über diese Rasse verdanken, hebt u. a. als hervorstechende Eigenschaften des mittelländischen Typus hervor: blaßbraunes und gelblich-weißes Hautkolorit, bis zum rothbraunen oder rötlichen Farbenton, dunkle Farbe der Augen, variierend zwischen Schwarz und dunklem Kastanienbraun, dichte, wellige, manchmal auch krause Haare von schwarzer bis hell-kastanienbrauner Farbe, gut gehaltener Körper, ovales, nicht niedriges, vielmehr in seinem mittleren und proopischen Abschnitte prominentes Gesicht, leptorrhine oder mesorrhine Nase, horizontal stehende, eher breit zu nennende Augenspalten, dünne, manchmal etwas fleischige Lippen, fast senkrechte Stirne ohne Stirnhöcker, nicht vortretende und nicht allzu weit vorspringender abstehende Joebbogen, sowie stets längliche, d. h. dolicho-mesocephale Schädelform. Ein Vergleich dieser den Vertretern des mediterranen Typus gemeinsamen Eigenschaften mit dem Typus der Basken, wie wir ihn oben geschildert haben, zeigt uns, daß mancherlei Übereinstimmung oder Anklänge aneinander, besonders zwischen spanischem Baskentypus und mittelländischem Typus sich finden; ein durchgreifender Unterschied bleibt aber immer zwischen den beiden Typen bestehen, das ist die Schädelform: der Baske ist, wenigstens wie Collignon gezeigt hat, kurzköpfig, der Mittelländer dagegen langköpfig. Woher rührt diese Neigung zur Kurzköpfigkeit, wie sie besonders der französische Baske verrät? Ist sie eine essentielle Eigenschaft seiner Rasse oder durch Mischung mit brachycephalen Elementen hervorgegangen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns vergegenwärtigen, welche ethnischen Elemente überhaupt in den ersten Zeiten der Besiedelung der fraglichen Gebiete diese bevölkerten und welche zu der Zusammensetzung der heutigen Bevölkerung beigetragen haben. Dank den kraniologischen Untersuchungen von Hervé und Pl. Salmon sind wir über die Paléthnologie Frankreichs besonders gut unterrichtet.

Die allerälteste Bevölkerung Frankreichs, wie wohl überhaupt des ganzen westlichen Europa, war eine langköpfige Rasse mit pithekoiden Eigenschaften, für welche man die Bezeichnung der Neanderthalrasse vorgeschlagen hat; sie ist u. a. vertreten in den Funden von Neandertbal und Egisheim (Deutschland), Spy und La Naulette (Belgien), Marlanaud, Marcilly-sur-Eure und Bréchamps (Frankreich). Gegen Ende der paläolithischen Zeit, zur Periode von Madelaine, finden wir eine ebenfalls dolichocephale Rasse von allerdings schon entwickelteren, edleren Formen ansässig, die von den französischen Autoren die Rasse von Laugerie-Basse-Chancellade genannt wird. Sie ist gekennzeichnet durch starke Dolichocephalie, ziemlich volumiösen, auffällig großen Schädel, anfrechte Stirn, wenig entwickelte Augenbranenbogen, gleichzeitig sehr hohes und sehr breites Gesicht, schmale, lange Nase und mächtig entwickelten Unterkiefer mit deutlich ausgeprägtem, vorspringendem Kinn. Diese dolichocephale Rasse von Laugerie-Basse-Chancellade, deren Funderte bereits recht zahlreich sind, hat die mesolithische Periode überdauert; ihre Nachkommen zur jüngeren Steinzeit führen die Bezeichnung Rasse von Baumes-Chaudes. — Bereits gegen Ausgang der Quartärzeit (Renntierperiode) beginnen die ersten Einwanderungen von auswärts, und zwar waren es zunächst (nach der neuerdings von Fraipont gäufserten Ansicht) brachycephale Elemente, gekennzeichnet durch einen abgerundeten, kugeligen Schädel, breite, hohe Stirn, vorspringende Wangenbeine, mesorrhine Nasenöffnung, mittelgroße Augenhöhlen, prognathen Unterkiefer und kleinen Wuchs, die in Frankreich von auswärts her auftauchten. Die Autoren benennen diese Rasse, deren Einwanderung sicherlich schubweise erfolgte, bald als Rasse von Grenelle (französische Autoren), bald als Typus von Sion oder Disentis (His-Rütimeyer), bald als Kelten (Broca) u. a. m. Nach Hervé erfolgte die Einwanderung dieser Brachycephalen auf zwei Wegen, die eine von Belgien aus im Thale der Maas, Aisne und Oise nach Nordfrankreich, die andere von der Schweiz aus über die Alpen im Thale der Isère und Rhône nach Südfrankreich; diesen beiden Eingangspforten entsprechend finden wir zwei Centren der Brachycephalie in Frankreich vor, das eine im Nordosten (Departements Pas-de-Calais, Aisne, Meuse, Oise, Marne, Seine-et-Marne und Seine-et-Oise), das zweite im Südosten (Departements Savoie, Isère und Drôme). Zu den einheimischen Dolichocephalen gesellte sich noch zur jüngeren Steinzeit ein zweiter dolichocephaler Typus hinzu, der von jenem sich darin unterscheidet, daß seine Langköpfigkeit nicht auf einer Hervorwölbung des Hinterhauptes beruht, sondern durch eine Verlängerung der vorderen Schädelabschnittes bedingt wird. In Gegensatz zu den quartären Dolichocephalen führen diese Neuankömmlinge die Bezeichnung der neolithischen Dolichocephalen (auch Rasse von Genay oder von Avigny genannt, identisch mit dem Reihengräbertypus Eckers und dem Hohberg-Typus von His und Rütimeyer). Aus einer Vermischung der vorgenannten ethnischen Elemente oder Rassen ist die heutige Bevölkerung Frankreichs hervorgegangen; allerdings kamen in späterer, historischer Zeit noch andere hinzu (Franken, Burgunder, Goten u. s. w.), die zwar die vorgeschichtliche Bevölkerung stellenweise nicht unwesentlich modifiziert haben, indessen keine anderen Typen vorstellen, als die ersten Einwanderer bereits gewesen sind. — Soweit unsere bisherigen Kenntnisse von den prähistorischen Skeletresten es gestatten, darf man annehmen, daß die ethnischen Verhältnisse der Vorzeit Spaniens und Italiens die gleichen gewesen sind; wir treffen hier die gleichen vorgeschichtlichen Typen wie in Frankreich an, nur ist das spätere Mischungsverhältnis ein anderes. Da in diese Gebiete die kurzköpfigen Fremdlinge nicht so weit vorgedrungen sind, so behielt bei der späteren Bevölkerung das langköpfige Element bei weitem das Übergewicht. Dasselbe erscheint stammverwandt mit der Rasse von Laugerie-Basse-Chancellade, bezw. Baumes-Chandes,

Digitized by Google

stellt die autochthone Bevölkerung bezw. die ersten Besiedeler der betreffenden Gebiete vor und ist als der älteste Vertreter der mediterranen Rasse zu bezeichnen. Auch die Schädel aus der Grabstätte zu Sordes, dem einzigen neolithischen Funde aus dem Bereiche der heutigen Basken Frankreichs, von dem wir bisher Kenntnis erlangt haben — indessen fällt er streng genommen nicht direkt in das heutige Baskenland, wohl aber genau an die Sprachgrenze (Kanton Peyrehorade, Landes) —, weisen den Typus dieser Rasse auf.

Sehen wir noch zu, was die Schriftsteller der Alten etwa über die Bevölkerung der für uns in Betracht kommenden Gebiete berichten. Herodor von Herakles (im 5. Jahrh. v. Chr.), der älteste von ihnen, läßt die Iberer zu seiner Zeit bereits die Pyrenäen überschritten haben. Sie drangen bald daranf, den Nachrichten späterer Schriftsteller zufolge, bis zur Rhone vor, wo sie auf die Ligurer stießen und sich mit diesen zu den Ibero-Ligurern verbanden. Strabo (kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung) berichtet, daß man früher den Begriff Iberien noch bis auf die Landstrecken ausgedehnt habe, welche zwischen Rhone und den beiden galatischen Meerbusen, also wohl dem Golf von Lion und dem von Gascogne, liegen, jetzt aber ihn auf die Halbinsel bis zu den Pyrenäen beschränke. Derselbe Schriftsteller nennt als einen den Iberern verwandten Volksstamm die Aquitanier; er fügt noch hinzu, daß diese Aquitanier in der Sprache und der körperlichen Beschaffenheit grundverschieden von den übrigen Galliern wären, sowie daß die Kelten und Iberer, wenngleich voneinander verschieden, doch ein gemeinsames Merkmal, das galatische Äußere besäßen. Cäsar teilt Gallien in drei Bezirke, die sich der Sprache, den Einrichtungen und den Gesetzen nach voneinander unterschieden, das belgische, keltische und aquitanische Gebiet. Die Aquitanier dehnten sich, wie spätere Schriftsteller (Dionys Periegetes, Festus, Arrianus, Tacitus) uns überliefern, bis weit nach England hinauf aus. Die Aquitanier mit den Vorläufern der Basken zu identifizieren, verbietet schon der große Abstand, der zwischen der heutigen Bevölkerung Aquitaniens (Dax und Oloron) und den Basken besteht. Allerdings liegt solche Annahme von vornherein sehr nahe, denn die Aquitanier werden uns als eine von den übrigen Galliern sowohl ihrer Sprache, als auch ihrem Äußeren nach grundverschiedene Nation bezeichnet. Jedoch nimmt dieses nicht wunder. Die Gallier waren hochaufgeschossen, blond, blauäugig und von heller Hautfarbe, d. h. Vertreter des nordeuropäischen blonden Typus, die Aquitanier dagegen kleiner, untersetzter und vor allem brünett. Es wird auch hinzugefügt, daß sie den Iberern ähnelten; ob diese Ähnlichkeit ebenfalls bezüglich der Sprache und des äußeren Habitus bestanden hat, läßt sich aus dem Texte Strabos nicht mit Bestimmtheit ersehen. Es ist aber wohl anzunehmen, daß die Aquitanier Iberer ihrer Abstammung nach gewesen sein mögen, also Vertreter der mediterranen Rasse; allerdings wird nicht auszuschließen sein, daß sie diese Rasse nicht mehr in voller Reinheit repräsentierten, denn bereits gegen Ende der Steinzeit war in ganz Frankreich Rassenmischung eingetreten. Wenn daher auch nicht gerade die Aquitanier die Vorfahren der Basken gewesen sind, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sicherlich iberisches Blut in letzteren steckt. Collignon denkt sich die Entstehung der Basken ungefähr in folgender, gewiß recht plausibel zu nennender Weise. Während die Iberer zu beiden Seiten der Pyrenäen infolge der Romanisierung ihrer Sprache und Sitten verlustig gingen, haben einige wenige Triben am Südabhange in der Nähe des Biskayischen Meerbusens — anscheinend die Vasconen, Verdulen, Caristen und Antrigonen, denn diese werden zur Römerzeit als ansässig in dem Gebiete der heutigen Basken Spaniens aufgeführt — unter dem Schutze der schwer zugänglichen Gebirgsthäler ihre primitive Sprache und Sitten bewahrt. Verschiedene Umstände sprechen dafür, daß von hier aus eine Auswanderung höchst wahrscheinlich der Vasconen erfolgte infolge des Ansturmes der Westgoten über die Pyrenäen nach Norden, wo man eine in der Sprache und im äußeren Habitus grundverschiedene Bevölkerung antraf. Um die Wende unserer Zeitrechnung waren den Nachrichten des Strabo zufolge hier die Tarbelli ansässig. Wir müssen voraussetzen, daß diese Tarbellen in der Hauptsache die Nachkommen der steinzeitlichen Brachycephalen gewesen sind, die sich schon frühzeitig in die Berge zurückgezogen und hier dank der schweren Zugänglichkeit des Terrains ihren ursprünglichen ethnischen Charakter ziemlich rein bewahrt hatten. Da die Tarbellen noch zur Zeit des Ptolemäus die fraglichen Gebiete einnahmen, so dürfen wir die Einwanderung der Vasconen frühestens in die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi Geburt setzen. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts (zwischen 580 und 584) waren die Vasconen thatsächlich in dem Baskengebiete nördlich der Pyrenäen ansässig und unternahmen schon einen Raubzug in die Ebene, wie Gregorius von Tours uns überliefert.

Unsere Hypothese von dem Ursprunge der Basken würde imstande sein, den Unterschied zu erklären, der bezüglich der physischen Merkmale zwischen den Basken Spaniens und Frankreichs besteht. Die spanischen Basken sind aus den Iberern hervorgegangen und haben den Typus ihrer Vorfahren mehr oder weniger bewahrt, nähern sich also bis zu einem gewissen Grade dem Typus der übrigen Bevölkerung der Iberischen Halbinsel. Infolge ihrer isolierten Lage dürften sie aber bald weitere Beziehungen mit den Iberern aufgegeben, wohl aber solche mit ihren Vettern nördlich der Pyrenäen gepflegt haben, die allerdings infolge der Vermischung mit der in ihren neuen Wohnsitzen vorgefundenen Bevölkerung körperlich mehr oder minder verändert wurden. Aber auch diese müssen die Beziehungen zu ihren Nachbarn in der Ebene vollständig abgebrochen bezw. solche nicht erst angeknüpft haben, wie wir aus dem Festhalten an alten iberischen Sitten und Gebräuchen, dem Fortdauern der ursprünglichen Sprache, dem Überdauern der demokratischen Verfassung in dem bis Ende des 18. Jahrhunderts monarchischen französischen Staate, vor allem aber aus der Verschiedenheit in dem äußeren körperlichen Verhalten zwischen den Basken und den Bewohnern von Dax und Oloron einerseits und denen von Béarn und Landes anderseits ersehen; auch von den Wellen der Völkerwanderungen, welche Südfrankreich überzogen, ist das Vasconengebiet nachweislich im großen und ganzen verschont geblieben. So konnte es geschehen, daß bei solcher Abgeschlossenheit gegen außen infolge der Vermischung mit den heterogenen ansässigen ethnischen Elementen und infolge weiterer Inzucht sich ein Volkstypus herausbildete, der mit vollem Recht die Bezeichnung eines Specialtyps verdient. Welche Umstände hierbei noch begünstigend einwirkten, das entzieht sich unserer Kenntnis, denn wir wissen zur Zeit noch herzlich wenig über die Entstehung und Umbildung von Rassen — die „Persistenz" der Rassen dürfte meines Erachtens für einen überwundenen Standpunkt gelten —, über die Variationen einer Rasse, über den Einfluß des

Digitized by Google

Milieus auf dieselben, die Vererbung erworbener Eigenschaften u. a. m. Jedenfalls kann darüber kein Zweifel bestehen, daß es heutigen Tags einen besonderen Baskentypus giebt, der nur in den baskischen Provinzen und zwar in seiner größten Reinheit unter der Bevölkerung von Basse-Navarre sich findet, ein Typus, der die Eigenschaften einer „guten Art“ aufweist und vielleicht auch die Bezeichnung einer Rasse verdient. Höchst wahrscheinlich ist diese Baskenrasse aus einer Kreuzung der kurzköpfigen, zur frühesten prähistorischen Zeit wahrscheinlich aus Asien nach Europa eingewanderten Rasse mit der langköpfigen einheimischen (mittelländischen) Rasse hervorgegangen, wozu die Isolierung und ständige Inzucht unter lange Zeit hindurch sich gleich bleibenden Bedingungen beigetragen haben mögen. Wenn ich sagte, der baskische Typus komme nirgends in Europa sonst vor, so ist dieses cum salo granis zu verstehen. Menschengruppen, die diesen Typus aufweisen, giebt es heutzutage allerdings nirgends wo anders, dagegen ist es wohl möglich, daß die Natur gelegentlich vereinzelt verwandte Typen unter gleichen Bedingungen hat entstehen lassen; so z. B. glaube ich, daß unter den von Fraipont jüngst beschriebenen Schädeln der neolithischen Bevölkerung des Mansthales einzelne subbrachycephale Schädel (aus Sandron) sowohl bezüglich der Form, als auch der Maße ziemliche Übereinstimmung mit dem Baskenschädel zeigen; sie waren von Fraipont nur sogen. Furfos-Rasse gestellt, die er ebenfalls aus einer Kreuzung der neolithischen autochthonen Dolichocephalen mit den neolithischen eingewanderten Brachycephalen hervorgegangen sein läßt. Dessen ungeachtet bleibt unsere Behauptung mit Recht bestehen: die französischen Basken stellen einen eigenen Typus dar. Die spanischen Basken, wenngleich ihr Typus mancherlei Anklänge an diesen französischen Baskentypus aufweist, besitzen ihn doch lange nicht in solcher Reinheit; sie bilden gleichsam das Bindeglied zwischen den beutigen Basken und ihren prähistorischen oder frühgeschichtlichen Vorfahren, den Iberern. Denn daß die Basken in letzter Linie aus den Iberern, d. h. aus Völkern, die dem mittelländischen Stamme angehören, hervorgegangen sind, darüber kann ebenfalls kein Zweifel bestehen. Nicht blos die anthropologischen Daten, sondern auch manche ethnographische Eigentümlichkeiten, auf die Karutz die Aufmerksamkeit gelenkt hat (z. B. das Vorkommen der gesähnten Sichel, die Sitte des Erbrechts der Tochter, der Hüpftanz u. s. w.), und linguistische Merkmale weisen auf einen Zusammenhang mit den Völkern Afrikas, im besonderen mit den Berbern hin. Michel, Fr. Müller u. a. haben allerdings eine Übereinstimmung des Baskischen mit den Berbersprachen in Abrede gestellt, jedoch hat v. d. Gablents so viel Material herbeigeschafft, daß man sich nicht der Annahme entwehren kann, daß beide Idiome auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen sind. F. Fita ferner, vielleicht der kompetenteste lebende Berteiler auf dem Gebiete der baskischen Sprachforschung, hat in einer Arbeit über iberische und römische Inschriften zu Praga (1897) nachgewiesen, daß das Baskische ursprünglich kein lokales Idiom gewesen ist, sondern daß in vorrömischer, also vorgeschichtlicher Zeit noch eine Sprache von baskischem Typus von den Eingeborenen auf beiden Seiten der Pyrenäen gesprochen wurde.

Die neuen Lehrbücher der Ethnologie nehmen zumeist auch den Standpmkt ein, daß die Basken von den Iberern abzuleiten seien, bezw. der mittelländischen Rasse angehören, so Sergi (Africa, antropologia della stirpe chamitica, Torino 1897), Keane (Man, past and present, Cambridge, 1898), Ripley (The races of Europe, London 1900) und Canestrini (Antropologia, Milano 1898). Nur Deniker und mit ihm Hervé haben eine Sonderansicht geäußert, die auf der allerdings noch sehr hypothetischen Rasseneinteilung Denikers beruht. Unter der Bezeichnung der „adriatischen oder dinarischen Rasse“ faßt Deniker einen Typus zusammen, der sich durch hohen Wuchs (1,69 bis 1,71 im Mittel), starke Brachycephalie (Cephalindex am Lebenden 85 bis 86 im Mittel), braune, wellige Haare, dunkle Augen, geradlinig verlaufende Augenbrauen, in die Länge gezogenes, ovales Gesicht, feine, gerade oder gebogene Nase, leicht gebräunten Teint kennzeichnen soll. Als seine Vertreter sieht derselbe in erster Linie die Bewohner von Bosnien, Dalmatien und Croatien an; er findet den Typus auch in der Romagna, in Venetien, unter den Slovenen, den Ladinern, Romanchen, sowie unter der Bevölkerung in dem Landstrich von Lyon bis Liège (zunächst zwischen Loire und Saône, dann auf dem Plateau von Langres, in den hohen Thälern der Saône und der Mosel, sowie in den Ardennen), schließlich mit abgeschwächten Merkmalen unter der Bevölkerung des Pothales, im nordwestlichen Böhmen, in der romanischen Schweiz, im Elsaß, im mittleren Becken der Loire, unter den polnischen und ruthenischen Bergbewohnern der Karpathen und endlich unter den Kleinrussen und wahrscheinlich auch unter den Albanesen, Serben, Griechen und gewissen Kaukasiern vertreten; die Basken faßt Deniker für eine Variante dieser Rasse auf. Es bedarf wohl keines Hinweises, daß solche Hypothese noch vollständig in der Luft schwebt. Abgesehen davon, daß die Subbrachycephalie, die schon bereits zur Langköpfigkeit Neigung verrät, gegen eine Identifizierung der Basken mit der hypothetischen dinarischen Rasse spricht, würde auch schon die Sprache der Basken, ihre eigenartigen Sitten und Gewohnheiten, die denen der angeführten Völker vollständig fremd sind, und vor allem die Unmöglichkeit des Nachweises, wie die mutmaßlichen Vertreter der dinarischen Rasse gerade in den so eng umschriebenen Bezirk, der absolut keine Beziehungen mit dem Ausgangspunkte der dinarischen Rasse in so weiter Ferne unterhalten resp. aufzuweisen hat, gelangte und sich hier gänzlich isolierte, eine solche Annahme illusorisch machen.

Vom 2. bis 6. September hat in Paris unter der Leitung von Julien Vinson ein „Congrès international d'études basques“ stattgefunden, über dessen Verhandlungen bisher nur ein kurzer Bericht (Châlon-sur-Saône, Imprim. Franç. et Orient. de E. Bertrand) erschienen ist. Soweit aus demselben zu entnehmen, wurde auf ihm die Frage nach dem Ursprunge und dem Typus der Basken nicht eingehender erörtert; die einzelnen Vorträge beschränkten sich auf kleinere Beiträge zur Sprache und Ethnographie der Basken. Erwähnung verdienen die von der Versammlung gefaßten Beschlüsse, einmal sowohl in Madrid oder an einer anderen größeren spanischen Universität, sowie in Paris die Errichtung eines Lehrstuhls für baskische Sprache anzustreben, sodann bei den Regierungen an ersterem, daß nicht die Landessprache in den betreffenden Bezirken zwangsweise eingeführt werde, sondern die baskische Sprache weiter geduldet werden möge und drittens in zwei bis drei Jahren einen zweiten internationalen Kongreß, und zwar zu S. Sebastian stattfinden zu lassen.

Litteratur: Abbadie, M. d', et Quatrefages, A. de, Discussion sur les types basques. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1868, S. 101. — Aranzadi y Unamuno, T. de, El pueblo euskaldunas. Estudio de antropologia. San Se-

Digitized by Google

bastian 1869. — Derselbe, Consideraciones acerca de la raza basca. Euskal-Erria 1896. Bd. 35, S. 33, 45, 97 u. 129. — Derselbe, El origen del carro euskaldúna. Euskal-Erria 1897. Bd. 36, S. 506. — Derselbe, Congreso internacional de estudios Bascos en Paris. Euskal-Erria 1900, Bd. 43, S. 446. — Arbois de Jubainville, M. H. de, Les premiers habitants de l'Europe, d'après les écrivains de l'antiquité et les travaux des linguistes. Paris 1887—1894. — Baudrimont, A. E., Histoire des Basques ou Euskaldunais primitifs. Bordeaux 1854. — Berlange, R. de, Los Vascones y la prehistoria. Revista de arch., bibliot. y mus. 1899, Bd. 2, N. 8, S. 1. — Bertholon, L., Documents anthropologiques sur les Phéniciens. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Lyon 1892, Bd. 11, S. 179. — Derselbe, Note sur l'identité des caractères anthropologiques des Basques et des Phéniciens. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1898, S. 663. — Bladé, J. F., Études sur l'origine des Basques. Paris 1869. — Derselbe, Défense des études sur l'origine des Basques. Paris 1870. — Derselbe, Les Vascons avant leur établissement en Navempopulanie. Paris 1891. — Bethem, Sir W., Etruria Celtica. Dublin 1842. — Bonaparte, L., Langue basque et langues finnoises. London 1862. — Broca, P., Sur les Basques de Saint-Jean-de-Luz. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1862, S. 43. — Derselbe, Sur les caractères du crane des Basques. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1862, S. 579. — Derselbe, Sur les crânes basques. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1863, S. 38. — Derselbe, Sur les crânes basques de Zarauz. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1866, S. 470. — Derselbe, Sur les crânes basques. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1867, S. 18. — Derselbe, Sur les Basques de Saint-Jean-de-Luz. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1868, S. 7 u. 45. — Derselbe, Sur l'origine et la répartition de la langue basque. Revue d'anthropol. 1875, Bd. 4, S. 1. — Campión, La lengua bascongada. Euskal-Erria 1897, Bd. 37, S. 363. — Derselbe, Celtas, Iberos y Euskeros. Euskol-Erria 1897, Bd. 36, S. 178, 208, 231, 293, 327, 367, 420, 454, 531 und Bd. 37, S. 38, 69, 118, 153, 223 u. 276. — Charencey, G. de, Des origines de la langue basque avec les idiomes du Nouveau-Monde. Caën 1867. — Derselbe, Mélanges sur la langue basque. Actes de la Soc. philologique. Alençon 1881, Bd. 8, S. 26 u. 241. — Derselbe, Ethnographie euskarienne. Étude sur l'origine des Basques, d'après les données de la linguistique. Bull. de la Soc. de géogr. de Paris 1889, Bd. 10, S. 445. — Collignon, R., La race basque. L'Anthropologie 1894, Bd. 5, S. 273. — Derselbe, Anthropologie du sud-ouest de la France. 1. Les Basques. 2. Basses-Pyrénées. Hautes-Pyrénées. Landes. Gironde. Charente. Charente-Inférieure. Mém. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1893. Bd. 1, H. 4, S. 1. — Dawkins, W. Boyd, The northern range of the Basques. Fortnightly Review 1874, Bd. 16, S. 323. — Denikar, J., Les races de l'Europe. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Paris 1897, S. 190 u. 291. — Derselbe, Les races de l'Europe. 1. Indice céphalique en Europe. Paris 1899. — Damont, A., Démographie des Basques de Bajgorry. Revue mens. de l'École d'anthrop. de Paris 1892, Bd. 2, S. 305. — Eys, W. J. van, La langue ibérienne et la langue basque. Revue de linguist. et de philol. comp. 1874, Bd. 7, S. 5. — Fabié, A. M., Estudio sobre la organizacion y costumbres del pais vascongado. Bol. de la Real Acad. de la historie. 1896/97. Bd. 29, S. 273, 369, 537 und Bd. 30, S. 128 u. 193. — Folin, de, Atlantes et Basques. Note sur cette race. Biarritz, Lamaignere. — Fita, F., El vascuence en las inscripciones ogmicas. Bol. de la Real Acad. de la historie 1893, Bd. 22, S. 279. — Granlls, M. de la, Estudio historico-etnografico sobre los ancestros pobladores de la peninsula iberica. Madrid 1897. — Gabelentz, G. v. d., Baskisch und Berberisch. Sitzungsber. d. k. preuß. Akad. d. Wissenschaft 1893, S. 893. — Derselbe, Die Verwandtschaft der baskischen Zahlen mit den Berbervpraehen. Braunschweig 1894. — Garat, D. J., Origines des Basques de France et d'Espagne. Paris 1869. — Gerland, G. C. v., Die Basken und die Iberer. Archiv f. Grundrifs der roman. Philol. 1888, Bd. 1, S. 313. — Gèze, De quelques rapports entre les langues berbère et basque. Mém. de la Soc. scientif. du midi de France. Bd. 15. — Goroatidi, M., Mitologia vasko. Euskal-Erria 1896, Bd. 34. — Guerra, J. C. de, Origén del pueblo vascongada. Euskal-Erria 1896, Bd. 35. — Giacomini, C., Sulla relazione fra il basco e il l'egizio 1894. — Hervé, G., La race basque. Revue de l'École d'anthrop. de Paris 1900, Bd. 10, S. 213. — Hoyos Sainz, L. de, y Aranzadi, de, Un avance à la antropologia de Espana. Anales de la Societ. espaiiola de historia natural 1892, Bd. 1, S. 32. — Hübner, E. W., Nouvos estudios sobre el antiguo idioma ibérico. Revista de arch., bibliot. y museos 1897, Bd. 1, S. 242. — Humboldt, F. W. von, Über die cantabrische oder baskische Sprache. Berlin 1817. — Derselbe, Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der vaskischen Sprache. Berlin 1821. — Jacquau, V., Lethnologie préhistorique dans le sud-est de l'Espagne. Bull. de la Soc. d'anthrop. de Bruxelles 1887/88, Bd. 6, S. 226. — Karute, Zur Ethnographie der Basken. Globus 1898, Bd. 74, Nr. 21 u. 22. — Derselbe, Volkstümliches aus den baskischen Provinzen. Verhandl. d. Berliner anthrop. Ges. 1899, Bd. 31, S. 292. — Derselbe, Aus dem Lande der Basken. Mitt. d. Anthrop. Ges. u. d. Naturhist. Mus. in Lübeck 1900, 2. Reihe, Heft 14. — Lafitte, A. de, Tierra Euskara. Excursiones, cuadros y notas de Guipuzcoa. Tolosa 1896. — Labayru y Goicoechea, Historia general de Bizcaya. Bilbao 1895. — Lemiale, Abbé, L., Basques et Navarrais. Paris 1878. — Martinez Bellesteros, M., Curiosidades de la antigua Basconia. Euskal-Erria 1896, Bd. 34. — Michel, F. X., Le pays basque, sa population, sa langue, ses moeurs, sa littérature et sa musique. Paris 1857. — Miguéles, F. M., La lingua basca. Euskal-Erria 1897, Bd. 36, S. 45, 101, 143, 176, 222 u. 398. — Montelro, M., Legende and popular tales of the Basque people. London 1887. — Müller, Fr., Die neuesten Arbeiten über das Baskische. Globus 1891, Bd. 60, S. 14. — O'Shea, H., La unision basque: notes et impressions. Tau 1887. — Olóriz, F., Distribución geografica del indice cefálico en España deducida del examen de 8368 vascones oénitos. Madrid 1894. — Derselbe, La talla humana en España. Madrid 1896. — Philpson, T. L., The Basques. Gentleman's Magazine 1896, April. — Penner-Bey, E., Sur la langue euskuara. Bull. de la soc. d'anthrop. de Paris 1867, S. 39. — Quatrefages de Bréau, A. de, Sur les origines anthropologiques des populations européennes. Mitteilungen pour l'hist. de l'homme 1872. Bd. 7, S. 78. — Derselbe, Histoire générale des races humaines. Paris 1889. — Reclus, J. E., Les Basques, un peuple qui s'en va. Revue des deux Mondes 1867, Bd. 18, S. 313. — Retzius, A. A., Om formen af nordbornes cranier. Förhandl. vid de Skandin. naturforsk. Stockholm 1843, s. 3, S. 157. — Pirala, A., Provincias vascongadas. España, sus monumentos y artes. Barcelona 1885. — Ripley, W. Z., The races of Europa. A sociological study. London 1900. — Derselbe, The racial geography of Europe. 2) The Basques. Appleton's Popular Science Monthly 1899, Bd. 54, S. 413. — Salmon, Ph., Denombrement et types des crânes néolithiques de la Gaule. Paris 1896. — Stoll, O., Zur Kenntnis der heutigen Basken. Ausland 1890, Bd. 63, S. 695, 701, 734, 751, 786. — Verneau, R., Considérations sur la race basque par le Dr. T. de Aranzadi. L'Anthropologie 1898, Bd. 6, S. 588. — Vinson, J., Le verbe basque. Revue de linguist. et de philol. comp. 1875, 1884 u. 1895. Bd. 7, S. 222, Bd. 27, S. 83, Bd. 28, S. 73, 97 u. 200. — Derselbe, Les Basques et les pays basques; mours, langue et histoire. Paris 1882. — Derselbe, Le folk-lore du pays basque. Paris 1883. — Derselbe, Essai d'une bibliographie de la langue basque. Paris 1891. — Webster, M., The Basque and the Kelt. Journ. of the Anthrop. Instit. 1875, Bd. 5, S. 5. — Derselbe, Basque legends. London 1879. — Derselbe, The Basques. The Academy London 1896. Nr. 1250.

Neues zur Bodenplastik des äquatorialen Centralafrika.

Die geographischen Ergebnisse der zweiten Expedition Donaldson Smiths (1899/1900), bei welcher die Länder zwischen dem Nordende des Rudolfsees und dem Nil bei Lado durchquert wurden, enthüllen im Zusammenhalt mit den Forschungsreisen Macdonalds (1898/99) und Wellbys (1898/99) die Plastik jener Gebiete, welche zwischen dem 1. und 4. Breitengrade und zwischen dem 33. und 36. Längengrade liegen[1]). Nördlich vom Chegasee (1095 m) senkt sich eine breite Hochfläche bis nach Fadjulli und Fadibek (1040 m), den östlichen Grenzorten der ehemaligen Äquatorialprovinz, ganz allmählich hinab; die tiefste Einsenkung derselben ist noch unbekannt. Im Osten wird sie von dem Karamojoplateau (1200 bis 1500 m) begrenzt; dieses steigt im Süden nach Osten und Nordosten zu dem Turkanegebirge des Rudolfsees und im Norden zu den Dodoshi, Kuron- und Dinka-Dinga-Bergen (2200 bis 2750 m) an, welche ungefähr beim 4. Breitengrade mit dem Latukegebirge sich vereinigen. Von Nordosten drängt eine andere Gebirgsgruppe herein, die Mosioberge (1870 bis 2200 m), Ausläufer des abessinischen Hochgebirges.

[1]) Vgl. Macdonald, Journeys to the North of Uganda. Geogr. Journal 1899, XIV, p. 129. Wellby, King Menelik) Dominions and the Country between Lake Gallop (Rudolf) and the Nile Valley. Geogr. Journal 1900, XIV, p. 292. Don. Smith, An Expedition between Lake Rudolf and the Nile. Geogr. Journal 1900, XVI, p. 600.

Digitized by Google

zwischen dem 5. und 6. Breitengrade und bis zum 34. Längengrade. Zwischen den Dodosl- und Dinka-Dinga-Bergen einerseits und den Tarkana- und Musha-Bergen andererseits liegt eine ausgedehnte Tiefebene eingebettet, welche vom 4. Breitengrade bis zum 6. Breitengrade von 700 m auf 430 m sich abdacht und eine Einsenkung zwischen den Musha- und Dinka-Dinga-Bergen erfährt. Sie wird in meridionaler Richtung von dem Ruzi, dem südlichsten Quellflufs des Sobat, durchzogen, welcher in den Dodosiberg gen unter dem 4. Grade nördl. Br. entspringt.

Nach der allseitig gewonnenen Einsicht in die stark ausgeprägte Mannichfaltigkeit der Bodenerhebungen und -senkungen innerhalb dieses Ländeschnittes kann man wohl der Hypothese Don. Smiths nicht beipflichten, dafs der Rudolfsee mit dem Nil und Sobat einst einen einzigen, grofsen Inlandsee gebildet habe.

Von dem Mushagebirge liefert Don. Smith eine sehr überraschende Beschreibung. Anknüpfend an die Schilderungen der nördlichen Gallaländer in der Umgebung des Rudolfsees hat die Phantasie in uns die Vorstellung erweckt, als müfste die trostlose Savannendürre auch weiter nach Westen und Nordwesten bis zum Latukagebirge fortsetzen. In eine unerwartet anmutige Scenerie dagegen versetzt uns der Reisende beim Eintritt in das Mushagebirge. Herrliche Weidegründe mit zahlreichen Herden und von munteren Bächen durchrieselnt; der Thalboden mit tiefgründigem Alluvium bedeckt und mit gangbarem Buschwald bewachsen; überall hin zerstreute Wohnstätten der Eingeborenen! Die höheren Berge mit Felswänden aus Granit lassen auf vulkanischen Ursprung schliefsen; die breitrückigen Hügel bestehen aus Sandstein und Schieferthon. Don. Smith erklärt die merkwürdige, plötzlich auftretende Fruchtbarkeit dieses Landstriches aus folgendem Umstand. Fast alle Feuchtigkeit, welche der Nordostmonsun mit sich führt, wird von den absonnischen Hochgebirgen absorbiert, so dafs die Somali- und Gallaländer nur mit leichten Schauern im Herbste bedacht werden. Im Mushagebirge aber tritt an die Stelle des Nordostmonsun der Südostmonsun, welcher die üppige Vegetation in Uganda hervorruft und reichliche Frühjahrsregen auch über diese nördlichen Distrikte ausgiefst.

Westlich und südwestlich davon breitet sich bis zu den Latukabergen eine fast vollkommen wasserlose Savannenwüste aus.

Vergleicht man die topographischen Benennungen Don. Smiths und Wellbys mit denen von Emin Pascha und Macdonald, welch letztere nur mittels Erkundigungen erlangt wurden, so trifft man auf manche auffallende Übereinstimmungen. Die östlich von Latuka gelegenen Landschaften Irenga oder Renga und Akara Emin Paschas sind identisch mit den von Smith benannten und durchzogenen. Emins nördlich fliefender Flufs Tu kann kein anderer als Wellbys Ruzi sein, dessen Bedeutung übrigens Smith nicht erkannt hat. Ohne Zweifel sind die Dodingaberge Macdonalds, welche Emin als Irengaberge bezeichnet, dieselben, welche Smith als Dinka-Dingaberge auf seiner Karte eingetragen hat. Nach Höhnel und Macdonald heifst die Gegend zwischen dem 5. und 6. Grade, wo sich Smiths Mushagebirge befindet, Donyiro; Welthy fand diesen Namen auch, nur in Nijmro umgewandelt und einer Landschaft gegeben, welche einen Grad nördlicher liegt.

Ein paar Bemerkungen seien noch gestattet über die Ausdehnung des Nordendes des Rudolfsees bis über den 5. Breitengrad und über die Trennung des Omo von dem Nianam bei dem Orte Gumba nach der neuesten Darstellung von Don. Smith. Höhnel (1888) und Smith selbst im Jahre 1895 verlegten das Ende des Rudolfsees auf 4° 43', Bottego (1896) und Cavendish (1897) um 10' bis 12' weiter nördlich. Don. Smith will nun 1899 erst einige Meilen nördlich des 5. Grades das Ende des Sees erreicht haben. Das scheint nicht richtig zu sein; denn da er angiebt, die Tiefe des Sees sei 1899 bei den Rasih oder Reschiat, also bei 4° 43', zwölf Fufs niedriger gewesen als 1896, so müfste man eher einen Rückgang des Sees als eine vergröfserte Ausdehnung desselben nach Norden erwarten. Die natürlichste Annahme dürfte sein, dafs Smith das von allen Reisenden angetroffene Marschland am Nordende des Sees mit den vielen engeren und breiteren Verzweigungen des mündenden Nianam diesmal als noch zugehörig zum Seebecken betrachtet hat.

Über den Nianam und Omo hat Don. Smith folgende neue Behauptung aufgestellt. Der Nianam oder Mela, wie er ihn nennt, fliefst in meridionaler Richtung vom 6. bis 5. Grad nordsüdlich; in ihn mündet bei Gumba (5° 80' nördl. Br. und 36° 20' östl. L.) von Westen der Omo, welcher ebenfalls von Norden kommt, aber bei 5° 30' nördl. Br. und 35° 50' östl. L. scharf nach Osten sich wendet. Es ist nun gar nicht ersichtlich, wie dieser Omo bis in das längst konstatierte Thal des abessinischen Omo verfolgt werden konnte. Zudem hat Bottego [1]), von 6° 40' nördl. Br. und 37° 30' östl. L. angefangen, den Lauf des Omo bis zum Einflufs desselben als Nianam in den See (mit Ausnahme einer kurzen Strecke) niemals verlassen, so dafs gar keine Zweifel mehr über die Identität des Nianam mit dem Omo bestehen kann. Er fand, dafs der Omo beim 36. Längengrade und südlich des 6. Breitengrades eine Kurve nach Osten macht und dann von Gumba an seinen Lauf direkt südlich fortsetzt. Don. Smith hat also ganz richtig in dieser Flufskurve den Omo erkannt, aber er irrt sich, wenn er bei Gumba dem Nianam oder Mela eine gleichwertige Fortsetzung bis weit nördlich vom 6. Breitengrad giebt. Möglich wäre es, dafs der Oberlauf von Don. Smiths Mela jenes Flüfschen ist, welches Bottego auf seiner Karte als Uma, bei Gumba mündend, eingetragen hat.

Brix Förster.

[1]) Bollettino della Società Geografica Italiana. 1897, X.

Die Schraube, keine Eskimo-Erfindung.

Von Karl von den Steinen.

Die von Ed. Krause in seinem Aufsatz („Globus" 1901, Bd. 79, Nr. 1, S. 8) gestellte Frage glaube ich im Gegensatz zu ihm mit aller Bestimmtheit verneinen zu können: die Eskimo haben die Schraube gewifs nicht erfunden! Es wäre in der That eine belangreiche Entdeckung, wenn wir diese technische Leistung bei einem Volke der Steinzeit anträfen, und Krause selbst, der sie an zwei von Kapitän Jacobsen in Alaska gesammelten Pfeilen erweisen möchte, ist sich der inneren Unwahrscheinlichkeit wohlbewufst, da er seinem Erstaunen die Worte leiht: „wer sollte glauben, dafs die Eskimo, die, als Jacobsen bei ihnen sammelte, fast noch vollständig in der Steinzeit lebten und von Metall vielleicht gelegentlich einmal ein Stück Bandeisen zu einem Messer, höchstens eine Axt erhalten hatten, in diesem besonderen Falle in mechanischen Dingen viel weiter vorgeschritten waren als die hochkultivierten, überfeinerten Römer der Kaiserzeit?" — — als ferner, darf man anfügen, auch die amerikanischen Kulturvölker!

Jacobsen hat die Schraubenpfeile in Singrak auf der Prinz von Wales-Halbinsel im Dezember 1882 erworben. Etwa hundert Jahre vor ihm war die Zeit, wo der Eingeborene dort „gelegentlich einmal ein Stück Bandeisen" erhielt. Sind wir hier doch gerade durch den Anfangspunkte „der wohlbekannten Handels- oder Kulturstrafse, thatsächlich einer der frühesten, um die rohe Kunst der Eskimo zu beeinflussen" [1]), das heifst an der Stelle, wo der europäische Import durch Vermittelung der Tschuktschen den zahlreichen europäischen Seefahrern des 19. Jahrhunderts bereits vorangeeilt war; Port Clarence, an derselben Bucht wie Singrak, ist Hauptstation des Tauschverkehrs gewesen, durch den die Russen die Felze von Alaska erhielten. Schreibt doch schon Kotzebue 1816 von den noch nördlicher wohnenden, damals zahlreichen Bewohnern derselben Halbinsel, dafs sie lange Messer hatten, nur für solche ihre Fischspeize hergaben, und dafs ihre Lanzen „sehr gut aus Eisen gearbeitet waren"; „den Handel", versichert er, „verstehen sie aus dem Grunde!" Eine besonders

[1]) W. J. Hoffman, The graphic art of the Eskimos, Washington 1897, p. 802.

Digitized by Google

lebhafte Bewegung, der jährlich verkehrenden Robben- und Walfischfänger gar nicht zu gedenken, herrschte ferner in diesem Gebiete, als man hier in der Mitte der sechziger Jahre die beiden Weltteile durch ein Kabel zu verbinden gedachte. In diese Zeit reichen die Erfahrungen Dalls zurück, der die Kavisgnut äußerst ungünstig beurteilt und ihre schlechten Eigenschaften eben durch den Verkehr mit Händlern erklären will. Nach Whymper („Alaska", Braunschweig 1869), der sich ihr eine Zeitlang anschloß, überwinterte die Telegraphenexpedition in Port Clarence und (S. 150) „überzeugte sich, daß dies die Stelle ist, wo der größte Teil der Pelze das Land verläßt". Dicht bei Singrak, eine halbe Tagereise entfernt, besuchte noch Jacobsen selbst ein verlassenes, „hie auf die mangelnden Thüren und Fenster noch wohlerhaltenes Telegraphenhaus" am Ufer der Beringstraße, das in dem Jahre 1867 erbaut war. Er fand an mehreren Stellen in Alaska noch Telegraphenstangen, während „der Telegraphendraht von den kunstfertigen Eskimo zu Armringen für ihre Weiber verarbeitet worden war".

Daß also die Eskimo gegenüber dem asiatischen Ostkap hente vor zwanzig Jahren längst überreiche Ge-

Abb. 1. Schraubenpfeil. Abb. 2. Pfeilspitze mit Zähnchen. Abb. 7. Bärenpfeil. Prinz v. Wales-Halbinsel.

legenheit gehabt hatten, mit europäischen Schrauben bekannt zu werden, ist nicht zu bestreiten. In der Jacobsenschen Sammlung dieser Gegend befinden sich Eisenmesser, viele Pfeile und Harpunen mit eisernen Spitzen und ein paar Dutzend Angeln, die aus gebogenen, teils runden, teils vierkantigen Drahtstiften bestehen. Weit mehr als der Gebrauch bleibt der Nichtgebrauch des Eisens zu erklären, und hierfür ist ja von Jacobsen und von anderen als eine Hauptursache der Widerstand des Volksglaubens, der das alte Steingerät für glückbringend hielt, in manchen Einzelheiten nachgewiesen worden, kommt gewiß auch der einfache Umstand in Rechnung, daß Knochen und Steine neben dem Vorzug ihrer Billigkeit den der größeren Wetterbeständigkeit und der angepaßten Technik hatten.

Im übrigen ist die Beobachtung von Krause anregend genug. An zwei knöchernen Pfeilspitzen mit Widerhaken bemerkte er, daß sie in den hölzernen, durch ein rotes Schnurornament verzierten Schaft mit einem spitzen Konus eingedreht waren, und daß auf diesem Zapfen und mit ihm aus einem Stück geschnitzt ein Wulst in Gestalt einer linksgängigen Schraubenwindung von einem Umgang hinabzog (vgl. hier Abb. 1 und bei Krause „Globus" 79. S. 8, Fig. 1, 2, 3, 4). Das ist also eine echte Schraube. „Es ist wohl anzunehmen", meint Krause, „daß, wenn sie durch Nachbildung einer eingeführten Schraube entstanden wäre, sie auch sicher wie diese mehr Gewindenmgänge bekommen hätte als gerade nur einen."

Für die eigene Erfindung spreche ferner, daß sich zwischen diesem Zapfen mit einem Schraubengang und dem gewöhnlichen kegelförmigen oder auch (Krause, Abb. 7) „doppelt-konischen" Zapfen eine Art Mittelding und Übergang nachweisen lasse. Es fand sich nämlich (Krause, Abb. 5) ein Pfeil, an dessen kegelförmigem Zapfen vier kleine Zähne angeschnitzt und so verteilt waren, daß die Pfeilspitze beim Einsetzen in den Schaft wie eine Schraube hineingedreht werden mußte. Noch drei andere Pfeile hatten solche „rudimentäre Schrauben", — wobei übrigens anzuführen ist, daß bei ihnen nur zwei Zähnchen angebracht sind (vgl. hier Abb. 2).

Leider wird die Krausesche Mitteilung, was ich als Vorstand der Sammlungen zu bedauern nicht umhin kann, dem großen Eskimo-Material des Berliner Völkermuseums nicht gerecht. Zunächst nicht für die Eskimo der Prinz v. Wales-Halbinsel, Es sind von Jacobsen aus Singrak noch sieben andere Pfeile, deren Spitzen er keineswegs eingeleimt hatte, mit gleicher Schraubenwindung beimgebracht worden, so daß nicht zwei, sondern neun zur Untersuchung vorliegen. Die knöchernen Zapfen sehen höchst elegant, wie gestern gearbeitet, aus, sind sämtlich so gleichmäßig und so fein wie Bleistifte mit dem Schärfer zugespitzt, und die Windung ist so scharf herausgeschnitten, daß wenigstens an der Herstellung mit einer ausgezeichneten Messerklinge nicht zu zweifeln vermag.

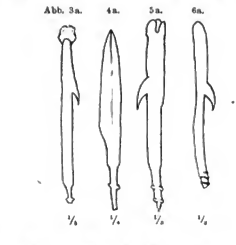
Nun aber besitzt das Berliner Museum Pfeilspitzen von Westgrönland, Grabfunden entstammend, vgl. Abb. 3 bis 6 und 3a bis 6a, die man jener angeblichen Entwickelung der Schraube in Alaska unmittelbar parallel ordnen kann: Abb. 3, ein Zapfen mit zwei Zähnchen in gleicher Höhe, Abb. 4 mit zwei Zähnchen in verschiedener Höhe, Abb. 5 mit Stücken zweier Schraubengänge, Abb. 6 mit verwitterter, aber wohlausgeprägter Schraube von $2^1/_2$ Gängen. Wieder sind Abb. 5 und 6 linksdrehende Schrauben! Wenn es nun schwer wäre, zu glauben, daß die Eskimo die Schraube erfunden hätten, so ist es schlechterdings unmöglich, anzunehmen, daß sie sie zweimal erfunden haben: einmal im Westen, das andere Mal im Osten und beide Mal gerade dort, wo sie in genauer Bekanntschaft mit europäischen Eisenwaren gestanden haben . . ., was ich für Westgrönland nicht auszuführen branche. Die Spitzen der Abb. 3 und 6 gehören zum alten Bestande des Museums aus den fünfziger Jahren, die von Abb. 4 und 5 sind Geschenke von Erich v. Drygalski.

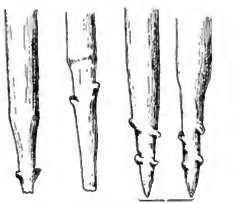
Durch diese Beweisstücke dürfte die Frage, ob die Schraube eine Eskimo-Erfindung sei, endgültig entschieden sein. Auch wird der Satz von Krause, daß im Falle der Entlehnung mehrere Gänge geschnitzt worden wären, durch Abb. 5 und 6 erledigt. Den Leuten von Singrak hat eben ein Gang genügt, und für die Pfeilspitzen von Grönland wurden zwei geschnitten. Ist die eigentliche Idee der Schraube einmal als Import anzuerkennen, hat auch die „Entwickelung" aus der

Digitized by Google

Stellung der Zähnchen meines Erachtens keinen rechten Sinn mehr. Die Entwickelung war dann höchstens nachempfunden.

Vielleicht kommt noch Folgendes in Betracht: Der Bärenpfeil der Prinz v. Wales-Halbinsel in Abb. 7 hat einen Zapfen, der in seiner oberen Hälfte ringsherum ein wenig mehr abgeschabt ist als in seiner unteren, so





Pfeilspitzen mit Schraubenwindungen aus Westgrönland.
Abb. 3 bis 6 in natürl. Gr.

daß sich der untere Spitzkegel mit einem knappen, aber deutlich ausgeprägten Rand dicker absetzt. Solche Zapfen finden sich an Knochenspitzen mit Widerhaken unserer Tsebuktschenpfeile und werden ebenso von Murdoch für Point Barrow als Hirschpfeile abgebildet (Smithson. Rep. 1887/88, S. 205, Fig. 187). Murdoch giebt ausdrücklich an, daß diese Spitzen am Schaft nicht festgemacht werden (not fastened), damit der Schaft sich ablöse, während die Widerhaken in der Wunde bleiben.

Nun steht den Pfeilspitzen mit konischen Zapfen, die auch mehrfach eine leichte mittlere Verdickung (Krause: „doppelt-konisch") zeigen, die große Gruppe derjenigen mit flachabgeschrägten Zapfen gegenüber, die in eine Spalte des Schaftes eingelassen und dort, oft noch mit Benutzung kleiner Seitenvorsprünge am Zapfen oder eines Loches im Knochen dicht oberhalb des Schaftes, fest umschnürt oder angeschnürt wurden und sicherlich nicht zum Abbrechen bestimmt waren. Man kann sich vorstellen, daß nach Bekanntschaft mit der Schraube die Eingeborenen auf den Gedanken verfielen, teilweise auch die konischen Zapfen durch Einschrauben mit Zahnvorsprüngen in unvollkommener oder mit Schraubengang in vollkommener Weise zu fester Verbindung herzurichten.

Warum aber sind die Schrauben der Eskimopfeile linksgängig? Wenn man die elegante Arbeit mit dem scharfen Messer an unseren Singrakpfeilen gut aufgefaßt und gewürdigt hat, erklärt sich der auffällige Umstand sehr leicht. Man setze ein Federmesser senkrecht auf eine schnittrecht gehaltene Bleistiftspitze und drehe sie, um sich eine Schraubenwindung zu markieren, so erhält man eben diese linksgängige Schraube und sieht, daß man, um eine rechtsgängige zu machen, in ganz ungeschickter Weise von der Spitze des Kegels aufwärts arbeiten müßte. Ob man in Alaska oder in Grönland die Schraube schneiden wollte, man kam zu demselben Ergebnis, sofern man mit der rechten Hand das Messer führte.

Auch die durch Umwickelung der roten Schnur am Schaft erzeugte Zierspirale ist linksgängig (vgl. Abb. 8).

Abb. 8. Pfeil mit Schnurspirale. Prinz v. Wales-Halbinsel.

Man hat, wie übrigens nebenher die genauere Betrachtung des Farbenauftrags erkennen läßt, von der Mitte zum Ende hin gewickelt. Wiederum mit der rechten Hand. Ein Blick auf die gleichartige Ornamentik südamerikanischer Pfeile von Guayana oder von den Karayá zeigt dieselben linksgängigen roten Schraubenwindungen, nur daß sie dort über die Spitzen der Pfeile gelegt sind.

Daß die Eskimo sich ganz besonders befähigt zeigten, den Europäern technische Kniffe schnell abzulernen, wird von den Beobachtern oft hervorgehoben und ist bei ihrer erstaunlichen Handgeschicklichkeit nicht zu verwundern. Um vor Augen zu führen, daß die Grönländer sich für die europäische Schraube interessiert haben, bringe ich in Abb. 9 noch einen Grabfund aus Umanaitsiak im Umanakfjord, den ebenfalls Drygalski mitgebracht hat: es ist ein grau verwitterter Holzstab, drehrund, an beiden Enden abgebrochen, 29 cm lang, oben 8, unten 11 mm dick, der in eine rechtsdrehende Schraube von vierzehn ziemlich regelmäßig geschnittenen Gängen ausläuft und unter unseren sämtlichen Eskimosachen keine direkte Analogie findet. In dem Katalog ist die Vermutung ausgesprochen, daß der (mit anderem Eskimogerät zusammen gefundene) Stab „zum Anfbinden eines Sackes"? gedient habe. Jedenfalls sind die schraubenförmigen Rinnen mit einem Messer eingeschnitten und nicht etwa europäische Drechslerarbeit.

Abb. 9. 1/1
Westgrönland.

Meiner Ansicht nach handelt es sich bei allen diesen Schrauben nur um gelegentliche und sporadische Nutzanwendungen einer eingeführten Technik, deren Einfluß auf die Eskimo wir vielleicht auch sonst zu unterschätzen geneigt sind.

Digitized by Google

Yubana, die Heifswasserprobe in Japan.

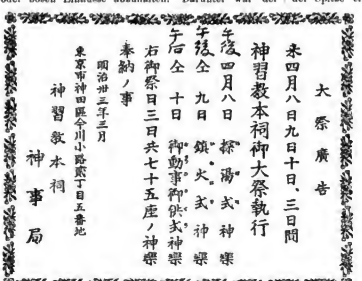
Von Yei Ozaki. Tokio.

Halbjährlich finden im Honshi Shinshukyo-Tempel (Abb. 1), im Distrikt Kanda (Tokio) gelegen, die sogenannten Shinto-Wunder statt, die gelegentlich der grofsen Feste zu Ehren des Gottes Ontaké dem Volke vorgeführt werden. Am ersten Tage dieses „Matsuri" oder Festes, das zwei bis drei Tage dauert, wird das einfachste dieser Wunder, das Yubana oder das Heifswasser-Begiefsen vorgeführt.

Abb. 1. Der Tempel, in welchem das Yubana stattfand.
Nach einer Photographie des Verfassers.

Der Hauptpriester, Yoshimura Seisai, sandte mir eine gedruckte Einladung (Abb. 2), worin ich benachrichtigt wurde, dafs das Fest des Ontaké-Tempels am 8., 9. und 10. April vorigen Jahres stattfinden würde. Lange und sorgfältige religiöse Übungen, an denen zwanzig bis dreifsig prächtig gekleidete Priester und Gläubige teilnehmen, leiten das Fest ein. Als ich den Tempel um 11 Uhr vormittags erreichte, waren die Vorbereitungen für das Fest vollendet. Ein Raum vor dem Tempel zwischen den beiden Hallen war abgesteckt. An den Ecken dieses Vierecks waren Bambusstangen, die an der Spitze ihren Blätterschmuck tragen, im Boden befestigt. Von Wedel zu Wedel zog sich ein Hanfstrick hoch in der Luft hin. Von demselben hingen in verschiedenen Zwischenräumen Büschel von weifsen Papierstreifen herab, um die Teufel oder bösen Einflüsse abzuhalten. Darunter war der Raum noch durch starke Bambusstangen abgeschlossen, um die Volksmenge abzuhalten. In der Mitte des freien Raumes standen zwei grofse eiserne Kessel. Banner flatterten im Winde, heftig wurde eine Trommel geschlagen und die Besitzer der kleinen Buden, jeder unter dem Dache eines grofsen Ölpapierschirmes, standen rund herum im Hofraum des Tempels und verkauften ihre Waren, die aus Kuchen und billigem und komischem Spielzeug für Kinder bestanden, den Kleinen, die in dem Hofe aus- und eingingen, unbekümmert um die wichtigen Ceremonieen, die sich hier abspielten. Der Vormittag ging ruhig vorüber. Als ich in dem grofsen Gastraum des Tempels Platz genommen hatte, ertönten Gesänge in dem benachbarten Tempel, wo junge Priester für erfolgreiche Examina ihre Diplome erhielten.

Um 2 Uhr begann das eigentliche Fest. Herr Yoshimura Seisai, der Hauptpriester, gekleidet in golddurchwirkten, weifsen Brokat (Abb. 3), betrat an der Spitze einer



大祭廣告

来四月八日九日十日、三日間

神習教本祠神大祭執行

午後四月八日 探湯式 神楽

午後仝 九日 鎮火式 神楽

午后仝 十日 御動事御供式 神楽

右御祭日三日共七十五座ノ神楽

奉納ノ事

明治卅三年三月

東京市神田區今川小路廿壹丁目五番地

神習教本祠

神事局

Abb. 2.
Einladung zur Teilnahme an dem Yubana.

Abb. 3.
Yoshimura Seisai, der Hauptpriester.
Nach einer Photographie des Verfassers.

Digitized by Google

Prozession von siebzehn Priestern und Gläubigen den Tempel (Abb. 4). Der jüngste der Teilnehmer war ein Knabe von etwa zehn Jahren, auch in weifse, goldgeschmückte Gewänder gekleidet.

Während die Priester und Gläubigen nun vor dem Altar knieten und dem Gott Ontaké eine Mahlzeit von mehreren Gängen, von denen jeder auf einer aus weifsem Holze gefertigten Mulde stand, opferten, füllten vier Kulis in dunkelblauen Gewändern mit weifsen Zeichen und zur Unterscheidung mit gelben Schürzen versehen, die Kessel mit Wasser aus dem Brunnen und brachten grofse Holzbündel zum Feuer herbei, das sie unter jedem Kessel anzündeten. Etwa in einer Stunde kochte das Wasser in den Kesseln, aber es wurde 5 Uhr und die Geduld der zahlreichen Zuschauer, darunter viele Amerikaner sowie Europäer, war fast erschöpft, als ein weifsgekleideter, jüngerer Mann erschien; er hatte sich in dem heiligen Badehause in der Nähe des Tempels eine Stunde lang durch Waschungen und Gebete zu dem Yubana vorbereitet.

Als der Gläubige den freien Raum betrat, klatschte er in die Hände, um die Aufmerksamkeit des Gottes auf sich zu lenken, der durch ihn das Wunder thun sollte. Dann machte er einen Gang um den kochenden Kessel herum zur linken Seite der Zuschauer, indem er an jeder Haupthimmelsrichtung feierlich anhielt und betete. Noch einmal umging er den Kessel, diesmal in der Mitte zwischen jeder Hauptthimmelsrichtung Halt machend. Nun ersehien ein älterer Mann, auch in einem „kimono" und „hakama" aus weifser Baumwolle gekleidet, und führte dieselben Ceremonieen bei dem zweiten Kessel aus (Abb. 5). Dann verschwanden beide und kehrten mit Schüsseln voll Salz zurück. Sie machten dann wieder die Umgänge um die Kessel und legten auf dem vorstehenden Rande derselben — wie dies in Abb. 5 deutlich sichtbar ist —, an Stelle der vorhin angedeuteten acht Himmelsrichtungen je ein Häufchen Salz hin. Ein Feuerstein und Stahl wurde nun gebracht und sodann Funken im Norden, Süden, Osten und Westen über den dampfenden Kesseln geschlagen; dies geschah auch zweimal. Dann wurden die „Gohei", heilige Rutenbündel (Abb. 6), an denen Zickzackstreifen von Papier hingen, herbeigeholt und nun rührte jeder damit in seinem kochenden Kessel, wobei er sich an den acht bezeichneten Punkten nacheinander aufstellte (Abbild. 7). Alle diese Vorbereitungen dauerten sehr lange und ermüdeten diejenigen, die nur gekommen waren, um das sogen. Wunder zu schauen. Die Geduld der meisten war vollkommen erschöpft, es wurden Stimmen laut, namentlich von japanischen Studenten, man möchte sich beeilen. Nicht im geringsten dadurch beeinflufst, fuhren die Männer fort, nun etwas langsamer und feierlicher in den Kesseln zu rühren. Dann erschienen die beiden Männer mit Bündeln zusammengeschnürter Bambusäste (Abb. 8). Sie hielten dieselben einen Augenblick hoch über ihre Köpfe bevor sie sie in das kochende Bad eintauchten. Dann begann es Ernst zu werden. Der Bambusstab wurde an allen vier Punkten des Kompasses ins Wasser gestofsen und das heifse Wasser über den Kopf und die Schultern der

Abb. 4. Priester und Gläubige vor dem Yubana im Tempel.
Nach Photographie von S. Takebayaschi, Tokio.

Abb. 5. Beginn des Yubana.
Nach Photographie von S. Takebayaschi, Tokio.

Digitized by Google

Männer geschleudert. Dies wurde unzählige Male ausgeführt. Der ältere Mann, Yamasaki, schien zuerst genug zu haben, aber der jüngere, Kano, ein Schwiegersohn des Hauptpriesters, gebärdete sich wie ein Besessener, er ging immer weiter um den Kessel herum, er tanzte und schwang den Bambus wie toll um sein Haupt, so dafs das brühende Wasser in Strömen über ihn flofs. Er sprang dann schnell von der einen Seite des Raumes zur anderen und bespritzte dabei die Umstehenden, von denen nicht wenige erschreckt wurden. Inzwischen hatte sich der alte Mann auch wieder erholt und nun rasten beide um die Kessel herum wie wilde Bestien, tauchten dabei ihre Stäbe, von denen sie in jeder Hand einen hielten, in das Wasser und führten diese dann blitzschnell über ihre Köpfe. Auch gegenseitig übergossen sie sich. Die Feuer unter den Kesseln zischten und sprühten und zuletzt waren beide Männer in Dampfwolken gehüllt. Endlich gegen Sonnenuntergang näherte sich das Schauspiel seinem Ende. Nafs bis auf die Haut und so rot wie die untergehende Sonne, aber sonst unversehrt, gingen die beiden Gläubigen aus der Douche brühenden Wassers hervor. Der Boden, auf dem sie standen, glich einem Sumpf, die Kessel waren leer und die Feuer waren verlöscht. Sie verliefsen den Schauplatz und wurden an diesem Tage nicht wieder sichtbar.

Von mir nach dem Sinne der Handlungen gefragt, antwortete mir der Hauptpriester Yoshimara Seisai, dafs er das Yubana in seinem Tempel ausführen liefse, um die Theorieen des Materialismus zu widerlegen, dessen Feind er sei. Jedes Ding bestehe aus zwei Teilen: aus Materie und Geist. Der Geist jedes Dinges ist aber seine wirksame Gewalt. Wird dem kochenden Wasser der Geist durch den Gott Ontaké genommen, dann könnten seine Schüler dasselbe ruhig über sich ausgiefsen und brauchten nicht zu befürchten, dadurch verbrüht zu werden. Da nun das Volk nicht im stande sei, den Gott (Kami) zu sehen, so könne es nur durch eine solche Probe von dem Dasein desselben überzeugt werden.

Ich bin nun der Meinung, dafs es Suggestion im Vereine

Abb. 7. Fortsetzung: Yamasaki und Kano, die Kessel umrührend
Nach Photographie von S. Takebayaschi, Tokio.

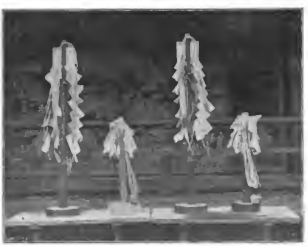


Abb. 6.
Die „Gohei", mit denen die Gläubigen das Wasser rührten.

Nach Photographie von S. Takebayaschi, Tokio.

Abb. 8.
Schlufsakt: Die Priester spritzen kochendes Wasser mit Bambuszweigen über sich aus.
Nach Photographie von S. Takebayaschi, Tokio.

Digitized by Google

mit sehr dicker Körperhaut sei, was den Männern das Begießen mit dem brühenden Wasser ohne Gefahr für ihren Körper ermöglicht. Kano, der jüngere Mann, machte mir später die Mitteilung, daß er nicht das geringste Gefühl während der ganzen Zeit der Handlung gehabt hätte.

Das Tanganikaproblem und das Runsorogebirge.

Das Tanganikaproblem ist die Lösung der Frage, ob dieser centralafrikanische See einst mit dem Atlantischen Ocean verbunden gewesen sei oder nicht. Angeregt wurde der Gedanke durch Speke, welcher 1859 eine so merkwürdige Muschelart vom Tanganika nach England zurückbrachte, wie man sie bisher noch in keinem Süßwassersee gefunden. Böhms Entdeckung (1882) einer ausgesetzenen Medusenart unterstützte wesentlich die Hypothese eines früheren Zusammenhanges des Tanganika mit dem Ocean; denn Medusen kommen überhaupt nur im Meerwasser vor. Im Jahre 1895 wurde J. E. S. Moora von der Geograph. Gesellschaft in London ausgesandt, um die Fauna des Tanganika genauer zu untersuchen. Das Resultat war, daß er eine ganze Reihe von veralteten marinen Mollusken konstatierte, welche er als zur Gruppe der Halolimnesen gehörend bezeichnete und als übereinstimmend mit der fossilen Fauna der jurassischen Periode erkannte. Nachdem man über den marinen Charakter der Tanganikafauna vollkommen klar geworden, entstand die Frage, ob sie nicht auf einem anderen Wege als durch eine Verbindung mit dem Atlantischen Ocean in den See gekommen sei. Denn die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, daß sie aus dem Roten Meere in jener geologischen Epoche eingewandert sei, als noch (nach der Hypothese von Suess) der centralafrikanische Graben im Verein mit dem ostafrikanischen sich bis in dasselbe erstreckte. Beweisen konnte die Richtigkeit dieser Annahme nur dadurch werden, daß sich auch in den übrigen Seen des centralafrikanischen Grabens, in dem Kivusee, Albert Edward- und Albert-Njansa die gleiche Fauna wie im Tanganika vorfand. Da darüber keine genügenden Forschungen existierten, wurde J. E. S. Moore im Mai 1899 von einem Komitee, welches sich unter Professor Ray Lankester gebildet hatte, nach Centralafrika abgesandt, um durch diese neuen Untersuchungen das Tanganikaproblem endgültig aufzuklären.

Die Ergebnisse seiner Expedition hat Moore in dem Januarheft des Geograph. Journal von 1901 in einem logisch scharf durchdachten und geistvoll geschriebenem Berichte niedergelegt. Der Inhalt desselben läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß mit Ausnahme des Tanganika alle übrigen obengenannten centralafrikanischen Seen keine Spur einer marinen Fauna besitzen und auch in der Umgebung derselben keine fossilen Relikten entdeckt werden konnten, daß also der Tanganika in physiographischer Beziehung vollkommen eigenartig ist. Zudem ergab sich, daß er in der Richtung des Lukugaausflusses ehemals sehr weit nach Westen sich gedehnt gewesen sein muß. Moore kam daher zu dem Schluß, daß der einstige Zusammenhang des Tanganika mit dem Atlantischen Ocean jetzt wissenschaftlich vollständig erwiesen ist. Dem entgegen dürfte man vielleicht folgende Bemerkung anfügen: Wenn auch das Vorkommen der Medusen wohl nur dadurch zu erklären ist, daß der Tanganika früher einmal eine Meeresbucht gewesen, so dürfte dennoch erst die Auffindung von marinen Fossilien auf den Höhen westlich von See den letzten Rest des Zweifels an der Richtigkeit der aufgestellten Hypothese beseitigen.

Moore gelangte ferner auf seiner Wanderung vom Tanganika nach Norden zu einer neuen Auffassung der geographischen Plastik jener Gegenden. Die Tanganikadepression ist nicht ein Teil des centralafrikanischen Grabens, denn dieser endigt bereits mit dem Kivusee. Der Kivusee gehört daher nicht zum Kongo-, sondern zum Nilgebiet. Er war bis zu einer geologisch nicht weit entfernten Zeit durch einen Gebirgsdamm von der nur um etwa 670 m tiefer gelegenen Tanganikasenke völlig abgeschieden; erst nach Überflutung seines Beckens brach er sich langsam durch die südliche Umwallung Bahn und sandte den Rusisi in reißendem Lauf hinab in den Tanganika. Im Norden stand er, ehe ihm in einer späteren Periode die Eruptionen der Kirungavulkane den Weg verlegten, mit dem Albert-Edward- und Albert-Njansa in Verbindung, so daß der ganze 360 km lange centralafrikanische Graben mit einer ununterbrochenen Wasserstrasse ausgefüllt war.

Als Moore an den Fuß des Runsorogebirges kam, konnte er sich nicht enthalten, eine Besteigung zu versuchen. Sie erfolgte von der Ostseite, wie jene Scott Elliots (1894), und zwar durch das Mubukuthal. Die vom Thalgrunde aus in fünf Tagen erreichte Höhe ist nicht mit Zahlen angegeben; doch läßt sie sich aus verschiedenen Stellen des Berichtes annähernd auf 4650 m berechnen. Stuhlmann kam bis 4663 m und Scott Elliot bis 4060 m. Das wichtigste Resultat seiner Besteigung ist, daß er zum ersteumal bis an die untere Schneegrenze bei 4650 m vordrang, welche Stuhlmann auf der Westseite des Gebirges bei 4300 m und Scott Elliot auf der Ostseite bei 4700 m nur schätzungsweise bestimmen hatten, und ferner, daß er bei 4200 m die bisher vergeblich gesuchten Gletscher fand und betrat und zwar drei mächtige Eisströme zwischen der Weismannspitze (Ngomwimbi) und Sempergipfel (Kanjangugwe). Eina von den drei höchsten Spitzen zu besteigen, war er mangels genügender Ausrüstung nicht imstande; er hält die Weismannspitze für den höchsten Gipfel, unterließ aber eine unter den gegebenen Verhältnissen fraglich exakte Höhenbestimmung. Nach seiner Darstellung bekommt das ganze Gebirge eine etwas gegen die früheren Auffassungen veränderte Gestalt. Es nimmt in einer von Süd nach N.N.-Ost verlaufenden Richtung eine Länge von 110 bis 130 km ein, eine Strecke etwa vom Grofsglockner bis zum Pfitscher Joch; es besteht aus einer mehrfachen Reihe paralleler Bergkämme. Als Centralstock erscheint die Weismannsgipfelgruppe; durch tief eingeschnittene Schluchten von dieser getrennt, schließen sich im Norden die Sempergipfel, der Kraepelin- und Saddleberg, im Süden die Mobiuspitze an. Das Mubukuthal steigt bis zu einem Paß zwischen der Weismann- und Sempergipfel hinauf und trifft hier mit dem Ende einer der westlichen Querthäler zusammen.

Das sind in kurzem die Umrisse des Fortschrittes in der Orographie des Runsoro; in seinen Einzelnheiten wird dieser Fortschritt noch bedeutender sich herausstellen, wenn die sehr materischen und zugleich wissenschaftlichen Schilderungen Moores durch eine möglichst genau ausgeführte Karte in großem Maßstabe zu deutlicher Anschauung sind gebracht werden. Die im „Geographical Journal“ beigefügte Karte (1 : 1000000) dient nur zur allgemeinsten Orientierung.

Brix Förster.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Eine Änderung der Grenze im Norden Schleswigs gegen Jütland ist durch Staatsvertrag zwischen Preußen und Dänemark vom 12. Februar 1900 vereinbart worden. Sie betrifft kleine Landstücke an der Nordenau (nördlich von Aller zum kleinen Belt gehend) und der Kjärmhühlenau. Die Norderau ist seit 1885 gerade gelegt worden und die Kjärmhühlenau wurde kanalisiert, wodurch Unzuträglichkeiten entstanden, die der Vertrag durch gegenseitigen Austausch preußischen und dänischen Gebietes von geringem Umfange beseitigt.

— Zur Landwirtschaft der Berber. Die Wichtigkeit der Untersuchungen von sog. „Überresten“ ist neuerdings wieder von Hamy, dem bekannten Pariser Ethnographen, dargethan worden, und zwar mit Beziehung auf die Berber Nordafrikas, die bei ihrer relativen Originalität sich vorzüglich zu derartigen Studien eignen. Ein unter glücklichen Umständen durchgeführtar Aufenthalt unter der Landbevölkerung Dar-bel-Ouars gab Hamy Gelegenheit, Nachrichten über die altertümlichen Sitten der dortigen Landleute und Hirten zu sammeln, die er unter dem Titel „Laboureurs et Pasteurs Berbères, Traditions et Survivantes“ in den Comptes rendus du l'Association Française pour l'avancement des Sciences vom 15. März 1900 veröffentlicht. Manches dürfte jetzt hier dabei auf die Entwickelung der landwirtschaftlichen Geräte überhaupt. Das ursprüngliche Werkzeug, den Boden für das Samenkorn anfnahmefähig zu machen, ist der Grabstock, für die Zeit des alten Reiches in Ägypten durch Abbildungen bezeugt, von Girard bei den Fellahs Oberägyptens noch im Anfange des 19. Jahrhunderts beobachtet. Ihm folgt die primitivere Form des Pfluges, ein gegabelter Baumzweig, wie ihn Volney noch am Ende des 18. Jahrhunderts in Syrien sah, dann der einfache, aus drei Stöcken zusammengesetzte Pflug der Griechen, der über die ganze westliche Alte Welt

Digitized by Google

verbreitet war, von den Spaniern im 16. Jahrhundert nach Chile eingeführt wurde und bei den Berbern von Tunis heute noch im Gebrauch ist. Die Pfingschar bestand dabei anfänglich aus einem Stein — man findet zuweilen im Berberlande jener ähnliche Steine —, wurde später aus Bronze, endlich aus Eisen gefertigt, ohne die ursprüngliche primitive Form zu verlieren, der man auch in der Auvergne wie bei uns an dem wendischen Hakenpflug (z. B. im Museum zu Lüneburg) noch begegnet. Das Getreide wird von den berberischen Landleuten mittels einer Sichel geschnitten, deren Form ganz der antiken entspricht. Die gezähnte Schneide, die in dieser Zeitschrift früher bereits zweimal (Bd. 74, S. 358 und Bd. 76, S. 163) besprochen ist, führt Hamy auf die ursprüngliche Verwendung eines Rindermunterkiefers zurück, dessen Zähne erst durch Steine, zuletzt durch Metallstücke ersetzt wurden (?). Hamy bespricht weiter den bekannten Dreschschlitten. Bei altertümlich wie diese Ackerbaugeräte sind die Sitten der Hirtenstämme Tunesiens, ihre Organisation, ihre Eigentumsverhältnisse; nralt ist die Rinderzucht, ist Hausbau, ist die Form des Hausrates, der Feste, Tänze. Hamy schließt mit der Bemerkung, daß das Studium des Landlebens im Berbervolke die Reihe der Tradition und die Wichtigkeit der Überlebsel im Dasein der Völker beweise, und daß sich in solcher Erfassung des Gegenstandes die wissenschaftlichen Aufgaben der Anthropologie erweiterten.

— Herr Dr. Otto Heim in Danzig fährt in seinen aufklärenden chemischen Analysen vorgeschichtlicher Bronzen in erfolgreicher Weise fort. Er hat jetzt (Verhdl. Berl. Anthrop. Ges., 23. Juni 1900) die von Herrn v. Miske beschriebenen Bronzen von Velem St. Veit bei Eisenberg in Ungarn untersucht, die zum großen Teile einen Guß an Ort und Stelle entstammen; man fand die Gußformen aus Sandstein, die Guß- und Schmiedewerkzeuge, Gußklumpen, die fertigen Fibeln, Zierscheiben u. s. w., so daß man sich über den Betrieb dieser alten technischen Anlage aus der La Tène- und Hallstattzeit ein gutes Bild machen konnte. Dr. Heim hat nun diese Stücke genau analysiert und eine große Mannigfaltigkeit in deren chemischer Zusammensetzung erkannt, die zum Teil auf den verwendeten Rohstoff, die Beimengungen der Erze zurückzuführen ist. Das Antimon ist in nicht unbedeutenden Mengen als Ersatz für Zinn in den Bronzen vorhanden; auch Arsen kommt, nicht blos als Verunreinigung, vor, da es dazu diente, den Bronzegerätен eine größere Härte zu verleihen. Offenbar experimentierten die alten Bronzekünstler mit diesen Zusätzen, und wiewohl das Antimon in Velem St. Veit nicht isoliert gefunden wurde, so zweifelt Dr. Heim doch nicht daran, daß man es (aus Fahlerzen abgeschieden) in jener alten Zeit schon als besonderes Metall kannte.

— In Südcarolina wohnen in York County die kümmerlichen Reste der Catawba-Indianer am gleichnamigen Flusse auf einer kleinen Reservation. Als im Jahre 1861 der verdiente amerikanische Sprachforscher Albert S. Gatschet sie besuchte, zählten sie dort nur noch 85 Köpfe, zu denen noch etwa 40 in Mühlenberg County in Nordcarolina zu rechnen waren. Sie waren als sehr freiheitsliebende Völkchen, das altmahlich Sprache und Sitten der benachbarten Weißen annahm, so daß von ihnen bente vielleicht nur noch ein Drittel die alte heimatliche Sprache redet. Früher waren sie ein großer, aus 20 Stämmen bestehender Bund, der durch weite Kriegszüge sich auszeichnete. Ihre Sprache ist ein Dialekt der östlichen Abteilung der großen Sioux-sprachfamilie, doch wurde diese Verwandtschaft erst um 1860 erkannt. Jetzt ist von dem genannten Sprachforscher die Grammatik des Catawba oder Katâba bearbeitet worden unter dem Titel Grammatic Sketch of the Catawba Language, New York, G. E. Putnam's Sons. 1900, eine Arbeit, die, wie wir bei Gatschet gewohnt sind, sich durch große Sorgfalt auszeichnet.

— Die Befischung der Nordsee durch deutsche Fischdampfer ist seit 1893 von dem Hauptmann Ihpe in Gestemünde zum Gegenstande eingehender statistischer Anfreschnungen gemacht worden, über die Prof. Henking (Mitt. d. d. Seefischereivereins, 1901, Heft 1) berichtet. Von den Schleppnetzfischern werden diejenigen Steilen der Nordsee gemieden, welche mit größeren oder kleineren Steinen besäet sind oder scharfen Kies führen und infolgedessen das Fangnetz zu sehr gefährden. So weit unsere Kenntnis bisher reicht, nehmen derartige sogen. Riffe einschließlich der ebenfalls von den Schleppnetzfischern gemiedenen Austerngründe kaum $^1/_{10}$ des Nordseebodens ein, aber auch außerhalb dieser Gebiete giebt es ganz gewaltige Flächen vor der englischen und schottischen Küste, welche von den deutschen Schleppnetzfischern gar nicht besucht werden und teilweise ihnen gänzlich unbekannt sind. Westlich von der großen Fischerbank wird von deutschen Fischern wenig gefischt.

Henking teilt die 28 von deutschen Fischdampfern besuchten Fischgründe zur Hauptsache in drei Gruppen: 1. die Küstenbänke, Borkum bis Terschelling, Nordemey bis Borkum, Helgoland, Sylt (Innengrund), Hornsriff, Jütland (Innengrund), Hanstholm, Hirsholm; 2. die Interstellargruppe, Sylt (Außengrund), Jütland (Außengrund), Hornsriff (Anßengrund); 3. die Centralgruppe, Thontiefe, Barrengrund, Nordost-Doppelbank, kleine Fischerbank, südliche schlickbank, nördliche Schlickbank, große Fischerbank. Im Norden der großen Fischerbank wird die Nordsee nur an drei verhältnismäßig kleinen Stellen befischt, welche bisher nicht benannt sind. Die nördlichste dieser drei Bänke liegt an der Grenze der Nordsee einerseits und schmiegt sich anderseits dem Abfall zur tiefen norwegischen Rinne an. Der Fangplatz in und vor dem Firth of Murray ist der einzige Fangplatz, auf dem die deutschen Fischer die Nähe der englischen Küste aufsuchen. Aufgesucht wurden außerdem die Fischbänke bei Skagen, Vinga und Anholt.

Eine Zusammenstellung der befischten Fischgründe in der Nordsee ergiebt, daß von den 414879 qkm der südlichen Nordsee (südlich von 58,5° nördl. Br.) nur rund 136000 qkm, von den 547623 qkm der ganzen Nordsee nur rund 140000 qkm, also bezw. $^1/_3$ und $^1/_4$ des ganzen Areals von deutschen Fischdampfern ausgenutzt werden. Die Größe der Nordsee stimmt ungefähr mit der Größe des Deutschen Reiches (540600 qkm) überein; trotzdem erreicht das von den deutschen Fischdampfern aufgesuchte Gebiet kaum die Größe der Hälfte des Königreichs Preußen.

Ebenso wie die von Prof. Ehrenbaum in demselben Hefte kritisierten Untersuchungen Garstangs über die Fangergebnisse der Engländer zeigt auch die Gesamtübersichtsstatistik einen Rückgang des Durchschnittsfanges pro Tag der Reise seit 1894. Es betrug dieser Durchschnittsfang pro Tag der Reise 1893 1978,76 Pfd., 1894 2225,30 Pfd., 1895 2225,45 Pfd., 1896 1914,17 Pfd., 1897 1641,89 Pfd.; dabei ist noch zu bemerken, daß die 1895 und 1896 erfolgte Einführung des Scharbretterstreifens eine ganz wesentliche Erhöhung des Fangvermögens zur Folge hatte. A. L.

— In den „Archives des sciences physiques et naturelles“ (1899 und 1900) veröffentlicht Charles Rabot Abhandlungen über die Gletscherschwankungen in hohen nördlichen Breiten, in denen vor allem ein Minimum des Gletscherstandes vor dem 18. Jahrhundert nachgewiesen wird. Während des 18. Jahrhunderts und bis zu dem ersten Teil des 19. trat ein bedeutendes Wachstum ein, das weit über die heutigen Grenzen hinausging. Besonders interessant ist es, daß dies Wachstum zu gleicher Zeit mit dem in anderen Gegenden der nördlichen Halbkugel stattfand. Im 19. Jahrhundert ist der Sinn der Schwankung nicht deutlich zu erkennen. Manche Gegenden zeigen beträchtliche Zunahme, darauf folgend geringe Abnahme, andere wieder nur Abnahme, die aber nirgends die Größe erreicht, wie in den Alpen in den letzten Jahrzehnten. Genaue Parallelisierung mit den Schwankungserscheinungen in den Alpen, die am besten studiert sind, ist wegen der geringen Zahl zuverlässiger Daten aus den nordischen Gegenden nicht möglich, nur im allgemeinen läßt sich, wie oben erwähnt, ein Parallelismus feststellen, jedoch mit dem Unterschied, daß das Wachsen im 18. Jahrhundert in den nordischen Gegenden viel deutlicher, der Rückgang in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts viel geringer war als in den Alpen. Ein Parallelismus dieser Gletscherschwankungen mit Klimaschwankungen, wie er in den Alpen festgestellt ist, konnte für die nordischen Gegenden deshalb noch nicht nachgewiesen werden, weil das klimatische Beobachtungsmaterial dazu bei weitem nicht ausreicht.

— Albinos unter den Hopi- und Zuñi-Indianern hat Dr. Alexander Hrdlička beobachtet. Auf der nordamerikanischen Naturforscherversammlung zu Baltimore (Dezember 1900) beschrieb er sechs Fälle unter den Zuñis, darunter vier Weiber; es waren lauter vollständige Albinos, aber in keiner Weise physisch den übrigen Indianern nachstehend; ihre Augen waren blau, niemals rot. Nach Dr. Fewkes sind unter den Walpi-Hopi auf der mittleren Mesa die Albinos selten, das komme daher, weil man dort den „Weißen Paho“, Gebetstock, mache. Wenn aber dieser Stock nicht ordnungsgemäß gemacht werde, während ein Weib schwanger sei, dann gebäre dieses einen Albino. Auf der ersten Mesa werden diese Paho nicht angefertigt und deshalb giebt es dort auch keine Albinos.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebertorplatz-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND" UND „AUS ALLEN WELTTEILEN".

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 9. BRAUNSCHWEIG. 7. März 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Wirtschaftliche Bedeutung von Nordkamerun,

insbesondere der Hochlandsgebiete.

Von Hauptmann Hutter.

„In unseren Tagen darf die Wissenschaft nicht mehr, wie dies früher geschah, sich selbst genügend, vom großen Markte des Lebens sich entfernt halten, vielmehr hat sie die stärksten Gründe, sich mit ihren besten Früchten an der Lösung der unserer Zeit und Nation gestellten Aufgaben zu beteiligen, um mit allen social erhaltenden und belebenden Kräften, empfangend und gebend, sich zu verbinden."

Dieser Ausspruch Döllingers gilt ganz besonders für den Forscher in den Kolonieen seines Vaterlandes. Ihm folgend, ist es mir vielleicht gestattet, aus den in nunmehr bereits zweijährigen Aufenthalt in den prächtigen Hochlandgebieten unserer ersten, ältesten Kolonie gesammelten Beobachtungen von Land und Leuten[1]) in gedrängten Sätzen eine kolonialwirtschaftliche Nutzanwendung zu ziehen. Da und dort, in Wort und Schrift habe ich meinen Anschauungen in dieser Hinsicht bereits Ausdruck gegeben; — ich bin dem Herrn Herausgeber zu ehrlichem Dank verpflichtet, daß er mir hierzu auch in seiner streng wissenschaftlichen Zeitschrift Gelegenheit giebt; sie sind stets die gleichen, werden stets die gleichen sein.

Eine vierfache Aufgabe übernimmt jeder Kulturstaat in dem Augenblick, in dem seine Flagge über einem fernen Ländestriche hochgeht: eine kulturelle, eine kommerzielle, eine wissenschaftliche und eine sich selbst verjüngende. Nicht nur Rechte schließt eine Besitzergreifung in sich, auch Pflichten.

Über die moralische Berechtigung der kulturellen Aufgabe läßt sich streiten. Ob sie, im Grunde genommen und ihres schönen Phrasenmäntelchens entkleidet, nichts anderes ist als die brutale Anwendung des brutalen Naturgesetzes vom Recht des Stärkeren? Was wir, die sogenannten Kulturmenschen, kulturelle Aufgabe nennen, hat der Indianer Nordamerikas in eine andere Formel gekleidet: „Der Rauch vom Herdfeuer der Blaßgesichter tötet den roten Mann!"

Doch ist hier nicht der Platz, darüber philosophische Erwägungen anzustellen. Wir haben Kolonieen, also haben wir auch eine kulturelle Aufgabe.

Und wir bestehen vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte, wenn wir den Finch, den jede Kulturmacht bei den Autochthonen über kurz oder lang auf sich ladet, wenigstens bei den Nachkommen der untergegangenen Generationen in Segen zu verwandeln verstanden haben.

Diese ethische Forderung läßt sich in die Praxis umsetzen durch stete Beachtung der Losungsworte: „Arbeit und Weizen", in welche Schlagworte in gewissem Sinne — man germanische Kolonisation zusammengefaßt hat.

Die letzte der oben aufgeführten Aufgaben ist die leider noch fast in allen Kolonieen viel zu wenig ins Auge gefaßte, nach meinem Dafürhalten aber fast die allerwichtigste: Nenverjüngung des Mutterlandes.

Mutterland: Dieses Wort allein sagt schon, was eine Kolonie sein soll. Die junge Kraft, die zu Hause keine Entwickelungsmöglichkeit mehr hat, soll draußen freies Feld zum Schaffen finden. Draußen — das heißt: in der Natur, auf eigener Scholle.

Die eigene Scholle nur giebt Zufriedenheit und Stetigkeit. Besser stünde es um unser Volk, wenn es draußen in der Natur lebte wie seine Altvordern! Der Zug, der alles in die modernen Hörselberge — heutzutage nennt man sie Großstädte — reißt, verschlingt das Volk und seine Kraft: ein anderer Malstrom.

Der Unterschied zwischen reich und arm, oder genauer, zwischen brutalem Reichtum und absolutem, d. h. physiologischer Armut, und damit das fürchterliche soziale Elend, der Klassenhaß, fällt draußen, wo Licht und Luft und Wasser noch frei, wo das Land dem gehört, der es mit seiner Hände Arbeit rodet und urbar macht, weg, ist zum mindesten unendlich weniger schroff als in der menschenüberfüllten Heimat, und eine Reihe von Verbrechen, geboren aus den unseligen, socialen Mißverhältnissen, ist mit einem Schlage aus der Welt geschafft; besser als mit dem Aufgebote einer Armee von Strafparagraphen und Polizeidienern.

Aus den schlechtesten Elementen rekrutieren sich die Bevölkerungsteile, die ich, ganz gleich, auf welcher Stufe der socialen Leiter sie stehen, da meine, wahrlich nicht.

Um so weniger darf dem Mutterlande dieses vermorum verloren gehen. Ein Jungdeutschland, ein Jungfrankreich, ein Jungengland muß sich da draußen aufbauen.

Das ist nur möglich in einer Kolonie — und so verstehe ich die vierte Aufgabe einer Kolonie: die Selbstverjüngung des Mutterlandes. Das nur nannte unser klassisches, ziel- und sachbewußtes Vorbild, der Römer, „colonia".

Vom kolonialwirtschaftlichen Standpunkte aus kommen drei der genannten Aufgaben als Selbstzweck in Betracht; die vierte, wissenschaftliche, ist von diesem Gesichtspunkte aus Mittel zum Zweck.

[1]) Bruchstückweise in früheren Nummern des „Globus" veröffentlicht.

Digitized by Google

Die kulturelle Aufgabe, an sich rein ethisch, wird im praktischen Rahmen zur Kulturaufgabe, d. h. sie besteht in Kultivierung des Bodens mit allem, was darum und daran hängt. Ideal läßt sie sich nicht durchführen; dazu müßten wir bessere Menschen sein, als wir sind. Bringen wir den Bewohnern unsere vervollkommneten Werkzeuge des Friedens zu Ackerbau und Gewerbe, lehren wir ihnen ihren Gebrauch und damit die Möglichkeit, zu größerer Wohlhabenheit und zum Gefühl des Besitzes zu gelangen, mildern wir die Sitten — und halten ihnen fern unsere Laster: so haben wir in menschlich schöner Weise in Kulturarbeit die kulturelle Aufgabe erfüllt, zu der das Naturgesetz uns treibt.

Zum Vorteil für Lehrer und Schüler verbindet sich innig damit die Durchführung der kommerziellen Aufgabe. Unter „kommerziell" die Verwertung sowohl der gegebenen Schätze (Menschen und Produkte), als auch der dem Boden erst abzuringenden Erzeugnisse begreifend, schließe ich fortan in dieses Wort die kulturelle Aufgabe mit ein.

Aber ich will über die wirtschaftliche Bedeutung der Hochländer Nordkameruns sprechen!

Das thue ich, indem ich einzelnen der oben genannten Aufgaben, die ja für jede Kolonie zu Gültigkeit bestehen, näher getreten bin.

Es erübrigt mir, zu zeigen, ob und wie diese Gebiete eine Inangriffnahme derselben gestatten.

Ich habe da, dem Vorstehenden gemäß, nur zweien mich zuzuwenden: der kommerziellen und der selbstverjüngenden.

Die Lösung der kommerziellen Aufgabe sehe ich mit Zintgraff in Befolgung der beiden Grundsätze:

1. Die Zukunft dieser Gebiete ist der auf Plantagenbau sich gründende Handel.

2. Afrika den Afrikanern, uns aber die Afrikaner.

An gegebenen Produkten findet sich hier oben nur lebendes und totes Elfenbein.

In demselben Maße, wie durch Beseitigung des Zwischenhandels und Eröffnung von Karawanenwegen zur Küste oder zu einer natürlichen Verkehrsader im Lande selbst ein leichterer Abfluß der aufgestapelten Güter, in diesem Falle des Elfenbeins, ermöglicht wird, wird dessen Menge abnehmen. An eine entsprechende Ergänzung der geräumten Lager ist aus bekannten Gründen nicht zu denken.

Aber auch abgesehen davon, daß diese Quelle in nicht allzu ferner Zeit — und eine Kolonialregierung darf doch nicht blos auf ein paar Jahre hinaus denken — versiegen wird, hätten wir damit nur Produkte, aber nicht das Land selbst, die Bewohner selbst.

Die schlummernden Hülfskräfte sind es, die uns die Kolonie ganz und voll und dauernd in die Hand geben: der Grund und Boden, die auf ihm lebenden Eingeborenen.

Den Boden gewinnen wir durch unter staatlicher Aufsicht von den Eingeborenen betriebenen Plantagenbau, damit mittelbar auch die Menschen; unmittelbar durch Verwendung als Arbeiter und Soldaten.

Der Raum verstattet mir nicht, ausführlicher darzulegen, wie ich mir diesen Plantagenbetrieb denke, auch nicht die weiteren, weittragenden Schlußfolgerungen zu entwickeln; nur in Schlagworten deute ich das an:

a) Anleitung und Aufsicht liegt in Händen von Plantageninspektoren; diese Vermehrung des Beamtenapparates würde ein „Afrikaner" recht gern durch Streichung manch anderer Kategorieen desselben mehr als kompensieren!

b) Das Verzeichnis der so angelegten Farmen und ihrer Besitzer, Zahl der Bäume u. s. w. wäre das richtige Grundbuch für die Kolonie.

c) Der Neger lernt systematisches Arbeiten, sowie das Gefühl und Sicherheit des Besitzes.

d) Nun erst läßt sich an Einführung von Steuern denken. Nichtbezahlung solcher wird abgearbeitet (erzieherisch wirkende, nicht blos sühnende Strafe).

Hiernn ein paar Worte. Ich halte die sogenannte „Hüttensteuer" nicht für gut; eine Art „Familiensteuer" für gerechter. Und der Neger besitzt ein sehr feines Gefühl für Recht und Gerechtigkeit. Die Höhe dieser Steuer richtete sich für den einzelnen pater familias nach der Anzahl der seiner Gewalt unterstehenden Personen, also Weiber und Sklaven. Damit wird die wohlhabende Klasse getroffen, wie es bei jeder gerechteu Steuer der Fall sein soll. Der arme Teufel geht fast oder ganz steuerfrei aus.

Als zu solch kleinbäuerlichem Plantagenbetrieb geeignete Produkte nenne ich: Kaffee, Reis, Kola, Erdnüsse, Tabak und eventuell auch Baumwolle.

Ganz besonders geeigenschaftet aber sind die Hochlandgebiete: Menschenmaterial unmittelbar zu gewinnen als Arbeiter und Soldaten. Geeigenschaftet hierzu sind diese Länder, einmal der gewaltigen Menschenmassen wegen, die sie bergen — ich erinnere an die in den früheren Aufsätzen genannten Bevölkerungszahlen —, dann, weil eben gegebene wirtschaftliche Reserven in Gestalt von Handelsprodukten derzeit fehlen, und schließlich, weil hier die Macht der weitschauenden und klugen und habgierigen Häuptlinge über ihre Unterthanen eine fast schrankenlose ist.

Freilich gehört zum Gewinnen und noch mehr zum Halten dieser Massen Kenntnis des Negers, seiner geistigen und moralischen Eigenschaften, seiner socialen, rechtlichen und religiösen Anschauungen und Sitten. Wie wenig das der Fall ist, wie schwer dagegen oft gesündigt wird, das müssen und muß ich, was Kamerun anlangt, leider, leider bis zur Stunde mit ansehen und lesen. Grundfalsch wird der Schwarze beurteilt und behandelt von Europäern, die sich nicht über den Horizont eines Polizeidieners oder Unteroffiziers erheben können. Mühsam gewonnenes Vertrauen wird durch eine einzige Handlung solcher für immer, zum mindestens für Jahre hinaus zerstört. — Doch das gehört in ein anderes Kapitel.

Kamerun bedarf der Menschen, sie sind ihm geradezu Existensbedingung zu den genannten beiden Zwecken. Und Kamerun hat Menschenmassen eben in seinen Hochlanden.

Daß sie sich zu Arbeitern auf den großen Plantagen der Weißen an der Küste eignen, haben die Erfahrungen der Pflanzer, die dringend nach Offenhaltung der Verbindungen mit dem Innern, eben den Hochländern, rufen, bewiesen.

Daß sie sich zu Soldaten eignen, davon kann die Zintgraffsche Expedition sprechen, und ganz besonders ich, der ich als Offizier die Leute dazu herangebildet habe, sie im Feuer gesehen habe.

Greifen wir zu den Hochländern als Schutztruppenmaterial, so haben wir den Rekrutierungsbezirk im eigenen Lande, statt in fremden Kolonieen um teueres Geld Soldaten anwerben zu müssen, und sind unabhängig von dem guten Willen anderer Staaten. Diese Schutztruppe möchte ich aber dann nicht sengend und brennend nach Landesknechtsart durchs Land streifen sehen, sondern ihre Hauptaufgabe soll sein die Besetzung des Netzes von Stationen, mit denen wir das ganze Gebiet bedecken müssen.

Digitized by Google

Nicht minder günstig liegen die Verhältnisse bezüglich der Löslichkeit der Aufgabe der Verjüngung des Mutterlandes. In dieser Hinsicht wie in der Verwertung von Menschenmaterial kommt, was Nordkamerun anlangt, überhaupt nur das Hochland in Betracht.

Geographische Lage, Klima und Fruchtbarkeit dieser Gebiete haben bereits in den angezogenen Anfsätzen Erwähnung gefunden. Ich habe dem blofs noch anzufügen, dafs wir hier oben von Malaria nur nach körperlichen Überanstrengungen heimgesucht wurden — auch intensive körperliche Arbeit kann hier der Weifse sehr wohl ungestraft verrichten —, dafs die gegebenen vegetabilischen Nahrungsstoffe mehr als reichliche Abwechselung bieten und dafs unsere Versuche mit europäischen Gemüsen die schönsten Erfolge hatten: Kohl, Schneidebohnen, Rettich, Radieschen, Kartoffelwuchsen in Fülle und tadelloser Beschaffenheit. Wir haben über ein Jahr nur von einheimischen und im Lande gezogenen tierischen und pflanzlichen Produkten gelebt, Thee und Salz ausgenommen, und gediehen dabei sichtlich!

Dem weifsen Ansiedler ist eine gesunde, auskömmliche Existenz bei fleifsiger Hände Arbeit in den Hochlanden Nordkameruns sicher. Gott sei Dank giebt es keine Goldfelder, wo das gelbe Erz in Klumpen gegraben werden kann, aber afrikanisches Landrecht ist: wer den Boden bebaut, dem gehört das Land; — und viele Hunderte von Quadratkilometern harren, solchergestalt herrenlos, des Besitzergreifers.

Noch mehr: gewinnabwerfend geradezu wird Ackerbau und Viehzucht dort oben für den Weifsen von dem Tage ab, wo Verkehrsstrafsen das Land an den Weltverkehr angliedern. Dessen Pulsschlag aber verspürt man gerade in diesen Gebieten bereits in nicht gar sehr weiter Entfernung: der Wasserlauf des Benué ist die Ader.

Das Leben einer deutschen Hausfrau in Kamerun.

Von Frieda Conradt.

Im August 1895 legte mein Mann die Station Johann-Albrechts-Höhe auf dem Kraterrande des Elefantensees (nordöstlich vom Kamerunpik) mitten im Urwalde an. Sie erhebt sich ungefähr 400 m über den Meeresspiegel und 70 bis 80 m über das Urwaldgebiet. Unser Wohnhaus ist auf einem Pfahlrost gebaut, die Aufsenwände und das Dach sind aus Wellblech, das Haus innen ist mit ½ zölligen Brettern verschalt. Um das mit fünf Zimmern versehene Haus herum führt eine an den Längseiten 30 m lange und 2 m breite Veranda. Unsere Möbel haben wir hier von schwarzen

Abb. 1. Das Stationsgebäude von der Giebelseite. Links das Vorratshaus.

Zimmerleuten arbeiten lassen; sie sind für eine Buschwirtschaft völlig zweckentsprechend. Oben auf der Station befinden sich noch die Küche nebst Speisekammer und Jungenräumen, das grofse Vorratshaus und der in die Kraterwanderde eingehaute Keller (Abb. 1).

Digitized by Google

Von der hinteren Veranda blicken wir auf den scheinbar unmittelbar zu unseren Füßen liegenden Elefantensee, der oft von 30 bis 40 kleinen Kanoes belebt ist, deren Insassen dem Fischfange obliegen, — und zwar fangen sie die Fische meistens durch praktische Fischreusen, die sie am Ufer ringsum aufstellen — oder sie geben ihren Handelsgeschäften nach. Die Insassen der Kanoes sind Bewohner des uns gegenüberliegenden Dorfes Barombi, welche neben ihrem lebhaften Handel mit Fischen auch der Töpferei obliegen. Um nun an den See hinab zu gelangen, muß man 300 und einige 40 teils Erd-, teils Treppenstufen hinabsteigen. Die vier Holztreppen führen über vier senkrechte kleinere und größere Felswände, die sehr imposant und schattig sind. Die Innenwände dieses alten ausgestorbenen Kraters, welcher ungefähr einen Umfang von 5 qkm hat, sind bedeckt vom üppigsten Pflanzenwuchs. Gewaltige Baumriesen strecken ihre mächtigen Baumkronen in die Luft, zwischen ihnen stehen kleinere Bäume und dichtes Buschwerk, welches zeitweise mit den herrlichsten Blüten bedeckt ist (Abb. 2). Zwischen und an den Felswänden wuchern die verschiedensten Farne und Moose. Am Ufer des Sees, wo das Land ebener ist, liegt unser großer Gemüsegarten, der uns das ganze Jahr hindurch fast alles europäische Gemüse liefert, da mein Mann alle paar Monate frisch sät. An unseren Garten stößt der Stationsschweinehof, von dem aus sich die gerodeten Viehweiden hinziehen, auf welchen allerdings vorläufig noch nicht viel Gras wächst. Der Stationsviehbestand besteht zur Zeit (1898) aus vier Schweinen und vier Stück Rindvieh. Zu Beginn der Regenzeit bekommen wir noch den Rest des „Strafviehes", welches das Dorf Monkonje als Strafe zu bezahlen hat. Einige Schritte ab vom Garten befindet sich unser kleines Badehaus; auch sind wir jetzt im Besitze eines schönen Kanoes von 11 m Länge, welches wir von Eingeborenen haben herstellen lassen. Für mich ist es das schönste Vergnügen, mit demselben auf dem See herumzugondeln (Abb. 3). Von der vorderen Veranda aus sieht man über den nnendlichen Urwald, dessen Horizont von verschiedenen Bergen und Bergketten begrenzt ist, selbst den Kamerunpik kann man bei klarem Wetter sehen. Der äußere Abfall des Vulkans nach dem Urwalde zu ist ein sanfter und man gelangt auf einem Wege in Schlangenwindungen nach der unteren Station, wo die Arbeiterwohnungen sind und wohin später auch die anderen Wirtschaftsgebäude verlegt werden sollen. Der obere Teil des Berges ist teilweise mit Ananas, teils mit Koko bepflanzt; letztere ist eine Knollenfrucht, die völlig unsere Kartoffel vertritt. Von der unteren Station sind nach rechts und nach links mehrere Tausend Bananen verpflanzt, mit denen mein Mann die Arbeiter teilweise verpflegt. Zwischen den Bananen, die die ersten Jahre auch als Schattenbäume dienen sollen, sind kleine Kaffeebäumchen und etwas Kakao gepflanzt. Etwas über 100 Kaffeebäumchen hatte mein Mann schon verpflanzt und dieselben gedeihen prächtig, ja, sie haben schon etwas geblüht und einige Früchte angesetzt, so daß wir im nächsten Jahre schon eine Probe nach Deutschland zur Untersuchung schicken können. Auch ist schon mit Urwaldpflanzen angefangen, um in der nächsten Regenzeit den Kaffee, wenn er schon groß

Abb. 2. Weg nach der oberen Station von Johann-Albrechts-Höhe, eingefaßt mit Ananas und Kautschukbäumen.

Digitized by Google

genug ist, in das gelichtete Urwaldgelände (Abb. 4) zu verpflanzen. Dieser Saatkaffee muß vorläufig noch täglich begossen werden, da die eigentliche Regenzeit erst im Mai beginnt. Außerdem ist schon ein größeres Stück Land von Bäumen gelichtet, um in der Regenzeit noch Mais, Bergreis und Erdnüsse zu pflanzen, was teilweise zur Leuteverpflegung, teils als Viehfutter dienen soll. Ferner befinden sich auf der Station schon eine Anzahl junger Fruchtbäumchen: Mangos, Citronen, Apfelsinen, Anonen, Granaten und über 70 junge Mispeln, deren Kerne wir von Madeira mitgebracht und gepflanzt hatten. Es giebt dann hier noch eine große rote, pflaumenartige Frucht, von der wir ebenso wie von Tomaten und Ananas herrlichen Saft einkochen, so daß wir auch hin und wieder kalte Obstsuppen essen können.

So bin ich nun endlich in mein eigentliches Bereich hineingekommen, in das ich mich von Tag zu Tag immer mehr einlebe. Unser herrlicher Gemüsegarten trägt viel zur Abwechslung unseres Lebens bei. Das ganze Jahr haben wir frische Bohnen, Rüben, Kohlrabi, Mohrrüben, Kohlarten, Petersilie, Bohnenkraut, Dill, Gurken, Salat, Radieschen, rote Rüben, Rettich. Zuckerschoten und Zwiebeln gedeihen scheinbar nicht besonders. Da wir zeitweise das Gemüse nicht alle verbrauchen können, so haben wir vermehrt, Sauerkohl und Salzgurken einzulegen, beides ist uns auch gelungen. Unser frisches Fleisch besteht aus: Hühnern, Enten, Ziegen, Schafen und Schweinen. Vor Weihnachten hatten wir sogar Wurst gemacht; es hielt sich die Wurst ziemlich gut, nachdem wir sie mehreremal mit Holzessig angestrichen hatten.

Ein Tag unseres Lebens hier spielt sich etwa folgendermaßen ab: Morgens 6 Uhr wird zur Arbeit geläutet und wir trinken dann Kaffee und essen dazu Butterbrot, an Stelle frischer Milch wird vorläufig noch Konservenmilch genommen; dann gehe ich in die Küche und setze mit dem Koch das Essen an, gehe in den Geflügelhof u. s. w. Zwischen 9 und 10 Uhr frühstücken wir; dasselbe besteht meistenteils aus Butterbrot, gerösteten unreifen Bananen und Kartoffelpuffern (von Koko), wozu wir abwechselnd einmal eine Konservenwurst, Schweizerkäse, Sardellen, frische Eier und dergleichen essen und Thee trinken. Mein Vormittag ist meistens mit Wirtschaftsangelegenheiten ausgefüllt, als da sind: Wäschetage, Einmacherei, Reinmacherei u. s. w. Von 12 bis 2 Uhr ist Mittagspause und wir essen etwa um $^1/_2$1 Uhr. Das Mittagsmahl besteht gewöhnlich in Suppe (Reis-, Kartoffel-, Frucht-, Fleisch-, Erbsen- oder Gemüsesuppe), dann aus einer Fleischspeise, wenn einmal nicht frisches Fleisch da ist, aus Konserven, ferner Koko (an Stelle von Kartoffeln in Form von Brei) und Gemüse nebst Salat oder Salzgurken, Backobst mit Speck, Sauerkohl und hin und wieder kommt auch ein Schinken an die Reihe. Sonntags mache ich gewöhnlich noch eine süße Speise.

Abb. 3. Am Elefantensee. Stationskanoe mit der Verfasserin.

Um 4 Uhr wird Kaffee getrunken, wozu Weiß-, Roggen- oder Schwarzbrot mit Butter und Honig gegessen wird, ab und zu wird auch eine Büchse Biskuit aufgemacht oder ich backe Napfkuchen. Sylvester machte ich sogar Pfannkuchen. Nach dem Mittagessen geht's an das Flicken, Nähen und Stopfen, oft weiß ich nicht, womit zuerst anfangen, und ich bin bis jetzt nicht zu irgend einer Handarbeit gekommen. Dazwischen muß ich nach dem Abendbrot sehen, Wäsche legen, in den Geflügelhof gehen und dieses und jenes machen. So hatte ich in den letzten acht Tagen mit einem Arbeiter zusammen ein Zelt abgemessen und daran genäht. Um 6 Uhr abends wird es stets dunkel und ist Tagesschluß, die Arbeit ruht. Wir stecken die Lampen an und beschicken das Abendbrot. Jetzt fängt es erst an, recht schön zu werden, da die Hitze nachgelassen hat und fast stets eine angenehme Brise weht. Wir sitzen dann bei offenen Thüren und schwatzen, nähen, lesen, fangen bei Licht Insekten und lassen uns dazu von unserem Musikwerk etwas vorspielen. Um $^1/_2$9 Uhr stellt sich meistens

Digitized by Google

schon allgemeine Müdigkeit ein und wir gehen zu Bett. So ruhig jedoch verlaufen nicht alle unsere Tage; im Gegenteil, es kommt recht häufig vor, daß unsere gewöhnliche Tagesordnung über den Haufen geworfen wird.

Von Zeit zu Zeit kommt der Faktoreivorsteher von Mundame, Herr Conrau[1]), mit dem mein Mann auch dienstlich zu thun hat, und bleibt dann meistens zwei bis drei Tage bei uns. Als hier die Strafexpedition gegen den Häuptling Makia von Mokonje stattfand und schon vorher, als Herr Conrau von Mundame hierher geflohen kam, ging es recht bunt hier zu. Mein Mann hatte den Makia, der sich dann hier ergab, in der unteren Station unter Bewachung gestellt, während Conrau im Auftrage meines Mannes mit einem Kanoe Ortschaften mit großem Gefolge zur Gerichtsverhandlung hier zusammen. Es begann das peinliche Verhör von Makia und Genossen und das Ergebnis war, daß der berüchtigte Fetischhäuptling Makia nach Südkamerun verbannt werden sollte, während die anderen Gefangenen zu Prügel und kürzerer oder längerer Zwangsarbeit verurteilt wurden. Den anwesenden Häuptlingen wurde dann noch ans Herz gelegt, sich stets ruhig und der Station gehorsam zu erweisen und besonders ihren fanatischen Fetischkultus aufzugeben, dem jährlich noch manches Leben zum Opfer fällt. Es wurde dann ein neuer Häuptling in Mokonje eingesetzt und die Ortschaft zur Lieferung von zwölf Elfenbeinzähnen und 30 Stück Vieh verurteilt. Am nächsten Tage zog der Kanzler

Abb. 4. Gefällter dichter Urwald. Baumwollenbaum.

nach Kamerun fuhr, um Militär gegen die aufständischen Mokonjeleute zu holen. Gerade an meinem Geburtstage rückten 30 Soldaten nebst Trägern unter der Leitung des Kanzlers von Kamerun, Herrn Dr. Seitz, hier ein und mein Mann übergab sofort den gefangenen, sehr gefährlichen, fanatischen Fetischhäuptling Makia an das Militär, um diese Sorge los zu werden. Man kann sich denken, welch eine Unruhe auf der Station herrschte; Doppelposten standen vor dem Gefängnis des Makia und noch vier anderer Gefangener. Abends stand auch vor unserem Wohnhause ein Posten und von der unteren Station erscholl dann das Lärmen der Soldaten, Träger und einiger 40 Stationsarbeiter. Am nächsten Morgen, den 6. August, strömten die Häuptlinge der benachbarten mit dem Militär und den Gefangenen nach Kamerun zurück und jetzt scheinen sich vorläufig die Ortschaften ruhiger zu verhalten. Ich will nun versuchen, eine kleine Reise mit meinem Manne zu schildern. Wir sitzen eines Abends nach dem Essen zusammen, als plötzlich mein Mann zu mir sagte: „Du wolltest ja immer einmal mit mir nach Mundame gehen, morgen will ich dorthin, um die Wege zu besichtigen, und Du kannst mich begleiten.“ Wir stehen also sofort auf und es begann das Einpacken für ein paar Tage. Bettzeug, Wolldecken, Wäsche und Kleider, etwas Medikamente, Eavorräte und Kochgeschirr wurden verpackt, auch etwas Getränke, Thee, Kaffee, Zucker und dergl. Früh am anderen Morgen marschierten wir in Begleitung von zwei Bewaffneten und 20 Trägern ab, welch letztere von Mundame für die Station lagernde Lasten mit zurückbringen sollten. Nachdem wir kaum eine halbe Stunde

[1]) Derselbe, welcher im Jahre 1900 im Hinterlande Westkameruns ermordet wurde.

Digitized by Google

gegangen waren, kamen uns Boten von Mundame mit der Post entgegen, die der englische Dampfer gebracht und die mit Gelegenheit heraufkam, da wir sonst nur Mitte jeden Monats die Post erhalten, wenn der deutsche Dampfer angekommen ist. Mein Mann öffnete die Post, erledigte das Nötige und wir marschierten weiter. Meine Kleidung besteht auf solchen Märschen aus Hose, Bluse, Tropenhelm, hohen, naturledernen Schnürschuhen und einem längeren Ebenholzstocke. Wir kamen zuerst durch das ziemlich lange und große Dorf Kumba, das etwa drei Viertelstunden von der Station liegt. Der Weg ist schön und schattig und die zwei Bäche auf demselben sind von meinem Manne schon überbrückt worden. Gleich hinter Kumba fließt der ziemlich stattliche Kumbafluß, über den ein dicker Baumstamm als provisorische Brücke liegt und als Geländer dienen Lianen, die etwa 1 Zoll dick auf beiden Seiten ausgespannt sind. In der Regenzeit steigt der Fluß oft bis 2 m und dann ist der Übergang ein recht schwieriger und gefährlicher. Wir Weißen lassen uns stets auf dem Rücken der Schwarzen über die Flüsse tragen, was meistens besser geht, als es aussieht. Wir passierten den Fluß sehr gut, stiegen etwas steil bergan und kamen dann gleich nach einem kleineren Sklavendorfe von Kumba. (Die Sklaven der Eingeborenen leben meistens mit ihren Familien in getrennt liegenden Ortschaften und fühlen die Sklaverei fast gar nicht, es giebt sogar reiche Sklaven, die selbst wieder Sklaven halten.) Dann ging es weiter und mein Mann ließ sich von einer am Wege im Urwalde stehenden Kokospalme einige Nüsse herunterschießen, deren prächtig kühler, klarer Saft — oft zwei Wassergläser voll von einer Nuß — uns bei der schon herrschenden Hitze sehr erquickte. Nun zogen wir auf fast ganz ebenem, breitem Wege weiter, manchen Schweißtropfen vergießend, und gelangten nach Passieren von drei kleineren Bächen nach dem großen Sklavendorfe von Mokonje, Malende, woselbst wir eine halbe Stunde Halt machten und frühstückten.

Die Besitzerin der Negerhütte brachte uns einige Kokosnüsse und etwas Zuckerrohr. Der Saft des letzteren ist auch ein sehr erfrischendes Durstmittel, wenngleich die Kaumuskeln beim Zerbeißen des Rohres sehr bald ermüden. Auch brachte uns eine Negerin ein Huhn und einige Kokoknollen als Gastgeschenk, wofür wir ihr etwas Tabak gaben, das beliebteste Gegengeschenk, der in dieser Gegend auch zugleich die Scheidemünze ist. Fünf lange Blätter Tabak, die zu einem Bündelchen zusammengebunden sind, nennt man hier ein head, und dies hat den Wert von 25 Pfg. Für ein mittleres Huhn bezahlt man hier 2 head Tabak. Für fünf Maiskolben bezahlt man 1 Blatt Tabak, für ein großes Bündel der nicht süßen Bananen 1 head Tabak, für fünf mittlere Kokoknollen 1 Blatt Tabak, und für zwei Eier wird ebenfalls 1 Blatt Tabak bezahlt. Unsere Barombifischer nehmen für zwei Fische (etwa handlang) auch 1 Blatt Tabak. Andere Tauschartikel sind bunte oder blaue baumwollene Zeuge von geringer Güte, bunte Glasperlen, gewöhnliche Küchenmesser und Teller, hölzerne oder Thonpfeifen zum Rauchen, kleine Spiegel, Pomaden in billigen Blechdosen zum Einfetten des Körpers und der Haare. Für ein kleines Schwein giebt man den Eingeborenen Waren im Werte von 6 bis 8 Mark, ebenso für eine bessere Ziege oder ein Schaf, während Rinder, die auch vereinzelt in den Dörfern gehalten werden und oft recht schön sind, fast nie von den Eingeborenen verkauft werden, oder man muß 60 bis 80 Mark für ein Rind bezahlen.

Schwämme (Ngümba). Bófang (ein Bafó). Jembe (Bafó). Bände (Ngümba).

Abb. 5. Die Stationsjungen von Johann-Albrechts-Höhe.

Innerhalb und außerhalb der Hütte versammelten sich bald viele Eingeborene, die besonders mich neugierig betrachteten; und ich sah unter denselben ganz stattliche Erscheinungen, besonders sehr hübsche kleine Kinder, die von ihren Müttern, solange sie noch nich gehen können, nackend in einer aus Bast geflochtene Tasche getragen werden.

Nach einer Frühstückspause von etwa 20 Minuten marschierten wir weiter. Der Weg war recht hübsch

Digitized by Google

schattig und auch ziemlich eben, nur war er stellenweise sehr unbequem zu begehen, da viele Baumstämme in den Weg hineinragten. Je mehr wir uns dem Mungo näherten, an dem die Faktorei Mundame liegt, desto sandiger wurde der Boden. Nach etwa zweistündigem Marsche kamen wir in Mundame an, woselbst wir den derzeitigen Leiter ganz wohl antrafen. Nachdem wir uns abgekühlt hatten, nahmen wir noch ein erfrischendes Bad in einem kleinen, dem Mungo zueilenden Flüßchen, das krystallklares Wasser hatte und ganz über felsiges Gestein floß. An der Badestelle bildete es einen kleinen Wasserfall, der mit der Länge der Zeit ein kleines Steinbecken ausgespült hatte, das zu einem Badeplatze wie geschaffen war.

Mundame, am stattlichen Mungo gelegen, der in der Regenzeit für kleinere Flußdampfer passierbar ist, ist ein recht heiß gelegener Ort, so daß das Leben nicht sehr angenehm und gesund ist. Der augenblickliche Leiter der Faktorei, der ein erfahrener und tüchtiger Afrikaner ist, hatte sich trotzdem ein ganz hübsches Gemüsegärtchen angelegt.

Am Abend, der wenigstens etwas frischer war, saßen wir noch auf der luftigen Veranda des sehr baufälligen Hauses und tranken dazu schwachen Thee. Von Kamerun aus wird uns monatlich nach Eintreffen des Postdampfers in der Regenzeit ein Petroleummotor, in der Trockenzeit ein größeres Kanoe mit der Post und anderen für uns und für die Station eingetroffenen Kisten und Tauschartikeln geschickt, die wir dann allmählich durch Stationsarbeiter oder gemietete Träger, für die wir 75 Pf. Trägerlohn nach der Station bezahlen, und welche Lasten von 50 Pfund tragen, nach der Station schaffen lassen. Am nächsten Morgen ging es an das Verteilen der Trägerlasten, worauf die Leute nach der Station abgeschickt wurden, nachdem sie noch einiges auf ihren Lohn von der Faktorei Mundame für sich entnommen hatten. Dies letztere Geschäft ist ziemlich zeitraubend, da die Leute nie recht wissen, was sie nehmen sollen; für sie sind alle die vielen verschiedenen Artikel sehr begehrenswert; fast stets jedoch nehmen sie sogenannte Singlets, eine Art gewebter Trikothemden (vgl. die Abbildung unserer Stationsjungen, Abb. 5), Seife und Handtücher, welch letztere ihnen jedoch seltener zum Abtrocknen dienen, sondern meistens als Lendentücher benutzt werden. Lendentücher aus bunten oder weißen Zeugen sind überhaupt fast das einzige Bekleidungsstück der hiesigen Bevölkerung, nur unsere Veyleute aus der Republik Liberia tragen zum größeren Teil Hosen, die sie sich selbst nähen. Mehr aus dem Innern kommende Eingeborene tragen meistens nur sehr mangelhafte Lendentücher, die Frauen sind etwas reichlicher bekleidet; Kinder dagegen sieht man, wie der liebe Gott sie geschaffen hat. Doch kann man nicht sagen, daß die hiesige Bevölkerung nicht eitel wäre. Irgend einen Ausputz haben fast alle, besonders bunte Perlenketten und Messingdrahtringe, womit sie zeitweise ihren Körper völlig überladen; können sie eines Spiegels habhaft werden, so beschen sie sich zu gern darin. Hals, Arme, selbst die Fußknöchel werden ausgeputzt; auch findet man einfache Tättowierungen. Ihr größtes Vergnügen besteht im Essen, mitunter bis zur Übersättigung, dann aber im Tanzen, welchem Vergnügen sie bis zur Ermattung obliegen. Ihr Tanz hat nichts Schönes an sich, im Gegenteil, er besteht meistens nur aus häßlichen rhythmischen Verdrehungen des Körpers nach irgend einer Musik als Trommel, Mund- oder Zehharmonika oder Klappern; und können sie Palmwein oder den so verderblichen Schnaps erlangen, der leider noch in Massen eingeführt wird, so ist ihre Glückseligkeit erreicht. Interessanter sehen die Kriegstänze unserer Bali-Arbeiter aus. Diese meist großen, stattlichen Menschen tanzen meist im Kreise ihre wilden Kriegstänze, wobei sie teilweise den Angriff, die Gegenwehr und die Flucht des Feindes nachahmen, sowie wild mit Messer und Speer scheinbar fechten, und es sieht solch ein Tanz besonders bei hellflackerndem Holzfeuer sehr malerisch aus.

Nachdem wir noch einen Imbiß genommen hatten, kehrten wir in Begleitung des Faktoreivorstehers nach der Station zurück. Da wir etwas spät von Mundame aufgebrochen waren, überraschte uns noch unterwegs die Nacht und auf der zweiten Hälfte des Weges auch ein starker Gewitterregen, so daß wir in ein paar Minuten bis auf die Haut durchnäßt waren. Doch bald ging das Gewitter vorüber, und der klare Mond wurde unsere Laterne, so daß wir noch in der Nähe der Station quer über die Landstraße ganz frische Spuren von einigen Elefanten sahen.

Schnell verfloß bei Arbeit und vielem Neuen, das wir fast täglich sahen, die Zeit, und es nahte das schöne Weihnachtsfest. Weihnachten im tropischen Urwalde! Wie so anders sieht Weihnachten in der Nähe des Äquators aus als zu Hause! Große Hitze und die wilde, üppige Tropenvegetation begrüßten uns am Morgen des 24. Dezember 1897. Doch auch hier kann man sich das Weihnachtsfest recht schön gestalten. Schon vorher hatten wir Kuchen und Marzipan gebacken, und im Laufe des Vormittags gingen mein Mann und ich auf Weihnachtsbaumsuche und brachten uns ein ganz schönes Laubbäumchen mit heim. Am Nachmittag kam der Faktoreivorsteher aus Mundame, und wir putzten gemeinsam den Baum mit bunten Lichten, Ketten, Schaumfiguren, Nüssen u. s. w. aus. Nachdem wir unseren Stationsarbeitern Reis, etwas Tabak, zwei Schweinchen und etwas Zeug als Geschenk zum Fest gegeben, für unsere Hausjungen bunte Teller zurecht gemacht und ihnen einige kleine Geschenke hinzugelegt hatten, steckten wir um 6 Uhr den Weihnachtsbaum an, und unter seinem freundlichen Lichten begleiteten wir die Weihnachtshymne unseres Musikwerkes. Meine erste Weihnachtsfeier in den Tropen!

Das Schulwesen in den deutschen Kolonieen.

Zu einem der wichtigsten Mittel, um die Schutzgebiete mit dem Mutterlande zu verbinden, um deutsche Bildung und Gesittung zu verbreiten, gehört die Einrichtung von Schulen. Deutschland hat auch von diesem Mittel Gebrauch gemacht und ist seit längerer Zeit mit der Errichtung von Regierungsschulen vorgegangen. Die Erfolge sind auch nicht ausgeblieben, wie wir in folgendem sehen werden.

Bei der Besprechung des Schulwesens müssen wir zweierlei Arten von Schulen unterscheiden, erstens die Regierungs- und zweitens die Missionsschulen. Die ersteren sind religionslose, entsprechen aber sonst unserer deutschen konfessionslosen Volksschule, nur daß den besonderen lokalen Verhältnissen, die ja in den Kolonieen äußerst verschieden sind, Rechnung getragen wird.

Die Aufgaben der Regierungsschule liegen in zweifacher Richtung, die Schule will erstens allgemein bildend auf die Bevölkerung wirken und zweitens Eingeborene für den Kolonialdienst heranbilden, um so zugleich ein Bindeglied zwischen dem Deutschtum und der Bevölkerung herzustellen. Die Schulen unterstehen den Gouvernements resp. den Bezirksämtern. Der Lehrplan der Regierungsschule umfaßt: Biblische Geschichte (kein Religionsunterricht), Anschauungsunterricht, Lesen, Schreiben, Grammatik, Aufsatz, Rechnen, Geschichte, Geographie (Heimatkunde), Naturgeschichte, Zeichnen, Turnen, Singen und Deutsch. Die Klasseneinteilung ist natürlich keine übereinstimmende in allen Schulen. Das Alter (6 bis 40 Jahre) sowie der Stand der Schüler ist ganz verschieden. Die Unterrichtssprache ist nur in Viktoria (Kamerun) die deutsche, sonst wird deutsch nur gelehrt. Die Frage, ob „Deutsch" die Unterrichtssprache in diesen Schulen sein müßte oder nicht, hat

Digitized by Google

zu vielfachen lebhaften Erörterungen geführt. Es liegt aber wohl auf der Hand, daß der Unterricht in der Muttersprache gedeihlicher gefördert wird als in einer fremden Sprache. Andererseits muß das Deutsche einen hervorragenden Platz in diesen Schulen einnehmen, sollen doch Eingeborene als Beamte für den Kolonialdienst ausgebildet werden. Im übrigen macht die Aussprache des Deutschen dem Neger große Schwierigkeiten, besonders die Konsonanten. Ebenso wie bei uns der Besuch der Volksschule unentgeltlich, ist es auch in den Kolonieen der Fall, nur die Kinder in Deutsch-Ostafrika sind verpflichtet, zwei Rupien monatlich zu zahlen.

Die Schulgebäude lassen noch viel zu wünschen übrig. Der Beginn der Schule ist allgemein auf Mitte oder Anfang Mai und der Schluß auf Ende April angesetzt, die Gesamtdauer der Ferien beträgt etwa acht Wochen. Eine öffentliche Prüfung findet an den Regierungsschulen jährlich statt und die Anwesenheit von zahlreichen Familienmitgliedern der Schüler bei dieser Gelegenheit beweist das Interesse, welches die Eingeborenen an der Schule und ihren Erfolgen nehmen. Es ist natürlich, daß das Menschenmaterial, welches der Schule besucht, ein sehr verschiedenartiges ist, wenn auch durchschnittlich die Söhne von Wohlhabenden dieselbe besuchen, so kommt es doch auch häufig vor, daß sich ganz Unbemittelte darunter befinden, die garnungen sind, für ihren Unterhalt selbst zu sorgen. Was im allgemeinen die Befähigung der Neger für den Unterricht anlangt, so sollen die Bewohner Ostafrikas intelligenter und bildungsfähiger als diejenigen Westafrikas sein; es wird dies wohl mit Recht darauf zurückgeführt, daß die Küste Ostafrikas seit längerer Zeit einer gewissen Kultur unterworfen war als diejenige Westafrikas: wenn auch die Koransschulen, welche man in Ostafrika vorfand, wenig zur geistigen Entwickelung beitrugen, so waren es immerhin Schulen.

Daß der Besuch der Regierungsschulen in Ostafrika einen größeren Widerstand als in Westafrika zu überwinden hatte, lag darum, daß die islamitische Bevölkerung befürchtete, man wolle die Schulen dem Koran abwendig machen; nachdem sich aber die Überzeugung Bahn gebrochen hat, daß dieses nicht der Fall ist, von einem Religionsunterricht in diesen Schulen ganz abgesehen wird, hat sich auch der Schulbesuch bedeutend gehoben. Werfen wir nun einen flüchtigen Blick auf die einzelnen Schulen, zuerst auf diejenigen unserer größten Kolonie, Deutsch-Ostafrika. Es befinden sich dort drei Regierungsschulen in Tanga, Dar-es-Salaam und Bagamoyo, von denen die in Tanga die älteste ist, im Jahre 1892 eröffnet; sie verdankt ihre Errichtung dem Vorgehen der deutschen Kolonial-Gesellschaft, welche 1891 das Gehalt für einen Lehrer (4500 Mk. jährlich) auf drei Jahre bewilligte. Zuerst war der Besuch ein sehr schwacher, hob sich aber in der Zeit von 1893 bis 1897 auf etwa 40 Schüler. Im folgenden Jahre wurden Lehrer für die Gemeindeschulen des Hinterlandes ausgebildet, diese erhalten freie Beköstigung, Wohnung und selbst Kleidung während ihrer Ausbildungszeit. Im Jahre 1899 betrug die Schülerzahl 103, der Besuch der Schule war aber immer noch ein sehr unregelmäßiger, es lag dies an der angeborenen Trägheit des Negers, was in den Umstande, daß die Eltern der Schüler diese vom Besuch zurückhielten, um sie im Haushalt oder in ihren Erwerbszwecken zu verwenden. Diesem Übelstande sollte plötzlich abgeholfen werden; die im Hinterlande von der Tangaer Schule errichteten Filialschulen hatten sich vorzüglich entwickelt und leisteten besonders gutes; hierdurch wurde der Ehrgeiz der Bewohner Tangas derart angespornt, daß sie am 1. August 1899 den obligatorischen Schulbesuch für alle Kinder vom 6. bis 15. Jahre einführten. Alle Kinder müssen täglich mindestens zwei Stunden die Schule besuchen, infolgedessen wurden 283 neue Schüler der Anstalt zugeführt. Die Schule hat gegenwärtig sechs Klassen und sechs Unterabteilungen. Außer dieser Anstalt befindet sich in Tanga eine Handwerkerschule für Eingeborene.

Die Regierungsschule in Dar-es-Salaam, 1895 errichtet, hatte ebenfalls zuerst sehr schwachen Besuch zu verzeichnen, zählte aber vier Jahre später 109 Schüler. Sie zerfällt in eine Hauptschule mit fünf Klassen und eine Nebenschule, worin die Kinder der Inder im „Gujerati", ihrer Muttersprache, unterrichtet werden. Mit der Schule ist ein Alumnat verbunden, dem 18 Kinder angehören, die vom Gouvernement resp. der Gemeinde erhalten werden.

In Bagamoyo wurde die Regierungsschule ebenfalls 1895 ins Leben gerufen, sie ist gut besucht und hat gleichfalls ein Alumnat für Negerknaben. Eine große Anzahl von Filialschulen unter eingeborenen Lehrern ist im Hinterlande errichtet.

Was nun die Regierungsschulen in Westafrika — Kamerun und Togo — anlangt, so wurde denselben seitens der Bevölkerung von vornherein eine größere Willfährigkeit entgegengebracht. Die älteste Schule, 1887 eröffnet, befindet sich in Bell dorf, einem Dualidorf am Kamerunfluß. Die zweite Regierungsschule wurde 1897 in Viktoria eröffnet, die Gründung derselben ist dem Bemühen der englisch sprechenden Baptistengemeinde in Viktoria, welche alle Farbige sind, zu verdanken. Die Unterrichtssprache der Schule ist die deutsche. Zu bemerken ist, daß der Unterricht im Bruchrechnen in beiden Schulen auf deutsch gegeben werden muß, da im Dualla, der Sprache der Eingeborenen, die Bezeichnung für einen Bruch fehlt. Die Schülerzahl beträgt 77, unter denen 21 Mädchen. In Togo befand sich die Regierungsschule in Klein-Popo, wurde aber 1897 wegen der Störung durch die starke Brandung des Meeres und weil auch die vorhandenen Räumlichkeiten sich als zu klein erwiesen, nach Schnevi, eine Stunde von Klein-Popo entfernt, verlegt. Über die Leistungen dieser Schule sagt Prof. Dr. G. Lenz, „mindestens ein Drittel der Regierungsschüler von Sebbeh macht in Diktaten, in denen nur Wörter vorkommen, die in der Grammatik schon dagewesen sind, keinen Fehler"[1] An vier Nachmittagen der Woche werden die Schüler in verschiedenen Handwerken unterrichtet. Im allgemeinen widmet sich der größte Teil der Schüler nach Absolvierung der Regierungsschule dem Handelsstande oder sie treten als Dolmetscher, Kanzlisten, Postbeamte, Zollaufseher u. s. w. in den Dienst der Regierung.

In unserem südwestafrikanischen Schutzgebiete sowohl wie in denen der Südsee und in Kiautschou ist man mit der Errichtung von Regierungsschulen noch nicht vorgegangen, da die kulturelle Entwickelung dieser Gebiete noch nicht genügend vorgeschritten ist.

Nach Südwestafrika wurden seitens der Reichsregierung im vorigen Jahre zwei Lehrer für Kinder von Deutschen entsandt, wovon der eine die Schule in Windhoek, der andere diejenige in Gibeon leitet.

Die Religionsfreiheit der Regierungsschulen hat zu verschiedenen Angriffen gegen sie, besonders von Seiten der Mission und damit zusammenhängender Persönlichkeiten geführt; wir wollen hier nicht näher auf diese Polemik eingehen, möchten aber bemerken, daß die Heranziehung von islamitischen Elementen zum Kolonialdienst in Ostafrika notwendig ist, hieran aber nur zu denken ist, wenn dieselben vorher eine Schule besucht haben, der Besuch einer Missionsschule oder auch einer solchen, welche die christliche Religion lehrt, für diese Elemente aber ausgeschlossen ist.

Die Missionsschulen betrachten als das Hauptziel ihrer Bestrebungen die Erziehung der Schüler zu gläubigen Christen, ihr Hauptfach ist Religion, daneben wird auch Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt. Anerkennenswert ist, daß besonders die deutschen Missionen bestrebt sind, ihre Schüler auch in einem Handwerk anzubilden.

Welchen Aufschwung das Missionswesen in unseren Kolonieen genommen hat, beweisen folgende Zahlen, welche der Beilage zum „Deutsch. Kolonialblatt", Jahrg. XI, Nr. 21 vom 1. Novbr. 1900 entnommen sind. Danach waren in unseren Schutzgebieten 29 Missionsgesellschaften, von denen 19 deutsche sind, thätig, gegen nur 6 deutsche im Jahre 1890.

Wir schließen diese flüchtige Abhandlung über das Schulwesen in unseren Kolonieen, indem wir der Hoffnung Ausdruck geben, daß deutsches Wissen und deutsche Bildung immer mehr den Kitt bilden möge, der unsere Kolonieen mit dem Mutterlande vereinigt!

Kiautschou im Jahre 1899/1900.

Seit 1899 geht alljährlich im Januar dem Reichstage eine Denkschrift über die Entwickelung von Kiautschou zu, die kurz und übersichtlich alles im vorangehenden Verwaltungsjahre in der „Pachtung" Geleistete verzeichnet und durch gute Karten und interessante Abbildungen dem Verständnis näher führt. Jetzt liegt uns die dritte derartige Denkschrift vor, die das Jahr Oktober 1899/September 1900 behandelt und aus der wir im Folgenden einige Mitteilungen wiedergeben[1]).

[1]) Die Denkschrift ist auch im Buchhandel für 5 Mk. zu haben.

Digitized by Google

Die chinesischen Wirren sind an dem Schutzgebiete selbstverständlich nicht spurlos vorübergegangen. In ihm selber ist zwar auch im Berichtsjahre die Ruhe niemals gestört worden, und nicht einmal Anzeichen einer Gärung machten sich dort bemerkbar; aber im weiteren Hinterland von Kiautschou, in der Provinz Schantung, haben Unruhen und Kämpfe stattgefunden, die sich bis an die deutsche Grenze verbreiteten und zeitweilig eine Unterbrechung der auf chinesischem Gebiet verbreiteten deutschen Eisenbahn- und Bergbauunternehmungen herbeiführten. Schädigender noch aber war die allgemeine Stockung des Handels und Verkehrs aus Anlaß der Unsicherheit der ganzen politischen Lage, und bedeutende wirtschaftliche Pläne konnten deshalb nicht in Ausführung genommen werden. Immerhin war das Gouvernement bemüht, wenigstens in der inneren Weiterentwickelung Kiautschous keinen Stillstand anfkommen zu lassen, und diesem Bestreben ist der Erfolg auch nicht versagt geblieben.

Was das Verkehrswesen anlangt, so wurde der Arbeitsplan der Schantungeisenbahn-Gesellschaft durch Unruhen gestört, die bereits im Dezember 1899 im Innern der Halbinsel ausgebrochen waren. Zweimal, im Januar und im Juli 1900, mußten die Eisenbahnarbeiten jenseits der chinesischen Stadt Kiautschou eingestellt werden, worauf man jedoch die dort vertriebenen Beamten und Arbeiter auf der Strecke Tsingtau-Kiautschou verwendete, die dadurch so weit gefördert wurde, daß die Betriebseröffnung dieser ersten, 74 km langen Teilstrecke im Frühjahr 1901 endlich trotz aller Hindernisse stattfand; es waren nämlich am 31. Dezember v. J. die Geleise von Tsingtau aus 37 km, von Kiautschou aus 46 km weit verlegt, so daß nur noch 9 km zur Vollendung fehlten. Das Betriebsmaterial befindet sich bereits an Ort und Stelle und auch für die Ausbildung des Betriebspersonals, das aus Chinesen bestehen wird, ist gesorgt worden. Eine wichtige Verbesserung der telegraphischen Verbindungen ist durch die Legung eines deutschen Kabels von Tschifu nach Tsingtau und von Tsingtau nach Schanghai gewonnen; denn damit ist die Kolonie unmittelbar an die großen unterseeischen Telegraphenkabel angeschlossen und unabhängig geworden von den chinesischen Landleitungen. Die Eröffnung des deutschen Telegraphenamtes in Tsingtau erfolgte am 5. Oktober 1900. Der Schiffsverkehr im Hafen von Tsingtau verzeichnet für das Berichtsjahr 182 Dampfer mit 210796 Tonnen und 10 Segelschiffe mit 15356 Tonnen, darunter 140 deutsche Dampfer und 6 Segler; daneben besteht ein beträchtlicher Verkehr chinesischer Fahrzeuge, die hier nicht mitgerechnet sind. Als die wichtigste Aufgabe auf diesem Verkehrsgebiete bezeichnet die Denkschrift die Herstellung einer regelmäßigen direkten Dampferverbindung mit Deutschland, der man ja auch näher treten wird, sobald die Eisenbahn das Innere von Schantung erreicht haben wird und sich damit eine solche, immerhin kostspielige Schiffsverbindung zu rentieren verspricht. Zur Zeit ist der Durchgangshandel, d. h. der über das Freihafengebiet von Tsingtau gehende Ein- und Ausfuhrhandel nach und von China nicht erheblich und wird im allgemeinen durch chinesische Kaufleute vermittelt. Immer wieder — so sagt die Denkschrift — muß betont werden, daß erst von der Eröffnung bequemer und billiger Verkehrswege im Innern sowie von der Hebung der Bodenreichtümer der Provinz sich ein Aufschwung des Handels und eine rege Beteiligung auch des deutschen Kaufmanns erhoffen läßt. In den fünf Vierteljahren von Juli 1899 bis September 1900 hatte der Gesamthandel mit dem chinesischen Gebiet einen Wert von rund 6615000 Doll.; darunter figurierte die Gesamteinfuhr von Waren fremden Ursprungs mit 815000, die Gesamteinfuhr von Waren chinesischen Ursprungs mit 3250000 und die Gesamtausfuhr mit 2550000 Doll. Zu den eingeführten wichtigeren Waren fremder Herkunft gehörten Baumwollengarn, Baumwollenwaren, Petroleum, Metalle, Anilinfarbe und Nadeln; nach Deutschland wurden vorzugsweise Borsten, Kuhhäute, Seidenwaren, Hundefelle und Strohgeflechte importiert. Die aus dem Eisenbahnsyndikat heraus gebildete „Schantung-Bergbaugesellschaft“, die eine Konzession auf der Halbinsel erhalten hat und ein Grundkapital von 12 Millionen Mark besitzt, begann gleich nach ihrer Gründung (Oktober 1899) mit den Vorarbeiten und Untersuchungen, die freilich mehrfach durch die Unruhen unterbrochen wurden, aber doch bereits folgendes ergeben haben: Es ist in Übereinstimmung mit den Angaben Richthofens eine Reihe umfangreicher Steinkohlenlager in der Provinz Schantung nachgewiesen worden, von denen mehrere in den Zug der Bahnlinie von Tsingtau zur Hauptstadt Tsinanfu, andere in die Zone der Bahn von Tsinanfu nach dem Süden der Provinz fallen; ebenso sind mehrere große Eisenerzlager innerhalb des Zuges dieser beiden Bahnlinien festgestellt. Der Schwerpunkt der Bergbauarbeiten liegt voraussichtlich für die nächste Zukunft auf dem Kohlenfelde von Weihsien, wo auch bereits die Markscheider- und andere Arbeiten begonnen hatten, als sie im Juni v. J. unterbrochen werden mußten.

Der Bericht über das Gesundheitswesen lautet ziemlich günstig. Die Durchtyphusepidemie hatte im Februar 1900 ihr Ende erreicht. Der Parasit der tropischen Malaria konnte in keinem Falle nachgewiesen werden, so daß das Vorkommen tropischer Malaria vorläufig in Abrede gestellt werden muß. Größere sanitäre Maßnahmen und strenge Handhabung der Sanitätspolizei den Chinesen gegenüber werde die allgemeinen Gesundheitsverhältnisse bessern; mit den ersteren ist auch schon begonnen worden, vor allem durch den Bau einer Wasserleitung, die das im Thale des Haipo erbohrte gesunde Wasser nach Tsingtau führen soll. Trotz allem werden freilich, wie an der ganzen chinesischen Küste so auch hier, die Darmkatarrhe in der heißen Zeit eine Rolle spielen.

Besonders eifrig ist der Bau der Hafenanlagen gefördert worden, über den ein beigefügter Plan Aufschluß giebt. Das Gebiet des künftigen „Großen Hafenbeckens“ liegt im Norden von Tsingtau. Der Verbindungsdamm zwischen der Hafeninsel und dem südwestlich davon belegenen Hafenriff ist gegenwärtig in der ganzen Länge von 420 m bis auf 2 m über Normalnull und mit einer Kronenbreite von 5 m hochgeführt, und im Anschluß an diesen Damm ist am Nordrande der Hafeninsel auf 148 m Länge eine Betonmauer hergestellt. Auf der Landseite sind zwei Umschließungsdämme in Angriff genommen, von denen der größere, der das Hafenbecken auf der Ost- und Nordseite 2690 m weit begrenzen wird, in einer Länge von 1645 m vorgetrieben ist, während von dem anderen auf der Südwestseite ein 275 m langer Steindamm und im Anschluß daran auf der Nordwestseite von dem 740 m langen Abschlußdamm eine Strecke von 550 m fertiggestellt worden ist. Durch diese Dämme gewinnt der Hafen eine etwas kreisförmige Gestalt. Auch mit dem Bau des „kleinen Hafens“ (Boots- und Leichterhafen) in der Tapautaubucht nordwestlich von Tsingtau ist begonnen und der Leuchtturm Yunuisan (Insel an der Ostseite der Einfahrt in die Bai von Kiautschou) fertig geworden.

Ein wichtiges Kapitel ist die Aufforstung. Im Beginn der meisten Wasserläufe liegen an den Berg-

Digitized by Google

hängen große, bis über einen Hektar umfassende Boden- und Sandflächen ohne jeden Pflanzenwuchs in dünner Schicht auf dem Feld, und dieser nackte Boden ist der Rest einer vielfach einst mächtigen Decke. Die Sandfläche war nach der Regenzeit von 1900 ganz verschwunden. Hier ist durch Auflegen horizontaler Streifen von Grasplatten Halt geschaffen. Beholzung durch Kiefernsaat oder Pflanzung ist darauf noch nicht überall gelungen. Im Berichtsjahre sind etwa 235 ha, und zwar 95 ha mit Laubholz und 140 ha mit Nadelholz, angeschont worden. (Hierüber giebt eine Karte in 1:6250 Aufschluß.) Samen und Pflanzen dazu wurden aus Japan bezogen, doch ist jetzt zur Gewinnung des Bedarfs an Forstpflanzen, Bäumen und Sträuchern für das Bepflanzen der Straßen u. s. w. an den Hitsbergen ein Pflanzgarten angelegt worden. Der Stand der Schonungen, deren Bewässerung Schwierigkeiten machte, ist befriedigend oder gut, und nur die Kiefernsaat ging zum Teil spärlich auf. Über die wissenschaftlichen Arbeiten teilt die Denkschrift u. a. folgendes mit: Im Bereiche des Justizwesens ist mit einer Übersetzung des Gesetzbuches der Tschingdynastie und der nachträglich ergangenen Erlasse der Kaiser begonnen worden, und außerdem wird das Handelsgewohnheitsrecht gesammelt. Die von dem versturbenen Missionar Faber angelegte Pflanzensammlung ist vervollständigt worden und die meteorologisch-astronomische Station hat ihre Arbeiten fortgesetzt. Nach den Berichten der letzteren, die durch Temperaturtabellen erläutert werden, war der Winter 1899/1900 durchweg kälter als in den Vorjahren, und die innere Bucht war deshalb oft, namentlich im Januar, auf weite Strecken mit Treibeis bedeckt, der Dschunkenverkehr unterbrochen. Der Beginn des Winters fiel wie früher in das letzte Drittel des November, das Ende auf den 25. März. 1898 dagegen war die Temperatur am 23. März und 1899 am 12. März zum letztenmal unter Null gesunken. Die niedrigsten Temperaturen waren: 1897/98 am 4. März 1898 — 6,3°, 1898/99 am 14. Januar 1899 — 7,5°, 1899/1900 am 2. Januar 1900 — 11°. An 10 Tagen des Winters traten Stürme auf, von denen jedoch nur drei die Stärke 8 und mehr erreichten. Die Frühjahrstemperaturen waren 1900 milde und angenehm, die Winde wehten vorzugsweise schon von Mitte Februar an mit leichter Stärke aus Südosten; nur ein schwerer Sturm am 26. Mai, der von morgens 9 bis abends 9 Uhr wehte und zeitweilig die Stärke 12 erreichte, richtete nicht unerheblichen Schaden an den Häusern an. Die sogenannte Regenzeit, die die Monate Juni, Juli und August umfaßt, verlief normal. Die Gesamtniederschlagsmenge betrug in diesen drei Monaten an 39 Regentagen 466 mm gegen 269 mm an 35 Regentagen in denselben Monaten des Jahres 1899. Die charakteristischen Merkmale für den Beginn der Regenzeit, Nebel und Druck, traten im Berichtsjahre weniger ausgesprochen hervor. Die größte Hitze wurde mit 32,3° am 24. Juli verzeichnet, die größte Hitze im Vorjahre mit 32,6° am 23. Juli. — Die Vermessungsarbeiten in der Kolonie wurden Dezember 1899 zum Abschluß gebracht, und das Vermessungsdetachement trat darauf die Heimreise an. Doch blieb ein Offizier desselben noch weitere drei Monate im Kiautschougebiet, um — zur Vervollständigung der Seekarten — die Aufnahme des zu China gehörenden Teiles der Küste, des Südabhanges des Lauschan von der deutschen Grenze nutwärts bis zum Kap Yatau und der chinesischen Küste südlich der zur Kolonie gehörigen Halbinsel Haibai auszuführen. Die Landesaufnahme geschah durch Triangulation, Meßtisch und Kippregel (außer im Gebirge, wo einfacher verfahren wurde), die Basis war im Haipolufsbett gemessen, die Länge des Ausgangspunktes der Arbeiten, des astronomischen Hauptpfeilers des kleinen Observatoriums beim „Strandlager", wurde durch telegraphische Zeitübertragung von Schanghai ermittelt. Zur Zeit ist man dabin mit der Verarbeitung des Materials beschäftigt, das für eine genaue Karte des Gouvernements verwendet werden soll; außerdem werden die hydrographischen Arbeiten noch speciell zur Herstellung von Seekarten verwertet. Augenblicklich sind diese Arbeiten an weit vorgeschritten, daß im Frühjahr d. J. die topographische Karte des Kiautschungebiets im Maßstab 1:50000, sowie eine Seekarte im gleichen Maßestabe erscheinen wird. In kurzer Zeit wird dann die Herausgabe einer Seekarte in 1:100000 folgen.

Aus dem Kapitel über die militärisch-politischen Vorgänge sind die Bemerkungen über den General Yuanschihkai, den im letzten Sommer vielgenannten Gouverneur von Schantung, erwähnenswert. Yuanschihkai erwies zu Beginn des Jahres 1900 den fremdenfeindlichen Yuhsien, der mit den Geheimbündlern allzu offene Freundschaft hielt, und zog — er war bis dahin kommandierender General der zum Schutze Pekings ansersehenen Truppen gewesen — mit seiner gut einexerzierten und disziplinierten Armee angeblich zur Niederwerfung der aufrührerischen Bewegung in Schantung ein. Er vollzog glatt und geschickt die Absetzung der störenden Elemente nach dem Norden des Reiches und vermied so wesentliche innere Kämpfe in seiner Provinz. Yuanschihkais freundschaftlichen Gefühlen für die Fremden traut der Verfasser dieses Kapitels der Denkschrift nicht recht. Als infolge der Ausdehnung der Bewegung auch das Schutzgebiet gefährdet schien, wurde von Tsingtau aus Kiautschou besetzt; hierzu bemerkt der Berichterstatter: Was die Stellungnahme Yuanschihkais in dieser kritischen Zeit angeht, so zog er es vor, sich der besonnenen Haltung der Gouverneure der Yangtse-Provinzen anzuschließen. Er verstand es — mit der Begründung, er müsse seine Truppen im Norden von Schantung an der Grenze von Tschili gegen das Eindringen der Boxer aufstellen und könne daher für die Sicherheit der Europäer nicht mehr eintreten — die Fremden einen nach dem anderen aus dem Innern der Provinz zu entfernen. Am 3. Juli erklärte das deutsche Gouvernement Yuanschihkai, daß es bereit und entschlossen sei, im Notfalle selbst die Ordnung in der Provinz durch militärische Besetzung wichtiger Posten aufrecht zu erhalten; nach anfänglichem Schwanken entschloß sich darauf Yuanschihkai, seine Truppen in der Provinz zurückzuhalten und nicht an den Kämpfen im Norden teilnehmen zu lassen. — Diese Sätze bedeuten, daß die Verbündeten in Tschili auch noch die Truppen Yuanschihkais vor sich gehabt hätten, wenn ihn nicht das deutsche Gouvernement durch seine Drohung, einzelne Orte Schantungs zu besetzen, vom Abmarsch nach Tschili abgehalten hätte. S.

Digitized by Google

Die deutsche Kolonialschule in Witzenhausen a. d. Werra.

Von G. A. Kannengiefser.

Die am 1. Mai 1899 in Witzenhausen eröffnete erste deutsche Kolonialschule, welche ihre Entstehung wesentlich dem Wohlthätigkeitssinn wie dem weiten Blick und dem ernsten Streben verschiedener Kolonialfreunde verdankt, kann unter der Leitung ihres bewährten Direktors, des Divisionspfarrers a. D. Fabarius, bereits heute auf eine gedeihliche Thätigkeit zurückblicken.

Die Kolonialschule ist von einer Genossenschaft mit beschränkter Haftung gegründet, unter dem Schutze des

wenn auch jedes Volk seine besonderen Wege geht und gehen mufs.

So besitzt England das „Colonial College“ und „Training Farms“ bei Harwich. Diese Schule ist ein Privatunternehmen, welches von der Regierung unterstützt wird, sie besitzt 3400 Morgen grofse Ländereien und liegt sehr günstig an der See.

Holland hat die Reichsackerbauschule in Wageningen. Auch Frankreich ist in letzter Zeit mit der Errichtung

Gesamtansicht der deutschen Kolonialschule zu Witzenhausen.

Fürsten zu Wied. Man hat mit Recht diese Art der Gründung derjenigen durch den Staat vorgezogen, weil ohne Zweifel die freie Entwickelung, welcher sie sich jetzt erfreut, sonst gehemmt und wichtige Sonderaufgaben unmöglich gemacht worden wären.

Ein Bedürfnis zur Errichtung war ganz entschieden vorhanden, wie die Erfolge der Schule schon jetzt klar beweisen. Alle anderen Schulen unseres Reiches, mögen sie sein, welcher Art sie wollen, sind nicht in der Lage, Männer der praktischen Arbeit, tüchtige und zuverlässige Pflanzungs- und Wirtschaftsbeamte sittlich und technisch vorzubilden und in tropische Verhältnisse einzuführen. Mit einem Wort, praktische Kolonialarbeiter kann nur eine für diesen besonderen Zweck errichtete Anstalt ausbilden. Andere Kolonialmächte sind uns selbstverständlich in der Errichtung derartiger Schulen vorangegangen und waren für uns gewissermafsen Vorbilder,

derartiger Anstalten vorgegangen, so ist in der Nähe der Stadt Tunis eine Kolonial-Ackerbauschule für junge Leute französischer Nationalität errichtet, deren erste Zöglinge — 30 an der Zahl — im vorigen Herbst die Schule verlassen haben. Diejenigen der Schüler, welche sich in Tunesien der Landwirtschaft widmen wollen, erhalten noch eine praktische Ausbildung auf einer der grofsen Domänen der Regentschaft, dieser Lehrgang dauert ein Jahr. Es liegt auf der Hand, dafs die Ausbildung in der Kolonie selbst von allergröfstem Wert für die Schüler wie für die ganze Sache ist, und es wäre für unsere jungen Männer, welche Witzenhausen verlassen, im höchsten Grade vorteilhaft, wenn sie nach Verlassen der Kolonialschule in der Kolonie, welche sie sich zum Schauplatze ihrer Thätigkeit ausgesucht haben, ebenfalls noch einen praktischen Kursus durchmachen könnten. Während dieser Zeit hätten sie auch Zeit

Digitized by Google

und fänden genügende Gelegenheit, sich dem Studium der Sprache der betreffenden Länder zu widmen. Jedenfalls dürfte es nicht schwierig sein, in jeder Kolonie hierfür geeignete Plantagen- und Farmenbesitzer zu finden, die sich mit der ferneren Ausbildung der jungen Leute befaßten; allerdings gehört Geld dazu, das sich jedoch durch die auf diese Weise gewonnenen Erfahrungen sicherlich reichlich bezahlt machen würde.

Kehren wir nun zur Kolonialschule zurück, ihr Ziel ist: Plantagen- und Wirtschaftsbeamte, Gärtner und Kaufleute heranzubilden, welche sowohl theoretisch wie praktisch so weit zu fördern sind, daß sie in den Kolonieen mit leichtem Verständnis Farmen oder Stellen als Wirtschaftsbeamte übernehmen können.

Außerdem will die Schule aber auch evangelischen Missionsanwärtern und Missionaren Gelegenheit bieten, ihre Kenntnisse in obiger Richtung zu erweitern, im Falle dieselben vorher zu dieser Ausbildung keine Gelegenheit fanden. Ebenso können Offiziere und Regierungsbeamte, welche sich dem Kolonialdienst widmen, hier die praktischen Bedürfnisse und Aufgaben des Kolonialdienstes kennen lernen.

Aber nicht allein in allen erforderlichen, vielfachen sittliche Haltung und Leistungsfähigkeit der jungen Herren die höchsten Anforderungen!"

Andererseits scheint aber die Kunde von der Schule und ihrer Ziele noch nicht allgemein in unserem Vaterlande verbreitet zu sein, denn die Anmeldungen von Schülern aus Deutschland könnten größer sein, während sich die Anfragen von Ausländern gemehrt haben.

Heutzutage, wo man wohl mit Recht sagen kann, daß alle Fächer überfüllt sind, ist es ein wahres Labsal, zu hören, daß die Nachfrage nach ausgebildetem Personal für Farm und Pflanzung, welche an die Verwaltung der Kolonialschule gerichtet wird, noch immer das Angebot übersteigt. So mußten im letzten Vierteljahr sehr günstige Nachfragen nach Wirtschaftsbeamten aus Mittelamerika, Kamerun, Neuguinea und Ostafrika abschlägig beschieden werden.

Bis zum Oktober 1900, also nach $1^1/_2$jährigem Bestehen der Schule, sind im ganzen von 64 jungen Männern, die eingetreten, 16 bereits im Auslande thätig.

Am 10. Oktober v. J. begann das neue Semester mit 31 Schülern. Das Durchschnittsalter der Schüler beträgt etwa 19 bis 20 Jahre.

Der Arbeitsstoff, den die Anstalt zu erledigen hat,

Witzenhausen im Jahre 1654.

Zweigen der Wissenschaft und Praxis sollen die Ausziehenden erfahren sein, sondern sie müssen auch auf einem solch hohen sittlichen Standpunkte stehen, der sie befähigt, die schweren Aufgaben, welche ihnen entgegentreten, lösen zu können. Sie gehen als Vertreter des deutschen Volkes hinaus und sind verpflichtet, dem Namen und dem Ansehen eines „Deutschen" unter ihrer fremden Umgebung nach jeder Richtung hin Achtung zu verschaffen. Deshalb aber auch ist es erforderlich, daß der Schule nur solche Zöglinge zugeführt werden, deren Vergangenheit tadellos ist und die dadurch eine gewisse Gewähr für die Erfüllung der ihrer harrenden Pflichten geben. Dieser Punkt scheint jedoch nicht immer genau berücksichtigt zu werden, denn im vergangenen Halbjahr mußten wiederum zwei Schüler die Schule verlassen. Wenn es heute noch Leute giebt, die glauben, daß die Arbeit eines Kulturpioniers nichts anderes heißt als eine Abenteurerlaufbahn und daß daher ein jeder gut genug dafür ist — wie etwa früher, wenn ein Junge durchaus nicht gut thun wollte, es hieß: „Er muß nach Amerika!" — so ist dieser Mangel an Verständnis für die Aufgaben und den Beruf eines Kulturpioniers tief zu beklagen. Direktor Fabarius sagte über diesen Punkt wörtlich: „Die deutsche Kolonialschule ist durchaus keine Besserungsanstalt, stellt vielmehr im Gegenteil an Eifer und Ehrgefühl, ist ein ganz besonders großer, deshalb ist auch im allgemeinen zur Bewältigung desselben ein zweijähriger Lehrgang vorgesehen, jedoch finden auch abgekürzte Kurse für solche Zöglinge statt, die sich nur über einzelne Fächer unterrichten wollen.

Die Domäne Witzenhausen ist für die Anstalt eingerichtet, die Gebäude, teils Reste eines alten Klosters, und eine neu angelegte Gärtnerei liegen unmittelbar an der Werra. Das alte Klostergebäude ist teilweise umgebaut und als Lehr- und Wohngebäude für die Schüler eingerichtet. Außer dem Domänenland ist noch Pachtland hinzugezogen, so daß der Betrieb vielseitiger Land- und Viehwirtschaft ermöglicht ist. Ebenso bieten Handwerkstätten mit Wasserkraftbetrieb, Gärtnerei, Obstbaumpflanzungen, Weinberge und die umliegenden Staatsforsten weitere Bildungsmittel. Die Anstalt besitzt ebenfalls ein eigenes naturwissenschaftliches Institut, so daß den weitgehendsten Ansprüchen Rechnung getragen werden kann.

Bei der Lage Witzenhausens in der Nähe von Göttingen (Universität) und Hann. Münden (Forstakademie) war es möglich, für die Schule hervorragende Lehrkräfte zu gewinnen. Der Lehrplan für das Wintersemester 1900/01 umfaßt folgende Fächer, dabei ist zu bemerken, daß dieses Halbjahr besonders für den theoretischen Unterricht vorgesehen ist. 1. Allgemeines, Völkerkunde,

Digitized by Google

Wirtschaftliche Ausbreitung des Menschen über die Erde, Chemie, Pflanzenphysiologie, Mineralogie, Tierheilkunde, Tropengesundheitslehre, Koloniale Agrarpolitik. 2. Landwirtschaft, Pflanzen-, Klima- und Bodenkultur, Technische Ernährungs- und Züchtungslehre, Wein- und Gemüsebau, Forstwirtschaft, Buchführung. 3. Kulturtechnik und Handwerke, Baukunde und Gewerbelehre, Praktische Arbeiten in Schmiede und Schlosserei, Wagenbau und Tischlerei u. s. w. 4. Leibesübungen, Turnen, Fechten, Reiten und Schießen. Der Stundenplan für das Winterhalbjahr ist so eingerichtet, daß von 8 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags nur theoretischer Unterricht stattfindet, während von $1^1/_2$ bis $4^1/_2$ Uhr nachmittags auch praktisch gearbeitet wird. Die Zeit von $4^1/_2$ bis 7 Uhr abends ist dem Privatunterricht, dem Studium und dem Reiten gewidmet.

Den Aufnahmebedingungen gemäß finden Schüler von 17 bis 25 Jahren zu Beginn jedes Halbjahres Aufnahme zu einem jährlichen Lehr- und Pensionspreise von 1000 bis 1300 Mk. je nach Lage und Einrichtung des Zimmers. Die Anstalt (Internat) bietet Wohnung, Kost, Feuerung und Licht.

Die ausgedehnten Beziehungen der Verwaltung der Schule sowohl zu den kolonialen Kreisen wie zu den Kolonieen und den deutschen Siedelungsgebieten in Südafrika, Brasilien und Argentinien bieten ihr die beste Gelegenheit, für ihre Schüler als Stellenvermittelung zu dienen. Eine bindende Verpflichtung für die spätere Anstellung ihrer Schüler kann naturgemäß nicht übernommen werden, mit Rat und Empfehlungen wird die Schule jedoch stets unterstützen.

Zum Schluß soll einer Zeitschrift Erwähnung geschehen, die in engster Verbindung mit der Anstalt steht, von dem Direktor derselben herausgegeben wird und den Titel „Der deutsche Kulturpionier" führt. Sie enthält Nachrichten aus der deutschen Kolonialschule und hat die Aufgabe, die Glieder dieser Schule, besonders auch die, welche bereits im Amland sind, untereinander zu verbinden, außerdem sollen die Gesellschafter über die Vorkommnisse und Verhältnisse der Anstalt fortlaufend unterrichtet werden.

Was die erste Aufgabe dieser Zeitschrift anlangt, so beweisen die Anzüge aus Briefen ehemaliger Schüler aus Ostafrika und Togo n. s. w., wie fest das Band zwischen ihnen und der Schule geknüpft ist, sie legen ein vorzügliches Zeugnis für die Zusammengehörigkeit aller Mitglieder dieser Anstalt ab.

Wenn die Kolonialschule in solcher Weise und in diesem Geiste weiter geleitet wird, so ist voranszusehen, daß sie ihren Zweck in hohem Maße erreicht, zum Wohle derjenigen, welche sich dem aufopfernden Berufe eines Kulturpioniers widmen, wie zum Wohle des deutschen Vaterlandes!

Hoffen wir, daß alle Schüler dieser vorzüglichen Anstalt draußen ihren Mann stehen, indem sie sich stets des Wahlspruches der deutschen Kolonialschule erinnern:

„Mit Gott für Deutschlands Ehr'
Daheim und überm Meer!"

Deutschlands Dampferverbindungen mit seinen Schutzgebieten.

Zwischen Deutschland und seinen Kolonieen bildet der Oceanverkehr den einzigen Verbindungsweg, und daran wird auch die Fertigstellung der transafrikanischen Bahn nichts ändern. Je regelmäßiger und schneller die Verbindung mit den Kolonieen vom Mutterlande aus hergestellt ist, desto rascher und bedeutender wird die Entwickelung des Handels mit der betreffenden Kolonie vor sich gehen. Diese Erfahrung hat die Einrichtung der vom Staate unterstützten Dampferlinien hervorgerufen. England, Frankreich, Spanien, Italien und Österreich-Ungarn zahlen ebenfalls Unterstützungsgelder, und zwar bedeutend größere als wir, an einige ihrer großen Dampferlinien. Wir verstehen unter „Reichspostdampfer" die Schiffe der unterstützten Linien, welche die Postflagge führen, solange sie die Post an Bord haben; sie sind verpflichtet, die Post und etwaige Begleiter unentgeltlich zu befördern, müssen eine bestimmte Größe und Schnelligkeit besitzen und dürfen nur bestimmte Häfen anlaufen.

Im Jahre 1890 wurde der Vertrag zwischen der Reichspost und der Deutsch-Ostafrika-Linie geschlossen, der jedoch im Laufe der Zeit einige Änderungen erfahren hat und augenblicklich eine Haupt- und eine Nebenlinie aufweist. Der Fahrplan dieser Linie für 1901 zeigt 26 Fahrten auf der Hauptlinie von Hamburg, unter Anlaufen von Tanga, Dar-es-Salaam, Zanzibar, Kilwa, Lindi, Mikindani bis Durban. Die Fahrtdauer von Hamburg nach Dar-es-Salaam beträgt 36 Tage.

Die Nebenlinie Bombay—Ost- und Südafrika macht für diese Jahr 17 Fahrten und läuft im Süden bis Kapstadt, im Norden bis Lamu. Dauer der Fahrt Bombay—Dar-es-Salaam 19 Tage.

Seit dem Januar d. J. ist eine neue Postdampferverbindung nach Afrika auf der Westseite hergestellt. Die Linie geht von Hamburg aus, läuft Las Palmas, Kapstadt u. s. w. an und geht bis zur Delagoabai, sie verkehrt monatlich und braucht auf der Ausreise bis Kapstadt 29 Tage, bis Delagoabai 39 Tage, auf der Heimreise 36 Tage. Der große Verkehr mit Südafrika, besonders mit dem Kaplande, stellt für diese Linie eine rege Beteiligung in Aussicht.

Die Verbindung unserer Kolonie Togo wie Kamerun mit Deutschland wird durch die Woermanndampfer vermittelt, es bestehen drei Linien: a) Hamburg—Madeira—Lagos—Lome—Kamerun bis Loango, monatlich; b) Hamburg—Kanarische Inseln—Goldküste—Togo und zurück; c) Hamburg—verschiedene französische und englische Häfen an der Ostküste—Kamerun bis Loanda und zurück, monatlich. Dann ist noch eine dreiwöchentliche Verbindung zwischen Liverpool—Togo und Kamerun vorhanden.

Deutsch-Südwestafrika ist mit dem Mutterlande durch die Woermannlinie Hamburg—Las Palmas—Swakopmund—Lüderitz-Bucht monatlich verbunden, bis Swakopmund dauert die Fahrt 30 Tage. Außerdem verbindet ein Postdampfer der Woermannlinie diese Kolonie monatlich mit Kapstadt.

Geben wir nun zu Ostasien über, so finden wir, daß sich unsere Verbindung damit ganz bedeutend entwickelt hat. Die Reichspostdampfer begannen ihre regelmäßigen Fahrten im Jahre 1887. Der Fahrplan für 1901 der Reichspostdampferlinie des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie weist 26 Fahrten von Hamburg bezw. Bremerhaven nach Shanghai in 46 Tagen und von dort Verbindung mit Taingtau durch deutschen Postdampfer in 36 Stunden auf.

Von Singapore aus haben wir zur Verbindung mit der Südsee eine Zweiglinie des Norddeutschen Lloyd, welche jedoch direkt ab Hamburg resp. Bremerhaven Güter verladet. Diese Linie hat eine viermalige Verbindung und berührt von Singapore aus sowohl auf der Hin- als Rückreise: Berlinhafen (Seleo), Friedrich-Wilhelmshafen, Stephansort (Erima), Finschhafen, Herbertshöhe, Sydney. Eine andere Zweiglinie, ebenfalls des Norddeutschen Lloyd, von Hongkong ausgehend, verbindet fünfmal im Jahre Saipan—Ponape—Neu-Guinea—Queensland—Sydney auf der Hin- und Rückreise.

Die Jaluit-Gesellschaft Hamburg läßt den Reichspostdampfer „Oceana" zwischen Sydney und den Marschall-, Karolinen- und Palau-Inseln fünfmal jährlich gehen.

Samoa ist die einzige Kolonie Deutschlands, welche jetzt keine direkte Verbindung mit dem Mutterlande hat; von Sydney läuft eine amerikanische Linie nach Apia, Dauer der Fahrt 6 Tage. In den Jahren 1866 bis 1893 bestand eine deutsche Zweiglinie von Sydney aus, die in Zwischenräumen von vier Wochen nach den Samoa-Inseln führte; da diese Linie aber wenig Verkehr hatte, ging sie ein. Nachdem nun jetzt Samoa unter deutschen Schutz gestellt ist, wird auch die wirtschaftliche Lage der Inseln sich wieder heben, deshalb hegen wir die Hoffnung, daß in nicht ferner Zeit eine unmittelbare Verbindung zwischen Deutschland und dieser fernsten Kolonie wieder hergestellt wird.

Digitized by Google

Bücherschau.

Oberst a. D. Fleck: Karte über den Stand des Eisenbahnbaues in Afrika, 1900. Mit erläuterndem Texte. Berlin, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), 1901. Preis 1 Mk.

Gerade jetzt ist es von großem Belang, die neuesten, wie genaue Angaben über die Entwickelung der Eisenbahnen im dunkeln Erdteile zur Hand zu haben, da in dieser Zeit sich der Reichstag bei der Beratung über den Etat unserer Kolonieen mit der Frage der Bewilligung der erforderlichen Gelder für den Bau der deutsch-ostafrikanischen Centralbahn zu beschäftigen hatte. Afrika ist derjenige Erdteil, der uns infolge des Mangels seiner natürlichen Verkehrswege — es besitzt allerdings große Ströme, dieselben sind aber durch Fälle und Stromschnellen größtenteils für die Schiffahrt nicht verwendbar — am längsten unbekannt geblieben ist. Nur an den Rändern dieses Kontinents, im Norden am Mittelländischen Meere, im Süden in den Kapländern war Europa durch Kolonialbesitz vertreten, Demgemäß entwickelte sich auch das Eisenbahnwesen in Ägypten, Algerien und Tunesien zuerst und man kann hier sowie in Südafrika bereits von einem Eisenbahnnetz und Ausbeutungsbahnen sprechen. In den Kapländern war besonders die Entdeckung von Diamanten und Goldfeldern die Veranlassung zum Bau der Eisenbahnen. Abgesehen von diesen Ländern giebt es bis heute in Afrika nur kurze, von der Küste in das Hinterland führende Bahnen. Besonderes Interesse verdienen einige derselben, so die Kongobahn, die französische Senegalbahn, die Ugandabahn von Mombassa zum Viktorisee und einzelne Bahnen in den portugiesischen Schutzgebieten.

Deutschland ist leider noch wenig mit dem Bau von Bahnen vorgegangen; in Deutsch-Südwestafrika ist eine Schmalspurbahn von Swakobmund nach Windhoek im Bau begriffen. Deutsch-Ostafrika hat die kleine Usambarabahn, und wenn die deutsch-ostafrikanische Centralbahn von Dar-es-Salaam zum Tanganyika- und Viktorisee nicht gebaut wird, bevor die Rhodesische transafrikanische Bahn unser Gebiet durchzieht, so werden wir den Handel unserer größten Kolonie bald ganz in andere Hände übergehen sehen! Fast ebenso wichtig ist die Eisenbahnfrage für Togo und Kamerun.

Zum Schluß enthält der Text Angaben über die verschiedenen Spurweiten der Bahnen in Afrika. Was die Karte selbst anlangt, so wäre für eine Eisenbahnkarte vielleicht ein anderer Maßstab, der die einzelnen Bahnlinien genauer zur Darstellung brächte, vorteilhafter gewesen.

K.

M. Brose: Die deutsche Kolonialliteratur im Jahre 1899. Sonderheft der „Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft". Berlin 1900.

Nicht zum erstenmal zeigen wir an dieser Stelle die Broseschen Übersichten der „deutschen Kolonialliteratur" an, wie sie seit der Neuausgabe des „Repertoriums" für 1884 bis 1895 alljährlich erscheinen. Anfangs waren es dünne Hefthen, kaum zwei Bogen stark, bis das täglich wachsende koloniale Schrifttum immer größeren Raum in Anspruch nahm, so daß die jetzige vierte Fortsetzung bereits 58 doppelspaltige, engbedruckte Seiten mit vielen Tausend verschiedenen Titeln umfaßt. Trotz des ungemein weit verstreuten Materials ist bei dem erstaunlichen Fleiße des Herausgebers kaum irgend ein wichtiger Nachweis vergessen. Wo sich hier und da eine Lücke findet, handelt es sich in der Regel um entlegene Quellen, wie z. B. die katholischen „Marien-Monatshefte", welche u. a. die belangreichen Mitteilungen des Paters B. über die Baining auf der westlichen Gazellenhalbinsel enthalten. Die gesamte einschlägige Litteratur über dies Volk ist übrigens im 13. Bande der „Publikationen des Königl. Ethnographischen Museums in Dresden" verzeichnet, dem sich auch noch andere Ergänzungen entnehmen lassen werden.

Bei der geschickten Einteilung des gewaltigen Stoffes wird es dem Leser leicht, das Gewünschte schnell zu entdecken, und ebenso schnell ist er darüber orientiert, ob die Quelle ein Buch oder ein Zeitschriftenartikel ist. Selbstverständlich sind auch die „kartographischen Anhahmen" nicht außer acht gelassen. Der neue „Brose" ist somit für jeden, der sich mit kolonialen Fragen beschäftigt, ein unumgänglich notwendiger Wegweiser.

Berlin. Heinr. Seidel.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

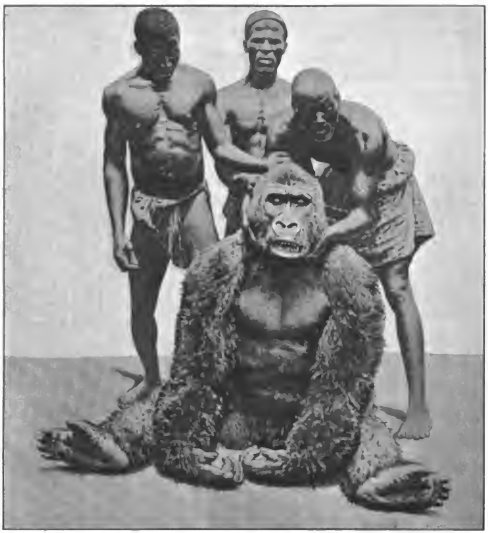
Der Gorilla im Kamerungebiete.

Daß der Gorilla im Gebiete unserer Kolonie Kamerun neben dem Schimpanse vorkommt, ist schon durch den ehemaligen Leiter der Station Yaunde, Zenker, bestätigt worden, der dort ein Exemplar schoß, welches sich in der Schausammlung des Königlichen Museums für Naturkunde in Berlin befindet; auch Leutnant v. Besser fand einen Gorilla am unteren Mbam. Gerade in die Gegend der Station Yaunde scheint er sich zuweilen zu verirren, und die dortigen Neger nennen ihn Ngi. Die Station liegt in gerader Linie etwas über 200 km östlich von dem Regierungssitze Kamerun. Das Land ist eine gebirgige Hochebene, die nach Norden und Osten in ein welliges Savannengebiet übergeht. Der Urwald ist noch stark verbreitet, doch im allgemeinen ist der Charakter des Landes der einer Parklandschaft. Die Yaundeneger, zu dem Bantus gehörig, zeichnen sich durch schönen kräftigen Körperbau aus und erreichen bis 2 m Höhe; sie sind große Jagdliebhaber, die das Wild in Fallgruben, Fallen und auf Treibjagden erlegen, und die mit ihren Steinschloßgewehren selbst große Wild wie Büffel, Kuhantilopen und auch die menschengestaltigen Affen zur Strecke bringen.

Unter den Yannde hatte sich ein deutscher Jäger, Herr H. Paschen aus Schwerin, niedergelassen, dem das Jagdglück besonders hold war, und dem es auch am 15. April 1900 gelang, das größte und gewaltigste bisher bekannt gewordene Exemplar eines männlichen Gorilla zu erlegen. Die Eingeborenen hatten ihm in größter Aufregung gemeldet, daß nahe bei der Station, bei Tsomo-kum im Urwalde, der Riesenaffe hause. Mit ihnen begab er sich auf die Jagd, und erst als durch Flintenschüsse der Gorilla aufgejagt war, konnte man den Riesen flüchtig bemerken, welcher sich in die dichte Krone eines Baumwollenbaumes flüchtete. Zu diesem bahnte sich Herr Paschen den Weg, und als der Affe aus dem schützenden Laubdache noch einmal hervorlugte, erhielt er die erste Kugel in den Unterkiefer, dann noch eine zweite, worauf er, im Falle Äste und Zweige zerbrechend, zu Boden stürzte. „Vor mir lag ein gefüllter Sack, nein im Tode furchtbar", schreibt der glückliche Jäger. Die sofort vorgenommene Messung ergab vom Scheitel bis zur mittelsten Zehe eine Länge von 2,7 m und von Mittelfinger zu Mittelfinger eine Spannweite der Arme von 2,8 m. Das Gewicht betrug etwa 300 Pfund.

Der erlegte Gorilla ist von Herrn Paschen sofort photographiert worden; die hier wiedergegebene Photographie zeigt den toten Affen, wie er von drei starken Yaundenegern sitzend aufgerichtet ist. Schon die mächtige Schulterbreite läßt erkennen, mit welchem gewaltigen Geschöpfe man es zu tun hat, neben dem die großen Neger klein erscheinen. Der Gorilla wurde abgebalgt und skelettiert; das Fleisch wurde von den älteren Negern verzehrt, nicht von den jüngeren, was mit dem Glauben zusammenhängt, der Gorilla sei ein entarteter Mensch, der zum bösen Walddämon geworden. Haut und Skelett wurden nach Paschens Rückkehr dem Museum Umlauff in Hamburg überlassen, wo das Ausstopfen des Gorilla in mustergültiger Weise durch Herrn W. Umlauff besorgt wurde. Der Künstler hat ihn in aufrechter Kampfstellung präpariert in der Art, wie sie von dem

Digitized by Google



Männlicher Gorilla.
Erlegt von H. Paschen am 15. April 1900 bei der Yaundestation. Jetzt im Museum Umlauff, Hamburg.
Nach einer Photographie von H. Paschen.

Gorillajäger H. v. Koppenfels geschiblert worden ist. Die Maße an dem Skelett sind von dem bekannten Kenner der Anthropomorphen, Professor Lenz in Lübeck, genommen worden; wir heben daraus die wichtigsten hervor:

A. Schädel.

Kapazität	562 ccm
Diagonale Länge	316 mm
Größte Breite	170 „
Jochbreite	190 „
Größte Höhe des Kammes (crista)	60 „

B. Rumpf und Glieder.

Länge des Dornfortsatzes am vierten Halswirbel	10 cm
Länge des Humerus	45 „
Länge des Radius	35 „
Länge der Hand	27 „
Länge des Femur	38,5 „
Länge der Tibia	31,5 cm
Länge des Fußes	31 „
Größte Breite des Beckens	40 „
Größte Höhe des Skeletts	165 „
Spannweite der Arme	280 „

Jedenfalls ist dieses der mächtigste bisher bekannt gewordene Gorilla und zur Zeit das hervorragendste Schaustück des bekannten Museums Umlauff, dem schon ein Preis von 20 000 Mk. dafür geboten wurde.

Das Museum Umlauff, dem wir die Überlassung der mitgeteilten Photographie und die nötigen Bemerkungen verdanken, wurde 1868 durch den Hamburger Seemann Umlauff begründet, dessen Söhne das Geschäft mit vielem Erfolg fortsetzen; denn es ist mit der Zeit die größte Naturaliensammlung Deutschlands geworden und hat auch für den Handel mit ethnographischen Gegenständen eine führende Rolle erlangt. Seine geschäftlichen Beziehungen erstrecken sich über die ganze Erde und mehr als ein großes Museum hat von dort, sei es aus dem ethnographischen, sei es aus dem naturgeschichtlichen Gebiete, Seltenheiten bezogen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 10. BRAUNSCHWEIG. 14. März 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Das deutsche Material zur Kartographie des afrikanischen Grabengebietes.

Von Dr. v. Danckelman. Berlin.

In einem Berichte über die Forscherthätigkeit des Dr. Kandt am Kiwusee ist kürzlich an dieser Stelle (Globus, Bd. 78, S. 247) gesagt worden: „Der Mangel einer Karte, welche die Ergebnisse der zahlreichen deutschen Reisenden im Grabengebiet wenn auch nur provisorisch zeigt, wird nachgerade unerträglich.“

Dieser Satz dürfte leicht bei Nichtkennern der thatsächlichen Verhältnisse die Vorstellung erwecken, als ob vieles, das Grabengebiet zwischen Tanganika- und Albert Edward-See betreffende amtliche geographische Routenmaterial bisher unbenutzt in den Akten ruhe. Eine solche Annahme wäre aber durchaus irrig. Die Sachlage ist vielmehr die folgende:

Allerdings ist in den letzten zwei bis drei Jahren das Grabengebiet zwischen dem Tanganika und der Vulkanregion von einer Reihe von deutschen Offizieren und Privatpersonen berührt worden, aber der amtlichen Centralstelle ist Routenmaterial von dort mit Ausnahme von zwei alsbald zu erwähnenden Fällen nicht zugegangen. Das Routenaufnehmen ist bekanntlich reine Liebhaber- und Privatsache und für die Offiziere der Schutztruppe nicht obligatorisch; es kann es auch nicht wohl sein. Denn wirklich brauchbare, den heutigen sehr erhöhten Ansprüchen genügende und die Topographie fördernde Aufnahmen — und nur solche sind bei der raschen Entwickelung, in welcher die Kartographie Deutsch-Ostafrikas begriffen ist, erwünscht — stellen so hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit, Willenskraft und das zeichnerische Können der Aufnehmenden, daß nur wenige Reisende Neigung empfinden, sich dieser schwierigen Aufgabe, die meist doch nur als Nebenbeschäftigung betrieben werden kann, zu unterziehen. Und das ist auch ganz gut, denn bei dem heutigen Standpunkt der Kartographie Deutsch-Ostafrikas sind flüchtige und geringwertige Aufnahmen für den Kartographen weitaus mehr eine Last und Hindernis als irgendwie von Nutzen.

Weder von dem in den Berichten aus jenen Gebieten oft genannten Hauptmann Bethe, noch von Hauptmann Richter, der das Vulkangebiet noch vor jener Zeit berührte, liegen irgend welche topographische Materialien vor. Ebenso wenig hat der unermüdliche Kiwuforscher Dr. Kandt außer einer Route Tabora—Malagarasi und Tabora—Ushirombo irgend welche Arbeiten aus dem Grabengebiet bisher nach Deutschland gelangen lassen.

Die bisher unveröffentlichten Aufnahmen v. Trothas, Ramsays, van der Burgts u. s. w., die am zweckmäßigsten nur im Anschluß an die Kandtschen Arbeiten zu veröffentlichen sein werden, berühren das eigentliche Grabengebiet so gut wie gar nicht, sondern nur das südöstliche Ruanda und Urundi.

Nur von Stabsarzt Dr. Hösemann, der von dem Ostufer des Kiwusees quer durch Ruanda nach Bukoba zog, liegt ein Routenaufnahmeheft vor. Der Versuch, dasselbe in Kartenform übernaführen, hat ergeben, daß dieses Material zweckmäßigerweise und mit Erfolg nur im Anschluß und unter Anlehnung an die Kandtschen Aufnahmen für die Karte Ostafrikas zu verwerten und voll auszunutzen sein wird.

Das einzige für die Kenntnisse des Grabens und des so interessanten Vulkangebietes wichtige Material, das neuerdings aus Ostafrika eingeliefert ist, rührt von Herrn v. Beringe her. Dasselbe betrifft aber weniger das eigentliche Kiwuseegebiet als vielmehr die Kirungavulkankette und das ihr südöstlich vorgelagerte, bisher völlig unbekannte Seengebiet von Mpororo. Nach Eintreffen dieser außerordentlich viele geographische Neuheiten enthaltenden Aufnahmen ist keinen Augenblick gezögert worden, um an zuständiger Stelle die Erlaubnis zur Veröffentlichung dieser hochinteressanten Reiseergebnisse, die wirklich noch einmal etwas Neues aus Afrika bringen, zu erwirken, und so werden dieselben in dem am 1. März d. Js. zur Ausgabe gelangenden Hefte der „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden.

Was das eigentliche Kiwuseegebiet und das Russisithal betrifft, so werden genaue Karten vor Abschluß der im Gang befindlichen, auf zwei Jahre veranschlagten Arbeiten der deutsch-kongolesischen Grenzkommission schwerlich herausgegeben werden können, und auch Material für eine provisorische Karte ist, wie oben auseinandergesetzt wurde, zur Zeit nicht vorhanden.

Digitized by Google

Aus der Volksüberlieferung der Bojken.

Von Professor Dr. R. Fr. Kaindl. Czernowitz.

Im Verlaufe meiner Studien über die Huzulen, welche ich durch viele Jahre, und zwar zum Teil im Auftrage der Wiener Anthropologischen Gesellschaft betrieben habe[1]), hatte ich auch Gelegenheit, den diesen Bergbewohnern westlich benachbarten ruthenischen Stamm der Bojken kennen zu lernen. Über Nadwórna gelangte ich nach Maniawa an der Maniawka, dann über Kryczka nach Jablinka, von hier die schwarze Bystrzyca aufwärts nach Poroby. Ferner kam ich nach Preslup-Lukwa[2]), von hier über Sliwki nach Jasień, dann zurück nach Niebylów und Perehinsko; die letztgenannten vier Orte liegen an der den Karpathen entströmenden Lomnica. Ich habe also nur den östlichen Teil der Bojken kennen gelernt. Der Name dieses Völkchens hat zu mancherlei Kontroversen Veranlassung gegeben. Am wahrscheinlichsten ist die Auffassung[3]), daſs der Name ähnlich wie jener der Huzulen (rumänisch hoc-ul = der Ränder) diesen Gebirgsbewohnern von ihren Nachbarn als Schimpfname beigelegt wurde. Danach würde der Name nicht auf die keltischen Bojer zurückzuführen sein, vielmehr würde sein Ursprung ähnlich zu erklären sein wie der Name der Lemken (ebenfalls ein Teil der galizischen Ruthenen). Wie diese nach ihrem beliebten Flickworte „lem" genannt werden, so dürften die Bojken nach dem Ausdruck „boje" = „denn es ist wirklich so", den sie sehr häufig gebrauchen sollen, von ihren Nachbarn benannt worden sein. Bei den von mir besuchten Bojken habe ich zwar dieses Flickwort nicht bemerkt; es kann aber den gemeinsamen Namen das bei dem westlichen Teile (um Skole) allein gebrauchte Wort veranlaſst haben. Daſs „Bojko" ein beigelegter Schimpf- oder Spitzname ist, geht aus dem Umstande hervor, daſs diejenigen, denen er gilt, von ihm durchaus nichts wissen wollen. An der östlichsten Grenze geben sie sich für Huzulen aus, obwohl sie sich von ihnen klar abheben. Weiter leugnen sie ebenfalls den Namen Bojken ab und wollen nur Russaken genannt werden, wie sich die meisten „Ruthenen" selbst zu nennen pflegen.

Meine Aufgabe bestand vorzüglich in der Erforschung des Hauses und Hofes. Darüber habe ich bereits an anderer Stelle gehandelt. Hier wird es genügen festzustellen, daſs die Hütte, ihr Bau und ihre Einrichtung, ferner auch die Tracht vielfach den in diesen Blättern bereits beschriebenen der Huzulen und Russaken gleicht[4]). Ich habe aber auch mancherlei Interessantes aus der Volksüberlieferung der Bojken aufgezeichnet, das der Mitteilung wert ist. Dazu füge ich noch einige Notizen hinzu, die ich einem seltenen, 1811 erschienenen Büchlein entnehme, und notiere die Ergebnisse zweier neuerer Arbeiten.

Wie anderwärts bei den Ruthenen werden auch hier (Preslup) mancherlei Zaubermittel angewendet, um dem Hause Glück zu sichern und Unglück von demselben fern zu halten. So werden beim Bau des Hauses auf die Ecken der Unterlagshölzer Brote gestellt. Zwischen den Zapfen oder Lagern der Hölzer werden Knoblauch, allerlei Kräuter, besonders Basilicum, endlich auch Geldstücke gelegt. Entsprechen diese Mittel, besonders die Anwendung zauberkräftiger Kräuter, den in diesen Gegenden noch überall erhaltenen heidnischen Gebräuchen, so kommt in dem Besprengen mit Weihwasser und der Aufteilung eines Holzkreuzes auf dem Banplatze christliche Sitte zur Geltung. Die Ceremonie bei der Legung der Grundhalken heiſst „zakladeny". Zu Anfang dieses Jahrhunderts wird über die Banopfer in diesen Gegenden folgendes berichtet[5]): Sobald die Unterlagshölzer gelegt sind, legt man auf ihre Ecken für die Nacht je ein Stück Brot. Am nächsten Morgen wird nachgesehen, ob von irgend einer Ecke das Brot verschwand. Ist dies der Fall, so gilt das als Unglück verheiſsendes Zeichen, und dem Hause muſs eine andere Lage gegeben werden. Niemals darf ein Haus an einer Stelle erbaut werden, über die ein Weg hinwegging, denn man könnte sonst „auf die Spur des Teufels stoſsen". Vom Sturm niedergeworfene Holzstämme dürfen zum Bau nicht verwendet werden, weil der Sturm ein Werk des Teufels ist, jenes Holz also gewissermaſsen schon unrein wäre. Der herkömmliche Bauplan dürfe niemals in der Weise eine Änderung erfahren, daſs man in der Breite der Hütte irgend einen Zubau sich gestatte: dies würde Tod oder doch Krankheit des Wirtes zur Folge haben; gestattet sei dagegen ein Zuban in der Länge der Hütte. Nachdem die Hütte gebaut ist, bleibt über dem Vorhause das Dach unbedeckt („wird mit Stroh nicht benäht"), „damit durch diese Lücke alles Böse herausfliege". Bevor das Haus bewohnt wird, muſs zuvor ein Hahn für eine Nacht in demselben untergebracht werden[6]); kräht der Hahn in gewohnter Weise, so ist dies ein gutes Zeichen; unterläſst er sein Krähen, so deutet dies Übles an, offenbar hat ihn der Teufel erschreckt. Wurde eine Hütte abgetragen, so scheut sich jedermann, den Ofen zu zerstören[7]).

Um vom Hause während des Jahres das Böse fern zu halten, muſs man besonders an gewissen Tagen allerlei Gebräuche beachten. Am Vortage des Jordanfestes (drei Könige) wird bei der Vesper Wasser „für den häuslichen Gebrauch" geweiht. Jeder füllt sich sodann mit demselben ein Gefäſs, das mit Haferähren, Immergrün und Basilienkraut geschmückt ist. Sobald

[1]) Vgl. aufser anderen Schriften besonders „Die Huzulen" (Wien, Hölder, 1894), „Haus und Hof bei den Huzulen" (1896), „Bei den Huzulen im Pruthal" (1897), „Ethnographische Streifzüge in den Ostkarpathen (1898).

[2]) In Jablinka fand ich in Herrn Pfarrer N. Rudnicki und in Lukwa in Herrn Pfarrer W. Lewicki treffliche Förderer meiner Studien.

[3]) Man vgl. J. Warchalsky, „Woher stammt der Name Bojki?" (Arch. f. slav. Philologie, Bd. 16, S. 591 bis 594), und W. Ochrymowyč und J. Franko, „Zwidky wziała ala nazwa Bojky?" (Woher kam die Bezeichnung Bojken?) in Žytia i Slowo, B. 3, p. 143—149.

[4]) Vgl. besonders meine Aufsätze: „Neue Beiträge zur Ethnologie und Volkskunde der Huzulen" (Globus, Bd. 69, Nr. 5 u. 6) und „Haus und Hof bei den Russaken" (Globus, Bd. 71, Nr. 9). Beide Studien sind illustriert.

[5]) Ich entnehme diese und andere im folgenden als aus dem Anfang des Jahrhunderts herstammend bezeichneten Gebräuche der Schrift „Okolica Za-Dniestraka miedzy Strzyiem i Lomnicą" von J. L. Czerwiński (Lemberg 1811), von der mir Herr Pfarrer B. Niebylowicz in Perehinsko ein leider unvollständiges Exemplar zu verschaffen die Güte hatte.

[6]) Ähnliches gilt auch bei den anderen Ruthenen. Vgl. z. B. meine Schrift „Die Ruthenen in der Bukowina" I (Czernowitz 1889). Übrigens sind Banopfer bei allen Ruthenen noch üblich.

[7]) Denselben Abergiauben beobachtete ich auch in Czernowitz. Als daselbst vor etwa 15 Jahren in meinem väterlichen Garten (Neuweltg. 38) ein altes „walachisches" Haus abgetragen wurde, wollten die damit beschäftigten Leute den offenen, im Vorhaus stehenden Herd nicht abtragen.

Digitized by Google

die Wirte mit Wasser nach Hause gekommen sind, werden mit demselben das Haus, der Hof und alle Wirtschaftsgebäude besprengt. Hierauf wird aus diesem Wasser und aus Mehl eine Art von dünnem Teig oder Kleister gemacht, und mittels dieses an den Wänden des Hauses, besonders bei Fenstern und Thüren, ferner bei der Thür des Stalles Kreuze gezeichnet. Diese kann man überall an den Häusern in Preslup, Jasieó und Pershinsko sehen, oft in grofser Zahl: sie haben den Zweck, den Bösen fern zu halten. Aufserdem pflegt man an demselben Feste z. B. in den zwei letztgenannten Gemeinden zu diesem Zwecke auch kleine Kreuzchen aus Heis anzufertigen, dieselben mit den geweihten Kräutern zu schmücken und mit Weihwasser zu besprengen; die Kreuzchen werden oben in die Thorbalken eingefügt, wo man sie ebenfalls das Als bestes Mittel, von den Rindern die Maulseuche fern zu halten, gilt ebenda geschabtes Eibenholz (tysena), das man in Kleie mischt und dem Vieh zum Fressen reicht.

Wie anderwärts bei den Bewohnern des Ostkarpathengebietes, glauben auch die Bojken, dafs böswillige Leute durch Zaubermittel einzelnen Wirten oder auch der ganzen Gemeinde Schaden zufügen können. So fanden etwa im Jahre 1895 die Leute von Jasień bei einer Quelle, die unterhalb der verlassenen Mühle fliefst, folgenden Zauber. Der Abflufs der Quelle war gereinigt, damit das Wasser rasch abfliefse. Rechts und links davon waren im feuchten Boden einige Fichtenbäumchen eingesteckt, so dafs sie zwei Reihen bildeten. In den Zweigen der Bäumchen steckten zahlreiche Stecknadeln. Die Leute waren überzeugt, dafs es sich um

Bojken-Tanz in Porohy.
Originalaufnahme von R. F. Kaindl.

Jahr über stehen läfst. Männer und Weiber pflegen in Jablinka und Preslup am Jordanfeste, sobald das Wasser geweiht wurde, in ihren Kleidern ins Wasser zu springen. Durch längere Zeit darf nach der Wasserweihe in den Bächen und Flüssen Wäsche nicht gewaschen werden, damit man das Wasser nicht entweihe. Am Georgstage (Jurja), an welchem die Hexen ihr böses Spiel besonders treiben, macht man auf die Thore überdies Kreuzzeichen mit Teer oder ungereinigter Naphtha, wie sie in jenen Gegenden auch an der Oberfläche der Erde gewonnen wird. Manche bezeichnen diesen Brauch allenfalls schon als Aberglauben (zabobony), aber nichtsdestoweniger wird er wohl allgemein gepflegt. Damit die Hexen den Kühen nicht schaden, ist es auch gut, sie mit dem Kraut „Fetthenne“ (einer Art von Mauerpfeffer, rozhodnyk) zu beräuchern (Preslup).

einen böswilligen Zauber zum Nachteile der Gegend handle, und verdächtigten zwei Bauern, die aus dem Flachlande gekommen waren, dieser Zauberei. Derselbe Zauber hat sich 1898 in Preslup wiederholt. Auch da hat man zwei Leute, die nach der Tracht aus dem benachbarten Komaz stammten, dieser Zauberei angeklagt.

Angeschlossen mögen hier noch einige am Anfang des 19. Jahrhunderts aufgezeichnete Aberglauben aus Haus und Hof werden. Ein Holunderstrauch, der im Garten gewachsen ist, darf nie unterwühlt (ausgegraben) werden; eine alte morsche Weide, die an der Grenze des Besitztums steht, darf nie umgehauen werden. Beide Gebräuche dürften darin ihren Grund haben, dafs diese Sträucher und Bäume als Sitze des Bösen gedacht werden. Insofern es sich um Bäume an der Grenze han-

Digitized by Google

delt, ist dieser Glaube gewiß auch mit dem Bestreben, die Grenze zu verrücken zu erhalten, in Zusammenhang zu bringen. Manche Wirte haben geradezu um den Garten herum noch einen zweiten Zaun gezogen und so für den Teufel einen mehrere Ellen breiten Streifen abgegrenzt. Als ein Gutsherr diesen überflüssigen Zaun niederreißen ließ, blieb jener Grundstreifen doch unbebaut. Ebenso die Wirtin ihren Garten nicht besäet hat, darf sie niemand von ihrem Samen leihen oder verkaufen. Als bestes Mittel, damit alles im Garten wohl gedeihe, gilt der Schädel einer Stute, den man am Zaun aufzuhängen pflegt[8]). Damit ein alter Baum, der nicht mehr „tragen" will, wieder fruchtbar werde, droht der Wirt demselben am Weihnachtsabend mit einer Hacke, als ob er ihn niederhauen wollte. Beim Neumond darf kein Dünger auf das Feld gebracht werden, sonst würde der Boden durch sieben Jahre unfruchtbar sein. Soll ein Feld geackert werden, so muß der Pflug zunächst ein selbständiger Wirt führen; würde dies einem Besitzlosen überlassen werden, so würde die Saat nicht gedeihen. An dem Tage, da der Mann auf das Feld zum Säen geht, darf die Frau niemand Feuer aus dem Hause geben. Der Wirt nimmt aber mit auf das Feld einen Brotlaib, Salz und ein Gläschen Wasser und stellt dies alles an dem Orte nieder, wo er mit dem Säen beginnen will. Bevor er die erste Handvoll des Saatkornes ausstreut, blickt er zum Himmel und betet, bittet, Gott möge die Frucht so reichlich gedeihen lasse, daß es für sein Haus, für die Diebe und für die Vögel ausreiche. Auch an dem Tage, an welchem der Mann auf eine Reise sich begab, darf die Frau kein Feuer (d. h. keine Kohlen, keinen Feuerbrand) aus dem Hause geben. Am Montag und Samstag darf man keine Reise antreten. Ein Wirt, der von der Reise zurückkommt, muß in denselben Hemde übernachten; würde er das Hemd wechseln, so müßte er krank werden. Auch an Sonn- und Feiertagen darf man der Nachbarin kein Feuer geben.

Beschwörungen von Krankheiten kommen auch jetzt vor; vor hundert Jahren scheint dies aber weit mehr verbreitet gewesen zu sein, besonders haben sich einzelne Geistliche und die Kirchensänger und -diener damit beschäftigt. Dem Glauben liegt die Annahme zu Grunde, daß jede Krankheit ein Werk des Teufels ist. Daher ging der Kranke zu einem Kirchendiener, der ihn zunächst über seine häuslichen Verhältnisse befragte. Dann nahm er ein Gebetbuch (psaltyr) und stach mittels eines Messers zwischen die Blätter so lange, bis er angeblich die entsprechende Stelle gefunden hatte; für jedes Aufschlagen mußte besonders bezahlt werden. Sodann las der Wahrsager, als ob es in dem Buche geschrieben stände, daß der Grund der Krankheit in dem oder jenem Umstande liege: es müsse danach entweder die Hütte, die Scheuer oder der Zann übertragen werden; oder der Kranke habe den Teufel dadurch gereizt, daß er bei seiner Hütte einen Zubau machte u. dgl. Zuletzt wurde gewöhnlich das Weihen von Wasser angeraten und zugleich die Tageszeit namhaft gemacht, zu der dies geschehen sollte (Sonnenaufgang, Mittag, Abend). Ähnlichen Rat holte sich der Bauer auch bei alten Weibern und Juden, die es verstanden hatten, in den Ruf großer Wahrsager zu kommen. Die Weihe wurde von den Priestern vorgenommen und zwar unterschied man eine „weiche" und eine „harte" Weihe. Erstere konnte jeder Priester vornehmen, letztere war aber nur das Werk besonders dazu geeigneter; denn der ungeeignete setzte sich der Gefahr aus, daß die Krankheit auf ihn überging. Die „harte" Weihe bestand in dreifacher Weihe unter Ablesung vieler Evangelien am Morgen, Mittag und Abend. Der Kranke, welcher dieses Wasser gebrauchte, wurde entweder gesund oder starb sofort. Die Anwendung des geweihten Wassers bestand darin, daß ein Teil desselben sofort getrunken wurde, mit dem Rest wusch sich der Kranke den Körper. Damals gab es auch noch einige Priester, welche mittels Weihen den Teufel aus den Hütten austreiben pflegten.

Liegt ein Toter im Hause, so wird bei ihm Totenwache gehalten. Verwandte und Freunde des Toten versammeln sich im Hause; man sagt, „sie gehen auf den Tod" (na smert ity). Die Burschen geben sich bei dieser Gelegenheit recht lärmenden Spielen hin. Sie spielen z. B. eine Art von Plumpsack (szylo). Die Mitspieler sitzen im Kreise, in dessen Mitte einer mit verbundenen Augen Platz nimmt; nun geht der Plumpsack um, und der in der Mitte befindliche erhält so lange Schläge, bis er denjenigen errät, der den Schlag geführt hat. Dann geht dieser in die Mitte. Urwüchsiger ist noch ein anderes Spiel. Einer von den Burschen legt sich auf die Bank, und die Burschen schlagen ihn der Reihe nach mit dem Waschholz[9]). Dies währt so lange, bis er den Schlagenden errät. Dann macht er ihm Platz, und das Spiel geht weiter. Erwähnenswert ist, daß man dem Toten einen Kreuzer (ein Geldstück) in die Hand giebt, mit dem er zur Rube bestattet wird (Jablinka).

Von den Feiertagsbräuchen ist einzelnes schon angeführt worden. Am Vorabend des Andreasfestes sind Orakel üblich, aus denen die Mädchen erschließen, ob sie heiraten werden und wie es ihnen in der Ehe ergehen werde. Üblich ist hier wie anderwärts das Karpathengebiete das Pflockzählen: im Dunkeln zählt das Mädchen neun Pflöcke am Zaun; ist der neunte mit Rinde bedeckt, so wird es in der Ehe glücklich sein; ist er aber rindenlos, so bekommt es einen schlechten Mann. Ferner pflegen die Mädchen Mehltaschen (perohy, eine Art von Klößen) zu kochen, und jede stellt einen auf ein Waschholz; sodann wird eine Katze in die Stube gelassen; dasjenige Mädchen, dessen Mehltasche zunächst von der Katze gefressen wird, heiratet allen anderen zuvor. Auch pflegt die orakelsuchende Schöne zu einem Schweinestall zu gehen, in welchem sich ein Eber befindet, und spricht, indem sie an die Thür poltert, den Reim: „Durr, durr, Eberschwein, werde ich bald verheiratet sein[10])?" Wenn das Schwein „antwortet", so heiratet das Mädchen. Ein weiteres Orakel besteht darin, daß das Mädchen am Andreastage am Hofe Hanf ausstreut, eine Männerhose darüber wegzieht und dann spricht: „Andreas, Andreas, ich sie Hanf; mit einer Hose verreche ich; verheiraten will ich mich[11])." Fliegt bei dieser Arbeit ein Sperling herbei, so hofft das Mädchen, daß aus derselben Richtung der Werber kommen werde. Auch pflegen am Vorabend die Mädchen Schnüre über die Gasse zu spannen: fällt ein Mädchen, ein Weib oder ein verheirateter Mann, so ist dies ein schlechtes Vorzeichen, fällt aber ein Bursch, so wird das Mädchen heiraten.

Am Weihnachtsfeste ist auch bei den Bojken die Hauptspeise ein Brei aus gekochten Weizenkörnern, dem Honig oder Öl beigemischt wird. Auch bringt man am

[8]) Dieser Zauber ist auch a. B. in der Marmaros zu finden.

[9]) Ein schaufelförmiges Holzstück, mit dem die Wäsche beim Waschen und Spülen geklopft wird.

[10]) „Durr, durr, wyper, ci wydam si typer."

[11]) „Andreju, Andreju, ja konopli siju, haczmy wolocau, widaty se chocrn."

Digitized by Google

heiligen Abend Stroh in die Stube, das einige Tage später am Thore verbrannt wird; man nennt diesen Gebrauch „den Alten verbrennen", und es ist wohl richtig, hierbei an den Untergang des Winters zu denken[13]). Auch darf man, entsprechend den geheiligten Zwölften, vom Weihnachtsabend („dem ersten heiligen Abend") bis zum zweiten (d. i. dem Abend vor dem Dreikönigsfeste) draußen nicht essen, damit die Vögel im Sommer die Saatfrüchte (nywo) nicht verseuchen[14]). Am Weihnachtsfeste ist auch Gelegenheit vorhanden, sich ein Brötchen herzustellen, mit dem man im Sommer den Hagel beschwören kann[15]). Zu diesem Zwecke nehme man neun Speisen, die für den heiligen Abend gekocht wurden, diese vermische man und backe aus dem Gemenge ein Brötchen. Solcher Brötchen bedient sich auch der Hagelbeschwörer (hradowyj, hradobura, hradobnryk) aus Kosmacz. Er hielt es bei den Beschwörungen in den Händen und murmelte allerlei Worte (Gebet, molytwa); so trieb er den Hagel auf das Wasser, auf die Berge. Vergißt man hierbei auch nur ein Wort von der Formel, so hilft sie nichts. Doch will man jetzt, versicherte mich ein Mann in Jablinka, dem Beschwörer nichts mehr für seine Kunst geben[15]). Ein anderer Beschwörer wohnt in Sleuki (Sliwki) an der Lomnica.

Die Anfertigung von bunten, mit allerlei farbigen Ornamenten verschönten Ostereiern ist nicht überall üblich. Doch findet man in Preslup und Jasień derartige Eier, das Ornament derselben ist sehr einfach; es besteht hauptsächlich aus keilförmigen Strichen, die um einen Mittelpunkt (etwa wie bei der Orakelblume) angeordnet sind, Fächer oder auch Kreuze bilden; ferner aus größeren und kleineren runden Fleckchen, die ebenfalls zumeist in Kreis- oder in Kreuzgestalt angeordnet sind. Die keilförmigen Striche und die Fleckchen erscheinen zumeist weiß, während das übrige Ei rot oder braun gefärbt ist. Daneben kommt auch gelbe Zeichnung vor. Um dieses Ornament zu erzeugen, wird zumeist eine Stecknadel mit dem Köpfchen in beifses flüssiges Wachs getaucht und mit demselben auf dem Ei jene keilförmigen Striche gezogen oder die Tupfen gemacht. Nachdem auf diese Weise das ganze Ornament mittels Wachs gezeichnet ist, bringt man das Ei in die Farbenlösung, in der es sich färbt. Sodann wird das Ei herausgenommen. Nachdem die Farbe trocken geworden ist, wird das Ei erwärmt und das Wachs mittels eines Tuches abgerieben. Wo dasselbe das Ei deckte, erscheint nun die weiße Zeichnung. Soll auch Gelb in Anwendung kommen, so ist das Verfahren etwas komplizierter.

An den St. Johannestag (6. Juli) knüpft sich im Karpathenlande noch überall ein Teil der heidnischen Feier der Sommersonnenwende: nirgends hat sich aber ein so typisches Fest erhalten, wie jenes es ist, das in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli im Walde auf dem Klewaberge bei Preslup gefeiert wird. In dieser Nacht ziehen aus den benachbarten Dörfern Porohy, Jablinka Bogrówka, Preslup u. a. Burschen und Mädchen, aber auch Männer und Weiber in den Wald, der den südlichen Abhang des genannten Berges bedeckt. Auf dem Wege dahin singen sie allerlei Lieder, die durchaus die Form der vierzeiligen Kolomejka haben und zum guten Teil nicht gerade züchtigen Inhaltes sind. Die Nacht bringen sie im Walde zu, wo sie Feuer anfachen, singen und tanzen; vor Sonnenaufgang aber baden sie und „gehen in den Tau", d. h. sie wälzen sich im taufeuchten Grase; letzteres gilt besonders von den jungen Frauen und Mädchen. Ferner wird ebenfalls vor Sonnenaufgang hier ein Nadelholz gesammelt, das man brasolyc nennt (eine Art von Pinus mughus) und das als treffliches Mittel gegen Motten zwischen die Kleider in die Koffer gelegt wird.

Das Liebesorakel am Andreasfeste ist bereits Erwähnung geschehen. Daß aber auch am allerlei Liebeszauber geglaubt wird, mit dem man den Geliebten zwingen kann, dafür ist das folgende weit verbreitete Lied ein Beweis. Ich habe aus Porohy und Preslup von demselben Kunde, aber es soll auch weiter westlich um Skole u. s. w. verbreitet sein. Die Prosaübersetzung der Verse aus Porohy — mitgeteilt von Marianne Chmil — lautet: Hinter dem Berge zeigt sich die Morgenröte, o Schafhirt mein[16]); der Schafhirt treibt die Schafe und winkt den Burschen zu: ihr jungen Burschen, grüfset das Mädchen im seidenen Hemd. — „Was soll ich, Mütterchen, thun, der Schafhirt entzog mir seine Liebe?" „Grabe, Töchterchen, die Wurzel unter dem weißen Stein." Sie grub Tag und Nacht und grub nur eine aus. Sie wusch dieselbe im Fluß und kochte sie in Milch, wusch sie sodann am Fis und kochte sie in Honig. — Kaum begann die Wurzel zu schäumen, so sattelte der Hirt das Pferd; noch war die Wurzel am Feuer, und der Hirt ist schon am Pferde; noch war die Wurzel nicht gesotten, und der Hirt war schon herbeigeeilt. — „Was hat dich herbeigeführt, das graue Pferd oder das Rinder?" „Es brachte mich das graue Pferd zur Begrüßung des Mädchens: das du mein bist und ich dein." — Nach einer Version aus Preslup fragt das Mädchen eine Wahrsagerin (worozka) um Rat und gräbt die Wurzel auf einem Gang in die Mühle. Bemerkt sei, daß man im Karpathenlande wiederholt dem Glauben begegnet, daß durch geeignete Mittel in der Ferne Weilende herbeigezwungen werden können.

Viel wird hier über die seltsamen Majki erzählt, gespensterhafte Wesen, die vorn wie schöne Mädchen oder Frauen aussehen, von denen man aber rückwärts die Eingeweide sieht. — An der oberen Lomnica erhebt sich ein Berg „Throwyszczy". Dort zeigt man am Gipfel Felsen, die einem wüsten Schlosse ähnlich sind. Zwischen diesen Felsen soll man auch eine Fufsstapfe sehen. Davon erzählt man folgendes: In jener Gegend hausten einst die Majki. Diese verschafften den Hirten ein reiches Milcherträgnis von ihren Herden, dafür mufsten diese aber mit ihnen tanzen und ihnen sonst zu Willen sein. Ein Hirt, der sehr schön auf einer Flöte pfiff, mufste ihnen stets zum Tanze aufspielen; da er dazu stets mit dem Fufse den Takt zu geben pflegte, so sieht man jene Fufsstapfe. Da geschah es, daß einst ein Hirt eine Majka fing, um sie im Dorfe zu zeigen. Da er trotz aller Bitten sie nicht losliefs, so drohte sie Rache zu nehmen. Diese Drohung ging auch in Erfüllung: die Majki verschwanden und mit ihnen das Glück. — Eine andere Überlieferung lautet: Früher hatten die Hirten von ihren Herden mehr Milch, weil die Majki waren. Jetzt sind diese verschwunden, weil die Weiber auf die Almen gehen; wo aber diese nmbergehen, dort will keine sich aufhalten. Auch gingen sie weg, weil man ihnen allerlei Schabernack spielte; besonders die Waldheger schossen nach ihnen. Als sie schon weggezogen, hielten sie in den Bergen auf Throwyszczy einen

[13]) Vgl. meine Arbeit „Festkalender der Rumänen und Huzulen", S. 403 (Czernowitz, Pardini, 1896).

[14]) Vgl. ebenda S. 405 ff.

[15]) Vgl. meine Schrift „Die Wettersauberei bei den Ruthenen und Huzulen" (Czernowitz, Pardini, 1894).

[15]) Vgl. dagegen die Sage über den Hagelbeschwörer von Czornohuse in meinen „Ruthenen in der Bukowina" II.

[16]) Mit diesen Worten endigt jede Zeile des Liedes.

Digitized by Google

Tanz. Der Pfeifer, der ihnen dazu spielte, stampfte so mit dem Fuße den Takt, daß derselbe bis zu dem Knie in den Stein eindrang. Einst fingen sie einen Hirten und führten ihn in ihr Schloß. Dort mußte er ihnen aufspielen, während sie tanzten. Dies währte 30 Jahre, so daß die Tänzerinnen einen Kessel in den Boden stampften. Schließlich hat Gott den Hirten befreit. — In Porohy hatte ein Wirt sehr schöne Möhren im Garten. Da bemerkte er, daß eine Majka oft in seinen Garten schlüpfte und von den Möhren aß. Der Mann sann nach, wie er die Majka fangen könnte, und schließlich stellte er zwischen seine Möhren einen roten Stiefel. Als nun die Majka kam und den schönen Stiefel sah, da schlüpfte sie in denselben, und da nur einer vorhanden war, so steckte sie beide Füße hinein. So konnte sie nicht rasch genug davoneilen, und der Wirt ergriff sie. Da seigte die Gefangene dem Manne ein Zauberkraut (mudre zile), das sein Wohlergehen begründete. Dafür ließ er sie frei. — Zum Vergleich sei hier eine huzulische Überlieferung über diese Wesen, die hier Nauky heißen, aus Kryworównia mitgeteilt. Es sind ungetaufte Kinder, die ganz nackt umhergehen, nur vorn ein Schürzchen tragen. Auf einen Montag im Frühling fällt ihr Fest, das rosihry heißt. Dabei sitzt eine der Nauky auf einem Baumstrunk und bläst, während die anderen tanzen. Bis zum Mittag dieses Tages müssen die Leute fasten; dann jedem Wirte, der arbeiten würde, nehmen die Nauky die Milch seiner Kühe und schlagen daraus in einem Fäßchen, das aus einem Brennesselstengel gemacht ist, überaus schöne Butter. Wer diese Butter findet und sie seinen Kühen zum Fressen giebt oder sie damit berauchert, der kann sicher sein, daß die Nauky seinem Viehstande nicht mehr schaden können. Läßt man an diesem Tage ein Kind im Freien schlafen, so thun ihm die Nauky es an, so daß es nicht mehr erwacht.

Das lange Alphorn (trombita) ist hier bei den Berghirten seltener als im Hinzulengebiete gebräuchlich. Einst, so wurde mir in Jablinka erzählt, lebte auf einer ungarischen Alm ein Mann, welcher eine Tochter hatte, die sehr schön blasen konnte. Damals zogen viele Räuber umher, welche Schafe stahlen. Als einst der Mann zu einer entfernten Stätte seine Hütte baute, brachen Räuber in seine Hürden ein und raubten die Schafe und die Tochter. Das schlane Mädchen bat die Räuber, sie möchten ihr nochmals die Trombita zu blasen gestatten. Diese ließen es zu, weil sie gern ihr Lied hören wollten. Und nun blies das Mädchen folgendes (dabei ahmt der Erzähler die langgezogenen Töne des Alphorns nach, denen der Text sehr gut entspricht): „Väterchen, Väterchen, lasse das Banen des Häuschens; denn es kamen Räuber, nahmen Hirten und Schafe." Der Vater merkte den Sinn des Liedes und eilte den Räubern nach. Da diese in einer Waldhütte (koliba) Halt machen mußten, um die Schafe zu melken, gelang es, sie einzuholen. Der Anführer der Räuber hatte aber einen so wunderbaren Säbel, daß niemand sich ihm nähern konnte. Als er aber mit demselben zuletzt focht, durchschnitt er unversehens die Stütze der Waldhütte, so daß diese auf ihn zusammenstürzte. Nun nahmen die Leute ihn gefangen, hießen ihm eine Hand ab, kochten sie und gaben sie ihm zu essen.

An das in den Karpathenländern bis vor wenigen Jahrzehnten weit verbreitete Räuberwesen erinnern auch noch manche andere Erzählungen. Der Gemeindevorsteher in Preslup erzählte unter anderem folgendes: Mein Großvater kam einst als Knabe nach Hause; da sah er, am Garten vorübergehend, Waffen blinken und Hüte mit Goldborten. Der Knabe lief zum Vater und sagte ihm, was er gesehen; so gelang es beiden, den Räubern zu entschlüpfen und in den Wald zu flüchten. Hierauf überfielen die Räuber den Wirt Wysi, der unter dem Berge Klewa wohnte. Diesen fingen sie und marterten ihn, indem sie heißes Pech auf die Brust des Unglücklichen fallen ließen. Einer von seinen Dienern war seinem Wirt so treu, daß er mit seinen Händen das Pech auffing. Das Weib des Wirtes war glücklich entflohen: „sie war eine kluge Seele und machte so, daß die Räuber aus dem Dorfe nicht fort konnten". So gelang es, die Soldaten aus Solotwina herbeizurufen, und diese fingen alle Übelthäter. — Auch wird erzählt, daß auf dem Berge Sewakowa Schätze des berüchtigten Räuberhauptmanns Doubusch verborgen liegen. Daher wurde dort schon oft gegraben. Im „großen Hungerjahre" (1866) waren Leute nach Horodenka gefahren, um Getreide zu holen. Da hatten sie von einem alten Manne erfahren, daß auf dem genannten Berge ein Brunnen sei, in den die ersten Sonnenstrahlen beim Sonnenaufgang fallen. Dort sollen die Schätze vergraben liegen.

Auch die Erinnerung an die schrecklichen Tatareneinfälle hat sich bei den Bojken bewahrt. Der Gemeindevorsteher in Preslup berichtete folgendermaßen: „Mein Vater erzählte mir, daß die Tataren den Marktort Solotwina, als hier gerade Jahrmarkt stattfand, überfielen. Sie machten viele Gefangene, banden je zwei zusammen und warfen sie über ihre Pferde, wie man es mit Zwerchsäcken thut. Dann zogen sie in unser Dorf und lagerten hier. Inzwischen hatten drei hier ansässige Brüder — sie hießen Hreeky — die Dorfbewohner bewogen, ihre Häuser zu verlassen und in den Wald auf den Grußberg zu ziehen. Von ihrem Versteche schossen nun die Brüder mit Bogen auf die Tataren, und zwar richteten sie ihre Geschosse in deren Lagerfeuer. So oft nun diese einschlugen, flogen die Fenerbrände umher, und dies richtete solche Verwirrung im Lager an, daß die Tataren sich zur Flucht wandten; auch ihr Anführer soll getötet worden sein. Nun fielen die Dörfler über die Flüchtlinge her und töteten viele derselben. Bald darauf hatten die Tataren sich wieder gesammelt, denn es gab deren viele im Lande, und kamen zurück, um sich zu rächen. Sie zerstörten das Dorf und die Kirche; die Glocken der letzteren warfen sie in einen Sumpf, wo sie noch jetzt liegen; zu Ostern kann man ihr Geläute in der Gegend „pid czwoutaryszcze" (Kirchhof) vernehmen. Inzwischen hatten die Dörfler unter Anführung der Brüder die Buchenbäume an beiden Seiten des Weges unterhalb des Grußberges unterhackt. Als nun die Tataren herbeikamen, begannen die Brüder aus dem Hinterhalte auf sie zu schießen. Die Tataren warfen sich wütend auf ihre Gegner, wurden auf jenen Weg gelockt und hier durch die fallenden Bäume getötet. Seither heißt die Gegend Tatariuka. Die neun Brüder wurden hierauf in die „Vorwaltyrja" (Verwalterei) gerufen und daselbst befragt, was sie sich als Belohnung für ihre Heldenthat wünschten. Sie forderten freies Weiderecht, Jagdfreiheit und freie Holzung. Das wurde ihnen auch bewilligt, und sie erhielten darüber eine amtliche Bestätigung (pismo). Als die Brüder schon auf dem Heimwege sich befanden, da fiel es ihnen ein, daß sie sich noch die Bewilligung, Säbel zu tragen, hätten ausbitten sollen. Daher kehrten sie ins Amt zurück und brachten daselbst ihr Ersuchen vor. „Gebet mir die Schrift zurück", sagte der Beamte, „damit ich euch auch diesen Recht anschreibe." Als er aber das Papier in Händen hatte, schalt er die Brüder und schrie sie an: „Ihr hättet wohl nicht übel Lust, gegen uns die Säbel zu gebrauchen." Damit schickte er die Brüder weg, die nun

Digitized by Google

leer ausgingen. — Zwischen Jasień und Lippowica befindet sich ein Bergthal mit schmalem Zugang, Namens „Czuta". Die Leute sagen, dafs dieser Name daher komme, dafs ihre Vorväter sich vor den Tataren dahin flüchteten. Wenn nun die Aufpasser schon von ferne die Tataren reiten hörten, so riefen sie „czuty, czuty!" d. h. man hört sie schon.

Unterhalb Maniawa führt ein Waldweg vom Maniawkabache zu den Ruinen des unter Joseph II. aufgehobenen Klosters Skit, und von diesem führt ein Steig zu einem grofsen Felsen, dem gesegneten Steine (hlaženyj kamiń). Derselbe bildet eine Art von Dach, und vor demselben fliefst eine Quelle wunderthätigen Wassers. Hierher kommen alljährlich Hunderte von Pilgern, um an der Quelle Heilung von allerlei Krankheiten zu finden; insbesondere soll das Wasser Augenkrankheiten heilen. Unter dem vorspringenden Steine pflegen die Pilger die Lichter anzubringen, welche sie als Opfer brennen lassen. Über die Entstehung des Klosters und die Auffindung der wunderthätigen Quelle erzählt man folgende Sage. Einst kamen aus dem fernen Osten zwei Mönche nach Manastyrczany an der Maniawka; sie sollten ein Wasser suchen von der Beschaffenheit jenes von Kiew. Hier sahen sie zwei Jünglinge fischen. Als sie dieselben begrüfsten, luden die Jünglinge die Mönche zu sich zur Nacht. Nachdem dieselben die Einladung mit Dank angenommen hatten, geleiteten die Jünglinge sie auf den Berg Bienie bei Maniawa und führten sie in eine Höhle, von der man auch erzählt, dafs dortselbst Schätze des berühmten Räuberhauptmanns Douhusch sich befinden. Kaum hatten die Wanderer die Höhle betreten, so schlofs sich deren Eingang, und die Mönche sahen nun, dafs sie zwei Teufel vor sich hatten. Da begannen aber die Mönche mit Weihwasser um sich zu sprengen und mit geweihter Kreide Zeichen zu machen; daher flohen die Teufel vor ihnen durch den Berg hindurch und kamen bei der Maniawkabrücke heraus, wo jetzt eine Quelle entspringt. Die Mönche waren ihnen gefolgt und kamen so aus dem Berge heraus. Sie fanden dann den gesegneten Stein mit dem erwünschten Wasser. Hier lebten sie drei Jahre, worauf sie thalabwärts das Kloster erbauten. — Auch die Aufhebung des Klosters und der Abzug der Mönche ist mit sagenhaften Zügen umsponnen: Als die Mönche nach dreimaliger Aufforderung durch das Kreisamt das Kloster nicht verlassen hatten, begab sich der Starost Kruger dahin. Er fand die Mönche bei der Andacht. Nun soll er ihnen so zugesetzt haben, dafs sie wegzogen. Vor ihrer Abreise verkündeten sie den versammelten Gläubigen, die tranernd dastandeu, dafs sie einst wiederkommen würden: dann werde jeder hölzerne Nagel aus Eisen und jeder eiserne aus Silber sein. Als der Starost auf der Heimreise begriffen war, warf sein Wagen um, so dafs er den Verletzungen erlag. Die Mönche hatten ihn verflucht.

Spuren von gemeinsamem Besitz und der Hausgemeinschaft finden sich noch überall im Ostkarpathengebiete. Ich habe darauf sowohl in meiner Schrift „Die Ruthenen in der Bukowina" (Czernowitz 1889) als auch in „Die Hirzulen" (Wien 1894) kurz verwiesen. Bezüglich der Bojken hat nun Dr. V. Ochrymowyč ausführliche Studien in den ruthenischen Zapysky der Lemberger Szewczenkogesellschaft veröffentlicht[17]). Die Ergebnisse derselben fafst der Verfasser folgendermafsen zusammen: Zuerst werden die Überbleibsel des Gemeindekommunismus besprochen, die sich sowohl in der Form des gemeinschaftlichen Grundeigentums der Gemeinde, als auch in der genossenschaftlichen Organisation der Produktion unter den Mitgliedern der Gemeinde erhalten haben. Die Überbleibsel des gemeinschaftlichen Grundeigentums der Gemeinde erblickt der Verfasser 1. in den gemeinschaftlichen Waldungen und Almen der Gemeinde; 2. in der Nichtanerkennung des Privateigentums an Wald und Wasser und überhaupt an solchem Grund und Boden, der durch menschliche Arbeit nicht behaut wird; 3. in der Rechtsansicht und Gewohnheit, dafs es einem jeden freistehe, auf fremdem Grund und Boden ohne speciellen Titel zu jagen, zu fischen, Holz zu schlagen, Beeren und Pilze zu sammeln, schliefslich 4. in der Gepflogenheit, dafs sämtliche Brachfelder in der Gemeinde als gemeinschaftliche Viehweide betrachtet und gebraucht werden und in der Befugnis, das Vieh auf fremdem Grund und Boden vor der Saat und nach der Ernte zu weiden. Als Überbleibsel des Gemeindekommunismus in der Produktionsweise betrachtet der Verfasser 1. die gemeinsame Mästung des Viehes sämtlicher Gemeinde-Angehörigen; 2. die gemeinschaftliche Produktion von Schafkäse durch sämtliche Gemeinde-Angehörigen; 3. den Flurzwang bei der Kultur der Ackerfelder. Zuletzt berichtet der Verfasser über die Überbleibsel des Kommunismus in der Familie (Geschlecht), welcher sich noch hier und da im gemeinschaftlichen Grundeigentum und in der gemeinschaftlichen Wirtschaftaführung der Mitglieder eines Geschlechts, d. h. der Nachkommen eines gemeinsamen Stammvaters, die in grofsen, mehrere Ehepaare und eine grofsere Anzahl Gesinde umfassenden Familien beisammen leben, erhalten hat.

Mit der Hausgemeinschaft hängt noch eine andere Erscheinung zusammen: der geschlechtliche Verkehr des Schwiegervaters mit der Schwiegertochter. Diese Erscheinung worde zu verschiedenen Zeiten, schon seit Jahrhunderten in verschiedenen slavischen Gegenden beobachtet. Wie noch heute hier die Eltern zum guten Teile die Ehe ihrer Kinder eigenwillig bestimmen, so war dies zur Zeit der vollgültigen Hauskommunion noch mehr der Fall. Damals hat der Vater, um die Arbeitskraft seiner Familie zu vermehren, schon seinen Sohn im Knabenalter mit einem reifen Mädchen verheiratet; dieses kam in sein Haus, und er vertrat bis auf weiteres die Stelle des Mannes. Einer zusammenfassenden und ergänzenden Studie von J. Franko[18]) entnehmen wir, dafs diese Erscheinung auch im Bojkengebiete beobachtet wurde. Eine polnische Gesetzesbestimmung vom Jahre 1623 für die Gegend von Skole besagt folgendes: „Wenn es sich ereignen sollte, wie das dort vorzukommen pflegt, dafs der Vater mit der Schwiegertochter in Unzucht leben soll, so ist bei voll erbrachtem Beweise mit der Todesstrafe vorzugehen." Vereinzelt kommt gewifs dieses Verhältnis noch gegenwärtig vor.

[17]) Bd. 31/32 1899.

[18]) Zytie i Slowo, Bd. 3, S. 101 ff.

Digitized by Google

Alte westafrikanische Elfenbeinschnitzwerke im Herzogl. Museum zu Braunschweig.

Von Richard Andree.

Als die Portugiesen im 15. und 16. Jahrhundert an der Westküste Afrikas nach Süden vordrangen und dort Niederlassungen anlegten, konnte es nicht fehlen, daß auch europäische Kulturelemente auf die dortige, in vieler Beziehung begabte Negerbevölkerung übertragen wurden, deren Einflüsse und Spuren sich namentlich auf gewerblichem und künstlerischem Gebiete nachweisen lassen, am deutlichsten in einer eigentümlichen Mischkunst, deren Erzeugnisse zum Erstaunen aller Ethnographen erst seit dem Jahre 1897 in Erscheinung traten.

Seit langem hat kein anderer afrikanischer Fund solches Interesse erregt, wie die künstlerisch gestalteten Bronzen, die ein paar tausend an der Zahl nach der Eroberung Benins in jenem Jahre in die europäischen Museen gelangten, und deren erste, freilich noch lückenhafte Kunde Dr. Carlsen in London dem Globus (Bd. 72, Nr. 20) damals übermittelte. Seitdem ist in zahlreichen Abhandlungen, Schriften und einem englischen Prachtwerke die Litteratur über Benin und seine Kunstwerke mächtig angeschwollen, und die größeren Museen haben, oft zu hohen Preisen, sich Gegenstände dieser einzig in ihrer Art dastehenden europäisch-nigritischen Kunst zu sichern gewußt.

Während aber die merkwürdigen Bronzen (einen von v. Luschan im Globus, Bd. 78, S. 306 beschriebenen Fall abgerechnet) früher gar nicht nach Europa gelangten, sind schon seit ein paar Jahrhunderten in unseren Raritätenkammern und Kunstmuseen alte Elfenbeinschnitzereien vorhanden, deren wahrer Charakter erst jetzt erkannt wurde, und die anzweifelhaft auf Westafrika, wenn nicht auf Benin hinweisen, und die zwischen mittelalterlichen und neueren Elfenbeinschnitzereien unter der Bezeichnung „gotisch“ oder „orientalisch“ usw. aufbewahrt wurden. Veröffentlicht sind von diesen jetzt als feine Negerarbeiten erkannten Elfenschnitzereien die aus dem Britischen Museum und die in Wien seit 300 Jahren befindlichen, auf welche wir zurückkommen.

F. v. Luschan hat die Frage aufgeworfen (Globus, Bd. 78, S. 307), warum in früheren Zeiten von nahe an 2000 erzenen Bildwerken aus Benin nur ein einziges unscheinbares Bruchstück nach Europa gelangt ist, während von den ganz ungleich selteneren Elfenbeinschnitzwerken so sehr viele und gerade ganz hervorragend schöne Stücke ihren Weg lange schon nach Europa gefunden hatten. „Man könnte dann auf die Vermutung kommen, daß im alten Benin es den Elfenbeinschnitzern gestattet war, auch für Europäer zu arbeiten, während die Erzkünstler ganz allein für den königlichen Palastarbeiten durften. Der Besitz von gegossenen Bildwerken würde dann ein Privileg des Königs gewesen sein.“

Nr. 85.
Altes geschnitztes Elfenbeingefäß aus Westafrika.

Es ist mir gelungen, jetzt auch sechs Stück solcher Elfenbeinschnitzereien im Herzogl. Museum zu Braunschweig aufzufinden, wo sie gleichfalls in Unkenntnis ihrer Herkunft zwischen älteren und neueren Elfenbeinschnitzereien seit langem aufbewahrt wurden, über deren Erwerbung und Abstammung aber fast nichts bekannt war und über welche der Katalog nur ganz ungenügende Auskunft giebt.

Die reichen Elfenbeinschnitzereien des Herzogl. Museums stammen aus zwei älteren Sammlungen. Ferdinand Albrecht, Herzog von Braunschweig-Bevern (gest. daselbst 1687), war ein sehr gelehrter Herr, Mitglied der „fruchtbringenden Gesellschaft“ (unter dem Namen „der Wunderliche“); er sammelte allerlei Ethnografica, die später in das Braunschweiger Museum gelangten. Auch Herzog August Wilhelm (regierte 1714 bis 1731) beschaffte einen Teil der schönen Elfenbeinsachen des Museums, und wir dürfen wohl nicht fehl greifen, wenn wir in den Sammlungen dieser beiden Herzöge den Ursprung der jetzt als westafrikanisch erkannten Elfenbeinschnitzereien suchen, die vielleicht in den Niederlanden erworben wurden, welche in damaliger Zeit in regem Handel mit Guinea standen.

Digitized by Google

Die sechs Stücke, von denen die Rede sein soll, sind ein Blashorn, ein Gefäfs und vier Löffel.

Das Blashorn, im Katalog der Sammlung mittelalterlicher Gegenstände mit Nr. 109 bezeichnet, ist dort als eine „orientalische Arbeit aus dem 9.(?) Jahrhundert“ beschrieben. Ich halte es nicht für nötig, eine Abbildung desselben zu geben, da es auf den ersten Blick dem Kenner als afrikanisch erscheinen mufs, ähnlich den heute noch am oberen Kongo, Uëlle usw. im Gebrauche befindlichen Blashörnern. Die viereckige, an der konkaven Seite des 58 cm langen Elfenbeinhornes sitzende Blasöffnung und das auf der konvexen Seite aufgeschnitzte, mit rautenförmigen Flächen besetzte Krokodil lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, dafs wir es hier mit einem echt afrikanischen Blashorn zu thun haben. Das Stück dürfte verhältnismäfsig alt sein, da es in auffallender Weise den schon im Jahre 1596 in der Ambraser Sammlung befindlichen Blashörnern gleicht, die Franz Heger beschrieben und abgebildet hat (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1899, S. 101; vergl. namentlich Taf. III, Fig. 3).

Auch das Gefäfs (Herzogl. Museum Nr. 85) zeigt einen so entschieden afrikanischen Charakter, dafs man sich darüber wundern mufs, es im alten Kataloge folgendermafsen beschrieben zu finden: „Ein rundes Gefäfs mit einem hohen Fufse, woran verschiedene Figuren im gotischen (!) Geschmacke geschnitzet sind.“

Wenn wir auch bei diesem Gefäfs europäischen Einflufs keineswegs abweisen können, so kommen doch ähnliche, echt afrikanische Schnitzereien, bei denen Menschenfiguren als Träger einer Schale oder eines Stahlsitzes verwendet werden, ziemlich häufig vor. Sessel der Bali in Nordkamerun, getragen von vier menschlichen Figuren, stimmen bis in Einzelheiten mit dem hier in Rede stehenden, natürlich viel kleineren Elfenbeingefäfs (v. Luschan, Beiträge zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete, Berlin 1897, Tafel XXIII, Fig. 13).

Das braunschweigische becherartige Gefäfs besteht aus zwei Teilen: der 6 cm hohen Schale und dem 12 cm hohen Fufse. Die runde Schale von 10 cm Durchmesser ist in sauberer Arbeit ornamentiert, wie die Abbildung zeigt, und in die unter ihr liegende Platte eingesapft. Am belangreichsten ist der aus einem grofsen Zahn im ganzen herausgeschnitzte Fufs. Er erhebt sich auf der runden, korbartig erscheinenden Basis mit acht Reihen zickzackförmiger Ornamente, auf welcher vier typische Negerfiguren, zwei Männer und zwei Frauen, als Träger der Schale sitzen. Sie halten die Arme ausgebreitet und ergreifen damit die vier zwischen ihnen stehenden Tragsäulen. Letztere sind oben und unten schrankenförmig beschnitzt und spalten in der Mitte zu einer rautenförmigen Öffnung; an dieser sind die Säulen mit Perlenornament versehen. Bei den vier auf dem Rande der Basis aufsitzenden Negerfiguren wechseln zwei Männer und zwei Frauen miteinander ab.

Nr. 86. Nr. 87. Nr. 641. Nr. 640.

Alte geschnitzte Elfenbeinlöffel aus Westafrika.

Bei allen ist die Nasenscheidewand durchbohrt und das Gesicht der Männer von dem der Frauen nicht unterschieden. Während nun die Körper der vier Figuren voll aus dem ganzen Zahn herausgearbeitet sind, liegen die Füfse mit den angedeuteten Zehen wie eine flache Platte auf der korbartigen Basis. Die Hände sind im Verhältnis viel zu grofs geraten, weil sie die Zwischensäulen umfassen, auf denen vier Finger wie Ringe erscheinen, während der Daumen fast die Breite des Armes hat. Die Weiber mit stark hervortretenden

Digitized by Google

Brüsten sind mit einem Schamschurz, die Männer mit kurzen gestreiften Hosen bekleidet[1]).

Möglicherweise hat zu dem Braunschweiger Gefäße noch ein Deckel gehört, wie er bei den Wiener und den Londoner Stücken, von Figuren gekrönt, sich vorfindet. Dann wird der Eindruck des Ganzen mehr und mehr im Aufbau einem europäischen Becher aus der Renaissancezeit ähnlich, und die Meinung, welche sowohl Read und Dalton, als auch Heger vertreten haben, dafs ein Mischstil vorliege, der auf europäische Grundlage und Vorbilder afrikanische Motive übertrug, wird zur Gewifsheit.

Die letzten Stücke des Braunschweiger Museums, die ich hier zu erwähnen habe, sind die vier sehr schönen Löffel, die den sechs in London und sechs in Wien befindlichen Exemplaren (Read und Dalton, Taf. V, Heger, Taf. V) mindestens gleichwertig sind und ganz zweifellos, wie die Technik und die Schnitzerei beweisen, mit ihnen aus der nämlichen Quelle stammen, so dafs man auf den Gedanken verfallen mufs, es sei vor etwa 300 Jahren in Westafrika an einer Stelle fabrikmäfsig für die Ausfuhr nach Europa gearbeitet worden. Dafs die Löffel aber aus der gleichen Quelle wie die Gefäße stammen, ergiebt sich aus der auffallenden Übereinstimmung einzelner an denselben angebrachter Figuren und Verzierungen.

Die vier im Herzogl. Museum zu Braunschweig befindlichen Löffel werden im alten Kataloge von 1805 ohne jede nähere Bezeichnung unter den Nummern 87, 88, 640 und 641 aufgeführt; als afrikanisch waren sie nicht erkannt; sie lagen unter den europäischen Elfenbeinarbeiten. Die Arbeit ist eine ganz vorzügliche, wenn auch von verschiedener Güte. Mehr oder weniger reich sind die Stiele mit Tierfiguren verziert, und die Schalen, von Formen, wie sie in Europa im 16. und 17. Jahrhundert vorkommen, sind papierdünn und durchscheinend. Auf der Rückenseite sind sie mit einem Kiele versehen, der zuweilen vorn an der Schale (Nr. 641) in einer feinen Spitze ausläuft, so dafs dadurch der Gebrauch des Löffels behindert und diesem mehr der Charakter eines Zierstückes aufgedrückt wird. Die meisten Schalen zeigen aber noch eine ganz kennzeichnende Eigentümlichkeit, indem sie da, wo der Stiel an die Schale ansetzt, eine nach innen eingebogene Fortsetzung besitzen (Nr. 87, 640, 641), welche meist in drei Spitzen ausläuft und die Heger nach der Form nicht unpassend als „Entenfufs“ bezeichnet hat.

Nr. 641. Nr. 640.
Löffelstiele. Natürliche Gröfse.

Löffel Nr. 87 ist im ganzen 24 cm lang; die nach unten zu sich verbreiternde Schale unten 5 cm breit. Der Stiel endigt in einem Vogelkopf mit einem 6 cm langen geöffneten Schnabel, zwischen dessen Spitzen ein Fisch eingeklemmt ist. Dieser Löffel, wie die drei folgenden, ist im ganzen aus einem Stück gearbeitet.

Löffel Nr. 88. Länge 25 cm, die gröfste Breite der nach unten spitz zulaufenden Schale 4 cm. Der verzierte Stiel läuft oben in ein saurierartiges Tier aus. Der Kopf ist erhoben, das mit spitzen Zähnen bewehrte Maul geöffnet, über den Rücken des Tieres verläuft eine kammartige Leiste, das Schwänzchen ist auf den Rücken zurückgeschlagen. Dasselbe Tier, welches sich wohl in der westafrikanischen Fauna nachweisen läfst, findet sich auf dem Wiener Elfenbeingefäfs (Heger, Tafel IV, Fig. 1), wodurch wiederum der Zusammenhang des Ursprunges der Löffel und Gefäfse nachgewiesen wird.

Löffel Nr. 640. Gesamtlänge 25,5 cm, Breite der allmählich zulaufenden Schale unten 5 cm. Der „Enten-

[1]) Ganz ähnliche Elfenbeingefäfse, auch aus alten Beständen stammend, haben sich noch mehrfach in den Sammlungen erhalten. Read and Dalton, Antiquities from the City of Benin and from other parts of Westafrica in the British Museum, London 1899, Taf. III und IV und S. 38. Heger, Alte Elfenbeinarbeiten aus Afrika in den Wiener Sammlungen; Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 1899, Taf. IV, Fig. 1. Am ähnlichsten dem Braunschweiger Stücke eine alte Elfenbeinschnitzerei im Ethnographischen Museum zu München, abgebildet bei Heger, a. a. O., S. 105, Fig. 45. Vergl. auch ein altes Stück, abgebildet im Intern. Archiv für Ethnographie X, Taf. 18, Fig. 5 in Leiden befindlich und von Schmeltz beschrieben, das ganz unter europäischem Einflufs entstanden ist.

Digitized by Google

fuſs" am Übergange zum Stiele ist stark ausgebildet und hervortretend. Der 11 cm lange Stiel wird durch zwei Tierfiguren gebildet: znnnterst ein sitzender, langohriger Schakal, welcher mit guter Naturbeobachtung geschnitzt ist und an den afrikanischen Löffelhund (Otocyon) erinnert. Dasselbe Tier befindet sich auch auf einem der Wiener Löffel (Heger, Tafel V, Fig. 2). Über dem Schakal steht ein langbeiniger, langschnäbeliger Vogel.

Löffel Nr. 641, das schönste Stück und in keiner Weise übertroffen von den in London und Wien befindlichen Exemplaren. Der ganze Löffel ist 26 cm lang, die größte Breite des nach unten in einer Kielspitze verlaufenden Blattes ist 5 cm. Der sehr kunstvoll in reicher durchbrochener Arbeit gestaltete Stil ist 14 cm lang und zeigt einen mannigfaltigen Aufbau miteinander verknüpfter Tierfiguren. Unten, über dem „Entenfuſs", erheben sich zunächst zwei ineinander gewundene Schlangen, die in den zu klein und dünn gehaltenen Körper einer Antilope hineingehen, deren Kopf naturgetreu gearbeitet ist und aus deren Maul zwei spaltenartige Gegenstände heraushängen, die ich nicht zu deuten vermag. Über dem Antilopenkopf gehen, nach dessen Hörnern hin und diese ergreifend, zwei Affen vom Stiele aus. Es ist eine vortreffliche naturgetreu geschnitzte langschwänzige Cercopithecus-Art. Weiter nach oben hin folgt auf die Affen, doch von diesen durch einen kleinen Zwischenraum getrennt, eine Gruppe von drei Tieren, welche die Spitze des Löffelstieles ausmachen: Ein Vogel (in der Mitte) mit ausgebreiteten Flügeln beißt in eine unter ihm sich windende Schlange, die ihn ihrerseits wieder am Halse faſst. Über dem Vogel und diesen am Schwanze erfassend, ein sitzender Affe als Krönung des Ganzen. An diesem einen kunstvoll gearbeiteten Löffelstiel kommen also drei Schlangen, drei Affen, ein Vogel und eine Antilope zur Darstellung.

Ich füge noch einige Bemerkungen hinzu über die Zeit, aus welcher die Löffel stammen. Die sechs Wiener, welche völlig den Londoner und braunschweigischen Löffeln gleichen, sind schon (Heger, S. 109) in dem Verzeichnisse der Ambraser Sammlung von 1596 aufgeführt: „6 lange helfenhaine gar dinn geschnittene leffl mit allerlai bilderwerch auf den turggischen furmb". Für das 16. Jahrhundert spricht auch einer der Londoner Löffel (Read and Dalton, Taf. V, Fig. 4), dessen Stiel einen Europäer in der Tracht der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts zeigt. Endlich erfahren wir aus Welshs Reise nach der Stadt Benin (Hakluyt, Principal Navigatione 1599, vol. II, part 2, p. 129, angeführt nach Read and Dalton), daſs dort „Löffel aus Elfenbein, merkwürdig gearbeitet in verschiedener Größe und mit Vögeln und Tieren darauf" vorkamen.

Dieses führt uns schließlich zur Frage nach der Herkunft[1]) der aufgeführten Schnitzereien. Ganz sicher ist nämlich nicht, daſs die feinen Elfenbeinschnitzereien, von denen hier die Rede war, auch unmittelbar aus Benin stammen, wiewohl manches dorthin weist. Es fehlt nämlich keineswegs an Übereinstimmung in den feineren Elfenbeinschnitzereien mit den gröber beschnitzten großen Elefantenzähnen, die ursprünglich in den Bronzeköpfen Benins standen und jetzt häufig in den ethnographischen Museen vertreten sind. Read und Dalton (S. 14) nehmen daher auch für unsere Elfenbeinschnitzereien Benin als Quelle an. Selbst unmittelbare Übereinstimmungen mit den Bronzen Benins zeigen die feinen Elfenbeinschnitzereien. Die langen Bronzespatel aus Benin (Read and Dalton, Taf. XI, Fig. 10 und 11) mit ihren durchbrochenen Stielen, Figuren und Vögeln sind die Gegenstücke zu unseren Löffeln, und der langbeinige und langschnäbelige Vogel, welcher den Brannschweiger Löffel Nr. 640 krönt, ist identisch mehrfach vertreten auf einer Bronzeplatte aus Benin (Read and Dalton, Taf. XXIX, Fig. 3).

Also: Auch diese Elfenbeinschnitzereien können im alten kunstfertigen Benin hergestellt worden sein, wie die berühmten Bronzen.

[1]) Mein Freund Heger in Wien bedient sich statt dieses vortrefflichen zweisilbigen deutschen Wortes des häßlichen viersilbigen Fremdwortes „Provenienz" mit Vorliebe. Dieser ganz unnötige Wechselbalg beginnt sich neuerdings bei den Ethnographen auszubreiten.

Bücherschau.

Otto Bremer: Ethnographie der germanischen Stämme. (Sonderabdruck aus der zweiten Auflage von Pauls Grundriß der germanischen Philologie.) 8°. 216 S. Straßburg, Karl J. Trübner, 1900.

Die Forschung auf dem Gebiete der frühesten deutschen Stammeskunde ist in neuer Zeit wieder lebhaft betrieben worden, wozu der nationale Aufschwung, den unser Volk genommen hat, seinen Teil beitrug. Unter den kleineren und größeren Werken und Aufsätzen, die sich damit beschäftigen, nimmt Bremers Arbeit einen hervorragenden Platz ein, da dieser Sprachforscher mit großer Konzentration der Kräfte schon seit Jahren auf dem Gebiete der Frühgeschichte der Germanen arbeitet und hier die Frucht seiner mühsamen Studien vorlegt. Bei der Unzulänglichkeit der Quellen über die älteste Zeit der Germanen, die meist nur durch das, was die Sprachwissenschaft als maßgebend bestätigt, kontrolliert werden kann, liegt es auf der Hand, daß die Wissenschaft häufig zu sehr widersprechenden Ergebnissen gelangen muß, und daß da, wo man die frühesten klassischen Zeugnisse heranzog, auch diese, je mehr es den Ihnen abgewendeten Norden und Osten Germaniens betraf, nur zu fragwürdigen Ergebnissen führten. Die neue Ethnographie bietet in dieser Hinsicht uns belehrende Parallelen: tüchtige Entdecker des 18. Jahrhunderts nannten uns in großer Menge Völkernamen, Ländernamen, die vor der neuen Forschung in nichts zerstoben sind und als harmlose Bemerkungen und Antworten auf die Fragen der Entdecker sich entpuppen. Bei der Verachtung der Römer gegen die Barbaren, die es nicht der Mühe wert fanden, deren Sprachen festzustellen, liegt es nahe, daß Römer, selbst ein Cäsar und Tacitus, die nur an die Grenzen germanischer Stämme gelangten und zu einem großen Teil nach Erkundigungen ihre Schriften verfaßten, über die Stämme und Verhältnisse im Innern nicht überall gut unterrichtet sein konnten. Wünschenswerte Ergänzungen bieten neuerdings Anthropologie und Prähistorie, deren Wert für die älteste Ethnographie Bremer wohl anerkennt und die er auch benutzt, ohne ihnen indessen die Wichtigkeit zuzugestehen, welche die Vertreter beider Wissenschaften für die Frühgeschichte ihnen zuweisen. Es liegt hier der schwierige Fall vor, wo zur Gewinnung einer richtigen Ansicht eine Beherrschung von drei so verschiedenen Disziplinen wie Sprachforschung, Anthropologie und Prähistorie verlangt wird, wobei allerdings der ersteren bis jetzt die führende Rolle zukommt. Aber die Berührung aller drei ist von hervorragendem Nutzen, und daher sehen wir auch einen bewährten Sprachforscher wie Kossinna eifrig das Gebiet der deutschen Prähistorie pflegen.

Ein Vorzug der Schrift Bremers ist die klare Anordnung und harmonische Durcharbeitung, wodurch sie vor weitschichtigeren Arbeiten, wie Müllenhoffs deutscher Altertumskunde, sich auszeichnet. Er bietet im Beginne eines jeden Abschnittes ein sehr reiches Litteraturverzeichnis, welches jedem, der sich weiter in die Sache vertiefen will, zum Führer dienen kann. Namentlich viele zweifelhafte Fragen mit schwieriger Auslegung treten im Verlaufe der Arbeit hervor, wo man sich mit einem non liquet begnügen muß, und nicht

Digitized by Google

immer entschieden sich der Verfasser in der einen oder anderen Richtung, sondern stellt die widersprechenden Ansichten einfach einander gegenüber.

Dem Werke sind sechs Kärtchen beigegeben, welche ohne störende Überladung in übersichtlicher Weise zur Anschauung bringen: Gallier und Germanen nach Cäsar; Skandinavien vom 11. bis 13. Jahrhundert mit Angabe der Grenzen der Funde aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit; drei Skizzen Nordwestdeutschlands mit den Grenzen der Römerherrschaft 12 v. Chr., 16 n. Chr. und am Schlusse des 1. Jahrhunderts; die ältesten fränkischen Gaue. Die Meinungsverschiedenheiten der Autoren in Bezug auf Abgrenzungen und Zuteilungen von Gebieten, Sitze der Stämme usw. erkennt man aus einem Vergleiche mit den Karten anderer Gelehrten, auch mit denen des neuen Atlas von R. v. Erckert, der nach Bremers Schrift erschien.

Was den Inhalt des Werkes, auf dessen Einzelheiten hier nicht eingegangen werden kann, betrifft, so beschäftigt sich die Einleitung mit Begriff und Namen der Germanen und führt dann die Quellen an. Es folgt die Ethnographie Europas im 1. Jahrtausend v. Chr. Geb., wo die Sprachforschung das Wort führt und die Indogermanische Rasse, die Heimat der Indogermanen, die Verwandtschaft der verschiedenen indogermanischen Völker besprochen werden. Darauf wird die Ausbildung der germanischen Nationalität und ihre Absonderung von den übrigen Indogermanen erörtert und in der körperlichen Charakteristik der abgesonderten Germanen auch anthropologischer Stoff herbeigezogen. Übergehend zu den ältesten Wohnsitzen wird mit großer Ausführlichkeit auf das Verhältnis zu den Kelten und das Vordringen der Germanen gegen Westen besprochen. Hier ist auch der Ort, wo die Scheidung in Nord-, Ost- und Westgermanen ihren Platz findet. Dieser Teil des Werkes nimmt die kleinere Hälfte des Ganzen ein (68 S.), worauf die einzelnen germanischen Stämme behandelt werden. Hier greift der Verfasser, indem er die Kolonisation des Ostens und die weite Ausbreitung der Deutschen mit heranzieht, bis in das Mittelalter hinein.

In manchen Einzelheiten wird der Verfasser bei Fachgenossen auf Widersprüche stoßen, für die die Quellenarbeit sind ihm aber alle, die mit germanischer Frühgeschichte sich beschäftigen, zu Dank verpflichtet. Wir wollen schließlich darauf hinweisen, daß Bremers Arbeit in der etwas abgelege des Paulschen Grundrisses nicht enthalten war, daß daher alle jene, welche die erste Auflage noch benutzen, gut thun werden, den Sonderabdruck sich zur Ergänzung zu beschaffen.

Ix. M.

Intercontinental Railway-Commission. Report of Surveys and Explorations made 1891—1895. Washington 1898.

Obgleich die Idee einer interkontinentalen Eisenbahn, welche die süd- und nordamerikanischen Republiken an der großen nordamerikanischen Schwesterrepublik verbinden sollte, in absehbarer Zeit nicht zur Ausführung gelangen wird, so sind doch die Arbeiten der Kommission, welche die Bahnlinie und die Kostenvoranschläge in den verschiedenen in Frage kommenden Ländern feststellen sollte, der Beachtung im höchsten Grade wert, da sie eine riesige Summe geographischer Thatsachen ans Licht gebracht haben, die vorher kaum in unklaren Umrissen und unsicheren Linien bekannt gewesen waren. Sind so die Ingenieure dieser projektierten Eisenbahn überall angleich als Pioniere der geographischen Forschung thätig gewesen, so gilt dies doch ganz besonders von Korps I, welches unter Leitung von Leutnant (jetzt Kapitän) M. M. Macomb die mittelamerikanischen Republiken durchzogen hat, denn im Gegensatz zu den übrigen Abteilungen der Kommission beschränkte sich Korps I nicht auf das bloße Suchen und Festlegen der Bahnlinie selbst und nahme des anliegenden Geländes, sondern es führte hier eine besondere Gruppe unter Leutnant S. W. V. Kennon eine wichtige Triangulation von Tacana (an der guatemaltekischmexikanischen Grenze) an bis zum Momotombo in Nicaragua durch; dadurch wurde eine ungemein wichtige Vorarbeit für eine gute Karte der Republiken Guatemala, Salvador, Honduras und Nicaragua geschaffen und so die schönen, 1899 vollendeten, aber leider der Öffentlichkeit vorenthaltenen Aufnahmen der mexikanisch-guatemaltekischen Grenzkommission in trefflichster Weise ergänzt. Ist durch die Triangulation eine große Zahl zuverlässig festgelegter Punkte gegeben, so giebt sie in Verbindung mit den Nivellements der Kommission auch zum erstenmal für viele Gebiete zuverlässige Höhenangaben und verleihen damit den schwankenden hypsometrischen Werten der flüchtigeren Beisenden einen guten Halt. Wohl sind die zahlreichen dem Bericht beigegebenen Karten nicht in allen Einzelheiten durchaus zuverlässig, da sie für die von der Kommission nicht berührten oder angepeilten Punkte sich meist nur auf Photographieen des Geländes stützen konnten und daher manchen Kraterser oder sonstige topographische Einzelheiten übergehen, trotzdem aber bilden sie ein geradezu unschätzbares Material, das für die mittelamerikanische Kartographie einen riesigen Fortschritt bedeutet. Es ist nur zu bedauern, daß manche bereits ausgeführten Kartenblätter (z. B. dasjenige, welches den See von Atitlan in genauester Weise zur Darstellung bringt, wie ich 1895 auf dem Bureau der Kommission zu Washington gesehen habe) aus Sparsamkeitsrücksichten nicht veröffentlicht worden sind.

Ist der Bericht und die Kartensammlung eine Fundgrube für den Geographen, so bieten die zahlreichen beigegebenen Abbildungen gute Bilder des Verkehrswesens, einzelner landwirtschaftlicher Einzelheiten, der Vegetation und der Landschaft, darunter sehr gute Ansichten von Vulkanen. Unter letzteren möchte ich als besonders gelungen den Turrialbakrater nennen (Condensed Report, p. 70), während auf dem Ometepebild (Report of surveys and explorations made by Corps I, Vol. I, Part. II, p. 174) der Madera viel zu klein wiedergegeben ist und dem Ometepe selbst beim Umzeichnen statt der einfachen Kegelform fälschlich ein abgetrwiesen Anstelgen angeschrieben worden ist. Aber auch der Ethnograph kommt nicht zu kurz, da gute Volkstypen (so namentlich Condensed Report, p. 34) und das Bild einer schönen Hängebrücke (Report of Corps I, p. 98) ihn erfreuen, und selbst der Archäologe geht nicht ganz leer aus, da vom Rio Sapoá einige Felszeichnungen abgebildet sind (Report of Corps I, p. 196), wie ich sie in ganz gleicher Weise in der Nähe der jetzigen Guatusesiedelungen in Costarica beobachtet habe. In solcher Weise hat eine rein technische Kommission ein Werk geschaffen, das den weitesten Interessen gerecht wird, und hat damit für alle Expeditionen, welche in wenig bekannte Länder zum Zweck technischer Studien ausgehen, ein gutes Vorbild gegeben.

Karl Sapper.

Dr. Johann Jankó: Magyarische Typen. Erste Serie: Die Umgebung des Balaton. Herausgegeben durch die ethnographische Abteilung des Ungarischen Nationalmuseums, mit 24 Tafeln. Budapest 1900. 4°. 9 Seiten.

Dr. Jankó, welcher in vortrefflicher, sugemein thätiger Weise Anthropologie und Ethnographie am Ungarischen Nationalmuseum vertritt, hat hier mit dem Schließen einer Lücke begonnen, die in anthropologischen Kreisen recht fühlbar war. Zwar haben es schon vor ihm Lenhossek, Weisbach, Scheiber, Semayer u. a. unternommen, einzelne anthropologische Untersuchungen an Magyaren und anderen Ungarvölkern auszuführen, allein der gelieferte Stoff war nicht genügend, um zu einem abschließenden Urteil über die physischen Verhältnisse des in so mancher Beziehung von den west- und mitteleuropäischen Völkern abweichenden magyarischen Stammes zu gelangen. Dr. Jankó hat nun die Angelegenheit systematisch in die Hand genommen; von Distrikt zu Distrikt mit möglichst reinblütiger magyarischer Bevölkerung vorgehend, beschreibend, messend, photographierend, wird er schließlich dazu gelangen, uns ein zutreffendes Bild des körperlichen Magyaren zu bieten. Schon dieser vielversprechende vorliegende Anfang deutet darauf hin. Zunächst hat er die magyarische Bevölkerung an den Ufern des Plattensees untersucht und auf 24 Tafeln mit 96 Abbildungen (Profil und von vorne) in guten Autotypieen vorgeführt. Jankó weist darauf hin, daß unter den Magyaren auch verschiedene voneinander anthropologisch abweichende Volksgruppen vorkommen. „Der Magyar der Tiefebene ist niedrig und klein, das Szeklyium Siebenbürgens groß und blond; der Kumane von niederer Statur und braunen Augen, der Jazyge mittelhoch und blauäugig; anders sieht der Palocs, anders der Matyo aus und auch die ungarischen Volksgruppen des rechten Donauufers weichen voneinander ab."

Am Plattensee untersuchte Dr. Jankó 327 Individuen, an denen er je 55 Messungen (nach Topinard) ausführte. Die mitgeteilten Photographieen sind eine Auswahl von möglichst reinblütigen Magyeren. Für einen nordeuxtchen Beschauer, der an andere Typen gewöhnt ist, ergiebt sich nicht nur das Fremdartige dieser Plattenseebevölkerung, sondern auch für den größeren Teil der mitgeteilten Bildnisse ein einheitlicher Typus, welcher, wenn das Galtonsche Kompositionsverfahren auf dieselben angewendet würde, sicher einen guten Durchschnittstypus liefern würde. Richard Andree.

Trachten und Sitten im Elsaß. Text von A. Laugel. Illustrationen von Ch. Spindler. Straßburg i. E., Verlag von Rudolf Beust, 1900. In 30 Liefer. zu je 1,50 Mk.

Es ist erfreulich, zu sehen, wie rüstig neuerdings auf dem Gebiete der Heimatskunde im Elsaß gearbeitet wird und wie eine ganze Anzahl gediegener Werke aus diesem wieder-

Digitized by Google

gewonnenen Gebiete das schöne Land uns vor Augen führen. Unter ihnen aber wird das vorliegende in seiner einstigen Vollendung einen der ersten Plätze einnehmen, da es nicht nur von hervorragend künstlerischem Wert, sondern ein wichtiger Beitrag zur deutschen Volkskunde ist. Zu dem schönen Werke über die Schweizer Volkstrachten, ebenso zu dem kleiner angelegten von Eisblepp über die Volkstrachten des Schwarzwaldes bildet es ein schönes Gegenstück, während, unterstützt durch die Fortschritte des Farbendruckes, das 30 Jahre alte deutsche Volkstrachtenwerk von Albert Kretschmer wesentlich übertroffen wird. Die von der klassischen Druckerei ausgeführten grossen Tafeln sind von vollendeter Sauberkeit, so daß sie die von dem Maler Spindler sehr künstlerisch aufgefaßten Typen aus dem Volke in vorzüglicher Weise wiedergeben. Keine Modeppuppen, sondern kennzeichnende, für den Ethnographen und Volkskundigen brauchbare Darstellungen sind diese Winzer aus Ottrott, die alte Frau aus dem Schleithal, der Bauernknabe aus Ratschweier u. a. Auch die Architekturen und Dorfansichten im Texte führen in lebendiger Weise uns in die ländliche Fachwerkbaukunst des Elsaß ein, die überall echt deutsch anheimelt. Der eingehende Text liegt in guter Hand. Eine genaue Beschreibung der Trachten von Landschaft zu Landschaft, unter Berücksichtigung des Schnittes, soll am Schlusse gegeben werden. Möge man dabei die mundartlichen Bezeichnungen nicht vergessen, damit der Wert des schönen Werkes für die Volkskunde noch erhöht werde.

Dr. F. Wahnschaffe: Die Ursachen der Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. Mit 9 Beilagen und 33 Textillustrationen. Zweite völlig umgearbeitete und vermehrte Auflage (zugleich zweite Auflage von „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", Bd. 6, Heft 1). Stuttgart, Engelhorn, 1901.

Von der ersten Auflage des vorliegenden Werkes hat Bauer in dieser Zeitschrift (Bd. 60, S. 292) eine ausführliche Inhaltsangabe geliefert, so daß es nur nötig sein dürfte, die Abweichungen der zweiten von der ersten Auflage hervorzuheben. Denn, wie der Titel sagt, ist sie wesentlich vermehrt, die Seitenzahl ist von 166 auf 253, ebenso wie die der Illustrationen bedeutend gestiegen, und völlig umgearbeitet, indem der Verfasser sich bemüht hat, die Ergebnisse der gerade seit dem Erscheinen der ersten Auflage stark fortgeschrittenen geologischen Kartierung und der anschließenden Arbeiten hinein zu verflechten. Das merkt man schon überall bei dem ersten Kapitel, die Beziehungen des Untergrundes der Quartärbildungen zur Oberfläche, in den die älteren Formationen Kreide, Jura u. s. w. auf Grund der Arbeiten von G. Müller, Gallinek, Beecke, Stolley u. a. w. eingehender gewürdigt werden. Das Verzeichnis der Tiefbohrungen zur Feststellung der Lage der Unterkante des Quartärs ist bedeutend vergrößert, und bei den jüngeren tektonischen Schichtenstörungen sind besonders die Ergebnisse von R. Credners Forschungen über Rügen, die neuerdings von G. Müller und Zache nachgewiesenen postglazialen Verwerfungen — von denen eine sehr schöne abgebildet ist — und die Geschichte des Ostseebeckens und speciell der Oderbucht berücksichtigt worden. Vollständig neu bearbeitet ist das Kapitel über das Inlandeis und seine Wirkungen, da hier die Ergebnisse der Nansenschen Grönlandüberquerung viel ausgiebiger benutzt werden konnten als in der ersten Auflage, weil damals das Hauptwerk Nansens noch nicht vorlag und weil für die neue Auflage natürlich auch Drygalskis Grönlandwerk eine reiche Fundgrube in diesen Kapitel gebliebener Beobachtungen und Bemerkungen bot. Ebenfalls vollständig neu ausgearbeitet sind die Ausführungen über den Zusammenhang zwischen den Richtungen der Gletscherschrammen und der allgemeinen Bewegung des Inlandeises. Verfasser kommt hier zu dem Ergebnis, daß die ostwestlichen oder westöstlichen Schrammenrichtungen nur als lokale Abweichungen von der radialen Hauptströmung des Inlandeises angesehen werden dürfen. Auf Grund der Beobachtungen Chamberlins und Drygalskis hat der Abschnitt über die Art und Weise des Transportes der Grundmoräne am Grunde des Eises ein ganz anderes Aussehen erhalten, und an geeigneter Stelle findet sich neu eingefügt ein Abschnitt über die Drumlins. Die Entstehung der Grundmoränelandschaft ist gänzlich umgearbeitet, genauer wie die Einleitung zu dem Kapitel über die Endmoräne. Letztere wurde ansehnlich erweitert und ergänzt durch die Ergebnisse der geologischen Kartierungen der letzten Jahre, die erst das Material dazu lieferten, um eine weitergehende Verfolgung der Endmoränenzüge zu gestatten. Hier wie bei manchen anderen Kapiteln nimmt Verfasser auch Rücksicht auf die Kritiken der ersten Auflage durch eingehende Besprechung und Stellungnahme zu den darin hervorgetretenen Ansichten. Den Kames und Äsar, die sich früher mit wenigen kurzen Absätzen begnügen mußten, sind größere Abschnitte gewidmet, in dem bedeutend geänderten und erweiterten Kapitel über die alten Stromthäler ist auf deren Zusammenhang mit den Endmoränen, auf die Thalsandterrassen und die Stausee, sowie die darin stattgefundenen Geschichte des pommerschen Haffgebietes eingegangen. An seiner früheren Ansicht über den Löß hält Verfasser dagegen nach eingehender Diskussion, die gerade hier weniger Neues zeigt, fest und erklärt ihn teilweise für fluvistil. Am Ende des ebenfalls durch Benutzung der neueren, hauptsächlich morphometrischen Litteratur erweiterten Kapitels über die Seen ist ein vollständig neuer Abschnitt über die Gliederung der Glazialbildungen eingeschoben, in dem auch zusätzliche Nachrichten über die Interglazialbildungen, ihre Flora und Fauna u. s. w. ihre Stelle finden. Aus dieser Anfzählung, die natürlich nur die größeren Änderungen berücksichtigen konnte, wird man ersehen, daß beinahe ein vollständig neues Werk entstanden ist. Gerade wie die frühere Auflage wird auch diese, des sind wir überzeugt, ein für viele willkommener, zuverlässiger Führer auf dem Gebiete der besonders in neuerer Zeit stark angeschwollenen Litteratur über den Gegenstand sein. Greim.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Lndovic Drapeyron †. Am 9. Jannar d. J. ist in Paris der in weiten Kreisen bekannte französische Geograph Ludovic Drapeyron im 62. Lebensjahre gestorben. In demselben verliert Frankreich einen Gelehrten, der sich um den Aufschwung der geographischen Studien, ganz besonders aber um die Reformierung des geographischen Unterrichts in seinem Vaterlande nach dem deutsch-französischen Kriege große Verdienste erworben hat. Geboren am 26. Februar 1839 in Limoges (Dep. Haute Vienne), kam er früh nach Barcelona, erhielt jedoch seine weitere Ausbildung wieder in Limoges, dann auf der Ecole normale supérieure in Paris und wurde 1862 Professor der Geschichte und Geographie in Besançon; später kam er in gleicher Stellung an das Lycée Charlemagne in Paris. Im Jahre 1876 begründete Drapeyron die „Société de Topographie" und die „Revue de Géographie"; in letzterer befürwortete er in dringender Weise die Errichtung von Lehrkanzeln für Geographie an den Hochschulen und die Einführung der topographischen Methode. Unter letzterer verstehen die französischen Geographen einerseits die Kunst der Entwerfung von Landkarten oder das Verständnis, sie zu lesen, andererseits identifizieren sie einfach Topographie mit dem, was wir in Deutschland Heimatskunde zu nennen pflegen. Auf den internationalen Geographenkongressen war der Verstorbene ein regelmäßiger Gast, so zuletzt noch 1899 in Berlin. Aus der großen Reihe seiner geschichtlichen und geographischen Schriften seien hier nur erwähnt: „Nouvelle méthode d'enseignement géographique" (1875); „La géographie et la politique, applications de la géographie à l'étude de l'histoire et de la politique"; „L'application de la géographie physique à l'étude de l'histoire et de la politique". Drapeyrons Plan (1884) zur Gründung einer École nationale de géographie, welche in Ferd. de Lesseps, General Faidherbe und dem berühmten Anthropologen de Quatrefages begeisterte Anhänger fand, ist leider nicht zur Ausführung gekommen. W. W.

— Der Direktor der K. K. Hof- und Staatsbibliothek in Wien, Hofrat Ottomar v. Volkmer, der sich um die Reproduktionstechnik der Militärkarten verdient gemacht hat, ist am 20. Januar d. Js. im 62. Lebensjahre gestorben. Geboren am 7. Mai 1839 zu Linz, trat derselbe 1855 in den Militärdienst, studierte später Chemie und kam 1875 in die technische Gruppe des Wiener militärgeographischen Instituts, deren Vorstand er 1880 wurde. Hier erwarb er sich große Verdienste um die Verbesserung in den verschiedenen Reproduktionstechniken, namentlich auf dem Gebiete der Reproduktion der Militärkarten. Er veröffentlichte hierüber auch ein wertvolles Buch „Die Technik der Reproduktion

Digitized by Google

von Militärkarten und Plänen nebst ihrer Vervielfältigung" (Wien 1885, 303 S.). Im Jahre 1885 trat der Verstorbene als Vizedirektor bei der K. K. Hof- und Staatsdruckerei ein, deren Direktor er 1893 wurde. W. W.

— Am 4. Februar d. Js. starb plötzlich in Wiesbaden an einem Schlaganfall der in kolonialen Kreisen wohlbekannte Weltreisende und Reiseschriftsteller Dr. Bernhard Schwarz aus Koburg im 57. Lebensjahre. Geboren am 12. August 1844 an Reinsdorf bei Zeitz, studierte derselbe zu Jena Theologie und Geschichte, war eine Zeit lang als Lehrer thätig und ging 1868 nach Italien, Sizilien, Malta und Tripolis. Von 1869 bis 1875 bekleidete er dann ein geistliches Amt im Vogtlande und in Freiberg in Sachsen, war aber dann meist auf Reisen nach Bulgarien, Kleinasien, Norwegen, Südfrankreich, Korsika, Spanien, Montenegro; in den 80er Jahren besuchte Schwarz noch Kamerun und Südwestafrika. Eine lange Reihe von Reiseschriften hat der Verstorbene, der eine Zeit lang auch Docent der Erdkunde an der Bergakademie in Freiberg i. S. war, veröffentlicht: „Algerien nach 50 Jahren französischer Herrschaft" (Leipzig 1881); „Kamerun, Reise in das Binterland" (1886); „Ein Besuch bei Hendrik Witboy" (1888); „Zwischen Kamerun und Oranje" (1889); „Nachtigals Grab. Roman aus dem Negerleben Afrikas" (2 Bände, 1890) u. a. W. W.

— Zum besseren Schutz und um die Verwaltung zu erleichtern, ist aus den vier Transindusdistrikten, die zum Pendschab bisher gehörten, eine neue nordwestindische Provinz gebildet worden. Die Distrikte, welche sie bilden, sind Peschawar, Kohat, Bannu und Dera Ismail Khan mit den kleinen Landschaften, die bisher von britischen Agenten verwaltet wurden, nämlich Swat, Tschitral, Khalbar, Kuram, Tochi und Wana. Schon lange, nur Tochi als Lord Lyttleton Viceköning gewesen war, hatte man diesen Plan gefaßt, bis er erst jetzt unter Lord Curzon zur Ausführung gelangen konnte.

— Woelffels Reise im Hinterlande der Elfenbeinküste. Während die Expedition Hostaing' und Gallieni 1889 den Cavally aufwärts ging und ihr Ziel, den Durchbruch zum oberen Niger, auch glücklich erreichte (Globus, Bd. 78, S. 86), versuchte ihr die Mission Woelffel von Norden her die Hand zu reichen. Zwar gelang die Vereinigung nicht, die Hostains sich westlich hielt, während Woelffel weiter im Osten mit den Eingeborenen schwere Kämpfe zu bestehen hatte; doch war Woelffel in der Lage, völlig neues Gebiet zu erschließen. Die Unternehmung begann in Beyla im März 1899 und endete dort im Dezember desselben Jahres. Ihre Routen betreffen das Gebiet zwischen dem 7. und 9. Grad westl. L. und dem 7. und 9. Grad nördl. Br., also das Stromgebiet des oberen Sassandra (Feredugubu) und der oberen östlichen Cavallyzuflüsse; südlichster Punkt ist Nuantogbin (8°50' nördl. Br.). Das Land ist von zahlreichen Bergmassiven aus Granit und Sandstein durchsetzt, von denen der Nebo bei dem Orte Nzo (südlich von Beyla, 7°50' nördl. Br.), wo der Cavally entspringt, eine Höhe von 1200 m, der Selekaima südöstlich davon gar eine solche von über 3000 m hat. Die Zone des Küstenwaldes reicht dort — wes wir übrigens auch schon aus Hostains' Bericht wissen — viel weiter landeinwärts als sonst an der Elfenbeinküste; die Nordgrenze des Waldes, der als undurchdringlich und düster geschildert wird, geht in westnordwestlicher Richtung fast bis zum 8. Breitengrad (südsüdöstlich Beyla) und dann im allgemeinen nach Westen. Das Land ist gut bewässert und von kriegerischen Stämmen bewohnt. Die Dene oder Dienke im Süden und die Uobea im Südosten des Reisegebietes sind Andromorphen, sie wohnen noch innerhalb des Waldes. („La Géographie" 1901, p. 33—40, mit Kartenskizze.)

— Seinen feinen Spürsinn in der Auslegung der Ornamente der Naturvölker hat Karl v. d. Steinen abermals an einem Beispiele bewährt, indem er (Ethnol. Notizblatt II, 1901, S. 60) des Peradies auf den Tabakspfeifen der Peyagua nachgewiesen hat. Von diesen früher am Flußpiraten gefürchteten Indianern lebt noch ein kleiner Rest am Ufer des Paraguay, und von diesem stammen die hölzernen beschnitzten Tabakspfeifen mit Bambusröhre, von denen einige in das Berliner Museum für Völkerkunde gelangten, und die Prof. v. d. Steinen hier näher beschreibt und abbildet. Zumal ein Exemplar mit seinen etwas rohen Schnitzereien ist belangreich. De fiel Steinen zunächst ein Palmbaum auf, der je sonst auf Darstellungen südamerikanischer Indianer sich nicht findet, umgeben von Menschengestalten, Hirschen, Affen, Schlangen, Vögeln und Leguanen. Das ist der Baum der Erkenntnis, über dem mit Schlangen in den Händen Gottvater thront, welcher nach der Vertreibung der Payaguas als großer Zauberer erscheint, der alle Arten Schlangen ergreifen konnte. Eva kauert, die Hand essend zum Munde führend, neben dem Baume, Adam erscheint in Teufelsgestalt, selbst ein Cherubim ist vorhanden, und unter dem Ganzen Christus mit indianischem Kopfschmuck, einem Heiligenscheine vergleichbar. Auf einer anderen Pfeife dieser Indianer ist die Schaffung des Weibes aus der Rippe Adams dargestellt, wobei Gottvater (charakteristiert durch den indianischen Zauberer) vergnügt tanzt.

— A. Baldacci, einer der besten Kenner Albaniens, nicht nur von italienischer Seite, belegt in einem lesenswerten Aufsatz über die italienischen Handelsbeziehungen zu Albanien und Epirus in der Rivista geografica italiana die Zurückdrängung des italienischen Handels in diesen beiden Ländern durch Österreich auf der einen, Griechenland auf der anderen Seite und sieht die Ursache dieser für Italien bedauerlichen Erscheinung in dem seit Crispis Sturz im Jahre 1896 erfolgenden Eingehen der durch diesen Staatsmann im Jahre 1888 errichteten italienischen Schulen in Vallona, Janina und Prevesa, neben Skutari, wo dieselbe noch blüht, den Haupthandelsplätzen dieser Teilen der italienischen Küste. In Skutari zählt die italienische Schule nicht weniger als 504 Schüler, eine Fachschule für Technik und Handel ist in dieser Stadt im Entstehen begriffen, welche von jeher das Centrum der italienischen Kolonie in Albanien gebildet hat. Natürlich fordert Baldacci die Wiedererrichtung dieser Schulen in demselben Sinne, wie auch wir neben ideellen vor allem auch auf kommerzielle Zwecke Hinsicht dauernde Unterstützung unserer deutschen Schulen im Auslande durch die deutsche Reichsregierung fordern müssen. Was bei einer Verschleisigung dieses Gesichtspunktes und einer falschen Sparsamkeit herauskommt, hat eben jetzt Italien an seinem Nachteil erfahren müssen. Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß auch in Italien, besonders in Kalabrien und Sizilien, ansehnliche albanesische Kolonien sich finden, deren Volkszahl sich auf mindestens 70000 beläuft; einige Ortschaften sind fast ausschließlich von Albanesen bewohnt. H.

— Der Polarwolf und der Moschusochse in Ostgrönland. Prof. Nathorst veröffentlicht im Januarheft von „La Géographie" eine interessante Studie über das Vorkommen des Polarwolfes und des Moschusochsen an der ostgrönländischen Küste. Was den Wolf (Canis lupus occidentalis) angeht, so konnte Prof. Nathorst an dem Umstand, daß er erst in neuester Zeit seinen Weg dorthin gefunden hat, und zwar vom Grinnell-Lande her über den Robeson-Kanal um die Nordküste Grönlands herum bis zum Scoresbysund (70° nördl. Br.). Weder die deutsche Expedition unter Koldewey 1869/70, noch Kapitän Knutsen und die dänische Expedition unter Ryder, 1889 berw. 1891/92, haben spuren von Polarwölfen in Ostgrönland entdecken können, während sie seitdem dort mehrfach nachgewiesen und erlegt worden sind, auch von Nathorst 1899 selber. Nethorst schließt daraus, daß die Wölfe erst nach 1892 dorthin gekommen seien. Unterstützt wird diese Ansicht auch dadurch, daß die von früheren Besuchern beobachteten großen und wenig scheuen Rentierrudel in Ostgrönland stark dezimiert und die Tiere sehr scheu geworden sind — eine Folge der Nachstellungen durch die Wölfe; ebenso sind aus demselben Grunde ist auch der blaue Polarfuchs heute in Ostgrönland viel seltener geworden und stellenweise ganz verschwunden, während die Moschusochsen, im pharen Amerike eine beliebte Beute der Wölfe, von ihnen vorläufig noch in Ruhe gelassen werden. Daß die Wölfe den angedeuteten Weg um die Nordspitze genommen haben, schließt Nathorst daraus, daß sie von Nares und Gresly im nördlichen Grinnell-Lande, von der Polarexpedition 1872 auf der grönländischen Seite und von Peary 1892 in der Independencebai angetroffen wurden.

— Der Moschusochse kommt heute in folgenden Polargebieten vor: Auf der Nordostecke des amerikanischen Kontinents nordöstlich von der Linie Fort Churchill—Mackenziemündung (mit Ausnahme der Melville-Halbinsel); im ganzen Parry-Archipel; auf Ellesmere- und Grinnell-Land; an der Nordküste Grönlands vom 81. Breitengrade ab und an der ganzen Ostküste bis zum Scoresbysund. Auch in dem bekannten Teile Ostgrönlands ist der Moschusochse nicht stets einheimisch gewesen; wenigstens geht aus den Berichten Scoresbys, Cleverings und Sabines hervor, daß er zu Anfang der 20er Jahre des 19. Jahrhunderts südlich vom 75. Breitengrade fehlt; auch finden sich in den Küchenabfallhaufen der

Digitized by Google

dortigen, heute ausgestorbenen Eskimoniederlassungen keine Knochen von jenem Tiere und in den entdeckten Eskimozeichnungen auch keine bildlichen Darstellungen. Andererseits bat Nathorst im Franz Joseph-Fjord einen sehr alten Moschusochsenschädel gefunden, und daraus schließt er, daß der Moschusochse in einer weit zurückliegenden Epoche in Ostgrönland existiert hat, und daß er dann verschwunden ist, um vor nunmehr 70 bis 80 Jahren dort wieder zu erscheinen.

— Über den Stand der Wasserarbeiten im Nil bei Assuan und Assiut zu Anfang Februar d. J. wird in der „Times“ u. a. folgendes mitgeteilt: Von dem 1½ engl. Meilen langen Staudamm bei Assuan ist die Fundamentierung auf 1½ engl. Meilen beendet, und augenblicklich führt man provisorische Dämme quer durch den Kanal, um auch das Restück fundamentieren zu können. Der ganze Damm wird von 180 Öffnungen von 23 Fuß Höhe und 7 Fuß Weite durchbrochen, die durch Stahlschienenbohre geschlossen werden können, und auch mit diesen Arbeiten ist man schon weit vorgeschritten. Die Wassermenge, die der Nil bei Hochwasser durch jene Schleusenbohre schickt, wird auf 15000 Tonnen für die Sekunde berechnet. Ferner arbeitet man an dem Schiffahrtskanal, so daß man hoffen darf, daß die ganze Anlage bei der Nilschwelle von 1903 in Thätigkeit treten kann. — Der neue große Regulierungsdamm, der bei Assiut quer durch den Nil führt, nähert sich seiner Vollendung, und es fehlt nur noch ein Teil seines Oberbaues. Dieser Damm, dessen 119 Schleusenöffnungen 16 Fuß weit sind, hat eine ähnliche Konstruktion wie der bei Kairo, doch ist er gegen Unterminierung durch das Wasser durch eine Reihe von Gußeisen- und Stahlpfeilern geschützt. Endlich wird zur Ergänzung dieser Arbeiten der Ibrahimiehkanal mit neuen Schleusen versehen.

— Dr. H. Fritsche in St. Petersburg, von dem wir bei früherer Gelegenheit schon Arbeiten über die Elemente des Erdmagnetismus anzeigen konnten, hat demselben eine dritte Publikation (1900) folgen lassen, die sich mit dem Einfluß magnetisch wirkender Agentien, die ihren Sitz außerhalb der Erdoberfläche haben könnten, beschäftigt, und dann in angedeuteten Tabellen die erdmagnetischen Elemente für die Epochen 1550, 1900 und 1915 giebt. Auf Grund der Tabellen werden die säcularen Änderungen der erdmagnetischen Elemente während des Zeitraums 1550 bis 1900 betrachtet. Ein genaueres Eingehen auf die seitsige Arbeit dürfte nicht dem Zweck dieser Zeitschrift entsprechen, doch möchten wir nicht verfehlen, auf sie aufmerksam zu machen.

— Im 35. Jahrg. des Jahrbuchs Schweizer Alpenklubs hat F. W. Sprecher eine reich illustrierte Arbeit über Grundlawinenstudien veröffentlicht. Aus dem Taminathal stammend, hatte er jahrelang reichlich Gelegenheit, die verschiedensten Grundlawinen in allen Stadien ihrer Bewegung zu beobachten, und liefert jetzt wertvolle Beiträge besonders zur Kenntnis der Gestaltung der Lawinenbahn und der Bewegungsart der die Lawine bildenden Schneemassen. Als typisches Beispiel wird am ausführlichsten die Widamealawine behandelt, welche in der Nähe des Dorfes Wättis mündet, eine große Anzahl anderer Lawinenzüge und darin abgehender Lawinen des hinteren Taminathales wird in kurzen Zügen charakterisiert. Den Schluß bilden einige Bemerkungen über die Grundstaublawinen und eine ausführliche Zusammenstellung bemerkenswerter Lawinenzüge des Taminathales.

— Die Seensysteme Patagoniens. J. B. Hatcher vom Carnegie-Museum unterzieht im Bulletin der geographischen Gesellschaft in Philadelphia (Dezember 1900) die erst durch die Forschungen der letzten Jahre teils entdeckten, teils etwas genauer bekannt gewordenen Seen Patagoniens einer Besprechung und unterscheidet darin drei besondere, auch der geographischen Lage nach voneinander getrennte, nord-südlich gerichtete Seensysteme. Er spricht von Seen tektonischen, glazialen und residualen Ursprungs. Zu den Seen tektonischen Ursprungs gehören die schönen, großen Wasserflächen, die sich auf der Linie des 72. Grades westl. L. südlich vom 46. Breitengrad aneinanderreihen, die Seen Argentino, San Martin, Pueyrredon und Buenos Aires; sie sind von West nach Ost gerichtet und reihen mit ihren westlichen, stark zerrissenen Teilen tief in die östliche Seitenkette der Anden hinein, von der Gletscher zu ihnen herunterreichen. Diese Seen verdanken ihre Entstehung der ungleichen Schichtenfaltung, die während des Aufsteigens der südlichen Anden in der späteren Tertiärzeit stattgefunden hat. Östlich von dieser Seenreihe und bereits außerhalb der Andenvorhügel geht eine zweite von Nord nach Süd, deren Glieder — wie Laguna Blanca, Cardiel, Chilne und Musters — kleiner sind als die der ersten Reihe; diese sind nach Hatcher glazialen Ursprungs, entstanden aus dem Ablommen vorglazialer Entwässerungswege durch Glazialgeröll während des Zurückweichens der Gletscher, die beim Schluß der dortigen Eiszeit die betreffenden Thäler einnahmen. Über die Entstehungsursache dieser beiden Seensysteme ist wohl auch somit kein Zweifel gewesen, wohl aber über die Bildung des dritten Systems, der zahlreichen Salzseen, die über die ganze patagonische Ebene von Bahia Blanca bis zur Magellanstraße derstreut liegen. Dr. O. Nordenskjöld ist der Meinung, daß das Salz dieser Seen nicht direkt aus dem Meere herrührt, sondern daher, daß sie keinen Abfluß haben, und aus der Zuführung von Salz durch das von den umgebenden Felsen hineinfließende Wasser. Hatcher wendet sich gegen diese Theorie und meint, daß diese von ihm Residualseen genannten, außerordentlich flachen, aber streng umgrenzten und oft sehr ausgedehnten Gewässer ihr Salz aus dem Meere selbst haben; sie seien aus Wasserflächen entstanden, die während des stiigemeinen Ansteigens am Schlusse der Tertiärzeit vom offenen Meere abgeschnitten worden wären; sie wären also keine ehemaligen, durch Ausdunstung salzig gewordenen Süßwasserseen. Hatcher führt für seine Theorie noch eine Reihe von Beobachtungen im Feld, auf die wir hier nur verweisen können.

Ein Besuch auf Molokai, der Insel der Aussätzigen.

Unter diesem Titel veröffentlichte Museumsdirektor Dr. H. Schauinsland in den Abhandlungen des Nat. Vereins Bremen (Bd. XVI, Ht. 3, 1900, auch als Sonderabdruck bei Max Nößler, Bremen) einen belangreichen Bericht über seine Eindrücke auf Molokai, derjenigen der hawaiischen Inseln, welche am wenigsten besucht und bekannt ist, dabei unter ihnen aber wohl die größte Fülle erhabener Naturschönheiten in sich birgt. Von länglicher Gestalt (65 km lang und 12 km breit), wird sie durch einen breiten Einschnitt in einen kleineren, westlich gelegenen Teil von verhältnismäßig geringer Höhe und in einen größeren östlichen Teil, der bis etwa 1600 m ansteigt, gegliedert. Die geaunte Konfiguration der Insel ist eine ziemlich einheitliche und entsteht der spitzen, zackigen Bergformen, anderseits wird die Inselkuppe durch gewaltige Thäler, welche wahrscheinlich sowohl vulkanischen als auch erodierenden Kräften ihre Entstehung verdanken, durchfurcht; diese Schluchten sind äußerst charakteristisch für Molokai. In einer Höhe von 500 bis 600 m sind Thäler und Schluchten meistenteils bewaldet, während die Oberflächen der Berge selbst vorherrschend kahl und höchstens nur mit Gras bewachsen ist, in den unteren Lagen dagegen herrscht hier beinahe überall völliger Mangel an Vegetation. — Reich bebaut muß früher das Land an geeigneten Stellen gewesen sein, heute ist kaum noch ein halbes Dutzend der früheren Eingeborenen, Kanaken, vorhanden.

Wir müssen uns hier aus Mangel an Raum leider versagen, auf die prächtigen Schilderungen einzugehen, die der Verfasser von der Vegetation, der landschaftlichen Schönheit einzelner Gebiete und der merkwürdigen Fauna der Insel entwirft, und wollen nur darüber berichten, was wir seinem Besuch der Ansiedelungen Kalaupapa und Kalawao entnehmen, wo die Aussätzigen abgeschlossen von der Welt wohnen. Einer der ersten Staaten, welcher sich gezwungen sah, gegen die Lepra Maßregeln in großem Umfange zu ergreifen, war das kleine Königreich der hawaiischen Inseln. Bis vor etwa 60 Jahren auf den Inseln vollständig unbekannt, griff die Lepra, wahrscheinlich von China eingeschleppt, bei der Art und Weise des Lebens der Kanaken mit unheimlicher Schnelligkeit um sich. Als die einzige Rettung vor vollständiger Verseuchung der gesamten Bevölkerung erschien die strenge Isolierung der Kranken. Trotzdem dieselbe nur mit großen Schwierigkeiten durchzuführen war, sind heute auf dem Vorland an der Pali etwa 1600 Seele für die Zeit ihres Lebens untergebracht. Eine Flucht ist von hier unmöglich, da auf der einen Seite unerklimmbare Felswände, auf der anderen Seite das Meer dies verhindert. Freundliche Holzhütten, vor deren Thüren die Bewohner in beschaulicher Ruhe lagerten, während in den kleinen Gärten neben ihnen schwarze Schweinchen und kläffende Hunde fröhlich umherliefen, das war das freundliche Bild, das sich dem Reisenden bot, als er die Ansiedelung betrat, in der er nur Heulen und Zähneklappen erwartet hatte. In der Mitte des Ortes steht eine kleine Kirche, in deren Nähe das Heim von Vater Wendelin,

Digitized by Google

einem geborenen Deutschen, sich befindet, der bereits seit acht Jahren als Nachfolger des berühmten Pater Damien hier für das Wohl der Aussätzigen wirkt. Pater Damien, ein Belgier, begab sich 1873, getrieben aus reiner Menschenliebe, nach der Leprastation, wo er 16 Jahre mit der größten Aufopferung für die Kranken sorgte, schließlich aber selbst der Seuche zum Opfer fiel und nach achtjähriger Krankheit 1889 starb. Er sowohl als Pater Wendelin sind Beispiele der aufopferndsten, glaubensstarken Menschenliebe. Die ledigen Frauen und Mädchen sind im Bishophome untergebracht, erbaut aus den Mitteln einer Stiftung eines in Honolulu durch seine Wohlthaten bekannten Millionärs. — Dasselbe steht unter der Leitung von Mutter Marianne, ebenfalls von deutscher Herkunft; einige andere Schwestern stehen ihr zur Seite. Es ist ein Glück für die Kranken, daß die Erscheinungen der Krankheit oft jahrelang bestehen können, ohne daß die damit Befallenen größere Schmerzen zu leiden haben. Der Tod pflegt häufig durch sekundäre Krankheiten, namentlich durch Lungenleiden und Entzündungen zu erfolgen; oft sterben die Aussätzigen auch allmählich unter den Zeichen zunehmender Bewußtlosigkeit ohne schweren Kampf dahin. Die häufigste Form der Lepra ist die tuberöse, die auch der Knabe auf der Abbildung zeigt. Daneben tritt auch die sogenannte anästhetische Lepra auf, bei ihr treten die tuberösen Erscheinungen fast völlig in den Hintergrund, wogegen paralytische Symptome für sie charakteristisch sind. — Die Kranken haben die Erlaubnis, unter einander zu heiraten, wovon sie vielfach Gebrauch machen. Merkwürdigerweise sind die meisten der Kinder, welche diesen Verbindungen etwa entsprießen, völlig gesund. In einem bestimmten Lebensalter werden dieselben aber nach einer Beobachtungsstation in der Nähe von Honolulu übergeführt, um von dort, wenn sie leprafrei bleiben, der menschlichen Gesellschaft wieder zugeführt zu werden.

F. Grabowsky.

Pater Damien bei seiner Ankunft in der Lepra-Station zu Kalawao. 1873.

Pater Damien als Aussätziger in dem letzten Jahre seines Lebens. 1889.

Knabenknabe, die tuberöse Form des Aussatzes zeigend.

Aussätziger Knabenknabe.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 11. BRAUNSCHWEIG. 21. März 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Rattenberger Studien.

Zur Volkskunde aus dem unteren Innthal in Tirol und aus Oberbaiern.

Von Sophus Ruge.

I.

Das Innthal in Nordtirol hat von Landeck bis Kufstein eine Länge von rund 150 km, die Eisenbahn mißt 146 km und zerfällt bei der Hauptstadt Innsbruck in zwei gleiche Hälften, denn die Länge der Strecke von Kufstein bis Innsbruck beträgt wie jene von Innsbruck bis Landeck genau 73 km. Innsbruck liegt aber auch da, wo das Innthal seine größte Breite, 3 km, erreicht. Durchschnittlich hat dieses größte und bevölkertste Längenthal Tirols nur eine Breite von 1 bis 2 km unterhalb der Hauptstadt, während es oberhalb, gegen Landeck, ganz schmal wird und nur einmal vor Landeck noch einmal 1 km breit wird.

Bedenkt man, daß der Flußlauf selbst rund die Länge von 160 km hat, so wird daraus schon ersichtlich, daß ihm auch in diesem breitesten Thale nur selten die Gelegenheit geboten, größere Bogen zu machen, den größten wiederum bei Innsbruck.

Die Eisenbahn kann sich nie weit vom Flusse entfernen; aber es ist bemerkenswert, daß sie zwischen Kufstein und Innsbruck dreimal den Strom überschneidet, zwischen Innsbruck und Landeck nie.

Man darf eigentlich bei dem für Bahnbauten wenigstens im östlichen Teile bequemen Gelände kaum erwarten, auch einen Tunnel anzutreffen, und doch ist ein solcher unmittelbar beim Städtchen Rattenberg, 28 km von Kufstein entfernt, notwendig geworden, wo die steilen Gehänge der südlichen Bergwand fast unmittelbar bis an das Wasser des Inns herandrücken. Die Enge zwischen der Felswand und dem Wasser wird vollständig durch die kleine Stadt eingenommen. Eine Umgehung war nicht möglich; man war also zum Tunnelbau gezwungen.

Es liegt hier offenbar eine von der Natur geschaffene Grenze des oberen und unteren Thales.

Bei meinen häufigen Fahrten in Tirol war ich jahrelang, aber immer mit größerer Aufmerksamkeit an dieser Stelle vorübergefahren. Wenn man von Kufstein kommt, erfreut man sich auf kurze Augenblicke der malerischen Ansicht der altertümlichen Häuser, der, wie es scheint, einzigen Straße des Ortes, in den man aus nächster Nähe hineinschaut — und schon im nächsten Augenblick ist der Zauber in dem Tunnel unmittelbar an der Haltestelle verschwunden, und auch jenseit desselben bleibt ein Rückblick in das Städtchen versagt.

Ich habe dann in den letzten Jahren Rattenberg mehrfach einen längeren Besuch abgestattet, auch die Umgegend durchstreift und dabei Beobachtungen über die Beziehungen zwischen der Lage der alten ländlichen Wohnstätten und den Familiennamen gemacht, die den Hauptinhalt meiner Mitteilungen bilden sollen.

Zuvor will ich aber dem Städtchen selbst noch einige Augenblicke widmen.

Zwischen der südlichen Felswand, auf der, durch eine Einsattelung vollständig geschieden, zwei Burgen übereinander thronten, und dem Fluß, der stürmisch seine gelbe Flut gegen die Bergwand drängt, bleibt anfänglich, wenn man von Innsbruck herkommt, nur Raum für Anlegung einer Straße. Hier schmiegen sich die ältesten Häuser unmittelbar an den Felsen an oder möchten wohl gar hineinkriechen. Schon von außen verrät ihre Bauart ein hohes Alter. Man darf sicher behaupten, sie waren bereits vor Entstehung des Städtchens ein Zubehör der Burg. Vielleicht sollten sie auch mit dazu beitragen, den Weg am Fuße der Burg thalaufwärts zu sperren.

Hier, wo der Inn die Stadt fortwährend bedroht, ist erst im Jahre 1807 ein fester Steinbau aufgemauert, an dem sich die Gewalt des Stromes bricht und gegen den hin von dem Orte abgelenkt wird. So bildet sich ein immer breiter werdendes Feld zwischen dem Flusse und dem Burgfelsen in etwa dreieckiger Gestalt, und auf ihm liegt das Städtchen.

Nur gegen Osten offen, sonst durch Fluß und Fels gedeckt, eignet sich der Ort recht leicht zu einer Thalsperre auf der Südseite des Inne, sobald im Osten einige Befestigungen angelegt wurden. Das geschah erst im Spanischen Erbfolgekriege, indem der Kommandant hier an der ganzen Ostseite einen tiefen Graben und hohen Wall aufwerfen ließ vom Fuße des Stadtwaldes bis an den Inn. Dadurch wurde natürlich die Stadt vollkommen umklammert und war keiner Entwickelung fähig.

Der ganze Ort, zu gleicher Zeit mit Kufstein vom Herzog von Baiern 1393 zur Stadt erhoben, zählt in 92 Häusern nur 727 Einwohner.

Bis 1782 galt Rattenberg noch als Festung; aber erst 1810 wurden die Festungsgräben zugeschüttet und in freundliche Gärten verwandelt, um die vorn und weiter am Flusse entlang bis zum oberen Ausgange der Stadt ein Fußweg herumführt. Dann wurde auch im Westen in

Digitized by Google

den Jahren 1835 bis 1878 die sog. Klamm, ein Felskegel, der den Verkehr sperrte, abgeschossen und nun erst eine bequeme Fahrstraße geschaffen. Aber der ganze Ort besteht eigentlich nur aus zwei Straßen: eine, die im Osten von Norden nach Süden läuft, und eine, die, der Richtung des Innthales entsprechend, von Osten nach Westen führt. Beide stoßen rechtwinkelig in der Nähe der Innbrücke zusammen.

In diesen Straßen, die dem Maler oder dem Photographen manche dankenswerte Motive bieten, kommt die eigentümliche schwere Bauart von Alt-Tirol recht deutlich zum Ausdruck. „Der Stil, den die alten Tiroler für ihre Stadthäuser befolgten (meint Stenb, Drei Sommer in Tirol, 2. Aufl., I, S. 76), läßt sich vielleicht nirgends so gründlich studieren wie zu Rattenberg am Inn. Das tirolische Bürger- und Stadthaus scheint eigentlich eine Vermählung von Alpenhütte und Turm, Burg oder Festung zu sein. Auf erstere deuten die flachen, breiten Schindeldächer, die mit Felsstücken beschwert sind, auf letztere der feste Steinbau, die dicken Mauern, die beliebten Erker- und Ecktürme; auch die eiserne Vergitterung der Fenster . . ., außerdem finden

anschnlich ist. Man steigt sofort abwärts, oft so tief, daß man recht leicht einen unangenehmen Sturz erleben kann."

Das ist nm so wunderlicher, füge ich hinzu, als die untere Stadt ohnehin kaum 1 m über dem Spiegel des Inns liegt. Daher sind Überschwemmungen, selbst im Sommer nach andauerndem Regen, nicht selten. So habe ich es im Jahre 1896 im August binnen acht Tagen erlebt, daß die untere Stadt zweimal derart überschwemmt war, daß man in der Hauptstraße mit einem Kahn fahren konnte. Was ist nnn die Ursache der merkwürdigen Hausanlage, daß man von der Straße aus hinunterzusteigt ins Erdgeschoß? Ist die Straße später aufgeschüttet? Wohl möglich. Allein dann müßte die ursprüngliche Anlage ein so niedriges Niveau gehabt haben, daß der Ort eigentlich immer der Wassernot ausgesetzt war. Ist das auch vielleicht die Ursache gewesen, warum der Ort so spät entstanden ist? Und haben politische oder Grenzverhältnisse beigetragen, dem Orte zeitweilig eine rasche Entwickelung zu geben?

Wir nehmen nnn Stenbs Schilderung nach dem ersten verblüffenden Eintritt ins Haus wieder auf.

Gasthof zum Ledererbräu.
Rattenberg von Osten.

sich allenthalben Jalousieen, die in[felsgrauer oder grüner Farbe der heißen Tiroler Sonne kräftigen Widerstand leisten und den Gemächern in der warmen Jahreszeit angenehme Kühle bewahren . . ."

„Von der Straße aus sehen sich nnn die Häuser von Rattenberg ganz stattlich an, zumal, wenn sie gut gehalten sind; im Innern aber sind sie schauerlich.

Die altt[rolischen Baumeister scheinen alle viel Charakter, aber gar kein Talent gehabt zu haben. Oder auch: die Häuser scheinen sämtlich von selbst entstanden und aus dem Boden gewachsen zu sein, ohne alle Leitung nnd Überwachung. Es ist sicher, daß man beim Fundament nicht an den ersten Stock, bei diesem nicht an den zweiten und beim zweiten nicht an den dritten dachte, denn es paßt in der Regel keiner zum anderen.

Die Stiege in den ersten Stock geht z. B. vorn, die in den zweiten hinten, die in den dritten wieder vorn hinauf n. s. w.

Als Eingang dient immer ein marmorner gotischer Thorbogen, der jedoch ziemlich niedrig nnd nicht sehr

„Der finstere Platz (Diele) ist mit rauhen Kieselsteinen gepflastert nnd führt an einer finsteren steinernen Stiege, an der ein alter fester Strick als Ariadnefaden aufwärts leitet. Oben wieder dieselbe Finsternis, wenn nicht ein innerer Hof sich als Lichtspender einstellt.

Charakteristisch ist vor allem, daß sich im ganzen Hause keine gerade Linie findet. Alle Stiegen sind schief und verbogen, alle Wände sind krumm und schief[en] ben sich bald hinein, bald heraus; das Gewölbe hebt sich da und senkt sich dort: alles ohne Sinn und Verstand. Auch die Zimmer liegen nicht in gleicher Fläche; zu dem einen steigt man hinab, zu dem andern hinauf. [Manchmal bildet der Boden eine schiefe Ebene, während die Decke horizontal läuft. Manchmal ist mitten im Zimmer eine durchlaufende Stufe, die es in zwei Teile scheidet."

So macht z. B., um das hier einzuschalten, der Gasthof zum Ledererbräu von der Straßenseite wie vom Garten aus einen stattlichen, einheitlichen Eindruck; im Innern scheinen es aber ursprünglich zwei Häuser ge-

Digitized by Google

wesen zu sein, die nach hinten zu, aber im Innern, durch merkwürdig schieflaufende, schwankende Holzgänge miteinander verbunden sind. Ehemals besafs wohl jeder Teil seine besondere Stiege, jetzt ist aber nur eine gangbar und besteht zum ersten Stock aus einer stark abgelaufenen Holztreppe, zum zweiten Stock dagegen aus ungleich hohen, glatten, schlecht behauenen Schieferblöcken, auf denen man mit Nagelschuhen leicht ausgleiten kann. In die andere, durch eine rohe Holzthür nur lose versperrte Treppe habe ich von oben, da sie ganz finster war, nur verstohlen hineingeschaut.

„Die Einteilung der Räume", fährt Stenb fort, „ist mit rührender Ungeschicklichkeit vollzogen. Die Gänge und Hausfluren sind so ausgedehnt, dafs ein Gebäude, welches 15 Wohnzimmer fassen könnte, deren oft nur drei oder vier enthält." Diese Verhältnisse sind auch im Ledererhräu vertreten. Zum hübschen, in Zirbelholz heifst es, dafs dadurch das Licht in ein unteres Zimmer fallen müsse, das sonst stockfinster wäre.

Hier bemerkt man einen gemauerten Schlauch, der sich schräg durchs Gemäuer zieht, und hört, dafs da eine untere Treppe durchgehe.

Anderswo sieht man oben an der Wand ein kleines Pförtchen und daneben eine Leiter, die zu ihm hinaufführt. Auf Erkundigungen wird erklärt, dafs das Pförtchen zum Ofen des anderen Zimmers gehöre, der von hier aus geheizt werde, da er sonst nicht zugänglich sei. — Kurz, man könnte noch lange erzählen von all den Wunderlichkeiten der alten Rattenberger Baukunst.

Rattenberg ist ein Bild vergangener Tage, die viel glücklicher waren als die jetzigen ... Bau-, Gast- und Wirtshäuser hat das Städtchen aus besseren Jahrhunderten 18 Stück gerettet, aus jenen Tagen, da noch der Warenzug über den Brenner durch seine Haupt-

Bonawyndgebirge. Thal des Brandenberger Achen.

Rattenberg von Südosten.

gasse ging und achtspännige Güterfuhren, Stellwagen, Reisekaleschen, Einspänner u. s. w. sie dermafsen anfüllten, dafs sich der Wanderer oft nur mühsam durch die Wagenhrng winden konnte."

Dasu stand im 15. Jahrhundert der Silberbergbau in Blüte. Gerade als Rattenberg österreichisch wurde, 1564, stand es in höchster Blüte. Im 16. Jahrhundert begann der Bergbau zu sinken, in der Mitte des 19. Jahrhunderts sank mit der Eröffnung der Eisenbahn der Verkehr. Damit versiegten die wichtigsten Hülfsquellen des Ortes. Neubauten sind wenige gemacht. Der Hauptsache nach stammen die Häuser alle aus dem Mittelalter. Am höchsten liegt die dem 15. Jahrhundert angehörende Stadtkirche, gewissermafsen auf der ersten Stufe des Burgbaues. Draufsen an der Kirchmauer ist die Zahl 1473 eingehauen: Anno dmi 1473. Aus den im Pfarrarchiv noch vorhandenen Pergamenturkunden, die mich der Pfarrer einsehen liefs, ermittelte ich, dafs der älteste Pfarrer den schönen Namen „Bierwisch" ge-

Digitized by Google

getäfelten und mit elektrischem Lichte versehenen Speisesaal und zum Garten kann man vom Hause oder von der Strafse her nur durch die Braustube, nunmittelbar an den mächtigen Branbottichen vorbei, gelangen. Und oben herrscht im zweiten Stock, wo die Fremdenzimmer liegen, eine unglaubliche Raumverschwendung. Ich habe in verschiedenen Zimmern gewohnt. Im Sommer 1898 bewohnte ich Nr. 6, einen Saal, in dessen vier Ecken weltverloren vier Betten standen. Aber der mittlere Raum hätte für einen Familienball als Tanzsaal vollkommen ausgereicht. Das ganze Gelafs war 15 m lang und 11 m breit. Ich glaube, man darf da von Raumverschwendung sprechen.

Für die folgenden baulichen Eigentümlichkeiten mufs ich alle Verantwortung unserem Tiroler Erzähler überlassen; ich selbst habe sie nicht gesehen, halte sie aber durchaus für wahrheitsgemäfs geschildert. „Manche Gemächer zeigen in der Mitte des Bodens ein grofses eisernes Gitter — fragt man nach seiner Bedeutung, so

habt hatte. Der Schutzpatron der Kirche ist der heilige Vigilius von Salzburg, dessen Hirnschale in der Kirche als Reliquie aufbewahrt wird.

Damit ist zugleich die kirchliche Beziehung zu Salzburg ausgedrückt, auf die noch weiterhin zurückzukommen ist. Eine Urkunde von 1298 bestätigt dies.

In der Nähe der Kirche führt ganz unmittelbar an der Eisenhahn ein bequemer Fufssteig zur unteren Burg. Auf dem Wiesenplane neben dem breiten Turme sind einzelne Bänke angebracht, um die herrliche Aussicht ins Innthal bequem geniefsen zu können. Namentlich auf der westlichen Bank ist der Blick entzückend. Unmittelbar zu Füfsen rollt der lehmbräunliche Inn und macht einen grofsen Bogen um die Stadt. Dahinter in weiter Ferne leuchten die Selrainer Schneespitzen herüber. Näher heran rücken die Nordtiroler Kalkalpen mit ihren massigen Wänden, Schroffen und kahlen Türmen, im Vordergrunde unter ihnen die breite Mauer des Sonnwendjoches, auf den Bändern liegen einzelne Schneestreifen. Gegen Norden öffnet sich das Waldthal der mächtigen Brandenberger Ache und davor liegt, in Obsthäumen fast versteckt, das weit verstreute Kramsach, als ländliche Sommerfrische beliebt. Weiter gegen Nordosten hebt sich jenseit der Rattenberger Innbrücke der rote Spitzturm der Kirche von Volldepp, einer der ältesten Ansiedelungen des Thales, hervor.

Gegen Osten dehnt sich unter den Schroffen des hohen Gebirges eine niedrige waldige Stufe, das Mittelgebirge, bis nach Wörgl hin. Ihm werden wir noch einen besonderen Besuch abstatten. — Ganz im fernen Osten erscheinen lichtblau die Zacken des Kaisergebirges hinter Kufstein.

Es ist nur eine halbe Rundsicht, die man geniefst, denn im Rücken der Burg fällt das Schiefergebirge des Stadtwaldes so schroff zu Thal, dafs um Weihnachten die Sonne sich nicht darüber erhebt, um ihre Strahlen nach Rattenberg hinunter zu werfen, und dafs nur mühsame Fufssteige dahin anklimmen. Daran lehnt sich der alte Burgsitz, der durch einen natürlichen Felsensattel, unter dem noch der Eisenbahntunnel liegt, in zwei vollständig voneinander räumlich und wohl auch zeitlich getrennte Burgteile geschieden ist. Eine Verbindung zwischen beiden Teilen etwa durch eine Brücke, einen Steg oder dgl. kann es nicht gegeben haben. Das hätte die Kunst selbst der Rattenberger Baumeister übersteigen. Die ältere Burg, von der auch noch gröfsere Turmreste im Bergwalde sichtbar werden, liegt etwa 50 m höher als die untere Burg, deren Umfassung noch fast rings um den viereckigen Turm erhalten sind. An dem Turme selbst ist in den letzten Jahren eine Erinnerungstafel an eine der traurigsten Episoden der Tiroler Geschichte angebracht. Die Inschrift der Tafel lautet:

Dr. Wilhelm Biener | Kanzler von Tirol | fiel hier als Opfer seiner | Überzeugungstreue durch Henkershand. | 15. Juli 1651.

Wilhelm Biener, nach dem gegenwärtig eine der Hauptstrafsen Rattenbergs, und zwar diejenige, die von der Burg nach dem Inn zu führt, Bienerstrafse heifst, stammte aus der Oberpfalz, geboren 1585 in Amberg. Er trat, herangereift, in die Dienste des Kurfürsten Max von Baiern und kam auf dessen glänzende Empfehlung in den Dienst des Kaisers Ferdinand II., der ihn 1630 dem Erzherzog Leopold von Tirol als Geheimen Rat beigab. Nach dessen Tode (1632) blieb er in gleicher Eigenschaft bei der verwitweten Herzogin Claudia aus dem Hause der Medici, die als Vormünderin ihres Sohnes Ferdinand Karl Tirol regierte. Nach ihrem Tode (1648) wurde Biener von der welschen Partei, die gern Südtirol (das Gebiet des Bistums Brixen, das ursprünglich bis vor Rattenberg reichte) von Tirol losreifsen wollte, des Majestätsverbrechens an der Herzogin Claudia angeklagt und dafs er Urkunden über Staatsverträge mit Graubünden beiseite gebracht habe. Da Biener bei dem jungen, kaum 20jährigen Fürsten keinen Schutz gegen diese böswilligen Anklagen fand, so floh er in das Kloster Wilten (bei Innsbruck). Aber der Weihbischof Parkhofer von Brixen, zu dessen Kirchsprengel Wilten gehörte, hob das Asylrecht auf und ermöglichte damit die Gefangennahme des Kanzlers, der den Welschen ein Dorn im Auge war. Biener wurde auf das Schlofs Rattenberg geschafft und dort nach einem Hochverratsprozesse, dessen Ausgang bei der herrschenden Partei zu erwarten war, am 15. Juli 1651, morgens 11 Uhr, im Schlofshofe enthauptet.

Zwei Stunden später langte der herzogliche Kanzler Sauerwein mit dem Begnadigungsschreiben an. Man hatte ihn, da man den Zweck seines Rittes kannte, gleich bei Innsbruck, zu Mühlau, aufgehalten, ins Wirtshaus

Wilhelm Biener, Kanzler von Tirol.

gelockt und betrunken gemacht, damit er die gegebene Frist versäume. Der scheufsliche Anschlag gelang. Das Haupt des Kanzlers fiel, worauf seine Frau wahnsinnig wurde und sich in die Höttinger Klamm, nordwestlich von Innsbruck, stürzte.

Vor wenig Jahren wurde ein vortreffliches Bild von Biener in der Brauerei zu Kundl, 8 km östlich von Rattenberg, aufgefunden. Das Ölgemälde zeigt uns den Kanzler als einen schönen Mann mit geistreichem Kopf. Er hatte ein feuriges Gemüt, war seinem Fürsten treu, unbestechlich, aber gegen leere Ansprüche schroff und abweisend; namentlich bekämpfte er die deutschfeindlichen Pläne der welschen Partei. Sie brachte ihn durch jesuitische Mittel zu Fall und blieb noch eine Zeit lang mächtig. Denn als der Herzog Ferdinand Karl, unter dem Biener, aber gegen dessen Willen gefallen war, in der Blüte der Jahre, 1662, im 34. Lebensjahre gestorben war und dessen Bruder Sigismund Franz, der schon in seinem 16. Jahre Bischof von Augsburg geworden war, als Landesfürst von Tirol die Macht der Welschen brechen wollte, wurde er nach kaum dreijähriger Regierung von seinem eigenen Leibarzt vergiftet. Damit

Digitized by Google

hörte die Selbständigkeit Tirols auf, und das Land kam wieder unter die unmittelbare Gewalt des Kaisers (vgl. Theatrum Europaeum VIII, 637—645; Zöller, Gesch. v. Innsbruck 1, 361; Sinnacher, Beitrag zur Gesch. von Brixen VIII, 572 bis 573).

Das tragische Geschick Bieners ist von Hermann v. Schmid auf Grund eingehender Studien in seinem bekannten Roman „Der Kanzler von Tirol" behandelt.

Bei der Anlage der Eisenbahn, die den alten Stadtkirchhof durchschneiden mußte, wurden manche Gräber geöffnet und beseitigt. Dabei wurde auch Bieners Sarg aufgedeckt, der noch ziemlich gut erhalten war, und auf dessen Deckel ein Blech mit der Inschrift: W. B., 15. Juli 1651 befestigt war. Im Sarge lag der Schädel zu Füßen des Skeletts, wie das im 17. Jahrhundert bei „Justifizierten" üblich war. Das Blechschild ist unbeachtet verloren gegangen, der Sarg verfallen. Alle ausgehobenen Gebeine wurden in ein Massengrab gethan, dessen Stelle noch genau bekannt ist. So erzählte mir der Pfarrer von Rattenberg.

* * *

Wann Rattenberg erbaut ist, weiß man nicht. Als Castrum Ratenberg erscheint es zuerst 1254. Nach einer Urkunde im Pfarrarchiv zu Rattenberg von 1299 bestand damals schon unter der Burg eine Gemeinde und eine Kirche, aber in der Parochie von Kundl [1]).

Es ist für unsere Untersuchungen wichtig, daß das Gebiet von Rattenberg und Kufstein Jahrhunderte den Grafen von Andechs gehört hat, und zwar als Lehen des Bistums Regensburg. Andechs lag in der Nähe des Ammersees in Oberbaiern. Sowohl nach Seite des weltlichen Besitzers als des geistlichen Lehnsherrn hatte Rattenberg seine Beziehung zu Süddeutschland. Es ist das von besonderem Interesse, weil Rattenberg nahe an einer schon erwähnten uralten Grenze liegt. Und da diese Grenze auch in Bezug auf mein Thema „Die Ansiedelungsformen und ihre Namen" von wesentlicher Bedeutung ist, so will ich zunächst auf diese Grenzfrage eingehen.

Ganz in der Nähe westlich von Rattenberg, bei Brixlegg oder noch etwas weiter hinaus am Ziller, der aus dem Zillerthale dem Inn zuströmt, lag seit ältester Zeit eine einschneidende ethnographische, kirchliche und politische Grenze, deren Einfluß im folgenden noch weiter nachgewiesen werden soll. Die Mündung der Ziller liegt in gerader Linie 6 km von Rattenberg entfernt.

Die ältesten Völker der Alpen, von denen wir in dieser Gegend Kunde haben, waren die Rätier und die Noriker. Jene saßen im Westen, diese im Osten, nach jenen benannten die Römer die rätischen, nach diesen die norischen Alpen. Der Inn bildete auf der Hochebene die Grenze, im Gebirge war es der Ziller. Das spätere Rattenberg lag im Gebiete der Noriker. Beide waren keltische Völkerstämme. Die Noriker hießen auch Taurisker. Sie waren die Anwohner der Tauern.

Diese Alpenvölker wurden 15 n. Chr. durch den Feldzug des Drusus und Tiberius unter das römische Joch

Rattenberg von Westen.

gezwungen und nahmen allmählich die römische Sprache von ihnen an.

Ganz angebrochen war ihre Kraft nicht mehr, denn im Jahre 102 hatten die Kimbern sich mit Troln und Wagen von der Hochebene her, wahrscheinlich doch am Inn aufwärts einen Weg über den Brenner nach Italien gebahnt. Bei diesem Volkssturm müssen die Noriker wohl schon zum Teil aus dem Innthal gewichen sein, weil man fast keine auf ihre Sprache weisenden Ortsnamen mehr findet. Weiter im Südosten in Kärnten und Krain haben sich noch norische Städtenamen erhalten.

Als die Römer diese Alpenländer in die Provinzen Rätia und Noricum umgewandelt hatten, blieb die alte Grenze am Ziller.

Mehrere Jahrhunderte waren die Römer im ungestörten Besitz derselben und drückten durch Anlegung von Straßen und Orten dem Thalgelände ein lateinisches Gepräge auf.

Wenn sich aber in der Umgegend des heutigen Innsbruck im alten Rätien zahlreiche Spuren davon finden, östlich aber von dem Ziller im Noricum so gut wie gar nicht, so muß das seine Bewandtnis haben.

[1]) Cum igitur ecclesia sancti Vigilii ex Ratenberch in parrochia Cuntzl, Salzburgen dioc. de novo fundetur etc.

Digitized by Google

Jedenfalls war das untere offene Innthal dem Ansturm der Germanen zuerst ausgesetzt und nötigte die angesiedelten Romanen zuerst zum Rückzuge. Anfänglich erschienen die Germanen nur auf Raubzügen im Lande, nicht zu dauerndem Besitz. So drangen 268 unter Kaiser Claudius II. die Alemannen über den Brenner bis an den Gardasee. Als später, 476, Odovaker das weströmische Reich über den Haufen warf, brachen die Rugier ins Innthal ein und zerstörten wahrscheinlich den damaligen Hauptort Veldidena (Wilten) bei Innsbruck. Theodorich der Große, dem dann die Römerherrschaft samt den Provinzen nördlich von den Alpen zufiel, überließ die baierische Hochebene, Rätia secunda und das nördliche Noricum den Bajuvaren, den Nachkommen der Markomannen, die schon 300 Jahre vorher an der Donau mit den römischen Kaisern in Streit gekommen waren. Genauere Überlieferungen von dem Vordringen der Bajuvaren in die Alpen sind nicht auf uns gekommen. Stenb hat dieses Auftauchen der Baiern in seiner humoristischen Weise dargelegt (Herbsttage in Tirol, 1867, S. 153):

„Von der Vorzeit mit dem tiefen Dunkel übergossen, saßen die (Bajuvaren) lange Jahre namenlos zu beiden Seiten des Böhmer Waldes, wo sie nach den besten baierischen Schriftstellern in den finstern Fichtenwäldern über ihre Zukunft nachdachten und sich auf große Thaten vorbereiteten . . . Und ehe man sich's versah, schritten sie über die Donau, nahmen das weite, damals ganz öde Flachland ein, das sich von jenem Strome bis zu den Alpen ausbreitet, und warfen sich unter dem Namen der Bajuvaren als großes und mannhaftes Volk auf zum sichtlichen und fast bis in die neueste Zeit andauernden Verdruß der Geschichtschreiber, die so lange nicht erdenken konnten, wo sie denn eigentlich hergekommen, bis man in ihnen die alten Markomannen wieder erkannte, von denen man anderseits nicht zu erfragen wußte, wo sie hingekommen. Und als sie sich in dem neu gefundenen Lande wohnlich eingerichtet (als ihr erster Herzog wird Garibald genannt), da erweckte das Hochgebirge, das über dem Flachland aufsteht, ihre Sehnsucht, und sie erhoben sich wieder, um jene welschen Thäler zu entdecken, in denen einst die prächtige Stadt Veldidena gestanden, jene Thäler, über die hinaus das schöne Italien und die weltberühmte Stadt Rom an der Tiber liegen mußte."

Nach dem Falle des Ostgotenreiches, 552, drangen die Baiern noch im 6. Jahrhundert bis an den Lech und setzten sich vermutlich so zahlreich hier fest, daß, nach den Ortsnamen zu schließen, die ganze Landschaft zwischen Kufstein und Rattenberg ein deutsches, baierisches Gepräge erhielt.

„Von dieser ersten Alpenfahrt des bajuvarischen Jugendalters weiß die Geschichte auch wieder nichts. Ohne viel zu reden und in die Welt hinauszuschreien, was nicht ihre Art ist, haben sie auch dieses Stück zu stande gebracht."

Später drangen sie auch über den Brenner vor, erfüllten das Pusterthal und kamen am Ende des 7. Jahrhunderts bis nach Bozen und Meran.

Dann erst trat von Norden her das Christentum ein. An der Verbreitung der christlichen Lehre beteiligten sich die Bistümer Regensburg und Salzburg. Zuerst wohl Regensburg, infolgedessen dann die Bischöfe die Lehnsherrschaft über das Gebiet am Inn erhielten. Da nun auch das Bistum Salzburg von baierischen Herzögen gegründet war und später als Erzbistum einen höheren Rang erhielt, so wurden seiner Diözese auch die Lehen von Regensburg untergeordnet. Die Diözese von Salzburg umfaßte somit im heutigen Tirol auch die drei Ämter Kitzbühel, Kufstein und Rattenberg. Die Grenze lag wieder am Ziller, jenseits begann das Bereich des Bistums Brixen, das aber, wie auch aus der Geschichte des Kanziers Biener ersichtlich ist, mehr welschen Eingebungen offen stand. Kaiser Konrad II. belehnte 1027 den Bischof von Brixen auch mit Nordtirol bis an den Ziller.

Obwohl diesseits und jenseits des Brenners Baiern wohnten, war doch das Gebiet von Brixen ganz bedeutend mit romanischem Blute durchsetzt, das erst allmählich aufgesogen wurde, während bis zum Ziller das Land durchweg bajuvarisch wurde. Zwar wurde 1363 Tirol mit Österreich vereinigt, aber die drei Bezirke Kitzbühel, Kufstein und Rattenberg sind erst dauernd (abgesehen von den Kriegszeiten während des Spanischen Erbfolgestreites und unter Napoleon) im Jahre 1504 von Baiern losgelöst und zu Tirol geschlagen. Der Reichstag zu Köln, 30. Juni 1505, sprach endgültig die drei Herrschaften dem Hause Habsburg zu. Aber Rattenberg und Kufstein bilden noch eine besondere Bezirkshauptmannschaft mit der uralten Grenze am Ziller.

Westlich vom Ziller leben noch zahlreiche romanische Ortsnamen, östlich fast gar nicht mehr.

Die Deutung der romanischen Namen hat mit Erfolg auch Stenb angeregt; anfänglich allerdings, als er sein Werk zur rätischen Ethnologie veröffentlichte, wollte er noch dem Rätischen den weitesten Spielraum lassen und das Romanische nur gelegentlich dulden; später aber, in seiner Schrift „Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen", 1885, bekennt er (S. 50) sich zu der Regel, daß die Rätier nicht herangezogen werden dürfen, solange noch mit den Romanen auszukommen ist.

Wie stark aber westlich vom Ziller noch jetzt romanische Benennungen sind, hat Gustav v. Gasteiger 1875 gezeigt, indem er im „Tiroler Boten", Nr. 49, folgende Verse veröffentlichte mit dem Bemerken, daß die Worte Flur-, Orts- und Bergnamen aus der Nähe von Innsbruck bedeuten.

Den Herren Rätologen und Romanisten widmen wir nachstehende Strophe:

Schluimes, Tschafinges, Zigiduk und Genaun
Ruflaun, Glienz, Lanera, Salvaun
Rotsil, auf der Thalra, in Truna, Spinesid
Vilfrade, Garzan, Visamel und Sigreid,
Povers, Lavatsch, Melan und Stalsüns,
Zör mel Vinäs, Valtschelod und Ladins.
Saga, Marsulz, Tagetlan und Figor,
Tuifein, Engiascin, Sebell und Pramor.
Valsloeben, Sagunn, Tschigall und Garpaus,
Largoz, Tribelaun, Vinaders, Melans.

Die meisten dieser 40 fremden Namen hat Stenb zu deuten versucht, manche mit entschiedenem Glück, z. B.:

Lavatsch = Pavaccia = Bach,
Largoz oder Largaz = Parauzza = Sennhütte,
Stalsüns = stallesines = kleine Ställe,
Lanera = la nera = die schwarze,
Salvaun = silvana, pigor = pecuarius = Hirte,
Vinaders = vinatores = Weinhändler u. s. w.

Anders östlich vom Ziller. Auf der Vorstufe der nördlichen Kalkalpen, nordöstlich von Rattenberg, die sich 18 km lang und 1 bis 3 km breit am Inn hinzieht und sich etwa bis 100 m über dem Strom erhebt, zwischen dem uralten Stifte Volldepp im Süden an der Mündung der Brandenberger Ache und Angath, liegen nur deutsche Namen, während Voldepp = Vulutava entschieden, Angath, fraglich, nicht deutsche Namen sind.

Auf dieser Vorstufe, die am Fuße des Hochgebirges am niedrigsten, von Mooren, Seen (Rainthaler Seeen im Süden) und nassen Wiesen erfüllt ist und gegen den Inn zu mehrfach in unruhigen, mit Moorwald und gutem Boden bedeckten höheren Lande aufsteigt, liegen nur

Digitized by Google

zahlreiche kleine Ortschaften, oft nur einzelne Höfe, sämtlich mit deutschen Namen baierischer Mundart.

„Wo die romanischen Ansiedelungen ganz verschwunden waren", sagt J. Egger (Die Tiroler und Vorarlberger, S. 44), „und die Gestaltung der Bodenverhältnisse es erlaubte, da folgten die Baiern ihrem Zuge zur Ungebundenheit und schufen sich Einzel- oder Einödhöfe. Daſs das Hofsystem die ausschlieſsliche oder auch nur vorherrschende Ansiedelungsart der Germanen war, widerspricht ganz den thatsächlichen Verhältnissen der Gegenwart."

Im südlichen Baiern finden sich die Weiler und Einzelhöfe besonders im Alpenvorlande, im Gürtel der niedrigen Vorberge, im Moränengebiete der Hochebene. Viehzucht und Ackerbau sind gemischt. Hier ist die Zahl der einzelnen Siedelungen so groſs, daſs selbst eine genaue Specialkarte nicht alle Namen aufzeichnen kann.

	Siedelungen	Gehöfte	Weiler	Groſse Orte
Im Landger. Lanfen an der Salzach .	747	408	261	78
Im Landger. Traunstein	773	417	281	75
Im Landger. Haag, östl. v. München	893	493	354	46

Die Siedelungen sind aber meistens sehr klein, so daſs diese Landgerichte trotz der groſsen Zahl von Ortschaften nicht zu den höchstbevölkerten Oberbaierns gehören. „Auſserdem überrascht bei Überblick der Dörfer und Weiler in ganz Oberbaiern die häufige Wiederholung gleichlautender Orts- und Flurnamen auf beschränktem Gebiet, wohl ein Zeugnis des früher höchst mäſsigen Verkehrs zwischen den einzelnen Landstrichen." (Bavaria I, 241.)

Ebenso liegen nur auf der Vorstufe der nördlichen Kalkalpen am Inn, nordöstlich von Rattenberg, vorherrschend kleine Ansiedelungen; groſse Dörfer, wie man sie im Inuthal findet, giebt es überhaupt nicht. Das gröſste ist vielleicht Breitenbach in der Mitte der Längserstreckung des Mittelgebirges, und zwar am Inn, wo vom Hochgebirge her ein Bach das Gelände quer durchschneidet. Die einzige Teilung der Landschaft. Hier ist vor drei Jahren eine eiserne Brücke über den Inn gebaut, um die Einwohner des Stufengeländes mit der übrigen Welt in Verbindung zu setzen. Breitenbach liegt also eigentlich nicht auf der Terrasse, sondern am Fuſs, bietet aber, um den verschiedenartigen Charakter der nördlichen und südlichen Hälfte kennen zu lernen, die bequemste Einbruchsstelle, weil gegenüber am Inn die Eisenbahnstation Kundl liegt. Ich habe dieses für Ansiedelungsformen merkwürdige Gelände zweimal durchstreift, will aber, ehe ich die Beobachtungen auf meinen Ausflügen bespreche, zuvor die Namen der Ortschaften nennen und dabei zugleich betonen, daſs gerade sie es waren, die mich bestimmten, mehrmals in Rattenberg einzukehren. Ich nehme hier nicht alle Namen vor, sondern nur die mich lockenden. Es war die groſse Zahl von einsilbigen Grundformen, die mich reizte und die ich in keiner so kleinen, aber doch eigenartigen Landschaft Tirols in so üppiger Fülle habe gleichsam aus dem Boden blühen sehen. Es sind ganz gewöhnliche und ganz verständliche Namen, wo nicht gerade die baierische Mundart ihren besonderen Ausdruck hat; aber gerade in dieser naiven Einfachheit liegt der Reiz. Ich führe die Namen in der Richtung von Südwesten nach Nordosten auf:

Mosen, Hachl, Mad, Hans, Husb, Böhel, Strafs, Aigen, Söll, Berg, Egg, Hnben, Thal, Hech, Grub, Dorf, Bach, Böhel, Thal, Strafs.

Zerstreut kommen in der Nachbarschaft auf den anderen Seite des Inns, natürlich auch östlich vom Ziller, folgende einsilbige Grundwörter vor: Gngg, Hof, Nock, Rind, Köth, Knoll, Au, Lnech, Öd, Gschieſs, Stein, Holz, Winkl, Rain, Brunn.

Hierzu bemerkt Klard Hugo Meyer (Volkskunde, S. 34):

Jeder Bauerhof hat seinen eigenen Namen. Der Name bleibt trotz allem Wechsel der Besitzer an Haus und Hof gebunden. Denn weil am Hause das Recht an Grund und Boden haftet, führt der Hof als Vertreter dieses Rechtes trotz aller Verordnungen einen unzerstörbaren Eigennamen und zwingt jeden, der den Hof durch Aufheiratung oder Kauf erworben hat, seinen Familiennamen aufzugeben oder zurückzulegen und den alten Hofnamen anzunehmen. Das Heim steht über dem Geschlecht. Die Hofnamen sind überhaupt zum Teil älter als die Familiennamen, die in Süddeutschland im 12. Jahrhundert, in den norddeutschen Städten im 13. und auf dem platten Lande wohl erst im 14. aufkamen [2]).

[2]) Interessant sind in dieser Beziehung die Namen der Bauern in und um Walchsee: Familie, Hof und Dorf haben ihre eigenen Namen, die zur genauen Bestimmung alle genannt werden, z. B.:

Froschberger, Bauer zu Schrei in Walchsee.
Mitterweiſsbacher, Schusterbauer in „
Baumgartner, Heisenbauer in Durholzen. Heise = Matthäus, Hiess = Matthias.
Margar. Hager, geb. Fischbacher, gewesens Knollenbäuerin in Walchsee.
Thomas Hachgründler, Unterbichlersohn, Bauer zu Grund in Walchsee.
Hansnamen in Walchsee: Marschen, Ilger, Fritzing, Götting, Mosen, Auer.

Die Verfeinerung des Negertypus in den Vereinigten Staaten.

Von Dr. C. Steffens. New-York.

Zu der bändereichen und nach allen Richtungen erörterten Negerfrage sende ich nur einen kleinen Beitrag. Trotz der Gleichberechtigung der farbigen Leute stehen wir immer noch vor einer „ungelösten Frage". Noch immer bilden die Farbigen die niedrigste Schicht der Bevölkerung und mit dieser, der groſsen Masse, muſs man bei der Lösung rechnen. Verkäuflich wie ehedem ist der Neger nicht mehr, aber in sozialer Beziehung ist er darum nicht gestiegen und er steht dem Weiſsen heute noch so ferne wie vor den Zeiten Lincolns. Die Idealisten, die nach der Emancipation von „Miscegenation" phantasierten und an massenhafte Zwischenheiraten zwischen Schwarz und Weiſs glaubten, sind gründlich enttäuscht worden; die Ehen zwischen beiden Elementen sind selten und in den Südstaaten verboten. Besitzen nun auch die Farbigen alle politischen Rechte, so werden in der Ausübung diese doch von den Weiſsen meist hintertrieben. Auch ist trotz zunehmenden Schulbesuchs die Masse noch echt afrikanisch geblieben, und würde man unseren Farbigen das Beispiel und den erziehenden Einfluſs der Weiſsen hinwegnehmen, so würden sie, sich selbst überlassen, den Rückschlag zur Unkultur machen

Digitized by Google

oder wenigstens ein Stillstand in der Entwickelung eintreten, wie dieses in Haiti und Liberia der Fall gewesen ist.

Was durch Beispiel und Erziehung bei einzelnen tüchtigen Negern geleistet werden kann, werden wir sehen, aber nicht dringend genug kann man davor warnen, diese hervorragenden, zum Teil auch weißes Blut in ihren Adern führenden Farbigen als Durchschnitt für die Rasse zu betrachten. Nur in der Anlehnung und Nachahmung der zwischen ihnen wohnenden Weißen sind diese tüchtigen Neger zu dem geworden, was sie heute sind — nicht allein aus sich selbst heraus. Diese coloured gentlemen bilden eine verschwindende Minderheit gegenüber der Menge ihrer Brüder, die als Arbeiter

Booker F. Washington, Leiter des Tuskegee Industrial Institute.

George H. White, Kongreßmitglied für Nordkarolina.

Bischof Alex. Walters von der Afrikanischen Methodisten-Kirche.

Thomas Fortune, Zeitungsredakteur.

Dr. med. D. H. Williams, Arzt und Wundarzt.

Henry O. Tanner, Maler.

der Weißen ihr Brot verdienen, sozial gänzlich von diesen geschieden und bei denen nur geringe wirtschaftliche Fortschritte erkennbar sind.

Nach diesen Vorbemerkungen will ich dem in der Überschrift genannten Thema näher treten. Es ist schon eine ältere Behauptung, daß der Neger hier zu Lande sich im Typus verfeinere, ja dem Europäer allmählich ähnlich werden solle, wobei man auf Farbe und Haarwuche geringes Gewicht legte. Solchen unbegründeten Ansichten huldigte sogar ein ausgezeichneter Naturforscher wie Charles Lyell (Second journey to the United States, vol. I), welcher im Anfange der vierziger Jahre Nordamerika besuchte, und auch de Quatrefages in seiner Schrift „Unité de l'espèce humaine" 1861. Letzterer schreibt: „Ich will die Frage der Sklaverei hier nicht berühren, sondern nur die Thatsache hervorheben, daß die Neger in einem beständigen Fortschritte auf der gesellschaftlichen Stufenleiter begriffen sind. Selbst in physischer Beziehung nähern sie sich allmählich ihren Herren. Die Neger der Vereinigten Staaten haben nicht mehr den Typus der Neger Afrikas. Ihre Haut ist selten sammetschwarz, wiewohl ihre Vorfahren fast sämtlich von der Guineaküste stammen; ihre Backenknochen sind weniger hervorstehend, ihre Lippen nicht mehr so dick, noch die Nase so flach, ihr Haar nicht mehr so kraus, der Gesichtsausdruck ist nicht mehr brutal und der Gesichtswinkel ist nicht mehr der gleiche wie bei ihren Brüdern in der alten Welt. In der Zeit von 150 Jahren ist, wenigstens was das Äußere betrifft, mindestens ein Viertel des Golfes überbrückt, welcher sie noch von den Weißen trennt."

Welche Täuschung! Schon Dr. Nott (Types of Mankind, 1857, p. 260) hat mit Recht in dieser Beziehung bemerkt: „Sir Charles Lyell und viele weniger bedeutende Reisende, die aber in dieser Frage nicht gehörig unterrichtet waren, hat die Behauptung aufgestellt, daß der körperliche Typus der Neger in den Vereinigten Staaten eine Aufbesserung zeige. Er ist der Überzeugung, daß mit der Zeit ihr Schädel und ihr Intellekt sich ganz gleich dem der Weißen entwickeln werde. Diese unwissenschaftliche Behauptung ist schon, was den Schädel betrifft, durch die Messungen Dr. Mortons widerlegt worden. Daß die in die Vereinigten Staaten eingeführten oder dort geborenen Neger in Bezug auf Intelligenz und allgemeine körperliche Entwickelung gegenüber ihren eingeborenen Stammesbrüdern in Afrika sich verbessert haben, kann man willig zugestehen, doch ist diese Intelligenz nur durch die ständige Berührung mit den Weißen erlangt worden, von denen sie ihre Belehrung empfangen; und was bessere körperliche Entwickelung betrifft, so ist diese leicht durch den größeren Komfort zu erklären, der ihnen in Amerika zu Teil wird. Es ist dasselbe wie bei der Züchtung von Haustieren unter guten Umständen, wo die Rasse veredelt wird. Aber aus einem Esel kann kein Pferd werden."

Die große Frage der Transmutation kann hier nur gestreift werden; aber sicher ist, daß in den paar Jahrhunderten, seit die Neger in den Vereinigten Staaten sich befinden, ihre Rasseneigentümlichkeiten unter dem Einflusse des Milieu sich nicht geändert haben. Alles, was wir auf diesem Gebiete, auch bei anderen Völkern, anführen können und zu beobachten glauben, ist so

Digitized by Google

gering und fragwürdig, daſs es gegenüber den grofsen konstanten Verhältnissen ganz aufser Betracht bleiben muſs, zumal bei einem in dieser Beziehung sehr kurzen Zeitraum von einigen hundert Jahren. Hat man doch mit demselben Unrecht umgekehrt behauptet, die Angloamerikaner nähmen allmählich Indianertypus an. Warum sollten denn die Neger auf amerikanischem Boden gerade den Typus der gleich ihnen eingewanderten Weifsen annehmen und nicht den der Indianer? Das läge doch näher, aber diese Frage beantworten sich die Idealisten und schleichten Beobachter nicht.

Rev. F. Douglass.

Wo wesentliche Änderungen im Typus des Rassengers vorkommen, und das ist nicht gerade selten bei uns, da ist mit Sicherheit die Beimischung weifsen Blutes anzunehmen, was der Kundige an der Farbe, der Art der Haare und manchen anderen Kennzeichen herausfindet. Es handelt sich da um Mulatten und die verschiedenen Abstufungen derselben nach der weifsen oder schwarzen Seite hin.

Können wir nun auch in rein anthropologischer Beziehung die behauptete allmähliche Umänderung der Neger und nun gar in das entgegengesetzte Extrem des Weifsen nicht zugestehen und müssen wir derartige Behauptungen ohne genügende Beweise für Trugbilder erklären, so ist es doch eine Thatsache, daſs unter dem erzieherischen Einflusse der Weifsen die Neger auf dem Boden der Vereinigten Staaten zu Leistungen befähigt wurden, die sie aus sich selbst heraus in der Urheimat niemals hervorgebracht haben würden. Es fehlt nicht an intelligenten, gebildeten Farbigen auf verschiedenen Gebieten und die erworbene Intelligenz drückt sich denn auch in der Physiognomie sehr entschieden aus; das ist aber auch nichts anderes, als was wir bei den Weifsen auch beobachten. Man vergleiche doch die meist wenig ausdrucksvollen Gesichter deutscher Bauern etwa mit denen der deutschen Gelehrten- oder Künstlerkreise einer Grofsstadt. Welcher Unterschied in Bezug auf die Intelligenz, die aus den Physiognomieen spricht! Und doch handelt es sich um Leute derselben Rasse. So ist es auch bei unseren Farbigen der Fall, und wenn ein Zusatz von weifsem Blute mildernd auf die ausgesprochene Nigritierphysiognomie einwirkt, dann wird der Unterschied noch weit deutlicher. Aber man muſs sich hüten, diese verfeinerten Typen als den Durchschnitt zu betrachten; sie machen unter den etwa acht Millionen Negern der Vereinigten Staaten eine sehr geringe Minderheit aus, werden aber bei dem zunehmenden Schulbesuch der Farbigen steigen [1]). Wiewohl gegen 40 Jahre seit der Befreiung der Neger jetzt verflossen sind, haben sie im ganzen weder in ihrer gesellschaftlichen Stellung noch im Zutrauen und der Liebe der Weifsen zu ihnen Fortschritte gemacht und das grofse soziale Problem der Vereinigten Staaten ist noch immer ungelöst und wird es noch lange bleiben. Eine coloured lady wird nicht an den besseren Plätzen im Theater zugelassen; hier in New York, wo man sich dereinst für die Sklavenbefreiung so erwärmte, ist es für einen Schwarzen sehr schwer, eine höhere, verantwortliche Stellung zu erlangen, und oft genug ertönt der mit Gewaltthätigkeiten verbundene Ruf „against the niggers!“ im Süden und im Westen.

Trotz aller dieser Schwierigkeiten hat sich aber eine an Zahl gegenüber den acht Millionen ihrer Brüder recht kleine Negeraristokratie mit verfeinerter Physiognomie herausgebildet, bei der man aber stets im Auge behalten muſs, daſs ihre Leistungen nirgends originaler und schöpferischer Art sind, sondern daſs es sich lediglich um das Nachahmen der Bildung der Weifsen handelt, die man innerlich und äufserlich, soweit dies möglich ist, zu kopieren sucht. Daſs darunter tüchtige und achtungswerte Leute sind, die in ihrer Art etwas leisten, soll an einigen Beispielen gezeigt werden, zu denen ich das biographische Material einem Artikel von Tickert in „Pearsons Magazine“ entnehme.

Unter allen Negern der Vereinigten Staaten geniefst gegenwärtig Booker F. Washington den meisten Ruf und die gröfste Anerkennung. Er ist der Lehrmeister seiner Rasse, deren Hebung und soziale Gleichstellung ihm am Herzen liegt. Seit etwa zwanzig Jahren ist er bestrebt, junge Neger so auszubilden, daſs sie im Kampfe ums Dasein und im Wettbewerb mit den Weifsen gut bestehen. Er gründete und leitet das Tuskegee Industrial and Normal Institute, eine grofsartige Anstalt, an welcher gegen 100 Lehrer beschäftigt sind und das zur Zeit von etwa 1000 Zöglingen besucht wird. Die jährlichen Kosten von durchschnittlich 80 000 Mk. sind durch Sammlungen aufgebracht worden. Washington ist ein vorzüglicher Redner, er ist Präsident des Parliament of coloured agriculturists und in allem der beste Ratgeber für die Neger, wo es sich um deren praktisches Fortkommen handelt.

Auch im Finanz- und politischen Leben haben sich Farbige einen Namen gemacht. In ersterer Beziehung ist Judson W. Lyons zu nennen, Register of the Treasury, dessen Unterschrift unter den Bonds der spanisch-amerikanischen Kriegsanleihe stand. Wiederholt haben im Senate und im Repräsentantenhaus Neger gesessen und Senator Bruce, ein Farbiger, war sogar einmal Vizepräsident. Wenn auch selten, hat es doch farbige Richter gegeben; im Nationalkongreſs sitzt jetzt wenigstens ein Farbiger, George H. White, der indessen auch weifses Blut in den Adern hat. In seiner Heimat, Nord-Karolina, gilt er als ein sehr tüchtiger Anwalt und seinem Einflusse ist es dort gelungen, Neger in kleineren amtlichen Stellungen, z. B. bei der Post, unterzubringen.

Der Dichter Paul Laurence Dunbar.

Dem Zeitungswesen sind die Farbigen zuerst 1827

[1]) Ich habe im Globus, Band 69, S. 256, in einigen Beiträgen zur Negerstatistik der Vereinigten Staaten schon auf diesen steigenden Schulbesuch der Neger hingewiesen. St.

Digitized by Google

näher getreten, indem sie damals hier in New York eine Zeitung, Freedoms Journal, begründeten. Heute giebt es in den Vereinigten Staaten schon über 200 Zeitschriften von Negern geleitet und für ihre Rasse bestimmt, darunter einige Monatsmagazine. Unter den farbigen Journalisten ragt hervor Thomas Fortune, der Herausgeber von „New York Age“. Er ist auch Erfinder des Ausdrucks „Afro-American“ für die Farbigen der Vereinigten Staaten, der sich aber nicht einbürgern wird.

Mehrere tüchtige Ärzte und Wundärzte sind unter den Farbigen zu verzeichnen, die sich, trotz vieler Schwierigkeiten, zu ihren Stellungen durchgerungen haben; da sie in den öffentlichen Krankenhäusern als Ärzte nicht zugelassen werden, so haben sie eigene Negerspitäler mit Negerärzten errichtet. Unter letzteren nimmt ein Mischling mit reichem Zusatz von weißem Blute, Dr. Daniel Williams in Chicago, eine führende Stellung ein. Im Kriege gegen Spanien war er Militärarzt mit dem Range eines Obersten.

Das Gebiet, welches den Negern am meisten zusagt und auf dem sie sich gern betätigen, ist das religiöse, daher studieren sie auch gern Theologie. Die farbigen Baptisten zählen allein $1^1/_2$ Millionen Mitglieder und verfügen über ein großes Vermögen. Zur Sektenbildung sind die Farbigen sehr geneigt. Als farbiger Prediger ist am bekanntesten Alexander Walters, geboren 1858 in Kentucky, schon mit 19 Jahren Prediger, mit 33 Jahren Bischof. Er hat auch viel in England gepredigt, wo der schwarze Mann mit ausdrucksvollen Gesichte besonderen Eindruck auf blonde Misses gemacht haben soll. Auch der würdige Rev. F. Douglass ist als guter Prediger bekannt.

Wiewohl der Neger zum Kleinhandel entschiedene Begabung besitzt, ist unter den Großkaufleuten wenig von ihm zu spüren. Als der reichste farbige Kaufmann gilt Daniel Seales in Kentucky, der durch glückliche Spekulationen reich wurde.

Unter den Schriftstellern, Gelehrten, Künstlern und Musikern sind einige, deren Schaffen von Anerkennung begleitet ist; unter der Masse ihrer weißen Kollegen würden die besten es wohl zu einem mittelmäßigen Erfolge gebracht haben; Bedeutung wird ihnen nur zu Teil, weil sie Farbige sind. Der hervorragendste Negerdichter ist Paul Laurence Dunbar, der für sich einen Platz in der Geschichte der englischen Litteratur beansprucht. Er hat lyrische Gedichte, Erzählungen und eine gut aufgenommene Novelle „The Uncalled“ herausgegeben. Als Gelehrte werden genannt Prof. Searborough, der ein griechisches Textbuch herausgab, Prof. Du Bois, welcher soziologische Arbeiten lieferte, und George W. Williams, dessen „History of the Negro Race“ in Amerika allgemein anerkannt wurde.

Unter den Malern tritt hervor Henry O. Tanner, dessen großes Bild „The raising of Lazarus“ im Pariser Salon ausgestellt war, dort bewundert und von der französischen Regierung für die Luxemburg-Galerie angekauft wurde.

Das sind die Besten aus der Negeraristokratie, die Lente vom verfeinerten Typus. Viel ist es nicht, aber auch das Wenige begrüßen wir freudig, ohne damit allzu große Hoffnungen für die Entwickelung der Farbigen der Vereinigten Staaten im allgemeinen zu verknüpfen.

Sophus Ruge.

Zu seinem 70. Geburtstage, 26. März 1901.

(Nachdruck verboten.)

Als geographischer Schriftsteller wie als Pädagoge nimmt seit Jahrzehnten der als ordentlicher Professor der Geographie und Ethnographie an der technischen Hochschule zu Dresden wirkende Gelehrte und Forscher Dr. Sophus Ruge, der am 26. März d. Js. seinen 70. Geburtstag in voller Rüstigkeit begeht, einen hervorragenden Platz ein. Gründliche wissenschaftliche Studien, scharfsinnige kritische Urteile, lichtvolle Darstellung und aus den Quellen geschöpfte, klar und anziehend geschriebene Werke haben seinen Namen nicht nur in Deutschland, sondern weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus rühmlich bekannt gemacht.

Sophus Ruge.

Geboren zu Dorum in der friesischen Marsch zwischen Bremerhaven und Cuxhaven als Sohn eines Regimentsarztes, der als solcher noch die Schlacht bei Waterloo mitgemacht hatte, besuchte er das Gymnasium zu Stade und die Universitäten zu Göttingen und Halle. Schon frühzeitig widmete er sich dem pädagogischen Berufe und war zuerst volle 11 Jahre hindurch, von 1859 bis 1870, Lehrer an der öffentlichen Handelsschule, dann vier Jahre hindurch, von 1870 bis 1874, am städtischen Realgymnasium in Dresden thätig. Seit 1874, wo er als ordentlicher Professor der Geographie und Ethnographie an das Polytechnikum zu Dresden berufen wurde, ist er unausgesetzt in dieser Stellung thätig, und zahlreiche Jünger saßen zu seinen Füßen.

Ruge begann seine litterarische Thätigkeit mit der Schrift über den Chaldäer Seleukos, den er als den ersten Gelehrten hinstellte, von dem die Idee eines großen unbekannten Südlandes, das man bis auf James Cooks Zeiten auf fast allen Karten dargestellt findet, ausgegangen sei. Er schrieb ferner die Werke: „Das Verhältnis der Erdkunde zu den verwandten Wissenschaften“, „Turanier in Chaldäa“, „Kleine Geographie“, „Christoph Columbus“, „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“, „Geschichte der Kartographie von Amerika bis 1570“. Sehr zahlreich sind seine wissenschaftlichen und litterarisch-kritischen Abhandlungen, welche in Fachblättern erschienen. Auch hat Ruge Oskar Peschels verdienstliches Werk: „Geschichte der Erdkunde“ in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage herausgegeben.

Mit Entschiedenheit ist Ruge der von Spanien aus-

Digitized by Google

gehenden Idolatrie entgegengetreten, welche mit dem Namen von Christoph Columbus getrieben wurde — verstieg sich doch n. a. der spanische Akademiker Asensio in seinem zweibändigen Prachtwerke über den Entdecker Amerikas zu dem Ausrufe: „Für uns ist jedes geschriebene Wort des Columbus ein Gegenstand religiöser Verehrung" —, obschon er ein warmer Verehrer des großen Genuesen ist. Er hat sich eben, auch dem gewaltigsten Erfolge gegenüber, die Objektivität und Unbefangenheit seines kritischen Urteils zu wahren gewußt. Sein Name ist besonders auch in England durch seine auf Veranlassung von H. Kiepert geschriebene gedrängte „Geschichte der Kartographie" in der Encyclopaedia Britannica ein gefeierter geworden.

An Ehrungen und Auszeichnungen aller Art hat es ihm nicht gefehlt. Er steht mit den namhaftesten Geographen, Entdeckungsreisenden und Forschern der seinem Fache verwandten Richtung in regem brieflichen Verkehr, und wenn jemand einen dunkeln Punkt in der geschichtlichen Geographie beleuchtet sehen will, so wendet er sich gewiß an Ruge.

Möge dem verdienstvollen Gelehrten noch ein langer glücklicher und arbeitsfreudiger Lebensabend beschieden sein! Dr. A. Kohut.

Foureaus Expedition von Algier nach Französisch-Kongo[1]).

Von Brix Förster.

M. F. Foureau erhielt von der französischen Regierung den Auftrag, Vorräte aller Art an Gestil, welcher mit einer Truppenmacht in Bagirmi sich aufhielt, zu überbringen. Warum er den weiten Weg durch die Sahara einschlug, wozu er 28 Monate brauchte, und nicht den kürzeren von etwa vier Monate Dauer, von Brazzaville am Stanley Pool, den Ubangi aufwärts und den Gribingi und Schari abwärts, läßt sich aus seinem jüngst veröffentlichten Bericht vielleicht dadurch erklären, daß er 1000 Kamele mit sich an führen hatte und beauftragt war, wissenschaftliche Forschungen vorzunehmen. Er bewerkstelligte wenigstens 510 astronomische Ortsbestimmungen und sammelte massenhaft Gesteinsproben, um den geologischen Charakter der durchzogenen Gegenden später genau feststellen zu können.

Er brach am 23. Oktober 1898 mit vier Gefährten und 280 Mann aus der Umgegend von Uargla auf, um in direkt südlicher Richtung die Sahara zu durchschreiten. Bis Ain El Hadjadji (südlich von Saua Temassinin, 28° nördl. Br.) folgte er der Route Flatters von 1880. Von hier machte er einen westlichen Abstecher nach dem Gebirgstock Tindesset, welcher mit seinen riesigen schwarzen Felsmassen ans Sandstein einen großartigen Anblick bot.

Den nördlichen Horizont des Wadi Afara umsäumt das Gebirge Tassili in phantastischen Linien, welche sich zu Kathedralen, Obelisken, Türmen u. s. w. gestalten. Bei Tadent (auf dem Wendekreis des Krebses gelegen) befindet sich inmitten des von trockenen Flußrinnen zerrissenen, aus Quarz und Granit bestehenden Bergzuges Anahef, die Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen Meer und dem Atlantischen Ocean. Weit nach Süden erstreckt sich von Tadent die Steinwüste Tinirt aus, welche Barth mit einem Meer voll unabsehbarer Klippen verglichen hat. Der Marsch durch dieselbe bis In Azua (dem früheren und auf den Karten eingezeichneten Bir Asui) kostete so vielen Kamelen das Leben, daß man sich entschließen mußte, einen Teil des Gepäckes unter Bewachung vorläufig liegen zu lassen. Die Ebene zwischen In Azua und Aguellal (nördlich von Air) besteht aus Quarz, Granit und Gneiß; sie wird von zahlreichen gegen Westen verlaufenden Rinnsalen durchzogen. Nach einer Rast in Iferuan von Anfang März bis Mitte Mai 1899 wurde der Marsch nach dem Süden wieder aufgenommen und die Landschaft Air erreicht.

Abermals mußte wegen der Sterblichkeit unter den Kamelen Mitte Juni eine Menge Lasten geopfert werden. In der Nähe von Agadez, aus dem Gebirgslande tretend, bekam man Ende Juli 1899 — also nach 10 Monaten! — endlich wieder etwas grünende Vegetation zu Gesicht: Thäler mit Mimosen und Dattelpalmen geschmückt. Am 17. Oktober 1899 brach man von Agadez nach Sinder auf, auf demselben Wege, den Barth zuerst 1850 betreten; er führte anfangs durch den Wüstendistrikt Azanakh und später durch das mit Buschwald bewachsenen und von Tausenden von Anti-

Foureaus Reise von Algier bis zur Congomündung.

lopen, Löwen und Giraffen beiderseits Tagama. In Damergu tauchten die ersten weit sich ausbreitenden Getreidefelder auf.

Von der großen und malerisch gelegenen Stadt Sinder schwenkte Ende Dezember 1899 die Expedition nach Osten ab zum Tsadsee. Überall erblickte man Verwüstungen, welche die Sudanesenhorden der Eroberers Rabah zurückgelassen; selbst Kuka, die einstmals von 100000 Menschen

[1]) Vgl. Geogr. Journal 1901, XVII, S. 135 bis 150.

Digitized by Google

bewohnte Hauptstadt des Reiches Bornu, lag als ein trostloser Trümmerhaufen da.

Am Nordufer des Tsadsees fand man Wild in so ungeheuren Mengen, daß Foureau einmal bei einer Antilopenherde beobachtete, wie sie dichtgedrängt 10 Minuten lang in gestrecktem Galopp an ihm vorbeisauste.

Bei Kuseri am unteren Schari angelangt, kam die Expedition in Berührung mit den Truppen Rabahs, welche damals noch die Städte Karnak Logone und Dikoa im Besitz hatten. Um Schutz vor ihnen zu finden, erbauten über 10000 Eingeborene mit ihren großen Rinderherden zum Lager der Franzosen. Es waren Schua, ein aus dem Osten seit Generationen eingewanderter Araberstamm, welcher seine Muttersprache sich noch erhalten hat. Zwischen ihnen wohnt das Negervolk der Kotoko oder Makari.

Am 11. April 1900 traf Foureau mit Gentil in Mandjaffa am oberen Schari zusammen und hatte, indem er seine Begleitmannschaft und die noch vorhandenen Vorräte übergab, seine schwierige Mission glücklich vollbracht. Gentil war jetzt in den Stand gesetzt, der Armee Rabahs ernstlich auf den Leib zu rücken; sie wurde bald darauf durch den Kapitän Reibell vollständig vernichtet.

Foureau machte sich auf den Heimweg; er fuhr zuerst den in der Trockenzeit sehr seichten Schari, welcher während der Regenperiode bis zu 8 km Breite anschwillt, in mühseliger, langsamer Fahrt aufwärts und kam durch Gegenden, welche von Löwen und Elefanten geradezu, wie er angiebt, wimmelten. Als er in den Gribingi einbog, veränderte sich die Landschaftsscenerie vollständig; denn der Fluß windet sich in scharfen Krümmungen durch hohe, steile und felsige Ufer hin, verringert sich von 60 auf 20 m und ist reich an Stromschnellen. Von der Gribingistation wurde die Reise bis zum Ubangi zu Fuß und von da wieder zu Schiff bis Brazzaville am Stanley Pool fortgesetzt, welchen Ort Foureau Mitte Juli 1900 erreichte.

Bücherschau.

Geographischer Jahresbericht über Österreich. 3. Jahrgang 1899. Wien, Ed. Hölzel, 1901.

Mit Erfolg fördert Prof. Robert Sieger, der Herausgeber des Jahresberichtes, diese mühevolle, sorgfältige Arbeit, wobei ihn eine große Anzahl hervorragender österreichischer Fachmänner unterstützt. Es handelt sich nicht um eine bloße Bibliographie, sondern die systematisch und nach Möglichkeit vollständig verzeichneten Schriften sind von kürzeren oder längeren Analysen begleitet, die da um so wertvoller für die Westeuropäer werden, wo es sich um weniger bekannte Sprachen des Ostens handelt (Ungarn ist ausgeschlossen), die nur in den seltensten Fällen von jenen beherrscht werden. Aber viele tüchtige Arbeiten werden in solchen Idiomen jetzt geschrieben, welche somit ans Licht kommen. Der Jahresbericht wird dadurch für alle die unentbehrlich, die sich mit der Geographie Österreichs in weitestem Sinne beschäftigen. Die Anordnung ist eine sehr übersichtliche, und ein langes Autorenverzeichnis erleichtert das Auffinden.

Dr. W. Clemens Pfau: Topographische Forschungen über die ältesten Siedelungen der Rochlitzer Pflege. 4°. 105 S. mit drei Tafeln. Rochlitz L. B., R. Pretzsch Nachf., 1900.

Diese mit großer Liebe zum Gegenstande behandelte Schrift bietet eine eingehende Lokalforschung, wertvoll dadurch, daß der nachkundig beschriebene und gesammelte reiche Stoff die sichere Grundlage für die Bearbeitung des größeren Gebietes liefert. Gegen 50 Ortschaften, die rechts und links der Mulde bei dem sächsischen Städtchen Rochlitz liegen, sind hier berücksichtigt nach der vor- und frühgeschichtlichen Seite hin. Die urkundlichen Ortsnamen, die Gemarkungsgrenzen, die Flurnamen, die vorgeschichtlichen Funde und Erdwälle, die Sagen u. s. w. werden genau bei jedem einzelnen Dorfe verzeichnet. In der Einleitung giebt der Verfasser eine zusammenfassende Darstellung der Urgeschichte, um dann besonders die Frühgeschichte der Gegend zu behandeln; erste Bevölkerung und deren Spuren, die wendische Zeit und die Germanisierung. Wie fehl der Geschichtschreiber greifen kann, wenn er die Urgeschichte eines Landes vernachlässigt, dafür mag als klassisches Beispiel Theodor Flathe angeführt werden, der noch 1884 behauptete, die ganze nördliche Abdachung des nördlichen Erzgebirges sei in vorwendischer Zeit menschenleerer Urwald gewesen — und in diesem Gebiete sind in reichem Maße die Funde der neolithischen und der Bronzezeit vertreten!

v. C.

Ferd. Hueppe: Über die modernen Kolonisationsbestrebungen und die Anpassungsmöglichkeit der Europäer in den Tropen. Sonderabdruck aus der Berliner klinischen Wochenschrift. Berlin, Hirschwald, 1901.

In unserer Zeit der Aufteilung des Erdballes unter wenige Kulturvölker gewinnt die Frage, ob und wie die nordeuropäische Rasse sich dem Tropenklima anpassen und zwischen den Wendekreisen heimisch werden kann, ganz besondere Bedeutung. Hueppe, einer der wenigen Hygieniker, die nicht die Bazillen, sondern den Menschen selbst in den Vordergrund ihrer Untersuchungen stellen und Gesundheitsfragen hauptsächlich als Rassefragen auffassen, hat diese Frage schon wiederholt, neuerdings in vorliegender Abhandlung behandelt. Er kommt zu dem Schlusse, daß eine wirkliche Anpassung mit Fortpflanzungsfähigkeit nur durch Aufnahme fremden Blutes möglich ist, und damit sind auch die Vorzüge der nordischen, zum Herrschen berufenen Rasse verloren. „In den Tropen können sie nur als Herren über minderwertige Rassen herrschen.“ Richtet aber der Europäer seine Lebensweise nach dem veränderten Klima, hütet er sich vor Ausschreitungen und besonders dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke, so kann er mit den Hülfsmitteln der heutigen Wissenschaft zwischen den Wendekreisen gesund und leistungsfähig bleiben, ist aber immer, da sich seine Rasse dort nicht fortpflanzen kann, auf Nachschub aus dem Mutterlande angewiesen. „So liegt für uns der Schwerpunkt der Tropenkolonisation nicht mehr in der Frage der Anpassung, sondern in der Frage der gesundheitlichen und öffentlichen Gesundheitspflege in den Tropen.“

Ludwig Wilser.

Luigi Hugues: Le esplorazioni polari nel secolo XIX. Con 10 tavole geografiche, incisioni e ritratti. 373 pag. Milano, Ulrico Hoepli, 1901.

Die Schrift ist offenbar hervorgerufen durch das Interesse, welches in Italien durch die Expedition des Herzogs der Abruzzen für die Polarforschung erregt wurde. Sie beschränkt sich auf die Expeditionen des 19. Jahrhunderts und behandelt diese in erzählender Weise, ohne auf eine vollständigkeit Rücksicht zu nehmen und näher die wissenschaftlichen Ergebnisse herauszuheben. Besonders ausführlich wird bei den Reisen Nordenskiölds, Nansens und des Herzogs der Abruzzen verweilt. Ungenügend ist der Abschnitt über die antarktischen Entdeckungsfahrten, der auf wenigen Seiten abgethan wird. Zahlreiche Übersichtskärtchen erleichtern das Verständnis.

Franz Doflein: Von den Antillen zum fernen Westen. Jena, Gustav Fischer, 1900. Mit 83 Abbild. 180 Seiten. Preis 6,50 Mk.

Im Jahre 1899 hat der Verfasser, ein junger deutscher Zoologe, zu Studienzwecken die Antillen bereist, dann einen längeren Aufenthalt an der biologischen Station der Universität von Palo Alto in Pacific Grove am Busen von Monterey in Kalifornien genommen und ist darauf nach einem Ausfluge nach dem Kolumbiafluß und dem Yellowstonepark heimgekehrt. In einer Reihe von Einzelaufsätzen, die schon früher in der Beilage zur Münchener „Allgemeinen Zeitung“ erschienen waren, aber hier erweitert vorliegen, werden einem weiteren Leserkreis in vortrefflicher Weise einzelne Landschaften mit ihren menschlichen Bewohnern, ihrer Tier- und Pflanzenwelt vorgeführt und mit Vergnügen folgt der Leser den von warmem Natursinn getragenen, durch treffliche Abbildungen veranschaulichten Schilderungen. Von den Antillen wird namentlich Martinique ausführlich behandelt. Der Niedergang der Zuckerrohrkultur tritt auf den kleinen Antillen überall deutlich zu Tage und läßt keine günstige Fortentwickelung der herrlichen Inseln erhoffen. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß die schmalspurigen Rollbahnen, auf denen auf Martinique das Zuckerrohr nach dem Meeresstrande gebracht wird, in einem bekannten geographischen Handbuch irrtümlicherweise als Eisenbahnlinien behandelt werden (S. 10). Sehr lehrreich ist auch der Vergleich der französischen und der englischen Antillen, von welch letzteren mit Recht die prächtigen Marktballen besonders gerühmt werden.

Wie ein reizendes Idyll liest sich Dofleins Schilderung seines Aufenthalts auf der dänischen Insel St. Thomas in der

Digitized by Google

auf einem Vorgebirge erbauten, einsamen Quarantänestation, und die Beschreibung, wie der Quarantäne-Inspektor nach der langen Dürre mit Freudentränen den ersten ergiebigen Regenfall begrüßt, wirkt wahrhaft ergreifend. An seinen Besuch auf Haiti knüpft der Verfasser, wie die meisten Reisenden, die jenes herrliche Land mit seiner traurigen Negerbevölkerung aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, Betrachtungen an über die Unfähigkeit der Neger, aus eigener Kraft ein geordnetes Staatswesen zu bilden.

Kurz war des Verfassers Aufenthalt in Mexiko und es wird nur ein Besuch der Ruinen von Teotihuacan und einer dort befindlichen Werkstätte zur Herstellung unechter Altertümer etwas eingehender beschrieben. Der Anblick dieser Ruinen bringt den Verfasser zu der Ansicht, daß man bei einer Reise in Mittel- oder Südamerika „lerne, die Spanier als ein hasenswertes Volk zu betrachten", einer Ansicht, der ich nach eigenen Erfahrungen nicht beizupflichten vermag.

Sehr lebendig ist wiederum die Fahrt durch die amerikanischen Wüsten beschrieben und auch aus den oft geschilderten Gebieten des fernen Westens weiß der Verfasser noch neue Züge und Bilder zu bringen, mag es sich nun um die Beschreibung der Goldsucherei auf dem Klondike, mag es sich oder um die Holzindustrie in den Sequoiawäldern Kaliforniens, um die Tierwelt des Yellowstoneparks oder um die Chinesenansiedelung am Busen von Monterey, in deren eigenartiges Leben er einen tieferen Blick thun konnte, als es sonst Reisenden vergönnt zu sein pflegt. Sehr angenehm berührt es, wie vorurteilsfrei und gerecht das Leben in den Vereinigten Staaten geschildert wird, und schon aus diesem Grunde möchte ich das kleine Büchlein empfehlen, da gegenwärtig bei uns so viele schiefe Urteile über die „Yankees" verbreitet sind.

Die Ausstattung des Büchleins ist eine gute, die Wiedergabe der Bilder größtenteils auch, aber das Papier ist so glänzend, daß man die Schilderungen bei Lampenlicht nur mit Mühe lesen kann. Durch diesen überaus störenden Fehler tisch befriedigender wirke als mattes Papier, möchte ich stark bezweifeln; aber selbst wenn man dies bejahen wollte, so sollte doch der Verleger so viel Rücksicht üben, daß er nicht ein annötiges Attentat auf die vielgeprüften Augen der Leser ansübe!

Leipzig. Karl Sapper.

Jakob Heierli: Urgeschichte der Schweiz. Mit 4 Vollbildern und 423 Textillustrationen. 453 Seiten. Zürich, Albert Müller, 1901.

In diesem ausgezeichneten Werke begrüßen wir das Gegenstück zu der vor wenigen Jahren erschienenen Nordischen Altertumskunde von Sophus Müller, der Heierlis Buch in Bezug auf die Anordnung, aber auch auf die Gründlichkeit und gemeinverständliche Abfassung ähnlich ist. Wer beide Werke vor sich hat, der fühlt den Mangel des vermittelnden Bindegliedes, da wir für die zwischen dem Norden und der Schweiz gelegenen deutschen Lande eine ähnliche zusammenfassenden Arbeit nicht besitzen. Jakob Heierli, der so lange schon in seiner Heimat auf vorgeschichtlichem Gebiete thätig war und dem wir so manche tüchtige Specialarbeit verdanken, war ganz der Mann dazu, vorliegendes Buch zu schaffen, das uns von der Einzeit der Schweiz bis zur Frühgeschichte und zu dem Auftreten der Römer herabführt. So eingehend auch die Details, stets unterstützt durch zweckmäßig gewählte und gut ausgeführte Abbildungen, uns vorgeführt werden, schließen sich darum doch immer große angelegte kulturgeschichtliche Überblicke, die noch dadurch besonders gewinnen, daß der Verfasser in ausgiebiger Weise die Ergebnisse der somatischen Anthropologie und der Ethnographie berücksichtigt, namentlich sich die Vergleiche vorgeschichtlicher Verhältnisse mit den Naturvölkern da nicht entgehen läßt, wo er Aufklärung davon erhoffen darf.

Man sieht es dem Werke an, wie es mit Liebe geschrieben ist; aber der Stoff war ja auch danach, denn das Buch kann gleich mit den höhlenbewohnenden Jägern der postglacialen Zeit beginnen, die uns ihre klassisch gewordenen Reste bei Thaingen und am Schweizersbild bei Schaffhausen hinterließen. Trotz der bekannten Zeichnungen auf Rentiergeweihstangen, der Ornamente und sogar Skulpturen neben wir den Menschen — von dem allerdings Skelettreste nicht gefunden wurden — auf einer tiefen Stufe, die Heierli nun als Ausgangspunkt nimmt, um in den später sich anreihenden Perioden die immer mehr sich steigernde Kultur in abgerundeten Übersichten vorzuführen. Und nicht minder klassisch als jene beiden, der Dilluvialzeit zugehörigen Stätten sind die der jüngeren Steinzeit zugehörigen Pfahlbauten, deren Entdeckung im Jahre 1854 die Welt in Staunen versetzte, die einen mächtigen neuen Anstoß für vorgeschichtliche Forschungen gaben und hier in einem sorgfältig zusammengetragenen Gesamtbilde uns vorgeführt werden, wobei wieder ein langer Vergleich mit den weit verbreiteten Pfahlbauten der Naturvölker angestellt wird. Über die Ursache, weshalb die Menschen der jüngeren Steinzeit sich auf die Pfahlrosta im Wasser ansiedelten, herrschen bekanntlich abweichende Ansichten; Heierli sucht als vornehmsten Grund den Schutz und die Abneigung vor dem Urwald anzuführen. Wer über das Vieh der Pfahlbauern, über ihre Rinderrassen, über die angebauten Getreidearten, über ihre Flachsbereitung und Webekunst, über ihre Karamik unterrichtet sein will, der findet alles dieses in ausgiebiger Weise unter der Berücksichtigung zoologischer oder botanischer Forschungen abgehandelt. Recht hat Haierli, wenn er gelegentlich der Besprechung der Pfahlbautenkeramik darauf hinweist, daß eine einfache klare Nomenklatur für die Gefäßformen noch fehle, und dan Versuch eines Schemas aufstellt (S. 188). Zur Bronzezeit übergehend, erörtert Heierli die alte nun wohl begrabene Streitfrage, ob das Eisen vor der Bronze bekannt gewesen sei, und entscheidet sich mit anderen für Mesopotamien als das Ursprungsland der Bronze. Wieder andere Abschnitte sind den merkwürdigen Schalensteinen und Steindenkmälern in den Alpen gewidmet, über die man, wie der vorsichtige Verfasser sagt, „nicht ins klare kommen wird, bevor dieselben kritisch untersucht worden sind". Rebere Landkartenphantasieen übergeht Heierli mit Stillschweigen. Aber auch ohne diese Dinge bietet das Hochgebirge, nachdem es jetzt darauf hin abgesucht wird, mehr für den Prähistoriker, als gemeinhin angenommen wird. Zwar sind die Menschen der Steinzeit nicht in dasselbe eingedrungen, aber lange schon vor unserer Zeitrechnung wurden die Pässe benutzt, die Funde aus der Bronzezeit von verschiedenen Übergängen beweisen dieses schlagend. Durch die Eisenzeit mit der klassischen Station La-Tène führt uns Heierli dann in die Frühgeschichte seiner Heimat ein, um mit einem Hinblick auf die stetig fortschreitende Kultur der Menschen zu schließen. Bedauert haben wir nur, daß nirgends Quellenangaben und Litteratur beigefügt sind, die gerade bei der Zerstreutheit des bearbeiteten Stoffes für jene, die tiefer eindringen wollen, von besonderem Werte gewesen wären. R. Andree.

P. W. Schmidt, S. V. D.: **Die Jabimsprache** (Deutsch-Neu-Guinea) und ihre Stellung innerhalb der melanesischen Sprachen. (Sitzungsber. der Akad. der Wissensch. in Wien, Bd. 143.) 60 Seiten. Wien, Karl Geroldś Sohn, 1901.

Herr Prof. Schmidt in Mödling führt fort in seinen Aufklärungen über die melanesischen Sprachen, die namentlich in Neu-Guinea noch dringend der Bearbeitung harren, und deren Beziehung zu den Papuasprachen noch gleichfalls dringend zu erforschen ist. In der vorliegenden Schrift ist das Textmaterial zu Grunde gelegt, welches der Missionar Konrad Vetter veröffentlicht hat, ohne eine Darstellung der grammatischen Verhältnisse zu geben. Pater Schmidt erwirbt sich dahar ein Verdienst, wenn er hier zum erstenmal die Skizze einer Grammatik des Jabim veröffentlicht und daran sin Wörterverzeichnis knüpft. Das Jabim ist als eine Mischsprache erkannt worden; es hat nur einen geringen Verbreitungsbezirk in der Gegend von Finschhafen und wird nur von etwa 1000 Menschen gesprochen.

Wilh. Uhz: Grundriß der allgemeinen Erdkunde, Mit 67 in den Text eingedruckten Figuren. Leipzig, S. Hirzel, 1900.

Wie der Verfasser im Vorwort ausspricht, soll das Buch nur das Wissenswerteste aus dem weiten Gebiete der Erdkunde bieten, vor allem dem Unterricht als Leitfaden, dem Studium als Repetitorium dienen. Der 354 Seiten zählende Text umfaßt das ganze geographische Wissensgebiet: er beginnt mit der Sonne und den Sternen und schließt mit der Staatenbildung.

Der Inhalt gliedert sich in drei Hauptabschnitte: die mathematisch-astronomische Erdkunde (die Erde als Weltkörper, die Darstellung der Erdoberfläche), die physische Erdkunde (das Land, das Meer, die Atmosphäre), die biologische Erdkunde (Pflanzengeographie, Tiergeographie, Anthropogeographie), und wird eingeleitet mit einem Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung der jungen Wissenschaft und mit einer Zusammenstellung ihrer hauptsächlichsten litterarischen Hülfsmittel. Viel Neues kann und will ein Grundriß selbstverständlich nicht bringen; eine eingehendere Behandlung des Stoffes muß immer den großen Lehr- und Nachschlagewerken überlassen bleiben, denen ja die deutsche Litteratur eine Anzahl, zum Teil auch für das Studium geeignete, besitzt. Die Beurteilung des vorliegenden Werkchens darf sich deshalb nur darüber äußern, in welcher Weise es dem Verfasser gelungen ist, die fast unübersehbare

Digitized by Google

Stoffmasse des modernen geographischen Wissensgebietes weiteren Kreisen zugänglich zu machen. In solcher Hinsicht verdient das Ulesche Buch nur alles Lob. Mit grosser Klarheit und bei aller Kürze stets anregend, hat der Verfasser das Wichtigste zusammengestellt. Im Texte selbst ist von Lästerstirnotizen gänzlich Abstand genommen, am Schlusse eines jeden Abschnittes sind indessen die hauptsächlichsten einschlägigen Werke angeführt. Auch hierin besteht ein Vorzug des Buches: denn ein Lehrbuch wirkt um so anziehender auf den Anfänger, je sicherer ihm der Boden zu sein scheint, auf welchem er sich bewegt, und je bestimmter ihm das Neue vorgetragen wird. Die Zweifel stellen sich dann später von selbst ein. Sein gediegener Inhalt wird dem Buche auch in solchen Kreisen weitere Verbreitung schaffen, welche der Fachwissenschaft ferner stehen; denn man kann viel und angenehm daraus lernen.

Clausthal. Bergsat.

Dr. E. Richter: Geomorphologische Untersuchungen in den Hochalpen. Ergänzungsheft Nr. 132 zu Petermanns Mitteilungen aus J. Perthes' geographischer Anstalt. Mit 6 Tafeln und 14 Figuren im Text. Gotha, J. Perthes, 1900.

Das vorliegende Werk bietet der Hauptsache nach eine Monographie der Kahrbildungen in den Alpen, die nach Entstehung und dabei mitwirkenden Faktoren, nach Verbreitung und den daraus zu ziehenden Schlüssen über die Vereisung der Alpen betrachtet werden. Die Kehre erhalten den Anstoß zu ihrer Bildung durch Abbruch oder Erosion, durch die Gehängenischen entstehen, welche sich aber erst durch Hinzutreten der Schneebedeckung, Verfirnung und Vergletscherung zu typischen Kahren entwickeln, die reihenweise am Gehänge nebeneinander liegen. Da die Schneebedeckung wesentlich ist, so kann aus dem Auftreten alter Kahre unter der heutigen Schneegrenze auf die frühere Vereisung und daraus wieder in ähnlicher Weise, wie dies in des Verfassers „Gletscher der Ostalpen" für die heutigen Verhältnisse geschehen, auf die frühere Lage der Schneegrenze geschlossen werden. Dieser Gedankengang wird praktisch für einen Teil der Voralpen der Ostalpen durchgeführt, und daraus wichtige Folgerungen für die einstige Lage der Schneegrenze sowie ihre lokale Vergletscherung gewonnen. In den Centralalpen ist die Methode deshalb nicht ohne weiteres anwendbar, weil die Eisströme in ihnen bis über die Schneegrenze, in die Höhe des Sammelgebiets, gestaut waren und deshalb die Entwickelung der Kahre nicht sowohl über der damaligen Schneegrenze als vielmehr über dem Eisniveau vor sich ging. Verwandte und mit dem behandelten Thema zusammenhängende Fragen werden eingehend erörtert, so z. B. die Abflußvorgänge der inneralpinen einzelnen Eisströme, die Gestaltung der inneren Alpenthäler, Einwirkung der Eiszeit auf die Ausbildung der heutigen Formen des Gebirges, der Einfluß der Kahrbildung auf die Abtragung der höheren Alpenteile und die Herausbildung eines Denudationsniveaus in der Höhe der Kahre, d. i. in der ungefähren Höhe der damaligen Firngrenze oder der Eisstromhöhe. Greim.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Der afrikanische Überlandtelegraph und die Aufgabe der Kivukommission. Über die Fortschritte im Bau des afrikanischen Überlandtelegraphen giebt ein dem „Reuterschen Bureau" aus Udschidschi vom 10. Dezember v. J. zugegangener Brief Aufschluß. Die Linie folgt von Kituta am Südende der deutschen Ostküste des Sees und war damals etwa 100 km nördlich von Kassanga (Bismarckburg) geführt, d. h. etwa bis zum 7. Grad südl. Br. und bis in die Nähe von Kerema. Bis Karema waren auch die Aufnahmen vollständig durchgeführt, während man auf der Strecke Karema-Udschidschi Rekognoszierungen vorgenommen hatte. Bei Udschidschi soll die Linie den See verlassen und um das Süd- und Ostufer der Viktoria-Nyanza nach Uganda führen oder vielmehr an die Telegraphenleitung der Ugandastahn angeschlossen werden.

Gleichzeitig wird in dem Briefe mitgeteilt, daß Anfang Dezember in Udschidschi die deutschen und einige belgische Mitglieder der Kommission eingetroffen waren, die die Grundlagen für die künftige deutsch-kongostaatliche Grenze in der Kivugegend schaffen soll, und daß die Kommission mit ihren Vermessungs- und Aufnahmearbeiten an der Nordspitze des Tanganika beginnen werde. Dies giebt zu Veranlassung zu folgenden Bemerkungen: Zu den Aufgaben der Kommission gehört die Bestimmung der geographischen Länge des Russibithales, des Kivusees und der Vulkanreglon, über die man völlig im unklaren war, als die Kommission die Ausreise antrat. Anders jetzt; denn luxwischen und („Geogr. Journ." vom Januar und Februar d. J.) die Längen bekannt geworden, die Ferguseon, der Astronom der Mocorsschen Beseanpeditions, in jenem Gebiet beobachtet hat. Diese Längen haben anscheinend einen hohen Grad von Zuverlässigkeit; denn Ferguson hatte an der Südspitze des Tanganika, in Kituta, dessen Länge bis auf die Sekunde genau bekannt ist, seine Uhren regulieren können und sich damit eine sichere Grundlage für seine weiteren Beobachtungen geschaffen. Darf man somit annehmen, daß Fergusons Längen für die Kivugegend den heute ohne Hülfe des Telegraphen überhaupt erreichbaren Grad der Genauigkeit besitzen, und daß deshalb die englische Expedition den astronomischen Teil der Kommissionsaufgabe bereits gelöst hat, so wird der deutsche Astronom, Professor Lamp, gewiß trotzdem unabhängig davon eigene Bestimmungen vornehmen.

— Erklärung des Namens Samoa (vergl. Globus, Bd. 78, S. 31, v. Bülow). In der „Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen" (Bd. 4, Heft 3) giebt Dr. F. Reinecke eine Erklärung des Namens der Samoa-Insein. Bisher nahm man an, daß „Samoa" dem Huhu (moa) gewählt (sa) bedeute, obwohl immer Zweifel darüber bestanden, ob das Huhn, oder zum mindesten das heute auf den Inseln verbreitete Huhu schon von alters her dort zu Hause wer. Eine andere mythische Erklärung lieferte die samoanische Schöpfungssage, welche besagt, daß Tiere der Erde, der Erdkern, aus dem die Inseln durch Feuer und Wasser entstanden sind. Daraus ergab sich die weitere Deutung Samoa = dem Erdkern gewählt. Reinecke verwirft den Ursprung des Namens nach Neu-Seeland, indem er angesichts der Thatsache, daß die Samoa-Inseln sehr recente, vulkanische Bildungen sind, die Ansicht vertritt, daß auch die Samoaner von den Maori bezw. Neu-Seeländern abstammen. (Andere Forscher verlegen die Wiege der Samoaner nach Hawaii, heißen auch die Maori von dort her o. s.) Dann ist die Erklärung gegeben; denn auf Neu-Seeland führt uns das Wort Moa an der Hand sicherer Beweise in die Vorzeit, da die größten Riesenvögel aus der Gattung Dinornis, deren Reste dort noch in Höhlen gefunden worden sind, den Namen Moa führten und erklärlicherweise als größte (bis 4 m hoch) Tiere erwähnt und mit der Mythe verbunden wurden. Diesen vorgeschichtlichen Riesen weihten nach Reineckes Ansicht die Maorischiffer, die vielleicht nach langer Irrfahrt und gefahrvoller Reise die Samoa-Inseln als neue Heimat fanden, das Land, das ihnen Rettung und Leben bot; sie nannten es „dem Moa geweiht" Samoa; der Name moa wurde später auf den größten ihnen bekannten Vogel, das Huhn, übertragen.

Diese Erklärung erscheint (wenn man die bisher vertretene Ansicht, daß die Maori nach ihren eigenen Überlieferungen erst 500 bis 600 Jahre auf Neu-Seeland sind, verwirft) wohl einleuchtend. Thatsächlich ist es auch kaum begreiflich, daß eine Kultur und ethnologisch scharf ausgeprägte Sonderstellung, wie die Maori sie bieten, in drei Jahrhunderten entstanden ist; denn sie ist annähernd 200 Jahre bekannt. Dabei ist ferner zu berücksichtigen, daß die Bevölkerungsziffer der Maori, gegenwärtig kaum noch 40000, in ständiger Verminderung ist. Cook schätzte sie noch auf über 100000, und nach den Gerichten über die wilden, mordlustigen Kämpfe und Menschenopfer zu jener Zeit müßte sie vor etwa 200 Jahren und zur Zeit der Entdeckung der Inseln durch Tasman in der Mitte des 17. Jahrhunderts noch erheblich größer gewesen sein. Danach ist es sehr wahrscheinlich, daß selbst größere Nachschübe die auf 6·0 bis 800 Köpfe geschätzte Zahl der ersten Einwanderer in drei bis vier Jahrhunderten in solchem Maße vermehrt haben. Wahrscheinlich ist die Geschichte der Maori auf Neu-Seeland viel älter, als man annimmt.

— Erosion, Transport und Ablagerung von Geröll in Nordamerika. Über dieses Thema sprach auf der letzten Versammlung der „American Association" Warren Upham. Wie wir der Zeitschrift „Science" (vom 28. Dezem-

Digitized by Google

ber) entnehmen, schilderte Upham die Thätigkeit der nordamerikanischen Eisdecke als eine dreifache. Ihre Erosion der Bettfelsen hat für den größten Teil des westgeschaerten Gebietes weit mehr Geröll geschaffen, als aus dem vorglazialen Rückstandslehm und aus dem Flußsand und -geröll gewonnen wurde. Nur in der Nähe der Eisschiebtränder oder in einer Entfernung von 200 bis 300 engl. Meilen davon im Innern des Kontinents flößten die aufeinander folgenden Stadien fluktuierender Vergletscherung jede ihre Gerölablagerungen hinaus, ohne allgemeine Erosion der darunter liegenden Felsen oder der früher gebildeten Gerölle. Der Geröllitransport scheint hauptsächlich innerhalb des unteren Teiles der Eisschicht vor sich gegangen zu sein, die wenigstens 1000 Fuß über den Ebenen von Minnesota und Manitoba emporragte. Die Ablagerung erfolgte zum größeren Teile unmittelbar vom Eise, das den Geschiebelehm und eine große Menge Moränenmasse hergab. Eine andere große Klasse der Geröllformationen zeigt durch das Wasser der schmelzenden Eisoberfläche und die Regen hervorgerufene Veränderungen und wird daher „modifizierte Geröllformation" genannt.

— Die ältere Eiszeit in Südafrika. Vor vielen Jahren hat Sir Andrew Ramsay nachzuweisen gesucht, daß in England zur spätpaläozoischen Zeit Gletscher vorhanden gewesen sein müssen. Der Beweis ist damals teils angenommen, teils bestritten worden. Seitdem jedoch hat man in west voneinander entfernten Gegenden der Erde so viel Anzeichen gefunden, daß kaum daran zu zweifeln ist, daß den Schluß der paläozoischen Zeit eine Glazialperiode von außerordentlicher Strenge charakterisiert hat. Nun hat man zwar allgemein zugegeben, daß die erratischen Anhäufungen in Centralindien und Australien glazialen Ursprungs sind, einer Eiszeit aber in Südafrika standen die Geologen noch zweifelnd gegenüber. Die Beweise für eine spätpaläozoische Eiszeit auch für Südafrika sind indessen allmählich erbracht worden, meistens durch die Forschungen von Rogers und Schwarz. Ihre Ergebnisse hat Prof. Corstorphine im „Report of the Geological Survey of Cape Colony" für 1899 zusammengefaßt, und das „Scott. Geogr. Mag." (Februarheft 1901) hat die Bemerkungen Corstorphines allgemeiner zugänglich gemacht. Der Verfasser hält den Beweis für erbracht, doch wisse man noch nichts über die Lage der zurückgehenden Küstenlinie, die die Grenze zwischen den nördlichen vom Lande gebildeten und den südlichen untermeerischen Ablagerungen bilde, d. h. die Stelle, wo das Landgrundmoränen (unglaubförmiges „Glazialkonglomerat") in den Seeschlamm mit seinen erratischen Blöcken (konformes „Dwykakonglomerat") übergeht.

— Die Lage und Form biogeographischer Gebiete bespricht A. Jaenbi (Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, Bd. 35, 1900). Der Aufsatz enthält viele Einzelheiten und wichtige Momente. Wir wollen hier nur kurz die verschiedenen Arten der Lage nach dem Verfasser skizzieren. Die universelle Lage ist beispielsweise nicht so häufig, als man wohl gewöhnlich glaubt, denn es wäre falsch, die Klasse der Vögel universell verbreitet zu nennen, da sie natürlich zwischen Nord- und Südpol gleichmäßig verteilt sind. Auch die zonenförmige Lage ist beschränkt und zumeist auf die Lebewesen, welche vom Klima abhängig sind. Der der litoralen oder Küstenlage kommt die Abhängigkeit vom Erdboden zur Geltung bei gleichzeitiger ausgedehnter Besprechung des Flüssigen, namentlich des Meeres. Die Standlage ist ein wichtiges Hilfsmittel zur Ermittelung früherer Wanderungen von Lebensgemeinschaften und ihrer Richtung. Bei der insularen Lage kommt die Wirkung der örtlichen Sonderung am meisten zur Geltung. Als eine besondere Art von Lage muß auch diejenige an Wasserläufen, die fluviale Lage, angesehen werden; sie ist insofern mit der Küstenlage zu vergleichen, als sie der belebenden Wirkung des Wassers den ereichterten Nahrungserwerb und damit eine verdichtete Verbreitung verdankt, aber in noch höherem Grade ist die Eigenschaft der fließenden Gewässer als Verkehrswege bezeichnend. Sehr belehrend für die Erkenntnis des natürlichen Zusammenhanges zwischen topographisch-klimatischen Bedingungen und der Verbreitung der Lebewesen ist die Lage an und auf Bodenerhebungen, die vertikale Lage. Als Durchdringung bezeichnet Verfasser die Erscheinung, daß nahe verwandte Typen in ein und demselben Gebiet nebeneinander und durcheinander hausen, ohne sexuelle oder soziale Beziehungen einzugehen. Sehr häufig ist die unterbrochene Verbreitung. Jacobi definiert sie dergestalt, daß eine systematische Einheit — gleichviel ob Ordnung, Familie, Gattung oder Art — ihre Bestandteile (Gruppen, Arten, Individuen) auf mehrere scharf geschiedene Gebiete verteilt, die meistens durch große Zwischenräume getrennt sind. Die beschränkte Lage schließlich ist so ziemlich durch ihre Benennung erklärt, da sie besteht, wenn eine Form oder die einzelnen Formen einer Gruppe sich auf ein ganz enges Gebiet beschränken.

— Die Opfer der wilden Tiere und Schlangen in Indien. Im Jahre 1899 betrug die Zahl der Todesfälle in Indien, die auf wilde Tiere zurückzuführen waren, 2966; sie bleibt binter dem Durchschnitt der vorhergehenden vier Jahre zurück, von denen das Jahr 1897 gar 4283 menschliche Opfer gefordert hat. Von den erwähnten 2966 Fällen kommen 899 auf Rechnung der Tiger, 338 auf die der Wölfe und 327 auf die der Leoparden; in den Rest teilen sich die Bären, Elefanten, Hyänen, Schakale und Krokodile. Am schlimmsten ist der Tiger in Bengalen, auf den von jenen 899 Opfern die Hälfte entfällt. Im Bhamodistrikt (Birma) tötete ein sogenannter Menschenfresser allein 29 Leute. Mehr als die Hälfte aller durch Leoparden hervorgerufenen Todesfälle kommt wieder auf Bengalen, drei Viertel des Verlustes durch Wölfe auf die Nordwestprovinzen und Oudh. Viel größer aber ist die Zahl derjenigen Todesfälle, die auf Schlangenbisse zurückzuführen sind; sie betrug im genannten Jahre 24621 und überstieg die Zahlen der letzten vier Jahre. Fast die Hälfte dieser Todesfälle entfällt wieder auf Bengalen, und man schreibt das dem Umstande zu, daß die dortigen Überflutungen die Schlangen auf das höhere Land treiben, wo die Wohnstätten liegen. Ein weiteres Viertel kommt auf die Nordwestprovinzen und Oudh. Ferner fielen 89238 Stück Vieh den wilden Tieren und 9449 den Schlangen zum Opfer. Auch in dieser Beziehung hat Bengalen am meisten zu leiden. Die Zahl der 1899 getöteten wilden Tiere betrug 4016, die der Schlangen 94548; für die ersteren wurden an Jagdprämien 107476, für die letzteren 4151 Rupien gezahlt.

— Die Seesalzfabrikation auf Sizilien reicht bis ins Jahr 1507 zurück, als der ganze Strand von Marsala bis Trapani dafür freigegeben wurde. Heute liegen dort 45 Salzwerke, die sich im Privatbesitz befinden und für private Rechnung arbeiten, da das italienische Salzmonopol sich auf Sizilien nicht erstreckt. Das Produktionsverfahren, das zwar primitiv ist, aber doch gute Erträge liefert, ist folgendes: Das Seewasser wird durch eine Reihe von Pfannen, in die er durch Windmühlen hineingehoben wird, hindurchgeleitet, bis es durch die Verdunstung 30 bis 40 Proz. Salzgehalt gewonnen hat. Hierauf spart man es bis zur gewünschten Jahreszeit auf und entfernt dann das Wasser völlig. Das Salz wird demnächst in kleinen Beufen in der Pfanne gesammelt und nach 24 Stunden trocknen, worauf man es herausnimmt und zu großen, über 300 Tonnen fassenden Haufen für den Versand fertig aufschichtet. Die erwähnten Pfannen sind etwa 90 Quadratfuß große und 15 Zoll tief, der Boden besteht aus Sand. Trockenes, klares Wetter und ein leichter Wind — Bedingungen, wie sie namentlich von Juli bis September anhalten — sind der Salzfabrikation am günstigsten. Das Salz, das in drei Qualitäten gewonnen wird, geht nach Skandinavien, Kanada und den Vereinigten Staaten und anderen Ländern mit großer Salzfischindustrie. Die Gesamtproduktion dürfte 200000 Tonnen im Jahre betragen; davon werden allein über Trapani 107566 Tonnen im Werte von rund 538000 Mark exportiert. (Bericht aus Trapani.)

— Weite Seefahrt der Karolineninsulaner. Im November 1896 wurde eine größere Anzahl von Karolinern, die von der Insel Ugoi[1]) in Kanoes nach der Insel Fais gefahren waren, durch einen Taifun überrascht; nur wenige kehrten von ihnen zurück, so daß man von Ugoi eine Expedition aussandte, um die übrigen aufzusuchen. Aber auch dieser aus sieben Kanoes bestehenden Expedition gelang es nicht, das südöstlich von Yap liegende Fais zu erreichen oder auch wieder nach der Heimatinsel Ugoi zurückzukehren. Sie wurden zu einer weit größeren Seefahrt in ihren gebrechlichen Booten gezwungen, wie der Kaiserl. Bezirksammtmann von Yap im Juli 1899 feststellen konnte, als er dort mit einigen der Verschlagenen zusammentraf. (Deutsches Kolonialblatt, 15. Januar 1901.)

Nach verschiedenem Hin- und Herkreuzen und da die Nahrung ausging, beschlossen die Boote, westlich zu segeln; glücklich erreichten sie auch Kiuvan (Guiuan auf Samar? Visayas, mittlere Philippinen). Die Bewohner der Insel nahmen die verschlagenen 30 Personen freundlich auf, die nun beschlossen, den Eintritt des Westwindes abzuwarten. Als aber nach Verlauf von sechs Wochen zwei Leute am Fieber starben, wurden sie ängstlich, nahmen Kokosnüsse und Wasser,

[1]) So wird die Insel im Bericht genannt. Vielleicht ist Ugoi (Oneto-Insel, Lamolek) südlich von Yap gemeint.

Digitized by Google

soviel sie bergen konnten, und setzten Segel, trotzdem Kopfwind herrschte, um die Heimat zu erreichen.

30 Tage sind sie dann aufgekreuzt, ohne Land zu sehen. Sie glaubten sich in der Höhe von Palau. Ihre Nahrung war inzwischen ganz aufgezehrt; da es aber regnete, und sie hier und da Fische fangen konnten, erhielten sie sich einigermaßen bei Kräften. Da die in sieben Kanoes verteilten Leute über die nächste Nähe von Land verschiedener Meinung waren, so trennte man sich, und nach 19 weiteren Tagen gelangte dann einer der Kanoes nach Gatschkar auf Yap, wo der Kaiserl. Bezirksamtmann sie vernahm. Als Nahrung diente den Leuten zuletzt ein Brei aus Wasser und einem „Reng" genannten Farbstoff. Später sind noch vier Kanoes auf dem Umwege über die Matelotas, wo sie sich erholt hatten, in Yap eingetroffen. Auf die Frage des Bezirksamtmanns, wie es ihnen möglich sei, sich auf der ungeheuren Wasserfläche zurechtzufinden, erzählten sie, daß sich in jedem Boote ein bis zwei Navigateure befänden, die nach den Sternen steuerten. Von früher Kindheit an werde eine Anzahl Knaben in der Wissenschaft, sich nach den Sternen zurechtzufinden, unterrichtet. Sie hätten später Probefahrten unter Beteiligung Kundiger zurückzulegen, und erst wenn sie diese Prüfungen bestanden hätten, würde ihnen die Führung der Kanoes auf weiteren Fahrten anvertraut. — Die Leute wüßten, daß die Sternstellungen zu verschiedenen Zeiten änderten, damit rechneten sie auch, und solange sie Nahrung und Wasser hätten, wären sie ohne Sorge; wenn auch nicht nach dem ersten Versuch, fänden sie sich doch nach dem zweiten oder ferneren zurecht.

— Die Verbreitungsverhältnisse der chilenischen Koniferen lassen nach den Ausführungen Karl Reiches (Vhlg. d. deutsch. wissensch. Vereins zu Santiago de Chile, Bd. 4, 1900) das auch bei Benutzung anderer Pflanzenstippen zu erhaltende Resultat erkennen, daß zwar nicht in den Arten, aber doch in den Gattungen Übereinstimmungen zwischen Chile und anderen Ländern der südlichen Erdhälfte zum Ausdruck kommen. So werden die schon oft hervorgehobenen Beziehungen zu Neu-Seeland durch den gemeinsamen Besitz der Gattungen Libocedrus, Dacrydium und Podocarpus gekennzeichnet; mit Australien besitzt Chile übereinstimmend die Gattungen Dacrydium, Podocarpus, Fitzroya mit den Kaplande nur Podocarpus. Die chilenische Araucaria ist der brasilianischen nahe verwandt. Fossile Koniferen haben sich bisher nur wenig in Chile gefunden, und zwar Palissya Braunii Endl., eine Taxodinee unsicherer Stellung; dann eine von der jetzt lebenden verschiedene Araucaria, und Blattreste von Sequoia chilensis Engelh. Diese fossilien beweisen, daß auf dem heute chilenischen Boden in ferner Vergangenheit eine zum Teil abweichende Koniferenflora gelebten ist, welche mit der jetztweltlichen nur durch die Araucarien Gemeinschaft der Gattungen aufweist.

— Die körperliche Beschaffenheit der Andernacher Bevölkerung zur Zeit der Karlinger beträchtet Kruse (Dtsch. Jahrb., Heft 105, 1900) und kommt zu dem Schlusse, daß der Wuchs der Andernacher seit mehr als 1000 Jahren im wesentlichen der gleiche geblieben ist. Bei der Musterung von etwa 300 stellungspflichtigen jungen Andernachern der Jetztzeit ergab sich als Mittel 1,666 m; eine ganz ähnliche Zahl ermittelte Kruse für die männliche Bevölkerung des karlingischen Gräberfeldes. Aber auch Messungen, die einwandsfrei in den letzten Jahren anderweitig angestellt wurden, und zwar in ziemlich großem Umfange, führten zu dem gleichen Ergebnis: Die Germanen der merowingischen und karlingischen Zeit unterscheiden sich in Körpergröße und Knochenbau keineswegs von der heutigen Bevölkerung Deutschlands. Ob die Germanen des Cäsar und Tacitus wirklich die Riesen gewesen sind, für welche sie vielfach gehalten werden, das zu beurteilen haben wir leider keine gelungenen Skelettfunde aus jener Zeit. Wahrscheinlich scheint sie es gerade nicht. Und daß die Germanen den Italienern groß vorkamen, darf nicht befremden, denn die Größenunterschiede der Italienischen heutigen Rasse und der Deutschen sind auch noch sehr bedeutend. Es giebt beispielsweise in ganz Italien nach der Rekruterungsstatistik keine einzige Provinz, die so große Leute im Durchschnitt wie Andernach liefert. In der Schädelbildung der alten Andernacher macht sich insofern ein Unterschied bemerkbar, als der Typus dieser altgermanischen Schädel langköpfig ist, d. h. der Schädel ist lang und schmal, während die der modernen Andernacher mehr kurz als breit sind.

— Über einige Tiere, die im 19. Jahrhundert ausgestorben sind, macht Ray Lancaster in Nature (10. Januar 1901) Mitteilungen. Indien gehört der Ruhm, daß kein Vertreter seiner Tierwelt in dem 19. Jahrhundert, ja überhaupt in historischer Zeit ausgestorben ist, wenn auch die Verbreitung des indischen Löwen und des indischen Rhinozeros sehr stark eingeschränkt worden ist. Schon auf Rechnung des 16. Jahrhunderts muß die Ausrottung der südafrikanischen Blaubocks (Hippotragus leucophoeus) gesetzt werden, denn das letzte Stück wurde etwa um 1799 getötet; die Art lebte nur im Swellendamdistrikt. Den Brillenaik (Alca impennis) haben die Naturaliensammler aus der Mitte des 19. Jahrhunderts auf dem Gewissen, denn es ist ziemlich sicher, daß es noch jetzt Brillenaiks geben würde, wenn irgend welche Schutzmaßregeln getroffen wären. In Amerika verschwand er um 1840, in Europa wurde der letzte Vogel im Sommer 1844 in Waterford Harbour getötet. Die Ausrottung des Quagga im Kapland ist noch jüngeren Datums; in der Kapkolonie verschwanden die letzten zwischen 1865 und 1870, am Oranjefluß, ihrem letzten Zufluchtsort, im Jahre 1873. Ihre Ausrottung ist nur auf die Jagd nach ihren Fellen zurückzuführen, denn in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts traf man noch tausende dieser Tiere im Grasfeld von Graaf Reinet. Während die Riesenlandschildkröte von Mauition bereits im 18. Jahrhundert verschwunden war, sind in der ersten Hälfte des folgenden drei andere Arten auf Mauritius: Testudo indica, T. triserrata und T. inepta, und T. vosmaeri auf Rodriguez ausgestorben; auch T. abingdoni, von der zu den Gallapagosinseln gehörigen Abingdoninsel ist 1875 zum letzten Mal gesehen worden. Von großen Vögeln sind im Laufe des 19. Jahrhunderts ausgestorben der schwarze Emu (Dromaeus ater) auf der Känguru-Insel (Südaustralien), wo sie 1803 noch in Menge zu finden waren. Vor der Mitte des 19. Jahrhunderts scheint auch Dromaeus novae-hollandiae, ein Kormoran, verschwunden zu sein, den Steller zugleich mit der nördlichen Seekuh auf den Inseln des Beringmeeres entdeckt hatte. Das große weiße Wasserhuhn (Notornis albus), das früher Lord Howe- und Norfolk-Insel bewohnte, ist ebenfalls ausgestorben. Dasselbe ist der Fall mit der tahitischen Ralle (Pyrosomia leucocarpa) und Lathams Sandpieper (Hypotaemidia pacifica), der zu Cooks Zeiten auf Tahiti und Eimeo sehr häufig war. Auch die neuseeländische Wachtel (Coturnix novae-zealandiae) muß der Vernichtete beigezählt werden. Von Mauritius ist auch die ausgerottete holländische Taube (Alectoroenas nitidissima) wahrscheinlich im Laufe des 19. Jahrhunderts verschwunden. Vergessen dürfen wir nicht die Papageien-Nestor productus auf Philip Island und Nestor norfolcensis auf Norfolk Island; auch Palaeornis exsul, nur auf Rodriguez zu Hause, scheint ausgestorben zu sein. Von Entenvögeln ist Camptolaimus labradorius zuletzt im Jahre 1852 geschossen worden. Von den Sperlingsvögeln scheint nur die Mitte des Jahrhunderts der Fregilupus varius und Drepanis pacifica von Hawai verschwunden zu sein. Letzterer wurde seiner schönen gelben Federn wegen, die für die Hauptlagsmantel Verwendung fanden, eifrig gejagt. Gy.

— Die Verbreitung der Saatkrähe in Deutschland erörtert Rörig (Arb. aus der biol. Abteil. des kaiserl. Gesundheitsamtes, Bd. I, 1900). Danach ist jetzt dieser Vogel in starken Kolonieen in der nordöstlichen Ebene bis zu einer Höhe von 200 m. Er findet seine südliche Verbreitungsgrenze im Riesengebirge, dann in der Linie, welche die Städte Görlitz, Leipzig, Artern miteinander verbindet, und hat als westliche Grenze den Harz, Teutoburger Wald und den unteren Lauf der Ems. Südlich und westlich von dieser Begrenzungslinie kommt die Saatkrähe nur in den einmündenden Flußtälern sowie in der Rheinebene in größeren Kolonieen von mehreren hundert Nestern vor. Die Vorliebe von ihr für die Ebene geht so weit, daß man die vielen kleinen Kolonieen im Flachlande und nicht über 100 m Höhe findet. Nur Schleswig-Holstein als das waldärmste Gebiet hat keine Kolonie mit mehr die Zahl 1000 überschreitenden Nestern zu aufzuweisen. Mit zunehmender Erhebung liegen sie nur in zerstreuten Niederlassungen dem Brutgeschäft ob. Indessen findet man mit Ausnahme des Großherzogtums Baden und einiger kleinerer Bundesstaaten neben diesen zerstreuten Niederlassungen noch überall kleine Kolonieen von 15 bis 50 Nestern. Die wenigen größeren Kolonieen Bayerns sind vielleicht entstanden, weil die Saatkrähen, welche in diesem Lande gesetzlichen Schutz genießen, dort wenig verfolgt werden. Was ihre Bedeutung für die Landwirtschaft anlangt, so glaubt der Verfasser den Beweis erbracht zu haben, daß die Krähen für die Land- wie die Forstwirtschaft Deutschlands von großer Bedeutung sind, und daß die Bemühungen nach weiterer Steigerung der Erträge der Felder durch ihr Vorhandensein in hohem Maße gefördert werden können.

Verantwortl. Redakteur: Dr. E. Andree, Braunschweig, Fallerslebertor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 12. BRAUNSCHWEIG. 28. März 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Der Purgierfisch der Gilbertinseln.

Von Dr. Augustin Krämer.

Es ist in letzter Zeit in den Berichten der Funafuti- und der niederländischen Sihoga-Expedition auf einen eigenartigen Tiefseefisch hingewiesen worden, welcher von ersterer als identisch mit dem Escolar des Atlantischen Oceans erkannt worden ist. Es handelt sich um den der Familie der Trichiuriden zugehörigen Ruvettus siv. Thyrsites. Während die erste Expedition (Memoirs of the Australian Museum, Sydney) angab, dafs derselbe Ruvettus pretiosus des Atlantic auch bei den Ellice-Inseln vorkomme, fand die letztere im Sandsarchipel eine oder zwei neue Arten [1]). Auf das Systematische hier einzugehen, ist nicht meine Absicht, um so weniger, als ein von mir mitgebrachter Kopf eines solchen Fisches, welcher sich im Stuttgarter kgl. Naturalienkabinett befindet, noch nicht näher untersucht ist. Vielmehr möchte ich einiges Biologische über diesen Fisch und seinen Fang mitteilen, was gewifs von Belang sein dürfte.

Sein Ausbreitungsgebiet ist zweifellos viel gröfser, als man angenommen hat, und er scheint im ganzen warmen Gebiete des Pacifischen Oceans vorzukommen. Da sein Vorkommen aber in der Hauptsache wenigstens auf die steilen Abfälle der Inseln, namentlich der Korallen-Inseln, beschränkt zu sein scheint, wo er in der Tiefe von 200 bis 400 m lebt — je gröfser, je tiefer, wie man sagt —, so ist es leicht erklärlich, warum er an so wenigen Orten gefangen wird. Meine Erlebnisse mögen dies kennzeichnen.

Nach einem 14tägigen Aufenthalt auf Jaluit in den Marshallinseln, wo ich nichts von dem Fisch hörte, fuhr ich auf einem Kopraschooner nach den südlicher gelegenen Atollen der Gilbertgruppe. Zuerst ging das Schiff nach der kleinen Insel Maraki, welche ein nahezu geschlossenes und ausgeflachtes Atoll ist. Die Leeseite fällt hier so schroff ab, dafs das Schiff nur an einigen wenigen Stellen auf den Abbang des Korallenriffes den Anker zu werfen vermag, wozu ein geschicktes Manöver gehört, denn ein wenig zu nahe kommt das Schiff in Gefahr festzukommen, und ein wenig zu fern rauscht der Anker in die Tiefe. Hier hörte ich zuerst von dem Castoroilfisch, wie die Kopratrader ihn nennen, während die Eingeborenen ihn te ika ni peka [2]) heifsen. Diese erste Bezeichnung bezieht sich auf die purgierende Eigenschaft des Fleisches und der Knochen [3]), welche diesem Fische innewohnt und welche ich erst später selbst kennen lernen sollte, da es mir damals auf Maraki nur gelang, eines Kopfes von dem Fische teilhaftig zu werden, dessen übriger Teil schon aufgegessen war. Man erzählte mir damals, dafs der Fisch nur zur Neumondszeit bei Nacht gefangen würde. Da die Abreise des „Neptun“ zu erwarten stand, so war mein Hoffen auf einen ganzen Fisch aussichtslos. Das Schiff besuchte nun in der Folge alle gröfseren Atolle dieses Archipels, Onoatoa, Tapitûea, Nonuti, Apamama u. s. w., schliefslich das nördlichste, Butaritari, wo ich 14 Tage warten mufste, bis mich ein anderes Segelboot nach Jaluit zurückbrachte. Da auch in Butaritari der ika ni peka nicht erhältlich war, begab ich mich im Januar 1898 zur Neumondszeit in einem kleinen Segelboot nach der ostwärts von Butaritari gelegenen Korralleninsel Makin. Dort wohnte ein deutscher Trader und zwei Chinesen. Da beide Teile glücklicherweise ärztlicher Hülfe bedurften, so freute ich mich um so mehr, denselben diese zu Teil werden lassen zu können, als ich dadurch um so eher hoffen durfte, mir dadurch einen Erfolg betreffs des Fisches zu sichern. In der That begannen auch alsbald die Vorbereitungen hierzu. Während der Deutsche einige Gilbertiner aussandte, begaben sich die beiden Chinesen selbst auf den Fang. Es handelte sich erst um den Fang des Köders. Derselbe ist ein gleichfalls der Trichiuridenfamilie angehöriger, 75 cm langer, beschuppter, armdicker Fisch mit drei Paar 1 cm langen Hundszähnen im Oberkiefer und ein Paar kleineren im Unterkiefer. Bauchflossen fehlen, erste Rückenflosse

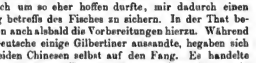


Abb. 1. dentaritari. 75 cm lang.

einleghar, mit 19 langen Stacheln. Das übrige geht aus der beigefügten Zeichnung (Abb. 1) hervor, die ich wie die

[1]) Günther, Handbuch der Ichthyologie, Wien 1886, nennt im ganzen fünf Arten.

[2]) ika Fisch, ni Genitivpartikel, peka der fliegende Hund, nach dem samoanischen pea, wenigstens auf den südlichen Inseln, während dieser im Norden te maan se aron heifst. Der nähere Grund für diese Benennung blieb mir unbekannt.

[3]) Namentlich der Kopf wird in dieser Beziehung von den Eingeborenen geliebt, welche diese Eigenschaft wohl kennen und schätzen. Nach der Entleerung des Darms tritt die Weiterwirkung oft so merklich ein, dafs sie darauf aufmerksam gemacht werden müssen. Nur nebenbei sei hier bemerkt, dafs auch ein Käfer auf den Gilbertinseln sehr genein ist, voivoi dort genannt. Zerschlägt man ihn auf der Haut, so entsteht eine Blase. Fällt er aber in den Palmwein, den die Gilbertiner sehr lieben, so entsteht nach dem Genufs eine sehr heftige und schmerzhafte Blasenreizung. Man ist also nach beiden Seiten hin auf jenen Inseln gefährdet.

Digitized by Google

folgende (Abb. 2) nach einer durch die Reiseschwierigkeiten mangelhaft ausgefallenen Photographie und nach persönlichen Aufzeichnungen aufgestellt habe, denn meine Sammlung ist mir aus gleicher Ursache verloren gegangen.

Makin ist eine ungefähr $7^1/_2$ Seemeilen lange, von Nord nach Süd (milsweisend) verlaufende, nur 200 bis 300 m breite Korallenbank, auf der vier Schuttinseln liegen. Die nördlichste größte Insel ist bewohnt und reich mit Kokospalmen und Taro bepflanzt. Während die Ostküste der Wut des meist recht kräftig wehenden Nordostpassates ausgesetzt ist, ist es an der Westseite, wo ein Dorf liegt, meist so still wie an einem Inlandsee. Es war mir hier möglich, bei Niedrigwasser auf dem äußersten Rande, welcher alle charakteristischen Anzeichen der von mir schon früher gekennzeichneten Leekante trug, trockenen Fußes zu stehen. Von hier sah man das Riff unter 45° alsbald in der Tiefe verschwinden. Wenige Schritte von diesem Riffrande entfernt, in Tiefen von 40 bis 100 m wurden die eben erwähnten Köderfische, welche die Gilbertiner dentaritari nennen, gefangen und zwar dienen hierzu fliegende Fische, Krebse u. s. w. Als die Nacht nun gekommen war, wurden diese Fische zerteilt und der große Haken damit bewaffnet. Im Fackelschein fuhren die Boote hinaus, ungefähr 200 bis 300 m weit vom Riff entfernt, und die Fischer ließen ihren Köder 200 bis 300 m in die Tiefe hinab, um alsbald einen ika ni peka heraufzuholen. Dieser unterscheidet sich im ganzen Habitus als naher Verwandter nicht wesentlich vom dentaritari, ist nur viel gedrungener und voller, dem Bonito etwas ähnelnd, wie ja auch bei Günther sich eine Art als Thyrsites atun[1]) verzeichnet findet. An den Bonito erinnern ja auch die beim ika ni peka vorhandenen Flossen, deren je eine oben und unten nahe dem Ansatz der Schwanzflosse vorhanden war, oben eigentlich zwei, indem sich am Ende der zweiten Rückenflosse schon eine ähnliche Bildung, aber noch im Zusammenhang mit dieser zeigte. Zum Unterschied von dentaritari hatte aber hier die erste Rückenflosse 14 Stacheln[2]) und das breite Maul war nur mit kleinen, stumpfen Zähnen bewaffnet. Als ein besonderes Unterscheidungszeichen trägt aber die nackte Haut statt Schuppen eigenartige, einzelstehende, gabelförmige Gebilde, wie sie die beifolgende Abbild. 2a (s. Gabelplatte) bringt, und wel-

Abb. 2. te ika ni peka. 75 cm lang. a Gabelplatte.

che in dem Bonaparteschen Werk, wo eine Abbildung des Escolar sich befindet, angedeutet sind; diese Platten stellt der Fisch, wenn er gefangen wird, quer, so daß er nur mit einem Netz aus dem Wasser gehoben werden kann. Gilt der dentaritari schon als guter, weicher Fisch, so gilt dies besonders von dem ika ni peka. Die Knochen, namentlich die Wirbel, sind weich, den entkalkten Laschswirbeln in den Zinnbüchsen ähnlich und voll eines hellen, dünnen Öles. Dieses wirkt im rohen Zustande, d. h. wenn der Fisch nicht gekocht ist, drastisch, ohne daß jedoch Schmerzen vorhergingen, gekocht bedeutend milder. Das Fleisch blättert wie das des Schellfisches, ist milchweiß und von feinem Geschmack. Als ich am folgenden Morgen um 10 Uhr ein Eingeborenenhaus besuchte, saß man gerade bei der Morgenmahlzeit und hatte einen ika ni peka auf der Tafel. Ich setze mich dazu, bis kräftig erst in einen Wirbel vom Durchschnitt eines Markstückes und als dann ein Fleischstück von Apfelsinengröße. Um 1 Uhr fühlte ich etwas Unbehagen im Leibe und hegah mich dann allein nach der Luvseite der Insel, wo die Brandung in nächster Nähe des Strandes sich brach und noch auf diesen ihre Ausläufer heraufsandte. Ich entkleidete mich, und nur mit einem lavalava angethan, legte ich mich in eines jener kleinen Häuser, wie sie allenthalben auf jenen Inseln an der Luvseite sich finden und in denen sich die Eingeborenen, wenn es an der Leeseite zu heiß und zu schwül ist, im Passatwinde kühlen. Es kam aber nicht so schlimm, wie ich dachte. Nur dreimal hatte ich während der folgenden zwei Stunden nötig, in die Brandung zu wandern, dann war wieder alles still wie zuvor.

Diese Eigenschaften des Thyrsites wurden hin jetzt meines Wissens noch nicht erwähnt. Die Funafutiexpedition giebt an, daß der Ruvettus pretiosus auf den Ellice-Inseln palu heiße. Daß es sich um denselben handelt, ist sehr wahrscheinlich. Einen Fisch desselben Namens kennt man auch auf Samoa und namentlich auf Manu'a, das auf seiner Insel Taū eine steil abfallende Leekante hat; er scheint aber dort selten gefangen zu werden. Weiter wanderbar wäre sein Vorkommen dort nicht, denn Louis Becke, einer jener tollkühnen Seeleute, welche um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die Inseln der Südsee abfuhren und welcher sich in seinen alten Tagen zu einem zwar nicht für die Deutschen, aber doch für die vorurteilsfreie Leserwelt als ein liebenswürdigen Geschichtenerzähler[4]) entpuppte, erwähnt das Vorkommen des palu[5]) von den Tokelau-, Ellice-, Kingsmill- (Gilbert-) Inseln, ferner von den kleinen Inseln Pukapuka (Danger Island), Suwarrow, Manahiki und dem Manu'a ähnlichen Niuē[6]). Daß er noch viel verbreiteter ist, darauf deutet das weitverbreitete Vorkommen des eigentümlichen Hakens (Abb. 3), welcher zum Palufang dient. Ein paar derselben habe ich zwar nur auf Samoa als von den Ellice-Inseln stammend bekommen, und nicht auf den Gilbertinseln, wo jetzt europäische Haken dafür in Gebrauch gekommen zu sein scheinen; aber Fischer bekam einen auf Tarawa und gab an, daß er dort tingia[7]) heiße. Hedley giebt eine Aufzählung der

Abb. 3. Fischhaken aus Holz für den Palufang. $^1/_4$ nat. Gr.

[1]) Diese Art kommt nach Günther vom Kap der Guten Hoffnung bis Chile vor. In Neuseeland heißt sie „Barracuda" oder „Snoek", und wird viel nach Mauritius und Batavia ausgeführt, 17 Pfd. Sterl. für die Tonne.

[2]) Nach dem Fischkatalog des Britischen Museums hat Thyrsites pretiosus 14 bis 15 Stacheln.

[3]) Lesenswert sind „Under Reef and Palm", „My Native wife" u. s. w., in Sydney erschienen.

[4]) Becke hielt als Lais den Fisch für einen Hai; siehe Memoirs of Austral. Museum III, p. 199 und 272.

[5]) Bei meiner Nachfrage auf Nauru wurde mir gesagt, daß er auch hier vorkomme und alokwa genannt werde.

[6]) Ich hörte nur te matan, was, wie im Samoanischen, Fischhaken im allgemeinen heißt. Das tingia von Fisch

Digitized by Google

Fundorte dieses Hakens in seiner Ethnology of Funafuti (Memoirs of Australian Museum III, Part 4), wo er kon born heißt und wonach sein Vorkommen bis zum malaiischen Archipel über Neu-Guinea sich ausdehnte, was durch die Bestätigung des Vorkommens von Thyrsitesarten in jenen Gewässern durch die niederländische Expedition in schönen Einklang gebracht wird. Aber Hedley vermag keine nähere Erklärung für die Wirkungsweise dieses Fischhakens zu geben, er erwähnt nur, daß man ihm gesagt habe, man bekleide den ganzen Haken mit einem längsgespaltenen Fisch und lege diesen schnppengerecht auf beide Seiten des Holzes. Der Fisch bekomme den Haken hinter den Kieferwinkel und er nehme den Köder so heftig, daß er manchmal mit dem Kopfe gegen den über dem Haken befestigten Sinkstein stoße. Leider ist es mir auch nicht gelungen, eine sichere Erklärung zu erhalten, aber es scheint mir doch sehr wahrscheinlich, daß der vorsichtige, aber gefräßige Fisch, welcher mit seinen ein Drittel der Kopfhöhe im Durchmesser messenden Augen [12]) selbst beim kleinsten Monde alles, sogar in 150 bis 250 m Tiefe erhlickt, den Köder scharf nimmt und mit ihm alsbald in die Tiefe stößt, wodurch er sich den Haken in den Mundwinkel oder Unterkiefer reißt, von dem er wegen des Querholzes nicht mehr freikommt. Einem der gefangenen Fische auf Makin war auch der linke Kieferwinkel ausgerissen; er war allerdings mit Eisenhaken gefangen.

Wenn man eine Erklärung dafür sucht, warum von diesem Fisch bis jetzt so wenig aus dem Pacifischen Ocean verlautete, so ist dies nach dem oben Gesagten unschwer zu finden. Es wurde ausgeführt, daß er mit Vorliebe an den steilen Abfällen der Inseln und in bedeutender Tiefe lebt und mit dem Haken gefangen wird. Das ist zumeist nur auf den selten besuchten kleinen, schroffen Inseln möglich, wo das Land vom Ufer aus direkt steil abfällt. Die größeren Atolle und Inseln haben an der Leeseite durch den steten Abtrieb der Sandmassen erst in gewisser Entfernung vom Riffrande eine größere Tiefe, wie z. B. gerade die großen Gilbertinseln. Dort draußen aber oder gar an der Luvseite zu fischen, ist wegen der See kaum oder doch sehr schwierig auszuführen. Alle kleinen Inseln, wie z. B. in den Marshalls Medjid, in den Gilberts Makin, Maraki, Arorai und Tamana, hieten diese scharfen Leekanten und hier wird deshalb auch der Purgierfisch stets zu finden sein. Ich gebe diese unvollständigen Aufzeichnungen an dieser Stelle, um weitere Kreise auf diesen interessanten Fisch aufmerksam zu machen.

erklärt sich möglicherweise als te nia nach der französischen Orthographie (s. Dictionary Gilbert-English, Nantes, Imprimerie Bourgeois, rue Saint-Clément 57, 1898). Dort findet sich ein nia ohne Bezeichnung angegeben. Te ist im Gilbertinischen der fast jedem Worte vorgesetzte Artikel. Ich hoffe in nicht allzu ferner Zeit eine ziemlich vergrößerte Wortsammlung herausgeben zu können.

[12]) Es wurde mir erzählt, daß der Fisch sich leicht in der Dunkelheit aufhalten lasse, erst wenn er mit den Augen über Wasser komme, beginne er heftig zu schlagen.

Rattenberger Studien.

Zur Volkskunde aus dem unteren Inntal in Tirol und aus Oberbaiern.

Von Sophus Ruge.

II.

Meinen ersten Ansflug unternahm ich von Rattenberg aus. Sowie man die Innbrücke überschritten hat, wendet man sich von der Straße rechts auf einem Fußsteige nach Voldepp. Hier stattete ich zuerst dem Kirchhofe einen Besuch ab, weil auch die Leichenkreuze manche beachtenswerte Beiträge zur Namen- und Volkskunde hieten, z. B. Elisabeth Atzl, geb. Manzl, Eichenwirtin in Kramsach (anderer Ebename, anderer Gehnrtsname, anderer Name im Volksmnde). Dann fanden sich aber auch die von den Ortsnamen abgeleiteten Familiennamen, wenn auch nicht in der einfachsten Gestalt: Unterrainer, Unterberger, Hofer, Gaggenbichler, Rainer, Auer, Moser. Von Voldepp aus führt ein Fahrweg an der steilen Berglehne langsam durch den Wald in etwa 25 Minuten auf den etwa 150 m über dem Thal ansteigenden Höhenrücken, in dem die Vorstufe allenthalben rasch nach der Stromseite abfällt. Der Höhenrücken wird gegen Nordosten immer breiter, besteht aber ans einem unruhigen Gelände mit kleinen Thälern oder Mulden, ans denen das Wasser schlecht abfließen kann, daher dieser Rücken fast ganz mit moorigen Nadelwäldern, ohne Gehöfte, bedeckt ist. Die Höfe liegen fast alle auf dem Abfall zum Inuthal und sind, wo der absehüssige Boden es gestattet und Bewirtschaftung möglich macht, von Obsthäumen und Wiesen, auch Kornfeldern umgeben. Nach der Gehirgsseite folgt dann die ebene, oft versumpfte Bergstufe, auf der auch mehrere Höfe vereinigt kleine Weiler bilden. Das Profil der Landschaft ist so:

a Steilabfall zum Inn mit einzelnen Höfen.
b Unbewohnter moorieger Waldrücken.
c Bewohnte Stufe mit Weilern.
d Abfall des eigentlichen Hochgebirges.

Die Natur zwang in a zu einzelnliegenden Hofansiedelungen, die bei der Schwierigkeit des Terrains kaum durch Wege miteinander verbunden sind. Dagegen haben die Höfe und Weiler in e bessere Verbindungen, zum Teil gut fahrbare Wege.

Nachdem ich längere Zeit in dem einsamen Moorwalde des Höhenrückens umhergeirrt war, wandte ich mich der bewohnbaren Stufe zu und hatte von dem Waldhügel aus plötzlich einen Blick auf eine Torfstadt, die aus langen, von schwarzem Torf aufgeschichteten

Digitized by Google

Mauern mit schrägem Holzdach bestand. Alles schwarz, unheimlich, 1,5 km lang und 600 m etwa breit.

Die letzte Siedelung, die ich nach zweistündiger Wanderung erreichte, heißt Hans. Es ist aber keine Einöde, kein einzelner Hof mehr, wie er nach dem Namen doch wohl ursprünglich gewesen ist, sondern besteht aus vier großen, stattlichen Höfen, von Obstbäumen umgeben. 20 Minuten weiter westlich, am westlichen Ende der Torfstadt, liegt auch, sehr bezeichnend, die Ortschaft Moser am Moore oder Mose.

Einen anderen Morgenausflug machte ich, um auch die nördliche Hälfte der Mittelgebirgsstufe kennen zu lernen, von Kundl aus. Von der Eisenbahnstation gelangt man in einer Viertelstunde auf die 1897 erst vollendete eiserne Fahrbrücke über den Inn und nach Breitenbach, einem Kirchdorfe, das sich ziemlich weit an dem Bache gegen das Gebirge hinsieht. Diese nördliche Hälfte des Mittelgebirges besteht, wie man unterhalb der Breitenbacher Brücke an den vom Inn unterwaschenen Steilwänden sehen kann, nicht aus Schotter, sondern aus schräg gegen Osten ansteigenden Kalkbänken festen Gesteins. Dieser Teil der Vorstufe hat daher besseren Boden, bessere Wasserverhältnisse und namentlich nicht die unwirtlichen moorigen Wälder. Noch mitten im Dorfe Breitenbach bog ich vom Thale rechts ab und stieg auf der alten, vielleicht ältesten Straße des Mittelgebirges langsam bis an dem aus nur zwei Höfen bestehenden Weiler Straß empor. Daß wir hier die älteste Straße über den Höhenrücken vor uns haben, deutet wohl die Form des Hohlweges an, mit 4 m hohen Böschungen, soweit das Gelände rasch ansteigt. Überall an beiden Seiten der Straße gab es keinen Wald, nur gutes Ackerland. Die Straße selbst ist gut fahrbar und gerät nie auf moorigen Boden.

Dagegen breitet sich hinter dem höheren Lande, über das die Straße führt, gegen das Hochgebirge am Breitenbache aufwärts ein niedrigerer Thalboden aus, der teilweise moorig ist, wie die braunen Riedgräser schon von oben erkennen lassen. Dort war keine alte Straße. Daß aber der Weiler Straß an den jungen Ansiedelungen gehört, sagt natürlich der Name. Auch liegt er zu nahe an Breitenbach. Übrigens kommt auch südlich vom Inn, im Gebirge, wo es nur Sammwege giebt, in der „Wildschönau" ein Weiler Namens Straß vor.

Kaum eine halbe Stunde weiter liegt nicht an, sondern rechts vor der Straße, unmittelbar über dem Steilabfall zum Inn, das Kirchdorf dieser Gegend, Klein-Söll, angeblich uralt. Zur Kirche muß es natürlich von allen Seiten, von allen Höfen Wege geben. Wenn auch hier die Straße den Ort kaum berührt, aber ein enger Hohlweg zur Kirche hinabführt, so liegt darin ein Beweis, daß die jetzige Straße als Hauptverkehrsweg erst später angelegt ist. Die Kirche liegt ganz vorn, auf den äußersten Vorsprung vorgeschoben, gleichsam auf dem Söller, weithin im Innthale sichtbar; dahinter acht bis zehn stattliche Gehöfte gegen den Berg gelagert.

Ich erinnerte mich einer gelegentlichen Äußerung des bekannten Alpenkenners Prof. Pott, daß man bei hochgelegenen Kirchen meist eine schöne Aussicht habe, und bog daher vom Wege ab nach dem Kirchhofe von Klein-Söll und fand in der That dort an der niedrigen Mauer einen hübschen Blick ins Innthal auf die scheinbar gerade Linie des Flusses bis nach Rattenberg und dahinter bis zu den Selrainer Alpen.

Dann setzte ich meinen Weg auf der Hauptstraße fort, bis sich der Höhenrücken, über den die Straße führte, zu einem bewaldeten Thälchen senkte, das das ganze Gelände von Norden nach Süden bis zum Inn durchschneidet. Daran liegt auf dem jenseitigen Hange, aber nicht unten, der Weiler Thal. Wo die Straße nach dem oberen Ende des Thälchens sich etwas senkt, verließ ich sie und stieg auf einem Feldwege an dem Weiler Egg hinauf, der am östlichen Ende eines etwa 50 m über der Straße sich erhebenden Höhenrückens liegt. Nach Schmeller (Baier. Wörterbuch I, 33) ist das Eck, eigentlich Egg, ein schmaler, senkrechter Berghang, ein hervortretender Teil eines Bergrückens; die Ecke bedeutet eine Anhöhe. Die erste Erklärung war hier durchaus zutreffend. Der Weiler, aus drei bis vier ansehnlichen Höfen bestehend, liegt auf der wiesigen Höhe am deutlich vorspringenden Ende eines Höhenrückens und war von hohen Bäumen umgeben. Hier hatte ich die schönste Aussicht auf beide Ketten des Kaisergebirges bei Kufstein. Der ganze Doppelzug trat getrennt, unverhüllt und frei aus dem Innthal anfragend, prächtig hervor, und weiter östlich baute sich die schöngeformte Kuppel der hohen Salve auf, ein prächtiges Gebirgsbild. Von Egg wandte ich mich auf der grasigen Höhe zurück nach Westen, nach Berg, das ich mir mitten auf dem Höhenrücken dachte, der sich längs der von mir gewanderten Straße hinzog. Aber der Weiler „Berg" liegt niedriger als Egg. Die Höhe selbst ist wohl den Ostwinden zu sehr ausgesetzt; anfserdem ist aber auch gerade dort der Boden sumpfig und für Ansiedelung ungeeignet. Somit liegt Berg mit seinen drei Höfen am westlichen Hange und ist wieder durch eine kleine Senkung mit Wiesenland von der nächsten Ansiedelung, den drei ärmlichen Höfen von Aigen, getrennt, die auf einem niedrigen Hügel beisammen liegen. Aigen ist das Eigentum im Gegensatz zum Lehen; aber die Lehngüter waren hier wohlhabender als die Aigentümer. Aigen, Berg und Egg, kaum 1 km weit entfernt, auf demselben Rücken in einer Linie von Südwesten nach Nordosten liegend, denten, je höher man steigt, auch eine Steigerung des Wohlstandes an: Aigen nimmt in jeder Beziehung, physisch und wirtschaftlich die niedrigste Stelle ein, Egg die höchste. Anfserdem lassen auch die Namen Berg und Egg erkennen, daß sie nicht an dem Hauptverkehrswege liegen können. Nur Wirtschaftswege und Wiesensteige verbinden diese Höfe miteinander und mit der unten hinlaufenden Straße[3]). Von Aigen kehrte ich nach Breitenbach und über Kundl nach Rattenberg zurück.

So hatte ich wenigstens für einige bei der Art der Ansiedelung in Frage kommenden Grundbegriffe eine Anschauung gewonnen. Aber die Gesamtzahl aller in der baierischen Mundart zur Verwendung kommenden Grundwörter beläuft sich auf mehr als 100. Man sieht hierin schon den großen Reichtum der Sprache. Ich habe dabei alle jene Ausdrücke mit hereingezogen, die sich auf Gestalt und Art des Bodens, Lage und Pflanzendecke beziehen, und dazu die Ausdehnung des ältesten Grundbesitzes und die Wohnungen aufgenommen, wie Gaden, Stadl, Hans.

Mit diesen einfachen Grundwörtern werden im Königreich Baiern allein 4000 Ortsnamen gebildet, d. h. etwa ein Zwölftel aller vorhandenen Orte. Am meisten vertreten

[3]) Elard Hugo Meyer, Volkskunde, S. 32: „Die Hauptstraßen der Flur verbinden seltener Hof mit Hof als Dorf mit Dorf . . . Von der Straße her erreicht der Wanderer nur auf Nebenwegen den Hof, und der Bauer sucht auf Richtwegen, Fußsteigen quer über die Kämpe den Markt oder die Kirche auf.

Wohnen an der Hauptstraße gilt dem Hofbauern oft noch heute nicht gerade für einen Vorteil, sie bringt ihm nur häufiger Landstreicher ins Haus, und früher fiel auf solche Höfe der schwerste Teil der Naturalleistung an durchreisende große Herren und Heere."

Digitized by Google

sind darunter: An mit 104 Ortsnamen, Berg 118, Bühl 80, Buch 90, Rent 247, Öd 110, Graben und Grube 106, Hof 111, Hube 91, Moos 103, Ried 102, Straß 81, Thal 72. Viele von den Worten kommen in verschiedenen Schreibweisen vor, andere stehen sowohl im Nominativ als auch im Dativ da, z. B. Hof, Hofen, Holz, Holzen, Buch, Buchen. Die größte Mannigfaltigkeit, oder richtiger gesagt Willkür, herrscht in der Schreibweise des Namens Reut. Sie wird 22 mal verändert:

Gereute, Gereuth, Greit, Greut, Greuth, Greuts, Kreit, Kreut, Kreuth, Reith, Reit, Reith, Reitl, Reut, Reute, Reuten, Reuth, Reuthen, Roith, Röth, Roth, Rothen, Rott.

Demnächst steht Bühel in den Formen Bichel, Bicheln, Bichl, Bühel, Bühl, Pichl und Piehl (7). Es erinnert das an die ähnliche Willkür in der Schreibweise der Personennamen. Auch hier ist die baierische Art äppig ins Kraut geschossen und hat mehr geleistet als irgend ein anderer germanischer Stamm. In der Eigenart prägt sich der Eigensinn der einzelnen Persönlichkeit aus, die sich um allgemeine Regeln nur im Rahmen der notwendigsten Sprachgesetze kümmert, sonst aber ihre eigenen Wege geht.

* * *

Ich werde nun eine alphabetische Liste dieser Grundwörter geben und, wo es nötig erscheint, eine Erklärung dazu setzen. Dabei werden die davon abgeleiteten Familiennamen in einfachster Form hinzugefügt; gemeiniglich deuten sie ursprünglich den Besitzer an, was sich in derselben Weise, wie aus Besitz Besitzer wird, nur durch Hinzufügung der Personalendung „er" vollzieht, wie Au — Auer, Berg — Berger, Brunn — Brunner.

Aber manche der Grundwörter finden sich nur in Zusammensetzungen, und hier entfaltet sich dieselbe Üppigkeit wie in der Schreibweise von Gereut.

Grundwörter. Die Zahl der Orte in Baiern steht in der Klammer.	Familiennamen. Die in Klammern beigefügten Zahlen geben die Anzahl der Familien nach dem Münchener Adreßbuch 1886.
Auch (1), Ach (2), Achen (4), Ahn (1) = Wasser.	Acher, Achner, Achleitner.
Aigen, Aign (39) = Eigentum, das nicht im Lehnsverbande steht.	Aigner (34), Aichner.
Anger (24) = umfriedigtes Grundstück, das bald zu Feld, bald zu Grasung benutzt wird. Das bestellte Feld heißt Zelg.	Augerer (12). Angerbuber, -maier, -mann, -müller.
Au (104) und Aug (Augia) = Fluß, Insel oder Halbinsel im Fluß.	Auer (63).
Bach (45).	Bach (42), Bacher (6), Basherl (4), Bacherle (2). Bachhauer, -huber, -lechner, -lehner, -leitner, -maier, -mann, -schmid, -thaler.
Berg (118).	Berger (80).
Bichl (68), Bühl, Pichl (12), Pichl u. s. w.	Bichler (26), Biehler (3). Aichbichler, Aech-.
Brand (28), Brandl (14) = ein Platz, der durch Brand ausgereutet ist.	Brand (35), Brandl (74). Brandegger, -hofer, -huber, -maier, -müller, -stätter.
Brück, Brack (28), Brückl (3).	Brugger (7). Brugglecher, -maier, -mann, -moser.
Brunn (22) [Born fehlt, ist fränkisch], Brunnen (6).	Brunner (119). Brunngartner, -huber, -thaler.
Bäume.	
Abfalter (3) = Apfelbaum.	Abfalter (2).
Eich (4), Eichen (4), Aich (30), Aiche (23).	Aicher (3). Eichbauer, -berger, -bichler, -hammer, -leiter, -maier, -mann, -müller, -stätter.

Birk (4), Birka (6), Birk (4), Pirka (5), Birken (7), Pirken (2).	Birker. Birkhofer, -maier, -mann, -moser.
Buch, Buche, Bucher (zus. 80), Puch, Pucher (6).	Bucher (27), Buchner (63). Buchauer, -bauer, -berger, -ecker, -felder, -hauser, -hofer, -leitner, -maier, -müller, -reiter, -schachner, -stadler, -wieser, Buchenrieder, Puchner (8), Pucher.
Erlach (22) = Erlengebüsch.	Erlacher (18), Erler (3).
Dorn (3).	Dorner (13).
Eiben (4).	Eiber (7).
Eschen (1).	Escher (1). NB. Der Esch ist auch = der Flur.
Felben (5) = Weidenbaum.	Felber (10). Felbenmaier.
Fichten (6).	Fichtner (15).
Hasel 1.	Hasler (5), Haßler (4).
Linde 42.	Linder (21). Lindauer, Lindemann, -meier, -müller, -schmitt, -thaler.
Thann, Tann, Dann 27.	Danner (34), Thanner (3), v. d. Thann.
Dohl (25), Tobel (4) = ein von einer Seite mit Wald umschlossenes Thal, Waldthal.	Dobler (17), Doblinger (6). Dobelbauer, -meier.
Dorf (8), Dorfen (13), Dörfl (8).	Dorfer (8), Dorfinger (3), Dorfner (2).
Eben (11).	Ebner (36), Ebner-Eschenbach (30).
Ed (27), Öd, Edt (9), Eden (4) = Einöd (Einsel), Einöden (28) = einzelnes Gehöft, ein All-od, kein Lehn.	Eder (63), Ederer (17). Einöder (1). (Spitzeder).
Eck (36), Egg (15), Eggen (9).	Egger (29), Ecker (12), Ekkert (21).
Feld (4).	Felder, Feldner (5). Feldbauer, -heimer, -hofer, -huter, -hütter, -kirchner, -meier.
Filz, Filzer (3) = Moorboden.	Filser (8), Filsner (1).
Forst (23).	Forster (71), Forstner (19).
Flur.	Flurer (3).
Furt (4), Furth (2).	Furthner 1, Furtner 14.
Garden 3 = Gemach, jedes Haus, das aus einem Gemach besteht.	(Berchtesgaden), Gadenmaier, -mann.
Garten (3).	Gartner 2, Gärtner (8).
Gassen (12).	Gasser (4), Gaßner (14).
Gasteig (16) [Hohlweg, der zur Anhöhe führt].	Gasteiger (4).
Gerente, Reute, Reith etc., Reit, Reut, Roth, Rott.	Greiter (6), Greither (1), Greuter (1), Reuther, Reither. Reithberger, Reithermann, -maier, Reithofer, -huber, Reitwiesener, Roth, Rother, Rothofer, Rothmaier, Rothmüller, Rott, Rottegger, Rottenanger, Rottenberger, Rottenhöfer, Rotter, Rottmaier, -mann, -müller.
Gras, Gras (8).	Graser (7), Grasser (9).
Gries (ahd. griez) = a. grober Sand, b. = Ort am Flußufer.	Grieser. Griesbach, Griesbacher, -berger, -hammer, -meier. Griesbeyer, -hammer, -meier.
Graben (34), Grub (106). Gruob = a. im Gebirge der Winkel, unter dem zwei Berghänge sich aufeinander senken, b. jeder Gebirgsbach mit tiefen Ufern.	Gruber (135), Graber (1), Gräber (1), Grueber (3), Grüber (1).
Grund (22).	Grunder (2), Grundler (12).
Grün (12).	Grüner (9), Gruner (2). Grünauer, -bauer, -berger, -eck, -leitner, -müller.
Geschwand (5), Geschwend (11), Geschwandt (17) = Ort, wo der Wald weggebrannt ist.	Geschwendtner, Geschwender (5), Geschwendner (9).
Hang (30), Hag (3), Hagen (5), Hagn (9), Hain (6).	Hager (44), Häger (1).
Hachel, Hackel = Einfrie-	

Digitized by Google

digung des Feldes oder des Waldes.

Haar (10), Hardt, Hardt (18), Hart (25) = a. Sandboden, b. Wald.

Haid (58), Haide (2), Haiden (4), Haidt (4) = a. trockene, unbebaute Stelle, b. Heide.

Haus (21), Häuser (4), Hausen (37), Häusern (7).

Halde, Halden (6) = steile Bergseite.

Heim fehlt.

Hof (60), Hofen (11), Höfen (40). 1 Hof hat 2 Huben, 1 Huba = 15 bis 30 Juchart (m. 34 a), also 5 bis 10 ha, 1 Leben = $^1/_8$ Hub[4]).

Holz (29), Holzen (41).

Hub (83), Hueb (3), Huben (2).

Hütt (3). Hütter (11).

Hut (3) = Weideland.

Höll (18), Höll = Lache, Pfütze.

Kling (3) = Schlucht, tiefer Graben.

Kohl (11), Kofel, Koll.

Kogel (6).

Knoll = Hügel.

Lain (5) = lewine (Gebirgsbach).

Lach (11), Lacher (6[4], Locher (15) = kleines stehendes Gewässer.

Lede = Heide.

Lechen (7) = das gelehene Gut.

Lehen (42) = $^1/_4$ Hof, $^1/_8$ Hube.

Leita (32) = abd. hlita = Abhang. Leithen (21).

Loch (18), Loh (42) = junger Laubwald.

Lochen (10) **(nicht Löcher).** Loh (4), Lohen (16). Lohe 15.

Lueg (4), Lug (8) = Warte, Lauerplatz.

Mad, Mahd (6) = ein Platz der gemacht wird, besonders in Wald und Gebirge = ein Tagewerk, in Württemberg ist ein Mannsmahd = 47 a.

Mais, Maiś = Holzschlag, got. maitan, cf. Meißel = Hauer, der abgetriebene Platz (Bodenmais).

Härter (5), Harder (4), Harter 5. Haarpaintner, Hartlinder, -leitner, -manin.

Haider (11), Heider (13), Heiderer (2).

Hauser, Häusler (28), Häußler (7).

Halder (10).

Hofer (24), Hoferer (3), Hofer (8) (31), Höfler (8). Hoffmann, -acker, -bauer, -meister, -stetter, Hofhammer, -heimer, -herr, -maier, -mann, -meister, -miller, -pauer, -reiter.

Holzer (30). Holzbacher, -bauer, -eder, -furtner, -gartner, -hammer, -hauser, -heinzer, -lechner, -maier, -mann, -müller.

Hübner (500), Hüber (2), Hueber (14), Hübler (2), Hübner (9), Hüber (1).

Hüttner (6), Hütter (3).

Hother (4).

Höller (1), Höllerer (6).

Klinger (6).

Köfler (1), Kobler (2), Kofler (3).

Kögler (2).

Knoller (8).

Lainer (2), Leiner (5).

Lachner (27), Lacher (2). Lachenmaier, -bauer, mann, Lachmaier, Lackenbauer, -maier.

Lechner = Heidehauer.

Lechner (109). Lechenbauer, Leichleitner, Lechmaier.

Lehner (39), Lehnerer (1).

Leiter (7), Leitner (24), Leithner (4), Leitermann (4), Leuthner (5), Leutner (4). Leitenberger, -maier.

Locher (3), Lober (3), Lochner (90).

Löher (2), Lohner (3). Lochbichler (vortreffl. Beispiel), -bronner, -meier, -müller. Lohbacher, -bauer, -brunner, -maier, -mann, -müller.

Luger (3).

Mader (15), Maderer (1), Mäder (3).

Mais (3), Maiß (2).

Moos (81), Mosen (22) (moaus dat.).

Öd (110) = einzeiner Hof.

Ort (9) = a. Landspitze zwischen zwei Flüssen, b. Ortel = kleine Spitze, c. bebauter Ort.

Paint (9), Painten (2), Point (16), Pointen (1). Ein Grundstück, das, ohne ein Garten zu sein, dem Gemeindebetriebe verschlossen werden kann. Peunt = pinuta = hortus, von binden, das Gebundene.

Rain (23) = Grenze zweier Felder — Feldrand, Uferhang gegen das Wasser.

Reis (1), Reisach (40) = Laubholzgebüsch.

Ried (102), Rieden (17).

Rohr (10).

Sand (14).

Schachen (17), Schach, Schache = Waldrest.

Schlag (8) = Holzschlag.

Schlicht (6) = waldfreie, baumarme Landschaft, Schlichter (1).

Schnaid (10), Schnait, Schned, Schneit = Reisig, zum Kleinhauen bestimmt.

Schwaig (31), Schwaige (3), Schwaigen (2), Schweig (3), Schweigen, sueiga = Viehhof.

Schwand (8), Schwande (1), Schwander (4), Schwend (2), Schwanden (4) = abbrennen, verschwinden machen.

Sedel. Sedal = Bauernhof, der ein adliger Sitz war. Der Pächter ist ein Sedlmaier.

See (20). Seeon (3) (ahd. dat. plur).

Sell (1), Sold, Sölden (1), Söll (1), Solla (7). selde = mansio, Wohnhütte. Die Solle = Köhler- oder Holzhauerhütte, Silde = Wohnhaus geringster Art, salida = Söller für Arbeiter in Gebirgswaldungen, Hütte aus Baumstämmen, Sal = Haus, ga-salio = Hausgenosse, Gesolle.

Speck (7), Spöck (7) = ein gepflasterter Weg oder Dammweg.

Stadel (11), Stadele (5), Stadeis, Stadl (29).

Standen (6) = Gebüsch, Standach (28).

Steg (4), Stelg (14), Stög (1), Stöger (4).

Stein (28).

Stetten (41).

Stock (1), Stocka (17), Stockach (18), ein Platz mit vielen Wurzelstöcken von gefällten Bäumen.

Straße (81).

Stuhen (1).

Thal (72).

Moser (80). Moosbacher, -baner, -bichler, -burger, -eder, -bauer, -hofer, -holzer, -maier, -müller, -rainer. Oder fehlt.

Ortler (4), Ortner (20). Orthmeier, -huber.

Paintner (9) (Lindpaitner), Pointner 1, Paintmaier.

Reisacher (4).

Rieder (31), Riedl (67), Riederer (50).

Rohrer (5). Rohrmann, -maier, -moser.

Sander (6).

Schachner. Schachenmaier.

Schlager (6).

Schlichter (1).

Schnaiter (1), Schnaitler (1).

Schwaiger (70), Schweigler, Schweigl, Schweiger (32). Schweighofer.

Schwendler (1), Schwendner (1), Schwendtner (1).

Seebacher, -bauer, -berger, -hofer, -holzer, -kirchner, -meier, -müller, -rieder, -staller, -thaler.

Sellner (1), Söldner (6), Seller (1), Soller (7), Söllner (13).

Speckner (3), Spöckner (2). Speckbacher, -maier, -meier, Speckner (5), Spöckner (2).

Stadler 76. Stadlbauer, -maier, -mann, -berger.

Stander (4), Standacher (18), Standtner.

Steger (27), Stegerer (1), Stegner (3), Stöger (14).

Steiner (69). Steinsecker, -gasser, -graber, -gräber, -grueber, -hauer, -häuser, -harter, -heimer, -hofer, -hüber, -kirchenlechner, -leiter, -leitner, -meier, -mann.

Stetter (2), Stötter (1).

Stocker (17). Stöcker. Stockbauer, -maier, -müller, -mann.

Straßer (54).

Stuber (7).

Thaler (18), Thaller (11).

[4]) E. H. Meyer, Volkskunde 3: „Die Hufe oder Hobe scheint abzustammen vom niederdeutschen hôven, behöven = nötig haben, Behoof = Behuf . . . Sie war also ein für den Bedarf eines bäuerlichen Haushaltes ausreichender Landbesitz."

Nach der feudalen Terminologie kommt ein Lehen mit allerlei Bestimmungen vor, z. B. Seellehen, Schüsselleihen, Waidlehen.

Lehen ist ein Gut, das vom Eigentümer einem anderen gegen Abgaben zur Benutzung überlassen wird oder ist. Lehen ist auch ein Bauerngut von einer gewissen Größe. Der Größe nach ordnen sich diese Güter so: Hof, Hueb, Lehen, halbes Lehen, viertel Lehen, halbes Viertel, Juchart, Selde (Söldner).

Digitized by Google

Tobel (4). Kleine, thalartige Vertiefung am Abhange eines Berges, Waldthal, Schlucht.	Tobler (2).
Die Trad = Brachfeld (in der Dreifelderwirtschaft), das Trat = Platz um die Viehhütte einer Alme, wo gewöhnlich das Vieh zur Melkzeit versammelt wird; mehr ebener Weideplatz im Gegensatz zu den steileren Weiden. Der Tret = Stall neben dem Kaser, Trett auch Viehalm, Almboden. Trettach, Trettalm.	
Wald (4), Weld (4), Weiden (4).	Weid, Weiderer (1).
Wald (25).	Waider (1).
Wang (4), Wangen (4) = Wiese, wang, ahd. = Feld, der gehegte Weideplatz.	Wanger.
Wasen (4) = Rasen.	Wasner (1).
Weg (16), Wegen (1).	Weger (15), Wegerer (6).
Weiher (48), Weihern (16) (vivarium = Fischbehälter).	Weiher (2), Weiherer (1).
Weil (3), Weiler (12).	Weil (25), Weiler (5).
Wieden (11) = Gehölz.	Wiederer, Wiedemann, Wiedmann etc.
Wies (41), Wiesen (25).	Wiesner (29), Wiesner (14).
Wim (35). Wim oder Widum ist der Inbegriff der zu einer Kirche gestifteten Gründe.	Wimmer (68) = Widumbauer.
Winkel (6), Winkl (32).	Winkler (4).
Wörth (18) = Insel.	
Zaun (9).	
Zeil (111) = Dornbusch, Hecke.	Zeiler (11), Zeiller (10).
Zell (36).	Zeiler (35), Zellerer (4), Zellner (27).
Zelg. In der Dreifelderwirtschaft das eben bestellte Feld im Gegensatz zu Trad = Brachfeld.	Zelger.

Die Namen, die ich bisher als Ableitungen der Grundwörter angeführt habe, deuten meistens den Besitzer an; ist aber nicht dieser, sondern sein Verwalter gemeint, dann tritt der bekannte Name Maier, Mayer, Meier, Meyer, Mair, Mayr, Meir, Meyr in acht verschiedenen Gestalten auf den Plan und beherrscht das Namensfeld. Wie sehr schon der einfache Meier mit seinen acht Verwandlungen in Süddeutschland vorherrscht, kann man daraus sehen, daß er im Münchener Adreßbuch 20 Spalten einnimmt und 1200 mal aufgeführt ist. Die Folge dieser Überfülle ist, daß man diese Legion von Maiern nicht nach ihrer Schreibweise, sondern nach ihren Vornamen geordnet hat, unbekümmert, ob der Besitzer sich ein- oder zweisilbig schreibt, ob a oder e, ob i oder y. Dresden dagegen besitzt bei gleich großer Bevölkerung kaum 300 Meier in nur fünf Schreibweisen[1]). Das Meiersystem ist also in Norddeutschland weniger heimisch gewesen als im Süden. Übrigens kann man schon an diesen Beispielen sehen, wie interessant eine kartographische Darstellung der Verbreitung der Familiennamen wäre. Wahrscheinlich hat die Schwierigkeit der Aufgabe, die Mühe, zahllose Adreßbücher selbst in kleineren Orten durchzunmstern, davon abgehalten. Ausführbar ist die Idee ebenso gut wie die kartographische Darstellung der Ortsnamen.

Aber mit den einfachen Formen sind die Maier keineswegs, auch nur der Hauptsache nach, erschöpft. Sie bilden gleichsam das Grundwasser; allein der Strom selbst mit seinen wechselnden Wellen stellt in jeder Bewegung an der Oberfläche gleichsam neue Namensformen der Familie Maier, und zwar mit dem Zusatz von Bestimmungswörtern dar, z. B. in A: Ablaß-, All-, Abs-, Adl-, Art-, Aichl-, Aich-, Alt-, Ames-, Angel-, Anger-, Appele-, Au-, Anstermaier, und B: Bachmeier, Bahn-, Ban-, Berg-, Beri-, Berger-, Bichel-, Bichl-, Biehl-, Biel-, Bier-, Bigl-, Bil-, Bill-, Bing-, Birk-, Bitt-, Blei-, Bock-, Bod-, Brand-, Blo-, Brock-, Bruk-, Brückl-, Brügl-, Brugg-, Brunn-, Brunnen-, Bühl-, Bürk-, Buh-, Burg-, Bußmeier. Das sind in A und B zusammen 48 Nummern, durch das ganze Alphabet aber über 400 zusammengesetzte Meier. Aber natürlich treten manche auch unter diesen geselig, nicht vereinzelt auf. So bietet das Adreßbuch 176 verschiedene Familien Nenmeyer und 104 Niedermayer, ferner 115 Obermayer, ja sogar Obernidermeyer, 52 Reitmeyer, 122 Sedelmaier, so daß die fünf Familiengruppen allein wieder 569 Nummern vorführen. Die Zahl der Meier wächst unheimlich wie eine Hochflut — „und der wilde Strom wird zum Meere". Schiller.

Doch damit ist der Maierbrunnen noch keineswegs erschöpft. Zu den vollständig erhaltenen Namenformen treten die im Volksmunde abgeschliffenen, deren Sinn auf den ersten Blik nicht klar ist, ja die man zunächst gar nicht für Angehörige der großen Sippe Maier hält, wie Greimer, Stammer, Bammer, Brummer, Dallmer, Emmer, Eimer, die sich aber bei genauer Prüfung sämtlich als zu unserem Thema gehörig entpuppen.

Der Maier im Gereut ist der Greitmeier = Greimer,
" " am Steg " " Stegmeier = Stemmer.
Der Baumer ist der Maier am Bach,
" Brunner " " " Brunnen,
" Dallmer " " " im Thal,
" Emmer " " " am Egg,
" Eimer " " " Eichmayer.

Je weiter man prüft, um so mehr wächst unser Erstaunen über die ungeahnte Fülle von Familiennamen, die mit dem Boden und Besitz in Verbindung stehen. Das hat aber gerade für Baiern noch seine besondere Bewandtnis darin, daß hier länger als sonst in deutschen Landen das Volk sich das Recht gewahrt hat, seine Namen zu erteilen und zu verändern, wie es ihm beliebte: ohne sich der unangenehmen Folgen bei gewissen Rechtsfragen bewußt zu werden.

„Der Gebrauch, einen Zunamen zu führen und diesen auf die Kinder zu übertragen, kam in Deutschland etwa im 13. Jahrhundert auf; doch dauerte es noch lange Zeit, bis die Sitte sich in Stadt und Land festgesetzt hatte. In Baiern hat noch Kurfürst Ferdinand Maria 1677 seinen Unterthanen nachdrücklich verboten, sich ohne landesherrliche Bewilligung heute so und morgen anders zu nennen" (Steub, Die oberdeutschen Familiennamen, S. 5, München 1870).

Daher ist es kein Wunder, daß derselbe Volkshumor, der die neckischen Schnadahüpfln schuf, seine Lust und Laune auch in den Familiennamen übte, von denen manche als noms de guerre, Spottnamen, Scherznamen u. s. w. sich kundthun. Die Urwüchsigkeit des baierischen Stammes treibt hier wunderliche Blüten, von denen ich zum Schluß noch einen „Buschen" binden möchte. Ich

[1]) Zahlreicher sind die Meyer (in dieser Schreibweise vorherrschend) in Hannover vertreten, nämlich im Jahre 1880 644 mal bei einer Bevölkerung von damals 123000 Einwohn. Vier andere Schreibweisen von Mayer brachten noch 14 Familien hinzu, es waren also im ganzen 658. Eine ansehnliche Zahl; aber die Bestimmungswörter dazu sind einerseits weit spärlicher als in Baiern, nur 93 gegen 400 in München, anderseits auch meistens nur in ein oder zwei Familien vertreten (46 mal), also mehr als die Hälfte. Solche Namen, die noch nicht eingewurzelt erscheinen, können auch eingewandert sein. Nur fünf Gruppen sind durch wenigstens 20 Familien verbreitet, und diese zeigen sich auch in der Gestalt als gut norddeutsche Namen: Niemeyer (50 mal), Wede- (39), Tegt- (23), Heine- (20) und Dühlmeyer (20). Und überdies lassen sich nur wenige dieser Namen auf Ortsnamen zurückführen.

Digitized by Google

ordne sie nach gewissen selbstgemachten Grappen und nenne nur solche Namen, die weder in Stuttgart, noch in Nürnberg oder Dresden zu Hause sind, also in Baiern heimisch scheinen:

1. Wetter, Zeiten und Himmel:
Fasching, Karfreitag, Sylvester; Frost, Nebel, Schönwetter.
2. Teile des menschlichen Körpers:
Darm, Hirn, Fleisch, Milz, Puls.
3. Kleidung:
Frauenschuh, Schaube, Sturmband.
4. Vierfüßler und Teile:
Dache, Einhorn, Kalbskopf, Nerz, Rindskopf.
5. Vögel.
Brachvogel, Grasmück, Seidenschwanz, Widhopf.
6. Schmetterlinge:
Seidenspinner, Weidenspanner.

Bei den folgenden Namen sind die anderen Städte nicht verglichen.

7. Speisen und Getränke:
Eierschmalz, Gutbrod, Leberwurst, Mundbrod, Salat, Vesper, Würstle, Ziegenspeck.
8. Wunderlichkeit:
Angstwurm, Biersack, Boxhorn, Brühschwein (Regensburg), Butterfaß, Durst, Frühtrunk, Himmelswunder, Katzenschwantz, Lickefett, Mückenschnabel, Nonnenmacher, Osterchrist, Trinkgeld, Unsinn, Zahnweh, Weltkugel.

Mit dem letzten Worte bin ich glücklicherweise wieder in die Nähe der Geographie angelangt und habe den roten Faden meiner Mitteilungen wiedergefunden. Hoffentlich bekommt das Ganze nicht die Überschrift: Nomina nuda locorum.

Professor Futterers Reise durch Asien[1]).

Von Dr. Max Friederichsen.

Mit vorliegendem Bande beginnt die Publikation der in Fachkreisen mit Spannung erwarteten Resultate der großen Forschungsreise quer durch den asiatischen Kontinent (von Russisch-Turkestan bis nach Shanghai), welche der württembergische Amtmann Dr. Holderer aus eigenen Mitteln und in Begleitung Dr. K. Futterers.

Abb. 1. Tamarixhügel auf Sand- und Lehmfläche. Nördliche Zone der Gobi.

Professors der Geologie in Karlsruhe, in der Zeit vom November 1897 bis Ende Januar 1899 ausgeführt hat.

„Während die geplanten weiteren zwei Bände die rein wissenschaftlichen Forschungsresultate auf dem Gebiete der Geologie, Paläontologie, Zoologie, Botanik und Meteorologie enthalten sollen, berichtet vorliegender Band I in erster Linie über den äußeren Verlauf der Reise mit Rücksichtnahme auf einen größeren Leserkreis. Gegenüber dem Inhalt der Kap. 1 bis 5, sowie 7 und 10, welche Schilderungen enthalten, im Anschluß an die häufiger begangenen Routen am Nordrande des Tarimbeckens, am Südfuße des östlichen Tiën-schan, am Nordhang des Nan-schan, sowie im inneren China zwischen Nordost-Tibet und dem Pacifischen Ocean, bieten die Kapitel 6 und 8 bis 9 dasjenige Material, welches auf zum größten Teil neuen und bisher unbetretenen Pfaden gesammelt wurde und als das geographische Hauptresultat der schwierigen und verdienstvollen Reise zu betrachten ist. Das Wesentlichste des in letztgenannten Kapiteln enthaltenen Materiales über die centrale „Gobi", das nordöstliche Tibet und die Tanguten möge im folgenden, unter Ausscheidung aller persönlichen Erlebnisse, in drei gesonderten Abschnitten einer Besprechung und Zusammenstellung unterworfen und durch einige dem Futtererschen Werke entnommene typische Photographieen erläutert werden.

I. Die Wüste „Gobi" zwischen Hami und Su-tschôu.

Wenn zunächst auf dasjenige eingegangen wird, was Futterer im Kapitel 6 über die centralen Teile der sog. „Wüste Gobi" zwischen Hami und Su-tschôu mitteilt, so geschieht es, weil die Vorstellungen von dem Aussehen dieses Gebietes, wie ein Blick z. B. auf die Darstellung in Stielers Handatlas, Ausgabe 1900, Karte Nr. 62 lehrt, keinesfalls immer eine richtige zu sein pflegt. Einerseits haben wir es hier nirgends, wie oft angenommen wird, mit einer Sandwüste wie im benachbarten Tarimbecken zu thun, anderseits ist die Vorstellung eines hohen Gebirgslandes, wie solches auf oben angezogener Karte in der mittleren Gobi erscheint, auf ihr richtiges Maß zu

[1]) Prof. Dr. K. Futterer: Durch Asien. Erfahrungen, Forschungen und Sammlungen während der von Amtmann Dr. Holderer unternommenen Reise. Band I: Geographische Charakterbilder. Berlin, Verlag von D. Reimer, 1901. Mk. 20.

Digitized by Google

Abb. 2. Gebirge der mittleren gebirgigen Zone der Gobi.

reduzieren. Daher dürfte es ein Verdienst Futterers sein, auf einer neuen Route westlich der Reisewege Grum-Grshimailos und Obrutschews diese Wüstenteile durchquert und durch seine Schilderungen im einzelnen eine willkommene Ergänzung und Bestätigung der in ihren Grundzügen bereits durch seine russischen Vorgänger bekannten Gebiete geliefert zu haben.

Nach Futterer haben wir es hier in der centralen Gobi mit drei wohl zu unterscheidenden Zonen zu thun: zunächst mit zwei Depressionen, deren eine sich am Südfuſs des östlichen Tiën-schan in 900 bis 1400 m absoluter Höhe hinzieht und deren andere den Nordfuſs des Nan-schan in 1240 bis 1500 m absoluter Höhe begleitet. Zwischen beiden liegt eine centrale, gebirgige, bis zu 2300 m absoluter Höhe emporsteigende Bodenanschwellung, für welche sich in der Litteratur der Name Peschan, d. h. Nordgebirge (weil nördlich des aus dem Yü-Thor der groſsen Mauer heraustretenden Karawanenweges gelegen), eingebürgert hat.

Durchquert man die Zonen der Depressionen, so gelangt man ans den gebirgenahen Oasendistrikten und seinem von Riedflächen und sumpfigen Stellen durchsetzten Lehmgürtel zunächst in eine mit buschigem Tamarix bestandene Übergangszone (Abb. 1) und darauf in das Bereich der echten Kieswüste. Diese Felswüste besteht aus enormen Schutt- und Kiesmassen, welche im Laufe der Zeiten durch die Flüsse aus dem Tiën-schan (Karlük-tag) im Norden und dem mittleren Knen-lun (Nanschan) im Süden herabgeführt wurden. Auf groſse Entfernungen hin tragen diese Kiesflächen keine Vegetation. Der von brauner Schutzrinde überzogene Gesteinsgrus liegt überall nackt an der Oberfläche verstreut und läſst das wenige vom Gebirge herabrinnende Wasser sofort versickern und erst da wieder zu Tage treten, wo der undurchlässige, das Geröll unterlagernde Thon der sogen. „Han-hai-Schichten" zu Tage tritt. An solchen, der Oberfläche nahe liegenden Grenzstellen zwischen Thon und Schotter, entstehen die kleinen Tümpel, welche man in dieser Wüstenei euphemistisch „Brunnen" nennt und deren Entfernung voneinander oft über 50 km beträgt. In abwechselungsloser Öde und Einförmigkeit dehnen sich diese Schotterwüsten vor dem Wanderer aus, bis der erste, seine Umgebung nur wenig überragende höhere Wüstengebirgszug anzeigt, daſs der mittlere gebirgige „Pe-schan" erreicht ist.

Ein enger Felsenpaſs führt durch seinen Granitkamm hindurch und enthüllt auf der Südseite das Landschaftsbild, wie es für diesen ganzen mittleren Teil der Gobi charakteristisch ist (Abb. 2). Am südlichen Horizont dehnt sich eine hohe Kette zackiger Schieferzüge mit tiefen Thaleinschnitten; vor ihr liegen einige niedrigere

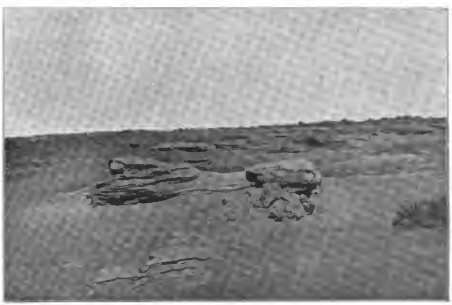


Abb. 3. Zeugenhügel aus Lehm. Südliche Zone der Gobi.

Digitized by Google

Abb. 4. Windhöhlungen im Granite. Gebirge der mittleren Zone der Gobi.

Schichten zertrümmert und nur ihre Reste in Tisch- oder phantastischer Pilzform als isolierte Inselberge stehen lassen (Abb. 3). Sie haben die Oberfläche der Granite mit tiefen Höhlungen und Löchern durchsetzt, als hätte Artillerie mit schwerstem Geschütz die Felsen beschossen oder Finger eines Giganten sie wie weichen Ton geknetet (Abb. 4). Sie haben bei Kalken und Kieselgesteinen die seltsamsten tranbigen, schaligen oder löcherigen Oberflächenformen entstehen lassen und an der Destruktion alles Festen und Widerstand Bietenden mit einem Nachdruck und einer Energie gearbeitet, welche genannte Agentien als Hauptursachen dieser für Centralasien so eigentümlichen sandarmen Kies- und Schotterwüsten erkennen läßt. Ihrer Einwirkung verdanken alle diese mannigfaltig zusammengesetzten Gesteinstrümmer der Wüste jene eigentümliche, düster schwarzbraune, metallisch glänzende Schutzrinde, über deren Bildung im einzelnen man noch relativ wenig weiß, deren Eindruck im ganzen aber dem Wüstenbilde der centralen „Gobi" jenen Stempel düsterer Todesstarre aufdrückt, welchem sich kein Reisender in diesen Gebieten zu entziehen vermag. „Alles ist

Bergzüge; in der weiten Fläche aber, welche beide Züge voneinander trennt, liegt lehmreicher Schotter, genau so, wie er die Depressionszonen bedeckte, wenn auch hier nicht in solcher Mächtigkeit wie dort. Aufgehäuft ist dieser alte Gebirgssockel des „Pe-schan" aus granitischen und verwandten Tiefengesteinen, krystallinen Schiefern und metamorphen Sedimenten in stark zusammengefaltetem und aufgerichtetem Zustande. Die ihn überragenden vier von Futterer durchquerten Gebirgszüge mit WNW-OSO-Streichen ragen nur 300 bis 450 m über ihren etwa 2200 bis 2300 m hoch gelegenen Sockel empor und sind jedenfalls wie ihr Unterbau seit langen geologischen Zeiten nicht mehr vom Meere bedeckt gewesen. Ihre mächtige Schuttumhüllung und tiefgehende Zertrümmerung ist ein Werk der Wüstendenudation, für deren Studium die centrale Gobi das prächtigste Anschauungsmaterial in Hülle und Fülle bietet.

Starke Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht, chemische Einwirkung der Atmosphärilien und die mechanisch polierende und abschleifende Wirkung des Windes haben in diesen Gebieten ihr wundersames Spiel getrieben. Sie haben die horizontalen Decken der roten Hanhai-

Abb. 5. Schlucht zum Hoanghobette in den Konglomeraten der Steppenfläche, südlich des Austrittes des Flusses aus dem Dschnpargebirge.

Digitized by Google

Abb. 6. Zeltlager der Tanguten bei Luzsong.

starr, kalt und tot, selbst die Farbe paßt für ein Grabgewölbe. Kein Tier regt sich und nur der klare Himmel verrät uns, daß wir uns nicht in den schwarzen Felsenhallen der Unterwelt befinden."

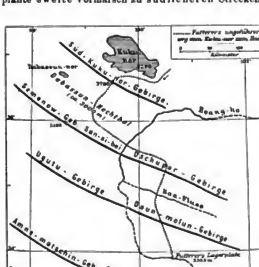
II. Nordost-Tibet.

Das zweite Gebiet, über welches uns das Futtererssche Buch wertvolle neue Aufschlüsse giebt, ist das Gebirgsland südlich des Kuku-nor, um den Oberlauf des Hoang-ho und vom Dschnpargebirge südlich bis zum oberen Thaothal. Hier im unwirtlichen Nordost-Tibet lag, wie bereits erwähnt, das Hauptarbeitsgebiet der Expedition, aus welchem dieselbe trotz zahlloser Fährlichkeiten und trotz der durch einen Überfall räuberischer Tanguten erzwungenen Einschränkung des ursprünglich umfangreicheren Arbeitsplanes, die geographisch wichtigsten und dauernd wertvollsten Resultate heimbrachte. Um verständlich zu machen, um was es sich bei den Futtererschen Forschungen in diesem Gebiete handelt, verweise ich den Leser auf nebenstehende Skizze des von der Expedition durchzogenen Gebietes, in welcher die von Futterer an verstreuten Stellen seines Reisewerkes gegebenen Beobachtungen über die Gebirgsanordnung skizzenhaft zusammengestellt wurden. Daraus ergiebt sich zunächst, daß das Steppenbecken-thal des Dabassun-nor nach Futterers Auffassung kontinuierlich südlich des Süd-Kuku-nor-Gebirges fortsieht bis zu der großen Hochebene aus horizontal gelagerten tertiären Seenablagerungen, welche der Hoang-he in jenem bereits durch Prschewalskij (1879 bis 1880) und Lóczy (Begleiter der Expedition des Grafen Béla Széchenyi in Ostasien 1877 bis 1880) beschriebenen cañonartig tiefen Engthale zwischen der Austrittsstelle aus dem Dschnpargebirge und dem erneuten Eintritt in die Gebirgswelt östlich des Kuku-ner durchschneidet. Die Auffassung von der „Kontinität dieser großen Steppenfläche" dürfte wohl vereinbar sein mit den von Rockhill 1892 und Grenard (Dutreuil du Rhins-Expedition) 1893 gegebenen Schilderungen dieses nach Osten zum Hoang-he entwässerten Steppenthales. Die Ansicht entspricht auch der neuesten kartographischen Darstellung Dr. Hassensteins auf Karte 5 zu Sven Hedins centralasiatischen Reisen (Pet. Mitt. Ergbd. 131, 1900). Dagegen wird vermutlich letztere Darstellung in der Gebirgszeichnung südlich dieser Dahassun-Hochsteppe nach Futterers Berichten einige Modifikationen erfahren müssen, indem aus Futterers Beobachtungen hervorgeht, daß sich das Dschnpargebirge östlich des Hoang-ho und Prschewalskijs San-si-bei westlich desselben im Semenowgebirge in ununterbrochener WNW-OSO-Richtung südlich der Dahassunhochsteppe bis zu den Ketten des nördlichen Tsaidam fortsetzt. Futterers Beobachtung, daß diese Semenowkette gen Westen an Höhe zunimmt, stimmt mit Rockhills derzeitigen Erfahrungen überein, welcher das Gebirge südlich des Dahassunnor in einem 5166 m hohen schwierigen Paß, Wa-hen-la, überschritt. Der östliche Teil des Semenowgebirges ist dagegen niedriger und engt, gen Norden durch eine Vorkette breiter werdend, das Dahas-sunhochthal in seiner Osthälfte ein.

Der zweite Teil der Forschungsarbeit der Futterer-Holdererschen Expedition in Nordost-Tibet begann nach glücklicher, wenn auch unter Verlust von zehn Yake bewerkstelligter Überschreitung des reifenden Hoang-ho an der Stelle seines Durchbruches durch das Dschnpargebirge, führte die Reisenden über letztere Kette hinüber ins Baathal und weiter über das Daun-molun-Gebirge zum unbekannten Oberlaufe des Hoang-ho und zwar unterhalb der Stelle, wo der gewaltige Strom von Süden aus den Bergen bricht und seine berühmte Schleife aus östlicher zu nördlicher und zurück in westliche Richtung bildet.

Über dieses Hoang-ho-Knie herrscht, wie ein Blick auf jeden kritisch bearbeiteten Handatlas lehrt, in der Geographie große Unsicherheit. Auch über die genaue geographische Lage des westlichsten Lanfteiles der Schleife war man im unklaren.

Zu völliger Aufklärung dieser und ähnlicher Fragen war freilich der Vorstoß der Futterer-Holdererschen Expedition insofern ungeeignet, als derselbe den Fluß unterhalb des Knieen, da, wo er bereits die ostwestliche Richtung angenommen hat, traf und der geplante zweite Vormarsch zu südlicheren Strecken des



Digitized by Google

Hoang-ho-Oberlaufes später durch den hinterlistigen Überfall der Tangnten beim Kloster Schinse vereitelt wurde. Trotzdem haben die Beobachtungen von dem unter 33° 52′ nördl. Br. befindlichen und 3 m über dem hier in 3350 m Meereshöhe fließenden Hoang-ho gelegenen Lager manches wichtige Resultat ergeben.

So ist die Vorstellung von der tiefen, cañonartigen Schlucht, in welcher der Hoang-ho von seinem Knie an bis zu seinem Austritt aus der tibetanischen Gebirgswelt dahinströmen sollte, zu korrigieren. Der Strom fließt hier südlich seines Durchbruches durch das Dschnpargebirge überall in einer breiten Thalvertiefung, welche durchaus verschieden ist von dem senkrechten, terrassenförmig sich abstufenden Cañon nördlich der Durchbruchsstelle. Die Breite des Stromes betrug am Lager selbst 170 m, einen halben Kilometer weiter unterhalb 234 m. Bei einer Stromgeschwindigkeit von 2,44 m in

Abb. 7. Tanguten am Kuke-nur.

der Sekunde scheint an der Stelle des Lagers die Tiefe recht beträchtlich und die Strömung sehr stark zu sein.

Verglichen mit den bisherigen hypothetischen Eintragungen des Hoang-ho-Laufes auf den bis jetzt publizierten Karten, ergiebt sich nach der mit dem Theodolit nach Sonnenhöhenbeobachtungen vorgenommenen Breitenbestimmung des Lagerplatzes, daß die ost-westliche Strecke des Hoang-ho-Laufes 69 bis 82 km, je nach der hisherigen Einzeichnung, weiter nach Süden zu verlegen ist und dann mit fast genau ost-westlichem Verlaufe einzuzeichnen sein wird. Die geographische Länge wird sich erst nach Konstruktion der Routenaufnahme bestimmen lassen.

Außer diesen Beobachtungen über den Hoang-ho-Oberlauf bot die Lage des Lagerplatzes die Möglichkeit, über die höchsten Teile der unter dem Namen Sarü-Dangerö an das Hoang-ho-Knie herantretenden östlichen Verlängerung des Amnematschin-Gebirges Beobachtungen anzustellen. Was Futterer über die in der heißen Sommerzeit des Juli und August konstatierte Abwesenheit ewigen Schnees auf diesem Sarü-Dangerö sagt, stimmt mit Prschewalskijs Ansicht von der aus der zur Zeit dortiger Schneeschmelze im Juni ziemlich geringen Wasserführung des Hoang-ho geschlossenen Abwesenheit größerer ewiger Schneemassen in den Gebirgen am oberen Hoang-ho überein. Da die Höhe der Berggipfel des Sarü-Dangerö vom Lager aus zu 4670 m und 4786 m im Maximum bestimmt wurden und nach Prschewalskijs Erfahrungen im weiter nördlich gelegenen Dschachargebirge bei Qnetas die Schneelinie erst in 4650 m (!) Höhe anzunehmen ist, würden in der That nur die allerhöchsten Gipfel des Sarü-Dangerö in die Regionen ewigen Schnees hineinragen. Daß der Sarü-Dangerö die richtungsgleiche unmittelbare Fortsetzung des weiter westlich durch Roborowskijs kühnen Zug im Jahre 1895 näher bekannt gewordenen Amne-matschin-Gebirges darstellt, dürfte außer Frage stehen.

Über die geologische Zusammensetzung des Sarü-Dangerö schloß Futterer aus den Konturen seiner Kammlinie und deren Formähnlichkeit mit dem Monte Rosa- und Matterhorngebiet der Alpen auf Aufbau aus krystallinen Schiefern in Verbindung mit großen Granitmassiven. Diese Annahme schienen die Geröllfunde im Hoang-ho-Bett zu bestätigen, auf welch' letztere man sich beschränken mußte, da ein Durchschwimmen des an dieser Stelle sehr reißenden Flusses und eine direkte Untersuchung am jenseitigen Ufer unmöglich war.

III. Die Tangnten.

Die dritte Gruppe von Beobachtungen der Futterer-Holdererschen Expedition, deren an dieser Stelle ausführlicher Erwähnung gethan werden soll, bezieht sich auf das Leben und Treiben des vornehmlichsten Bevölkerungselementes im nordöstlichen Tibet, der Tangnten. Das Beste, was wir bisher über diesen von Mongolen wie europäischen Reisenden wegen seiner hinterlistigen Räubereien gefürchteten tibetanischen Volksstamm erfahren haben, verdanken wir in erster Linie dem russischen Reisenden Potanin (1885), sodann Rockhill, Prschewalskij und Sven Hedin. Futterer bringt manches zur Ergänzung der Anfzeichnungen dieser Forscher, wenngleich es ihm bei der Schwierigkeit sprachlicher Verständigung und der oft feindselig-mißtrauischen Haltung der Tanguten nicht gelang, die anthropologischen Messungen und sorgfältigen kunstgerechten photographischen Aufnahmen hier fortzusetzen, welche wir ihm vom Beginne seiner Reise aus dem Ferghana- und Tarimbecken verdanken.

Die Bevölkerung im ganzen nordöstlichen Tibet

Digitized by Google

zwischen Kuku-nor und dem oberen Hoang-ho, sowie darüber hinaus bis zum Thaothal besteht vorwiegend aus Kara-Tangnten (d. h. = schwarze Tangnten, nach der Farbe ihrer Zelte), einem nomadisierenden tibetanischen Volksstamme von kräftigem, mittelgrosem Körperbau, mit dunkler Hautfarbe, gerader, etwas stumpfer Nase, vorstehenden Backenknochen und wenig schräg gerichteten Augen, mit schwarzen Haupt- und Barthaar und grosen aufgeworfenen Lippen.

Tangnten ist ihr mongolischer Name. Die Chinesen nennen sie Fan-tzŏ (= Barbaren) und sie selbst nennen sich Amdo (Amdo-ws).

Die Kleidung der Männer (Abb. 7) besteht aus einem mit den Haaren nach innen getragenen, bis zu den Knöcheln herabreichenden Rock aus Schafpelz, welcher beim Reiten in die Höhe genommen wird und durch den Gürtel festgehalten auf dem Rücken einen grosen Wulst bildet. Je nach dem Reichtum des Trägers sind der Kragen und die unteren Ränder dieses Leibrockes mit wertvollem Pelzwerk, besonders von Fauthern, die aus Süd-China heranfgebracht werden, verbrämt. Tuchkleider tragen fast nur die Lamas, d. h. die buddhistischen Mönche der zahlreichen tibetanischen Klöster, welche die Träger einer höheren Bildung sind, Religion und Unterricht in ihrer Hand haben und hierdurch wie durch ihre grose Zahl (nach Futterer soll auf jeden dritten männlichen Tanguten ein Lama kommen) den gröfsten Einfluls in gutem und schlechtem, letzteres vornehmlich in europäerfeindlichem Sinne auf die rohen Nomadenhorden ausüben.

Abb. 8. Tangutische Frauen in Luzaong im Baathale.

Die Füfse bekleidet der Tangnte mit selbstgefertigten oder chinesischen Pelz- und Lederstiefeln. Als Kopfbedeckung werden Filz- oder Pelzmützen von mannigfaltiger, vorwiegend trichterförmiger Form benutzt. Die Bewaffnung besteht in dem niemals fehlenden, kunstvoll versierten Handschwert und unbeholfenen, auf Gabeln aufzulegenden Vorderladern, deren Handhabung schwerfällig und deren Tragkraft höchst mangelhaft genannt werden mufs.

Die Weiber (Abb. 8) tragen ebenfalls weit herabreichende Röcke aus Schaffell, welche an der Brust offen sind und an den Hüften durch Gürtel zusammengehalten werden. Aufser Perlschnüren um den Arm und silbernen Gehängen in den Ohren haben sie durchweg die Sitte, einen merkwürdigen Rückenschmuck zu tragen, welcher je nach der Eigenart der Stämme und je nach dem Wohlstand der Trägerin in seinem Ausseben variiert. Diese Rückengehänge bestehen aus zwei oder drei breiten Streifen eines dunkel- bis karminroten Tuches, auf dem in mannigfaltiger Anordnung grose Silberbuckel oder auch Gehäuse von Meeresschnecken (Cypraea), welch letztere von der südostchinesischen Küste stammen müssen, bunte Steine u. s. w. aufgenäht sind. Das mittelste der Tragbänder dieses von den Hüften bis auf die Hacken herabhängenden Rückenschmuckes pflegt an den Haaren befestigt zu sein, welch letztere ihrerseits in zahlreiche dünne und sicher höchst mühsam herzustellende Zöpfe geflochten sind und nach allen Seiten berabhängen (vgl. Abb. 8).

Zum vollständigen Anzug gehört bei beiden Geschlechtern ein Amulett, das in den verschiedensten Formen um den Hals oder auf der Brust getragen wird. Das einfachste dieser Amulette besteht aus einem Papierröllchen, auf dem Beschwörungsformeln oder Gebete geschrieben sind, und welches in Tuch-, Leder- oder Metallbülsen aufbewahrt wird. Ebenso allgemein verbreitet sind bei Laien wie Mönchen die Rosenkränze (vgl. auf Abb. 8 die Frau des Häuptlings), deren Verwendung beim Gebet durchaus dem gleichen Brauch in unseren katholischen Ländern entspricht.

Die Tanguten Nordosttibets sind, mit Ausnahme der sefshaft gewordenen Stämme auf der Grenze nach China, echte Nomaden, deren Hauptreichtum Schafe, Jaks und Pferde sind, und deren Wohnstätten die leicht transportierbaren Zelte (vgl. Abb. 6) bilden, welche sie entweder in langen Reihen an den Bergabhängen und Eingängen zu geschützten Nebenthälern oder in kreisförmiger Anordnung auf ebenen Thalflächen aufstellen. Je nach der Jahreszeit und den Futterverhältnissen wechseln sie ihre Aufenthaltsplätze, und Futterer giebt eine anschauliche Schilderung von einer solchen tangutischen Völkerwanderung im grosen Sche-tschefinfsthal. „In einzelnen Gruppen kommen sie aus den Thälern des Nordens über den Flufs gezogen. Soweit man die Thalfläche übersehen konnte, war alles schwarz von den wandernden Scharen und ihren Jakherden. Der Marsch geht rasch; die mit den zusammengelegten

Digitized by Google

Jurten beladenen Jaks, Pferde mit den in Lederballen und den in Kisten verpackten Wirtschaftsgeräten und Vorräten eilen vorbei; die Frauen, nach Männerart zu Pferde sitzend, sehen in ihren rothestreiften Pelsmänteln und weißen Pelsmützen, mit den messingglänzenden, wie Schärpen zur Seite des Pferdes herabhängenden Rückengehängen beinahe kokett aus. Die kleinen Kinder, welche noch nicht zu reiten verstehen, werden von Vater oder Mutter vorn in den Bausch des Pelzmantels gesteckt, größere vorn oder hinten auf das Pferd oder auf den Yak gesetzt. Die Bewohner einer ganzen weiten Landschaft befanden sich gleichzeitig in Bewegung, eine kleine Völkerwanderung von etwa 500 Menschen mit der wohl zehnfachen Anzahl von Haus- und Herdentieren."

Ihrem Charakter nach gelten die Karatangutee meist als räuberisch und werden ebenso sehr von den Pilgerkarawanen, welche den Weg von Si-ning-fu nach Lhasa machen, wie von den Forschungsreisenden gefürchtet. Prschewalskij, Sven Hedin, die Expedition Dutreuil du Rhins, Carey und auch schließlich Futterer und Holderer mußten sie von dieser üblen Seite kennen und fürchten lernen. Trotzdem machte Futterer die Erfahrung, daß man in ihrem Lande mit einheimischen Führern, welche von ihren Häuptlingen beauftragt sind, den Reisenden zu geleiten, ungehindert überallhin gelangen kann. Nur muß man es verstehen, sich die Gunst der einflußreichen Stammeshäupter durch passende Geschenke zu erwerben. Wo dies mißlingt, wo sich der Tangute in der Übermacht glaubt oder keine Ahndung fürchtet, ist er der zu Gewaltthaten und Diebstahl aufgelegte Räuber, der von dem anständigen Chinesen bis in den Tod gehaßte, aber auch sinnlos gefürchtete Herr des tibetischen Hochlandes.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Eine Expedition, an deren Spitze die Zoologen Annandale und Robinson aus Liverpool stehen, ist nach dem siamesischen Teile der malaiischen Halbinsel aufgebrochen. Die Expedition soll sich ein volles Jahr in Jalor an der Ostküste niederlassen und namentlich die Umgegend von Patani und Biserat erforschen. Die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaften sollen dabei Berücksichtigung finden, namentlich will man auch der Urbevölkerung, den sogen. prämalaiischen Stämmen (Negritos) Aufmerksamkeit schenken. Auch die tief in den Boden gehenden großen Kalksteinhöhlen wird man untersuchen. Da in Jalor die siamesischen und malaiischen Stämme zusammenstoßen, so ist der Platz für ethnographische Forschungen günstig gelegen (Nature, 7. März 1901).

— G. M. Dawson †. Am 2. März d. Js. starb in Ottawa in Kanada der hervorragende und äußerst thätige Geologe und Naturforscher Prof. Dr. George Mercer Dawson, erst 51 Jahre alt. Die geologische Erforschung der kanadischen Nordwest-Provinzen und Britisch-Kolumbiens ist vornehmlich sein Werk. Geboren am 1. August 1849 zu Pieton in Neu-Schottland als Sohn des berühmten Geologen Sir John William Dawson, machte er unter seines Vaters Leitung zunächst seine Studien auf dem McGill College zu Montreal und ging dann zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung drei Jahre nach London auf die Königl. Bergschule. Hier gewann er als ein hervorragender Student den Edward Forbes-Preis für paläontologische Leistungen und die Murchison-Medaille für geologische. Nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde Dawson alsbald Mitglied in der Oberleitung der geologischen Landesaufnahme von Britisch-Columbia; zugleich wurde er noch der Kommission für die Landesgrenz-regulierung zugeteilt. Durch diese Ämter war Dawson die Richtung seiner Arbeiten vorgezeichnet; er beschäftigte sich mit geodätischen, vorwiegend aber mit geologischen und geographisch-physikalischen Forschungen zur Kenntnis Columbiens. Nur einige Titel von seinen zahlreichen Schriften seien hier genannt: „On the superficial geology of British Columbia" (1878); „Descriptive sketch of the physical geography and geology of the dominion of Canada" (1884, mit Alfred R. C. Selwyn); „The Mineral Wealth of British Columbia" (1888); „Observations of the Bering Sea"; ein kurzer, aber gewandten klassischen Abriß der physikalischen Geographie und Geologie von Kanada (48 S.) erschien 1897. Vom Jahre 1875 an gehörte Dawson dem Geological Survey of Canada an, 1883 wurde er Mitdirektor, und seit 1895 war er Direktor desselben. Viele Auszeichnungen wurden dem fleißigen Gelehrten zu Teil: 1890 erhielt er die goldene Medaille der London Geological Society, 1893 wurde er Präsident der Royal Society of Canada und 1897 wurde ihm von der Royal Geographical Society in London die goldene Medaille für seine Arbeiten zuerkannt. W. W.

— Vorkommen des Waldbüffels. In Fort Chipewyan, Fort Smith und Fort Resolution hat der Inspektor der Indianerreservationen, J. A. Macrae, von den Indianern Nachrichten über das Vorkommen des Waldbüffels gesammelt. Die Indianer wußten von drei Herden zu berichten, von denen die eine zwischen dem Salt River und Peace Point am Peace River sich aufhielt, die zweite zwischen dem Salt River und dem Großen Sklavensee und die dritte östlich und westlich vom Salt River. Ihre Kopfzahl glaubt Macrae zwischen 500 und 575 schätzen zu müssen. Auch wurde ihm berichtet, daß diese Menge durch Zunahme um mehrere Hundert erreicht sei. Der Pelz des Waldbüffels ist in Anpassung an die klimatischen Bedingungen länger und dicker, als der der Büffel der Prairie war, er hat die Dicke und Straffheit, die das Kleid des Moschusochsen kennzeichnet. („Science" XIII, p. 233.)

— Hauptmann v. Beringes Reisen in Mpororo und im Vulkangebiet. Die von Prof. Dr. Freiherrn v. Danckelman auf S. 149 des laufenden Globusbandes angekündigte Karte über die Reisen v. Beringes in Mpororo und im Vulkangebiet ist jetzt in den „Mitteil. aus den deutsch. Schutzgeb." erschienen. Sie stellt, im Maßstab von 1:600000 entworfen, die von v. Beringe in Südmpororo und im centralafrikanischen Graben entdeckten Seen dar und giebt zum erstenmal eine gute Darstellung des Grabenstückes zwischen dem Kivu- und Albert Edward Nyanza mit den Vulkanen, über das bis dahin nur die mit ihren europäischen Bergnamen verwirrende Karte Gregorys („Geogr. Journ.", August 1900) und die topographisch nur dürftige Skizze Fergussons (ebenda, Januar 1901) vorlagen. Die letztere ist freilich von um so größerem Wert infolge der ihr zu Grunde liegenden offenbar sehr zuverlässigen astronomischen Ortsbestimmungen, namentlich der Längen, und man hätte nach ihnen die Beringesche Karte gewiß orientiert, wenn sie zur Zeit ihrer Konstruktion schon vorgelegen hätte. So erscheint die Karte v. Beringes ohne Gradnetz. v. Beringe zog September und Oktober 1899 vom Kagerasnie zum Nordende des Kivu, von da nordwärts zum Albert Edward Nyanza, und auf seinem östlicheren Wege wieder zurück nach Süden; eine zweite Reise führte dann Juni 1900 den Offizier vom Kivu nach dem Kagerasnie zurück. Von seinen Ergebnissen ist zunächst bemerkenswert, daß der sonst ziemlich scharf ausgeprägte Grabenrand in der Breite der Vulkane nach Osten gänzlich verwischt ist und daß dies Vulkanmassiv unmittelbar in das Hochland von Mpororo übergeht. Daher kommt es, daß die erwähnten Seen, obwohl sie eigentlich auf der Grabensohle liegen, nicht, wie man erwarten sollte, zum Kivu oder Albert Edward Nyanza, sondern nach dem Kagera, außerhalb des Grabens entwässern. Die Seen sind vulkanischer Bildung und gruppieren sich, abgesehen von dem westlichsten, dem 90 bis 60 qkm großen Ngosi, alle um die Ostseite der Vulkanplatte. Sie führen übrigens alle den Namen „Ngosi" und außerdem noch einen Zunamen ihr Ursprung ist vulkanisch. Für acht von den Vulkanen stellte v. Beringe die einheimischen Namen fest; die meisten führen den Namen Kirunga mit noch einer Nebenbezeichnung. Der neu erschlossene Teil von Mpororo und auch der Graben ist bis auf die dem Albert Edward Nyanza benachbarten Land-

Digitized by Google

schaften gut bevölkert; die Einwohnerzahl von Deutsch-Mpororo schätzt v. Beringe auf $^1/_2$ Million. — Die Karte v. Beringes ist um so willkommener, als man nach der Mitteilung v. Danckelmans für die nächsten Jahre auf die Veröffentlichung weiterer deutscher Aufnahmen aus dem interessanten Grenzgebiet nicht wird rechnen können; im übrigen standen für den Kivu und das Russisthal die erwähnten englischen Darstellungen vor, so daß man sich wenigstens zur Not orientieren kann. H. Sr.

— Oberst Johann Frederik Wilhelm Haffner, bis 1896 Präsident der Norwegischen Geographischen Gesellschaft, starb am 17. Februar d. Js. zu Christiania im Alter von 65 Jahren. Seit 1864 gehörte der Verstorbene dem topographischen Stabe der norwegischen Armee an, und 1886 wurde er Direktor des Ordance Survey Department; unter seiner Leitung machte das norwegische Kartenwesen schnelle und gute Fortschritte. Lange Zeit war Haffner Präsident der Norwegischen Geographischen Gesellschaft und vertrat dieselbe auch 1895 auf dem Londoner Internat. Geographen-Kongreß. W. W.

— Die Zahl der Weißen im Kongostaat betrug nach einer Zusammenstellung im „Mouv. géogr." am 1. Januar d. Js. 1959. Unter diesen stehen die Belgier mit 1187 naturgemäß an der Spitze. Ihnen folgen die Italiener mit 176, die Engländer mit 99, die Holländer mit 95 und die Schweden mit 81 Vertretern. Die Deutschen mit 49 Köpfen stehen erst an achter Stelle. Auch zwei Damen und einem Serben beherbergt der Kongostaat. Auf die einzelnen Distrikte verteilt sich die Zahl sehr ungleichmäßig. Während im Distrikt Boma 351 und im Distrikt Stanley Pool 308 Weiße ansässig sind, leben im Distrikt Aruwimi 51, im Distrikt Lac Léopold II 24 und im Ubangidistrikt nur 16 Weiße.

— Der Opal als Unglückssteiu. In der „Times" vom 13. März 1901 stellt folgendes zu Tage: „Mit Bezug auf den Artikel über den kalamitösen Opal und dessen Übergabe an den König ist es möglich, daß viele glauben, er würde vom König nicht angenommen werden, da man wähnt, daß der Stein dem Eigentümer denselben Unglück bringe. Es ist doch merkwürdig, daß im erleuchteten 20. Jahrhundert noch Menschen leben, die da glauben, mit diesem lieblichen Steine sei das Unglück verknüpft. Dafür soll Sir Walter Scott nicht sondern verantwortlich sein, wie die Leser seiner „Anna von Geierstein" wissen. Doch trotzdem war er ein Lieblingsstein der Königin Viktoria, und die thörichte Vorstellung, er sei Unglücksbringer, muß unwiegerlich auch den Weg alles Aberglaubens gehen."

— Neue Reisen in das Quellgebiet des Schingu. Wie die „Monatsschrift des Deutsch-Brasilischen Vereins" mitteilt, hat Dr. jur. Max Schmidt im Oktober v. Js. eine Forschungsreise im Quellgebiet des Schingu angetreten, um vornehmlich völkerkundlichen Forschungen diesen soll. Die Reise soll von Cuyaba zu den zahmen Bakairi und dann den Kulisehu hinunter zu den wilden Suyanadianern gehen. Unter diesen will Dr. Schmidt von März d. Js. ab mehrere Monate verweilen und u. a. auch die Folk-lore, das Wirschaftsleben und die Rechtsverhältnisse studieren.

— Die Zugehörigkeit des Flusses Uom (Congo Français). Die großen Probleme der Afrikaforschung sind längst gelöst und stehen außerhalb der Diskussion; um so öfter aber erörtert man heute die Fragen sekundärer Art, an denen es ja für den ebenals „dunkeln Welteil" keineswegs fehlt. Hierzu gehört auch die Frage nach dem Verbleib des Flusses Uom oder Uam, den Lionel Ecole 1894 östlich von oberen Sangha, etwa unter 6° südl. Br. entdeckt hatte. Von Zeit zu Zeit ist auch im „Globus" davon die Rede gewesen, zuletzt Bd. 73, S. 315 und Bd. 77, S. 200 zum Anlaß der Forschungen Ferdrizets. Clozel selbst und Ferdrizet, welch letzterer den geheimnisvollen Strom am weitesten abwärts verfolgt hatte, waren der Meinung, daß der Uom zum Schari fließe, d. h. in dessen linken, unter 9° 30' mündenden Nebenfluß Bahr-Sara übergehe, der von Maistre aufgefunden worden war. Dagegen verfocht der belgische Geograph Wauters aus guten Gründen die Anschauung, daß der Uom sich nicht nach Norden zum Schari, sondern nach Südosten zum Ubangi wende und in diesen als Ombella und Mpoko einmünde. Diese Anschauung konnte als durchaus plausibel gelten. Jetzt erfährt man nun von zwei Reisen, die ergeben haben, daß der Uom nicht zum Ubangi gehören kann. Rebeil und Bernard gingen im Mai 1900 vom Posten Gribingi (Fort Crampel) nach Westen und stießen etwa unter 18° 12' östl. L. auf einen Us genannten Fluß, der eine nordöstliche Richtung hatte, und den sie abwärts bis 18° 30' aufwärts bis 17° 30' östl. L. (Ort Bongoi) verfolgten. Damit war zwar die Identität von Uom und Us noch nicht festgestellt, das ist aber auf einer zweiten Reise Bernards im Oktober 1900 geschehen; Bernard hat das Stromstück zwischen Bongoi und dem fernsten Punkte Ferdrizets (Gankura) aufgenommen. — Es entsteht nun die zweite Frage, in welchen Nebenfluß des Schari der Uom übergeht. Bernard selbst schreibt (Bull. du Com. de l'Afr. Franç., Febr. 1901), er habe den Uom „auf sichere Art" als den Bahr-Sara identifizieren können. Diese Wendung läßt vermuten, daß die Identifizierung doch weit nicht in der Weise erfolgt ist, daß die Expedition den Uom oder Us bis zur Übergangsstelle Maistres über den Bahr-Sara wirklich verfolgt hat. Wauters hat sich (Mouv. géogr. vom 24. Febr.) von neuem dieser ganzen Frage bemächtigt und verweist auf die Unwahrscheinlichkeit, daß der Uom, kurz bevor er auf geradem Wege den Schari erreichen könnte, seinen Lauf aus der Nordostrichtung in die Nordwestrichtung ändern sollte, um erst 250 km weiter nördlich seine Vereinigung mit dem Schari zu vollziehen; es sei viel wahrscheinlicher, daß der Uom oder Us als Yaïnudi schon unter 7° 50' in den Schari mündete. Diese Hypothese scheint uns viel für sich zu haben. Wie dem aber auch sei: falsch ist sicherlich die weitere Behauptung Bernards, der Bahr-Sara und der mit ihm angeblich identische Uom wäre der Hauptarm des Schari, also der Schari selbst; denn die Reisen Gentils und Prins haben mit Sicherheit die alte Annahme bestätigt, daß die Hauptquellen des Schari im Südosten seines Stromsystems liegen.

— Die Neumessung des Meridians von Quito, über deren Vorbereitung auf S. 184 des 78. Bandes berichtet wurde, hat inzwischen begonnen, nachdem von der französischen Kammer die nötigen 500 000 frs. bewilligt worden sind. Die Aufsicht über das Werk, das vier Jahre beanspruchen soll, führt die Pariser Akademie der Wissenschaften, die Ausführung übernimmt der französische Generalstab. Die Kapitäne Maurain (der auch an der vorbereitenden Expedition teilgenommen) und Lallemand verließen im Dezember v. Js. Frankreich, um die Arbeiten einzuleiten, und haben damit bereits begonnen; in diesem April sollte der Rest des wissenschaftlichen Stabes folgen. Dieser umfaßt außer den genannten beiden Offizieren den Kommandanten Bourgeois, den Kapitän Lacombe und den Leutenant Perrier; ferner stehen ein Arzt und 16 Unteroffiziere und Soldaten zur Verfügung. Im Juni d. Js. soll mit den eigentlichen Messungen, die über sechs Breitengrade gehen, angefangen werden.

— Eine Karte von Ost-Usambara nach den Aufnahmen des Landmessers Böhler bringt das erste diesjährige Heft der „Mitteil. a. d. deutsch. Schutzgeb.". Die Karte umfaßt ein Areal von 800 qkm, ist im großen Maßstabe von 1 : 50 000 gezeichnet und enthält zum Zweck des praktischen Gebrauches die deutsch genannten Angaben. Unterschieden sind fahrbare Hauptstraßen, Reitwege und Negerpfade, ferner die Verbreitung des Urwaldes, der Weiden, Grassteppen, Kaffeeplantagen und Eingeborenenfelder, sowie auch die Eigentumsgrenzen. Beigegeben ist eine ausführliche Denkschrift, die auch einen kurzen Landeskunde umfaßt und die wirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigt.

— Der Musikbogen bei den Maidu-Indianern. Zur Frage, ob der Musikbogen sich in Amerika unabhängig von afrikanischen Einflüssen entwickelt hat, giebt K. B. Dixon in „Science" (XIII, S. 274) einen Beitrag. Er beschreibt einen Bogen, der bei den Maidu-Indianern in Nordkalifornien im Gebrauch ist. Der Bogen besteht aus Cedernholz und ist 2,5 Fuß lang; früher war er mit einer feinen Darmsaite bespannt, heute mit einer Drahtsaite. Man faßt den Bogen in der Mitte mit der linken Hand und hält ihn horizontal nach links; das rechte Ende wird in den Mund gesteckt, und die rechte Hand streicht die Saite sanft, aber sehr schnell mit einer dünnen Rute. Indem der Spieler die Größe des Resonanzbodens, d. h. den Mund, mit der Zunge und durch Öffnen und Schließen ändert, bringt er Töne wie die einer Maultrommel hervor. Die Töne sind jedoch sehr schwach und nur auf kurze Entfernung hörbar. — Der Bogen heißt „Kawotóe panda", sein Gebrauch beschränkt sich auf die Medizinmänner oder Schamanen, während andere Leute ihn selten sehen und niemals berühren dürfen. Daraus nun, daß dieser Bogen für heilig gehalten wird, daß ihn die Medizinmänner nur unter Anrufen der Geister (Kukui) und unter gewissen Cereuonien handhaben, wie unter Bestreichen mit Menschenblut, zieht Dixon den Schluß, daß das Instrument dort einheimisch ist. Die geringe Berührung dieser Indianer

Digitized by Google

mit den Negern und die Bedeutung des Instruments im religiösen Leben des Volkes, hier sowohl wie sonst in Amerika, scheine gegen die Ansicht zu sprechen, daſs der Musikbogen dort das Ergebnis einer „Ankultur" ist.

— Schon früher (s. „Globus", Bd. 77, S. 342) hatten wir Gelegenheit, auf die Murrayschen Untersuchungen an den schottischen Süſswasseseen aufmerksam zu machen, die eine Anzahl Seen des Forthgebietes zum Gegenstand haben. Im Märzheft des „Geographical Journal" behandelt er jetzt den Rest der Seen des genannten Gebietes, den Loch Chon, Lochan Dubh, Loch Ard, Lake of Menteith und Loch Leven. Die Untersuchungen an ihnen wurden auf gleiche Weise und mit denselben Instrumenten ausgeführt wie bei den früher behandelten Seen, und auch die Darstellung der Ergebnisse auf den beigefügten Karten und im Text unterscheidet sich in nichts Wesentlichem von der früheren. So finden sich zuerst einige Bemerkungen über die Karten und die paar Bilder im Text (Scenerie der Umgebung der Seen), dann für jeden Bee besondere Erörterungen über Bodenform und morphometrische Daten, die in der unten stehenden, in metrisches Maſs umgerechneten Tabelle wiedergegeben sind. Die Ablagerungen in den Seen sind die gleichen wie bei den früher beschriebenen, auch die mitgeteilten Temperaturreihen bieten nichts besonderes Neues. Nach den Beobachtungen von Mr. Scott werden die Plankton- und sonstigen Organismen, nach den noch unveröffentlichten geologischen Aufnahmen von Peach und Horne die Geologie der Gegend um Loch Chon und Ard besprochen, die darin beide als echte Felsbecken glacialer Entstehung erklärt werden, von denen das erste quer, das zweite parallel zum Schichtstreichen eingeschnitten ist. Gerade so wie die Lochs des Forthgebietes, beabsichtigt Murray die des Taygebietes zu untersuchen und in dem Maſse, wie die Untersuchung vorschreitet, die Ergebnisse zu veröffentlichen. Als erste Serie erscheint hier eine Beschreibung der Loch Ericht und Garry, genau nach dem Muster derjenigen des Forthgebietes. Die Karten derselben bilden zum Teil auf älteren Lotungen des Grant-Wilsons, die durch reichliche Zusatzlotungen ergänzt wurden. Geologische Notizen konnten bei diesen beiden Seen nicht beigefügt werden, da das Gebiet noch nicht systematisch aufgenommen ist, sie wurden deshalb für später zurückgestellt und sollen bei der Beschreibung des Restes der Seen des Taygebietes beigefügt werden. Die morphometrischen finden sich in obenstehende Tabelle in metrischen Maſs wiedergegeben. Aus den Mittellungen heben wir noch hervor, daſs in Loch Ericht Ablagerungen in Schichten von verschiedener Farbe gefunden wurden, sowie ein schönes Beispiel dafür, wie durch den während der sechs Untersuchungstage anhaltenden Südostwind das warme Oberflächenwasser des Loch Ericht gegen das Nordende des Sees getrieben und dadurch am Südende das kalte Tiefenwasser zum Aufsteigen gebracht wurde, was in der Originalarbeit auf einer farbigen Tafel graphisch dargestellt ist.

Name	Höhe ü. M. m	Zahl der Lotungen	Länge km	Breite km max.	Breite km mittl.	Tiefe m max.	Tiefe m mittl.	Inhalt Million. cbm ca.	Größe qkm See-oberfläche	Einzugsgebiet
a) Forthgebiet										
Chon . . .	90	157	3,1	0,6	0,4	22,9	8,8	19,9	1,46	21,11
Dubh . . .	87	25	0,4	0,2	0,17	12,8	9,3	0,02	0,06	1,09
Ard . . .	32	308	4,3	2,0	0,7	32,5	13,3	42,6	3,20	33,18
Menteith .	17	375	3,0	1,8	1,1	23,5	5,9	20,8	3,47	21,59
Leven . . .	106	558	6,7	4,8	2,6	25,3	4,5	81,3	16,02	178,13
b) Taygebiet										
Ericht . . .	352	488	26,8	1,8	0,9	155,7	57,6	1408,4	24,51	171,33
Garry . . .	402	141	4,6	0,6	0,4	34,5	15,2	31,3	2,28	75,96

— Die Nordgrenze der englischen Goldküstenkolonie ist im Laufe des vorigen Jahres durch eine englisch-französische Kommission festgelegt worden, an deren Spitze die Hauptleute Watterston und Peltier standen. Beide Kommissionen vereinigten sich Ende Februar in dem französischen Posten Leo (etwa 2° östl. L., 11° nördl. Br.) und vermaſsen dann gemeinschaftlich die dort dem 11. Grade nördl. Br. folgende Grenze 450 km weit unter Fixierung der Positionen der wichtigsten Orte; nur die Umgrenzung des östlichen Striches, der an Deutsch-Togo anstoſsenden Gegend von Sapeliga, ist noch streitig. Franzosen und Engländer besitzen jetzt im Grenzgebiet je zwei Posten, die ersteren Leo und Teokrodogo, die letzteren Tumu und Gambaga. Das Land ist größtenteils dicht bevölkert, und die Eingeborenen besitzen zahlreiche Kinderherden. Zu Feindseligkeiten kam es nur mit dem kräftigen, zu beiden Seiten der Grenze wohnenden Stamme der Fra-Fra, die sich vergifteter Pfeile bedienten. Die Ortschaften an der Togogrenze fand man verlassen.

— Die Dampferflottille auf dem Kongo oberhalb Stanley Pool und seinen Nebenflüssen umfaſste mit Ablauf vorigen Jahres 99 Fahrzeuge, und zwar 35 französische, 8 kongostaatliche, 17 belgische, 10 holländische, 2 schwedische, 2 deutsche und 1 amerikanisches. Die beiden deutschen Dampfer („Ngoko" und „Sangha" mit 10 bezw. 7 Tonnen) gehören der Gesellschaft Südkamerun, die englischen und amerikanischen einigen Missionsgesellschaften, und aufserdem giebt es noch drei andere Missionsdampfer, während die übrigen im Besitze des Kongostaates oder französischer, belgischer und holländischer Handelsgesellschaften sich befinden. Die an Raumgehalt gröſsten Dampfer gehören dem Kongostaat, darunter zwei von je 250 Tonnen und drei von 150 Tonnen, während fast alle übrigen unter 25 Tonnen messen. Erst die Herstellung der Kongobahn hat das Heraufschaffen jener groſsen Fahrzeuge ermöglicht; denn vorher muſsten die einzelnen Teile durch Träger über die Fälle zum Pool befördert werden. Die zur Eröffnung der Bahn hatte die Kongoflottille einen um die Hälfte geringeren Bestand als heute, $^2/_3$ Jahre später.

— Juliens Aufnahmen am mittleren Uhangi. Kapitän Julien war Anfang 1899 Marchand nachgesandt und kehrte, nach bevor er das Bahr el Ghazal erreicht hatte, um, nachdem seine Aufgabe infolge der Räumung Faschodas hinfällig geworden war. Er nahm im März und April 1899 von Uango am Mbomu (unterhalb Bangasso) seinen Rückweg nach nördlichen Ufer des Uhangi entlang. Eine im Februarheft von „La Géographie" veröffentlichte Karte in 1:500000 enthält die Aufnahmeergebnisse der Mission: eine Neuaufnahme des unteren Mbomu und des Uhangi bis 5 km unterhalb Mobaye durch Leutnant Galland, die erwähnte, parallel dazu verlaufende Landroute und eine Aufnahme des Thales des Banghi, der unterhalb Mobaye von Norden her mündet, bis 5° 20′ nördl. Br. Ferner ist Juliens Route am Kota aufwärts von 1894 (Bull. Par. geogr. Ges. 1897) eingetragen. Gallands Aufnahme des Uhangi zeigt einige Abweichungen von der älteren Aufnahme Van Gèles.

— Die Bedeutung des Haselstrauches im altgermanischen Kultus und Zauberwesen hat Prof. K. Weinhold in einer schönen Abhandlung (Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde 1901, Heft 1) erörtert. Er ist schon im Jahre 851 bei den Nordmännern, in Deutschland Thonar genannt, nachweisbar, und die spätere Verwendung der Hasel als Opfergabe bei alten Kulthandlungen und in altgermanischen Gerichtsverhandlungen, wofür reiche Belege beigebracht werden, deuten alle auf die Stellung hin, die der Strauch einst in unserer Mythologie einnahm. Noch jetzt haftet viel an der Hasel im Volks- und Abergiauben, sie schützt vor bösen Einflüssen, vor Feuer, Wind, schlimmen Geistern, hat Verzauberungen, besitzt Heilkraft und bildet den Stoff zur Wünschelrute. Das sind die letzten Ausläufer, die das Volk noch dem heiligen Symbol des Gottes zuerkannt, nachdem es noch die heilige Kraft des göttlichen Werkzeuges zum Wohle der Menschen in verschiedener Art benutzend.

— Dr. Lauterbachs Karte des Ramuflusses auf Grund seiner Aufnahmen von September bis Dezember 1899 ist im ersten diesjährigen Hefte der „Mitt. a. d. deutsch. Schutzgeb." veröffentlicht worden. Der Raum- oder Ostmündung entsteht unter 144° 40′ östl. L., der fernste Punkt aufwärts liegt unter 145° 30′ östl. L. und 5° 45′ südl. Br. Das obere Stück des Flusses abwärts bis 4° 45′ südl. Br. hatte Dr. Lauterbach bereits 1896 erforscht (Karte 1898 in der Zeitschr. der Berl. Ges. f. Erdk.), während Tappenbeck den Unterlauf bis in die Nähe dieses Punktes hinaufgefahren war. Die vorliegende schöne Karte giebt nun in 1:200000 ein einheitliches Bild des Stromes nebst einigen Nebenflüssen, die ebenfalls kurze Strecken weit aufgenommen worden sind. Mit dem Dampfer konnte Dr. Lauterbach aufwärts bis 5° 6′ gelangen, wo die Neuguinea-Kompagnie eine Station angelegt hat; der Rest der Flufsfahrt wurde im Kanoe zurückgelegt. Der Wasserstand des Stromes ist offenbar starken Schwankungen unterworfen; denn Dr. Lauterbach sah Hochwassermarken, die sich 3 bis 4 m über dem Flufsspiegel befanden. Als Verkehrsweg ins Innere scheint der Flufs nicht ohne Bedeutung zu sein, auch oberhalb der erwähnten Station.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 13. **BRAUNSCHWEIG.** 4. April 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Zur anthropologischen Stellung der alten Ägypter.

Von F. v. Luschan.

In dem Bulletin de la mission française du Caire [1]) beschreibt Herr Naville eine 40 cm hohe Figur aus Basalt oder Porphyr. Er meint, sie sei die älteste ägyptische Statue, die wir überhaupt kennen. Jedenfalls macht sie einen sehr unbeholfenen und primitiven Eindruck und ist wirklich sehr alt — wenn sie echt ist und wirklich aus Ägypten stammt, was ich, ohne das Original zu kennen, allerdings nicht mit positiver Sicherheit behaupten möchte. Sie befindet sich in Privatbesitz und stammt nicht von einer wissenschaftlich geleiteten Grabung, sondern soll von Fellachen bei Negadeh ausgegraben worden sein.

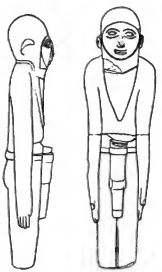


Abb. 1. Abb. 2.

Figur von Negadeh, nach Naville, etwa 1/3 n. Gr.

Herr Naville veröffentlicht drei Ansichten von ihr auf einer Lichtdrucktafel; nach dieser gebe ich hier zwei verkleinerte Federzeichnungen (Abb. 1 u. 2). Herr Naville legt Gewicht auf die „dolichocéphalie très prononcée“ dieser Figur. Man erkennt auf den ersten Blick, daß das durchaus irrtümlich ist. Der Kopf ist im Gegenteil ganz extrem ultra-brachycephal und würde einen Index von etwa 96 haben, soweit sich aus den Abbildungen entnehmen läßt, wenn sie auf einen genau gleichen Maßstab reduziert werden. Es ist aber von vornherein klar, daß bei einem so rohen Bildwerke auf Kopfmaße nicht viel Gewicht gelegt werden darf.

Was an der Figur aber wirklich von Bedeutung scheint, ist die Schambekleidung. Herr Naville meint, es handelt sich um eine Art steifes Etui aus Metall, Holz oder dickem Leder. Aus den Abbildungen geht aber hervor, daß es sich doch wohl nur um eine Art Tasche aus ganz weichem und nachgiebigem Material, etwa aus Wolle oder weichem Leder handelt, denn das leere untere Ende ist ganz schlaff und dünn, so dünn, daß es in der Seitenansicht gar nicht zum Vorschein kommt und, wie es scheint, auch von Herrn Naville ganz übersehen wurde.

Abb. 4.

Abb. 3 u. 4. Penistaschen der Moba im nördl. Togo. 1/3 n. Gr.

Abb. 3.

Ähnliche Taschen nun giebt es heute noch im westlichen Sudan, besonders bei den Moba im nördlichen Togo, wo sie ganz allgemein von allen Männern getragen werden und zwar, wie es sich eben trifft, entweder aus sehr feinem weichen Leder oder aus Baumwollzeug. Ich gebe hier Abbildungen der beiden extremsten Formen unter den vielen Stücken der Berliner Sammlung (Abb. 3 u. 4). Bei allen diesen wechselt immer nur die Länge des Behanges, das Wesentliche bleibt stets eine an einer Schnur befestigte Tasche zur Aufnahme des Penis. Genau eine ebensolche haben wir aber auch bei der Figur von Negadeh zu erkennen, und können uns also der Anschauung nicht verschließen, daß sich im nördlichen Afrika eine solche sonst ungewöhn-

[1]) Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes etc. etc. Vol. XXII, 1900, p. 65 ff.

Digitized by Google

liche und an sich bizarre Tracht durch mehr als sechs Jahrtausende unverändert erhalten hat.

Die Taschen der Moba sind uns erst seit den allerletzten Jahren bekannt, und Herr Naville konnte über-

a *b* *c* *d* *e*

Abb. 5. *nutschi*, *a* und *b* aus Holz, *c* aus der Frucht von Raphia vinifera, *d* aus einem Kürbis, *e* aus Flechtwerk. *c* von den Magwangwara, die anderen vier von echten Sulu. Die Originale im Berliner Mus. f. Völkerk. — Als Maßstab ein Fünfpfennigstück.

haupt nicht leicht Kenntnis von ihnen haben, da sie, soviel ich weiß, bisher noch nirgends veröffentlicht sind. Es lag für ihn deshalb nahe, bei seiner Figur von Negadeh an die bekannten, „nutschi" genannten Kapseln der Kaffern zu denken. Das sind kleine fingerhut-

Abb. 6. Geflochtene *nutschi* von den Mafiti und den Magwangwara, Deutsch Ostafrika. — Originale im Berl. Mus. f. Völkerk.

Abb. 7. *nutschi* aus Puppengehäusen einer Cycade, Magwangwara, Deutsch Ostafrika. — Originale im Berliner Mus. f. Völkerk.

artige Gebilde, welche gerade nur die glans bedecken. Der Durchmesser ihrer Öffnung ist so klein, daß die Kapsel im sulcus hinter der Eichel festliegt und nicht von selbst herabgleitet. Diese Kapseln sind in der Regel aus Holz, sie werden aber auch aus Kürbisschalen, aus Flechtwerk, aus der Frucht von Raphia vinifera, ja sogar aus der Puppe einer Cycadenart hergestellt, wie aus den Abbildungen 5, 6 und 7 zu ersehen ist.

Manche Sulu haben auch „nutschi" aus Leder. Diese sehen dann ungefähr wie ein Handschuhfinger aus, haben nach oben keine Einschnürung und halten daher nicht hinter dem sulcus fest, sondern nur durch Adhäsion, genau so wie ein Handschuhfinger, den man über den Finger stülpt. Diese ledernen „nutschi" haben am freien Ende häufig eine Schnur hängen, die oft mit Perlen verziert ist, und bis über das Knie und bei eitlen Burschen manchmal bis an die Knöchel reichen kann. In ähnlicher Weise sehen wir auch die Penistasche der Moba manchmal mit einer lang herabhängenden Schnur geschmückt, aber da und dort ist dies offenbar nur sekundäre Mode.

Das eigentliche südafrikanische „nutschi" ist glatt, klein, meistens nicht größer als ein ganz kleines, halbes Hühnerei und in der Regel aus irgend einem harten Material. Die typischen Formen sind hier nach Originalen der Berliner Sammlung abgebildet.

Geographisch ist die Verbreitung des „nutschi" in Afrika heute zunächst auf einige echte Kaffernstämme im äußersten Süden des Kontinents beschränkt. Wir finden es aber auch bei manchen Kaffernstämmen, die jetzt auf der Wanderung nach Norden begriffen sind, so manchmal bei den Wahehe und ab und zu auch bei einigen Wangoni. Außerdem aber finden wir es auch zerstreut hier und da in Westafrika bis hinauf fast in die Gegend von Kamerun. Ob es früher einmal allen Bantuvölkern gemeinsam war, oder ob es im Westen oder Süden unabhängig erfunden worden ist, vermag niemand mehr zu entscheiden. Eine Untersuchung darüber würde ich persönlich aber als eine philosophische Spekulation denn als eine ethnographische Arbeit be-

Digitized by Google

trachten. Immerhin würde man dabei im Auge behalten müssen, dafs genau dieselbe Sitte, die glans mit einer Kapsel zu schmücken oder zu verhüllen, auch auf Neu-Guinea vorkommt (vergl. Abb. 8), auf der Tami-Gruppe wie man anderen Erschlagenen, um sie zu zählen und anszuweisen, etwa die Nasen oder die Hände abschnitt.

Die Abbildungen, die mir hierfür zugänglich sind, scheinen nicht ganz einwandfrei und die beiden, die ich

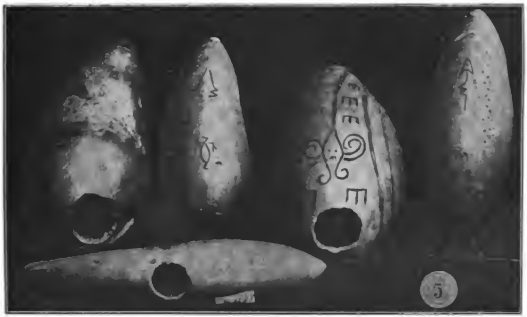


Abb. 8. *nutschi* aus kleinen Kürbisschalen, vom Angriffshafen, Deutsch Neu-Guinea.

(vergl. Abb. 9), auf St. Matthias (vergl. Abb. 10) und in Central-Brasilien.

Auch die Frage, ob die Taschen der Moba mit den echten „nutschi" der Kaffern in einem direkten Zusammenhange stehen, oder sich ganz unabhängig von jenen entwickelt haben, möchte ich persönlich lieber offen lassen. Wenn jemand behaupten wollte, dafs sie untereinander genetisch verwandt sind und auf einen ethnischen Zusammenhang hinweisen, so würde ich das für eine Behauptung halten, die weder ernsthaft bewiesen noch ernsthaft widerlegt werden kann.

Ähnliche Taschen finden wir in Ägypten auch im Neuen Reich. Die Tehenna werden unter Seti I. abgebildet wie die beiden nebenstehenden, die der Arbeit von Naville entlehnten Skizzen (Abb. 11 u. 12) zeigen, und wir wissen dasselbe auch von den Libyern, von denen wir an einer alten Stelle, wenn der Text von Navillo richtig gedeutet wird, lesen, dafs den im Kampf Getöteten der Penis samt seiner Hülle abgeschnitten wurde, so

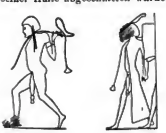


Abb. 11.

Abb. 12.

hier reproduziere, stehen in einem kaum versöhnlichen Gegensatz. Brugsch (Geogr. Inschr., II, S. 79) spricht da von einer „eigentümlichen von vorn herabhängenden Schleife". Betrachten wir die erste unserer Abbildungen, so könnte, wenn sie korrekt ist, diese „herabhängende Schleife" kaum anderes sein als ein allerdings viel zu grofs gerateuer Penis, auf dessen Eichel ein richtiges Kaffern-nutschi sitzt, welches, was nicht ohne

Abb. 9. *nutschi* aus Ovula Ovum-Schnecken, von der Tami-Gruppe. Zur Aufnahme der glans ist die Spindel der Schnecke herausgeschnitten.

Abb. 10. *nutschi* aus Ovula Ovum-Schnecken, in der Mitte von der Tami-Gruppe, rechts und links von der St. Matthias-Insel. — Als Mafsstab eine Krone = 10 Mark.

Digitized by Google

moderne Analogie ist, aufser seiner eigentlichen Rundung noch einen stumpfen, kegelförmigen Aufsatz trägt. Irgend eine Spur von einem Hüftgurt oder auch nur von einer dünnen Schnur, an welcher Brogsche „herabhängende Schleife" aufgehängt gewesen sein konnte, ist an dieser einen Figur, wenigstens in den mir zugänglichen Reproduktionen nicht nachweisbar. Trotzdem glaube ich, und die Betrachtung anderer Figuren desselben Kreises scheint das zu bestätigen, dafs bei dieser einen Figur die Hüftschnur nur durch ein Versehen des Künstlers weggeblieben ist. Wir würden also auch hier nicht an ein richtiges „antschi" denken dürfen, sondern sicher an eine Tasche in der Art, wie wir sie oben für die Moha kennen gelernt haben.

Diese Deutung möchte ich auch gegen eine Reihe von Darstellungen aufrecht erhalten, wie sie durch die zweite der hier stehenden Abbildungen vertreten ist. Der fragliche Gegenstand hängt bei allen diesen Abbildungen nicht von der Mittelebene des Körpers und von der Gegend über der Symphyse herab, sondern seitlich von der Hüfte. Aber es dürfte sich bei diesen Figuren nur um eine stilistische Unbeholfenheit handeln und also auch um eine wirkliche, echte Moha-Tasche.

Aber auch wenn man bei diesen Figuren eine andere Deutung für möglich halten sollte, so bleibt das Vorkommen einer wirklichen Moha-Tasche zur Zeit der XIX. Dynastie für die Tebennu und für libysche Völker durch eine grofse Anzahl anderer Abbildungen völlig gesichert.

Herr Naville hat sich zweifellos ein grofses Verdienst dadurch erworben, dafs er auf diese Darstellungen in solchem Zusammenhange hinweist. Aber er zieht aus denselben Schlufsfolgerungen, die wir nicht entschieden genug ablehnen können. Er meint nämlich aus ihnen auf den afrikanischen Charakter der Hauptmasse der altägyptischen Bevölkerung schliefsen zu können und knüpft daran die Hoffnung, gewisse noch vorhandene philologische Schwierigkeiten für das Altägyptische aus modernen afrikanischen und vielleicht sogar aus Bantu-Sprachen lösen zu können, anstatt durch den Vergleich mit dem Semitischen, mit dem es ja doch seinen Haken hätte. Ohne es direkt zu sagen, wendet er sich hier offenbar gegen die weitaus wichtigste und auch für die Anthropologie bedeutsamste Entdeckung der modernen ägyptischen Forschung, welche Adolf Erman kürzlich[2]) unter dem Titel „Die Flexion des ägyptischen Verbums" veröffentlicht hat, und gegen das 1899 erschienene Werk von Kurt Sethe[3]). Erman hat schon 1892[4]) eine Übersicht der Berührungen zwischen dem Altägyptischen und den semitischen Sprachen gegeben und schon damals konnte an dem nahen Zusammenhange beider nicht mehr gezweifelt werden. Jetzt haben wir durch das Werk von Sethe die Erkenntnis gewonnen, dafs auch das Ägyptische ursprünglich das so durchaus eigenartige semitische Gesetz der dreikonsonantigen Stämme gehabt hat. Erman ist daher vollkommen im Recht und man wird ihm für diese klare Aussprache niemals genug danken können, wenn er das Urägyptische geradezu als eine semitische Sprache bezeichnet, die nur durch besondere Schicksale ungewöhnlich stark zersetzt worden ist.

Die physische Anthropologie hatte den semitischen und durchaus unafrikanischen Charakter der alten Ägypter schon vorher erkannt, und ist durch die neuen sprachwissenschaftlichen Entdeckungen von Erman und Sethe daher nur erfreut und nicht überrascht worden, aber nm so mehr haben wir jetzt Grund, an der einmal erworbenen nnd so glücklich befestigten Position energisch festzuhalten. Navilles Arbeit hat die Tendenz, diese Position wieder zu erschüttern, und versucht, den afrikanischen Ursprung der alten Ägypter nnd ihren Zusammenhang mit Bantu-Völkern zu betonen, „plutôt que de vouloir d'emblée adapter à la langue égyptienne un cadre sémitique, auquel elle ne se plie que mal".

Dem gegenüber brauchen wir hier ja nur daran festzuhalten, dafs ein direkter Zusammenhang zwischen den fraglichen Taschen und den „antschi" der Kaffern nicht nachweisbar ist. Das Vorkommen der ersteren bei manchen nordafrikanischen Stämmen nnd bei solchen, die von Norden her beeinflufst sind, kann aber nan und niemals als Beweis für die afrikanische Herkunft der alten Ägypter herangezogen werden. Diese wäre auch dann nicht mit Sicherheit zu folgern, wenn wirklich einwandfrei nachgewiesen wäre, dafs auch die alten Ägypter selbst jemals das wirkliche „antschi" der Kaffern getragen hätten. Nach dem oben Ausgeführten giebt es zweifellose Nicht-Afrikaner, welche ein „antschi" tragen und sicher selbständig erfunden haben, gerade so wie anderswo die Entlehnnng einer ähnlichen Sitte von irgend welchen Nachbarn in keiner Weise auffallend erscheinen würde.

Ethnische Zusammenhänge aus ethnographischen Parallelen abzuleitan, ist immer eine sehr gewagte Sache. So würde es sieher durchaus verfehlt sein, wollte man daraus, dafs eine richtige Kopfbank sowohl bei den Zulu als bei den alten Ägyptern vorkommt, auf die Bantu-Abstammung der Ägypter schliefsen. Thatsächlich kommen im Süden nnd im Norden von Afrika Kopfbänke vor, die einander zum Verwechseln ähnlich sehen. Aber solche Kopfbänke finden sich ebenso gut auch in China und auf Neu-Guinea nnd wir finden die Kopfbank schlechlich naturgemäfs überall da, wo man keine weichen Kissen kennt und nicht etwa in Hängematten ruht.

Im übrigen ist es in diesem Zusammenhange wohl angebracht, auch auf wirkliche Überhelsel hinzuweisen, die sich im westlichen Sudän durch sehr viels Jahrhunderte erhalten haben. So haben wir jetzt aus dem nördlichen Togo eine grofse Anzahl von Speeren kennen gelernt, in deren Mitte eine Lederschlinge befestigt ist, die vollkommen genau dem antiken Amentum entspricht.

In ähnlicher Weise wissen wir seit Partsch[5]) aus einer Stelle des Coripppus, dafs die Berberstämme Barkas schon im 6. Jahrhundert ihre Dolche und Schwerter nicht um die Mitte trugen, sondern am linken Arme befestigten, also genau ebenso wie das noch heute so häufig im nordwestlichen Sudän vorkommt.

Hingegen ist Navilles Versuch, die alten Ägypter wegen ihrer angeblichen „antschi" mit den Bantu zusammenzubringen, völlig mifslungen. Diese angeblichen „antschi" sind gewöhnliche Taschen, wie sie noch heute im Sudän vorkommen und mit den „antschi" der Bantu gar nichts zu thun haben.

Navilles Arbeit ist also nicht entfernt im stande, unser Vertrauen in die schönen Ergebnisse von Erman und Sethe zu erschüttern. Der unmittelbare Zusammenhang zwischen den alten Ägyptern und den Semiten, den die physische Anthropologie längst angenommen hatte, ist durch die linguistischen Entdeckungen von Erman und Sethe ein für allemal gesichert worden und kann auch für die Ethnographen durch keine Nutschi-Theorie mehr zweifelhaft gemacht werden.

[2]) Sitzungsberichte d. Kgl. Akad. d. Wissensch. Berlin 1900.
[3]) Kurt Sethe, Das ägyptische Verbum im Altägyptischen, Neuägyptischen und Koptischen.
[4]) ZDMG. XLVI, p. 93 ff.
[5]) Vergl. Josef Partsch: Die Berber in der Dichtung des Corippus, in Satura Viadrina. Breslau, Schottländer, 1896, S. 30. Die beiden Stellen II. 126 und II. 154 sind auch citiert in meinen „Beiträgen zur Völkerkunde der deutschen Schutzgebiete", Berlin, D. Reimer, 1897, S. 56.

Digitized by Google

Pater Andreas Hartmanns Bereisung der Südostküste des Tanganjikasees.

Pater Andreas Hartmann von der Gesellschaft der „Weißen Väter", welcher seine Missionsstation zu Karema an der Mitte der (deutschen) Ostküste des Tanganjikasees hat, unternahm im Mai 1900 eine Bereisung der Südostküste dieses Sees, über welche er in geographischer wie ethnographischer Beziehung belangreiche Mitteilungen in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 13. März 1901 veröffentlicht hat. Daraus entnehmen wir im Auszuge das Folgende.

Die Fahrt erfolgte in einer sehr gut auf der Station erbauten, mit zwei großen Segeln versehenen Dhau und ging in südlicher Richtung zunächst nach der Missionsstation Kirando. Bis dahin herrschte die Reise erschwerender Südwind (russi) und wenig Landwind (umande). Kirando wird folgendermaßen geschildert: „Der malerische Golf, das Grün seiner Inseln, die goldigreifen Sorghohalmfelder der Ebene, hier St. Johann, dort auf dem Hügel der ragende Turm von St. Franz Xaver, überall fleißige Hände, treibendes Christentum, Gebet und Schule in jedem Dorfe, über 300 Postulanten und Katechumenen, o sei gegrüßt und gesegnet, Kirando! Niemand weiß um unsere Ankunft. Aus allen Schulen tönt uns das allbekannte Schülerhersagen entgegen. Bald strömt die Jugend ins Freie. Ich winke den ersten besten schwarzen Knirps herbei. „Hier, so, lies!" und er liest geläufig und korrekt." Trotzdem Pater Hartmann schwer am Fieber litt, setzte er die Reise südlich nach Kala-Kassanga fort, was drei Tage in Anspruch nahm. Auch hier litten die Missionare und die Schwestern alle stark am Fieber, aber sie setzten eifrig und, wie Pater Hartmann hervorhebt, mit gutem Erfolge das Missionswerk fort.

„Die Fahrt von Kala nach Bismarckburg dauert $2^1/_2$ Tag. Gleich bei der Ausfahrt, im Angesichte Kalas, liegen zwei Inseln; die erste, kaum einige 30 qm groß, ist nur ein aus dem See ragender Steinhaufen, weiß wie zusammengeworfene Salzblöcke, ohne Sandkorn, ohne Grashalm. Früher setzte man die Aussätzigen auf diese nackten Blöcke ans und ließ sie da verhungern und ihre Leiber von den Geiern verzehren. Einige hundert Meter weiter liegt das üppig grüne Eiland Lungogoro. Es ist unbewohnt. Wir gedenken jedoch in Bälde dort eine Niederlassung von Kaninchen zu gründen. 1899 haben wir das erste Kaninchenpaar am Tanganjika eingeführt; es hat sich bis jetzt auf zehn vermehrt. Zu ihrer größeren Sicherheit und Ausbreitung bevölkern wir erst diese Insel, und von da den ganzen Tanganjika. Südlicher treffen wir die Gruppe der Malesa-Inseln, welche auf den meisten Karten fälschlich Pelungu genannt werden. Der Irrtum kommt sicher daher, daß der Forschungsreisende auf die Frage, wie heißt diese Insel, die stereotype Negerantwort erhielt: pa Ulunga, d. h. wir sind bei Ulunga; pa ist bei, und Ulunga ist der Name des Küstenlandes, das jetzt meist von den Eingeborenen Upcha genannt wird. Der König herrscht über ein Dorf von 15 Hütten und gewinnt seinen Lebensunterhalt als Flußpferdjäger. Auch diese Malesa-Inseln sind unbewohnt."

In der weiter südlich gelegenen Bucht von Kassala konnte Pater Hartmann feststellen, daß hier eine Königin Namens Namaita herrsche, ein in einen schäbigen Hüftenfetzen eingehülltes etwa 30jähriges Weib, welches regelmäßig den christlichen Unterricht besucht. Ihr Gatte Wansama fährt den Titel Kumbure, hat aber mit der Regierung nichts zu thun, die allein bei der Königin ist. Auch in dem nächstliegenden Dorfe Kilambo herrscht eine Königin.

Die Fahrt ging von hier nach der Südgrenze der deutschen Schutzherrschaft am Tanganjikasee, nach der Bucht von Kilambo. Die Bucht ist eng wie der Hals einer Flasche, und vom See aus würde niemand dort einen Hafen vermuten, der, weit und malerisch schön gelegen, jedenfalls mit dem Hafen von Rigama, etwa zwei Stunden nördlich von Ujiji, der beste und sicherste des ganzen Sees ist. Die deutsche, hier erbaute Station führt den Namen Kassanga oder Bismarckburg, wo damals (Mai 1900) der jetzt auf dem Tanganjikasee schwimmende Dampfer „Hedwig v. Wißmann" zusammengestellt wurde. Pater Hartmann ist des Lobes voll über die Verwaltung der Station und die dortigen Zustände.

„Kassanga ist noch jung, doch trägt es schon durchaus deutsches Gepräge. Die deutsche Flagge, welche über der Bona der Station weht und über die Ebene, den See und die Vorgebirge hinanssehaut, sieht ringsum deutsche Rührigkeit und civilisatorische Triebkraft, Land und Leute rasch zum Besseren umgestalten. Eine breit angelegte, gerade, vom See hin zum Aufstieg zur Boma sich hinziehende Hauptstraße, reihenweise stehende Neger- und Askaribütten, reger Verkehr mit den Eingeborenen, erstaunlich rasch aufblühender Handel, sorgfältiger Anbau des Bodens bis zur letzten Erdscholle, höfliche Gräfse, reinliche Ordnung, Nachtruhe, alles das deutet auf einen zielbewußt leitenden Geist und verheißt Kassanga eine hoffnungsvolle Zukunft. Durch Erweckung und Ausbildung des Gewerbes hat sich die Dampfergesellschaft einen dauernden Namen in der Geschichte des Tanganjika erworben, und ihr gehört das Verdienst, die Neger zu fertigen Arbeitern in der Ziegelei, Schlosserei, Schreinerei usw. angelernt zu haben. Fügt man das täglich auf die Neger einwirkende Beispiel der eigenen Arbeitslust der Deutschen hinzu, so ist nicht zu verkennen, daß ihre Gegenwart nicht nur ein bedeutender materieller Vorteil für die Neger, sondern auch in civilisatorischer Hinsicht ein wahrer Gewinn für die Gegend ist."

Von hier aus erfolgte die Rückreise des Paters Hartmann, dem wir noch folgende, in ethnographischer Beziehung belangreiche Mitteilung verdanken.

Der Göttersitz Nanganga und seine Zerstörung.

Zwischen den beiden oben genannten Ortschaften Kassala und Kilambo ragt am Ostufer ein Felsenvorsprung in den Tanganjikasee hinein, der bis vor kurzem ein Mainn oder Göttersitz mit Namen Nanganga war. Weil viele Pirogen an dieser Felswand zerschellten, wagten es weder Schiffer noch Fischer vorbeizufahren, ohne dem gefährlichen Gotte ein Opfer zu bringen, um glückliche Vorüberfahrt zu erlangen. Sie opferten Mehl, Hier oder Fische, indem sie dieselben nach der Richtung des Vorgebirges in den See warfen. Die Hauptehre genoß ein die Kuppe der Felsen krönender heiliger Baumriese, in dem sich der Gott mit Vorliebe aufhielt und der den Namen Kinda Malambua trug.

Da kam im Jahre 1899 der Missionar Randabel dorthin und fällte zum Entsetzen der Eingeborenen den heiligen Baum, aus dessen Stamm er sich eine große Barke zimmerte, welche heute noch den Tanganjika befährt. Die Umwohner sind aber jetzt Christen, über den Kultus aber, der an der heiligen Stätte stattfand, macht Pater Hartmann die folgenden wichtigen Mitteilungen:

Digitized by Google

„Ort des Opfers war eine heilige, eigens für die Opferzwecke am Fuße des Baumes errichtete Hütte, welche mit Gras gedeckt war und in deren Innerem sich ein platter Stein als Opfertisch befand und ein Seil, das einem besonderen Zwecke diente. Priester ist gewöhnlich der Landeshäuptling, der außer seinem Familiennamen als Priester den Namen Kapepa führt. Sehr merkwürdig ist, daß dieser Opferpriester sich lebenslänglich nie weit von der heiligen Hütte entfernen darf und zur strengsten Residenz verpflichtet ist, um jederzeit zur Hand zu sein, wenn ein Heide zu religiösen Zwecken seine Dienste beanspruchen will. Noch merkwürdiger ist, was mir Joseph Katanta, jetzt Christ und Häuptling des Dorfes Kassante im Missionsgebiete von Kala, hinzufügte. Er gehört zur Priesterfamilie und war vor seiner Taufe der erste berechtigte Priesterdent, also der nächste Anwärt dieser Würde, und weiß somit genau Bescheid. Er sagt also, daß es in der Überzeugung und im Gefühle des Volkes liege, sein Opferpriester müsse enthaltsam, mithin Cölibatär sein. Manche hätten, um des mit der Würde verbundenen Einflusses nicht verlustig zu gehen, sich durch eine schändliche Operation zur Enthaltsamkeit gezwungen. Im Falle sie verheiratet gewesen wären und somit sich als unenthaltsam erwiesen hätten, wäre es ihnen untersagt gewesen, das Opfer eigenhändig darzubringen oder auch nur zu berühren, sondern es hätte von den kleinen noch unschuldigen Kindern ihrer Töchter, und wenn diese keine oder schon zu große Kinder gehabt hätten, von den Kindern ihrer Söhne geschlachtet werden müssen, und zwar ohne sich eines Messers oder eines anderen ähnlichen Werkzeuges zu bedienen. Alle Dienstleistungen des Priesters waren unentgeltlich.

Fünf Hauptopfer waren obligatorisch und offiziell, und ihr Zweck sowie der Zeitpunkt waren genau bestimmt. Die einen wurden als Dank-, die anderen als Bittopfer dargebracht: bei der Maisernte (Ostern) als Dankopfer, bei der Sorghoernte (Pfingsten) ebenso, zu Anfang der Regenzeit (Allerheiligen) als Bittopfer zur Erlangung eines reichlichen Fischfanges, Ende des Hauptregenmonates (Christtag) als Bittopfer, damit die ausgestreute Saat gedeihe, Mitte des Hauptttrockenmondes (Mariä Himmelfahrt) als Sühnopfer zur Besänftigung des zürnenden Gottes. Außer diesen allgemeinen Opfern gab es jedoch, je nach den Umständen, andere Privatopfer, wie bei Krankheitsfällen und ähnlichen Nöten und Bedürfnissen.

Die Opfermaterie bestand in Mehl und Fischen, doch das eigentliche und kostbare Opfer war ein Hahn; dieser mußte durchaus weiß sein und durfte keine farbige Feder, noch einen Fehler haben. Pomhespenden waren bei diesem Opfer ausgeschlossen. Die Zusammenberufung geschah dadurch, daß der Kapepa am Vorabend des Opfertages die Leute einlud, Mehl und Fische zusammenzutragen; der Landeshäuptling selbst lieferte den Hahn.

Am Opfertag tritt ein Enkel des Priesters in die Hütte des Häuptlings, nimmt eine Hand voll Mehl, legt es auf einen Schemel und stellt diesen mit dem Mehl auf seinen Kopf und schreitet so, allen voran und den Zug eröffnend, zum Dorf hinaus nach der heiligen Hütte, ihm folgt zunächst der Häuptling, dann die Volksmenge. Während des ganzen Zuges bis zur Ankunft am Opferplatze schreien die Männer ununterbrochen: Wae, Wae, Wae, Wae, und die Weiber erfüllen die Luft mit ihrem Jujurufe. An der heiligen Hütte angekommen, schreitet man zur Opferhandlung. Der Priester bezw. (wie oben erklärt) dessen Enkel ergreift den zum Opfer bestimmten weißen Hahn, und da er sich keines Messers bedienen darf, schlägt er ihn einigemal mit dem Kopf gegen den Stamm des heiligen Baumes, legt ihn nieder und läßt ihn vollends sterben. Dann schneidet er ihm die Spitze der Flügel am äußersten Gelenk ab. Diese Flügelspitzen werden in ungefähr 2 m Entfernung an eine als Seil dienende Liane aufgehängt, deren Enden an Pfählen aus einer besonderen Art von Holz, Mninga genannt, befestigt sind. Die Liane ist so hoch ausgespannt, daß jeder unter ihr durchpassieren kann, wenn alle Anwesenden verpflichtet sind. Dieses Gerüst mit Liane, Pfählen und Flügelspitzen bleibt nach Vollendung des Opfers zurück, bis Wind, Waldbrand oder Fäulnis dasselbe zerstören. Der Hahn wird einfach im Wasser gekocht, ohne Zusatz von Salz oder sonstigem Gewürz. Ein Stück davon wird auf dem platten Stein in der heiligen Hütte mit etwas Ugali (Breiknödel) und einem Körbchen Mehl hinsingetragen. Dieses Stück darf keine Knochen enthalten. Das übrige vom Hahn wird von den Anwesenden genossen. Die Kinder und die niedrigere Volksklasse essen Fisch statt Hahn. Nach diesem Mahl nimmt der Priester mit der Hand ein wenig von dem geopferten Mehl und legt es auf einen Stein, tritt aus der Hütte und bezeichnet zuerst sich selbst auf der Stirn mit einer vertikalen Linie von Mehl, dann auf dieselbe Weise alle Anwesenden der Reihe nach. Dann soll der im heiligen Baume wohnende Geist von einem Anverwandten des Priesters wirklichen Besitz nehmen. Dazu nähert sich der Betreffende dem heiligen Baume, auf daß der Geist ihn erreichen könne. Sobald er sich bis auf Schrittweite genähert hat, giebt er sich den Anschein, vom Geiste besessen zu sein. Der Häuptling bestreut ihm die Stirn und die Mitte des Leibes zwischen Brust und Bauch mit gesweihtem Mehl, worauf er sich in die heilige Hütte flüchtet. Er betäubt sich hier etwas durch starkes Rauchen. Dann tritt er hervor, zittert bald am ganzen Leibe, bald schläft er. In raschem Wechsel schreit und schweigt er, steht still und rennt umher, taumelt rückwärts und stürzt sich auf die in heiliger Scheu umstehende Menge. Jetzt hebt er krampfhaft, und bald liegt er in den schauerlichsten Glieder- und Körperkonvulsionen: aus Schreck und Zittern tritt er urplötzlich in die närrischsten Freudeausbrüche; man glaubt ihn tot, so regungslos liegt er am Boden, und er springt hoch in die Luft. Jetzt horcht er wie in Verzückung auf die Stimme des sich ihm mitteilenden Geistes, um gleich darauf, wie in einem riesenhaften Zweikampfe bis zur gänzlichen Erschöpfung mit ihm zu ringen, von ihm bezwungen und völlig in Besitz genommen zu werden. In diesem Zustande erhebt er sich geheimnisvoll, befiehlt den Nyampara (mwene musi, Minister des Häuptlings) zu sich, und der gefürchtete Gott teilt diesem durch den Mund des Besessenen seine Orakel, Glück oder Unglück, mit. Der Nyampara übermittelt die Orakel an das harrende Volk. Jetzt ein gräßliches Verzerren des Gesichtes, ein gewaltsamer Ruck, und der Besessene hat den Gott abgeschüttelt. Das Opfer ist dargebracht, der Gott hat gesprochen, die Menge begiebt sich auf den Heimweg."

Dieses sind die belangreichen Nachrichten Pater Hartmanns über die Verehrung und die Opfer am altheidnischen Göttersitze Nanganga. Er schließt daran die Vermutung, daß darin sich Reste der katholischen Religion befinden (eine Art Cölibat, Opfer, die mit der Zeit der christlichen Hauptfeste zusammenfallen, Farbe und Fehlerlosigkeit des Opfers usw.), die aus dem katholischen Kongostaate, der vor 400 Jahren im Westen bestand, mit Einwanderern an die Ostküste des Tanganjikasees gelangten.

Digitized by Google

Die Salzburger Bucht.

Eine erdgeschichtliche Studie von Julius Jaeger. München.

Bernhard v. Cotta nannte den unteren Teil des bei Werfen beginnenden Querthales der Salzach von Golling bis Salzburg nicht unpassend einen ehemaligen Fjord, welcher seitlich bis Gosau gereicht habe. Er dachte hierbei vornehmlich an das Kreidemeer, das einstmals diese flutete und dessen Spuren bei Hallein, Schellenberg, Gosau und Aigen, im Untersberger Marmor, in den dortigen Glanzecker und Nierenthaler Schichten, wie in Salzburg selbst (z. B. am Rainberge) zu Tage treten. Auch die „sonderbaren kleinen Felskuppen zwischen Hallein und Salzburg" erklärt sich Cotta damit, daß solche in felsigen Meeresküsten keine Seltenheit seien [1]).

Diesem Fjorde des Kreidemeeres, dem bei beginnender Erhebung des Gebirges die heute hoch emporragenden Berggipfel des Tennengebirges, Hohen Göll, Untersberges, der beiden Staufen und besonders die schroffen Abstürze des Passes Lueg wohl schon einiges Relief verliehen und der mit dem kleineren Reichenhaller Becken in Zusammenhang stand, war unsere heutige Salzach noch fremd. Denn man nimmt an, daß sie bis zum Ende der Tertiärzeit in höherem Niveau vom Pinzgau, Pongau und dem Gebiete von Wagrein bis ins obere Ennsthal geflossen und dann erst durch ein tektonisches Ereignis nördlich abgelenkt in den Kessel von Salzburg durchgebrochen ist [2]); dazumal wäre aber nicht blos das Kreidemeer schon abgeflossen gewesen, das in den Ostalpen und Österreich im Gegensatz zur Schweiz überhaupt nur in Buchten des älteren Alpenkalkes auftrat, sondern es würde auch das nachfolgende Tertiärmeer mit seinen Ablagerungen nahezu schon zu Ende gekommen sein.

Selbst an der Bildung der Nagelfluh des Mönch-, Festungs- und Rainberges bei Salzburg, dann des Hellbrunner Schloßberges und des Hügels von Morzig würde die Salzach beziehungsweise das Schmelzwasser des Salzachgletschers nicht beteiligt gewesen sein, wenn man mit F. Fugger wegen der konkordanten Auflagerung dieser ungemein dichten Nagelfluh auf Kreideschichten der Ansicht hinneigen würde, daß dieses Konglomerat aus dem Tertiärmeere und nicht aus dem Diluvium stamme. Unterstützend für die Nichtbeteiligung der heutigen Salzach würde der Umstand sein, daß man Grund zur Annahme hat, es sei die Salzach zuerst in der heute noch moorigen Niederung zwischen Untersberg und Salzburg, später auf der Ostseite des dolomitischen Kapuzinerberges abgeflossen und habe zu allerletzt erst zwischen diesem und dem Festungs- und Mönchsberge ihr Bette eingegraben [3]).

Ob aber der Salzburger Nagelfluh ein ähnliches Alter zugeschrieben werden könne wie etwa der Molassenagelfluh der Schweiz, wird immerhin noch zweifelhaft bleiben müssen. Die Zusammensetzung der Nagelfluhbrocken im Steinbruche des Rainberges aus Kalk, rotem Werfener Schiefer und etwas Urgestein, dann die Schichtung dieser Salzburger Nagelfluh, welche unter einem Winkel von 20 bis 25 Grad gegen Westen bezw. Westnordwest sich neigt, während das Mittelmiocän zu der Salzach und am Waginger See völlig ungestört liegt, wird mehr für eine diluviale Entstehung dieser Nagelfluh sprechen. Die deutschen Geologen wie Gümbel, Penck und Brückner halten diese Bildungen unter den geschilderten Umständen für Überreste eines diluvialen Deltas, analog dem Biberberge im unteren Innthale bei Brannenburg, abgelagert in einem See von zwei aus den Centralalpen kommenden Flüssen — einer alten Salzach und Saalach [4]).

Bestimmte Spuren hat das Tertiärmeer übrigens in dem Nummulitenzuge hinterlassen, der von Bayern — Kressenberg und Teisendorf — in das Salzburger Gebiet eintretend im Salzburger Vorlande — Haunsberg bis Tannberg — in seinen älteren, am Untersberge in seinen jüngeren Schichten zu Tage tritt.

Wieder unstrittten ist dagegen das Alter des „Salzburger Flyschzuges", der zahlreiche und ausgedehnte Vorberge im benachbarten Teile Bayerns, wie im Salzburger Vorlande hat entstehen lassen und eine durchschnittliche Breite von 15 km besitzt [5]). Er enthält als Regel nur Pflanzenversteinerungen (Fucoiden) und wird von den deutschen Geologen zum Tertiär, von den österreichischen aber zur oberen Kreide gerechnet und zwar weil er in ihrem Gebiete unter den Nierenthaler Kreideschichten und dem Nummulitensandstein gelagert sei und darin einige Cephalopoden und zahlreiche große Inoceramen aufgefunden worden seien [6]). Gümbel in seiner im Jahre 1878 erschienenen „Anleitung zu geologischen Beobachtungen in den Alpen" S. 181 bemerkt übrigens auch, daß im Osten — besonders im Wiener Sandstein — die Kreideschichten gleichsam mit der sogen. Flyschbildung verwachsen und sieh dort cretacische Inoceramen neben den Pflanzenabdrücken des Flysch finden. Er will daher zur Untersuchung anregen, ob nicht auch in den übrigen Verbreitungsgebieten des sonst einförmigen Flysches sich eine derartige „Einschaltung" oder „Zwischenlage" finde, die der cretacischen Schichtenreihe angewiesen werden müsse. Da die geologischen Perioden nicht schroff abbrechen, sondern nur schrittweise und allmählich in grossen Zeiträumen ineinander übergehen, so möchten unseres Erachtens die immerhin seltenen Funde von Cephalopoden, dann solche von Inoceramen im Flysche wohl Rückständen des Kreidemeeres in gesebützten Winkeln zuzuschreiben sein, in welche das Tertiärmeer mit seinen Mergeln und Meeresalgen schon einzudringen begann. So möchte sich vielleicht diese „Einschaltung" bezw. das Zusammentreffen von Versteinerungen aus verschiedenen Perioden erklären lassen, während eine Abweichung der Ansichten immer noch insofern verbliebe, als die deutschen Geologen eine Lagerung des Flysches über dem Nummulitensandstein annehmen [7]). Wir stehen

[1]) Vergl. B. Cotta, „Die Alpen", Leipzig 1851, zweite Auflage, S. 135 ff.

[2]) Vergl. Dr. F. Loewel, „Die Entstehung der Durchbruchsthäler", in Petermanns Mitteilungen, 28. Bd., 1882, S. 132 ff.

[3]) Vergl. Eberhard Fugger, „Das Salzburger Vorland". Separatabdruck aus dem Jahrb. d. k. k. geolog. Reichsanstalt in Wien 1899, Bd. 19, Heft 2, S. 1.

[4]) Vergl. Eduard Brückner, „Die Vergletscherung des Salzachgebietes". Wien 1886, S. 85 und 183. Hiernach ist die Entstehung dieser Konglomerate einer zweiten, eventuell ersten Interglacialzeit zuzumessen. Zum Deckenschotter könnte man unseres Erachtens wohl auch versucht sein diese Konglomerate zu rechnen, da dieser wahrscheinlich aus Gletscherbächen stammt (ib. S. 74), sobin auch in mehr oder weniger geneigten Schichten abgelagert worden sein muß.

[5]) Vergl. E. Fugger, l. c. insbes. S. 421 ff.

[6]) E. Fugger, l. c.

[7]) Vergl. z. B. Gümbel, l. c., S. 136 ff. Credner, Elemente der Geologie, S. 616.

Digitized by Google

sohin nach bezüglich des Flysches in noch offenen, der Lösung bedürftigen Fragen.

Jedenfalls waren aber die Stralhen des tertiären Tages etwas kühler als die Sonne, wie sie noch über dem Kreidemeer brütete und die Tiergeschlechter aus den heißeren Perioden (wie Ammoniten und Belemniten) konservierte, während sich im Tertiär allmählich schon klimatische Zonen auf unserer Erde entwickelten und an Stelle ausgestorbener oder aussterbender Geschlechter eine Reihe neuer und höher organisierter Tiergattungen (insbesondere Säugetiere) auf den Schauplatz treten konnten. Dieser Zeitraum zeichnete sich auch durch erhöhten Vulkanismus, dann durch Gebirgsbildung aus, welch letztere man heutzutage zumeist aus der Abkühlung, dem Schrumpfen der Erdkruste und hierdurch bedingten Seitendrueke mit Brüchen, Faltungen und Überschiebungen der Rinde ableitet. Der durch den Vulkanismus bedingte Austritt geschmolzener Massen, welcher das Einsinken von Rindenteilen in die entstandenen Hohlräume zur Folge hatte, konnte wohl strichweise auch zu Anfrichtungen infolge entstehenden Seitendruckes führen, niemals aber die Erhebung solcher Gebirgsmassen verursachen, wie sie in unseren Alpen aufgestiegen sind [8]). Der Schlußakt ihrer Erhebung fällt in das jüngere Tertiär und sind auch die Ablagerungen aus der Salzburger Kreidebucht durch diese Erhebung in höhere Regionen, so die Marmorkalke des Unterberges in eine Meereshöhe von 700 bis 1000 m gerückt worden.

Nun kam aber eine Zeit, die durch die allmähliche Erkaltung der Erdrinde nicht mehr zu erklären ist, denn diese Periode war um mindestens 4° C. kälter als unsere heutige Zeit und wird von ihren Begleiterscheinungen die Eiszeit genannt. Auch in unserer ehemaligen Meeresbucht trat sie mit voller Wucht auf und schickte die Salzach und Saalach als mächtige Eisströme in das Vorland hinab, welche sich in das Salzburger Tertiärbecken eingruben und dieses wie insbesondere das Vorland mit dem Gesteinsmateriale der Gletscherwelt erfüllten. Dabei durchschritt der Salzachgletscher bereits den weit früher entstandenen Paß Lueg und arbeitete sich der Saalachgletscher über die Barre des Marzoller- und Högelberges, durch welche das Tertiär dem kleineren Reichenhaller Becken seinen Ausgang verspert hatte. Die kleinen Felsberge bei Salzburg hat der Gletscher nicht weggeräumt, sondern sich wahrscheinlich an ihnen Pulse geteilt, um diese Klippen zu umfließen, während die oberen Schichten des Gletschers darüber hinwegströmten [9]). Dabei hinterließ er auf dem Mönchsberge recht artige kleine Rundbuckel, auf welchen heute das herrliche Panorama der dortigen Gegend in reicher Abwechselung genossen werden kann. Auch den Untersberg müssen Eismassen beschritten haben, denn man findet an dessen Nordseite erratische Vorkommnisse in der Höhe von 940 bis 1050 m. Mächtige Moränen am St. Kolomanns-, Tann-, Buch-, Hanns- und Teisenberge erzählen von der Ausdehnung des Gletschers, die Gletscherschliffe auf den Schichtenköpfen der Flyschsandsteine [10]) von seiner lebendigen Kraft und ausgedehnte Moore und Seen in der Landschaft der glacialen Schotter von der ehemaligen Ausfüllung dieser Mulden durch Gletschereis. An diesen Denkmalen kann man sich im Geiste in die Zeiten zurücksetzen, wo unser Fjord von Eis starrte, während ihu die heutigen Gebirge in damals noch mächtigeren, von der Erosion noch wenig ergriffenen Wänden umstanden. — Dann kam auch hier die Zeit der Eisschmelze, welche wohl das Salzburger Becken in einen großen See verwandelte. Erst der Ablauf desselben infolge eines Durchbruchs bei Laufen, dann die Ausfüllung des Seebodens mit postglacialen Schottern bereitete allmählich den Boden vor für menschliche Besiedelung. Diese ging anderwärts schon am Rande der Gletscher vor sich, wie z. B. die Funde von Schussenried in Württemberg, vom Schweizerbild bei Schaffhausen annehmen lassen, während die in Taubach bei Weimar getroffenen Überreste sogar auf eine interglaciale Besiedelung hinzuweisen scheinen [11]). Solche Stationen von Ansiedlern aus der älteren Steinzeit fanden sich im Salzburger Lande unseres Wissens bis jetzt nicht. Dagegen sind Siedelungen aus der jüngeren Steinzeit in Au bei Hammerau am Ausgang der Reichenhaller Bucht [12]), weiter eine große Niederlassung aus der Bronzezeit bei Langacker nordöstlich vom Thumsee [13]), endlich eine germanische Begräbnisstätte aus der Völkerwanderungszeit mit Resten römischer wie eigener Industrie am Fuße des Müllnerberges bei Reichenhall entdeckt worden [14]). Auch die Reihengräber bei Hallstatt und Funde bei Hallein und bei Salzburg selbst geben Kunde von einer alten Bevölkerung, welche die Römer Taurisker nannten. Während diese zumeist für Kelten angesehen wurden, machte sich in neuerer Zeit die Ansicht geltend, der Gau habe vielmehr eine urdeutsche Bevölkerung besessen. Dafür sprächen die Namen der hohen Gebirge (Tennengebirge, Hoher Göll, Untersberg und Stanfen), der Flüsse und Thäler, die Art des Hausbaues, Sitten und religiöse Gebräuche (Sonnendienst). Der Name Taurisker bedeute die Bewohner der Pässe, indem das Wort Tauern von Thüre, Thor herstamme, während die von den Vertretern der gegenteiligen Ansicht angeführten gallischen Namen, welche hier und da auf römischen Grabsteinen getroffen wurden, lediglich auf Gefolgsleute der Römer aus Gallien zu beziehen seien [15]).

Auf der Stelle des heutigen Salzburg gründeten die Römer ihr Juvavum, eine feste Stadt, die unter Claudius das römische Stadtrecht erhielt — Claudium Juvavum — und von Hadrian zur Kolonialstadt erhoben wurde — Colonia Aelia Hadriana. Mit Untergang des abendländischen Reiches, etwa 472 n. Chr., soll Juvavum durch Heruler zerstört worden sein, während römische Kolonen und Dorfschaften sich noch bis über das 8. Jahrhundert im Lande erhielten. An ihre Zeit erinnern noch verschiedene Ortsnamen wie Mnntigl (von monticulus, kleiner Berg — analog dem Montiggler Berge in Bozen), Gnigl (Janiculus) u. s. w. und tragen an den Römerstraßen Golling-Salzburg und Hallein-Salzburg nach Prinzinger noch 14 Ortschaften, ein Flnß, vier Hügel und drei Alpen romanische, für die deutsche Zunge zurechtgelegte Namen, wie Torren, Kuchl (Kakullis), Garnei, Figaun, Gampanif. Andere Römerstraßen führten von hier aus über Teisendorf gegen Augsburg und anderseits nach Lorch (Laurescum) und eine namhafte römische Töpferwerkstätte befand sich in dem Rosenheim benachbarten Orte Westerndorf (Pons Oeni).

Zu Ende des sechsten Jahrhunderts gründeten dann

[8]) Über die Bedeutung des tertiären Zeitalters vergl. die Rede des Prof. Dr. Branco in der Akademie der Wissensch. in Berlin über „Geologie und Paläontologie". Gäa 1900, IX. Heft, S. 649 ff. Über Übergangsschichten s. v. Zittel, „Urzeit", S. 228.

[9]) So K. Brückner, l. c., S. 113.

[10]) E. Fugger, l. c., S. 293.

[11]) Vergl. Ranke „Diluvium und Urmensch", S. 64 ff.

[12]) Bericht in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom vom 25. Oktober 1893.

[13]) Vergl. das „Ausland" Nr. 26 vom 1. Juli 1893, S. 416.

[14]) Vergl. „Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie", 1887, Nr. 8, S. 61 ff.

[15]) So August Prinzinger der Ältere. Siehe „Die Stammsitze der Bayern und Österreicher" von Dr. A. Peez in der Beilage zur Allg. Ztg. vom 18. Nov. 1899, Nr. 264, S. 1 ff.

Digitized by Google

die Bayern auf den Trümmern der römischen Kolonie ihre Stadt und zog dort unter dem Schutze des Bayernherzogs Theodo der Wanderbischof Rupert ein. Salzburg wurde Bistum, unter Arno Erzbistum, später geistliches Fürstitum, bis es dann im Beginne des 19. Jahrhunderts säkularisiert wurde und, nach wechselnder Besetzung in den napoleonischen Kriegen, im Jahre 1816 endgültig an das Haus Österreich kam. Aus dieser historischen Zeit fließen nun, je näher der Gegenwart, immer reichlichere Quellen und hat es die Forschung, wie anderwärts, vornehmlich mit Detail und mit Anfhellung des jeweiligen Kulturzustandes zu thun, während die Denkmale aus der altgeologischen und der Eiszeit, dann die Überbleibsel der prähistorischen Menschheit den Forschern noch in grundlegenden Fragen zahlreiche Rätsel aufgeben und ihre Ausdauer auf ernste Proben stellen.

Der Stand der Kautschukgewinnung, vorzugsweise im tropischen Afrika, und die Frage der Kautschukpflanzenkultur.

Von Dr. F. W. Neger.

Die spanischen Chronisten aus der Zeit der Entdeckung Amerikas erzählen, daß die Eingeborenen von Haiti sich bei ihren Spielen elastischer Bälle bedienten, welche aus dem eingetrockneten „Cau-cho“ genannten Saft von Bäumen hergestellt wurden. Jener Körper war nichts anderes als der in späterer Zeit in großer Menge nach Europa gebrachte Kautschuk, welcher durch seine Wasserdichtigkeit, seine Fähigkeit Bleistiftstriche auf Papier zu entfernen — daher sein englischer Name Rubber — und besonders, nachdem es gelungen war, ihn durch Vulkanisieren gegen höhere Temperaturen widerstandsfähig zu machen, durch seine mannigfache Verwendbarkeit in den verschiedensten Industrieen bald ein wichtiger Handelsartikel wurde.

Mit der gewaltigen Entwickelung der Elektrotechnik und Fahrradindustrie in den letzten Jahrzehnten war die Nachfrage nach Kautschuk in einem Maße gestiegen, daß nur der rücksichtsloseste Raubbau im stande war, das stets steigende Bedürfnis zu decken. Nachdem es bis jetzt noch nicht gelungen ist, den Kautschuk auf chemischem Wege zu regenerieren und künstliche Surrogate nur in sehr unvollkommener Weise den natürlichen Kautschuk zu ersetzen vermögen, ist es höchste Zeit, auf Mittel und Wege bedacht zu sein, einem plötzlichen Versiechen der bisherigen Kautschukquellen vorzubeugen. Centralamerika, dessen vorzüglicher Castillokautschuk zuerst in Europa bekannt geworden war, hat fast aufgehört, Kautschuk zu exportieren. Brasilien birgt allerdings in seiner Hylaea noch unerschöpfliche Mengen Kautschuk liefernder Bäume, kann aber infolge des Mangels an Arbeitskräften und der außerordentlich schlechten Verkehrsverhältnisse den Bedarf der europäischen Industrie nicht decken. Immerhin kommen auf Brasilien infolge der dort üblichen relativ vervollkommneten Methode der Kautschukgewinnung etwa zwei Drittel der Weltproduktion.

Während Asien und Oceanien nur eine untergeordnete Rolle spielen, ist Afrika in den letzten 20 Jahren (mit 29 Prozent der Gesamtproduktion) in den Vordergrund getreten. Die kautschukliefernden Pflanzen gehören hauptsächlich den folgenden Familien an: Euphorbiaceae, Moraceae, Apocynaceae, Asclepiadaceae[1]).

In Brasilien sind es vorzugsweise die Euphorbiaceenbäume Manihot glaziovii, Hevea brasiliensis, Siphonia elastica, welche den geschätzten Parakautschuk liefern. Dem steht gegenüber, daß die kautschukliefernden Pflanzen Afrikas zum großen Teil Lianen (aus der Familie der Apocynaceen: Calotropis, Vahea, Landolphia) sind, welche schon infolge ihrer geringeren Größenverhältnisse mit den Kautschukbäumen Brasiliens schwer konkurrieren können, und es liegt auf der Hand, daß da, wo nicht ein rationeller Betrieb eingeleitet ist, die Pflanzen von den Eingeborenen rücksichtslos verwüstet werden, um einigermaßen lohnende Mengen zu erzielen. Verschiedene Regierungen, z. B. die englische, die französische und diejenige des Kongostaates haben daher Schritte gethan, um diesem Raubbau zu steuern und die Kultur von Kautschukpflanzen zu fördern. Allerdings haben sich der Kultur bisher fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt, indem die Bäume trotz guten Gedeihens (z. B. Hevea brasiliensis auf Ceylon, Manihot glaziovii und Castilloa elastica in anderen Ländern) keinen oder nur wenig Kautschuk liefern, was seinen Grund darin hat, daß die klimatischen und Bodenverhältnisse nicht genau denjenigen der Heimat der betreffenden Pflanze gleichen[2]).

In Anbetracht dieser bestehenden Gefährdung des Kautschukmarktes entschloß sich das Kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin, im Frühjahr 1899 eine Expedition nach Westafrika zu entsenden mit der Aufgabe, die besten Kautschukvarietäten aus fremden Kolonieen nach den deutschen Schutzgebieten zu verpflanzen und eine geregelte Kautschukgroßkultur in Kamerun und Togo ins Leben zu rufen.

Mit der Leitung dieser Expedition wurde der Botaniker und Kautschukexperte Herr R. Schlechter betraut. Derselbe hat die Ergebnisse seiner Reise in einem vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee herausgegebenen Buche „Westafrikanische Kautschukexpedition“ (Berlin 1900, 326 S. mit 13 Tafeln und 14 Textabbildungen) niedergelegt. Schlechter beschreibt hier seine Reise in das Hinterland von Lagos, seine in Kamerun gemachten Erfahrungen, sowie Reisen in das Hinterland von Kamerun, das Bakossigebiet, den Kongostaat und Togo.

Außer den Kautschukpflanzen widmete Schlechter auch der übrigen Flora der bereisten Gegenden seine Aufmerksamkeit und ist deshalb im stande, am Schlusse des Werkes ein „Die botanischen Ergebnisse der Expedition“ behandelndes Kapitel anzufügen.

Was die praktischen Ergebnisse der Schlechterschen Expedition anlangt, so lassen sich dieselben folgendermaßen kurz zusammenfassen:

Weitaus die meisten afrikanischen Kautschukpflanzen sind Landolphia-Arten (Fam. Apocynaceen). Nicht alle Arten dieser Gattung indessen eignen sich für die Kautschukgewinnung[3]).

[1]) Eine umfassende Darstellung der Herkunft, Ausbeutung, des Ertrages u. s. w. der Kautschukpflanzen giebt P. Préaut, Origine botanique des caoutchoues et de la gutta-percha (Thèse au concours d'aggrégation 1899). 8°. 279 p. Nancy 1899.

[2]) Der Tropenpflanzer II, 1898, Nr. 3 (Schumann, Kultur der Kautschukpflanzen). Nach einer Mitteilung von Warburg (Tropenpflanzer II, 1898, Nr. 10 u. 11) soll übrigens die Kultur des brasilianischen Kautschukbaumes (Hevea) in britischen Kolonieen doch nicht so aussichtslos sein, wie meist hingestellt wird.

[3]) Bei der geringen Zuverlässigkeit der sich oft widersprechenden Angaben der eingeborenen Sammler ist eine zuverlässige botanische Bearbeitung sämtlicher bekannt gewordenen Landolphia-Arten von nicht zu unterschätzendem Wert. Eine solche liegt seit kurzem vor in der Schrift von Hallier fils, Über Kautschukpflanzen und andere Apocynaceen usw. (Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlich. Anstalt XVII [1899], 3. Beiheft, 216 S. mit 4 Tafeln. Hamburg 1900.)

Digitized by Google

Schlechter bezeichnet als wertvoll: Landolphia tomentosa A. Dew. (Senegambien), L. Hendelotii D. C. (vielleicht nur eine Varietät von voriger), L. comorensis K. Sch. (mit anderen, nicht Kautschuk liefernden Pflanzen leicht verwechselt), L. Klainii Pierre (Kongo), L. owariensis Pal. (westl. Afrika — Sudan), L. Kirkii Th. Dyer (südöstl. Afrika), L. florida Btb. (fast ausgestorben). Die den besten Kautschuk liefernde L. Klainii wird im Kongostaat angebaut; mit welchem Erfolg, ist noch nicht bekannt.

Nach der Ansicht Schlechters muß der Stamm einer Landolphia ein Alter von 15 Jahren erreicht haben, ehe er anzapfungsfähig ist. Bei der Kultur im großen empfiehlt Schlechter (wie schon Preuß[1]) vorgeschlagen hat), die Schattenbäume der Kakaopflanzungen zu Landolphiaschonungen zu verwenden. Der im Kongogebiet und Angola wildwachsende, Wurzelkautschuk liefernde Carpodinus lanceolatus K. Sch. ist wegen seiner zu großen Empfindlichkeit gegen Wachstumsstörungen zum Anbau wenig geeignet.

Von afrikanischen Feigenbäumen kommt eigentlich nur Ficus Vogelii in Betracht; bei den meisten anderen Arten ist der Milchsaft stark mit Harzen vermengt, so daß bei der Koagulation desselben ein zäher Leim entsteht, welcher zwar zu gewissen Stoffen, z. B. zum Wasserdichtmachen von Stoffen verwendbar ist, allein mit den Spesen der Fracht u. s. w. teurer kommt als ein solches auf künstlichem Wege durch Zugabe von Kolophonium zu reinem Kautschuk hergestelltes fischleimartiges Produkt.

Erst bei einer bedeutenden Preissteigerung des reinen Kautschuks hätte das klebrige Produkt der Ficusarten Aussicht auf vorteilhaften Absatz.

Ficus Vogelii liefert dagegen einen zwar nicht harzfreien, aber doch nicht klebenden Kautschuk, welcher freilich infolge geringerer Elasticität immer ein minderwertiger Handelsartikel sein wird. Für seine Kultur scheint sich das sehr feuchte Klima Kameruns nicht zu eignen.

Unter dem Namen Silkrubber ist in Lagos und anderen Teilen Afrikas ein Kautschuk von vorzüglicher Qualität bekannt. Gegenüber der längere Zeit allgemein verbreiteten, besonders von englischen Sammlern aufrecht erhaltenen Ansicht, derselbe stamme vom Apocynee nbaum Kikxia africana Btb., wies Preuß nach, daß eine von ihm am Mungo in Kamerun entdeckte, von K. africana verschiedene Art (von Preuß als K. elastica beschrieben) die Stammpflanze dieses wertvollen Produktes ist. Außer dieser existiert in Westafrika noch eine dritte Kikxia-Art (K. latifolia), deren Milchsaft aber die Eigenschaften der aus Ficusarten gewonnenen Produktes besitzt.

[1]) Tropenpflanzer II (1898), Nr. 7.

Schlechter zapfte am Ngoko eine siebenjährige Kikxia-Art an, und zwar so, daß die Kambiumschicht nicht verletzt wurde, und erhielt dabei 3400 ccm Milchsaft, aus welchem 2000 g Kautschuk gewonnen wurden, also eine sehr stattliche Ausbeute. Dazu kommt: der Baum hatte durch das Anzapfen keinen Schaden erlitten, wie sich $1\frac{1}{2}$ Monate später zeigte. Was die Verarbeitung des Milchsaftes anlangt — es giebt zahlreiche Methoden —, so hält Schlechter die durch Einkochen der Kikxiamilch mit Wasser herbeigeführte Koagulation als die unter den in Kamerun bestehenden Verhältnissen zweckmäßigste.

Nach allen bisherigen Erfahrungen scheint Kikxia elastica der zum Anban in Kamerun am besten geeignete Baum zu sein: die Spesen nicht übermäßig groß, neben günstigen Aussichten auf reiche Ernte.

Anfänge zu einer Kultur des Kikxiabaumes im großen sind auch schon auf einigen Plantagen in Kamerun gemacht worden.

Von der Kultur der amerikanischen Manihot glaziovii in Kamerun verspricht sich Schlechter wenig; wohl aber würde dieser Baum, der in seiner Heimat Steppenpflanze ist, in den Steppen Togos günstige Lebensbedingungen finden. Der Kautschukertrag ist allerdings nicht bedeutend. Dagegen würden die sonst vollkommen wertlosen Steppen durch eine Bepflanzung mit Manihot bald an Wert gewinnen, indem die großen Laubblätter dieses Baumes, wenn sie abfallen, den Boden allmählich mit einer Humusschicht bedecken würden.

Mit Ficus elastica und Hevea sind bisher keine befriedigenden Resultate in Kamerun erzielt worden, was nach Schlechter möglicherweise auf die mangelhaften Eigenschaften der zur Kulturanlage verwendeten Stammpflanzen zurückzuführen ist.

In einer beigefügten Denkschrift macht Prof. Warburg noch auf folgende Punkte aufmerksam:

Deutschland nimmt im Kautschukbandel eine hervorragende Stellung ein; dem gegenüber macht sich in ungünstiger Weise fühlbar, daß der Kautschukexport aus den meisten deutschafrikanischen Kolonieen bedeutend abnimmt; auch in der Mehrzahl der anderen Länder Afrikas ist er im Abnehmen begriffen, anser im Kongostaat. Ein bedeutender Aufschwung der Kautschukproduktion ist auch für die nächste Zukunft von Brasilien zu erwarten.

Aus den Statistiken geht hervor, daß der Handel in der Regel der Flagge folgt.

Im Jahre 1896 gelangte etwa ein Viertel der Weltproduktion nach Hamburg, über die Hälfte dieses Betrages aber nimmt seinen Weg über andere europäische (nichtdeutsche) und nordamerikanische Häfen in unser großes Handelsemporium. Diese Thatsachen geben sehr zu denken und lassen es dringend notwendig erscheinen, daß durch Einleitung einer Kautschukgroßkultur in unseren Kolonieen Wandel geschaffen werde.

Prähistorische Schlendersteine aus dem Mittelrheinlande.

Von Dr. C. Mehlis. Neustadt a. d. H.

Die erfolgreichen Ausgrabungen von Dr. Köhl zu Worms und Umgebung, besonders Rhein-Dürkheim und „Adlerberg“, haben uns überraschende Einblicke in das Leben und Streben der neolithischen Zeit ergeben.

Selten jedoch erscheinen bei diesen friedfertigen Ackerbauern Waffen. Nur die „Adlerberger“ [1]) haben in verhältnismäßig starkem Prozentsatz Kupferdolche und Flintpfeilspitzen ergeben. Die leichten Steinbeile von der „Rheingewann“ und Rhein-Dürkheim, von Monsheim und Kirchheim a. d. Eck waren wohl nur wenig im stande, den Schädeln der Gegner „eingehenden“ Schaden zuzufügen; größere und kräftigere Beile und Hämmer sind selten.

So sind wir für jeden Wink, wie diese Neolithiker sich der Feinde erwehrten und sich der Jagdbeute bemächtigten, dankbar.

[1]) Vgl. über diese Kupferzeitgräber „Illustrierte Zeitung“ 1900, Nr. 2988, S. 498 bis 500.

Digitized by Google

Auf der Pollichiaversammlung zu Dürkheim an der Hart vom 23. Dezember 1900 machte der Vorstand des Landauer Museums, Prof. Dr. Heeger, dem Referenten Mitteilung von einem kürzlich zu Frankweiler gemachten steinzeitlichen Funde. Dieser Ort liegt 5 km nordwestlich von Landau auf einer fruchtbaren Hochterrasse des mittelrheinischen Diluviums und hat schon verschiedene Funde der Urzeit geliefert[2]). Im Lehm fanden sich hier kürzlich folgende Objekte bei einander:

1. Ein grofses, undurchlochtes Steinbeil aus Diorit von 20 cm Länge (Pfahlhau-Typus);

2. mehrere schmale, abgerundete Steine von ziemlicher Schwere und weifsgelber Farbe.

Das Material zu letzteren hatte sich nach Untersuchung des Physikers am Königl. Gymnasium zu Landau als Baryt berans. Letzterer kommt im Battenberg bei Grünstadt lagerhaft und zwar in derben Knollen vor[3]). Möglicherweise ward der Schwerspat von dort bezogen.

Diese Eisteine haben im Durchschnitt eine Länge von 7 cm und einen gröfsten Durchmesser von 4:3 cm. Um die Längenachse lauft vom hinteren, breiteren Ende bis zur Spitze eine deutlich markierte Crista von 0,6 cm Durchmesser und gleicher Höhe. Dr. Wilser, Dr. Heeger und der Referent sind nach Besichtigung des einen, hier in Abb. 1 gezeichneten Fundstückes der Ansicht, dafs hier Schleudergeschosse vorliegen, deren Crista dazu diente, sie von der Lederkappe der Schleuder (σφενδόνη = funda) zu decken, um so das Herausfallen des Schleudersteines zu verhüten.

Ohne Zweifel haben wir hier bei Landau das Inventar eines vorgeschichtlichen Funditors gefunden. Das Beil diente zum Nahkampf; die Schleudersteine zum Fernkampf; die lederne Schleuder selbst ging wohl den Weg alles Fleisches. Dr. Heeger machte den einen physikaliseh untersuchten Barytstein dem Museum der Pollichia zum Geschenk.

Hier mufs erwähnt werden, dafs bei der auf Kosten der Königl. Akademie der Wissenschaften zu München im Sommer auf dem Maimont, einem grofsen Schanzwerk aus vorrömischer Zeit, das an der Grenze von Pfalz und Elsafs zwischen Obersteinbach und Schönau gelegen ist[4]), dieselben Schleudersteine vorgefunden wurden. Sie lagen hier in Massen, und zwar meist fünf bis sechs beisammen in dem zwischen dem ersten und zweiten Walle gelegenen Graben oder Wallgange, vermischt mit Kohlen, Asche und Scherben. Offenbar waren dies die Reste der Wachtfeuer und das Inventar der Verteidiger des Walles.

Zahlreich scheinen unter letzteren die Funditores gewesen zu sein. Die Schleuderkugeln hatten dieselbe Gestalt wie die Frankweilerer, nur waren sie kleiner, von 3 bis 5 cm Länge und 2 bis 3,5 cm Durchmesser. Das Material besteht in rotbraunem, eisenschüssigem Sandstein aus dem Buntsandstein der Umgegend.

Die Fundschicht, in welcher sich diese Schleudersteine von Maimont vorfanden, war nach der Keramik spätrömischer Natur. Exemplare befinden sich im Kreismuseum zu Speier und im Museum der Pollichia zu Dürkheim a. d. Hart (vgl. Abb. 2 mit dünner Crista).

Ein weiteres, vielleicht hierher gehöriges Fundstück ward mir vom Gastwirt Oberender dieser Tage übergeben. Es stammt aus Grube „Laurenhnrg" zwischen Nassau und Limburg a. d. Lahn. Das Objekt hat die Gestalt einer abgeplatteten Kugel von 6 cm Durchmesser und 3 cm Höhe, zeigt tiefschwarze Farbe und besteht aus einem nierenförmigen Brauneisenstein, wie er sich in Nassau in der Lahngegend und bei Bergkabern in den Nordvogesen häufig vorfindet. Diese „Niere" ist jedoch an mehreren Stellen künstlich geglättet, wie Abb. 3 aufweist. Auch dies auffallende Halbartefakt mag als Schleuderstein, schon seiner Schwere halber, Verwendung in der Vorzeit gefunden haben. Der Stein ward vom Besitzer dem Museum der Pollichia übergeben.

Während die Maimont-Schleudersteine spätrömischer Herkunft wahrscheinlich dem Aufgebote der Landbe-

Schleuderkugeln aus dem Mittelrheinlande.
Natürl. Gröfse. Gezeichnet von C. Mehlis.

völkerung zu Ende der Römerzeit als Waffe gedient haben, fallen die Frankweilerer Schleudergeschosse in die reine neolithische Periode.

Referent hat in seiner Schrift: „Die Ligurerfrage" (Jena 1900) den Nachweis erbracht, dafs die älteste angesessene Bevölkerung des Mittelrheinlandes und des Rhönegebietes aus eingewanderten Ligurern bestand. Diese waren nach Strabo IV, 202 „tüchtige Fufssoldaten und Schleuderer". Auch die Schrift „De mir. auscultationibus" 90 erwähnt sie als Kennzeichen der Ligurer, während die Schleuder sich nach

[2]) Vgl. Mehlis, Archäologische Karte der Pfalz und der Nachbargebiete. Leipzig 1896.

[3]) Vgl. Museum der Pollichia zu Dürkheim.

[4]) Vgl. Mehlis, Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande, 14. Abteil., 1900, Nr. 7, S. 5 und Grundrifs, Taf. I, 1.

Digitized by Google

Nissen[3]) „bei Italikern, Kelten und Germanen historisch nicht mehr nachweisen läßt". Demnach wird auch der noch in späterer Zeit — Maimont — konstatierte Gebrauch der Schleuder wohl auf dieselben altitalischen Volkselemente zurückgehen.

Die Theorie der Ligurierfrage ebensowohl wie die Kenntnis vom Leben und Treiben der mittelrheinischen Neolithiker hat durch obige feststehende Fundobjekte eine nicht unwesentliche Bereicherung erhalten.

[3]) Italische Landeskunde, S. 171, und Peschel, Völkerkunde, S. 197 bis 199; Mehlis, Die Ligurerfrage, erste Abteilung, S. 9.

Zum Stande unserer Kenntnis über die Basken[1]).

Auf die so schwierige und so oft behandelte Frage nach dem Ursprunge der Basken will ich hier gar nicht eingehen, sondern mich auf die Berücksichtigung von einigen Thatsächlichen beschränken.

Die von Vinson und anderen ausgesprochene Ansicht, daß die Basken im Grunde nur eine Eigentümlichkeit besitzen, nämlich ihre Sprache, teile ich durchaus. Was ihnen sonst als eigentümlich zugesprochen wird, wie die der wettesten Verbreitung sich erfreuende gezähnte Sichel, soll darauthin bei einer anderen Gelegenheit geprüft werden. Daß die Couvade aus dem Reiche der Fabel, in das sie verwiesen worden war, wieder zurückkehrt, das nimmt mich allerdings wunder.

Im Interesse des baskischen Sprachstudiums aber, das beständig Gefahr läuft, von dem sicheren, gebahnten Wege in trügerische Sümpfe zu entgleisen, muß gegen das, was Buschan über die Sprache der Basken sagt, sofort Einspruche erhoben werden. Der Pater F. Fita, „vielleicht der kompetenteste lebende Beurteiler auf dem Gebiete der baskischen Sprachforschung", versteht meinen Wissens gar kein Baskisch und hat sich weder auf dem Gebiete der baskischen, noch dem irgend einer Sprachforschung einen Namen erworben. Sein in der „Litteratur" angeführter Aufsatz über das Baskische in den ogmischen Inschriften giebt eine gewisse Hypothese des trefflichen Keltisten J. Rhys wieder, die ich für irrig halte. Und Baskisch kann auch Ripley nicht verstehen, dem Buschan das Wortungeheuer entlehnt: Asplicuetsgaraycosaroyarenbercoiarrea. Es ist eine leidige Liebhaberei, fremde Sprachen durch Entstellungen oder Übertreibungen zu kennzeichnen, und sie wird oft ernst genommen. Wie man im Dentschen sagen kann": „der den den den 15. Mai gewählten Bürgermeister mit dem Tod bedroht habenden Mann

[1]) Vergl. den Aufsatz von G. Buschan, Globus 79, S. 117 ff.

nachweist", ebenso „kann" man im Baskischen den Artikel mit dem Genetiv immer wieder kettenbruchartig wiederholen. Wenn dieses Bravourstück der Baskischen gern vorgeführt wird, so hat das ungefähr einen gewissen Sinn; Ripley aber ist seinem Gewährsmann[2]) einfach aufgesessen, der eine gewöhnliche Folge verschiedener Wörter in ein Wort zusammengeschrieben hat, was im Ernste nie einem Basken eingefallen ist, so wenig wie einem Deutschen zu schreiben: desazpiicuetsaschenhöhenhügelsinteressenplateau. Daraus dürfte übrigens unter keinen Umständen auf den aggiutinierenden Charakter der Sprache geschlossen werden (auch würde nicht das erste, sondern das letzte der aneinandergereihten Elemente das wesentliche sein). Buschan meint deshalb die Agglutination mit der Einverleibung oder Polysynthese und stellt so auch die amerikanischen und die uralaltaischen Sprachen auf die gleiche Stufe. Das Baskische ist von der Agglutination weiter entfernt als unsere Sprachen; daher bezeichnet Pott, indem er die letzteren als normale bezeichnet, das Baskische als transnormale. Wenn habeo so viel ist wie „ich habe", so ist bask. dut so viel wie „ich habe es", diot wie „ich habe es ihm", dionat wie „ich habe es ihm, o Frau!" Diese im Baskischen auftretende Einverleibung kommt, freilich in viel minderem Grade, auch in unseren Sprachen vor, z. B. ītiā (je te l'ai), zhpasm (ich habe es ihm). Was also Buschan mit dem „relativen Mangel des Verbs" meint, verstehe ich durchaus nicht; von Hypertrophie, nicht von Atrophie wäre hier zu reden. Was die Deklination anlangt, so weiß ich nicht, inwiefern sich z. B. gizoni, der Dativ zu gizon, von conauli zu conaut unterscheidet. „Das Fehlen allgemeiner, abstrakter Begriffe" (soll heißen: „der Ausdrücke" für solche) bildet schwerlich einen ursprünglichen Zug des Baskischen; mit den Verwandtschaftsnamen verhält es sich überall besonders, so fehlen ja auch unseren Sprachen zusammenfassende Ausdrücke, z. B. für „Bruder" und „Schwester" (unser „Geschwister" wird kaum mehr so verwendet), während wir solche für „Sohn" und „Tochter" haben. Die Wortfolge in „Mann der-von" für „von dem Manne" ist nicht auffällig; den nachgestellten Artikel kennen ja auch andere europäische und zwar arische Sprachen; das „von" ist aber nur eine Umschreibung für „Genetivendung": in bask. gizon-ar-en ist das en ganz dem en im deutschen des Mensch-en gleichwertig.

Als hervorstechendster Zug des Baskischen erscheint der passive Charakter des Transitivs; darin stimmt es mit den kaukasischen Sprachen überein, darin und auch sonst in der inneren Sprachform unterscheidet es sich vom Berberischen und überhaupt vom Hamitischen, mit dem es im Wortschatz manches gemeinsam hat.

H. Schuchardt.

[2]) Ich ersehe, gelegentlich der Korrektur, aus Francisque-Michel, Le pays basque, p. 17, daß diese und eine ganze Menge anderer Zusammenschreibungen auf Rechnung des Historikers J. Yanguas (1843) kommen.

Bücherschau.

Dr. Alexander Dedekind: Altägyptisches Bienenwesen im Lichte der modernen Welt-Bienenwirtschaft. 32 S. Berlin, Mayer und Müller, 1901.

Diese kleine Schrift des gelehrten Verfassers besteht aus zwei merkwürdig voneinander verschiedenen Teilen. Auf den ersten 22 Seiten führt er in breiter Weise und mit zahlreichen Wiederholungen die richtige Ansicht aus, daß, wer über die Bienenwirtschaft der Altägypter schreiben wolle, zugleich Bienenwirt und Ägyptolog sein müsse. Beide Teile werden da ob ihrer Unwissenheit auf dem einen oder anderen Gebiete derb abgekanzelt, und selbst populären, harmlosen Schriftstellern ihre Unkenntnis vorgeworfen, um dann zu zeigen, daß der Verfasser beide Gebiete beherrscht. Im zweiten Teile, „Die Bienen im Hieroglyphischen", kommt der Ägyptolog zum Wort und in diesem Teile, für den ich nicht zuständig bin, wird der Wert der Schrift beruhen. Wer aber mit Hieroglyphen und der koptischen Sprache nicht vertraut ist, wird nur wenig daraus entnehmen können, wie z. B., daß eine Hieroglyphengruppe mit dem Bilde der Bienenkönigin ein Bild der Herrschaft darstelle, daß von Bienen die Rede ist, die von ihrem in den Zellen aufgespeicherten Honig zehren, daß der Pharao Ramses III. während seiner langen Regierung Honig und Wachs in großen Mengen aufgestapelt hat. Ein Bild der eigentlichen Bienenwirtschaft der Ägypter wird aber nicht gewonnen, und eine Zusammenfassung, aus welcher die Imker etwa ihre bemängelten Kenntnisse ergänzen können, fehlt auch. Was die von Dedekind im Titel betonte „Welt-Bienenwirtschaft" betrifft, so wird diese auf S. 32 erledigt durch die Mitteilungen aus dem Feuilleton einer Wiener Zeitung über die Erzeugung von Wachs und Honig in Europa, deren Wert auf 33 Millionen Mark geschätzt wird.

Richard Andree.

Tokuzo Takuda: Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwickelung in Japan. Münchener volkswirtschaftliche Studien, herausgegeben von Brentano und Lotz. Stuttgart, Cottasche Buchhandlung Nachf., 1900.

Es ist ein Glück für die Soziologie, daß das östliche Asien auch in seiner hochinteressanten Sozialgeschichte immer besser bekannt wird. So werden ja die Fundamente zu ihrem Bau gelegt. Das Interesse für die Tagesereignisse zeitigt nicht nur zahllose populäre Beschreibungen Ostasiens, unter welchen übrigens sehr gute, sondern auch die Wissenschaft geht nicht leer aus. Das vorliegende Buch gehört zur letzten Art und darf wirklich als eine Art Bereicherung unserer Kenntnis betrachtet werden. Die meisten Beiträge zur Sozialgeschichte Japans in europäischen Sprachen sind in nicht leicht zugänglichen Zeitschriften erschienen. Außerdem giebt es noch keine zusammenfassende Behandlung. Das Buch Takudas hat leider Lücken ausgefüllt, und zwar in ausgezeichneter, höchst dankenswerter Weise. Es ist sehr interessant zu lesen, wie die japanische Sozialgeschichte in ihren Hauptzügen nicht nur der westeuropäischen ähnelt, sondern auch Parallelen zu einigen ihrer anziehenden Eigentümlichkeiten

Digitized by Google

bietet (wie die Haasmeier = Shogun), auf der anderen Seite aber auch mehrere instruktive Abweichungen enthält. Für ein vergleichendes Studium aller einschlägigen Faktoren und ihrer Einflüsse wird gerade deshalb dieses Geschichte Japans von großer Bedeutung sein; sie ist dazu gerade der westeuropäischen gleich und ungleich genug.

Es ist nur zu bedauern, daß diese Zusammenfassung nicht ein bißchen ausführlicher geplant wurde. Ausgüge aus den uns zugänglichen Quellen, häufigere Mitteilungen abweichender Ansichten, besonders japanischer Gelehrten, hätten meines Erachtens den großen Wert des Buches noch erhöht. Es wäre uns auch sehr lieb gewesen, wenn der gelehrte Verfasser wenn möglich uns einige Einsicht in die Ursachen der socialen Veränderungen gegeben hätte, z. B. warum sich die Kubandenbauern ihre Beranbung durch die Shoyen- und Deuyentesitzer gefallen liefsen und sich gar nicht zur Wehr setzten? Überhaupt könnten die eigentliche socialen Leben und die treibenden, die Veränderungen veranlassenden Verhältnisse und Kräfte etwas ausführlicher geschildert resp. näher beleuchtet werden. Hoffentlich bei dieser ausgezeichnete kleine Buch eine Vorbereitung zu einem größeren desselben Verfassers, in welchem er uns das alles und viel mehr scheinken wird.

In der Bibliographie hätte vielleicht die Schrift des Yejiro Mo (Dr., of the Univ. Michigan, U. S.): The industrial transition of Japan, Amer. Econ. Assoc. Jan. 1900, als von einem Landsmanne des Verfassers, einen Platz verdient.

Haag (Holland). S. R. Steinmetz.

Helmrich Gebauer: Handbuch der Länder- und Völkerkunde in volkstümlicher Darstellung, mit besonderer Berücksichtigung der volkswirtschaftlichen Verhältnisse. Erster Band: Europa. 986 S. Leipzig, Georg Lang, 1901. Preis 15 Mk.

Der Iserr Verfasser, Oberlehrer an der öffentlichen Handelsbranntzeit der Dresdener Kaufmannschaft, kommt in dieser fleißigen und sorgfältigen Arbeit praktischen Interessen entgegen, denen ohne den Standpunkt und die Aufgabe der heutigen wissenschaftlichen Erdkunde zu vernachlässigen, berücksichtigt er ausführlich die volkswirtschaftlichen Verhältnisse, die sonst in den geographischen Lehrbüchern zurücktreten. Indem nach den neuesten erreichbaren Daten z. B. Kanalwesen, Finanzen und Steuern, Gewerbe, Ackerbau und Viehzucht, Bergbau und Industrie, Handel, Versicherungswesen, Schiffahrt u. a. beim Deutschen Reiche in sehr ausführlicher Weise besprochen werden, kommt das Werk praktischen Bedürfnissen entgegen und dürfte namentlich in den Kreisen der Kaufleute dankbare Aufnahme finden. Daß dabei das Deutsche Reich weit eingehender behandelt wird als die übrigen europäischen Staaten, ist nur zu billigen; auf den 986 Seiten des Buches entfallen auf dasselbe fast 400. Die Einleitung umfaßt die Abschnitte: die Erde als Weltkörper, die Natur der Erde und die Erde als Wohnplatz der Menschen, wobei überall der neueste Standpunkt der Wissenschaft gewahrt wird. Dr. U.

Dr. Rudolf Martin: Anthropologie als Wissenschaft und Lehrfach. Jena, Gustav Fischer, 1901.

Unter diesem Titel veröffentlicht der Verfasser eine Rede, die er nach seiner Berufung für den an der Universität Zürich gegründeten Lehrstuhl für physische Anthropologie im Sommerhalbjahr 1900 gehalten hat. Mit Freude müssen wir die Neuschaffung eines solchen Lehrstuhles begrüßen, denn die Anthropologie gehört noch zu den Stiefkindern der Medizin und der Naturwissenschaften. Das beweisen die wenigen Lehrstühle, die wir für diese Wissenschaft zur Zeit besitzen, das beweist die noch immer ungenügende Kenntnis, sowie die mangelnde Würdigung unter der Mehrzahl der Ärzte, der Naturforscher und Gebildeten aller Art. Und wenn man fragt, warum die Anthropologie so spät unter unseren Wissenschaftsdisciplinen erscheint, so findet der Verfasser die Gründe darin, daß es einer breiteren Grundlage empirischer, anthropologischer Kenntnisse bedurfte, die uns die Wissenschaft des Mittelalters nicht übermitteln konnte, sondern die erst eine Frucht der später beginnenden großen Entdeckungsreisen ist. Dann mußten erst die durch die religiöse Tradition geschaffenen Vorurteilige überwunden werden, welche verboten, die Species Homo ebenso zu behandeln, wie es mit anderen Gruppen der organischen Welt längst geschehen war. Anderdem wurde lange Zeit eine gesunde Entwickelung der Anthropologie durch das Fehlen einer genauen Definition, einer bestimmten Umgrenzung dieser Wissenschaft aufgehalten.

Nach Ansicht des Verfassers zerfällt die Anthropologie im weiteren Sinne naturgemäß in zwei eng verbundene Wissenschaften: in die physische Anthropologie (auch Morphologie oder Somatologie der Menschenrassen genannt), die sich mit dem Körper (Physis) des Menschen in seiner morphologischen Mannigfaltigkeit, in seiner Entwickelung und in allen seinen Lebenserscheinungen beschäftigt, und in die psychische Anthropologie (auch als Ethnologie oder Völkerkunde bezeichnet), welche nicht die Psyche des isolierten menschlichen Individuums zu erforschen hat, sondern die „Völkerseele", die sich erst im und durch das Zusammenleben der Menschen entwickelte, besonders die Gruppen primitiverer Kultur mit den Erzeugnissen ihres Gehirns und ihrer Hand.

In den Rahmen der Ethnologie gehörig erachtet derselbe auch die Prähistorie, wenngleich er die Ansicht von Hoernes teilt, daß dieselbe als Lehrfach einer selbständigen akademischen Vertretung bedarf.

Es wird dann auf die Beziehungen der physischen Anthropologie zu der Anatomie, Entwickelungsgeschichte, vergleichenden Anatomie und Paläontologie und die enge Verknüpfung der psychischen Anthropologie mit Psychologie, Soziologie und Kulturgeschichte hingewiesen und daran die Bemerkung geknüpft, daß in der Vielheit dieser Beziehungen eine große Gefahr für die Anthropologie liege, solange sie sich nicht überall eine gesicherte akademische Stellung erworben habe.

Er wendet sich dann zu den specifischen Aufgaben der physischen Anthropologie, berührt dabei den Mißbrauch der metrischen Methode und sagt: „Da, wo Auge und Sprache nicht mehr ausreichen, da ist die Messung ein wertvolles technisches Hilfsmittel; die absoluten und relativen Maße- und Verhältniszahlen bilden einen Ersatz für einen mangelnden sprachlichen Ausdruck, eine kurzgefaßte Charakteristik bestimmter Größenverhältnisse."

Eine weitere Forderung besteht nach ihm darin, daß es einer Übereinstimmung der Methode der Messung bedarf. In der 1892 von der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie beschlossenen sogenannten Frankfurter Verständigung über ein gemeinsames kraniometrisches Verfahren war vieles nur provisorisch gemeint, aber aus dem Provisorium ist de facto ein Definitivum geworden, woraus eine unerfreuliche Starrheit der Methodik resultierte." Die notwendige Einheit in den prinzipiellen Punkten wird, wie er hinzufügt, von selbst kommen, wenn wir erst einmal an allen unseren Hochschulen einen systematischen anthropologischen Unterricht haben und wenn in fachmännisch geleiteten Laboratorien sich jeder diejenige technische Fertigkeit aneignen kann, die er bis jetzt meist als Autodidakt sich aus Büchern erwerben mußte. Verfasser streift dann die mißbräuchliche Verwendung der gewonnenen Zahlenwerte, des Längen-Breitenindex. Zur Rassendiagnose genügt niemals eine einzelne Bildung, sondern wir bedürfen dazu der Berücksichtigung sämtlicher uns zugänglichen Merkmale des ganzen menschlichen Körpers. Als dringendste Aufgabe bezeichnet er außer der Sammlung des toten Materials zunächst eine möglichst große Anzahl der heute lebenden menschlichen Typen wissenschaftlich genau zu studieren. Er weist dann auf die Notwendigkeit einer Feststellung der geographischen Verbreitung der einzelnen typischen Merkmalkomplexe hin, als den einzigen Weg, Rassenverwandtschaft festzellen zu können, auf eine ausgedehntere Beobachtung von Familienreihen, um die Fragen der Vererbung und der Milliebeeinflussung lösen zu können, weiterhin auf eine genaue Kenntnis der gesamten Primatengruppe, der ausgestorbenen wie der neuen Arten, um über die Entstehung des Menschengeschlechte und der menschlichen Rassen nähere Aufschlüsse zu erreichen.

Nachdem der Verfasser noch der Stellung, welche die physische Anthropologie als akademisches Lehrfach einzunehmen hat, sowie der Anbildung der Studierenden gedacht hat, schließt er mit dem Wunsche, daß die Anthropologie in ihrer Weiterentwickelung sich allmählich denjenigen Zielen nähern möge, die er ihr zu stecken versuchte, daß sie beitragen möge zur Lösung der großen Fragen der Menschheitsgeschichte, die uns alle bewegen, und mitwirken möge an der Erzeugung jener inneren Kultur, die wir der Jugend als das wertvollste Produkt der Erziehung mit ins Leben geben.

Das Schriftchen, dessen Inhalt ich hier in kurzen Zügen wiedergegeben, ist so anregend, mit so klaren, dabei weiten Ausblicken geschrieben, daß wir meinen, wohl jeder, der dasselbe liest, müsse ein Anhänger der immerhin noch neuen Wissenschaft werden. Ärzte, Naturforscher, Forschungsreisende und Kolonialbeamte, ja alle Gebildeten bedürfen heutzutage einer hinreichenden Kenntnis der Anthropologie, handelt es sich doch dabei um die für uns alle wichtigste Species — Homo.

Dies zu ermöglichen, dazu bedarf es der Errichtung weiterer Lehrstühle für die Anthropologie, aber zunächst auch eines Vorgehens seitens der Lehrer an den Hochschulen, besonders der der Anatomie und der Naturwissenschaft, indem diese über den oft starr gesteckten Rahmen ihres Lehrfaches

Digitized by Google

hinzu durch einbeziehende Hinweise und Ausblicke auf die Anthropologie anregend auf ihre Schüler wirken, dieser neuen Wissenschaft so neue Jünger zuführend. Das fordert die Gegenwart. Osw. Berkhan.

Schweden. Reisehandbuch, mit staatlicher Unterstützung herausgegeben vom schwedischen Touristenverein zu Stockholm. 416 Seiten. Mit 36 Karten und Plänen. Zweite Auflage. Stockholm, Mjölström und Widstrand, 1900.

In Schweden reichen die Eisenbahnen jetzt bis über den Polarkreis hinaus, die Verbindung mit Deutschland ist bequem und kurz, und so wird, wie nach Norwegen, sich auch der Strom der Reisenden mehr und mehr dem schönen Lande mit dem stammverwandten Volke zuwenden, das auch in kultureller Beziehung uns Deutschen so nahe steht. Das Buch bietet aber mehr als ein gewöhnlicher Reiseführer, da hervorragende schwedische Gelehrte wichtige zusammenfassende Arbeiten für dasselbe übernahmen, so Gunnar Andersson die physische Geographie, Hans Hildebrandt die Geschichte, J. Kruse die Litteratur und Kunst, während C. O. Nordgren einen praktischen Sprachführer hinzufügte.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— In der Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg sprach am 1. März L. J. Sternberg über die religiösen Vorstellungen der Giljaken am Amur. Auch die Giljaken sind Animisten. Das Wort „tot“ giebt es für sie in der Natur nicht. Die ganze sichtbare Welt ist ihnen belebt, eine Mzake, hinter der sich die Götter vor der Neugierde der Menschen verbergen. In engem Zusammenhang mit diesem Verhalten zur Natur lässt auch die Grundlage des Tierkultes. Auf dem Festlande bildet den Gegenstand der Verehrung der Bär, auf dem Meere ist es die „Geliebte“ (Teure; rum. kazáka), etwas Schreckliches, Wahnsinniges, „König und Herr“ des Meeres, das für alle Wassergeschöpfe furchtbar ist, aber dem Giljaken Gutes thut. Das Meer, die Berge, die Tajga (der Urwald) haben ihre eigenen Götter und Heroen, die das Volk der Giljaken beschützen. Von den religiösen Festen ist am bemerkenswertesten das öfter beschriebene „Bärenfest“. Der Bär, der zur Teilnahme an einem solchen Feste bestimmt ist, wird in einem besonderen Raume gehalten, mehrere Jahre lang gepflegt und gut gefüttert. Am Tage des Festes selbst wird er auf einen besonderen, geheiligten Platz gebracht und unter eigenartigen Umständen, in Gegenwart einer großen Anzahl von Gästen, unter dem Geschrei und Jubel der Menge durch Pfeilschüsse getötet. Mit dem Fleische werden die Gäste bewirtet, die Gastgeber selbst aber haben nur das Recht auf eine Suppe aus dem Bärenfleisch. Die Knochen des Tieres werden feierlich in eine besondere Gruft übergeführt. Der Sinn der Ceremonieen ist, die Möglichkeit zu erlangen, dem Gebieter der Berge und der Tajga Geschenke in der Form von Opferhunden, -pfeilen und -mehl zu geben. Als Bote und Überbringer dieser Geschenke erweist sich die Seele des zu tötenden Bären. Eben solche Feste werden auch bei der Erlegung eines Bären auf der Jagd veranstaltet.

Der Mehrzahl nach sind die Götter des Giljaken gut und schützen ihn. Aber es giebt auch böse Geister, Teufel, unter ihnen. Sie trachten nach seinem Leben, nach seiner Gesundheit. Krankheit ist die Anwesenheit eines bösen Geistes im Menschen. Er wird gesund, wenn die Geister ausgetrieben werden. Dies zu thun, vermögen die Schamanen, sie gelten als mit übermenschlicher Kraft begabt. Jeder von ihnen hat einige Seelen; die eine hat ihnen der Gott der Berge, die andere der des Meeres, die dritte der der Tajga verliehen. Außer den großen Seelen hat der Schamane, wie übrigens auch jeder Giljake, auch noch einige kleine Seelen. Die Macht des Schamanen ist aber wirkungslos in den Fällen, wo er mit den Genien der Berge und des Meeres zu kämpfen hat. Die Seele des Menschen geht dann in eine neue Welt über.

Diese neue Welt ist ganz so wie die auf der Erde, nur scheint dort zu der Zeit die Sonne, wo auf der Erde der Mond scheint, und umgekehrt; die Reichen werden dort arm, die Armen aber reich. Der Mensch stirbt hier aufs neue, macht verschiedene Verwandlungen durch (bis zu dreimal) bis seine Seele immer kleiner wird und sich in eine Biene oder Mücke verwandelt.

Die Leichenbegängnisse sind feierlich; der Leichnam wird verbrannt, nachdem er vorher auf eine hohe, symmetrisch aufgebaute Schicht von Holz gelegt worden ist. Nach dem Verbrennen wird eine Gedächtnisfeier veranstaltet, wobei einige Hunde zum Opfer gebracht werden. F.

— Eine Expedition nach dem Nordende des Kalifornischen Meerbusens unter Leitung von W. J. McGee brach im Oktober 1900 von Arizona aus auf, um zunächst noch die Tepoka-Indianer zu studieren. Diese hausten in einer kleinen Zahl an der Mündung des Rio Asuncion (oder Rio Altar) an der Küste Sonoras; als aber die Expedition dort (30° 30′ nördl. Br.) eintraf, fand sie den Stamm schon vollständig ausgestorben und da, wo er einst gewohnt, eine Viehzucht eingerichtet. Die Expedition begab sich nun weiter nördlich in die Gegend, wo der Colorado in den Kalifornischen Golf mündet, zu den Cocopa-Indianern, die man dort noch in ziemlicher Anzahl antraf. Unter ihnen konnten noch reiche ethnographische und linguistische Sammlungen für das Nationalmuseum in New York gemacht werden, worauf die Expedition im Dezember v. J. heimkehrte.

— Über die einheimischen Namen des Mount Everest äußert sich Emil Schlagintweit in einem Artikel im Februarheft von „Peterm. Mitt.“ Veranlaßt ist der Artikel durch einen Reisebericht L. A. Waddells im „Geogr. Journ.“ vom Dezember 1898, worin z. n. der Vorschlag gemacht wird, man möge, falls man einen einheimischen Namen dem englischen „Mount Everest“ vorziehen wollte, zu einer tibetanischen Bezeichnung greifen, da man zweifeln müsse, daß der Everest der indischen Landesaufnahme der indische Gaurisankar sei. Als tibetanischen Namen für die ganze Kette, die den höchsten Gipfel trägt, hatte Waddell „Laptschi-kang“ und für den Gipfel selber „Jomo-kang-kar“ in Erfahrung gebracht. Schlagintweit hält auf Grund seiner Studien und Umfragen den Beweis nicht für gelungen, daß Jomo-kang-kar als Bezeichnung für die oberste Spitze gebraucht wird, und erneuert, zumal das tibetanische „Jomo“ mit dem indischen Gauri und Çankara (= Gaurisankar) gleichbedeutend sei, seinen Vorschlag, an dem Namen Gaurisankar festzuhalten; er wäre überhaupt zu Annahme der schwierig zu schreibenden und zu sprechenden tibetanischen Bezeichnungen, sobald indische vorliegen. — Wenn wir nicht irren, hat Waddell seine Anschauungen in seinem soeben erschienenen Werke „Among the Himalayas“ näher begründet, das Schlagintweit entgangen zu sein scheint. Sg.

— Die Besiedelung des nördlichen Österdalen in Norwegen. Der Nordre Österdalen genannte Bezirk (Fogderi) liegt zwischen 62°41′ und 61°57′ nördl. Br. und umfaßt den Teil des Glommenthals mit den großen Seitenthälern der Rena und Folla, sowie einen Teil des Fämund- und des Orkladhals, von denen allen das des Glommen am dichtesten bevölkert ist. Der bewohnte Teil besteht im wesentlichen aus zwei langen schmalen Streifen, die sich in Tönset kreuzen. Die ältesten Spuren einer Besiedelung sind zwei Funde aus der Steinzeit, die neben 14 solchen im südlichen Österdalen auf eine, wenn auch dünne Bevölkerung schließen lassen. In der Eisenzeit war die Gegend bewohnt, mindestens im Thale der Rena und in Kvikne, wie sich aus gegen 50 Funden schließen läßt. Im ganzen Mittelalter war der Bezirk ebenfalls nur dünn bevölkert; ziemlich sicher nachweisen läßt sich eine Besiedelung um 1200, wo ein schon damals alter Fahrweg diese Gegend durchzog. Seit Eröffnung der Bergwerke in Kvikne (um 1632) und Röros (1644) stieg die Einwohnerzahl rasch. Nach der ältesten, freilich noch unvollkommenen Zählung von Titus Blüche 1665 hatte das nördliche Österdalen (auf Grund der Nachprüfung seiner Angaben durch Prof. Ascheboug 1890) etwa 2900 Einwohner. Von 1665 bis 1769 (2883 Einwohner) stieg die Bevölkerungsziffer um das Dreifache, d. h. in etwas stärkerem Verhältnis als das übrige Norwegen; in den folgenden 100 Jahren (1769 bis 1865) fand ebenfalls ein rasches Wachstum statt, wenn auch etwas langsamer als im vorigen Zeitabschnitt (1801: 8411 Einwohner, 1845: 11510, 1865: 13961); von 1865 bis 1891 findet, abgesehen von einzelnen Kirchspielen, zwar kein großer Fortschritt, aber auch nicht, wie in anderen norwegischen Gebirgsgegenden, ein Rückschritt statt (1875: 14500 Einwohner, 1891: 14579). Von 1765 bis 1891 betrug also die Zunahme

Digitized by Google

der Bevölkerung nur 85 vom Hundert gegen 131 vom Hundert im übrigen Norwegen. (Nach Det Norske Geografiske Selskabs Aarbog. XI. Kristiania 1900.) P.

— Der Indische Census 1901. In auffallend kurzer Zeit hat der Census-Oberbeamte H. H. Risley die Veröffentlichung des letzten Census zu stande gebracht. In der folgenden Tabelle ist die Bevölkerung nach Tausenden aufgeführt; in der letzten Reihe stehen die Prozentzahlen der Zu- oder Abnahme. Letztere ist in einigen Landschaften sehr bedeutend, was auf die Pest und Hungersnöte zurückzuführen ist.

Britische Territorien.

	1901	1891	Prozent
Adschmir	476	542	— 12,17
Marwar			
Assam	6 122	5 433	+ 12,67
Bengalen	74 713	71 346	+ 4,72
Berar	1 491	2 897	— 4,99
Bombay	15 330	15 957	— 3,93
Sind	3 212	2 871	+ 11,88
Aden	41	44	— 6,48
Ober-Burma	3 749	3 362	+ 14,49
Unter-Burma	3 371	4 408	+ 21,84
Centralprovinzen	9 845	10 784	— 8,71
Kurg	170	173	+ 4,28
Madras	38 208	35 630	+ 7,24
Nordwestprovinzen	34 812	34 253	+ 1,63
Oudh	12 884	12 650	+ 2,40
Pendschab	22 449	20 766	+ 7,58
Baluchistan	810	—	—
Andamanen	24	15	+ 56,95
Zusammen	231 085	221 266	+ 4,44

Eingeborenen-Staaten.

	1901	1891	Prozent
Heidarabad	11 174	11 537	— 3,14
Baroda	1 956	2 415	— 19,23
Maisur	5 538	4 943	+ 12,—
Kaschmir	2 908	2 543	+ 14,34
Radschputana	9 841	12 016	— 18,1
Centralindien	8 501	10 318	— 17,5
Bombay	8 891	8 059	— 14,49
Madras	4 190	3 700	+ 13,23
Centralprovinzen	1 983	2 160	— 8,19
Bengalen	3 715	3 256	+ 13,3
Nordwestprovinzen	799	792	+ 0,91
Pendschab	4 438	4 263	+ 4,12
Burma	1 228	—	—
Zusammen	63 181	66 050	— 4,34
Ganz Indien	294 266	287 317	+ 2,42

Die Gesamtsumme der Zunahme beträgt in zehn Jahren 6,949,635; doch ermöglicht sich dieselbe auf 4,283,069, wenn man die neuerdings angeschlossenen, hier zum erstenmal mit aufgeführten Landschaften wegläßt. Dazu beträgt die Zunahme 1891 bis 1901 nur 1,49 Proz. gegenüber 11,2 Proz., die der Zeitraum 1881 bis 1891 aufwies.

— Nach dem erst jetzt zugängigen Berichte über den russischen archäologischen Kongreß zu Kiew im Jahre 1900 redete P. N. Miljukow: Über die Ergebnisse der Ausgrabungen, die das Kaiserl. Russ. Archäologische Institut in Konstantinopel im Herbst 1898 bei der Ortschaft Patei am See Ostrowo in Makedonien vorgenommen hat.

Der Vortragende beschränkte sich — nach kurzer Mitteilung über das Auffinden der Nekropole — auf die Beschreibung der Lokalität, in welcher die alte Begräbnisstätte liegt. Der kleine, zu dem benachbarten See abfallende Hügel, dessen Sandmassen sich über die Gegend ausbreiten, besteht aus zwei Schichten: einer oberen aus weißem Sand mit Süßwassermuscheln und einer unteren aus festem, gelblichem Sand. Die Gräber liegen sowohl in der oberen wie in der unteren Schicht; 154 Gräber wurden vom Vortragenden in Gemeinschaft mit dem Beisitzer des Archäologischen Instituts, H. W. Farmakowsky, aufgedeckt. Alle Beerdigungen fanden statt in Steinkisten, deren Boden entweder mit steinernen Platten oder mit kleinen Steinchen ausgelegt waren. In keinem Grabe wurde Leichenbrand entdeckt. Nur in einem kleinen Grabe war das Skelett gekrümmt; sonst waren die kleinen Gräber zur Aufnahme von Kinderleichen bestimmt. In den anderen größeren Gräbern fanden sich gleichzeitig mit einem vollständigen Skelett noch ein oder zwei Schädel, mitunter aber war die Anzahl der Schädel auch 12 und mehr. Ebenda zu den Füßen und seitlich von den vollständigen Skeletten lagen einzelne Knochen anderer Skelette. Dann aber fanden sich in den Gräbern auch große tönerne Gefäße, mit verschiedenen Knochen angefüllt. — Offenbar war diese Anordnung die Folge einer allmählichen Anhäufung von Skeletten in einem Familiengrabmal. Man hatte zu einem Skelett andere Leichen hinzugethan, soweit Platz vorhanden war — sobald er zu eng wurde, entfernte man die alten Knochen und barg sie in einer besonderen Grube in einem großen Gefäße. Das einzelne Grab war ein Familiengrab, die in der Nähe befindlichen Gräber, die eine Gruppe bilden, gehören offenbar einem Geschlecht („Sippe"). Die Gräber waren deutlich in Gruppen geordnet, die voneinander durch freie Zwischenräume, oder, falls kein Raum vorhanden war, durch Zäune aus aufrecht stehenden Steinen getrennt waren. Die Gräber einer einzigen Gruppe waren in konzentrischen Kreisen um einen zentral gelegenen freien Raum geordnet — die Köpfe der Leichen waren alle zu diesem Mittelpunkte hin gerichtet. Vielleicht stand hier ein Heiligtum des Geschlechts. Nach dem Fundgegenständen in den Gräbern gehörte die Grabstätte in die sog. Hallstatt-Periode, d. h. in die Epoche der ersten Verbreitung des Eisens in Europa. Die Archäologie bestimmte diese Epoche als die Zeit zwischen 1500 bis 1000 v. Chr. Sie steht in der Mitte der eigentlichen Hallstatt-Kultur des mittleren und oberen Donbassins, des nördlichen Italiens und des nordwestlichen Winkels der Balkanhalbinsel einerseits und den analogen Funden in Griechenland, auf den mittelländischen Inseln und im südlichen Italien andererseits. Die Keramik der Grabstätten in Patei entspricht sich von der eigentlichen Hallstatt-Keramik und nähert sich der mittelländischen Keramik, in gewissem Sinne eine Vorstufe dieser darstellend. Besonders charakteristisch ist das rein geometrische Ornament, das den Ornamenten der ältesten cyprischen, böotischen und italischen Vasen nahesteht. Der Einfluß des sog. Dipylonstils (Tier- und Pflanzenornament) ist hier nicht bemerkbar, es fehlen sogar einige geometrische Zeichnungen, nämlich die aus krummen Linien, die von rechtwinkeligen geschnitten werden (Svastica und Mäander). Charakteristisch ist auch die einzige hier gefundene Fibel, die sog. Brillenfibel, die dem ganzen Hallstatt-Gebiet eigentümlich ist, die von anderen, hier aber fehlenden Fibelformen sonst begleitet wird. Die Grabstätte von Patei — offenbar infolge ihrer Abgelegenheit — enthält nur einfache Sachen. Von anderen Fundgegenständen ist hervorzuheben: ein eisernes Schwert von altem Typus, wie derselbe noch aus der Bronzezeit bekannt ist. In betreff der Art und Weise der Bestattung betont der Vortragende folgendes: Leichenverbrennung und Leichenbeerdigung seien Verfahren, deren Altersverschiedenheit für jede einzelne Gegend besonders abzuschätzen sei. In den Grabstätten Norditaliens ist die Verbrennung älter als die Beerdigung. Im Südwesten Bosniens ist es umgekehrt — die Beerdigung ist älter als die Verbrennung. In Süditalien hält Orsi eine für die allgemeine Regel. In Berücksichtigung dieses Umstandes hält der Vortragende die Nekropole von Patei für besonders alt. Nach Meinung der Herren Hoernes und Bicoubatsy gehört die Grabstätte von Patei in die Zeit von 800 bis 700 v. Chr. Geb. Die darin Begrabenen gehörten offenbar zum illyrischen Volksstamm.

Das bei Gelegenheit der Aufdeckung zu Tage geförderte kraniologische Material ist noch nicht untersucht.

L. Stieda.

— Hunderte von Meilen entfernt von dem eigentlichen Vorkommen der bekannten Pueblobauten (Arizona, Neu-Mexiko) sind solche jetzt von den Herren Dr. Williston und Martin im Thale des Beaver Creek, Scott County, Kansas, entdeckt worden. Das ist höchst auffallend, und die Frage mußte entstehen, wie denn ein Zweig der Pueblo-Indianer ganz vereinsamt so weit nach Nordosten hin gelangt sein könne. Denn um mauerseilhafte, ziemlich große, aus Steinen mit Mörtel cementierte Pueblohäuser handelte es sich hier, die ohne Thüren, nur mit Leitern von

Digitized by Google

den flachen Dächern aus zugängig waren; auch die charakteristische Fuchslöpferei und anderer Hausrat wurde aufgefunden. Die Frage ist historisch beantwortet worden: Es giebt alte spanische Urkunden, welche davon reden, daß im 17. oder 18. Jahrhundert die Taos-Indianer vom oberen Rio Grande in Neu-Mexiko west östlich in die Büffeldesert flüchteten und sich ein befestigtes Dorf banten, welches die Spanier Cuartelejo nannten. Dieses ist es, welches die Herren Williston und Martin jetzt unter einem Mound ausgruben. Die landsässigen Kansas-Indianer banten ganz anders, und von ihnen konnten die Ruinen nicht herrühren (American Anthropologist 1900, p. 778).

— K. Hassert bespricht (Zeitschr. f. Gewässerkunde 1899) die anthropogeographische und politisch-geographische Bedeutung der Flüsse. Letztere sind so recht als Pulsadern des Verkehrs und des Lebens zu bezeichnen. Sie sind die unentbehrlichen Träger und Erhalter des menschlichen anorganischen Lebens, sie hüten die Fäden geschichtlicher Ereignisse und deuten durch ihren Lauf die Striche an, in denen die Menschen vorzugsweise wohnen und die sie zu kriegerischem und friedlichem Verkehr aufsuchen. Der Kampf gegen das Wasser, die mit der Menschenhandführung Hand in Hand gehende Arbeitsteilung und die geistigen Güter, die der uralte Flußverkehr zugleich mit den materiellen Gütern austauschte, fördern auch die geistige Entwickelung; die Geschichte der Flüsse ist zugleich die Kulturgeschichte ihrer Umwohner. Die Naturverhältnisse allein schaffen aber keinen Verkehr und keine Siedelungen, sie stellen nur die bedingenden Ursachen dar, die bewirkenden Kräfte müssen von außen kommen. Viele in jeder Beziehung vortrefflichen Wasserstraßen sind leider unausgenutzt geblieben, weil die Umwohner ihren Wert nicht zu schätzen oder sich dienstbar zu machen verstanden. Anderseits konnten sich Flußlagen, die einst durch ihre örtlichen Vorzüge mehr zufällig zur Niederlassung anlockten, trotz später gesteigerten Weltstellung nicht gedeihlich entfalten, weil geschichtliche Einwirkungen dem entgegenarbeiteten. Es ist bei allen derartigen Fragen der Einfluß der Natur des Menschen und der Geschichte sorgsam zu wägen, und durch die Erörterung dieser Beziehungen vereinigt auch die Geographie der Flüsse in ihrem Rahmen eine Fülle physisch-geographischer und anthropogeographischer Thatsachen zu einem einheitlichen Ganzen. Man muß heutzutage die Wasserstraße als ein willkommenes Ergänzungs- und Schinfsglied der Eisenbahnen betrachten, die bei vereinfachter Leitung nie als schädigender Nebenbuhler auftreten kann.

— In der Meteorologischen Zeitschrift (1901, S. 1) giebt Billwiller ein interessantes Beispiel, aus dem hervorgeht, daß nicht die nördlich der Alpen vorbeiziehenden Teildepressionen den Föhn erzeugen, sondern umgekehrt die öfter bemerkte Bildung von Teildepressionen am Nordfuße der Alpen durch den Föhn selbst verursacht wird. Es handelt sich hierbei um den Föhn vom 19. bis 22. März 1900, bei dem sich diese Verhältnisse an der Hand der gegebenen Daten deutlich verfolgen lassen.

— In dem 10. Hefte der „Beiträge zur Hydrographie des Großherzogtums Baden“ hat Schulthei& die Niederschlagsverhältnisse des Großherzogtums auf Grund der Beobachtungen in den Jahren 1888 bis 1897 von neuem bearbeitet. Es umfaßt die zur Verwendung gekommene Zeit die Jahre, in denen die badischen Stationen gleichmäßig mit den jetzt noch im Gebrauch befindlichen Regenmessern ausgerüstet sind, nachdem sich wesentliche Fehler des früher verwendeten Instrumentes herausgestellt hatten. Nach der Kritik des Beobachtungsmaterials werden die Niederschlagsmengen, die Häufigkeit der Niederschläge, die Niederschlagsdichte, die größten Niederschläge und die Schneeverhältnisse besprochen und durch 76 Tabellen belegt. Die beigefügten Tafeln geben die Lage der meteorologischen Stationen, graphische Darstellungen über den jährlichen Gang der Niederschläge im Mittel der Jahre 1888 bis 1897, sowie eine Niederschlagskarte von ganz Süddeutschland für das Lustrum 1891 bis 1895, und Karten, die sich nur auf das Großherzogtum Baden beziehen und ein Bild der Niederschlagsverteilung im Jahre, in den einzelnen Monaten und an einzelnen ausgewählten Tagen und der Verteilung der Niederschlagstage geben. Gm.

— Der Sarg eines Guineanegers. An der westafrikanischen Elfenbeinküste liebt unter 8° nördl. Br. zwischen den Flüssen Bandama und Nzi der Negerstamm der Baulé, welcher aus einer Mischung verschiedener Völkerschaften hervorgegangen ist. Unter ihnen hat sich als französischer Kolonialbeamter Maurice Delafosse längere Zeit aufgehalten; er hat den Stamm studiert und giebt einen Teil seiner Erfahrungen jetzt wieder in der Zeitschrift L'Anthropologie (1900, p. 431) unter dem Titel „Sur des traces probables de civilisation égyptienne et d'hommes de race blanche à la cote d'Ivoire“. Die Arbeit enthält mancherlei gute Beobachtungen über die Baulé, scheint mir aber in der Hauptsache, dem Nachweise ägyptischen Einflusses auf die Kultur der Guineneger, gründlich verfehlt. Nach der von Delafosse befolgten Methode lassen sich an ziemlich alle Kulturen der neuen und alten Welt auf altägyptischen Einfluß zurückführen. Ich lehe hier eine Mitteilung des Verfassers heraus, nicht um, wie er will, die Abkunft der Baulésärge von den ägyptischen Mumiensärgen darzuthun, sondern nur um auf diese merkwürdigen Särge und ihre Verzierungen hinzuweisen.

Deckel vom Sarge des Häuptlings Nyango Kuassi.

Die Särge der Baulé sind recht eckig und aus einem großen Blocke Akajuholz mühsam ausgehöhlt. Die Seiten werden mit vielen farbigen Bastlieſs bedeckt, die gewöhnlich verschiedene Tiere darstellen. Aber nur der Deckel zeigt künstlerische Anklänge. Der hier nach Delafosse abgebildete kann als Typus gelten. Er wurde im Jahre 1895 für die Mumie eines Tumodiháuptlings mit Namen Nyango Kuassi angefertigt. Der Häuptling liegt ausgebreitet auf einem Leopardenfell in buchreliefartigen Umrissen, die flekkige Haut des Leoparden wird durch die ausgeschnittenen Vierecke angedeutet. Alles ist aus demselben Holzblock geschnitten. Über dem Verstorbenen ist ein Schirm (das Wündezeichen) und ein Patronentaschläter dargestellt; zu seiner Linken der Paradesäbel mit vergoldetem Griff und (oben) ein Becher; zu seiner Rechten ein Dolch und eine Flinte. Unten sieht man ein weibliches Wesen, das eine Schale mit Brot darreicht und einen Totenkopf. Letzterer soll, nach der Erklärung des Bildschnitzers, einen der Sklaven darstellen, die nach altem Branche den Manen des Verstorbenen geopfert werden; im vorliegenden Falle war diese jedoch wegen des Einspruches von Delafosse nicht zur Ausführung gelangt.

Was die Leichen betrifft, so berichtet Delafosse (p. 558) darüber folgendes. Gewöhnliche Leute werden sofort eingescharrt, bei anderen aber kann sich das Begräbnis von sieben Monaten bis zu sieben Jahren verzögern. Dann bleibt die Leiche in dem Gemache liegen, wo der Tod erfolgte, trotzdem die Nebenräume bewohnt sind. Der Leichnam aber wird einer Art Balsamierung unterworfen. Man nimmt die Eingeweide heraus, wäscht sie mit Palmwein, thut Salz und europäischen Alkohol in die Bauchhöhle, bringt die Eingeweide wieder an ihren Platz und näht den Bauch zu. Die Körperöffnungen werden mit Baumwolle verstopft, der die Reichen Goldpulver hinzufügen. Zuweilen legt man Goldplatten über das Gesicht und versieht den Leichnam mit seinem Schmuck. So bleibt er auf der Matte liegen, wo er gestorben war. Dem Verwesungsgeruch, der in der ersten Zeit von der Leiche ausströmt, sucht man durch Verbrennen wohlriechender Kräuter zu begegnen. Unter dem Einflusse der Luft und Hitze trocknet die Leiche aber ans, und nach zwei Monaten zeigt sie ein ganz mumienhaftes Aussehen. So geschah es auch mit Nyango Kuassi, dessen Leiche sieben Monate in der Sterbekammer lag und dessen Sargdeckel hier abgebildet ist. A.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 14. BRAUNSCHWEIG. 11. April 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

L. S. Bergs Erforschung des Aralsees im Sommer 1900.

Mitgeteilt von N. v. Seidlitz. Kiew.

Der Aralsee, von dem die Russen seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts, unter dem Namen des „Blauen“, deutliche Vorstellung besaßen, wurde im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts häufig von Gesandtschaften nach China und Buchara berührt: so 1820 von der Meyendorffs, an der Ewersmann und Pander als Naturforscher teilnahmen. 1848 und 1849 ward der Aralsee vom Leutnant (späteren Admiral) Butakow sorgfältig vermessen, wobei seine Länge zu 350, seine Breite zu 300 Werst, seine Tiefe zu höchstens 32 Faden und sein Flächeninhalt zu beiläufig 70000 qkm gefunden wurden, gleichzeitig wurde mit der Sage von dem Dasein von Seehunden in diesem Wasserbecken vollständig aufgeräumt. 1873 besuchte den See der Petersburger Zoologe Prof. Modest Bogdanow. Nachdem Herr Alenizyn im Auftrage der Petersburger Gesellschaft der Naturforscher 1874 den See bereist hatte, schweigt die geographische Litteratur nunmehr 25 Jahre über diese Gegend, bis im Jahre 1900 die Turkestanische Sektion der Kais. Russ. Geogr. Gesellsch. im Verein mit der Moskauer Gesellschaft der Liebhaber der Naturkunde, Anthropologie und Ethnographie Herrn Berg mit der Erforschung des Sees betrauten, die auf drei Jahre geplant ist[1]). Groß waren die Schwierigkeiten, mit denen diese kleine Expedition zu kämpfen hatte, da auf dem See gegenwärtig keine Schiffahrt vorhanden ist. Nur mit vieler Mühe gelang es, ein elendes Segelboot, 5 Faden lang, zu mieten. Anfang Juni fuhr Berg aus Kasalinsk zu den Sayr-darja-Mündungen hin, nachdem er die nötigen meteorologischen Instrumente: 2 Negretti- und Zambra-Thermometer, 5 Aräometer, Bathometer, Forels Apparat zur Bestimmung der Farbe und Durchsichtigkeit des Wassers, Planktonnetze usw. erhalten hatte. Die 150 Werst von Kasalinsk bis Kossaral — niedrige Insel in einem undurchdringlichen Walde von Röhricht in den Flußmündungen, bewohnt von Schmuggelfischern — wurden vom 16. (4.) bis 24. (12.) Juni zurückgelegt.

Hier blieb der Topograph K. A. Moltschanow allein zurück und verfertigte im Laufe von zwei Monaten eine vorzügliche Karte des Sayr-darja-Deltas mit dem angrenzenden Meeresteile, welche, gegen die genaue Karte Butakows vom Jahre 1850 gehalten, die eingetretenen Veränderungen, die im Laufe dieser 50 Jahre vor sich gingen, ergeben wird.

Am 13. Juni ging es dann mit Südwestwind in den See hinaus. Der Aralsee ist allen Anzeichen nach seit mehr als zehn Jahren, gegen die gewöhnliche Annahme, in starkem Steigen begriffen — eine Erscheinung, die gleichzeitig P. G. Ignatow an den Seen Westsibiriens beobachtete. Jetzt wurden drei Meilssteine an den Ufern des Busens Ssary-Tschaganak aufgestellt und dabei die Hydrographie dieses Meerbusens untersucht. Aus den Flußmündungen ging es zur Insel Barsza-Kelmess hinüber, wobei in 30 Werst Entfernung von Sayr-darja halt gemacht wurde, um bei 15 Meter Tiefe die Temperatur zu messen, die am Grunde das speeifische Gewicht 1,0086 — was so ziemlich das Mittel für den ganzen Aralsee — ein wenig zum Grunde zunehmend, besaß. Das Wasser hatte hier eine wunderschöne blaue Farbe — um so auffallender, als es an der eben verlassenen Flußmündung trübe und grün war. Auch die Durchsichtigkeit des Seewassers war ziemlich groß: die weiße Scheibe war in der Tiefe von 12 m, somit fast bis zum Boden, sichtbar. Das kleine Planktonnetz gab an der Wasseroberfläche eine sehr dürftige Ausbeute; dafür brachte es aus 10 bis 15 m Tiefe eine Masse kleiner blauer Cyklopskrebse herauf. Bei dieser Gelegenheit ward — wie auch in der Folge — die Lufttemperatur, deren Feuchtigkeit, Druck und sonstige meteorologische Elemente bestimmt, eine Schlammprobe vom Boden genommen.

Am Abend ward Barsza-Kelmess sichtbar — eine ziemlich große, vom Nordufer 22 Werst entfernte Insel, etwas mehr als 20 Werst lang. Im Kirgisischen bedeutet ihr Name „fahrst — kehrst nicht zurück“. Von den reichen Weidegründen angelockt, kommen die Kirgisen über das Eis hierher und sind, vom plötzlich eintretenden Eisgange gezwungen, hier bis zum folgenden Winter zu bleiben genötigt. Daher der Name. Wenigstens Butakow traf hier 1847 unfreiwillige Gefangene an, auch L. S. Berg bei seiner Ankunft eine Kirgisin und deren zwei Söhne mit 30 Kamelen. Bei ihrer Annäherung aus Ufer sahen die Reisenden auf einer Anhöhe ein ganzes Rudel friedlich grasender Saigak (Antilope Saiga Pall.), die bei deren Landung plötzlich in die Mitte der Insel flüchteten. Offenbar kommen sie über das Eis vom Ufer hierher.

Die Nordufer der Insel sind flach, sandig, in Menge mit Tamarisken, hier dshinagyl genannt, bewachsen. Der sandige, lehmige Boden, mit kümmerlicher Vegetation, vermag blofs Kamele zu befriedigen. Daher fanden sich hier gar keine Vögel, blofs Eidechsen und ziemlich viel Schlangen: darunter die sehr merkwürdige lange und dünne, bewegliche Taphrometopon lineolatum,

[1]) Vgl. Semiewiedienije (Erdkunde), Zeitschr. der geogr. Sektion der Gesellsch. der Liebhaber der Erdkunde, Anthropologie und Ethnographie zu Moskau 1900, Heft 2 und 3, woraus unsere Mitteilungen ein Auszug sind.

Digitized by Google

von den Kirgisen ok-dshilan, d. h. „Pfeilschlange", genannt; außerdem in Menge Trigonocephalus halys, deren Biß tödlich ist. An sonstigen Tieren: Skorpione, originelle Asseln, die in kleinen Gruben im völlig trockenen Lehmboden leben, und ungemein viele Gottesanbeterinnen (Mantis), ihrer Färbung nach nicht zu unterscheiden von den trockenen Ästen des Saksaulbusches, auf dem sie leben.

Nach zweitägigem Anfenthalte in Barssa-Kelmess ging es bei starkem Nordostwinde zur Insel Nikolaus I., die nach Butakow bloß von Alexejew im Jahre 1874 besucht worden war und ihrer Natur nach wenig bekannt ist.

Von den Ufern aus ist sie nie sichtbar, so daß die umwohnenden Kirgisen gar keine Vorstellung von der Insel hatten und Butakow 1849 sehr erstaunt eine ganze Gruppe von Inseln erkannte, der er den Namen der Kaiserlichen (Zarskije) beilegte. Sie besteht aus zwei kleinen: den Inseln Konstantin und Zesarewitsch und der großen Nikolaus I., die 25 Werst Länge und 16 Werst Breite besitzt. An deren Nord- und Südufern giebt es ausgezeichnete geschützte Buchten, deren sich die Flottille Butakows als Station bediente.

Überaus arm ist die Natur der Insel: der schmale Strand ist mit dem Gebüsch von Tamarisken und Saksaûl (Haloxylon Ammodendron) bewachsen, welch letztere in den Aralsteppen ganze Wälder bildet und durch ein so schweres und hartes Holz ausgezeichnet ist, daß es im Wasser untersinkt und hier das seltene Brennholz vertritt. Das Innere der Insel stellt ein nicht hohes Tafelland dar, das von einer spärlichen Salzvegetation bedeckt ist. Bloß mächtige Rudel schnellfüßiger Saigaks beleben diese Einöde. Händler aus Kasalinsk kommen, um sie zu erbeuten, da die Tataren die Hörner aufkaufen, um sie nach China zu schicken — zu welchem Zwecke, vermag niemand zu sagen. Der Preis ist daher auch nicht unbedeutend: das Paar geht bisweilen bis zu 5 Rubel. Diese Antilopen sind so zahlreich auf der Insel, daß ein Händler im Frühjahr 1897 bis zu 1500 Paar Hörner sammelte. Man tötet bloß die Böcke, von denen man die Hörner nimmt, während Fleisch und Haut fortgeworfen werden.

An Reptilien finden sich auf Nikolai dieselben wie an den Ufern des Aralsees, d. h. Trigonocephalus halys, Tropidonotus spec., Eremias velox, die weit in Turkestan verbreitete Schildkröte Testudo Horsfieldii u. a. Dieses läßt vermuten, daß diese Inseln in nicht besonders entfernter geologischer Epoche sich vom Festlande abgetrennten, was übrigens die von Berg gesammelte reiche Beute an Spinnen beweisen muß. Unter ihnen sind zu erwähnen mächtige Phalangen, die in den Kalkwänden hausen. In geologischer Beziehung bietet die Insel ein großes Interesse, da ihre zum Kreidesystem gehörigen Schichten reich an Seeigeln, Belemniten und Mollusken sind, deren der Verfasser eine große Sammlung zusammenbrachte.

Am 13. Juli verließ Berg die Insel, um sich zum Westufer zu begeben, bei dem sich die Region der größten Meerestiefe von 32 bis 67 m befindet, während an der ganzen Ostküste die Meerestiefe 31 m nicht übersteigt. Dieses war der gewagteste Teil der Schifffahrt, da die Westufer steil, felsig sind und nirgends Häfen oder Buchten besitzen, wo man sich vor Unwetter schützen könnte.

Von der Insel Nikolai fällt der Boden nach Westen anfangs allmählich ab, sinkt aber an dem Westufer plötzlich zu 50 bis 60 m hinab. Unterwegs wurden mehrere Stationen gemacht, wobei man in der Nacht vom 15. bis 16. Juli einen sehr starken Sturm zu überstehen hatte, dabei im Meere auf der Tiefe von 56 m vor Anker liegend. Trotzdem die Tiefe hier viel bedeutender als an der Ostseite des Meeres war, erwies sich der Salzgehalt niedriger und die Färbung weniger blau. Mit der Tiefe schwand die Temperatur schnell, und schon bei 50 m war sie gleich 1,1°, während sie an der Oberfläche fast bis 25° reichte. Hier konnte man eine optische Erscheinung beobachten, welche zuerst Forel auf dem Genfer See gemacht hatte: die sog. „gloire".

Am 16. Juli landete man endlich an der Westküste, die sich vom Meere sehr schön ausnimmt: Haufen chaotisch aufeinander getürmten roten Kalksteins, Klüfte und Schluchten, bewachsen mit grünem Röhricht. Alles fesselte das Auge nach der zum Überdruß gewordenen Eintönigkeit der Meeresansicht und traurigen Einförmigkeit der flachen Ostufer. Die Reisenden erwarteten das Ufer um so ungeduldiger, als ihnen das Wasser auszugehen begann und sie frisches zu finden hofften, da auf Butakows Karte hier die Bezeichnung Tasa-bulak, d. h. Felsenquelle, stand; und wirklich fanden sie hier eine Quelle mit ausgezeichnetem, reinem Wasser. Auf der Höhe des Absturzes, der den Ostrand des Ust-urt bildete, entfaltete sich vor ihnen ein nicht heiteres Bild — überall eine ebene, einförmige, wasserlose Wüste, nirgends ein menschlicher Wohnort auf Hunderte von Werften in der Runde. Am Rande des Steilabsturzes geht der Karawanenweg aus Uralsk nach Chiwa dahin.

Nachdem Berg hier auf dem Ust-urt bedeutende geologische Sammlungen aus den sarmatischen Schichten zusammengebracht und die Tiefenregion des Aralsees ausführlich untersucht hatte, begab er sich längs dem Westufer weiter nach Norden. Es erwies sich dabei, daß die Tiefen von 40 m und mehr völlig unbelebt sind; am Grunde lagert hier schlsimiger, schwarzer Lehm an einem Orte mit schwachem Schwefelwasserstoffgeruch. In geringeren Tiefen finden wir eine äußerst dürftige Fauna aus Cardium edule, Dreyssena polymorpha, Neritina litorata und Adacna vitrea. Häufig stößt die Larve von Chironomus und eine andere nicht näher bestimmte auf. Stellenweise ist der Boden mit einem dichten Teppich von Algen bedeckt, in denen sich Massen von Gammarus aralensis tummeln. Das ist die ganze Tiefenfauna des Aralsees: arm an Artenzahl, ist sie reich an Individuen jeder Art. Unzweifelhaft ist die Artenarmut durch den geringen Salzgehalt des Seewassers bedingt.

Am 21. Juli kam man zum Vorgebirge Bai-Kubek am Nordwestende des Sees. Nachdem der Reisende etwa einen Monat lang durch menschenleere Gegenden gezogen war, sich allein von Thee und Zwieback nährend, da es nicht möglich war, sich im Sommer zu Boote mit besserer Provision zu versehen, war es notwendig, sich zu frischer Ausrüstung mit Mundvorräten in einen von Menschen bewohnten Ort zu begeben. Beschlossen ward, der Halbinsel Kulandy zuzusteuern, wo dann noch bemerkenswerte geologische Entblößungen vorhanden sind. Allein auf der Fahrt dahin wurde das Fahrzeug bis nahe an die Insel Barssa-Kelmess verschlagen. Dann warden auf der Linie zwischen der Insel Barssa-Kelmess und der Halbinsel Karatüp Tiefenmessungen angestellt, bis nach zwei Tagen ein günstiger Wind das Boot zum Kap Isendy-aral an der Halbinsel Kulandy brachte. Hier warde an dem pilzförmigen, von unzähligen Kormoranen belebten, 6 Faden hohen, von den Kirgisen Tokpak-atassy (Vater-Klöpfel) benannten Nummulitenfelsen in 1,9 m von der Seeoberfläche eine Marke eingeschlagen, um in der Zukunft die Schwankungen des Wasserspiegels zu beobachten. An den Ufern der Halbinsel waren überall überflutete Büsche

Digitized by Google

von Tamarix und Elaeagnus bortensis zu sehen — ein Zeichen des Steigens des Wasserspiegels. Kulandy ist eine ziemlich belebte Gegend: im Sommer kommen viel Fischer von Kasalinsk, im Winter nomadisierende Kirgisen hierher, von denen viele auch dem Fischfange obliegen, den Schyp (Acipenser schypa) mit 6 bis 7 Faden langen Haken unter dem Eise stechend. Die hier zusammenkommenden russischen Fischer klagen über Erpressungen seitens der Kirgisen, welche der Ansicht huldigen, daſs nicht blos das Land, sondern auch das Meer mit den in ihm lebenden Fischen ihnen gehöre. Berg sammelte in Kulandy viele Versteinerungen aus den Kreide- und Tertiärschichten, sodann auch viele Wespen auf den blühenden Tamariskenbüschen, wie auch originelle, die letzteren nachahmende gelbe Fliegen; endlich viele Spinnen.

Da Butakow in der Mitte des Aralsees keine Messungen vorgenommen hatte, beschloſs Berg, hier einige Haltepunkte zu machen, dazu die Richtung von Kulandy zur Insel Menschikows längs des ganzen Sees ansersehend. Die Entfernung von 180 Werst ward in 52 Stunden zurückgelegt. Die Tiefe der Mitte des Sees erwies sich zu 20 bis 23 m, was für ein Wasserbecken von 70000 qkm sehr unbedeutend ist. Die Durchsichtigkeit des Wassers ist hier ungemein groſs: im Maximum von 20,5 m, auf der Tiefe von 23,5 m, der Boden mit gelbgrauem Schlamm bedeckt.

Am 30. Juli langte Berg auf der Insel Menschikows an, die am Ostufer des Sees zwischen den Mündungen des Seyr- und Amu-darja liegt und eine Länge von 15 Werst bei einer Breite von 1 bis 3 Werst besitzt. Bewohnt wird die Insel von Uralischern. Der Boden ist sandig, von Buschvegetation bedeckt. Das Grundwasser ist süſs und so nahe von der Oberfläche, daſs trotz der hiesigen Regenlosigkeit Wassermelonen unbewässert gedeihen. Infolge des Steigens des Seespiegels entwickeln sich auf der Insel ungewöhnliche Massen von Mücken, denen die den Fischern gehörigen Kamele dadurch entgehen, daſs sie absende in an die Schnauze ins Meer gehen und so bis zum Morgen verharren.

Von der Menschikow-Insel wurde alsdann zu den Flußmündungen aufgebrochen, doch herrschte eine solche Windstille, daſs im Laufe von 12 Tagen nur mit groſser Mühe die Entfernung von 200 Werst zurückgelegt werden konnte. Dank diesem Anfenthalte beschäftigte sich Berg mit der Untersuchung der Inseln zwischen dem Seyr- und Amu-darja, auf denen überall Anzeichen des schnellen Steigens des Sees erkannt wurden. Groſse Veränderungen waren schon in einem Jahre erfolgt. So befand sich ein am Ufer einer der Inseln im Herbst des Jahres 1899 zur Aufbewahrung des Fisches angelegter Eiskeller jetzt mit seinem Boden 0,5 m unter Wasser. So schnell findet das Steigen des Wasserspiegels statt — eine um so auffallendere Thatsache, als alle Reisenden, angefangen von Baron Meyendorff im Jahre 1820 bis zu Schultz im Jahre 1880, das Eintrocknen des Sees bezeugen.

Am 13. August verliefs Berg die Seyr-darja-Mündungen, um einige Tage später in Kasalinsk einzutreffen. Mitte August ging es wieder ins Meer hinaus, um der Erforschung der Seyches obzuliegen, was auf kleinem Nachen geschehen mufste. Zur Erforschung der Seyches diente Forels Apparat, der sich auf das Prinsip des Syphons stützt. Es erwies sich, daſs diese Schwankungen im Aralsee sich durch eine sehr groſse Periode, verglichen mit denen auf dem Genfer See, auszeichnen. Im letzteren wurde die Dauer einer Längsseyche zu 74 Minuten erkannt, während im Aralsee die kürzesten Seyches eine Periode von 8 bis 11½ Stunden einnehmen. Wie es scheint, existieren noch länger währende Seyches mit einer Periode von 16 bis 20 Stunden. In Anbetracht dieses ist das Studium der Seyches im Aralsee sehr schwierig und erfordert zur völligen Ergründung der Frage Beobachtungen mit dem Limnometer. — Gleichzeitig wurden nicht uninteressante Versteinerungen in den Oligocänschichten am Nordufer des Meeres gesammelt. Darauf ging es Anfang September nach Kasalinsk.

Überhaupt wurden von der Expedition 39 Stationen zur Erforschung der Hydrographie und Meteorologie des Sees gemacht, zwischen welchen an vielen Punkten Bestimmungen der Wassertemperatur, des Salzgehaltes, der Färbung, Tiefe u. dgl. angestellt wurden, was die Möglichkeit giebt, eine ziemlich ausführliche hydrographische Karte des Sees herzustellen, die zur Notwendigkeit wird in Anbetracht der durch die bevorstehende Erbauung einer Eisenbahn längs dem Seeufer zu erwartenden Entwickelung der Schiffahrt. Gesammelt wurden 66 Planktonproben, 26 Dredschproben, 31 Grund-, 10 Wasserproben, 200 Probiergläser mit zoologischen Objekten, über 6000 Insekten, 200 Pflanzenarten, eine bedeutende geologische Sammlung; endlich wurden im Laufe von drei Monaten tägliche meteorologische Beobachtungen auf dem See angestellt. Wie erwähnt, wurden vier Mafsstöcke aufgestellt, an denen nach Möglichkeit tägliche Beobachtungen gemacht wurden.

Die Maximaltiefe des Aralsees ergab sich zu 62,5 m, eine Ziffer, die gut zu der vom Admiral Butakow im Jahre 1850 gefundenen Tiefe von 37 Seefaden paſst. In seiner Tiefe erwies sich die Temperatur als ungemein niedrig, + 1°C. Auch der Salzgehalt erwies sich als sehr niedrig; seine Verteilung über die Oberfläche bietet groſses Interesse, doch können bestimmte Daten nicht gegeben werden, da das Material eine zeitraubende Berechnung erheischt. Mit der Tiefe stieg das specifische Gewicht rasch. Der Meeresgrund ist in der Mitte blauschwarzer Schlamm.

Die Untersuchung der Farbe und Durchsichtigkeit des Wassers ergab sehr interessante Resultate. Das Meer ist in seiner Mitte aufsergewöhnlich durchsichtig: zwischen den Inseln Barssa-Kelmess und Nikolai, bei der Tiefe von 23,5 m, erwies sich die Durchsichtigkeit zu 20,5 m (am 29. Juli), während im Genfer See, der wegen seiner Durchsichtigkeit berühmt ist und eine Tiefe von 309 m besitzt, die mittlere Durchsichtigkeit im Juli = 5,6 m (nach Forels Angabe) war. Im Winter aber mufs die Durchsichtigkeit des Aralsees noch gröſser sein. An diesen Stellen spielt das Meer mit ungewöhnlicher Lasurfarbe ab: sie ist nach Forels Skala = IV, stellenweise sogar näher zu III (d. h. dieselbe Farbe wie im Genfer See). An den Ufern aber wird die Farbe grün (VI nach Forels Skala).

Fast an jeder Station ward gedredscht und Plankton an der Oberfläche und in verschiedenen Tiefen gesammelt. Die Ergebnisse waren sehr wichtig: die Maximaltiefen (40 bis 62 m) erwiesen sich als ganz unbelebt; im blauschwarzen Schlamm gab es anscheinend keine Anzeichen von Tieren oder Pflanzen. An weniger tiefen Stellen ist die Fauna an Individuen reich, doch sehr arm an Arten; an den oben aufgezählten kommt noch Corbicula fluminalis und Gammarus sp., vielleicht noch eine Varietät von Dreyssena und Corbicula — jedenfalls also sehr wenig Arten, dagegen ein groſser Reichtum an Individuen von Cardium und Dreyssena. Dagegen ist der Plankton ziemlich reich, freilich nicht an der Oberfläche, aber in der Tiefe von 10 bis 15 m, die dicht besiedelt sind: vorzüglich von blaugefärbten Copepoden. 30 photographische Aufnahmen gaben geologische Profile.

Digitized by Google

Felsmalereien und Indianergräber in Tulare County (Kalifornien).

Von C. A. Purpus. San Diego (Kalifornien).

Wenn man am Laufe des North- und Little Tule-river, zweier prächtiger kleiner Flüsse, die sich oberhalb des kleinen Städtchens Springville vereinigen, in die Gebirge eindringt, so wird man in Schluchten und Thälern fast überall auf Spuren stoßen, welche die einst hier hausenden Indianer (sog. Digger Indians) in dieser Gegend zurückgelassen haben. Diese Indianer, welche, als die ersten Weißen in diese Regionen eindrangen, auf einer ziemlich tiefen Kulturstufe standen, waren in eine Anzahl kleiner Stämme zersplittert; sie sind jetzt auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen, der „Tule Indians“ genannt wird und auf einer kleinen Reservation lebt, ein kümmerliches Dasein fristend.

Die mannigfachen Spuren, welche sie zurückließen, sind für den Ethnologen ohne Zweifel von großem Belang. Wo immer man auf einen flachen Granitfelsen stößt, ist derselbe mit trichterförmigen Löchern bedeckt, welche von sehr wechselnder Tiefe sind, die zwischen 5 bis 15 cm schwankt, bei einem Durchmesser von 5 bis 12 cm. Solche Löcher findet man übrigens nicht allein in Tulare County, sondern auch in anderen Gegenden Kaliforniens und des angrenzenden Nevada. Unlängst fand ich solche auf einer Reise in die Colorado Desert, in den Cuyamaca Mountains bei San Diego, ferner im Pahrump Valley im östlichen Nevada, welche bis 25 cm tief in den Kalkfels eingebohrt waren.

In diesen Löchern zerstampften die Indianer die Eicheln, um das Stärkemehl daraus zu gewinnen, oder die Samen von Pinus monophylla, um sie geröstet zu verspeisen. Es muß ungemein viel Ausdauer dazu gehört haben, um diese Löcher in das meist sehr harte Gestein zu bohren, zumal die Werkzeuge, die die Indianer dazu benutzten, sehr primitiv und aus Stein verfertigt waren. Die Arbeit muß oft ganze Wochen und Monate in Anspruch genommen haben.

Während der Zweck dieser Löcher verständlich ist, ist derjenige der sogen. „potholes“ unklar. Man findet diese potholes tiefer im Gebirge und zwar zumeist in der Sequoiaregion. Diese trichterförmigen Löcher bedecken aneinandergereihte flache Granitfelsen und haben einen Durchmesser von 50 bis 60 cm bei einer Tiefe, welche von 15 bis 30 cm schwankt. Ich habe behaupten hören, diese potholes seien von den Indianern dazu benutzt worden, um größere Massen von Speisen darin zu kochen, namentlich in Kriegszeiten.

Daß diese Indianer einige Kunstfertigkeit besaßen, beweisen die Felsmalereien (painted rocks) und die auf ihren Lagerplätzen und Gräbern gefundenen, kunstvoll gearbeiteten Pfeilspitzen, Schmuckgegenstände u. s. w. Ferner die wundervoll geflochtenen Körbe, welche wahre Kunstwerke sind und die noch heutigen Tages von den Squaws in den schönsten Mustern hergestellt werden. Die painted rocks finden sich über die ganze Gegend zerstreut. Es sind meist aufrecht stehende Granitfelsen, deren eine Seite eine glatte Wand bildet, welche mit wunderlichen Malereien und Bildzeichen bedeckt ist und deren Bedeutung wir kaum zu enträtseln vermögen. An Stellen, wo diese Malereien gegen Regen geschützt sind, sind sie noch sehr gut erhalten. Zur Herstellung dieser Bildzeichen bedienten sich die Indianer roter und schwarzer Farben.

Vorwiegend sind größere oder kleinere kreisrunde Ringe, von denen Mitte Striche nach dem Rande zu angehen, so daß sie wie Räder aussehen; möglicherweise sollten sie die Sonne darstellen. Andere sind elliptische Ringe, durch die sich ein schlangenartig gewundener Strich hindurch zieht. Wieder andere haben die rohe Form eines Fisches oder sehen aus wie Hirschgeweihe, oder sie haben die Gestalt eines Herzens. Manche dieser Ringe sind durch Querstreifen in einzelne Felder geteilt.

Dagegen vermißte ich Zeichnungen von Menschen, Säugetieren, Vögeln u. s. w., wie ich sie an Felsen in Britisch Columbia, später in Niederkalifornien in einer Höhle und, ganze Felsen bedeckend, am Grand River und Thompsonspring Cañon in Utah gesehen habe. Diejenigen, welche ich bei Calmalli in Niederkalifornien fand, gehören unstreitig zu den schönsten indianischen Zeichnungen, die ich bis jetzt sah.

Einen der interessantesten dieser painted rocks fand ich seiner Zeit an einem kleinen Bache, der in den Tule River einmündet. Derselbe ist ein riesiger Granitfelsen, der sich an einen anderen anlehnt, so daß dadurch eine Art Höhle entsteht, die jedoch an zwei Seiten offen ist. Der Felsen ist an einer Seite mit Bildzeichen bedeckt, die vielleicht andeuten sollen, welchem Zweck dieser Ort gedient hat. Ein Teil der Zeichen ist noch gut erhalten, ein anderer dagegen durch Feuer bezw. Rauch zerstört. Als ich diese Höhle zum erstenmal besuchte, fielen mir die umhergestreuten Kohlen und halbverkohlten Holzstücke auf, ferner die in der Mitte aufgehäuften Steine. Vermutend, daß sich hier ein altes Indianermassengrab befände, fing ich an, die Steinhaufen zu entfernen und die Erde aufzugraben. Meine Bemühungen waren insofern von Erfolg gekrönt, als ich nach kurzer Arbeit, ganz nahe der Oberfläche, einen angebrannten menschlichen Unterkiefer fand, und wie ich vermutete, hatte ich hier einen alten indianischen Verbrennungsplatz und ein Massengrab gefunden, in dem ich keine reichen, aber ganz wichtige Funde gemacht habe. Bekanntlich verbrannten die Digger Indians zum Teil ihre Toten auch dann noch, als sie bereits mit den Weißen in Berührung getreten waren. Allem Anschein nach wurden angesehene Individuen, „Häuptlinge“, fast vollständig verbrannt, andere dagegen nur teilweise.

Angeregt durch den Fund, machte ich mich mehrere Tage hintereinander daran, das Massengrab aufzudecken. Anfangs fand ich nur zum Teil sehr gut erhaltene, zum Teil aber auch halbverkohlte Schädel und Knochen, so z. B. Arm- und Beinknochen von bedeutender Länge, welche darauf schließen ließen, daß dieselben einem starken Geschlecht angehört hatten. Das meiste lag regellos über- und untereinander. Die zum Teil noch gut erhaltenen oder halb verbrannten Schädel fand ich meist unter großen und schweren Steinen liegen, welche möglicherweise darauf gewälzt wurden, um das Fortschleppen durch Coyotes zu verhindern. Die Schädel waren teilweise von regelmäßiger Form, teilweise aber auch deformiert, namentlich diejenigen weiblicher Individuen, die außerdem an der Stirn rot bemalt waren. Fast alle Schädel waren am Hinterkopfe mehr oder weniger stark abgeplattet, was wohl daher kam, daß die betreffenden Individuen in der frühesten Jugend mit dem Hinterkopf auf einem harten Gegenstande aufliegen. Die Zähne waren stark abgenutzt, besonders nach innen, sonst jedoch sehr gut erhalten. Ich maß vier der gefundenen Schädel und es ergaben sich folgende Maßverhältnisse: ein normal gebauter Schädel maß vom

Digitized by Google

Nasenknochen bis unter den Hinterkopf 30 cm, von einer Ohröffnung bis zur anderen 28 cm, ein zweiter 31 × 29 cm, ein dritter nicht normaler 36 × 26 und der vierte, wahrscheinlich einem weiblichen Individuum angehörend, 38 × 28. Aus einigen Schädeln fielen kleine Scheiben heraus, aus Talk oder Muscheln und einem Fossil (Encrinite) angefertigt. Dieselben waren in der Mitte durchbohrt. An manchen Stellen des Massengrabes stieß ich auf Knochensache mit teilweise verbrannten Knochen vermischt. Hin und wieder kamen auch Schmuckgegenstände aus Perlmutter und durchbohrt zum Vorschein; ferner die schon erwähnten Scheibchen,

Walzenförmiger Stein und Scheibchen aus dem Indianergrabe.

wie sie beifolgende Abbildung veranschaulicht (s. Abb.). Weiter fanden sich halbverkohlte Stücke zierlichen Flechtwerks, schön bearbeitete Stücke einer Schale aus Asgit, ferner ein walzenförmiger, glattgeschliffener Stein, an einem Ende länger, am anderen kürzer zugespitzt (s. Abb.) und mit einer Rille versehen zum Anhängen. Da dieser Stein mit roter Farbe beschmiert war, so vermute ich, daß derselbe als eine Art Griffel zum Bemalen der Felsen gedient habe und mit seinem Besitzer begraben wurde. Mit diesem Stein kam ein glattgeschliffenes Stück Bimsstein und Stücke von Obsidian, aus dem die Indianer die meisten Pfeilspitzen herstellten, zum Vorschein. Im großen ganzen war jedoch die Ausbeute an ethnographischen Gegenständen anfangs eine sehr geringe, was mich um so mehr wunderte, als in anderen Gräbern, namentlich in denen des Flachlandes, im San Joaquin Valley, früher und erst kürzlich von Ethnologen eine Masse Pfeilspitzen, Mörser, Schmuckgegenstände gefunden wurden. Als ich seiner Zeit in Britisch Columbia reiste, erhielt ich von Indianern wundervolle Gegenstände, wie z. B. Meisel, prachtvoll gearbeitete Statuen aus Augit und Diopsit, Schalen u. s. w., welche in Indianergräbern gefunden wurden und sich jetzt im Museum für Völkerkunde in Berlin befinden.

Nach einiger Unterbrechung machte ich mich wieder an die Erforschung des Grabes und stieß plötzlich auf einen Haufen Asche und einen halbverbrannten Schädel. Vermengt mit dieser Asche und teilweise in dem Schädel fanden sich eine Masse runder Scheiben von zwei verschiedenen Größen, wie auf der Abbildung sichtbar. Leider waren diese Scheiben größtenteils durch Feuer zerstört, da sie ohne Zweifel mit der Leiche auf den Scheiterhaufen gelegt wurden, um mit ihr zu verbrennen. Ferner fanden sich mehrere Speer- und Pfeilspitzen. Eine der Speerspitzen war noch mit dem Kitt versehen, mit dem sie an den Schaft befestigt wurde. Dieser Kitt war kein Harz, sondern eine Art Cement, der sehr fest an der Spitze haftete. Der Speer selbst wurde wahrscheinlich mit der Leiche verbrannt. Eine sehr kleine Pfeilspitze aus Obsidian, welche sich in dem Schädel fand, war außerordentlich kunstvoll gearbeitet und ist zweifellos die schönste in meiner reichen Sammlung. Die Scheiben, welche zweifellos fossilen Ursprungs sind, waren zum Teil mit Rillen versehen und in der Mitte durchlöchert.

Außer diesen Gegenständen fand sich noch eine Menge Obsidian in kleineren Stücken, aus dem die Indianer größtenteils ihre Pfeilspitzen verfertigten, ferner ein Stück schwarzer Farbe und ein gespaltener, glattgeschliffener Beinknochen eines Hirsches. Mit diesem letzten Funde war die Ausbeute abgeschlossen. Zweifellos wurde das meiste mit den Leichen auf den Scheiterhaufen gelegt und mit diesen verbrannt, soweit es eben möglich war.

Togo im Jahre 1900.

Von H. Seidel. Berlin.

Über unserer Kolonialbesitzung an der Sklavenküste schnint neuerdings ein glücklicherer Stern zu walten als in den Jahren vorher. Zwar ist bis jetzt weder die Landungsbrücke noch eine Bahn gebaut, aber die Mittel dazu sind bewilligt, und so werden wir es hoffentlich erleben, daß diese für die Entwickelung des Schutzgebietes unerläßlichen Faktoren demnächst in Angriff genommen werden. Statt eines Schienenweges nach dem innern soll vorläufig die Küstenstreeke von Lome nach Klein-Popo zur Ausführung gelangen. Die andere, wichtigere Linie glaubt man bis nach Fertigstellung der Brücke hinausschieben zu müssen. Unbegründet deucht uns dieser Vorschlag nicht; ob damit aber dem Lande gedient ist, bleibt eine offene Frage, die man kaum mit „ja" beantworten kann. Jedenfalls widerspricht der Aufschub den Interessen des ersten Großagrariers in Togo, des Herrn Sholto Douglas, der für seine Latifundien am Agu und in Agome und Boëm so bald als irgend möglich eine Bahnverbindung zum Meere wünscht.

Immerhin haben die ausgedehnten Bodenankäufe des bekannten „Kolonialfreundes" den Erfolg gehabt, daß Togo 1899 und 1900 von zwei Fachexperten, dem Kaiserl. Geheimrat Prof. Dr. Wohltmann und dem Botaniker R. Schlechter, genauer auf seine Produktionsfähigkeit untersucht wurde. Geheimrat Wohltmann von der landwirtschaftlichen Akademie in Poppelsdorf reiste im Auftrage des Auswärtigen Amtes. Der „wesentlichste Zweck" seiner Expedition war indessen — wie er selber schreibt —, „festzustellen, ob und in welcher Weise bestimmte Ländereien am Agu, sowie am und im Agomegebirge sich für Kulturen im Großbetriebe, vornehmlich für Baumwolle und Tabak, eignen". Ungefähr in denselben Grenzen hielt sich der vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee ausgesandte Kantschukforscher R. Schlechter. Da ihm eine längere Arbeitsfrist zu Gebote stand, durchzog er auch die westlichen Distrikte um Amedschovhe und Kpando. Besondere Aufmerksamkeit widmete er jedoch der Landschaft Boëm, nördlich von Misahöh, wo er das für Herrn Douglas erworbene Terrain „auf die Anbaufähigkeit für Kickxia elastica und andere Kautschukpflanzen anzusehen" hatte.

Im folgenden wollen wir kurz die Ergebnisse der „Bonitätsprüfung" mitteilen, wie sie uns hauptsächlich

Digitized by Google

in Prof. Wohltmanns kleiner Schrift [1]) so übersichtlich vorgelegt sind. Für den sandigen Küstenstrich eignet sich vor allem die Kokospalme. Das bewies am augenfälligsten die blühende Plantage Kpeme mit ihren 143000 Bäumen und 15000 Stecklingen in den Saatbeeten. Der hinter Lome in der Richtung zum Togosee verlaufende trockene Lagunenarm wird sich seines feuchten Untergrundes halber zur Anzucht von Sumpfreis empfehlen. Auf der Lateritzone oder dem „Gebirgsvorlande" — nach Wohltmanns Bezeichnung — hat die Sisal-Agave nnd zum Teil der Kautschukträger Manihot Glaziovii eine aussichtsreiche Zukunft. Daneben ist in den fruchtbareren Strichen der Anbau der Ölpalme durch die Eingeborenen eifrig zu fördern, da Öl und Kerne noch auf lange Jahre hinaus die vornehmsten Exportgüter der Kolonie bilden werdnn. Auf bevorzugten Plätzen, die aber nur in geringer Ausdehnung vorhanden sind, läßt sich auch Baumwolle oder Tabak als Kleinbetrieb seitens der Neger in Angriff nehmen. Die günstigsten Bodenverhältnisse treten erst am Fuße der Gebirgsstöcke und zwischen denselben auf, z. B. in den auskömmlich bewässerten Ganen Nyambo und Gadja auf der Regenseite des Agu und seiner Nachbarschaft. „Besseres Land habe ich nirgends auf meiner Reise in Togo angetroffen", sagt Wohltmann und rät daher dringend, diese Gebiete für den Großanbau von Tabak und Baumwolle zu reservieren. Wo Regenwechsel und mindere Befeuchtung herrscht, wird der „Schwerpunkt der Entwickelung mehr auf die Anleitung der Eingeborenen zur rationellen Tabak- und insbesondere Baumwollenkultur" zu legen sein als auf europäische Unternehmungen.

Wieder anders erscheint das höhere Gebirge, namentlich in Agome, das nach Wohltmanns und Schlechters [2]) Urteil nur für Gummi- und Kolapflanzungen in Betracht kommen soll. Zur Kakaozucht ist es dagegen so gut wie gar nicht passend und für Kaffee nur in beschränktem Maße, obschon nicht zu bestreiten ist, daß sich hier und da Kaffeegärten, besonders mit Coffea liberica, recht wohl rentabel fortbringen lassen. Dafür zeugen u. a. Wohltmanns treffliche Photographieen der Kaffeebäumchen aus der Versuchsplantage bei Misahöh. Zur Besserung der Feuchtigkeitsverteilung, wie überhaupt der physischen Lage der Kolonie, muß thunlichst bald in Steppe und Gebirge mit umfassenden Aufforstungen begonnen werden. Die Fachexperten schlagen zu dem Zwecke die Anlage von Ölpalmenhainen und von Wäldern mit Kolahäumen und gummi- und kautschukliefernden Pflanzen vor, der Bau-, Brenn- und Nutzhölzer nicht zu vergessen.

In dieser Richtung werden sich also Land- und Forstwirtschaft in Togo zukünftig zu bewegen haben, wenn sie anders mit Nutzen arbeiten wollen. Es ist nur bedauerlich, daß man solche Pfade nicht schon früher gefunden hat. Denn empfohlen war das, was uns jetzt mit wissenschaftlichem Gewicht dedu ziert wird, seit vollen dreizehn Jahren. In Dr. E. Henricis Buch über „Das deutsche Togogebiet" (Leipzig 1888) lesen wir bezüglich der Ölpalme, der Ackerfrüchte, des Mais und des Reis, der Baumwolle und des Tabaks genau dieselben Ratschläge; sogar die Notwendigkeit der Forstkultur ist nicht außer acht gelassen worden.

Wenn wir jetzt zu den politischen Verhältnissen übergehen, so haben wir zunächst die Thatsache zu erwähneu, daß die seit außerhalb Jahren schwebende Aufteilung der ehemaligen „Neutralzone" noch nicht geregelt ist. Die in Berlin darob tagende Konferenz mußte abgebrochen werden, weil die englischen Bevollmächtigten, welche sich angeblich zur Einholung neuer Informationen nach Loudon begeben hatten, das Wiederkommen vergaßen. Die Herren waren sehr überrascht, unsere berechtigten Ansprüche mit Ernst und Nachdruck vertreten zu sehen und nicht mehr die bedingungslose Willfährigkeit zu finden, wie zu den Zeiten eines Caprivi. Die uns durch Artikel V der Samoa-Akte zugesprochene Dagombahauptstadt Yendi hat bereits 1900 eine deutsche Besatzung erhalten. Sollte England bei seiner auswcichenden Haltung beharren, so würde uns nichts anderes übrig bleiben, als das Gebiet, auf welches wir aus „bestimmten Gründen und Unterlagen" ein gutes Recht haben, ebenfalls militärisch zu besetzen und danu nach dem Prinzip der „occupation effective" den endgültigen Grenzausgleich an Ort und Stelle herbeizuführen.

Bemerkenswerte Ruhestörungen haben im abgelaufenen Jahre nur im Stationsbezirke Sansanne-Mangu ereignet. Hier mußten die anfässigen Stämme der Bnpaliws und Motiwa aus dem Bereich der Konkomba empfindlich gezüchtigt werden. Dann kam das Moba- und Natyabaland an die Reihe, dessen Einwohner mehrfache Unthaten, wie Straßenraub, Ermordung friedlicher Händler und dergl. verübt hatten. Endlich forderten auch die östlichen Gaus Tschore und Banya das Einschreiten der bewaffneten Macht; doch gelang es, ohne größeres Blutvergießeu des Anfstandes Herr zu werden und den Frieden zu sichern.

Die kleinen Vorkommnisse in Akposso und Notschä wurden von der Station Atakpame aus schnell geordnet, und selbst ein schwerer Fall von Blutrache ans dem Bezirke Misahöh fand ohne Verzug seine gerechte Abnndung. Über diesen Vorgang dürften indes einige Worte angebracht sein, da er uns in seinen Begleitumständen zeigt, welchen Einfluß die Mission und die deutsche Regierung bereits erlangt haben. Der Urheber des Verbrechens war der König von Ho, dem während des letzten Asantekrieges mehrere Unterthanen, angeblich 186, jenseits des Volta getötet sein sollten. Auf die Mitteilungen etlicher Flüchtlinge hin faßte der König mit seinen Ratgebern heimlich den Entschluß, alle Asante (Aschanti), deren man habhaft werden könnte, zu ermorden. In der That mußten fünf dieser Unglücklichen unter grausamen Martern ihr Leben lassen, und ihre Köpfe, Herzen und Glieder wurden an die zur Blutrache berechtigten Stämme verteilt. Das alles geschah ohne Vorwissen der christlichen Neger in Ho, die gar nicht in den Handel verwickelt waren. Als die Sache dennoch ans Licht kam, erstattete der König von Ho bei Dr. Gruner in Misahöh Selbstanzeige und entzog sich auf Zureden unserer Bremer Missionare auch nicht der anschließenden Gerichtsverhandlung. Er und seine Komplicen wurden je nach ihrer Schuld zu Gefängnisstrafen verurteilt, während die betreffenden Stämme eine Buße von 1250 Mk. zu entrichten hatten.

Im übrigen herrschte in Togo beste Ordnung, so daß sich die Bezirksämter und Stationen neben ihren politischen Aufgaben mehr als bisher den Werken friedlicher Kulturmission widmen konnten. Dies gesebah durch

[1]) „Bericht über seine Togoreise." Ausgeführt im Auftrage der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes im Dezember 1899. Mit einer Karte und 20 Abbildungen. Beiheft Nr. 5 zum „Tropenpflanzer". Berlin, Kolonialwirtschaftliches Komitee, Dezember 1900.

[2]) Zu diesem Zweck hat das Kolonialwirtschaftl. Komitee gegen Ende vorigen Jahres eine Baumwollen-Expedition nach Togo entsandt, die zur Zeit eine Baumwollenfärm bei Tove, nahe dem Agugebirge, in Angriff genommen hat. Deutsches Kolonialblatt 1901, Bd. 12, S. 149.

[3]) „Westafrikanische Kautschuk-Expedition", Berlin, Kolonialwirtschaftl. Komitee, 1900. Fünftes Kapitel: Togoreise und Heimreise.

Digitized by Google

Anlage und Besetzung von Nebenposten, durch Erbauung von Wegen, Brücken und Unterkunftshäusern, durch Begründung von Versuchsgärten, durch meteorologische und ethnographische Aufnahmen, Kartenzeichnen, Sammeln, Förderung des Handels und Regelung der Markt- und Verkehrsverhältnisse, sowie des Geldkurses. Auch die Zählung der Wehrstätten und, wo es sich thun ließ, der einzelnen Häuser und ihrer Insassen wurde fleißig fortgesetzt, hauptsächlich in Atakpame und Sokodé-Bassari. Letzterer Bezirk hat sieben Städte von 4000 bis 20000 Einwohnern, und die gesamte Volksmenge wird sich immerhin auf 400000 Köpfe belaufen. Besonders dicht ist das erst kürzlich erschlossene Kabureland besiedelt, dessen Seelenzahl allein gegen 150000 beträgt. Die Geböfte liegen so nahe bei einander, daß man bei einer zweitägigen Rundreise stets deren 20 bis 80 von jedem beliebigen Punkte aus überblicken kann.

Im Vergleich hierzu muß der Bezirk Atakpame zum Teil als ein menschenarmes Land bezeichnet werden, weil hier noch viele Quadratkilometer gänzlich unbesetzt daliegen. Die größten Ortschaften sind u. a. Sagada mit 500, Gamme mit 700, Pedsebi, Beke und Amelamme mit je 800, Agome-Kotuba und Pedemé mit je 900, Avete mit 1000, Akbondé mit 1200 und Atakpame selber mit 2200 Hütten. Da die Station den ewigen Kriegen und Fehden früherer Tage ein Ende bereitet hat, so werden wir bald von einem Steigen der Bevölkerung berichten können, wenn schon jetzt der Einstrom fremder Händler und Geschäftstreibender erheblich beiträgt.

Für den Kolonialfreund ist es eine angenehme Beobachtung, daß sich die interessierten Kreise je länger, desto mehr von dem Werte der eingesessenen Bevölkerung überzeugen und sie zu einem wichtigen Faktor in der kulturellen Entfaltung des Landes heranzubilden trachten. In diesem Sinne wirken in Tege vier Missionsgesellschaften mit einem bedeutenden Stabe weißer und schwarzer Hülfskräfte, denen es bereits gelungen ist, eine ansehnliche Zahl christlicher Gemeinden ins Leben zu rufen und durch diese bessere Zucht und Sitte, verbunden mit der Gewöhnung zu produktiver Arbeit, unter den Negern auszubreiten. Auch die Regierungsschule in Sebhevi bei Klein-Popo verfolgt, soweit es in ihrem Plane liegt, denselben Zweck. Es wird sogar die Eröffnung einer zweiten derartigen Anstalt in der Hauptstadt Lome beabsichtigt, um das Personal für die unteren Beamtenstellen in Post, Telegraphie, Zolldienst und sonstiger Verwaltung aus den Eingeborenen rekrutieren zu können.

Ebense ist man bemüht, die Neger im Handwerk zu unterweisen, vor allem in der Zimmerei, Tischlerei und Maurerei. Es wird daher jedem an den öffentlichen Bauten beschäftigten Handwerker ein junger, anstelliger Farbiger aus Lome oder Klein-Popo als Lehrling beigegeben. Angesichts des für afrikanische Verhältnisse hohen Lohnes dürfte es an Bewerbern nicht fehlen. In den Faktoreien erhält z. B. ein Zimmermann bei dauernder Beschäftigung monatlich 30 bis 50 Mk., ein Böttcher, der die Ölfässer aufsetzt, etwa 30 Mark. Das beliebteste Gewerbe bei den Küstenegern ist jedoch die Schneiderei. In Lome und Klein-Popo giebt es Dutzende der schwarzen Bekleidungskünstler, die in ihren offenen Läden stolz auf dem Tische oder hinter der deutschen Nähmaschine hocken. Letztere hat ihren Weg bereits ins Hinterland gefunden. Man trifft sie u. a. in Agome-Palime, kurz vor Misahöh; doch werden im allgemeinen Maschinen mit Handbetrieb denen mit Treteinrichtung vorgezogen.

Für den friedliebenden Charakter unserer Togoneger, besonders der im ganzen Süden ansässigen Ehe, zeugen deutlich die Nachweise über die Rechtspflege in der Kolonie. Todesstrafe oder längere Kettenhaft sind in den Bezirksämtern Lome und Klein-Popo überhaupt nicht verhängt worden; auch die Prügelstrafen wurden nicht nur ihrer absoluten Zahl nach, sondern auch im Verhältnis zur Gesamtzahl der Bestrafungen wesentlich seltener zur Anwendung gebracht als im Vorjahre*.

Erheblich gebessert hat sich die wirtschaftliche Lage der Kolonie. Das geht am augenfälligsten aus dem Titel „Einnahmen“ hervor, der gegen den Etatsanschlag von 480000 Mk. ein Mehr von 74000 Mk. verzeichnet. Namentlich beweist das Steigen der Einfuhrzölle, daß sich das Land von den Nachwehen der letzten Dürren und Mißernten völlig erholt hat. Die Ursache dieser Änderung ist einzig der ausgiebigere Regenfall, der besonders 1898 über Togo niederging. Fast ebenso günstig blieb das Jahr 1899, das selbst der Küstenzone noch im Juli und August kräftige Niederschläge brachte. Die Herbstperiode fiel allerdings etwas dürftiger aus, und auch die große Regenzeit von 1900 ergab im Gestadegürtel, wie zum Teil auch im Innern bei weitem nicht die Feuchtigkeitsmenge von 1898.

Der erhöhte Zustrom an Palmöl und Palmkernen dürfte natürlich auf das ganze Handelsgeschäft seine belebende Wirkung ans. Wie die nachstehende Tabelle lehrt, ist nicht nur der Tiefstand von 1897 um mehr als das Doppelte überholt worden, sondern auch der bisherige Höchststand von 1893 blieb um 33598 Mk. hinter der neuesten Summe zurück. Die Ergebnisse aus dem ersten

Kalenderjahr	Einfuhr Mk.	Ausfuhr Mk.	Summe Mk.
1892	2 135 945	2 411 542	4 547 487
1893	2 414 890	3 413 920	5 828 810
1894	2 240 642	2 894 393	5 135 035
1895	2 353 322	3 046 465	5 401 787
1896	1 846 841	1 651 618	3 498 459
1897	1 975 942	771 025	2 746 967
1898	2 490 925	1 470 484	3 961 409
1899	3 279 708	2 583 701	5 862 409

Semester 1900 lassen den Schluß zu, daß der Aufschwung noch fortdauert. Die Einfuhr innerhalb dieses Zeitraumes berechnet sich laut Angabe der Zollämter auf 1991571 Mark, wonach sich die Jahressumme auf 3,9 bis 4 Mill. Mark stellen dürfte. Das ist ein Betrag, wie wir ihn in Togo bisher nicht erreicht haben. Naturgemäß wird auch der Export eine entsprechende Zunahme aufweisen. Leider stehen die Zahlen für 1900 noch aus; wir können darum nur den Posten aus 1899 hersetzen und die Leser hitten, diese mit unserer vorjährigen Liste aus Band 77, Seite 210 zu vergleichen. Für Palmkerne wurden 1291020 Mk., für Palmöl 774635 Mk. eingenommen; Gummi brachte 366075 Mk., Elfenbein 24016 Mk., Schlachtvieh 77305 Mk., Mais 26510 Mk., Schibutter und Yams zusammen 8800 Mk., Erdnüsse 9800 Mk. und Kopra 2600 Mark.

Auf den Reeden des Schutzgebietes ankerten vom 1. Juli 1899 bis 30. Juni 1900 im ganzen 219 Schiffe mit 280440 Registertonnen, nämlich vor Lome 62 deutsche Dampfer (einschließlich zweier Kriegsschiffe), 36 englische und 17 französische Dampfer, vor Klein-Popo 55 deutsche Dampfer (einschließlich zweier Kriegsschiffe), 28 englische und 20 französische Dampfer. Außerdem legte vor Leme ein amerikanisches Segelschiff an.

Minder gut ist es noch immer um die Viehzucht bestellt, deren rationeller Pflege die schwarzen Togobauern wenig Verständnis entgegenbringen. Das ändert sich jedoch, je weiter man nach Norden vordringt. Außer Atakpame und dem Bezirk Sokodé, der zur Pferdezucht in Betracht kommt, ist hauptsächlich das Gebiet von

Digitized by Google

Sansanne-Mangu wegen seines Viehreichtums zu erwähnen. An der Küste scheint sich vor allem der Bezirk Klein-Popo mit dem Halten von Schlacht- und Weidetieren abzugeben. Die Stadt selber besitzt zur Zeit eine Rinderherde von 600 Stück, und auch in den Nachbarorten Agueçá und Vokutime heginut man auf diesen Erwerbszweig aufmerksam zu werden, seit die häufig anlegenden Dampfer als sichere Abnehmer für das frische Fleisch erkannt worden sind. Um die nicht selten unter dem Viehbestand, speciell unter den Pferden auftretenden Krankheiten zu bekämpfen, ist die Berufung eines Tierarztes, der zugleich die nötigen bakteriologischen Forschungen vornehmen kann, dringendes Erfordernis.

Was den Gesundheitszustand der Bewohner, und zwar zunächst der Weißen anlangt, so dürfte sich deutlich der Vorteil einer schnelleren ärztlichen Bedienung, wie sie jetzt durch die Anstellung zweier Regierungsärzte, des einen in Klein-Popo am Nachtigalkrankenhause, des andern in Lome ermöglicht ist. Von den 9 Todesfällen des Berichtsjahres kommen 5, also $12^1/_2$ Prozent der dortigen Europäer auf das Hinterland und 4, also 5 Prozent der Anwesenden auf die Küstenplätze, wo den Fremde jederzeit Rat, Hülfe und Pflege zu Gebote stehen. Unter den Eingeborenen traten verschiedentlich die Pocken wieder auf, denen man, soweit es sich thun ließ, durch Schutzimpfungen zu steuern suchte. Um gesundes Trinkwasser zu beschaffen, wurden Brunnenbohrungen vorgenommen, deren Resultate indes noch abzuwarten sind.

Bei Lome ließ das Gouvernement eine Isolierbaracke für Schwarze mit ansteckenden Krankheiten errichten. Das Gebände liegt etwa 1 km von jeder menschlichen Wohnung entfernt und ist im Umkreise von 10 m mit einem Zaun und einer Kaktushecke umgeben, so daß vollständige Absperrung erzielt ist.

Sehr viel ist im abgelaufenen Jahre zur Förderung der wissenschaftlichen Kenntnis des Schutzgebietes geschehen. Der botanische Garten, obschon auf wenig günstigem Terrain im alten Lagunenbette hinter Lome angelegt, umschließt zur Zeit über 250 Arten versuchsweise kultivierter Pflanzen. Recht ansehnlich ist ferner der Stationsgarten bei Kete-Kratachi versehen, und selbst Atakpame und Sokodé widmen sich schon der Probezucht tropischer Gewächse. Das botanische Museum in Berlin erhielt aus Togo über 1100 Nummern Herbarpflanzen, davon allein 675 aus der Schlechterschen Sammlung, welche indes auch die Beute vom unteren Kongo und aus Kamerun umschließt. Dem Museum für Völkerkunde gingen 1478 Nummern zu, an denen der Stationsleiter von Sokodé-Bassari, Dr. Kersting, mit 636 und Oberleutnant Thierry aus Sansanne-Mangu mit 693 Stücken beteiligt sind. Kaum minder reich wurde das Museum für Naturkunde bedacht. Der linguistischen Forschung diente A. Seidels Bearbeitung des vom verstorbenen Dr. R. Plehn hinterlassenen Materials aus 17 Togosprachen. Bergassessor Hupfeld beschrieb zum erstenmal die Eisengewinnung und Eisenindustrie in Togo, und auf Prof. v. Danckelmans Veranlassung kamen neue, wichtige Beiträge über das Harmattanproblem ans Licht. Ganz bedeutend mehrten sich jedoch die kartographischen Aufnahmen, zu denen Oberleutnant Preil, Hauptmann v. Doering, Bergassessor Hupfeld, Dr. Kersting, Freiherr v. Seefried u. a. beigetragen haben.

So zeigt sich auf allen Gebieten ein erfreuliches Streben, das allerdings erst dann zum rechten Segen für Togo ausschlagen wird, wenn die Landungsbrücke und die Centralbahn Lome-Misahöh-Atakpame fertiggestellt sind. Des weiteren müssen wir nach dem Vorbilde Deutschen können uns nicht zu entscheidenden Thaten aufraffen; wir begnügen uns mit den kleinsten Mitteln und sehen ruhig zu, wenn selbst diese noch vom Reichstage verkürzt oder ganz gestrichen werden.

Das bosnische und herzegowinische Haus[1]).

Von Dr. F. Tetzner.

Ich entsinne mich gern des Behagens jener Tage, wenn wir Kinder vor 30 und mehr Jahren zusehanen konnten, wie der Werdauer „Flurwächter“ seine „Flurhütte“ baute. Auf einer breiten Viehaustreibe flocht er aus Holz und Stroh, das er sich von den Flurbesitzern geben ließ, einen würfelartigen Bau. Jede Dimension betrug etwa $1^1/_2$ m, die Breitseite war etwas größer, die Höhe etwas kleiner. Die Bretterthür war in der Mitte der vorderen Breitseite. Die Hundehütte stand nebenan. Das Haus erfüllte vortrefflich seinen Zweck, im Sommer und Herbst dem Flurschützen auf freiem Felde Schlafraum und Unterkunft zu gewähren. Ein Heizraum war unnötig, die Frau brachte dem Wächter das warme Mittagessen. Eine sehr einfache Holzbank vor der Hütte vertrat Vorhaupt, Kletenvorbau und Hausgerät.

Soviel ich einzelne Häuser sah, in Samogitien oder der Herzegowina, im Orient oder Occident, sie hatten fast den gleichen Grundriß. Man hat dem ursprünglichsten arischen Haus noch die Brücke oder Veranda beigeben zu müssen geglaubt, wie sie die lettische Klete, die litauische Swirne, die bosnische Mosches, das nordische Haus und manche oberdeutsche Hausanlage bietet, wie sie ferner, vom Architekten verwertet, in den Laubengängen mittelalterlicher Markthäuser ähnlich auftreten und den Märkten der polnischen Städte zur Zierde gereichen. Aber der bloße Anblick lehrt schon, daß dieser

[1]) Dieser Bericht fußt auf der Arbeit: Das volkstümliche Haus in Bosnien und der Herzegowina. Von Dr. Rudolf Meringer, o. ö. Professor an der Universität Graz (Wissenschaftliche Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Herausgeg. v. Bosnisch-Herzegowinischen Landesmuseum in Sarajevo. Redigiert von Dr. Moritz Hoernes. 7. Bd. Wien 1900, in Kommission bei Karl Gerolds Sohn. Seite 247 bis 290; darin auch 90 (darunter unsere) Abbildungen, am Schluß Tafel IX und X mit farbigen Abbildungen von vier Holzmoscheen in Dvanja-Tuzla). Meringer hat, u. a. in den Mitt. der Anthrop. Gesellsch. in Wien, wiederholt auf Grund eigener Anschauungen wertvolle Arbeiten zur mitteleuropäischen Hausforschung veröffentlicht. Hier hat er über ein bislang abgelegenes Gebiet eine klare und gründliche Forschung geboten. Sie ist um so dankenswerter, als Meringer selbst bekennt: „Bosnien und die Herzegowina weisen noch höchst merkwürdige und ursprüngliche menschliche Behausungen auf“ (Höhlenwohnungen, Pfahlbauten, das einzellige Haus der Herzegowiner), und über das letztere sagt er: „Das bosnische Haus hat noch keinen sich über den Boden erhebenden Arbeits- oder Kulturhorizont.“

Digitized by Google

Entwickelung ein einfacherer Zustand vorausging. Hennenberger u. a. kennen die Veranda vor der Klete noch nicht, die heute unentbehrlich scheint.

Das einzellige Haus von der Grundanlage jener Flurhütte finden wir noch in reichlicher Zahl in der Herzegowina und in zweiter Linie auch in Bosnien. In Bosnien ist das älteste Baumaterial wohl Rutengeflecht; mit Lehm u. a. hat man die Wände dicht gemacht. Wenn Wirnt v. Gravenberg aus der Baireuther Gegend, der am Hofe Bertholds IV. von Meran lebte, um 1205 einen glêt schildert, „gezinnet mit rôre und mit rîse", so werden wir an ein ähnliches Geflecht denken müssen wie an das unseres bosnischen Häuschens (Abb. 1). Meist haben. Reinlichkeits-, Schönheits-, Nützlichkeitsgefühl forderten gebieterisch die Abtrennung des Herdraumes. Das zweizellige Haus mufste entstehen und entsteht noch heutigen Tages aus dem einzelligen. Eine einfache Wand mit Hausbodendiele schliefst den Stubenraum vom Küchenraume ab. Die Stube behält oder bekommt das Fenster und dazu den Zugang von der Küche aus, die Hausthür rückt auf die Seite. Dies zweizellige Haus ist in ausgeprägtem Mafse in Bosnien vorhanden (Mer. Abb. 5, 6, 8, 41, 78), während der ärmere Herzegowiner öfter die eine Zelle beibehielt. Ganz genau so entwickelte sich auch das kaschubische Haus, nur dafs hier der Altsitzer nebenan in umgekehrter Reihenfolge wieder so angebaut

Abb. 1. Zweizelliges Haus. (Meringer S. 252, Abb. 5.) Wände Rutengeflecht; Strohschindel mit Dachstangen. Äufserlich nicht wesentlich verschieden ist ein einzelliges Haus in Trebižat. (Meringer Abb. 68.) — Abb. 2. Zweizelliges Haus, Gegend von Dolnja Tuzla. (Meringer S. 252, Abb. 6.) — Abb. 3. Zweizelliges bosnisches Haus mit Laubenbau. (Erschlossen.) (Meringer S. 253, Abb. 8.)

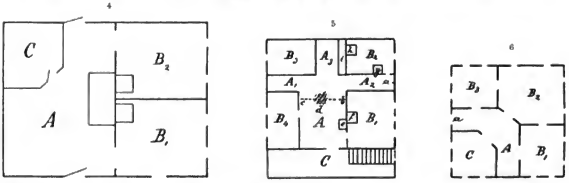


Abb. 4. Zweizelliges Haus in Jaice. A Küste, B_1, B_2 Stuben, C Kammer (ehemals Holzverschlag = „dolaf", „kiljer") ohne Ofen. (Meringer S. 268, Abb. 41.) — Abb. 5. Obergeschofs eines unten dreizelligen Hauses in Jezero. Unten steinerner Stall, oben hölzerne Wohnungen. Treppe zur oberen Holzveranda. A = Kuća, hat nur das Dach über sich; Licht von den Dachfenstern. A_1, A_2, A_3 = popušluk oder corhana, hodnik? B_1, B_2, B_3, B_4 = Stuben mit Zimmerdecken. C Holzverbau mit Treppe (kamarija). a Thür ins Freie (ohne Treppe von unten); bc Balken auf den Zimmerdecken von B_1, B_2, mit Kesselkette über d, dem Herd, direkt auf dem Boden; e, g erhöhter Herd; f, h Ofen; i Holzverschlag. (Meringer S. 269, Abb. 50.) — Abb. 6. Obergeschofs eines mohammedanischen Hauses in Dolnja Suhaja bei Kruga (Krupa)[1]. A Gebrochener Flur (Divanhana); a Abort aufsen am Haus; B_1, B_2, B_3 Stuben; C Harem; unten Steinbau (Stall, Stiege, Küche), oben Riegelwände. (Meringer S. 272, Abb. 52.)

verwendet man aber heutigen Tages Lehmfachwerk oder Holz, gewöhnlich nur nicht so schön zusammengefügt wie die litauischen Füllholzständer und Gersafswände. Das Baumaterial des herzegowinischen Hauses dagegen ist Feld- oder Bruchstein. Steinern ist bei diesem meist auch das niedrige Dach, während das bosnische Dach hoch und steil ist, Stroh- oder Holzschindeldecke zeigt und nach allen vier Seiten abfällt. Die Folge davon ist bei den ziemlich quadratischen Häuschen ein sehr kleiner First, auf dem langschenklige Holzwinkel oder längere Bretter als Halter sitzen.

Mein Flurschütz baute die Thür in die Mitte der Breitseite, denn er hatte ein Sommerhaus ohne Herd. Wenn heute einzellige Häuser die Thür auf die Seite bauen (Mer. Abb. 67, 68), so geschieht dies, weil die Erbauer das weiterentwickelte zweizellige Haus vor Augen ist, so dafs in schöner Gleichförmigkeit Stube, Herdraum, Herdraum, Stube aufeinander folgen.

Merkwürdigerweise aber haben der Bosnier und Herzegowiner nicht nur die Entwickelung vom einzelligen zum zweizelligen Haus durchgemacht, sondern auch vom einzelligen zum dreizelligen (Mer. Abb. 50, 52, 53, 54, 66). Unsere Abb. 9 war ursprünglich einzellig. Es ist das Haus des Raić in Dreżnica, Bezirk Mostar, und soll vor über 160 Jahren gebaut worden sein. Die linken zwei Drittel stehen auf höherem Boden, rechts ist noch halb kellerartig unter dem Fufsboden ein hier nicht in Betracht kommender Stall angebracht. Man schied den Mittelraum, wohl den früheren Herd, von rechts und links ab, nun sind A und C Stuben und haben Herde

[1]) Krupa steht auf der Karte. Kruga finde ich nicht.

Digitized by Google

(a. b), B ist Flur, von dem aus die Thüren in die Stuben und nach aufsen führen. Noch deutlicher tritt uns die

Abb. 7. Haus in Novi.
Im Erdgeschofs Kaufläden (dućan), Kletenvorbau mit Treppe, offene Divanhana. (Meringer S. 272, Abb. 53.)

Abschnürung vom Herd in unserer Abb. 5 entgegen. Vom Herdraume in der Mitte sonderten sich in diesem alten Zadrugenhause, dessen Erdgeschofs den Stall birgt, in den vier Winkeln Stuben ab, die teilweise eigenen Herd besitzen, so dafs der alte Feuerraum nicht mehr der Gemeinschaft dient. Wer sich selbständig machen konnte, verzichtete auf die immer zu Unzuträglichkeiten führende Gemeinsamkeit. Die Abtrennung in unserer Abb. 4 mag auf ähnliche Gründe zurückgehen. Die Entstehung des Kreuzflures und des gebrochenen Flures sind bei dieser Art der Absonderung leicht erklärlich; ebenso das Verschwinden des gemeinsamen Herdes in der mittleren Hausflur zu gunsten einzelner Herde. Das kaschubische und litauische Haus hat an dem Küchen- und Herdraum inmitten des Hauses meist festgehalten, hat sogar die Abschnürung noch vorn und hinten vervollständigt, bis zu diesem Prozefs scheint das bosnische Haus nicht gekommen zu sein, so dafs der moderne Hausbau die Entwickelung unterbrach. Aber die vordere Querteilung des Herdraumes geht aus mehreren Grundrissen hervor, ebenso die gleiche Teilung der Stuben. Wenn

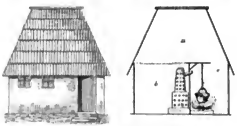


Abb. 10. Zweizelliges bosnisches Haus.
a Boden; b Stube mit Kachelofen; c Küche mit Herd und drehbarem Kesselgalgen. (Meringer S. 281, S. 78.)

sich das bosnische Haus von einem Teil der oberdeutschen durch die Nichtentwickelung eines besonderen Schlafzimmers unterscheidet, so stimmt es in dieser Hinsicht wiederum mit dem kaschubischen und lettischen überein. Nicht von Stamm zu Stamm und von Volk zu Volk bildet sich ein solches Schlafzimmer aus, sondern von einer gleich gebildeten Volksklasse zur andern. Der ärmere Lebakaschube und der ärmere mitteldeutsche Bauer schlafen auch in der Stube und lassen die Kammer daneben unbenutzt oder gar als Prunkzimmer stehen.

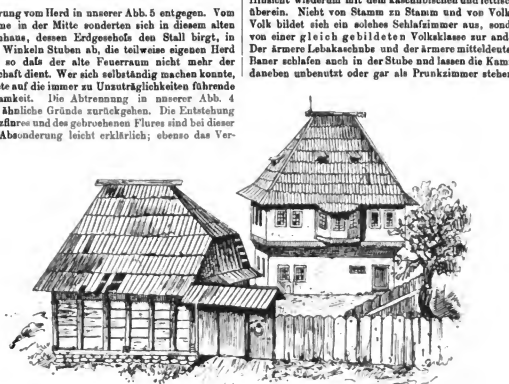


Abb. 8. Mohammedanisches Gehöft in Dervent. (Jetzt für 120 fl. an einen jüdischen Bierverleger vermietet.)
An der Strafse Stall, Thor, Zaun; am Stall Schutzdach im Hof. Auf dem Hofe Wohnhaus. Die Thür führt auf den Flur, der bis zum linken Ende des oberen Vorbaues reicht, zu welchem die Treppe hinaufführt; hinter dem Flur noch zwei Räume, darunter eine Kammer. Die kleinere linke Hälfte des Erdgeschosses ist vorn ein Zimmer, hinten eine moderne Küche, darin ein Ofen mit den mohammedanischen Waschbecken. Das Obergeschofs hat einen Mittelflur (divanhana) mit Vorbau, rechts Verschlag (muanđer) mit Kachelofen und Bad, dahinter früher Harem; links ist ein Zimmer und eine Küche. (Meringer S. 272, Abb. 54.)

An den verschiedenen bosnischen und herzegowinischen Häusern ist recht gut die Entstehung des Obergeschosses und Dachbodens zu beobachten. Das ursprünglichste Haus hat keine Decke wie meine Flurhütte. Mit Abschliefsung der Stube nach oben und

Digitized by Google

seitwärts entstand der deckenlose Herdraum, wie er ja auch bei den Slowinzen und in den Ranchhäusern der Lebakaschuben und Kuren zu sehen ist. Es entstand aber auch der Bodenraum über der Stube (Unsere Abb. 10).

dafs das Gemäuer des Stockwerkes beträchtlich über das Untergeschofs hervorragt (Unsere Abb. 8, Wohohaus). Die Gänge und Vorlauben sind sogar auf das Obergeschofs übertragen worden, bald als Gänge vor den Wänden

Abb. 11. Haus in Mostar.
Nach einer Photographie des Herrn Kreisvorst. Baron Klimburg. (Meringer S. 281, Abb. 79.)

Nicht selten aber ist in Dachhöhe noch ein Stück Verschlag in der Richtung der Dachbodendiele angebracht, wo mancherlei aufbewahrt werden kann. Eine Leiter oder Treppe führt nach oben. Man weifs den Raum da oben gut auszunutzen. Aufser Getümpel nimmt der Boden die geflochtenen Getreidebehälter auf, wie der litauische Kletenboden. Bald trennt man auch auf ihm Räume ab und entwickelt mansardenähnliche Anbauten (Unsere Abb. 13). Ja es scheint das Untergeschofs strichweise gern zu Stallungen benutzt zu werden, so dafs man die Wohnungen nach oben verlegt sieht. Das Obergeschofs zeigt nun die Anlage des Erdgeschosses mit der breiten Hausflur, der Divanhaus.

Der mährische, tschechische, slowenische, der mitteldeutsche, sogar der polabische Bauer in seinem niedersächsischen Gehöft, sie alle brauchen an, vor oder neben ihren Häusern vom Regen geschützte Stellen (Unsere Abb. 8, Stall), wo sie jederzeit im Trockenen arbeiten können. Meist baoen sie an gewissen Stellen oder rund herum das Dach weit vor, so dafs ein trockener Gang bleibt. Ein breiterer Gang wird durch ein eigenes Dach geschützt (Unsere Abb. 8, Stall und Thor), oder Säulen müssen das hervorragende Hausdach schützen. Es entsteht jener Vorraum, der den Kleten, den ostdeutschen Häusern mit ihrem Laubenbau vor der Thür, den bosnischen Moscheen und manchem oberdeutschen Hause ein so malerisches Gepräge giebt. Auch die alten bosnischen Häuser wohlhabender Besitzer entbehren dieses malerischen Schmuckes nicht, die steinernen Häuser scheinen als kenozeichoenden Rest den Vorban damit anzudeuten,

von beiden Moscheen, bald als offene Hallen (Unsere Abb. 11, 12), bald als eine Art Erker (Unsere Abb. 8, Obergeschofs). Jene offenen Hallen sieht man gleichfalls bei den Sorben häufig (Burg, Werben), aber auch in mitteldeutschen Bauer- und Bürgerhäusern, wie an meinem Werdauer Vaterhaus. Wenn Laubenvorbauten vorhanden sind, hat man meist die Treppen in deren Bereich verlegt (Unsere Abb. 7, 11, 12). Ein wesentlicher Unterschied zwischen christlichen und mohammedanischen Häusern ist nicht zu beobachten.

Meringer bezeichnet mit Recht das bosnische Haus, wie das gesamte oberdeutsche, als ein „Küchenstuben-"

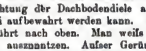


Abb. 9. Haus des Raič in Dreznica, Bezirk Mostar.
A Stube mit Herd (a); C Stube mit Herd (b); B Hausflur. Unter C der Stall, Eingang zu B liegt höher als der Stall. Die Scheidewände sind später gemacht, Zimmerdecken fehlen. Das Haus ist aus Bruchsteinen gebaut, das Steindach mit Esse (links) ist ziemlich flach.
(Meringer S. 275. Abb. 66.)

oder Zweifeuerhaus und läfst dabei jenes Zadrugenhaus ganz aufser Spiel. Das Kaschubenhaus würde nach dieser Termiologie ein doppeltes Küchenstubenhaus sein und sein Kennzeichen in der Vereinigung der Besitzer- mit der Altsitzerwohnung haben. Das litanische Haus dagegen, das dreiteilige, ist zwar auch ein Zweifeuerhaus. Die dritte dunkle Kammer dagegen, die bald als Wirtschaftsraum, bald als Stall, bald als Altsitzerwohnung dient, hat es voraus. Beim wohlhabenden Litaner ist die Altsitzerwohnung schon meist in eine eigene Klete

Digitized by Google

Abb. 12. Ein Zigeunerhaus mit Dachstube in Konjic.
Photographie des Herrn Gerichtsadj. Kurinaldi. (Meringer S. 288, Abb. 88.)

gewandert, wie auch beim Sorben, wo (z. B. in Werben und Burg) das Gegenhaus außer den Stallungen auch die Altsitzerwohnung aufweist. Ähnlich scheint es bei den Bulgaren zu sein, wenn ich Jiriček recht verstehe: „Die Küche samt der Wohnung für die Dienerschaft befindet sich regelmäßig in einem Häuschen auf dem Hofe, in der Nachbarschaft der Stallungen u. s. w.“

Das Gehöft (Abb. 8) zeigt uns das Stallthor an der Straße, ein breiter Bretterzaun bildet die Grenze. Das Wohnhaus ist nach dem Hofe gerichtet. Als charakteristische Gebäude sind die großen geflochtenen und gebeinten Kukuruzbehälter aufzuführen. Bei dem herzegowinischen Gehöft hebt Meringer das Anheimelnde hervor, das uns ja auch unsere mitteldeutschen Gehöfte so angenehm macht. Er sagt: „Wenn man bei einem herzegowinischen Hause durch das Hausthor den Hof betritt, so befindet man sich gewissermaßen in einem Hausteile, der dazu bestimmt ist, von den Bewohnern sehr häufig benutzt zu werden, und deshalb etwas Wohnliches zur Schau trägt. Der Hof, die Avlija, hat einen steinernen Estrich, der sehr rein gehalten wird, niedere steinerne Bänke mit Decken, Matten und dergleichen. Kleine Gärtchen und Lauben aus Weinreben zieren die Avlija. Auch Feigen- und Maulbeerbäume finden sich hier. Auch die diese Avlija einfassenden Wände sind sorgfältig gepflegt, wie in einem echten Wohnraume. Man sieht an ihnen Waffen, Gefäße, ja auch in kleinen dreieckigen Nischen sogar Bücher.“

Das Hausgerät verdient noch einige Worte. Ein drehbarer Holzgalgen mit Kesselkette oder Holzhaken zum Aufhängen des Henkelkessels befindet sich über dem Küchenherd, auf ihm Feuerbock, Dreifuß, gebeinter Rost, Stielpfanne mit oder ohne Beine, daneben Feuerzange und Feuerschaufel. Ein kleiner Holztrog dient zum Teigwirken, eine gestielte Holzscheibe zum Teiggären, eine Halbkugel aus Thon mit Griff als Backdeckel, Käuchen aus Blech mit oder ohne Giefsröhrchen als Trinkgefäß, ein Brettwürfel wird als Salzbehälter verwendet. Der konische vier- bis zehnseitige Stubenkachelofen in Bosnien, der herzegowinische Kamin sowie das eiserne oder thönerne Kohlenbecken zieren den Raum; Tische, Stühle und Betten fehlen, dieselben werden durch Matten und Polster ersetzt. Küchenschemel, seltener Wandbänke und niedere runde Tische, die zur Essenszeit von der Küchen- oder Hauswand hereingehoben werden, spielen eine nebensächliche Rolle.

Abb. 13. Dučan in Konjic.
Photographie des Herrn Gerichtsadj. Kurinaldi. (Meringer S. 288, Abb. 89.)

Digitized by Google

Das Lichtklima der arktischen Zone und der Lichtgenuß der Pflanzen in der arktischen Region.

Die bemerkenswerten Forschungen Wiesner's[1]) über das Lichtklima und den Lichtgenuß der Pflanzen in der gemäßigten und tropischen Zone erfahren eine wertvolle Ergänzung durch seine neuesten analogen, auf Spitzbergen ausgeführten Beobachtungen, deren Resultate sich folgendermaßen kurz zusammenfassen lassen:

Bei gleicher Sonnenhöhe und (scheinbar) gleicher Himmelsbedeckung ist die chemische Intensität des Gesamttageslichtes größer als in Wien und Kairo, dagegen kleiner als in Buitenzorg (Java). Das Lichtklima des hohen Nordens zeigt große Gleichmäßigkeit (infolge niedriger Maxima und hoher Minima). Das Vorderlicht — welches für das Pflanzenleben häufig von großer Bedeutung ist — verhält sich zum Gesamtlicht im hohen Norden wie 1 : 1,5 (höchstens 2,2), wohingegen in Wien unter gleichen Voraussetzungen dieses Verhältnis 1 : 4 beträgt. Das Vorderlicht ist demnach im hohen Norden im Verhältnis zum Gesamtlicht viel größer als in mittleren Breiten.

Von der Art und Weise, wie die Pflanzen des hohen Nordens auf die Eigentümlichkeiten des sie umgebenden Lichtklimas reagieren, sei nur folgendes hervorgehoben, was von allgemeinem geographischen Interesse ist.

Während in unserer Breite z. B. ein Laubbaum mit seinen äußersten Blättern das Maximum des Tageslichtes, mit denjenigen des Innern der Laubkrone dagegen nur einen kleinen Bruchteil des Gesamttageslichtes, etwa ein Hundertstel, genießt, kann sich eine arktische Pflanze nicht mit einem so geringen Lichtgenuß zufrieden geben, sie bedarf vielmehr zum Leben des gesamten ihr gebotenen Lichtes und erträgt keine Einschränkung desselben, d. h. das Minimum ihres Lichtgenusses ist gleich dem Maximum.

Wiesner findet dadurch die von ihm schon früher aufgestellte Behauptung bestätigt, daß die zur Existenz einer Pflanze nötige Lichtmenge um so höher, je tiefer die Temperatur des umgebenden Mediums ist, und daß daher die Kälte wohl weniger ein Hindernis für die Wanderung der Pflanzen nach dem Pol bildet, als vielmehr das fortwährend steigende und schließlich infolge der Abnahme der absoluten Lichtintensität nicht mehr befriedigte Lichtbedürfnis.

Bezüglich der übrigen Ergebnisse der Wiesner'schen Untersuchungen, welche rein botanisches Interesse besitzen, muß auf das Original verwiesen werden.

München. Dr. F. W. Neger.

[1]) Sitz. d. math.-nat. Klasse der k. k. Akad. d. Wissenschaften, Wien, 3. Mai 1900.

Zur Statistik von Guatemala[1]).

Nach längerer Pause hat das Statistische Amt von Guatemala wieder eine Veröffentlichung herausgegeben, welcher manche interessante Angaben zu entnehmen sind. Nur muß man alle statistischen Zahlen aus den spanisch-amerikanischen Ländern mit einer gewissen Zurückhaltung ansehen und sich über die Zuverlässigkeit derselben keine Illusionen machen; so ist z. B. in dieser Veröffentlichung gleich die erste Zahl, welche die Bevölkerung Guatemalas auf 1 574 338 Personen berechnet, vermutlich zu hoch, da in vielen Teilen des Landes die Todesfälle viel weniger zuverlässig gemeldet zu werden pflegen als die Geburten; unter diesem Gesichtswinkel muß auch die Geburtsziffer (47,32 pro Mille) sowie die Sterbeziffer (22,09 pro Mille) für das Jahr 1899 betrachtet werden. Mit den landwirtschaftlichen Angaben über Ernte und Anbaufläche steht es natürlich noch schlimmer, da sie der Schätzung der einzelnen Produzenten überlassen bleiben und deshalb von Indianern, welchen noch ein großer Prozentsatz des Grundbesitzes und der Produktion zukommt, fast nie eine brauchbare Angabe zu erhalten sein wird. Trotzdem muß man der Regierung von Guatemala dankbar sein, daß sie durch statistische Erhebungen und, was ebenso wichtig ist, auch durch Veröffentlichung der Ergebnisse wenigstens einen gewissen Anhalt für die Beurteilung der einschlägigen Zweige selbst schafft. Aber überall muß man die Zahlen kritisch betrachten, denn wenn man z. B. aus der Kriminalstatistik ersieht, daß im Jahre 1892 2115 Personen verurteilt wurden, im Jahre 1898 aber nur 500, so darf man daraus keineswegs schließen, daß die Menschheit in diesem Zeitraume in Guatemala um so viel besser geworden sei, sondern aber, daß der Gerichtsgang in diesem Verhältnis schleppender geworden ist.

Aus der Schulstatistik möge hervorgehoben sein, daß im Jahre 1899 in 1110 Schulen 47 302 Kinder (28 355 Knaben und 18 848 Mädchen) von 862 Lehrern und 716 Lehrerinnen unterrichtet wurden; von den 729 314 Pesos Gehalt, welche den Lehrkörper zukommt, übernimmt der Staat 502 906. Von der landwirtschaftlichen Statistik mögen hier zunächst die Anbauflächen (aus Caballerias in Quadratkilometer umgerechnet) mitgeteilt sein: Weizen 109, Hafer 56, Gerste 3, Kartoffeln 9, Reis 2,7, Mais 891, Bohnen 65, Zuckerrohr 164, Kaffee 647, Kakao 30, Bananen 75, Tabak 7 qkm. Zuverlässiger ist die Zahl der Kaffeebäume (67 808 671) und Kakaobäume (1 251 859). Die Kaffeeernte betrug 1899: 270 807 spanische Zentner enthülsten Kaffee und 562 281 Zentner Kaffee in Pergamenthülle, was zusammen etwa 351 000 Quintales (25 346 00 kg) enthülsten Kaffee ergiebt; die Kakaoernte betrug im gleichen Jahre 1872 Quintales (86 100 kg), die Tabakernte 429 606 kg. Als Viehstand wird für 1899 angegeben: 196 768 Stück Rindvieh, 50 343 Pferde und Maultiere, 77 593 Schafe und Ziegen, 29 784 Schweine. Karl Sapper.

[1]) Informe de la Direccion General de Estadistica, presentado al Ministro de Fomento 1899 (Guatemala 1900). 91 Seiten.

Bücherschau.

August Schulz: Über die Entwickelungsgeschichte der gegenwärtigen phanerogamen Flora und Pflanzendecke der skandinavischen Halbinsel und der benachbarten schwedischen und norwegischen Inseln. (Abhdlg. d. naturf. Gesellsch. zu Halle, Bd. 22.) Stuttgart, Schweizerbart. 1900.

Verfasser versuchte bereits früher, die Frage nach der Entwickelung der Flora und Pflanzendecke sowohl dieser Gegenden wie Mitteleuropas kurzhand durch Untersuchung der Anpassung der jene zusammensetzenden biologischen Formen an die belebte und unbelebte Natur und mit Hülfe der aus der Quartärperiode bekannten geologischen und paläontologischen Thatsachen zu beantworten.

Sehr zahlreiche der biologischen Formen der Phanerogamenflora Mitteleuropas sind das dann gewonnenen Teiles Skandinaviens lassen sich nach ihrer Anpassung an das Klima in vier voneinander abweichende Gruppen zusammenfassen, es ergeben sich vier klimatische Reihen.

Durch Untersuchung der lebenden Pflanzenwelt erkannte Verfasser, daß die Einwanderung dieser vier Gruppen nach Mitteleuropa einschließlich Skandinavien fast ganz in drei klimatisch voneinander abweichenden Perioden vor sich gegangen ist — nur wenige Formen sind vor Beginn der ersten dieser Perioden oder nach Ausgang der letzten eingewandert. Auf die letzte dieser Perioden und noch zwei kürzere Zeitabschnitte mit ungleichem Klima gefolgt, an deren letzte sich die Jetztzeit anschloß.

Im Verlaufe der ersten Periode der Einwanderung nahm die Temperatur demselben ab, daß Formen der ersten der drei vom Verfasser in der ersten Gruppe unterschiedene Untergruppen durch ganz Mitteleuropa hindurch schrittweise oder in kleinen Sprüngen zu wandern vermochten; in ihr bedeckte sich der skandinavische Anteil Mitteleuropas wahrscheinlich fast gänzlich mit ewigem Eis und Schnee, so daß in ihm nur an wenigen Stellen höhere Gewächse wachsen konnten. Die Glieder der ersten Gruppe leben vorzüglich in den Hochgebirgen oberhalb der Baumgrenze oder an waldfreien Örtlichkeiten der höheren Teile der Waldregion und sind zum größten Teile erst in dem letzten Abschnitt der Periode eingewandert.

Diese kalte Periode = vierte Eiszeit Geikies, ging in eine mit extrem kontinentalem Klima über, in deren beiden kühleren Abschnitten — namentlich aber im ersteren — die Formen der dritten Gruppe (gemäßigter Winter, warmer, meist nicht oder nicht bedeutend trockener Sommer als in dem mittleren Elbgebiet) einrückten. In den extremsten Abschnitten wanderten die meisten Formen der zweiten Gruppe ein. Diese umfaßt die Formen, welche hauptsächlich oder ausschließlich in Gegenden wachsen, deren Sommer trockener und wenigstens in einigen Monaten ebenso warm

Digitized by Google

oder wärmer, deren Winter trockener und kälter als die der niederen Gegenden des mittleren Elbgebietes sind.

Die folgende Periode, deren Sommerklima viel kühler und feuchter als das der Gegenwart war, brachte wahrscheinlich die meisten Formen der vierten Gruppe, die durchschnittlich alle im stande sind, sprungweise durch Vermittelung von Tieren, vorzüglich Vögeln, zu wandern. Diese Gruppe liebt gemäßigten und feuchten Winter, kühleres und feuchtes Sommerklima.

Im Verlaufe dieser Periode starben zahlreiche der Einwanderer der vorausgehenden Periode ganz oder auf weite Strecken aus; in ihr wie in der heißen Periode wurden viele Einwanderer der kalten Periode vollständig oder fast vollständig vernichtet. Manche änderten ihren Charakter vollständig.

In der zweiten folgenden heißen Periode wanderten wohl nur wenige dort noch nicht wachsende Formen nach Mitteleuropa ein, hauptsächlich in die Grenzländer des Südwestens. Die verkleinerten Gebiete der Einwanderer aus der ersten heißen Periode dehnten sich wieder aus.

Der zweiten heißen Periode folgte eine zweite kühlere von bedeutend kürzerer Dauer als die erstere; auch waren ihre Sommer wesentlich wärmer. In ihr dehnten die zurückgedrängten Einwanderer der ersten kühleren Periode wieder ihre Grenzen aus.

Diese zweite kühlere Periode ging durch Zunahme der Sommerwärme und Winterkälte anderseits, wie Abnahme der Niederschläge in die Jetztzeit über, in der wohl nur sehr wenige, bis dahin Mitteleuropa fremde Formen spontan in dieses eingewandert sind; wohl haben aber in ihr zahlreiche der in früheren Perioden, vorzüglich der ersten heißen Periode, eingewanderten Arten ihr Gebiet erweitert.

Auch der Mensch wird in dem Werke berücksichtigt; manches deutet auch Schulz darauf hin, daß der Ackerbau und Viehzucht treibende Kulturmensch bereits in der ersten heißen Periode nach Skandinavien gewandert ist. Ganz sicher scheint es zu sein, daß er wenigstens seit der zweiten heißen Periode in diesem Lande anwesend ist, daß er also die Neuansiedelung der ersten heißen und der ersten kühlen Periode wie die Einwanderer der kalten, welche sich in den beiden folgenden Perioden an höhere Wärme angepaßt hatten, mehr oder weniger beeinflußt hat.

Der Kulturmensch hat sicherlich manche Arten sehr zurückgedrängt, andere vollständig vernichtet, dafür manche absichtlich oder unabsichtlich in das Land eingeführt.

Auf botanische Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Platz.

Halle a. S. E. Roth.

M. W. de Visser: De Graeeorum diis non referentibus speciem humanam. Inaugural-Dissertation. Lugd. Bat. 1900. 283 pp.

Eine fleißige und im ganzen in gutem, einwandfreiem Latein geschriebene Arbeit; richtig in der Grundanschauung und als Materialsammlung sehr nützlich. Verfasser giebt im ersten Buche eine Übersicht über den Anikonismus und die daraus hervorgehenden Fetischismus und Totemismus; des letzteren Characteristica werden nach Beobachtungen amerikanischer und australischer Völker zusammengestellt (Gemeinsamer Ursprung des Totems und des Stammes; Schutz des Totems; das Totem giebt dem Stamme den Namen, dient als Wappen; man ascht sich dem Totem äußerlich ähnlich zu machen. Totems sind Tiere, Bäume, Steine, Pflöcke). — Im zweiten Buche folgt (S. 32 bis 208) eine Zusammenstellung solcher anikonischen Totemkniste bei den Griechen nach Denkmälern, Münzen, Testimonien, fetifsig, aber nicht lückenlos; so ist z. B. die Liste der von Tieren hergeleiteten Götternamen auf S. 160 aus dem Register zu Ritter Preller' leicht zu ergänzen. Man vermißt eine historische Entwicklung und Anordnung der Zeugnisse. Das dritte Buch erklärt dieses Material als Reste des ehemals bei den Griechen bestehenden Totemismus. Von seiner Grundanschauung ausgehend, wagt sich der Verfasser hier manchmal auf Gebiete, wo die Frage doch strittig wird. Grenzsteine sind ihm nicht äußerliche Zeichen der Grenze, sondern Totemsteine, die man verehrt und deswegen nicht von der Stelle rückt, quia divina quaedam potestas eis inest. Aber auch der, der Steine nicht verehrt, kann doch die Grenzen seiner Felder nicht wohl anders als durch Steine bezeichnen; bewiesen kann also der Totemcharakter der Feldsteine nicht werden. Der Grabstein ferner braucht nicht bloße Markierung der Grabstelle zu sein, sondern kann ἦθος der Seele sein; dann freilich wäre das Motiv, aus dem Elpenor Od. XI, 76 ein σῆμα wünscht, ἀνθρώπου θνητοῖσιν καὶ ἐπιγρόνοις πεδέεσθαι schon eine rationalistische Umdeutung des Totemgebrauchs. Doch glaubt Recensent, in den Grabsteinen (auf die wie überhaupt auf den Totenkult Verfasser wenig eingeht) noch eher totemistische Reste erkennen zu dürfen als in den Feldsteinen. In gleicher Weise sind die folgenden Erklärungen von griechischen Gebräuchen und Namen nach den angeführten Characteristicis des Totemkults anzusprechend, insoen aber im einzelnen oft große Bedenken zu. Es wird erklärt u. a. als „Schutz des Totems" das Verbot, der Athena Ziegen zu opfern (S. 225; Athen. III, 49), denn der Athenakult hänge mit der Ziege als Totemtier durch attische Namen wie *Αἰγεύς, Αἰγεῖδαι, Αἰγαῖς, Αἰγινα, Αἰγικλέος*, durch die Aegis (?) zusammen; Stammes- und Ländernamen (Demos *Λευκτρεύς*) werden auf den des Totemtieres zurückgeführt; Tiere und Pflanzen, Beinbildern (Schädlichte Aegina [während man doch hier eine Ziege erwarten sollte]) sind Totems; die Kleidung der Priester in Tierfelle (esels-köpfige Menschen Mykenai Cook J. h. st. 1903) ebenso wie ihre Tiernamen (ἀρ-γύρ) beruhe auf dem Wunsche, dem Totem ähnlich zu sein. Über das Mutterrecht bei den Griechen, das sich sonst bei den Totemisten findet, äußert sich Verfasser S. 231 mit Recht sehr vorsichtig. Nachweise von Stein-, Baum-, Pfahl- und Tierkulten bei anderen indogermanischen Völkern stützen dann die für die Griechen gegebene Erklärung. Für den Übergang in den Anthropomorphismus werden fünf Stufen aufgestellt (wobei der Verfasser eine gleichmäßige Entwickelung in chronologischer Folge anzunehmen scheint; vielmehr bestehen die Stufen nebeneinander): 1. Der Stein ist Gott, Totem (mykenische Periode ohne Götterdarstellungen); 2. er wird zu dem anthropomorphen Gotte in eine Beziehung gesetzt (dieser neue Gott ist dem Verfasser ein von außen kommender [ism introducitur non dum exsistentibus, p. 17] deus superior, und es findet eine confusio [p. 240] desselben mit dem alten Totem statt; aber vielmehr werden doch die alten Totems allmählich zu neuen Göttern in Menschengestalt); 3. er wird zur Herme, und bekleidet, oder 4. verliert seine Verehrung und steht nur noch in ganz äußerlicher Beziehung zum Gotte; 5. er verliert auch noch diese, der heilige Charakter hat etwas ganz Unbestimmtes. Dunkel lebt aber der Totemismus noch in den Verwandlungsfabeln und Mischwesen fort; ganz hat der Anthropomorphismus nie gesiegt, im Gegenteil gewinnt die alte Anschauung wieder Kraft, als die Götter allzu menschlich gestaltet (Apollo Sauroktonos im Vergleich zu einem Apollo des fünften Jahrhunderts) und daß des göttlichen Charakters für das Volk allzu sehr entkleidet wurden. — Freilich, daß bildliche Darstellungen anikonischer Kulte erst in hellenistischer Zeit so zahlreich sind, klingt wohl auch mit dem idyllisch-bukolischen Charakter derselben zusammen; für einen landschaftlichen Hintergrund aber sind heilige Bäume, Sacellen und ähnliches treffende Characteristica, die mit wenig Mitteln zu erreichen sind. Für die ältere Naesmalerei fallen sie fort, weil diese gerade Landschaftsmalerei sein will. Daß der anikonische Kult später noch wirklich neue Stätten gewonnen hätte, ist wohl nicht nachzuweisen; es hätte ja den neuen Idole das ehrwürdige Alter gefehlt, das bei der Heiligkeit keine geringe Rolle spielt. Und die spätere Zeit verehrte doch im Idol nicht das Totem, sondern den anthropomorphen, officiellen Gott, was gegen die frühere Zeit einen wesentlichen Unterschied bedeutet.

Dr. H. Lamer.

Dr. Augustin Krämer: Die Samoa-Inseln. Entwurf einer Monographie mit besonderer Berücksichtigung Deutsch-Samoas. Herausgegeben mit Unterstützung der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes. — Stuttgart, E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung (E. Naegele), 1901.

Der durch seine Specialaufsätze über Samoa den Lesern des „Globus" wohlbekannte Verfasser hatte der Wissenschaft und allen, die sich für unser jüngstes Kolonialgebiet interessieren, eine in ihrer Art fast einzig dastehende Fülle originalen Materials der sociologischen und psychologischen Eigentümlichkeiten eines der interessantesten Volksstämme. Auf Grund scharf geprüfter Überlieferungen und urtexlicher Belege greift Krämer mit kritischem Blick in die samoanische Vorgeschichte zurück, um aus Mythe und geschichtlichen Traditionen Bilder sich samoanischen Charakters zu konstruieren, die Stammbäume der aristokratischen Geschlechter aufzustellen und die vorhistorische Zeit in Wort und Bild zu fixieren. Der erste Band soll etwa 60 Druckbogen in 4° und die Verfassung, Stammbäume und Überlieferungen umfassen. Die erste Lieferung enthält neben 120 Textseiten viele hübsche Abbildungen und eine Karte der Insel Savaii, und im Text einen Reise- und Arbeitsbericht nebst allgemeinen Vorbemerkungen; in einem weiteren Abschnitt: die Entstehung Samoas, seine Verfassung, Verwaltung und Gesellschaft (a. Verfassung und Ehren, b. vorgeschichtliche Zeit, c. die feinen Matten, d. Familie und Gesellschaft, e. die Verwaltung einer Dorfschaft) und speciell für Savaii Stamm-

Digitized by Google

bäume und Übertiefungen. Die nächsten drei Lieferungen werden Upolu, Tutuila und Manua in gleicher Weise behandeln, einen Vergleich des Alters der Stammbäume und als letzten Abschnitt Kommentare mit einem alphabetischen Register bringen. Im zweiten Bande will der Verfasser Arzneien, Pflanzungen, Kochkunst, Boote und Bootbau, Fischfang, Flechtarbeiten, Hausbau, Spiele, Musik, Dichtung u. s. w. beschreiben.

Die erste Lieferung läßt schon erkennen, daß wir nicht nur den Entwurf einer Monographie, sondern ein monographisches Werk im besten Sinne des Wortes erwarten dürfen, das auch in litterarischer Beziehung durch umfassende Quellenangaben dieser Bedeutung voll entspricht.

Dr. Reinecke.

A. J. Smith: Verlies en Aanwinst van Land in de Provincie Groningen gedurende de negentiende eeuw. Bijdragen tot de Kennis van de Provincie Groningen, Deel 1, 1901, S. 225 bis 284.)

Landverlust hat die Provinz Groningen während des 19. Jahrhunderts nur in den vorliegenden Inseln oder Inselbrocken erlitten; die rastlos arbeitende Meeresflut hat ihre Kraft an den Sanden und Watten und den dünenumkränzten Inselchen, besonders durch deren Verschiebung von Nordwesten nach Südosten, bewiesen. Simonszand, ehemals mit Schiermonnikoog zusammenhängend, dann abgerissen, ist seitdem ostwärts gewandert, ebenso das Boschplaat, das beim Beginne des 19. Jahrhunderts schon ein Sand, keine Insel war. Erst seit 1859 ist das Rottumerplaat entstanden, hat sich seit der Zeit mehr ausgebreitet und erhöht und das Schild genannte Wattenpriel weiter nach Osten geschoben; die Huibertsplaat östlich von der Insel Rottum hat seit 1850 stets abgenommen. In der neuesten Zeit hat man durch Eintreibung von Pfahlreihen die genaue Bestimmung der Wanderungen der Sande und Watten möglich gemacht; nach einigen Jahren werden vielleicht Ergebnisse vorgelegt werden können. — Die Insel Rottum hat beständig abgenommen, die Dünen wanderten landeinwärts, das Nordufer spülte ab. Das 1741 gebaute Strandvogthaus war 1790 unbewohnbar, seine Reste liegen jetzt 500 m außerhalb der Dünen; das 1799 750 m weiter nach OSO. gebaute ist 1887 durch die Dünen unbewohnbar geworden. Als Wellenbrecher wird man die Insel möglichst lange zu erhalten suchen. — Von dem Festlande hat der Anfseedeich bei Reide, dem Rest eines alten Kirchdorfs am Dollart, etwas eingebüßt.

Viel bedeutender ist der Anwachs. Der Verfasser giebt eine Übersicht der Küstenänderungen im Dollart seit der großen Zerstörung im 13. Jahrhundert. Seitdem man der marschbildenden Thätigkeit des Meeres und der Flüsse durch die mindestens seit 1740 übliche Anlegung eines Netzes von kleinen Gräben im Vorlande nachhalf, da dadurch die Ablagerung des Schlicks gefördert wurde, ist die Zunahme des Landes konstant gehieben und auch durch die großen Fluten von 1825 und 1877 wenig gehemmt. Im Dollart wurde 1819 der Finsterwolder Polder gewonnen, 1178 ha, 1862/63 der Reiderwolder Polder 1189 ha, 1874 der zweite Reiderwolder Polder 368, 1878 der Johannes-Kerkhoven-Polder, 398 ha, an der preußischen Grenze 16 ha von der internationalen Bedeichung, zusammen 3148 ha. An dem Watt wurden von 1801 bis 1892 14 Polder eingedeicht, zusammen 6562 ha groß, darunter der Noordpolder 2058, der Oostpolder 1140, der Uithuizer 924, der Eemspolder 790 ha. Endlich wurde das Reitdiep unterhalb der Stadt Groningen bedeutend verkleinert; bis 1877 war Groningen noch eine Seestadt und das Hochwasser drang in Straßen und Häuser; durch den Abschluß des Diepe wurden nicht nur 1560 ha eingepoldert, sondern auch Entwässerung und Schiffahrt bedeutend gebessert.

Die Gesamtzunahme an Land beträgt im 19. Jahrhundert 11 113 ha, 5 Proz. der ganzen Oberfläche der Provinz.

Der Plan, die Lauwerse durch einen Abschlußdeich trocken zu legen, ist ungefähr zur Ausführung reif; nach demselben werden 6220 ha eingedeicht, davon sind aber nur 4080 ha Land, der Rest wird aus flachen Binnengewässern bestehen. Auch im Binnenlande hat sich die Landfläche erhöht, im 19. Jahrhundert sind 13 „Meere", d. h. Landseen, trocken gelegt, zusammen 713 ha groß. Die bedeutendsten sind das Hunnigmeer, 400 ha, und Meedhisermeer, 105 ha. Die Provinz Groningen hat also im 19. Jahrhundert einen recht ansehnlichen Fortschritt in der Landgewinnung gemacht.

E. Hansen.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung der noch unbekannten Gebiete Surinams wird demnächst aufbrechen. Sie ist von der niederländischen geographischen Gesellschaft, dem Verein für die naturwissenschaftliche Untersuchung der niederländischen Kolonieen und der Surinamvereinigung. Auf deren Betreiben bewilligte der Kolonialminister zu diesem Zwecke 20000 Gulden, welche von den drei genannten Vereinen auf 40000 Gulden erhöht wurden. Hauptziel ist das sehr wenig bekannte Gebiet des Coppename, des großen, die Mitte Surinams durchziehenden Stromes. Leiter der Expedition, die geologische, botanische und zoologische Forschungen anstellen soll, ist der Major A. L. Bakhuis. Von den Raleigh-Wasserfällen aus will man den Fluß entlang nach Süden zu in die Gebirge vordringen, in welchen er entspringt.

— Dr. Johan H. Kloos, Professor der Geologie an der technischen Hochschule zu Braunschweig, starb daselbst am 23. März 1901. Mit ihm ist ein Gelehrter dahingegangen, der nicht nur in seinem Sonderfache, sondern auch um die Prähistorie sich Verdienste erwarb. Geboren am 20. Februar 1842 zu Amsterdam, studierte er in Clausthal und Göttingen, war als Bergingenieur in Nordamerika thätig und wurde dann Privatdozent für Geologie in Stuttgart und 1887 Professor in Braunschweig. Die geologische Erforschung und Kartierung des Herzogtums verdankt ihm viel; von besonderem Werte ist seine Erforschung der Harzer Höhlen (Die Hermannshöhle bei Rübeland. Weimar 1889. Mit einem Bande photographischer Tafeln von Dr. M. Müller). Die übrigen Arbeiten von Kloos beziehen sich auf die Geologie des Harzes (1889) und anderer Teile des Herzogtums, dessen geologische Litteratur er auch zusammenstellte. Prähistorisch-mineralogischer Art ist seine Arbeit über die Jadeitbeile, welche im Braunschweigischen gefunden wurden (Festschrift für die deutsche Anthropologenversammlung 1899). Der Globus verdankt dem Verstorbenen auch manche tüchtige Arbeit.

— Sehr oft schon ist von der „Repatriation der amerikanischen Neger" die Rede gewesen und die Bewegung dazu ist oft eingeleitet worden, ohne zu praktischen Ergebnisse zu führen; es geht den Schwarzen der Vereinigten Staaten etwa so wie den jüdischen Zionisten in Europa. In der Theorie mögen beide recht haben, hart im Raum aber stoßen sich die Dinge, und es wird nichts daraus, so wünschenswert für alle Beteiligten die Sache auch wäre. Jetzt ist auf Kuba unter den dortigen Negern, deren Vorfahren aus dem heutigen Kongostaate stammen sollen, eine Bewegung entstanden, welche die Rückkehr in die alte Heimat bezweckt. Solcher Neger, die aus dem Gebiete des Kongo über den Ocean geführt wurden, soll es auf Kuba jetzt 18000 geben, die zusammen über ein Vermögen von über einer Million Dollars verfügen, welches zur Übersiedelung genügt. Ein Abgesandter dieser kubanischen Neger, W. G. Emanuel, ist zu König Leopold II. von Belgien gereist, um ihn, der der Angelegenheit sympathisch gegenübersteht, für die Förderung des Planes zu gewinnen.

— Engen Oberhummer sprach (Verhdl. des VII. internationalen Geogr.-Kongr. zu Berlin 1899) über die Geländedarstellung in Hochgebirgskarten. In Bezug auf Genauigkeit, Vollständigkeit und technische Ausführung stehen auch die besten unter den Gebirgskarten der außereuropäischen Länder hinter der Darstellung der mitteleuropäischen Gebirge weit zurück. Hier allein kommen die modernen Hilfsmittel der Geländezeichnung voll zur Geltung. Hauptsächlich handelt es sich um drei Fragen, die für den Charakter von Gebirgskarten bestimmend sind, nämlich die Wiedergabe der Böschung, der Lichteinfall und die Felszeichnung. Der Ausdruck der Böschungsverhältnisse durch Schraffen verliert gegenwärtig mehr und mehr an Boden, und zwar aus verschiedenen Gründen. Die Schichtlinien geben ein weit einfacheres und sicheres Mittel an die Hand, um den Grad der Böschung abzulesen, und dieselben sind daher mit Recht immer mehr zur Hauptsache in der Geländezeichnung geworden. Wer die Berge gewissermaßen in der Karte zu sehen verlangt, bedarf aber eines weiteren Hilfsmittels. Als

Digitized by Google

solches dienen sowohl Schraffen als Schummerung und Farbentöne. Die sogen. Höhenschichtenkarten mit fester Farbenskala sind nur für kleinere Maßstäbe anwendbar. Was die Beleuchtung betrifft, so ist Verfasser gegen die Methode der schrägen Beleuchtung. Für die Anwendung der schiefen Beleuchtung entscheidet vor allem der Maßstab und der Zweck der Karte; je kleiner der erstere ist, desto notwendiger erweisen sich künstliche Lichteffekte, um die Erhebungen hervortreten zu lassen. Bei großen topographischen Karten wird man in den einfachen Schichtlinien seine beste Stütze finden. Was die Felszeichnung anlangt, so ist es bekannt, daß sich die schroffen Zinnen unserer Alpen beispielsweise dem Schema einer aus Schraffen oder Schichtlinien aufgebauten Zeichnung nicht fügen wollen, und bereits in den älteren Schraffenkarten der Alpen machten daher die Steilwände und Felskämme der höheren Regionen durch eine besondere Bezeichnung hervorgehoben werden. Die schwierige Aufgabe wird jetzt durch Photographie und Photogrammetrie erleichtert, aber immer noch liegt in der Felszeichnung die höchste und schwierigste Anforderung, welche an das künstlerische Vermögen des Kartographen gestellt wird. Zu vergessen ist freilich niemals, daß die Karte der Ausdruck mathematischer Verhältnisse und kein Gemälde sein soll. Wahrheit und Treue verlangt man in erster Linie.

— Karstorscheinungen in Katulonien. Der Abbé Font y Sagué hat während der Jahre 1897 bis 1899 in Katalonien zahlreiche unterirdische Höhlen und unterirdische Flußläufe solcher Art entdeckt und untersucht, wie sie su. in im Karst, in den Causses und im Jura vorkommen und wie man sie in Spanien nicht vermutete. Vor allem lieferte die Durchforschung der Kalkmassive von Garraf interessante Resultate, das sich westlich der Llobregatmündung zwischen Barcelona und Villanueva y Geltru an der Küste ausdehnt. Es schließt eine große Zahl natürlicher Brunnen ein, die man dort „Avencis“ nennt (wie in den Causses), die die Regengüsse aufnehmen und aus denen die Quellen des Massivs, namentlich die der Falconera und der Armena, gespeist werden. Der Avench del Bruch, der an der Ausmündung 2 m Durchmesser hat, geht 90 m unter der Erde in einen 18 m breiten sanlartigen Raum über, aus dem ein neuer Brunnen von etwa 40 m Tiefe hinunterführte und zwar in einen unterirdischen See mit spiegelklarem Wasser. Diesen selber konnte Font y Sagué leider nicht weiter untersuchen. Ähnlicher Höhlen und Bildungen wurde noch eine große Anzahl aufgedeckt, ebenso auch Gänge mit fließendem Wasser. Im vergangenen Jahre hat der Abbé seine Forschungen fortgesetzt; mit welchem Erfolge, weiß man noch nicht (La Géographie 1901, S. 140).

— Karl Sapper habilitierte sich mit einer Schrift über die geologische Bedeutung der tropischen Vegetationsformen in Mittelamerika und Südamerika (Leipzig 1900). Abgesehen von den wohlbekannten Litoralwäldern und den wenig ausgedehnten Hochgebirgsregionen vermag man drei Typen von Vegetationsformen, freilich mit den üblichen Übergängen, zu unterscheiden: das Gebiet der Savannen- und Dornstrauchformationen, das Gebiet der Eichen- und Kiefernwälder, und das Gebiet des regenfeuchten Tropenwaldes. Für den ersten Typus ist während der Trockenzeit die verfrachtende Arbeit des Windes, sowie die direkte Insolation von geologischer Wichtigkeit, zu Beginn der Regenzeit die abspülende, während der ganzen Regenzeit die erodierende Thätigkeit des Wassers nebst der mechanischen und chemischen Arbeit der Wurzeln. Während in Mexiko und Mittelamerika der erstere Typus hauptsächlich auf die pacifische Seite und die allerdings vielfach recht hoch gelegenen Einsenkungen zwischen die Hauptgebirge beschränkt zu sein pflegt, hat das Gebiet der Kiefern- und Eichenwälder eine viel kompliziertere Verbreitung. Man kann letzteres als das Gebiet mäßiger Niederschläge und Luftfeuchtigkeit, als das Gebiet mäßiger Abtragung, mäßiger Verwitterung und geringen Absturzes bezeichnen. Präzisiert man kurz die geologische Bedeutung der regenfeuchten Tropenvegetation, so kann man nennen: starke Herabsetzung der spülenden Thätigkeit des Wassers und der Abstürze lockeren oberflächlichen Gesteinsmaterials, dagegen starke unterirdische Thätigkeit des versickernden Wassers, die sich in chemischer Zersetzung und mechanischer Aufweichung und Mürbemachung des Untergrundes, im Kalkgebirge in starker unterirdischer Erosion äußert; Herabsetzung der seitlichen Erosion, der mechanischen Zertrümmerung anstehenden Gesteins, der Geröllführung der Flüsse; Häufigkeit von Rutschungen und Schlammausflüssen.

— Die Petrolenmiager des Departements Oran. Nachdem das Vorkommen von Petroleum in dem algerischen Departement Oran schon seit langer Zeit bekannt war, hat man vor etwa zehn Jahren in der Gegend von Ain-Sefit mit einigem Erfolge Abbauversuche unternommen, und so lieferte z. B. ein dortiges 418 m tiefes Bohrloch mehrere Monate hindurch täglich 1500 l. Im Winter 1899/1900 hat nun ein Fechmann, der Ingenieur Henry Neuburger, dem nordöstlichen Teil von Oran eingehend auf das Vorkommen von Petroleum untersucht und festgestellt, daß die Petroleumzone im Norden des Flusses Scheiff bis ans Meer und im Süden etwa 60 km landeinwärts reicht; er unterscheidet dabei zehn verschiedene, von Westsüdwest nach Ostnordost streichende Zonen. Was die Güte des Öls im Dahragebirge (nördlich des Scheiff) anlangt, so erklärt sie Neuburger für völlig oxydfreies Petroleum, das auf seinem Wege zu den Sammelhagern sozusagen destilliert worden ist und seine leichteren Bestandteile verloren hat. Über den Reichtum dieser Lager gehen die Meinungen allerdings noch auseinander.

— Im Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs erörtert Forel bei Gelegenheit des Berichts über die Schwankungen der Alpengletscher, die seitherige Methode der Darstellung der Gletscher auf den topographischen Karten größeren Maßstabes. Es ist ja richtig, daß die Schwankungen so groß sind, daß sie auf Karten im Maßstabe des sogen. Siegfriedatlas (1:50000) schon für das Auge des Touristen wesentliche Abweichungen von der Darstellung hervortreten lassen; natürlich wird sich dies bei genauen Aufnahmen, insbesondere beim Messen der Areale usw. noch mehr fühlbar machen. Es fragt sich, wie dem abzuhelfen ist, und nach Forel stehen dafür vier Wege offen. Man könnte nämlich eine Wiederbegehung der vergletscherten Gebiete in bestimmten Zeiträumen wiederholen (z. B. 1900, 1905, 1910 ...) und den betreffenden Stand in der Karte darstellen, oder man könnte nach einem genauen Studium der Maximal- und Minimalstände der Gletscher einen mittleren Stand berechnen und in die Karten eintragen, oder man könnte die historisch bedeutsame größte Ausdehnung, oder wertens den Minimalstand des Gletschers zur Darstellung bringen. Selbstverständlich hat jede dieser vier Methoden ihre Nachteile, die Forel dadurch auf ein Minimum zu verringern hofft, daß er die beiden letzteo vereinigt und die beiden äußersten Stände in derselben Farbe (blau), aber in verschiedener Signatur auf der Karte einträgt. Uns scheint auch dieser Weg nicht der geeignetste, da er nicht nach dem sonst auf der Karte durchgeführten Prinzip Thatsächliches zur Darstellung bringt, sondern es durch Ergebnisse des Studiums, die doch immerhin mit einer gewissen Subjektivität auch bei sorgfältigster Arbeit behaftet bleiben, ersetzt. Das Beste wäre wohl, die Topographien anzuweisen, möglichst genau den thatsächlich vorgefundenen Stand aufzunehmen und, einem alten Wunsche folgend, die Karte mit dem genauen Datum der Aufnahme zu versehen, wodurch man wirkliche Belege über den Zustand der Gletscher erhalten würde.

— Auf dem Titicacasee (3840 m) schwimmt jetzt auch ein Dampfer, welcher den Namen „Inca“ führt. Er wurde auf dem Clyde gebaut, er hält 550 Tonnen und kann 75 Fahrgäste aufnehmen. Der Dampfer wurde in einzelnen Stücken nach dem peruanischen Hafen Molleodo und von da in 22 Eisenbahnwagen durch die Cordilleren aufwärts nach Puno am See gebracht, wo die Zusammensetzung stattfand.

— Die Anfänge des Gewerbestandes behandelt Dr. R. Lasch auf ethnologischer Grundlage in der Zeitschrift für Socialwissenschaft (IV, S. 73) gleichzeitig mit der Arbeit von Dr. H. Schurtz, welcher dem afrikanischen Gewerbe eine eigene Schrift gewidmet hat. Lasch unterzieht die Anfertigung der Bekleidungsstoffe, die Töpferei, die Erzeugung von Waffen, von Schmuck, von Kähnen und den Hausbau einer eingehenden Betrachtung. Die Kleider werden nirgends von Naturvölkern gewerbsmäßig hergestellt, dagegen ist dies bei der Töpferei der Fall, die bei Naturvölkern fabrikmäßig von Weibern betrieben wird, am ausgedehntesten bei den Melanesiern. Belangreich erscheint der Nachweis, daß bei den Australiern Waffen gewerbsmäßig erzeugt werden, sowohl von einzelnen Individuen als von ganzen Stämmen. Der Schmied betreibt sein Handwerk bei den Naturvölkern stets gewerbsmäßig, worüber Lasch ausführlicher sich ergeht; Kanubau ist ein in Polynesien zu hoher Vollendung gediehenes Gewerbe. In den Formen der Gewerbe bei primitiven Völkern vermag Lasch Hausindustrie und gewerbliche Industrie, letztere als Gesellschaftenindustrie, Stammesindustrie, Kastenindustrie und freie Einzelindustrie nachzuweisen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallerslebertor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 15. BRAUNSCHWEIG. 18. April 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Die Einwohner der Insel St. Matthias (Bismarck-Archipel).

Von R. Parkinson. Ralum.

Etwa 45 Seemeilen im NNW von der Insel Neu-Hannover liegt die wenig bekannte Insel St. Matthias. Im Mai des Jahres 1900 hatte ich Gelegenheit, durch die Zuvorkommenheit des Herrn Korvettenkapitäns Schack, Kommandanten S. M. S. Seeadler, diese Insel und deren Bewohner ein wenig genauer kennen zu lernen.

Der frühere Verkehr mit Weißen war stets ein feindlicher gewesen. Im Jahre 1884 wurden dort zwei Weiße nebst Bootsmannung eines Anwerbeschiffes aus Viti erschlagen; dann hatten die Schiffe der Neu-Guinea-Kompagnie, Senta und Johannes Albrecht, in den Jahren 1896 und 1898 abermals feindliche Zusammenstöße mit den Eingeborenen, wobei eine große Anzahl der letzteren erschossen wurde, und Schiffsführer wie Händler getrauten sich seit jener Zeit nicht recht nach der Insel. Da jedoch die Riffe, welche zum Teil das Südende der Insel umgeben, eine Ansbeute an Trepang versprachen, so entschloß sich der kaiserliche Gouverneur Herr v. Bennigsen, im Verein mit dem Kommandanten des Seeadlers die Insel zu besuchen, um womöglich friedliche Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen.

Am Montag Nachmittag, den 7. Mai, ging der Seeadler am Südwestende der Hauptinsel, zwischen den dort vorlagernden kleinen Inseln zu Anker. Eingeborene waren hier und da sichtbar, jedoch getraute sich keiner derselben längsseits zu kommen. Am folgenden Morgen ließ sich ebensowenig jemand blicken. Kanoes mit zahlreichen Insassen gingen zwar von Insel zu Insel, immer aber in großer Entfernung vom Seeadler, und es war einleuchtend, daß, wenn überhaupt mit den Eingeborenen in Verbindung getreten werden sollte, die ersten Schritte von unserer Seite gemacht werden mußten.

Es ist für mich immer aufs höchste anziehend gewesen, mit solchen vollständig „wilden“ Menschen zusammenzutreffen; Menschen, die von einer Civilisation in unserem Sinne nicht die geringste Ahnung haben. Hier finden wir uns plötzlich in ein Stück Altertum versetzt, ein Altertum, welches viel weiter zurückreicht als die uns bekannten Anfänge der Civilisation, oder als das, was wir gewöhnlich „Geschichte“ nennen. Erst der Neuzeit war es vorbehalten, zu der Einsicht zu kommen, daß es endlich an der Zeit sei, die Urgeschichte des Menschengeschlechts zu studieren, und in Museen und Sammlungen finden wir die Erzeugnisse der primitiven Völker mehr oder weniger vollständig vereinigt, aber das wirkliche Studium der Naturvölker selber wird noch gar lückenhaft betrieben. Wir erforschen die Tiefen des Meeres, wir suchen den Nord- oder den Südpol zu erreichen und verwenden für diese Zwecke große Geldsummen. Möchten wir doch endlich an der Einsicht kommen, daß in absehbarer Zeit das Meer mit seinen Tiefen uns in seinem jetzigen Zustande erhalten bleiben wird, ebensowohl wie der Nord- und Südpol, daß aber von Tag zu Tag die Altertumsgeschichte unseres eigenen Geschlechts auf der Oberfläche des Erdballs mehr und mehr verwischt wird und daß wir alles aufbieten sollten, die Reste dieses Altertums zu sammeln und zu erhalten, denn die sich mehr und mehr verbreitende moderne Civilisation ist wie ein Stück Radiergummi, das alle alten Zeichen und Linien unwiderruflich auslöscht.

St. Matthias ist nun ein Plate, wo wir plötzlich mitten in ein Stückchen Altertum des Menschengeschlechts hineinversetzt werden. Eisen ist völlig unbekannt; Messer und andere Eisengeräte werden im Tauschverkehr zurückgewiesen, dagegen greift man begierig nach roten Perlen oder nach roten Zeugfetzen und die wulstigen Lippen verziehen sich zu dem raubtierähnlichen Grinsen, welches eine Reihe von großen, regelmäßigen Zähnen zeigt, einem Grinsen, so ganz verschieden von dem wirklichen Lächeln der Befriedigung, welches bei höherstehenden Menschenrassen die Gesichtszüge wie von innen heraus beleuchtet.

Die Insulaner sind von Mittelgröße und haben bei einer dunkelbraunen Hautfarbe die sämtlichen charakteristischen Merkmale der Melanesier. Das Kopfhaar ist kraus und zu kleinen Locken vereinigt, wie in Neu-Mecklenburg und auf der Gazellehalbinsel; eine eigentliche Haarpflege scheint nicht üblich zu sein; man sieht Frisuren in allen Stadien, neben kurzgeschorenen Köpfen beobachten wir ebenfalls solche mit längerem Haarwuchs, jedoch niemals so lang, daß der Nacken völlig bedeckt ist. Die Weiber, die wir zu sehen Gelegenheit haben, sind ausnahmslos kurz geschoren.

Von einer eigentlichen Bekleidung der Männer ist keine Rede. Sie sind ausnahmslos beschnitten und bedecken gelegentlich die Eichel mit einer Ovulaschnecke, ganz wie dies auf den Admiralitätsinseln der Fall ist; wie denn überhaupt vieles, das wir an beobachten Gelegenheit haben, uns die letztgenannte Inselgruppe in Erinnerung bringt. Viele der Ovulaschnecken, deren innere Windungen abgeschlagen sind, haben eine glatte, natürlich weiße Oberfläche, andere sind mit einem Muster eingeritzt, welches sich durch den darin sammelnden Schmutz schwarz von der weißen Grundfläche abhebt.

Als Kopfschmuck tragen die Männer große, sorgfältig gearbeitete Kämme von den verschiedensten

Digitized by Google

Formen; diese Kämme sind hergestellt aus nebeneinander gelegten Blattrippen der Kokosblätter, die zum Teil durch ein Zwirngeflecht wie mit einem dichten Gewebe überzogen sind; sie gehören zu den zierlichsten Erzeugnissen der Insulaner und können als typisch für St. Matthias bezeichnet werden. Sie dienen nicht als Kämme im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern als Kopfornament; die dicht aneinander stehenden Zähne des Kammes werden in das dichte Kraushaar gesteckt und dienen einfach als Befestigungsmittel des charakteristischen Kopfschmuckes; das frei hervorragende Stück bildet ein weiß und rotbraun bemaltes Viereck mit daran befestigten kleineren und größeren Vierecken, Halbkreisen und Trapezen, die bei jeder Kopfbewegung hin und her schwanken und eigentlich nie in Ruhe sind. Dieser Kopfschmuck wird entweder rechts- oder linkseitig hinter dem Ohr befestigt.

Die Männer tragen ferner etwa 2 cm breite Leibgürtel, aus schwarzen oder goldgelben Faserstreifen geflochten, so daß abwechselnd schwarze und gelbe Dreiecke in regelmäßiger Folge entstehen; diese Gürtel werden manchmal auch zu dreien oder vieren nebeneinander befestigt, so daß sie ein breites Band bilden.

Um den Hals tragen Männer wie Weiber lange Schnüre aus aufgereihten, kreisrunden Muschelscheibchen; die weißgrauen Scheibchen waren in größeren und kleineren Abständen von einer oder mehreren schwarzen Scheibchen unterbrochen.

Derartige Gürtel, ebenso wie Muschelschnüre findet man ebenfalls überall in den Admiralitätsinseln. Bei einem Spaziergang fand ich auch das Material, woraus die Muschelschnüre hergestellt waren, nämlich eine Art kleiner Conusschnecke, etwa 1 cm lang, aus dessen oberem dickem Ende die Scheibchen hergestellt werden. Dieselbe Conusart wird auch in Neu-Mecklenburg wie auf den Admiralitätsinseln für diesen Zweck verwendet.

Die Weiber tragen etwas mehr Bekleidung. Zwei sorgfältig gearbeitete, recht feine Matten waren durch einen Gürtel so befestigt, daß eine der Matten vorn, eine andere hinten herabhing, von der Taille bis zu den Knieen reichend. Der Gürtel ist etwa 5 bis 6 cm breit und etwa 1 m lang. Alle Gürtel sind aus grauweißen, roten und schwarzen Zwirnfäden hergestellt, derart, daß rote, weiße und schwarze Längsstreifen in verschiedener Breite und Reihenfolge entstehen. An beiden Enden bilden die Längsfäden eine etwa 8 bis 10 cm lange Franse. Die Matten der Weiber sowie die Gürtel schienen gewebt zu sein, ich werde später auf diesen Umstand zurückkommen.

Beide Geschlechter tragen ferner ziemlich rohgeschliffene Armringe aus Trochus, sowie kleine, etwa 7 mm im Durchmesser haltende Schildpattringe in der Nasenscheidewand. Die Ohrläppchen waren durchbohrt und stark erweitert, häufig durch zahlreiche Schildpattringe der vorbeschriebenen Art geziert, wie man das ähnlich auf Nanigo und auf Matty findet, wo jedoch die Ringe bedeutend größer sind. Als charakteristischen Ohrschmuck beobachtete ich ferner dünne, kreisrunde Scheiben aus Schildpatt, etwa $2^1/_2$ bis 3 cm im Durchmesser; dieselben waren durch kleine dreieckige Öffnungen durchbrochen, so daß ein regelmäßiges Muster entstand. Vom Centrum bis zur Peripherie läuft ein Schlitz, mittels dessen man die Scheibe am Ohrläppchen befestigt.

Die Hütten waren sehr urwüchsig und im Innern aufs höchste unsauber. Auf niedrigen Pfählen ruhte ein Pandanusdach, gerade hoch genug, um darunter aufrecht stehen zu können. Schlafstellen wurden nicht bemerkt, die Hüttenbewohner schienen auf der bloßen Erde ohne Unterlage zu schlafen. In jeder Hütte befand sich ein Herdfeuer und daneben ein Häuflein von faustgroßen Steinen, die wohl in glühendem Zustande zum Garmachen der Speisen benutzt wurden.

Leider war es unmöglich, photographische Aufnahmen zu machen; die Aufstellung einer Camera wurde von den sonst nicht unfreundlichen Eingeborenen stets als ein casus belli angesehen, so daß ich schließlich alle weiteren Versuche einstellte; leider lieferten auch die von mehreren Herren gemachten Momentaufnahmen kein brauchbares Ergebnis.

Hausgerät war weder in großer Auswahl noch in großer Anzahl vorhanden. Kleine Holzschalen von 25 cm Länge und 12 cm Breite wurden hier und da beobachtet; sie waren zu klein, um zum Herrichten oder Auftragen der Speisen zu dienen, und wurden wahrscheinlich zum Anreiben von Ockererde mit Öl verwendet, womit Männer und Weiber Kopfhaar und Körper einrieben.

Kokosschalen, gewöhnlich mit einem Maschennetz umgeben und an zweien aneinander befestigt, dienen als Wasserbehälter. Körbchen aus dichtem Geflecht, von kugeliger oder elliptischer Form wurden zum Tausch angeboten. Sie enthielten in der Regel allerlei Kleinigkeiten, scharfe Muschelstücke, Blätterhündelchen, Seeschnecken und dergleichen; das Geflecht dieser Körbchen war demjenigen ähnlicher Gegenstände gleich, wie wir sie von den Admiralitätsinseln oder von Baining auf der Gazellehalbinsel kennen. Kleine Netzbeutel mit kreisförmigem Holzrand, sowie kleine Beutel aus einem geknüpften, dichten Faserstoffgewebe, grober Sackleinwand nicht unähnlich, dienten ebenfalls zum Aufbewahren von Kleinigkeiten.

Kokosschaber von eigentümlicher Form wurden in einzelnen Hütten angetroffen. Ein Stück eines dünnen Baumstammes war derart hergerichtet, daß vier Seitenzweige je zwei Vorder- und zwei Hinterbeine bildeten; auf dem etwas über die Vorderbeine hervorragenden Ende war eine Muschel (Cardium?) zum Reiben der Kokosnüsse angebracht; die Eingeborenen bedeuteten uns, daß sie bei dem Gebrauch dieses Geräts sich quer über das Stammstück setzen, wodurch dem Instrument der nötige Halt gegeben wird. Diese rohe Form eines Kokosschabers erinnert sehr an das sorgfältig geschnitzte Gerät der Marquesesinsulaner (Internat. Arch. für Ethnogr. Bd. X, 1897, Taf. X, Fig. 14).

Zu den weniger häufigen Hausgeräten gehörte ein kurzer Stößer, anscheinend aus Tridacna; solche Stößer waren etwa 12 cm lang, am unteren Ende 7 cm und am oberen Ende 6 cm im Durchmesser.

In und neben den Hütten fanden wir ferner Fischnetze in verschiedener Größe. Einige waren sehr lang, ich schätze sie auf etwa 100 m, bei einer Breite von $1^1/_2$ bis 2 m; der untere Rand war mit Senkern beschwert, teils Steine, teils Korallenstäckchen und Seeschnecken; als Schwimmer dienten kleine durchbohrte Holzstückchen, sowie die korkartigen Früchte der Barringtonia. Außerdem waren kleine Handnetze auf knieförmigen Holzrahmen in Gebrauch. Der Fischfang scheint überhaupt den Insulanern eine Hauptnahrungsquelle zu sein. Das Handwerkszeug zum Anfertigen der Netze besteht aus hölzernen Netznadeln, welche an jedem Ende einen Schlitz haben zur Aufnahme des Zwirnsfadens; um die gleiche Größe der Maschen zu regulieren, bedient man sich eines kurzen, glatten Holzbrettchens oder eines Stückchens Schildpatt von verschiedener Breite. Die Netznadeln wechselten an Länge von 25 bis 50 cm; die beiden Enden zur Aufnahme des Fadens waren leierförmig ausgehuchtet, der Stiel selber kreisrund und das Ganze sauber geglättet.

Digitized by Google

Handwerksgeräte waren vorhanden in Gestalt von geschärften Perlmutterschalen, die zum Schneiden und Schaben verwendet wurden. Daneben kamen auch Äxte vor, die ich hier näher beschreiben werde. Alle Exemplare, die uns angeboten wurden, hatten als Klinge eine Mitraschnecke, deren dickes Ende schräg abgeschliffen war, wodurch eine halbkreisförmige Schneide hergestellt wurde. Klingen aus Stein oder aus Tridacna wurden nicht beobachtet. Ein knieförmiges Holzstück dient als Axtstiel und zur Aufnahme der Klinge. Die Befestigung der Klingen ist eine zweifache; sie werden entweder mittels Rattanstreifen fest mit dem kurzen Teil des knieförmigen Holzstiels befestigt, oder die Klinge steckt fest in einem konischen Holzfutter, welches derart mit dem Stiel verbunden ist, daß die Schneide nach verschiedenen Richtungen drehbar ist.

Die Nahrungsmittel der Eingeborenen bestehen, soweit wir zu beobachten Gelegenheit hatten, aus Taro, Bananen und einigen anderen uns unbekannten Erzeugnissen des Pflanzenreichs. Taro und Bananen waren überall neben den Dorfschaften angebaut. Kokospalmen kamen eigentümlicherweise nur spärlich vor; ausgedehnte Bestände waren nirgends zu gewahren und man darf daraus den Schluß ziehen, daß die Bevölkerung keine sehr starke ist. Hunde und Hühner wurden nicht beobachtet; ein Halsband aus Muschelscheibchen enthielt auch eine Anzahl von Cuscusschwänen, es ist daher wohl anzunehmen, daß dies Tier, welches leicht zu erlegen ist, hier wie auf Neu-Hannover und Neu-Mecklenburg als Nahrungsmittel dient. Schweine waren vorhanden, aber in geringer Anzahl. Das Korallenriff sowie das Meer scheinen den Eingebornen einen reichen Beitrag zum Lebensunterhalt zu bieten; täglich sahen wir Kanoes auf Fischfang gehen und Fische wurden uns, nachdem wir erst Bekanntschaft geschlossen hatten, häufig angeboten.

Arekanüsse zusammen mit Betelpfeffer und mit gebranntem Korallenkalk dienen als Genuß- und Reizmittel. Die Kalkkalebassen hatten die Form derjenigen der Admiralitätsinseln und waren auf der Außenseite mit Brandmustern verziert, welche in der Anordnung und in der Form ebenfalls auf jene Inselgruppe hinwiesen. Die Kalkspatel waren meist einfache Stöcke, jedoch wurden auch einzelne aus einem harten schwarzen Holz eingetauscht, deren oberes Ende mit eingeritzten Zickzacklinien und Parallelstrichen ornamentiert war.

Tritonschnecken, seitlich durchbohrt mit einem kreisrunden Loch, dienen als Signalhörner, und wenn wir uns einem Dorfe näherten, hörten wir stets die langgezogenen Trompetentöne, wahrscheinlich Signale für die übrigen Dorfbewohner. Flöten aus Bambusrohr mit eingeritzten Brandmustern, von der Form, wie sie von der Gazellehalbinsel bekannt ist, wurden als Tauschobjekt angeboten, dagegen sahen oder hörten wir keine Trommeln.

Obgleich uns kein vollständiger Apparat zu Gesicht kam, so glaube ich dennoch, daß die Insulaner die Kunst des Webens verstehen. Die vorher beschriebenen Weibermatten und Gürtel können nur mittels eines Webeapparats hergestellt sein und einzelne Gegenstände, welche sehr wohl Teile eines primitiven Webeapparats sein können, werden uns verschiedentlich angeboten. So z. B. erhielten wir sehr sauber geglättete und polierte Stöckchen aus hartem, schwarzem Holz bestehend; diese Stöcke hatten eine etwa meterlange, spitz zulaufende Klinge, etwa wie eine Degenklinge, am anderen Ende war eine teils glatte, teils ornamentierte Handhabe; andere ähnliche Geräte aus derselben Holzart waren etwa 38 bis 40 cm lang, an einem Ende stumpf, am anderen Ende spitz auslaufend, von kreisrundem Durchschnitt. Waffen waren diese Gegenstände jedenfalls nicht. Die Zukunft wird uns hoffentlich über diesen höchst interessanten Punkt aufklären und das Vorhandensein eines Webeapparats würde auf Einflüsse von Norden her, von den Karolinen z. B., hinweisen. Unmöglich wäre solche Verbindung jedenfalls nicht, da der Webstuhl sich von den Karolinen über Pikeram, Abgarris, Marqueen, Ongtong Java und Sikaiana bis nach den Neuhebriden verbreitet hat. Allerdings will ich hier auch bemerken, daß mir nicht das geringste Zeichen auffiel, welches auf eine Vermischung mit Mikronesiern sieb deuten ließe.

Infolge der sehr unwüchsigen Geräte steht der Kanobau auf keiner hohen Stufe. Die Kanoes bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen mit Auslegern und Schwimmer. Die Größe ist verschieden; es waren kleine Exemplare vorhanden für einen, höchstens für zwei Insassen, andere Kanoes bieten acht bis zehn Eingeborene. Keinerlei Verzierung, weder in Gestalt von Bemalung noch von Schnitzerei, war auf den uns zu Gesicht kommenden Exemplaren bemerkbar.

Eine weit höhere Stufe der Vollendung nehmen die Waffen der Insulaner, die Speere, ein, die in ihrer ganzen Ausführung zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der Melanesier gehören. Sowohl die sorgfältige Schnitzerei, wie die außergewöhnlich geschmackvolle und reiche Ornamentierung beider Speerenden geben dieser Waffe der St. Matthiasinsulaner die Berechtigung, neben den Kunstschnitzereien der Melanesier in erste Reihe gestellt zu werden. Die Speere verdienen daher hier wohl eingehend beschrieben zu werden. In Nr. 11, Band 78 des Globus hat Herr Dr. A. B. Meyer bereits eine ihm von mir zur Verfügung gestellte Photographie veröffentlicht, welche ein Dutzend dieser Speere zur Anschauung bringt. Die Abbildung[1]) wird dem Leser einen Begriff geben von der außerordentlichen Sorgfalt, welche die Eingeborenen bei der Herstellung dieser Waffe verwenden.

Das Material besteht entweder aus Palmenholz oder auch aus einer festen, dunkelbraunen Holzart von mittlerer Schwere. Die Länge der Speere beträgt im Mittel etwa $2^1/_2$ m. Zwei verschiedene Arten der Speere sind zu unterscheiden; solche, welche aus einem einzigen Stück Holz hergestellt sind, und solche, dessen Schaftende aus einem aufgesetzten Stück Bambusrohr besteht. Diese Stückchen Bambus, etwa $^1/_3$ m lang und am dicksten Ende etwa 10 cm im Durchmesser, ist an einem Ende etwa 10 cm lang sehr dünn abgeschabt; dies geschabte Ende wird in Lamellen gespalten und das Schaftende des Speeres hineingesteckt; mit einer feinen, gedrehten Faserschnur werden nun die Lamellen des abgeschabten Rohres fest an den Speerschaft angeschnürt, so daß Speer und Rohr ein einziges, festverbundenes Ganze bilden. Diese Verbindung des Speerschafts mit einem Bambusrohr erinnert sehr an eine ähnliche Verbindung beider Teile in Neu-Hannover und Neu-Mecklenburg.

Die Speere aus einem Stück Holz sind am Schaftende ohne Verzierung; diejenigen, deren Schäfte in einer Bambusscheide stecken, sind am Schaftende größtenteils reich ornamentiert, während das aufgeschnürte Bambusrohr nur selten oder nur ganz wenig durch eingeritzte Ornamente geschmückt ist. Etwa 50 cm des Speerschaftes, unterhalb der Befestigung mit dem Bambusrohr, sind bei dieser Art von Speeren aufs sorgfältigste ornamentiert, teils durch rings um den Schaft laufende eingeritzte Parallellinien, welche zu verschiedenen Systemen angeordnet sind, teils durch mannigfache Or-

[1]) Hier wiederholt. (S. 232.) Red.

Digitized by Google

namente, denen meiner Ansicht nach gröfstenteile Blätter- und Blütenmotive zu Grunde liegen.

Es folgt nun ein 50 bis 70 cm langer Teil des

spitze, welche auf 70 bis 80 cm Länge, fast bis zur äussersten Spitze aufs sorgfältigste und reichste ornamentiert ist. Die Anordnung der Ornamente ist ähnlich

Speere von der Insel St. Matthias im Bismarck-Archipel.
Photographiert von R. Parkinson.

Speerschaftes, welcher völlig glatt ist, meistens kreisrund im Durchschnitt und $2^1/_2$ bis 3 cm im Durchmesser beträgt.

Nach diesem glatten Teil folgt die eigentliche Speer-

wie am Schaftende, jedoch überwiegen hier die Figuren bei weitem und die Linienmotive treten zurück.

Die äufsere Speerspitze ist glatt, kreisrund im Durchschnitt und etwa 15 bis 18 cm lang, darauf folgt eine

Digitized by Google

Reihe von Widerhaken, in der Regel einseitig, jedoch sind auch solche mit zwei Reihen nicht selten. Die Widerhaken sowie deren Anordnung erinnern bei manchen Speeren an solche von den Mattyinseln. Die eigentliche Speerspitze wird begrenzt von einem Büschel von Faserstoff, der darauf folgende Teil ist ganz und gar der Ornamentierung überwiesen. Zum besseren Verständnis verweise ich auf die Abbildung.

Die Speerspitzen mit dem Widerhaken sind fast immer schwarz und rot bemalt; die Ornamentierung wird durch Einreibung mit Kalk zur größeren Geltung gebracht. Das Bambusrohr am Schafteude ist häufig mit schwarzen oder roten Ringen bemalt.

Leider war der Aufenthalt ein beschränkter und der fast unaufhörlich vom Himmel strömende Regen hinderte vielfach unsere Beobachtungen. Es ist daher wohl möglich, daß spätere Besucher noch sehr viel Neues beobachten werden, um so mehr, da unser Beobachtungskreis sich einzig und allein auf die kleinen Inseln beschränkte, welche südlich von der Hauptinsel liegen. Mit den Bewohnern der Hauptinsel traten wir nicht in Berührung, obgleich wir feststellten, daß auf der Südostküste der sonst schwach bevölkerten Hauptinsel eine größere Anzahl von Hütten am Strande lagen; es ist jedoch wohl anzunehmen, daß die Bewohner dieser Dörfer nicht wesentlich verschieden sind von den Bewohnern der kleinen Inseln, die wir zu sehen die Gelegenheit hatten.

Deutsch-Ostafrika 1899/1900[1]).

Von Brix Förster.

In meinem vorjährigen Bericht hieß es: Deutsch-Ostafrika habe einen sehr erfreulichen Aufschwung im Jahre 1898 genommen; der Warenumsatz habe sich um fast zwölf Millionen Mark und die Ausfuhr um fast eine Million vermehrt. Dies war ein Irrtum, aber nicht meinerseits, sondern der offiziellen Handelsstatistik. Die dem Reichstag vorgelegte „Denkschrift über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete für das Jahr 1899/1900“ desavouiert die Zahlen in dem „Jahresbericht von 1898/99“ und zeigt, daß der Warenumsatz 1898 nur um 1700000 Mk. gestiegen war und die Ausfuhr sich um 700000 Mk. vermindert hatte.

Im Jahre 1899 trat ein, wenn auch nicht sehr bedeutender Rückgang sowohl in Bezug auf die Einfuhr, als auf die Ausfuhr ein. Der Rückgang in der Einfuhr erregt, trotzdem er mit einer Million am schwersten ins Gewicht fällt, aus mehrfach angegebenen Gründen weniger koloniale Bedenken; man kann ihn zum guten Teil der durch die vorhergehenden Hungerjahre verminderten Kaufkraft der Eingeborenen zuschreiben. Die Verminderung der Ausfuhr dagegen erheischt eine eingehendere Betrachtung. Hier zeigt Tabelle A, daß hauptsächlich das Elfenbein die Exportziffern herabdrückt. Die im Innern Afrikas aufgespeicherten oder zu gewinnenden Vorräte schwinden immer mehr zusammen, was schon seit Jahren von Kundigen prophezeit wurde. Dies scheint mir die entscheidende Ursache zu sein und nicht, wie die „Denkschrift“ meint, das Aufblühen des Elfenbeinhandels in Britisch-Ostafrika infolge der Zugkraft der Ugandabahn. Es ist wohl richtig, daß der Elfenbeinexport aus ganz Britisch-Ostafrika sich von 629000 Mark im Jahre 1898/99 auf 1418000 Mark im Jahre 1899/1900 gehoben hat (vergl. Tabelle C); doch diese Steigerung bewirkte allein und in hervorragender Weise Uganda, welches nach der endlichen Bekämpfung rebellischer Unruhen und nach Sicherstellung des Handelsverkehres 1899/1900 Elfenbein im Werte von 635000 Mark, statt 136000 Mark im Jahre 1898/99 nach Mombas auf den Markt brachte[2]). Demnach verdankt man wohl der Ugandabahn den vermehrten, weil erleichterten Elfenbeinexport aus dem Ugandaprotektorat nach der Küste; doch kann sie nur einen verschwindenden Bruchteil der Elfenbeinvorräte Deutsch-Ostafrikas selbst an sich gezogen haben.

Der Kautschukexport hat in beträchtlicher Menge zugenommen; man thut jedoch gut, nicht zu optimistische Hoffnungen darauf zu bauen, da er in wenigen Jahren ebenso rasch wieder sinken kann infolge von räuberischer Ausbeutung durch die Eingeborenen.

Die geringere Ernte an Kopra und namentlich der sehr starke Rückgang in Kaffee dürfte als eine Nachwirkung der vorhergegangenen zweijährigen Dürre zu betrachten sein. So hatte auch die Insel Sansibar ein sehr bedeutend verminderten Erträgnis der Kokospalmen[3]).

Von dem allgemeinen Mißwachs konnte sich natürlich der Getreidebau sowohl in Deutsch- wie in Britisch-Ostafrika viel rascher erholen.

Als eine höchst willkommene und in der Zunahme begriffene Bereicherung der kolonialen Produktion erweisen sich die von Dr. Hindorf eingeführten Agavepflanzungen; das von ihnen gelieferte Material figuriert als „Bastware“ in den Ausfuhrlisten.

Der Tabakexport wurde gänzlich gestrichen; wahrscheinlich weil der erzeugte Tabak im Anslande gar nicht mehr begehrt wird und nur beschränkten lokalen Absatz findet.

Daß die diesjährige „Denkschrift“ zum erstenmal umfangreiches Material in übersichtlicher Weise über die Handelsbewegung liefert, muß zur allgemeinsten Befriedigung dienen und rühmlichst anerkannt werden. Sie ist überhaupt gegen früher geschickter zusammengestellt und hat durch Ausscheidung des Nebensächlichen und durch Reduzierung des Inhalts von 116 auf 48 Seiten wesentlich gewonnen. Nur in einer Beziehung möchte ich mir erlauben, einen Einwurf zu erheben. Sie hat die Handelsverhältnisse Deutsch-Ostafrikas zu sehr unter ein pessimistisches Vergrößerungsglas genommen und erweckt dadurch in dem Leser die Vorstellung, als ginge es jetzt plötzlich und steil bergab. Auf mich macht der merkantile Mißerfolg mehr den Eindruck einer vorübergehenden Schwankung. Daß eine solche in der Kindheit einer Kolonie unvermeidlich ist, beweist auch das benachbarte Britisch-Ostafrika. Auf den ersten Blick wird man freilich eine stark nach anfwärts gerichtete Tendenz gewahren; sieht man jedoch näher zu, so erkennt man, daß die aufsteigende Bewegung im Warenumsatz einesteils durch die massenhafte Einfuhr des Bedarfs für den Bau der Ugandabahn, anderuteils durch die plötzlich vermehrte Ausfuhr von Uganda-Elfenbein verursacht worden ist. Beides sind

[1]) Vgl. Globus, Bd. 75, S. 208 und Bd. 77, S. 257.

[2]) Vgl. Africa. Diplomatic and Consular Reports. Trade and Customs Revenue of the East Africa Protectorate for the Year 1899.

[3]) Diplomatic and Consular Reports. Trade of Zanzibar 1899. p. 9.

Digitized by Google

Faktoren ohne lange anhaltende Kraft. Wie gering an Zahl und Wert sind dagegen die stets sich erneuernden Landesprodukte in Britisch-Ostafrika im Vergleich zu Deutsch-Ostafrika! Was die englische Kolonie liefert, oder später noch in vielleicht größeren Quantitäten liefern wird, wird weder die kolossal teure Ugandabahn rentabel, noch unserer Kolonie eine empfindliche Konkurrenz machen.

Die innereotalichen Verhältnisse Deutsch-Ostafrikas entwickeln sich in ruhiger Gesetzmäßigkeit. Man kann sagen, den Hauptnutzen aus der deutschen Verwaltung zieht die einheimische Bevölkerung. Sie erfreut sich einer nahezu absoluten Sicherheit der Person und des Eigentums, weshalb sie sich auch mit vermehrtem Erfolge und vergrößertem Eifer der Bebauung der Felder widmet. Sie wurde bisher vor der ernstlich drohenden Pestgefahr geschützt und ist jetzt weit weniger der verderblichsten aller einheimischen Krankheiten, den Pocken, ausgesetzt, da sie willig der Impfung sich unterzieht und da es gelungen ist, unter besonders geschickt getroffenen Vorsichtsmaßregeln vorzüglichen Impfstoff aus Dresden einzuführen. Die Erhebung der Hüttensteuer umfaßt immer weitere Bezirke nach dem Innern zu und stößt nirgends auf hartnäckige Weigerung. Auf allen Stationen herrscht ausschließlich der Münzverkehr, so daß Kaufen und Verkaufen ungemein erleichtert ist. Warenvorräte bedarf man nur noch bei Geschenken an Häuptlinge und bei Reisen in ganz entlegenen Distrikten.

Die Zahl der farbigen Eingeborenen betrug 1898 nach ungefährer Schätzung 5406000, 1899 nach möglichst genauer Berechnung 6105000. Die weiße Bevölkerung hat etwas zugenommen, nämlich von 1090 auf 1139, worunter 872 Deutsche.

Der Bestand der Schutztruppe vermehrte sich gegen das Vorjahr um 54 farbige Mannschaften. Ihre Stärke war am 1. April 1900: 1748 Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, worunter 176 Deutsche. Außerdem wurden 120 Rekruten eingestellt, um einen regelmäßigen Ersatz für den jährlichen Abgang von durchschnittlich 350 Mann einzuleiten.

In der Finanzverwaltung ergaben sich 1899/1900 als Einnahmen des Gouvernements:

Hüttensteuer	360 000	Mk.
Gewerbesteuer	138 000	„
Sonstige Abgaben	613 000	„
Rente der Eisenbahn	. . . .	80 000	„
Tanga-Muhesa		
Zölle	1 456 000	„
Reichszuschuß	6 700 000	„
In Summa:	9 347 000	Mk.

Im ganzen ergab die Hüttensteuer 669000 Mk., von welcher Summe die eine Hälfte den Kommunen vorschriftsmäßig überlassen wird. In dieser Summe sind Arbeitsleistungen, als Äquivalente für Geld oder an Zahlungsstatt gelieferte Feldfrüchte, nicht inbegriffen.

Man verfuhr also bei der Rechnungsstellung viel rationeller als das englische Gouvernement im Ugandaprotektorat, welches als Hüttensteuer neben nützlich verwendbaren Abgaben auch Elefanten, Zebras, Affen, Antilopen, Kraniche, Warzen- und Stachelschweine, ja sogar Schlangen einkassierte und nach Liebhaberpreisen verbuchte, so daß man mit der glänzenden Ziffer von mehr als einer Million Mark Staatseinnahmen paradieren konnte [1]).

Die Gewerbesteuer, welche am 1. April 1899 trotz mancher mißgünstiger Bedenken in Deutsch-Ostafrika eingeführt wurde, lief ohne Störung im lokalen wirtschaftlichen Verkehr pünktlich ein und berechtigt zu der Hoffnung auf eine neue und jährlich in gleicher Höhe sich haltende Einkünftequelle.

Die Ansichten über die gedeihliche Entwickelung unseres Schutzgebietes haben in den kolonialen Kreisen eine merkliche Änderung erfahren. Hatte man bisher immer nur Geduld und Vertrauen auf eine gewiß noch glänzende Zukunft gepredigt, sobald andere und ebenfalls sehr vernünftige Leute an der Möglichkeit einer die Kosten ersetzenden Prosperität herumkritisierten, so hat sich jetzt das Blatt entschieden gewendet: die Plantagenwirtschaft sei ins Stocken geraten, der Handelsverkehr im Niedergang begriffen und die finanziellen Leistungen der Kolonie schrumpften in Besorgnis erregender Weise zusammen. Da gäbe es nur ein Rettungsmittel, welches schon in dem Abkommen zwischen der Kolonialabteilung, der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und der Deutschen Bank im März 1895 ins Auge gefaßt worden war, nämlich den Bau einer Centralbahn. Nicht nur aus jeder Nummer der Kolonialzeitung, auch aus dem „Etat für das ostafrikanische Schutzgebiet für 1901" leuchtet dieser Gedanke ganz deutlich hervor und selbst die „Denkschrift für 1899/1900" ist in dieser Beziehung etwas auffällig gefärbt.

Wie bereits gezeigt, machen die merkantilen und ökonomischen Verhältnisse Deutsch-Ostafrikas durchaus keinen so düsteren Eindruck; im Gegenteil die Saat einer gesunden Wirtschaftspolitik scheint wirklich aufzugehen; denn wer sucht, findet manch vielversprechendes Keimen. Nicht als Sturmsignale einer nahenden Zusammenbruchs sollte man die statistischen Ziffern der Produktenausfuhr und des Handelsverkehrs deuten, sondern als ein Merkzeichen einer zeitweiligen, in einer jungen Kolonie fast unausbleiblichen Ebbe, welches die langsam anschwellende Flut gesteigerter Ergiebigkeit in den nächsten Jahren mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit wieder verwischen wird.

An dem Streit über die Centralbahn will ich nicht rühren, obwohl ich noch Material im Vorrat hätte, um Hans Meyers Polemik kräftig zu unterstützen. Denn der Streit hat ein Ende gefunden in der voraussichtlichen Reichstagsbewilligung einer (bereits in dem erwähnten Abkommen von 1895 geplanten) Zinsgarantie für die Bahn Dar-es-Salaam-Mrogoro, deren Länge auf 230 km berechnet ist und deren Bankosten auf 24 Mill. Mk. veranschlagt sind. Damit wäre der Anfang oder vielmehr die Fortsetzung mit den sogen. „Stichbahnen" gemacht, welche allein die so notwendige Verbindung der der Küste nahen, zur Plantagenwirtschaft geeigneten Geländestrecken auf die erspriesslichste Weise herzustellen vermögen.

Hoffentlich geht es mit dieser zweiten Stichbahn besser vom Fleck und ohne Verschwendung beträchtlicher Summen aus Mangel an eigener und aus Unkenntnis fremder Erfahrung als mit der ersten, mit der Usambarabahn. Diese wurde am 1. Juni 1893 zu bauen begonnen und deren erste Hälfte von nur 41,5 km Länge (Tanga-Muhesa) am 1. April 1896 dem allgemeinen Verkehr eröffnet. Nach einem fast dreijährigen Stillstande der Arbeiten infolge Geldmangels des privaten Eisenbahn-Konsortiums und nach Übernahme des ganzen Bahnprojektes durch das Reich wurde im Juli 1899 die Fortsetzung des Banes von Muhesa nach Korogwe (45,5 km) wieder in Angriff genommen. Über den Termin der Vollendung ist mir keine officielle Publikation bekannt.

Als geographisch wichtige Forschungsexpeditionen sind jene des Hauptmanns v. Beringe nach den Kiruuga-Vulkanen (nördlich vom Kivusee) hervorzuheben; er unternahm sie 1899 von August bis November und 1900 im Juni und Juli. Vor ihm waren in dieselbe Gegend eingedrungen: Graf v. Götzen 1894, Hauptmann

[1]) Siehe „Times" vom 21. Februar 1901.

Digitized by Google

Bethe und Dr. Kandt 1898, Grogan 1898/99 und Moore und Fergusson 1899/1900. Keiner von diesen jedoch entschleierte die Regionen, welche zwischen den Vulkanen und dem Kagerasee (bei Rutue) liegen und keiner konnte daher ein Gesamtbild des Terrains zwischen dem Kivu und dem mittleren Kagera entwerfen. Wir besitzen wohl jetzt einen ausführlichen und ausgezeichneten Bericht von Dr. Kandts Forschungstätigkeit in der Umgebung des Kivu, in Danckelmans Mitteilungen von 1900, doch da seine kartographischen Arbeiten noch nicht eingetroffen sind, herrscht noch über manche geographische Einzelheiten eine gewisse Unklarheit und Unsicherheit. Infolge dessen gewinnt v. Beringe Darstellung und seine sorgfältig gezeichnete Kartenskizze ein erhöhtes Interesse. Über die Ergebnisse seiner Reisen brachte bereits Nr. 12 des „Globus" (von 1901) eine umfassende Übersicht. Nur mit ein paar mir erwähnenswert erscheinenden Thatsachen möchte ich sie ergänzen.

Die acht Kirungavulkane liegen südlich vom und parallel zum 1. Grad südl. Br. neben- und zum Teil auch hintereinander, ungefähr zwischen 29° 30′ und 30° östl. L. Gr. und bilden zwei scharf voneinander getrennte ungleiche Gebirgsgruppen; zu der westlichen gehören der Namlagira und der Gongo, welchen Graf v. Götzen bestiegen; zu der östlichen der Karisimbi (der mächtigste von allen) mit dem Wissoko, der Kiwumbu, der dreigezackte Sobinjo und der fälschlich Ufumbiro genannte Muhawura mit dem Mgahinga. Die Landschaft Mpororo reicht um einen halben Breitegrad weiter nach Süden, als bisher bekannt war; der gebirgige Teil derselben (1600 bis 1800 m) ist bis zu den höchsten Kuppen hinauf bewohnt und mit Bananen, Bataten, Mais und Hülsenfrüchten bebaut. In den riesigen Urwäldern auf der nördlichen Abdachung gegen den Albert-Eduard-Nyanza hin traf v. Beringe mit Eingeborenen zusammen, welche ihm von einer außerordentlich menschenähnlichen Affenart Wunderdinge erzählten. Zu Gesicht bekam er sie zwar nicht, aber sie existiert in Wirklichkeit. Denn Grogan begegnete ihr in genau derselben Gegend, bezeichnet sie aber als die niedrigste Menschenrasse, die er je in Afrika angetroffen hat[1]). Es sind affenähnliche Neger mit ausgesprochenster prognather Mikrocephalie, mit außergewöhnlich langen Armen und kurzen Beinen; ihr Gesicht wie der ganze Körper ist mit dichtem Wollhaar bedeckt; ihr Gang ist nicht aufrecht, sondern stark vornüber geneigt. Durch ihre beträchtliche Größe unterscheiden sie sich von weitem von dem Zwergvolke, welches in zahlreichen Sippen überall in diesen Bergländern haust.

[1]) Geographical Journal XVI, August 1900, p. 173.

Deutsch-Ostafrika.

Produktenausfuhr in 1000 Mark. **Tabelle A.**

Im Kalenderjahre	Elfenbein	Kautschuk	Kopal	Kopra	Wachs	Getreide	Sesam	Zucker	Kaffee	Bastwaren	Felle
1896	1 768	937	182	108	75	149	115	66	37	—	70
1897	1 549	1 191	191	211	210	520	259	91	114	65	186
1898	1 289	982	285	219	162	57	247	100	243	66	194
1899	935	1 331	277	107	64	201	85	79	95	92	207

Handelsverkehr in 1000 Mark. **Tabelle B.**

Im Kalenderjahre	Einfuhr				Ausfuhr				Warenumsatz			
	Summa	aus Indien	aus Sansibar	aus Deutschl.	Summa	nach Indien	nach Sansibar	nach Deutschl.	Summa	mit Indien	mit Sansibar	mit Deutschl.
1896	9 110	4 282	117	2 186	4 327	30	3 429	784	13 437	4 312	3 546	2 970
1897	9 370	3 853	143	2 520	5 118	40	3 659	1 137	14 488	3 893	3 802	3 657
1898	11 852	1 994	7 024	2 252	4 382	20	3 215	783	16 185	2 014	10 240	3 036
1899	10 822	1 389	7 094	2 018	3 937	79	2 896	923	14 759	1 468	9 791	2 942

Britisch-Ostafrika[2]).

Tabelle C.

Im Rechnungsjahre	Produktenausfuhr in 1000 Mark. Elfenbein aus ganz Brit.-Ostafr.	Elfenbein aus Uganda allein	Kautschuk	Kopal	Getreide	Felle	Handelsverkehr in 1000 Mark. Einfuhr	Ausfuhr	Warenumsatz
1896/97 . . .	547	(190)	271	30	379	56	5 500	1 640	7 140
1897/98 . . .	420	(210)	182	16	409	65	6 250	1 524	7 774
1898/99 . . .	629	(136)	268	56	112	94	9 835	1 500	11 335
1899/1900 . .	1 418	(635)	325	39	203	214	9 300	2 555	11 855

[2]) Die Tabelle C ist zusammengestellt nach: Africa. Diplomatic and Consular Reports. Trade and Customs Revenue of the East Africa Protectorate for the Year 1899. — Die dort in Rupien angegebenen Beträge wurden für den vorliegenden Zweck in Markwährung umgerechnet, die Rupie stets zu Mk. 1,40 genommen, was wohl bei den jährlichen Schwankungen des Kurses nicht genau dem jeweiligen thatsächlichen Wert entspricht, doch bei der Aufstellung nur runder, großer Summen die zum Vergleichen nötige Richtigkeit nicht wesentlich beeinträchtigt.

Digitized by Google

Deutsche Nutzbarmachungen auf der Bäreninsel.

Von F. Mewius.

Als im Jahre 1899 eine deutsche, von Kaufleuten ausgerüstete Expedition zur Bäreninsel ging und von einem beträchtlichen Teile derselben mit samt den darauf befindlichen Kohlenflözen Besitz ergriff, haben gewifs nicht wenige bereits im Geiste einen bedeutenden Bergwerks- und Exportbetrieb auf der Insel erstehen sehen. Eine solche Annahme liegt ja auch nahe, denn wenn dort so ungeheuere Mengen Steinkohlen vorhanden sind, kann man es unternehmenden Leuten nicht verdenken, wenn sie die Schätze zu heben suchen, besonders in einer Zeit, wo die Kohlen so hoch im Preise stehen und der Umstand, dafs Norwegen, wohin die Kohlen von Schottland gebracht werden müssen, ferner die Murmanküste für diesen Artikel vielversprechende Absatzgebiete zu sein scheinen, an und für sich schon zur Ausbeutung der Kohlen lockt. Aber die an die Wirksamkeit jener Expedition geknüpften Hoffnungen sind noch nicht in Erfüllung gegangen und konnten dies auch nicht, weil die Naturverhältnisse der Bäreninsel, vor allem die Küste, nicht so ohne weiteres eine Ausfuhr ihrer Reichtümer zulässt. Dafs über diesen wichtigen Punkt bis in die letzte Zeit hinein Unklarheit herrschte, zeigt klar, wie wenig Beachtung man bisher der Insel schenkte, und erst in den allerletzten Jahren haben dort Forschungen und Untersuchungen stattgefunden, durch die unsere Kenntnis so erweitert worden ist, dafs wir uns einen guten Begriff machen können von den Verhältnissen der Bäreninsel.

In erster Linie hat man dies, abgesehen von den schwedischen Forschungen unter Nathorst (1898) und Andersson (1899), den verdienstlichen Arbeiten zu danken, die der deutsche Seefischereiverein daselbst in den Jahren 1899 und 1900 ausführen liefs, und die insbesondere auch endlich zuverlässige Aufschlüsse über die Küstenverhältnisse brachten. Bei den Zielen, die der Seefischereiverein verfolgt, war es auch selbstverständlich, den Küstenverhältnissen besondere Aufmerksamkeit zu widmen, denn wie bekannt, zieht man im Eismeergebiet neue Fischgründe, denen sich die deutsche Fischerei zuwenden könnte, und da man solche Fisch-

Digitized by Google

gründe in den zwischen Norwegen und Spitzbergen liegenden Meeresteilen vorausgesetzt, würde die Bäreninsel einen guten Stützpunkt für einen etwaigen Fischerei- und Walfischfangbetrieb abgeben.

Die im Jahre 1899 ausgesandte und mit drei Schiffen ausgerüstete Expedition des Deutschen Seefischereivereins hatte für ihre Station die unmittelbar am Nordhafen belegene kleine Bucht gewählt, die den Namen Herwigshafen erhielt. Hier wurde ein großes, festes Blockhaus von 20 m Länge aufgestellt und in der Nähe die Walstation errichtet, die alle die nötigen Einrichtungen enthielt, wie sie heutzutage für die gehörige Ausnutzung des Weltmeeres zur Anwendung kommen. Wie lohnend der Walfischfang im Norden von Finmarken ist, zeigt der Betrieb der norwegischen Walfischfänger und die in Verbindung damit entstandene Industrie, die selbst die Eingeweide nutzbar zu machen versteht, eine Entwickelung, die man dem verstorbenen Schiffsreeder Svend Foyn dankt, dessen Methode, die Wale mittels der von Berglenten und sonstigem Personal an der Expedition teilgenommen.

Von beiden Expeditionen liegen ausführliche Berichte vor[1]), die einen vortrefflichen Überblick über die Verhältnisse der Bäreninsel liefern und auch einen Anhalt dafür geben, welche Bedeutung sie für Schiffahrtszwecke haben könnte. In dieser Beziehung ist sie indessen schlecht gestellt, und man kann es gut verstehen, wenn die norwegischen Fangschiffer, die in diesen Teilen des Eismeeres kreuzen oder nach Spitzbergen fahren, nur höchst selten die Bäreninsel anlaufen, um so mehr, als hier von dem Überfluß an Walrossen, die hier in früheren Jahrhunderten und zum Teil auch noch in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts zu finden waren, keine Spur mehr vorhanden ist.

Die Küste besteht überall aus steilen Felswänden und zeigt in phantastischen Bildungen die zerstörende Arbeit des Meeres. Selbst in solchen Buchten, wo ein schmaler, vielleicht 10 bis 30 m breiter sandiger Vor-

Das zu Tage tretende Kohlenflöz südlich des englischen Flusses. 1900.

ihm konstruierten Granatharpune zu erlegen, überhaupt erst die Jagd auf Finmarkwale möglich gemacht hat, da diesen äußerst starken und in ihren Bewegungen blitzschnellen Tieren mit der alten Fangmethode nicht beizukommen war.

Der von der deutschen Expedition ausgeführte Versuchsfang und -betrieb hatte gleichfalls gezeigt, daß sich unsere Seefischerei diesem Erwerbszweige mit Aussicht auf Erfolg zuwenden kann, und dieses Ergebnis veranlaßte den Deutschen Seefischereiverein, im Sommer 1900 nochmals eine Expedition zur Bäreninsel zu senden, um die bisherigen Untersuchungen zu ergänzen. Die Expedition, unter der Leitung des Prof. Dr. Henking (Hannover) stehend, war mit dem Fischereidampfer „St. Johann", Kapitän J. Meiners, ausgerüstet und umfaßte 24 Personen, worunter sich Regierungsbaumeister O. Ilgen aus Berlin befand, dem das Studium der Hafenverhältnisse oblag. Außerdem hatte laut Übereinkommen mit dem Deutschen Seefischereiverein ein Vertreter der Bäreninsel-Gesellschaft, der jetzigen Besitzerin des 1899 von Th. Lerner in Beschlag genommenen Gebietes und der darauf errichteten Anlagen, mit strand eine Landung mit einem Boot möglich macht, tritt hinter dem Vorstrand die 40 bis 50 m hohe Felswand auf. Derartige Verhältnisse zeigt z. B. auch der Südhafen, der früher fast immer als bester Hafen der Insel bezeichnet wurde, soweit überhaupt die Bezeichnung „Hafen" am Platze ist. Denn es handelt sich bei der Bäreninsel durchweg nur um offene Buchten, die den hier vor Anker gehenden Schiffen gegen schlechtes Wetter nicht den mindesten Schutz gewähren. Auch beim Herwigshafen ist dies der Fall, doch befindet sich hier wenigstens ein breiter Strand, so daß der Platz wohl die beste Hafengelegenheit der Insel bildet. Um den Herwigshafen aber zu einem sicheren Aufenthaltsorte für Wal- und Fischdampfer zu machen, wäre die Herstellung eines Wellenbrechers erforderlich, eine Maßregel indessen, die unter den obwaltenden Umständen bedeutende Kosten verursachen.

Man versteht daher, welche Schwierigkeiten und Ausgaben es verursachen muß, eine Kohlenausfuhr ins

[1]) Mitteilungen des Deutschen Seefischereivereins, Januar 1900 und Februar 1901, W. Moesers Buchhandlung, Berlin.

Digitized by Google

Werk an setzen, so bedeutend auch die Kohlen führenden Schichten sind. Die bisher auf der Bäreninsel gefundenen drei Flöze sollen insgesamt gegen 8 Mill. Tonnen Kohlen fassen, aber es ist, wie gesagt, den Schiffen nicht möglich, unter den jetzigen Verhältnissen die Kohlen ungehindert zu übernehmen, und wollte man zum Zweck der Kohlenübernahme geeignete Bollwerksanlagen herstellen, dann müßten diese wahrscheinlich so eingerichtet werden, daß sie bei Anbruch des Winters wieder entfernt werden können, da das Eis, das übrigens auch im Sommer die Küste seitweise blockiert, einen weiteren schweren Übelstand der Insel bildet. Während der zweiten Expedition des Deutschen Seefischereivereins wurde allerdings eine Ladung Kohlen auf den „St. Johann" gebracht, aber dies geschah mit Hilfe eines Prahms und war auch nur möglich, weil außerordentlich günstiges Wetter herrschte.

Was das Innere der Insel betrifft, so fiel schon frühesind nicht im stande, dem Bilde ein freundliches Ansehen zu geben. An der Küste dagegen giebt es an vielen Stellen grüne Flächen und zahlreiche Pflanzen, die im Sommer durch ihren reichen Blütenschmuck auffallen.

In großartiger Weise dagegen ist auf der Bäreninsel die Vogelwelt vertreten, und man wird wohl kaum fehlgehen, wenn man den „Vogelberg" im Süden der Insel als die bedeutendste Kolonie der arktischen Gebiete bezeichnet. Überall, an den steil ins Meer fallenden Gebirgsabhängen, auf Holmen und Felsvorsprüngen haben sich diese eigentlichen Beherrscher der Insel eingenistet. Der Vogelberg ist indessen nicht die einzige Stelle, wo sich große Scharen von Vögeln aufhalten. Solche Plätze sind noch der Mount Misery, auf dem selbst auf den höchsten Abhängen tausende von Sturmvögeln nisten, ferner der „Ilals" an der Kohlenbucht, die freistehende englische und Möwensäule, eine Stelle an der

Südhafen mit Eis blockiert am 5. Juli 1900, vormittags 9 Uhr.
Der Fischdampfer „St. Johann" liegt im Südhafen.

ren Besuchern die unsagbar kahle Landschaft auf. Das Innere bildet ein ziemlich gleichmäßiges Plateau, aus dem sich im Süden der 424 m hohe Vogelberg und im Südosten der Mount Misery erheben, welch letzterer mit seinen drei Kronen die Höhe von 483, 497 und 536 m erreicht. Dieser höher gelegene Teil der Insel besteht aus älteren Gebirgsarten, Kalksteinen oder Dolomiten, Schiefer usw. Im übrigen Teil, dem Plateau, das leicht wellenförmig ist, befinden sich eine Unmenge kleiner Seen, besonders im Westen. Die meisten dieser Gewässer sind seicht, und eine Anzahl davon trocknet im Spätsommer vermutlich aus. Von anderer Art wie diese kleinen Seen ist der im südwestlichen Teile der Insel belegene Ellasee, dessen Oberfläche dem Schweden J. G. Andersson zufolge 21 m über dem Meere liegt, während seine Tiefe mindestens 30 m beträgt, so daß sich der Boden nicht unbeträchtlich unter der Meeresfläche befindet. Was die inneren Teile der Insel so überaus öde macht, ist besonders das einförmige Grau, in dem die ganze Landschaft auftritt; an Vegetation fehlt es hier fast gänzlich, denn die am Boden hinkriechenden verkümmerten Polarweiden und einige andere Gewächse

Nordküste westlich von den Emma-Inseln gelegen new. — Um so spärlicher dagegen ist die übrige Tierwelt vertreten. Von Säugetieren ist nur der Eisfuchs als ständiger Bewohner der Insel zu nennen, und auch dieser scheint im Sommer nur sehr spärlich zu sein und hauptsächlich im Winter zur Insel zu kommen, hierin dem Eisbären gleichend, nach dem die Insel unzutreffenderweise ihren Namen erhalten hat. Auf Spitzbergen ist die Tierwelt im Winter so reichlich vertreten, daß dort noch in den letzten Jahren verschiedene norwegische Fanglente Überwinterungen durchgemacht haben, um Jagd zu betreiben, aber auf der Bäreninsel wäre dies ein unlohnendes Geschäft. Früher fanden dort wiederholt Überwinterungen von Fangexpeditionen statt, indessen fanden diese in den Walrossen ein dankbares Jagdobjekt. Seitdem diese Tiere ausgerottet sind, hörten die Winterbesuche auf. Die letzte Überwinterung vollbrachte daselbst der bekannte Eismeerschiffer Sivert Tobiesen im Winter 1865/66, aus welcher Zeit noch das Blockhaus stammt, das sich in der Nähe des Herwigshafens befindet. In geschäftlicher Hinsicht schlug das Unternehmen gänzlich fehl, da die ganze Ausbeute nur

Digitized by Google

in 1 Walrofs, 3 Eisbären und 40 Füchsen bestand, aber es war für die Wissenschaft insofern von Wert, als Sivert den ganzen Winter hindurch meteorologische Beobachtungen angestellt und damit ein noch bis heute einzig dastehendes Material dieser Art geliefert hatte.

Lange Jahre hindurch blieb die Bäreninsel dann unbeachtet, und nur einige Forschungsreisende haben ihr einen Besuch abgestattet. Man kann es daher jedenfalls als einen bemerkenswerten Vorgang bezeichnen, wenn die Insel jetzt Zielpunkt deutscher Untersuchungen geworden ist, die den Weg zu gewerblicher Thätigkeit bahnen sollen.

R. Parkinson.

„Ein Vierteljahrhundert deutscher Kolonialpionier und wissenschaftlicher Forscher in der Südsee — diese Überschrift hätten wir ebenso gut den nachstehenden biographischen Zeilen voranstellen können. Wie kaum ein Zweiter hat Parkinson die Völker und Inseln des Stillen Oceans kennen gelernt und uns in mustergültigen Arbeiten vermittelt, er verdient es daher, dafs wir in dieser Nummer des Globus, welche einen wichtigen Beitrag über eine sehr wenig bekannte Insel des Neu-Guinea-Schutzgebietes von ihm bringt, sein Bildnis veröffentlichen und über sein Leben berichten.

R. Parkinson.

Parkinson wurde 1844 zu Augustenborg auf der Insel Alsen geboren und bestimmend für seine Laufbahn wurde, dafs er, als Angestellter der bekannten Hamburger Firma J. C. Godeffroy, im Januar 1876 nach Apia auf Samoa geschickt wurde, wo er die Plantagenwirtschaft praktisch kennen lernte und einige Jahre lang die sehr ausgedehnten Landankäufe der Firma zu besorgen hatte.

Das Bekanntwerden mit den Inselvölkern, die zu jener Zeit von den Kingsmillinseln, Neuhebriden, Salomonen u. s. w. nach den Samoapflanzungen eingeführt wurden, auch Reisen nach den verschiedenen Gruppen lenkten früh Parkinsons Augenmerk auf ethnographische Studien. Namentlich waren es die Einwohner von Neu-Pommern und der Salomons, die ihn fesselten, als sie 1879 zum erstenmal in Samoa als Arbeiter eintrafen. Als sich im Jahre 1882 eine günstige Gelegenheit bot, nach Neu-Pommern (Neu-Britannien) überzusiedeln, zog Parkinson, der sich inzwischen verheiratet hatte, sofort dorthin. Zwischen Kap Gazelle und Schulze Hück legte er die erste dortige Pflanzung an, die unter dem Namen „Ralum-Pflanzung“ jetzt eine gröfsere Bedeutung erlangt hat und in weiteren Kreisen bekannt ist.

Die erste Zeit war eine schwere. Parkinson hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, namentlich gegen die Feindseligkeiten der Eingeborenen, die zu jener Zeit wild und hinterlistig waren. Doch nach wenigen Jahren kam allmählich der Umschwung, die Eingeborenen sahen ein, dafs Parkinson im Grunde ihr Freund sei, dafs sie bei ihm in ihren Nöten und Gefahren Zuflucht und Hülfe suchen konnten, und damit hatte er festen Fufs gefafst, aber auch sich das Verdienst erworben, den Grund gelegt zu haben zu den jetzigen friedlichen Zuständen auf einem grofsen Teile der Gazellehalbinsel.

Sobald Parkinson in Neu-Pommern im Sattel war, bestrebte er sich, auch die umliegenden Inseln des Bismarckarchipels kennen zu lernen. Mit den Schiffen der Firma, mit den Dampfern der Neu-Guinea-Kompanie und mit den kaiserlichen Kriegsschiffen hatte er Gelegenheit, unser ausgedehntes Schutzgebiet kennen zu lernen, überall die Eingeborenen studierend, überall vortreffliche Photographieen aufnehmend. Seine ebenso unverdrossenen als meist neuen ethnographischen Erfahrungen veröffentlichte Parkinson nach und nach in einzelnen Abhandlungen teils im Internationalen Archiv für Ethnographie, teils in anderen Zeitschriften. Hervorzuheben sind besonders die in Gemeinschaft mit A. B. Meyer in Dresden herausgegebenen, rühmlich bekannten Photographieen „Papua-Album“, erste und zweite Serie, worin die jetzt schnell schwindenden Eigentümlichkeiten der Melanesier fixiert sind.

Parkinsons Veröffentlichungen haben bei allen Fachleuten eine wohlverdiente Würdigung gefunden. Die Eigentümlichkeiten der Melanesier schwinden vor der europäischen Kultur schnell dahin; gar nicht lange wird es dauern und in Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg ist so wenig ursprüngliches Gerät zu finden wie jetzt in Samoa oder Tonga. Noch viel schneller verschwinden die Sagen und Überlieferungen, an welchen die Melanesier überhaupt nicht reich sind; um so dankbarer müssen wir Parkinson für das von ihm gesammelte Material sein. Besonders vorteilhaft ist es für ihn gewesen, dafs er die verschiedenen Inseln wiederholt besuchte und dadurch Gelegenheit fand, frühere Beobachtungen zu erweitern und zu verbessern. Ein anderer Vorteil war, dafs Parkinson auf der Ralum-Pflanzung Gelegenheit fand, bei dortigen Arbeitern Erkundigungen einzuziehen, durch deren Mitteilungen seine Aufmerksamkeit auf Dinge geleitet wurde, die ihm sonst wohl entgangen wären, so z. B. das Totemwesen in Neu-Mecklenburg, auf Buka und Bougainville. In dieser Hinsicht war Parkinson

Digitized by Google

den meisten Südseereisenden gegenüber im Vorteil, weil diese selten Zeit und Gelegenheit fanden, ihre ersten Beobachtungen und Aufzeichnungen zu ergänzen.

Der Bismarckarchipel ist Parkinsons zweite Heimat geworden; von jeher wirkte er für die Ausbreitung des Deutschtums in der Südsee anfs wärmste. Schon Ende der 70er Jahre wies er in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung auf die Wichtigkeit Samoas verschiedentlich hin. Den Schnitt ins eigene Fleisch, den zu Ende jener Jahre die Ablehnung der Samoavorlage für das Deutschtum in der Südsee bedeutete, hat Parkinson tief empfunden, er begrüßte es daher mit Freude, als Mitte der 80er Jahre eine neue kräftige deutsche Kolonialpolitik sich entwickelte. A.

Das Klima des Kamerungebietes.

Von Jachmann, Korvettenkapitän a. D.

Leider ist die Zahl der Stationen im Kamerungebiet, an welchen seit genügend langer Zeit exakte meteorologische Beobachtungen angestellt sind, sehr klein: es sind nur Kamerun selbst, Viktoria am Fuße des Kamerungebirges und die Jaundestation, 770 m hoch im südlichen Teile des Schutzgebietes bereits auf dem Plateau gelegen. Kurze Beobachtungsreisen liegen ausserdem von Baliburg, 1340 m hoch im Graslande des nördlichen Teils der Kolonie, von der Barombistation am Nordostabhang des Kamerungebirges in etwa 320 m Höhe, Buea etwa 920 m im südöstlichen Teil desselben gelegen, und von Edea etwa 80 km von der Küste am Fuße der ersten Terrasse des Plateaus, aber noch in der Tiefebene am Sanagafluß gelegen, vor. Aus dem südlichsten Teile des Küstengebietes der Kolonie fehlen Beobachtungen leider gänzlich. Grade hier, wo sich der Übergang zu dem südhemisphärischen Typus vollzieht, der in dem fünfzig geographische Meilen südlich von Kamerun gelegenen Gabun bereits so vollkommen ausgeprägt ist, das die dortige Regenzeit mit der Kameruner Trockenzeit zeitlich zusammenfällt, wären Beobachtungen von grosser Wichtigkeit. — Trotz der Nähe des Äquators ist die Lufttemperatur in Kamerun keineswegs eine sehr hohe, im ganzen anscheinend nicht so hoch wie unter gleichen Breiten an der Ostküste, wie überhaupt die Isothermen im äquatorialen Afrika ein Abweichen vom Äquator von West nach Ost erkennen lassen. Die Ursache davon ist die kalte Meeresströmung, welche aus dem südlichen Polargebiet kommend die Agulhasströmung nach Osten zurückwirft und als Benguelaströmung an der Westküste Afrikas emporsteigt, um dann in die südliche Äquatorialströmung einzutreten. Sie wirft ihren Kälteschatten auf die benachbarten Gebiete, welche wie Kamerun am Tage die Seebrise von dort erhalten. Die mittlere Lufttemperatur in Kamerun betrug im Beobachtungsjahr 1893/94 25,4° Cels. und entsprach damit der mittleren Julitemperatur von Palermo. Die höchste mittlere Temperatur hatte der Januar mit 26,6° Cels., etwa der mittleren Julitemperatur von Smyrna entsprechend, die tiefste der Oktober mit 24,3° Cels. der mittleren Juliteperatur von Neapel gleichkommend. Die wärmsten Monate sind der Januar, Februar und März. Der Verlauf der täglichen Temperaturen ist in der Trockenzeit ein sehr gleichmäßiger und entspricht fast genau dem auf dem offenen tropischen Meere. Kurz vor Sonnenaufgang zwischen 5^h und 6^h a. m. liegt das Temperaturminimum. Sogleich mit dem Hervortreten der Sonne steigt die Temperatur steil an und hat nicht selten schon zwischen 8^h und 9^h a. m. gegen 30° erreicht. Von hier an folgt eine weitere langsame Steigerung bis 2^h p., welche oft von kleinen, durch vorübergehende Bewölkung oder Veränderung der Windrichtung und Stärke bedingten Schwankungen unterbrochen wird. Um 2^h pflegt im allgemeinen die höchste Temperatur erreicht zu sein, alsdann erfolgt ein gleichmäßiger, ziemlich schneller Abfall bis gegen Sonnenuntergang und ein weiteres langsames und gleichmäßiges Sinken der Temperatur bis zum Sonnenaufgang. Während der Regenzeit nimmt diese Tagestemperaturkurve einen viel ungleichmäßigeren Verlauf entsprechend dem zu verschiedenen Zeiten und in ungleich langen Zeitabschnitten zwischen den Regengüssen erfolgenden Hervortreten der Sonne, auf welches das Thermometer auch im Schatten sogleich kräftig reagiert. Im Gegensatz dazu verläuft die nächtliche Temperaturkurve nahezu horizontal entsprechend dem alsdann fast ununterbrochen erfolgenden Regenfall. Die mittleren Tagesmaxima liegen zwischen 30,2° und 26,2°; als höchste Zahl wurde in Kamerun im Mai 1894 32,8 Cels. beobachtet. Die mittleren Minima schwanken in Kamerun zwischen 21,4° und 23,4°, die tiefste beobachtete Temperatur betrug im März und Juni 1893 20,1° Cels. In Viktoria am Abhang des Kamerungebirges wurden etwas größere Differenzen beobachtet, die mittlere Temperatur ist etwas niedriger als in Kamerun selbst, was vielleicht mit der direkten Abkühlung durch den Bergwind zusammenhängt, welcher namentlich die Morgen- und Abendtemperaturen beeinflußt.

Das Klima im Gebirge und auf dem centralafrikanischen Plateau nähert sich wesentlich mehr europäischen Temperaturverhältnissen. Als Übergang zu diesem Gebirgsklima können die Temperaturverhältnisse auf der Barombistation angesehen werden, welche nach elfmonatigen fortgesetzten Beobachtungen eine Mitteltemperatur von etwa 24,8° Cels., analog der Juli-temperatur von Rom hat. Entsprechend dem mehr kontinentalen Charakter zeigte sich eine größere Differenz zwischen den Maxima und Minima als in Kamerun, ähnliche geringe Abweichungen zeigt die 80 km landeinwärts am Sanaga gelegene Station Edea. Wesentlich tiefer jedoch ist die Temperatur im Gebirge. In Buea schwankte nach achtmonatigen Beobachtungen von Dr. Preuss die Temperatur zwischen 18,5° und 20,7° Cels. im Mittel, sie überschritt niemals 28,5° und sank im Mai bis 11,6 Cels., welcher überhaupt die größten Differenzen aufwies. Die in Baliburg 1340 m über dem Meere beobachteten Temperaturen sind noch tiefer, die Beobachtungen ergaben eine mittlere Temperatur von 18,1 Cels., dabei ganz geringe Monatsschwankungen. Die mittlere tägliche Wärmeschwankung betrug zwischen 7,3° im Juli und 15,4° im Dezember. Der kontinentale Charakter des Klimas tritt also hier bereits deutlich hervor. Die Temperaturextreme betrugen 30,7° Cels. im März 1891 und 6,5 im Januar 1892. Die Temperaturverhältnisse weichen hier also bereits völlig von denen der Küste ab, die Kälte macht sich in empfindlicher Weise bemerkbar, und man hat das Bedürfnis nach einer regelrechten Heizung.

Sehr gleichmäßig sind die Temperaturverhältnisse auf der Jaundestation, etwa 770 m hoch im Hochland des südlichen Teiles des Schutzgebietes gelegen, die in ihrem klimatischen Charakter schon den entsprechenden Verhältnissen der südlichen Halbkugel sich nähert. Nach den Beobachtungen von Tappenbeck und Zenker beträgt die Mitteltemperatur hier 22,5°, die Differenz des wärmsten Monats (Februar) gegen den kühlsten (Juli) beträgt nur 2,3° Cels., die höchste beobachtete Temperatur war 32,5° Cels., die tiefste 12,5°, die tägliche durchschnittliche Wärmeschwankung 8,5° bis 13,5°.

Digitized by Google

Die Beobachtungen der Luftfeuchtigkeit ergeben in Kamerun selbst die extremen Werte von 87,4 Proz. durchschnittlich in der Beobachtungsperiode 1888/89. Die Ortschaften des Binnenlandes haben eine mittlere Luftfeuchtigkeit von etwa 75 Proz. Höhere Feuchtigkeitsgrade zeigt das etwa 920 m hoch im Gebirge gelegene Buea. Hier beträgt die mittlere Feuchtigkeit März—Oktober 1891 zwischen 93 und 94 Proz. Über die noch höher im Gebirge gelegenen Punkte fehlen fortgesetzte Beobachtungsreisen. In hohem Grade ist die Luftfeuchtigkeit jedenfalls von der Vegetation abhängig. Die im März 1894 von Dr. Preuß im Gebirge mittels des Aspirationspsychometers angestellten Beobachtungen ergaben bis zur Urwaldgrenze in etwa 2100 m Höhe keine Abnahme der Luftfeuchtigkeit, sondern eine vollkommene Sättigung selbst in den Mittagsstunden. Ganz anders waren die Verhältnisse oberhalb der Waldgrenze in der Steppe in 2300 bis 3300 m Höhe. Hier machte sich eine beträchtliche Lufttrockenheit bemerkbar — soweit man nicht in die Wolken hineingeriet —, die selbst in den Morgenstunden bis 65 Proz. herabging und im allgemeinen zwischen dieser Zahl und 76 Proz. schwankte.

In direkter Beziehung zu der hohen Luftfeuchtigkeit stehen die Niederschlagsmengen. Im ganzen ist die Guineaküste außerordentlich regenreich, und die am Südwestabhang des Kamerungebirges gelegenen Küstenplätze gehören mit der jährlichen Niederschlagsmenge von 7000 mm und darüber zu den regenreichsten Gegenden der Erde überhaupt. Während es hier fast täglich regnet, haben alle anderen Orte des Schutzgebiets, wo Beobachtungen gemacht wurden, eine ausgesprochene Scheidung von Trocken- und Regenzeit, welche sich in der Zeit des Eintritts nach Süden hin verschiebt, so daß die Jaundestation z. B. bereits ganz andere Verhältnisse zeigt als die in dieser Beziehung übereinstimmenden Stationen im nördlichen Kamerungebiet: Kamerun, Viktoria, Buea, Baromhi und Baliburg. Die Scheidung zwischen nord- und südhemisphärischem Regentypus scheint sich an der Küste etwa auf der Breite von Klein-Batanga am Ausfluß des Njongflusses zu vollziehen. Achtjährige genau durchgeführte Beobachtungen haben ergeben, daß es in Kamerun nur eine Regenzeit giebt, welche gewöhnlich von Ende Mai bis Oktober dauert und nur ausnahmsweise infolge lokaler Einflüsse auf kurze Zeit unterbrochen wird. Eingeleitet und beendet wird diese Regenzeit durch die Tornadomonate März, April und Mai, Oktober und November. Sie bilden die Übergangsperioden, welche durch häufige starke Gewitter und Platzregen abwechselnd mit klarem, sonnigem Himmel charakterisiert werden. Dezember, Januar und Februar bilden die Trockenzeit und sind ungleich infolge der geringen Bewölkung und der verringerten Abkühlung durch Wasserverdunstung die heißeste Zeit des Jahres trotz des relativen Tiefstandes der Sonne. Die regenreichsten Monate sind in Kamerun der Juni und Juli, in welchen in der Beobachtungsperiode 1888 bis 1894 über 1200 mm Regenmengen beobachtet wurden, nach diesen folgt der Oktober mit etwas über 700 mm; die regenärmsten Monate sind der Januar und Dezember mit 50 bis 150 mm Regenhöhe. Die meisten Regentage wurden im Juli und Oktober während dieser Beobachtungsperiode festgestellt: 28 und 31. In Viktoria wich die Regenmenge nur wenig von der in Kamerun ab. Betreffs der im Kamerungebirge fallenden Regenmengen gestatten die in Buea nur sechs Monate durchgeführten Beobachtungen noch kein sicheres Urteil. In Baliburg betrug die tägliche Regenmenge im Jahre 1891 2846 mm, die Zahl der Regentage — 238 — entsprach der in Kamerun selbst beobachteten. Wesentlich geringer dagegen war die Regenmenge auf der Janndestation, sie betrug 1889/90 nur 1417 mm, und die Zahl der Regentage war 151. In Kamerun selbst wurden 1888/89 199 Regentage, 1893/94 224 beobachtet. Von anderen Arten des Niederschlags sind Hagelfälle in den höheren Regionen des Kamerungebirges sowie auf dem Hochplateau nicht selten und von den Eingeborenen sehr gefürchtet.

Die Windverhältnisse sind im allgemeinen an den in der Nähe der Küste gelegenen Orten sehr übereinstimmend. Tagüber weht die Seebrise aus westlicher oder südwestlicher Richtung, je nach der Jahreszeit bezw. der Witterung etwas früher oder später einsetzend. Abends flaut sie ab und wird gegen Mitternacht von der von Osten her wehenden Landbrise ersetzt, welche bis nach Sonnenaufgang anhält. Während der Regenzeit, in welcher die Temperaturverhältnisse zwischen Land und Meer geringere Unterschiede zeigen, ist auch der in der trockenen, beißen Zeit sehr scharf ausgeprägte Gegensatz zwischen Land- und Seebrise mehr verwischt, und die Windstärke beider ist geringer. Abweichung in den regelmäßigen Gang der Luftbewegung bringen im Frühjahr und Herbst die orkanartigen Tornados, welche die Regenzeit einleiten und beschließen. — In Kamerun selbst ergaben die Untersuchungen 1890/91 eine mittlere Windstärke von 1,9 nach Beaufort, die niedrigsten Mittelwerte waren 1,6 im April, Mai und Dezember, der höchste Mittelwert 2,3 im Februar. Die Beobachtungen auf der Baromhistation und in Baliburg ergaben ähnliche Verhältnisse, geringer erwies sich die Windstärke auf der Janndestation und in Buea.

Die Intensität der Sonnenstrahlung ist entsprechend dem geringen Widerstand, welchen die in den Mittagsstunden fast vertikal auffallenden Sonnenstrahlen beim Durchbrechen der Atmosphäre finden, eine sehr hohe. Die mit dem Aktinometer lange Zeit hindurch regelmäßig angestellten Beobachtungen ergaben zwischen 12h mittags und 2h p. Werte von 51° bis 45°, wenn man die mittlere Jahrestemperatur auf 25° Cels. annimmt.

Soweit bekannt, ist im Kamerungebiet eine sehr beträchtliche Bewölkung vorherrschend, namentlich im Küstengebiet gehört der trübe Himmel zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Wenn man als heitere Tage solche bezeichnet, welche höchstens eine mittlere Bewölkung von 2 bezw. 2,5 haben — 0 bezeichnet absolut unbewölkten, 10 ganz bedeckten Himmel —, so ergiebt sich, daß solche in Kamerun und den anderen Stationen im Laufe von Jahren nur äußerst selten sind, nur Baliburg und die Janndestation hatten einige völlig wolkenlose Tage in der Trockenzeit in der Beobachtungsperiode 1888 bis 1894.

Gegenüber den erwähnten meteorologischen Elementen treten die geringen Barometerschwankungen in ihrer Bedeutung zurück. Längere Beobachtungen dieser Art sind nur in Kamerun und Viktoria durchgeführt worden; die gewonnenen Resultate sind sehr übereinstimmend. Das Barometer zeigt sehr regelmäßig Maxima zwischen 9h und 10h vormittags und 10h und 11h abends, Minima zwischen 3h und 4h nachts und gegen 4h nachmittags. Die monatlichen Differenzen betrugen 1893/94 2,8 mm mit dem Maximum von 759,6 im August und einem Minimum von 756,8 im Dezember. Die Differenz zwischen dem höchsten in Kamerun beobachteten Barometerstande und dem tiefsten — 761,4 im Juli und 753,6 im Februar — betrug 7,8 mm in diesem Zeitraum. Das Endergebnis der klimatischen Untersuchungen ist in Kürze folgendes: Die Flußniederung und die vom Ur-

Digitized by Google

wald bedeckten Küstenebenen zeichnen sich durch hohe Temperatur, großen Feuchtigkeitsgehalt der Luft, geringe Luftbewegung und starke Bewölkung aus, die Steppenregion des Schutzgebiets durch niedrigere Temperatur, größere tägliche und jahreszeitliche Unterschiede in der Lufttemperatur und Feuchtigkeit, kräftigere Luftbewegung, geringere Bewölkung und intensivere Sonnenstrahlung. (Vgl. Dr. F. Plehn, Die Kamerunküste 1898.)

Der deutsche Export nach den Tropen und die Ausrüstung für die Kolonieen.

Unter diesem Titel veröffentlicht der „Deutsche Kolonialverlag von G. Meinecke" die erste Nummer eines Werkes, welches zeigen soll, in welcher Weise die deutsche Industrie für unsere Kolonieen thätig ist, und wie sie sich überhaupt eingerichtet hat und einrichtet, das Geschäft auch in anderen tropischen und subtropischen Ländern zu übernehmen. Außerdem aber soll das Buch Auskunft über die besten Bezugsquellen und Winke, wie Anregung zu Versuchen geben.

„Das Deutschtum über See" ist der erste Artikel des Werkes, worin nach kurzer Entwickelung unsere Auswanderung und ihrer Ziele die einzelnen Länder behandelt werden.

Mit Amerika beginnend, zeigt der Verfasser, wie die deutschen Auswanderer dazu beitragen, die Industrie und den Handel des Mutterlandes durch ihre Nachfrage zu heben. Von Amerika wird auf Afrika übergegangen, jedoch nur weil der deutschen Kolonie in Transvaal gesprochen und beklagt, daß die eingewanderten Deutschen zu geringe Selbständigkeit, wie Mangel an den Interessen des Landes zeigen. Die Teilnahme der Deutschen an dem jetzt dort herrschenden Kriege zeigt in letzter Beziehung das Gegenteil!

Australien mit seinen blühenden deutschen Niederlassungen zeigt, daß der Deutsche sich auch hier als Kolonist bethätigt.

Über die Südseeinseln, wo die Interessen Deutschlands durch die jüngste Erwerbung von Samoa bedeutend gewachsen sind, gelangt Samoa zur Besprechung. Der deutsche Handel hat in China eine große Entwickelung erlangt, besonders in Shanghai und Hongkong, auch in Singapore wie in Bangkok wechselt der deutsche Artikel.

Im zweiten Artikel wird der deutsche Exporthandel besprochen, derselbe ist, wie statistisch nachgewiesen, im allgemeinen nicht in dem Maße gestiegen, wie die Einfuhr von Rohmaterial und die damit zusammenhängende Steigerung unserer industriellen Produktion erwarten ließ. Die Gründe dafür liegen erstens in der größeren Aufnahmefähigkeit des inneren Marktes, dann aber auch in der starken Konkurrenz, welche die Vereinigten Staaten uns gegenüber entwickelt haben. Es hat sich z. B. die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten nach Deutschland von 1887 bis 1898 um 175 Proz. gehoben, während die Gesamtausfuhr aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten gesunken ist.

Der Verfasser empfiehlt den deutschen Industriellen dringend, die Absatzgebiete im Ausland nicht zu vernachlässigen, besonders auch weil die Aufnahmefähigkeit des inländischen Marktes unehlassen kann. Eine genaue Kenntnis der eigentümlichen Bedürfnisse der verschiedenen Länder ist für den Fabrikanten, der für den Export arbeitet, neben dem allgemeinen Studium der Länder dringend erforderlich.

Brasilien mit seinen geschlossenen deutschen Ansiedelungen ist für unseren Export von großer Bedeutung. Die Einfuhr soll — seit 1898 giebt es keine genaue Statistik — zurückgegangen sein, wohl infolge der niedrigen Kaffeepreise wie des schwankenden Wechselkurses.

Was Argentinien anlangt, so ist Deutschland von der zweiten Stelle, welche es im Einfuhrhandel dieses Staates einnahm, durch Italien verdrängt, es wird dies die starken italienischen Einwanderung zugeschrieben. Gerade hier muß die deutsche Industrie besondere Anstrengungen machen, um dieses Absatzgebiet nicht zu verlieren.

Dann ist Mexiko zu erwähnen, ein Markt, der von uns noch erobert werden soll, wir stehen in Bezug auf die Einfuhr erst an vierter Stelle. Nach dem Bericht scheint der deutsche Fabrikant sich den Wünschen der Kunden nicht in genügendem Maße anzubequemen. In Ostasien ist besonders in Britisch-Ostindien ein Aufschwung der deutschen Einfuhr zu verzeichnen, aber auch hier wäre es wünschenswert, dem besonderen Geschmack mehr Rechnung zu tragen.

Japan hat sich selbst zu einem Industriestaat entwickelt, welcher den europäischen Staaten schon jetzt bedeutend Konkurrenz macht. Sein Export stieg von 1894 bis 1897 um 62 Millionen Yen. An der Einfuhr nach Japan ist Deutschland nicht mehr in dem Maße wie früher beteiligt, die Vereinigten Staaten haben uns auch hier mit Erfolg Konkurrenz gemacht.

Auch unsere Einfuhr in China ist ganz bedeutend zurückgegangen, was man ebenfalls dem Wettbewerb Nordamerikas zuschreibt.

Die unmittelbare Einfuhr in die britischen Kolonieen Australiens aus Deutschland hat Fortschritte gemacht, die Aufmerksamkeit unserer Industrie wird besonders auf dieses Land gelenkt.

Mit den Handelsbeziehungen Deutschlands zu seinen Schutzgebieten beschäftigt sich ein ausführlicher Artikel, der durch 15 statistische Tabellen noch ergänzt wird. Es ist sicherlich von der größten Bedeutung für die Verhältnisse der Kolonieen mit dem Mutterlande, wenn ein gegenseitiger Warenaustausch zwischen beiden stattfindet, d. h. das Mutterland die Kolonialprodukte aufnimmt und dafür den Bedarf der Kolonie an Industrieprodukten deckt.

Bei der Betrachtung der Zollverhältnisse unserer afrikanischen Kolonieen kommt teils die Kongoakte vom 26. Februar 1885, teils die Brüsseler Generalakte vom 2. Juli 1890 in Frage. Unsere Kolonieen gehören dem Zollverein des Deutschen Reiches nicht an, sondern sind als Zollausland sowohl gegenüber dem Mutterlande wie unter sich zu betrachten. Mit den Zollverhältnissen der einzelnen Kolonieen verbinden wir zugleich eine kurze Angabe über den Warenaustausch.

In Berug auf Togo ist seitens des Deutschen Reiches sowohl mit Frankreich wie mit England ein einheitliches Zollsystem festgesetzt. Für Kamerun erfolgte im Jahre 1898 eine Zollverordnung. Die Verbindung Westafrikas mit dem Mutterlande ist für Togo, durch deutsche Schiffe, eine vierzehntägige, für Kamerun eine monatliche. Die Ausfuhrartikel beider Kolonieen sind Rohprodukte (Palmkerne, Kautschuk, Kopra), von Plantagenerzeugnissen kommt nur Kakao in Betracht. Die Einfuhr aus Deutschland besteht im wesentlichen aus Baumwollwaren, Bau- und Nutzholz, Materialwaren usw. Die Einfuhr von Spirituosen betrug 1897 in Togo $^1/_{10}$ in Kamerun $^1/_7$ der Gesamteinfuhr.

In Deutsch-Südwestafrika besteht sowohl Ausfuhr- wie Einfuhrzoll. Die Verbindung der Kolonie mit Deutschland ist durch die Wörmannlinie eine monatliche. Die Ausfuhr ist vorläufig eine geringe und besteht hauptsächlich aus Guano und tierischen Rohprodukten.

Die Entwickelung des Zollwesens in Deutsch-Ostafrika ist eine sehr wechselvolle gewesen. Grundsätzlich beträgt der allgemeine Einfuhrzoll 5 Proz. des Wertes, ein Ausfuhrzoll besteht ebenfalls. Die Verbindung der Kolonie mit Deutschland ist eine gute, durch eine vom Reiche subventionierte Dampferlinie hergestellt. Hauptausfuhrartikel sind: Elfenbein, Kautschuk, Sesam, Kopra, Hirse usw. Einfuhrartikel aus Deutschland: Baumwollwaren, Leder- und Bekleidungsstoffe, eiserne Handwerks- und landwirtschaftliche Geräte, Spirituosen usw. Was im allgemeinen das Gesamtresultat unserer Handelsverbindungen mit dem Schutzgebiet anlangt, so ist die Ausfuhr nach dort nicht in dem Maße gestiegen, wie man erwarten mußte. Es liegt dies jedenfalls an der langsamen Entwickelung der Kolonie, besonders an dem Mangel von Verkehrswegen im Gegensatz zu den Nachbargebieten.

In unseren Schutzgebieten in der Südsee hat die Zoll- wie Gesetzgebung bis jetzt keine Entwickelung zu verzeichnen. Nur im Neu-Guineagebiet ist 1888 eine Zollverordnung erlassen. Die Verbindung mit den Marshallinseln ist keine regelmäßige und auf den Weg über Australien angewiesen. Neu-Guinea, Bismarckarchipel und Salomonsgruppe liegen günstiger für den Verkehr, sie sind durch eine subventionierte Dampferlinie verbunden. Der einzige nennenswerte Ausfuhrartikel der Marshallinseln ist Kopra; dagegen ist die Einfuhr eine verhältnismäßig große, der Wert derselben betrug 1897/98 etwa 282000 Mark.

Das Gebiet der Neu-Guinea-Kompanie ist mit Ausnahme kleinerer Teile weder geographisch noch wirtschaftlich erschlossen. Die Ausfuhrprodukte sind: Kopra, Nutzhölz, Steinnüsse, Kokosnüsse, Baumwolle und Tabak. Die Baumwolle hat ein vorzügliches Produkt, hat aber ihren Markt in Liverpool. Die Einfuhrprodukte aus Deutschland sind besonders: Genußmittel, Salz, Seife, Baumwollwaren und Romanzement.

Über das Schutzgebiet von Kiautschou ist noch keine Aufstellung gemacht. — Zum Schluß faßt der Verfasser sein Urteil über die Handelsbewegungen Deutschlands mit seinen Kolonieen zusammen, indem er sie als im Aufang der Entwickelung stehend bezeichnet, die aber dennoch schon große Unterschiede zeigen. Im allgemeinen ist das Mutterland der gebende Teil, d. h. mehr an der Einfuhr in die Kolonieen als an der Ausfuhr aus denselben beteiligt.

Vom geographischen und ethnographischen Standpunkte aus betrachtet sind die dem Deutschen Reiche zugefallenen Kolonieen nicht als reich zu bezeichnen, es fehlt ihnen an

Digitized by Google

natürlichen Verkehrsstraßen und sie haben eine ungünstige Küstenentwickelung. Dazu kommt, daß der Deutsche sich nicht so leicht wie z. B. der Spanier, Italiener oder Südfranzose an das Klima gewöhnt, ihm aber andererseits auch noch Erfahrungen in dieser Richtung fehlen.

Die folgenden Kapitel des Buches behandeln sowohl den Eisenbahnbau in den tropischen und subtropischen Gebieten wie verschiedene Industrieen, ihre Entwickelung in Deutschland und ihre Bedeutung für die Kolonieen. Wir wollen hier nur einzelnes hervorheben und empfehlen das Werk selbst zu genauerem Studium.

In Beziehung auf den Eisenbahnbau in den Kolonieen bekagt der Verfasser mit Recht die Langsamkeit unseres Vorgehens, ohne die Schaffung moderner Verkehrswege ist an eine Erschließung und Entwickelung besonders der afrikanischen Schutzgebiete fürs erste nicht zu denken; dazu tritt die Konkurrenz, welche uns in dieser Richtung seitens Englands, den Kongostaaten, Frankreichs und selbst Portugals gemacht wird.

Die Schiffbauindustrie hat sich bei uns seit 1870 ganz bedeutend entwickelt; während bis 1879 der Zuwachs der deutschen Handelsflotte noch zu mehr als ⅓ vom Ausland gedeckt wurde, hat sich seit den letzten Jahren dieses Verhältnis umgekehrt. Durch die Vermehrung unserer Kriegsflotte, deren Bauten nur auf deutschen Werften und aus deutschem Material hervorgehen, sind jetzt große Ansprüche an die Leistungsfähigkeit unserer Werften gestellt, aber nicht allein können sie diesen Ansprüchen voll genügen, es werden auch noch für fremde Flotten Schiffe gebaut.

Wir verfügen jetzt über 3 Staatswerften und 21 größere Eisenschiffbauwerften. Der Weltbedarf an Schiffen wird allerdings noch immer von England mit 75 Proz. gedeckt.

In Beziehung auf den Hausbau in den Tropen giebt das Buch sehr beherzigenswerte Ratschläge, die bei der Wichtigkeit, welche gerade dieser Frage zugewendet werden muß, nicht weit genug verbreitet werden können.

Unter allen Industrieen Deutschlands nimmt die Textilindustrie den ersten Platz ein, sie umfaßt die Zubereitung von Spinnstoffen. Wie große der Aufschwung dieser Industrie ist, beweisen folgende Zahlen; 1882 wurden zur Verarbeitung in Deutschland über 4 Millionen Doppelcentner ausländische Rohstoffe eingeführt, 1895 dagegen 8 Millionen. Die Ausfuhr der daraus hervorgegangenen Produkte betrug 1895 über 1 Million Doppelcentner und stellte 38 Proz. der Gesamtausfuhr an Fabrikaten dar.

Der letzte Abschnitt des Buches ist der Tropenausrüstung gewidmet; während wir früher auf die Erfahrungen anderer Nationen, besonders auf England und Holland angewiesen waren, ist Deutschland heute im Besitz eigener Modelle. Der medizinischen Ausrüstung ist in dem Artikel eine ausführliche Besprechung zu teil geworden.

Das Werk enthält viel Wissenswertes und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß eine größere Verbreitung desselben vorzüglich in den Kreisen der Industrie und des Handels sowohl wie in denen der Kulturpioniere wünschenswert erscheint.

G. A. Kanengießer.

Die Kabelverbindungen Deutschlands mit seinen Kolonieen.

Wenn Deutschland heute noch auf der ersten Stufe der Entwickelung der telegraphischen Verbindung mit seinen Schutzgebieten steht, so ist das nicht zu verwundern, es harrten und harren der jungen Kolonialmacht zu viel Aufgaben, als daß alle zugleich in Angriff genommen werden konnten. Seit den bösen Erfahrungen jedoch, die nicht allein wir, sondern auch andere Nationen durch das Verhalten Englands bei Ausbruch des jetzigen Transvaalkrieges in Beziehung auf Benutzung der in englischen Händen befindlichen Kabel gemacht haben, drängten Deutschland, Frankreich und die Vereinigten Staaten dahin, durch Schaffung eigener Kabel sich frei von England zu machen. Wir wollen hierbei bemerken, daß von dem Gesamtnetz aller unterseeischen Kabel — über 330000 km — der Anteil Englands 60 Proz., derjenige der Verein. Staaten 11 Proz., der Frankreichs 10 Proz. beträgt, Deutschland ist nur mit 5 Proz. beteiligt. Dazu kommt, daß England gerade die wichtigsten Linien in Besitz hat. Bis jetzt sind wir im telegraphischen Verkehr mit unseren Kolonieen ganz auf England angewiesen, folgende kurze Darstellung wird dies erläutern.

Eine Depesche von Emden nach Togo z. B. macht folgenden Weg: bis Vigo auf deutscher Linie, von dort durch englisches Kabel bis Akra an der Goldküste und dann auf dem Landwege bis Lome und Klein-Popo.

Die Verbindung mit Kamerun erfolgt durch dasselbe Kabel. In Deutsch-Südwestafrika ist Swakobmund mit dem englischen Kabel Mossamedes-Kapstadt verbunden. Aller telegraphischer Verkehr von Deutsch-Ostafrika geht bis heute über Sansibar und benutzt von dort entweder das englische Kabel über Aden oder über Durban-Kapstadt.

Nach Kiautschou steht uns ebenfalls nur das englische Kabel über Aden-Indien zur Verfügung bis Schanghai, von dort haben wir seit ganz kurzer Zeit ein eigenes unterseeisches Kabel mit Tsingtau.

Unsere Kolonieen in der Südsee ermangeln bis jetzt einer telegraphischen Verbindung mit dem Mutterlande vollständig.

Was die Preise für die Telegramme anlangt, so sind dieselben ganz unverhältnismäßig hoch, es kostet nämlich von Deutschland nach Lome (Togo) 6,50 Mk., nach Kamerun sogar 8,75 Mk., nach Swakobmund 4,30 Mk., nach Dar-es-Salaam 5,30 Mk. und nach Tsingtau 8,75 Mk. — Unter diesen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, wenn die englischen Kabelgesellschaften sehr hohe Dividenden jährlich zahlen. Warum aber sollen wir all das Geld England in den Schoß werfen und dazu noch die Abhängigkeit von ihm tragen? Deutschland wird und muß sich selbst in den Besitz von Kabeln setzen und vor allem mit seinen Kolonieen eine Kabelverbindung herstellen. Der Anfang dazu ist durch das neue Kabel Emden-Azoren-Nordamerika gemacht. Von den Azoren aus ließe sich eine Verbindung mit unseren westafrikanischen Besitzungen herstellen und hierdurch vielleicht auch später Anschluß an den Kongotelegraph, der in nicht langer Zeit bis Stanley-Falls fertiggestellt ist, gewinnen. Auf diesem Wege könnte auch, da der Bau der Bahn Stanley-Fall-Tanganika in Aussicht steht, der Anschluß an unsere dann fertiggestellte Leitung Dar-es-Salaam-Udjidji erreicht werden.

Auch für unsere Verbindung mit Ostasien und den Besitzungen in der Südsee gestaltet sich die Zukunft aussichtsreich; die Vereinigten Staaten planen die Legung eines Kabels durch den Stillen Ocean über die Sandwichsinseln, die Marianneninsel Guam nach Manila, durch Zweigkabel würden wir unsere Besitzungen leicht verbinden können und frei von englischer Abhängigkeit werden. Alle diese Projekte lassen sich nicht in kürzester Zeit ausführen, aber bei dem großen geschäftlichen und strategischen Interesse, welches die Lösung dieser Frage erheischt, ist zu hoffen, daß wir, nachdem ja der Anfang bereits gemacht ist, kräftig vorgehen werden.

Bücherschau.

K. Schumann und **K. Lauterbach:** Die Flora der deutschen Schutzgebiete in der Südsee. Berlin, Gebr. Borntträger, 1901. (613 Seiten mit 1 Karte und 23 Tafeln.)

Vor der Besitzergreifung des hier behandelten Gebietes durch das Deutsche Reich existierten zwar in zahlreichen Reisewerken und Specialarbeiten mehr oder weniger vollkommene Angaben über die Flora einzelner Inseln oder Inselgruppen des heutigen deutschen Besitzstandes in der Südsee. Diese Mitteilungen sind aber zu sehr zerstreut (und zum Teil auch zu schwierig und kostspielig zu erlangen, z. B. Gaudichaud, Voyage de l'Uranie et Physicienne, Paris 1826, oder die botanischen Ergebnisse der Reisen Drumont d'Urvilles u. a.), als daß sie die Grundlage für eine erschöpfende botanische und pflanzengeographische Durchforschung unseres Gebietes bilden könnten, um so mehr, als wünschenswert ist, daß sich an einer solchen nicht nur Botaniker von Fach, sondern auch Beamte, Missionare und Kolonisten, welchen jene Werke einfach unzugänglich wären, beteiligen. Die Verfasser gehen in der vorliegenden Bearbeitung allen, welche sich für die botanische Erforschung unseres Schutzgebietes in der Südsee interessieren, ein Buch in die Hand, auf Grund dessen in der angegebenen Richtung planmäßig weiter gearbeitet werden kann. Das Werk sei deshalb allen denjenigen, welche vorhaben, das genannte Gebiet zu bereisen oder sich dort zu längerem Aufenthalt niederzulassen, wärmstens empfohlen. Von den hier beschriebenen 2200 Arten sind 400 Arten neu; diese Thatsache sowie die auffallend geringe Zahl niederer Pflanzen (200 Algen, 226 Pilze und Flechten, 200 Moose) zeigen deutlich, ein wie weites Feld sich dem Forscher und Naturbeobachter auf den deutschen Südseeinseln bietet.

München. Neger.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Britisch-Centralafrika und Deutsch-Ostafrika. Alfred Sharpe, der seit 1897 den verdienstvollen Sir Harry Johnston als Kommissar und Generalkonsul von Britisch-Centralafrika ersetzt, veröffentlicht im Märzheft des „Scott. Geogr. Mag." einen lesenswerten Aufsatz über die englischen Besitzungen nördlich vom Sambesi, der in mancher Beziehung auch zu Vergleichen mit den Verhältnissen im benachbarten Deutsch-Ostafrika anregt. In der Verwaltung hat das Protektorat bisher vor der deutschen Kolonie den Vorteil voraus gehabt, daſs an seiner Spitze lange Jahre (seit 1889) ein und derselbe Mann stand, noch dazu einer Persönlichkeit wie der erfahrene Johnston, während in Deutsch-Ostafrika bisher alle Augenblicke ein „System" das andere, ein Gouverneur den anderen ablöste. Und auch Johnstons Nachfolger Sharpe ist ein Mann, der das Land seit Jahren kennt, und den wir unsere Nachbarn und Konkurrenten beneiden können; er arbeitet ganz im Sinne Johnstons, und dadurch wird die kostbare Stetigkeit erreicht, die bei uns nun einmal nicht Platz greifen will. Dazu erfreut sich das Protektorat, obwohl es vom Auswärtigen Amt abhängt, im allgemeinen bereits der Selbständigkeit einer englischen Kronkolonie. Leute vom grünen Tische in der Heimat, die von der Existenz Afrikas nur vom Hörensagen wissen, reden dem Kommissar nicht überall drein, sondern lassen ihn verständigerweise durch Beiräten innerhalb der Grenzen seiner Verantwortlichkeit schalten, und sonderlich „regiert" und bevormundet der Kommissar nicht mehr als wirklich nötig. Orte wie Blantyre und Somba, wo viele Europäer wohnen, haben bereits eine Art Selbstverwaltung mit einem selbstgewählten Rat, der die einkommenden Abgaben nach eigenem Ermessen verwendet. Zu den Kolonisten, die dem Mutterlande etwas einbringen, gehört das Protektorat freilich trotzdem noch nicht, aber es kostet auch nicht viel, die Zahl der Beamten ist sehr gering, und der augenblickliche Zuschuſs von 800000 M. pro Jahr bleibt weit zurück hinter den Summen, die wir jährlich in Ostafrika hineinstecken (nach dem Etat für 1901 ohne die abgestrichenen Mittel für die Mrogorobahn über 7 Mill. Mk.). Was den beste produktiv wichtigste Teil des Protektorats, den Schirehochland, fehlt, sind Arbeitskräfte für die Kaffeeplantagen, die noch sehr großer Ausdehnung fähig wären. Diese Arbeitskräfte aber könnten nur freigemacht werden durch den Bau einer Eisenbahn um die Fälle des Schire. Die Schire-Nyasa-Route ist heute eine der wichtigsten Eingangspforten Afrikas, auf die außer dem eigentlichen Gebiet große Teile des Kongostaates und Deutsch-Ostafrikas angewiesen sind, und ein gewaltiger Durchgangsverkehr hat sich dort entwickelt, der auf der erwähnten Strecke den Negern die Ihnen vor allem zusagende Trägerarbeit gewährt. Eine Eisenbahn würde die Verhältnisse völlig ändern. Die anderen Gründe, mit denen Sharpe den Bahnbau fordert, werden die Gegner des Baues großer Bahnen in Deutsch-Ostafrika interessieren. Während diese nämlich behaupten, daſs die Exportartikel die Bahnfracht nicht vertragen könnten, sieht Sharpe im Bahntransport eine erhebliche Verbilligung gegen den Trägertransport nicht nur für Elfenbein, sondern auch für Baumwolle und sogar für Reis. Ferner fehlt dem Lande vor allem noch Kapital. Erwähnt sei noch, daſs Sharpe einer Ansiedelung europäischer Familien auch auf den sogenannten Hochländern nicht das Wort redet, da die Malariafrage noch nicht gelöst sei. — 1899 hatte die Einfuhr einen Wert von 175000, die Ausfuhr einen solchen von 70000 £; von letzterer entfielen allein auf Kaffee 62000, auf Gummi 13000 £.

— Von der Kolanuſs giebt es fünf verschiedene Sorten. Die im Handel am weitesten, durch den westlichen Sudan bis nach Tripolis verbreitete ist die Kola von Gonsha oder Gonja (Cola vera); sie gedeiht massenhaft in der Goldküstenkolonie, in Asante und den angrenzenden Ländern. Bei Kete Kratje in Togo wird sie über den Volta nach Salaga gebracht in einer Menge von 800 Ctr. durchschnittlich im Monat. Der Preis schwankt zwischen 1 und 2 Mark pro Kilogramm. Man hat in Togo den Versuch gemacht, sie anzupflanzen, und zwar mit Erfolg; denn was sie braucht, waldige Umgebung in höhererem Gelände, das findet sich in der Landschaft Tapa am Asuokoffluſs, zwischen Kete Kratje und Kpando. Auch bedarf ihre Kultur, wenn sie einmal sorgfältig verpflanzt ist, keiner mühsamen Pflege. Am höchsten geschätzt ist die Kola labohi in Nupe; allein sie kommt nicht in den Handel, weil der König des Landes der Eigentümer aller Kolabäume ist und deren Früchte nur an Häuptlinge oder Gesandtschaften verschenkt. Weniger begehrt wird die weiſse Kola, in den Haufsaländern Farin goro genannt; sie stammt aus Gebieten westlich von Asante und kommt in Bonduku auf den Markt. Von sehr viel geringerem Werte sind die Kolanüsse aus Yaunde und Kamerun und die unter dem Namen „Bansrus" bekannte aus der Gegend von Avatime in Togo. (Graf Zech in v. Danckelmans Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten 1901, 1. Heft.)

— Über Höhlen in der Nähe von Tanga an der deutsch-ostafrikanischen Küste berichtet Peter Chandoir im „Mouv. géogr." vom 10. März d. J. Die von Chandoir besuchte Höhle liegt zwei Tagemärsche (in welcher Richtung?) von Tanga entfernt in waldiger Gegend und hat zahlreiche Zugänge, von denen der von Chandoir gesehene und a, a, O. abgebildete sich 10 m hoch über einen ansteigenden Bach wölbt. Gleich hinter diesem Eingange stieg die Decke nach Art einer Aufeinanderfolge von Kirchenscheiben von 40 bis 80 m an, und der Raum glich einem ungeheuren Saal, aus dem zahlreiche Gänge ins unbekannte Innere führten. Eine nähere Untersuchung der Höhle verhinderten die Fledermäuse, deren Schwärme durch das Fackellicht von den Wänden aufgescheucht wurden und erschreckt gegen die Besucher anrannten; doch sah Chandoir, daſs in der Höhle sehr schöne Stalaktiten und Stalakmiten vorhanden waren. Der Pater bemerkt, daſs das die Höhle einschlieſsende Gestein Kalk ist, und daraus darf man schlieſsen, daſs sie in der Nähe der Küste liegt und zu den Korallenkalkbildungen gehört, die die ostafrikanischen Inseln und auch die Festlandküste auszeichnen. (Vergl. über solche Höhlen auf Sansibar Deckens „Reisen in Ostafrika" I, S. 23.)

— Aus dem südöstlichen Winkel Kameruns. Oberleutnant Frh. v. Stein, der höchst verdienstvolle Kartograph Südkameruns (vergl. seine vier Kartenblätter in den Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten von 1900), welcher sich im Juni 1900 von Matadi am Kongo nach der von Dr. Plehn im April 1899 gegründeten Station Ngoko im Sangagebiet begeben hatte, liefert in Nr. 6 der deutschen Kolonialblätter von 1901 einen ausführlichen Bericht über seine Bereisung des Djah und des südwestlich anstoſsenden Bomassalandes im November 1900. Da keine Kartenskizze beigefügt ist, muſs man zum Verständnis des Berichtes Dr. Plehns Schilderung der Umgebung von Ngoko (D. Kol.-Bl. 1899, S. 510 ff.) und Wauters Karte vom oberen Sanga (Mouvement géogr., 7. Mai 1899) zu Hülfe nehmen. [In Wauters Karte sind zwei verwirrende Irrtümer zu berichtigen: Der Bumba (Bunba) mündet nicht bei Goko (Ngoko), sondern viel weiter westlich bei Moinda und der von Norden zuströmende und mit dem Djah sich vereinigende Fluſs ist nicht der Goko, sondern der eben genannte Bomba.] Man erkennt dann, daſs der Ngokofluſs aus der Vereinigung des Bomba und des Djah entsteht, welche bei Motunda, ungefähr $^{2}/_{3}$° westlich der Station Ngoko stattfindet. Frh. v. Stein verfolgte den Djah nicht nur bis zu den ersten Stromschnellen (350 km entfernt von Uesso am Ngoko), welche bereits Dr. Plehn entdeckt hatte, sondern lieſs auch noch die Gegenden oberhalb derselben in einem Halbkreis von 50 km erforschen. Sodann unternahm er von Bomassalli, unterhalb der Djahschnellen einen südwestlichen Vorstoſs in das Land des Bombassa. Das Ergebnis seiner Forschungsreise ist folgendes: Der Ngoko und Djah sind gut schiffbar, nicht nur bis an den Schnellen, sondern auch noch eine weite Strecke oberhalb derselben; denn die Breite beträgt zwischen 100 und 200 m und die durchschnittliche Tiefe 8 bis 4 m. Ein nächtiger, gebirgiger Urwald bedeckt das ganze Gneis- und Granitgebiet zwischen dem Djah und Bomba, in welchem die gummireiche Kickxia sehr häufig vorkommt. Der Wildreichtum um die Schnellen ist ganz aufserordentlich; eine Menge von Elefanten, Büffeln, Antilopen u. s. w. treiben sich hier herum; auch begegnet man nicht selten dem Gorilla. Daher eröffnet sich aus diesem südöstlichsten Winkel Kameruns die Aussicht auf „eine recht ergiebige Elfenbeinausfuhr und eine stetig zunehmende Gummiproduktion". In diesen von dichten Wäldern bedeckten Landstrichen ist die Bevölkerung natürlich sehr spärlich, entweder auf die Flufsufer oder auf die Savannenlichtungen beschränkt. Sie zerfällt nach Dr. Plehn (D. Kol.-Bl. 1899, S. 512) in drei verschiedene Stämme: die Badjiri oder Bengs (Elefantenjäger), die mit den Fan verwandten Nzimu (Buschbewohner) und die an den Flufsläufen angesiedelten Misanga. Zu letzteren gehören die Bumabassa oder Bombassa, wie Frh. v. Stein sie nennt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 16. BRAUNSCHWEIG. 25. April 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Eine Besteigung des Vulkans Kaba auf Sumatra.

Von Dr. B. Hagen.

I.

In den Monaten März und April 1895 hatte ich Gelegenheit, von Palembang aus auf der Ostküste Sumatras diese Insel bis hinüber nach Bengkulen auf der Westküste zu durchqueren und zwar durchweg auf einer in ausgezeichnetem Zustande befindlichen Staatsstraße, wie ich zum Lobe der niederländisch-indischen Regierung hervorheben will. Mein Weg führte mich dabei durch das Redjanggebiet fast rund um den Fuß des 1650 m hohen Kaba herum, eines der vierzig Vulkane Südsumatras, dessen Schluchten und Abhänge zusammen mit denen der benachbarten Vulkanruine Tjundung als das Quellgebiet eines der größten Ströme Sumatras, des bei Palembang mündenden Musi (nach holländischer Schreibweise Moesi), von besonderem Interesse sind. Da ich noch nie vorher in meinem Leben einen Vulkan bestiegen hatte und der Kabagipfel überdies drei Krater nebeneinander enthalten sollte, so beschloß ich, einige Tage der sich darbietenden prächtigen Gelegenheit zu einer Besteigung und gründlichen Besichtigung zu opfern. Ich war freilich nicht der erste, welcher dies unternahm; bereits 1870 hatte ihn A. W. P. Verkerk Pistorius in der holländischen Zeitschrift „de gids“ kurz und nicht sehr deutlich beschrieben und abgebildet. Einige Jahre später, 1876, machte ihm der bekannte holländische Geologe und Direktor der geologischen Landesaufnahme von Niederländisch-Indien, R. D. M. Verbeek, einen leider nur flüchtigen Besuch, dessen Ergebnisse im „Jaarboek van het mijnwezen in Nederlandsch-Ostindie 1881, I^de deel“ niedergelegt sind. Fünf Jahre später ward der Kaba nochmals bestiegen und zwar von dem englischen Reisenden Henry O. Forbes, der in seinem bekannten Buche: „Wanderungen eines Naturforschers im malaiischen Archipel“ eine recht knappe und ungenügende Schilderung davon entwirft. So ist Verbeeks Arbeit weitaus die beste, ja die einzige wissenschaftliche Untersuchung, die wir vom Kaba besitzen, und der nachfolgende Aufsatz beansprucht weiter nichts, als einige Ergänzungen und Nachträge dazu zu liefern über Details, die Verbeek nicht wahrnehmen konnte, weil damals zwei von den drei Kratern sich in heftiger Aktion befanden, von Dämpfen erfüllt und unnahbar waren, während ich sie alle fast erstorben vorfand, so daß ich ihre Umrisse rein und klar vor mir hatte und mühelos bis auf die tiefsten Punkte aller drei Kessel niedersteigen konnte. Sodann mag es von einigem wissenschaftlichen Interesse sein, zu konstatieren, welche Veränderungen in dem Zeitraum von 20 Jahren seit Verbeeks Besuch stattgefunden hatten.

Dies war für mich, den Nichtfachmann, um so leichter, als der treffliche Forscher seine Mitteilungen mit einer Reihe wenn auch flüchtiger, so doch sehr deutlicher und instruktiver Skizzen begleitet hat. Verbeek unternahm seinen Aufstieg von der Nordwestseite, von dem Malaienkampong Kesambi aus, ich den meinigen von Nordost, von dem damals gerade im Bau befindlichen Pasanggrahan (Gouvernementsrasthaus) aus an der Staatsstraße bei „Pasl“ 58 und zwar auf einem Fußpfade, den ein in der Nähe Landkontrakte besitzender Herr, Karacson mit Namen, für zwei Regierungsbeamte, die zu ihrem Vergnügen den Kaba besuchen wollten, hatte anlegen lassen. Dieser Herr, Landmesser von Bernf, sollte auch bei der Gelegenheit den Kaba vermessen haben, doch ist mir über eine etwaige Publikation desselben nichts bekannt geworden, ebenso wenig über eine solche der beiden Regierungsbeamten, von denen der eine, Kontrolenr Douwes-Dekker, ein Neffe des bekannten holländischen Schriftstellers Multatuli, mir von früher her wohlbekannt war.

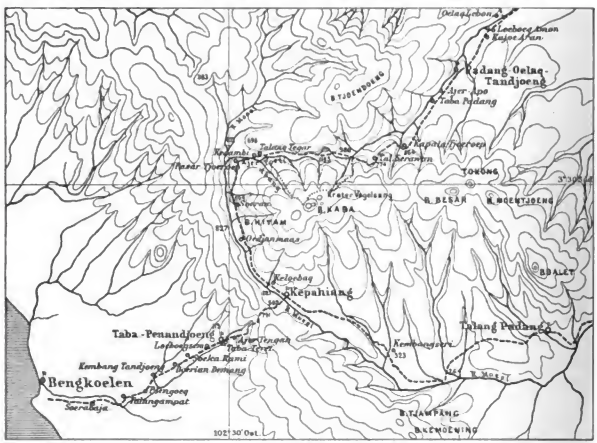
Der Aufstieg dauerte etwas über sechs Stunden, war also etwas kürzer als die Route Verbeeks, der über acht Stunden brauchte. Der Weg war weder steil noch anstrengend; es ging immer ganz gemächlich langsam bergan, die ersten zwei Stunden auf einem außerordentlich feuchten und pfützenreichen, aber sonst guten Pfade durch ein herrliches Stück Urwald, in dem man in der Ferne ab und zu eine Elefantenhorde trompeten hörte, deren tief ausgetretene Pfade und einem mäßigen Dunghaufen an Umfang gleichkommende Losung wir oft genug kreuzten. Sonst war von Tierleben in diesem grünen Halbdunkel nicht viel zu verspüren; ab und zu eine große, gewaltig und schrill zirpende Cikade an einem Baumstamm, die ihr Konzert bei unserer Annäherung jäh unterbrach, eine aufgescheuchte, rotgeflügelte Stabschrecke und einige Schnecken, darunter die großhäusige Cyclophorus eximius, das war alles. Nein doch, nicht alles; die Hauptsache hätte ich beinahe vergessen, nämlich die entsetzlichen, heimtückischen Bestien, die Waldblutegel. Scharenweis fielen sie über mich und meine Begleiter her, so daß meine weißen Tropenkleider nach einer kleinen halben Stunde so blutgerötet waren, als käme ich verwundet aus einer Schlacht.

Hinter diesem Urwalde folgte eine lichtere Zone mit viel Buschwerk und Gras, weiter oben wieder schwerer Wald bis zu etwa 1000 bis 1200 m Höhe, um später in einem dichten Gewirr von hohem Bambu und wilden

Digitized by Google

Pisangs zu endigen. Bis da hinauf gingen auch die Elefantenspuren, zu deren Lieblingsgerichten der Pisang gehört. Durch eine saftige, hohe Graswiese traten wir dann hinaus auf einen mäßig steil ansteigenden und ziemlich schmalen Grat aus dunkelgrauem, vulkanischem Gestein (Augit-Andesit), mit schwarzbraunen Schlacken besäet, der sich lang hinstreckte und in die Reting genannte Spitze des dreigipfligen Kaba ausmündete. Hier war kein Baumwuchs mehr [1]), nur Buschwerk bedeckte die steilen Hänge. Auch dies wurde immer spärlicher und es blieben von Sträuchern zuletzt nur noch eine feinblätterige Myrte und die stattliche, mit ihren großen

in den Batakländern entdeckte und im botanischen Garten zu Buitenzorg Gnaphalium Hageni benannte erinnerte und vielleicht identisch damit ist. Dagegen konnte ich nicht die „niedrigen Sträucher von einer Art Geisblatt" entdecken, welche Forbes erwähnt und welche dem Berge das Ansehen geben sollen, als wäre er mit Heide bewachsen. Rechts neben dem Grat rann in einer etwa 25 m tiefen Schlucht ein helles, klares Wässerlein, welches seinen Ursprung direkt aus dem Abhang des Reting nahm. Diese Schlucht und ihre ziemlich steilen Wände waren besetzt von zahlreichen Exemplaren eines starken und bis zu 20 Fuß hohen baumartigen Pandanus



Kartenskizze des Vulkans Kaba.
Nach R. D. M. Verbeeks geologischer Karte von Südsumatra.

lilaroten Blüten überdeckte Melastomacee Osbeckia linearis üblig, zwischen denen einige Farne und Moose, sowie verschiedene Kräuter wucherten, unter denen eine kranseminzartige Labiate mit weißlich-lilafarbenem Blütenstand am auffallendsten und häufigsten war. Auch eine gelbe Immortelle fand sich stellenweise, welche sehr an das von mir auf dem nördlichen Plateau von Toba

[1]) Derselbe scheint im letzten Ausbruch der siebziger Jahre vernichtet worden zu sein; wie Forbes (Bd. I, S. 240) schreibt, war „oberhalb des Gürtels von Gras und Farnkräutern . . . . kein Baum am Leben geblieben . . . überall standen die toten Stämme aufrecht oder lagen auf dem öden, verwüsteten Boden". Auch Verbeek spricht in seiner Beschreibung von „de nu afgestorven plant-ingroei van den Kaba". Es scheint dies also gleich zu Beginn des Ausbruchs, 1875, geschehen zu sein.

mit schenkeldicken Stämmen, dessen auch Forbes in seiner Beschreibung Erwähnung thut. Derselbe verdichtete sich weiter unten, da wo die Schlucht sich in die Busch- und Waldregion verlor, beiderseits des Bächleins zu ganzen Beständen, die einen außerordentlich bizarr-romantischen, malerischen Eindruck hervorbrachten. Die breiten, trockenen Blätter derselben bildeten außer den dünnen abgestorbenen Osbeckiazweigen mein einziges kärgliches Brennmaterial. Merkwürdigerweise habe ich während der ganzen Tour keine einzige Orchidee angetroffen, wohl nur aus Zufall, denn der bekannte Orchideenjäger Ericson, den ich einige Monate nachher in Singapore traf, erzählte mir, daß er gerade an den Schluchten und Abhängen des Kaba gute Beute gemacht habe. Ebenso wenig gelang es mir, der wirklich riesen-

Digitized by Google

haften Aroidee Amorphophallus titanum ansichtig zu werden, welche Forbes in Menge dort angetroffen hatte und von denen ein ausgegrabener Knollen eine Traglast für zwölf Männer bildete, während die Blütendüte einen Umfang von 6 Fuſs 6 Zoll, der Stamm an der Basis einen solchen von 2 Fuſs 7 Zoll besaſs!

Links von dem Grat, nur durch zwei schmale, aber tiefe Schluchten getrennt, lag dunkel und schwarz ohne Spur von Vegetation in scharfen, geraden Umrissen wie so war ich genötigt, mir selbst ein Obdach zu errichten. Glücklicherweise war ich darauf vorbereitet, da ich von vornherein die Absicht hatte, eventuell auf dem Gipfel zu übernachten. Als Lagerplatz wählte ich des nahen Wassers halber eine Stelle auf dem Abhang der vorerwähnten Schlucht am Fuſse zweier hervorstehender Andesitfelsblöcke. Als Bauholz standen uns, da ich die dicken Pandanusstämme ungeeignet fand, nur noch einige kaum drei Fuſs hohe, krumme und kaum finger- bis

Abb. 1. Inneres des Kabakraters aus der Vogelschau, ungefähr 300 m hoch vom Reting aus aufgenommen.
a, *b*, die beiden Centralbecken, wovon das kleinere *b* mit warmem Schlamm, das gröſsere, *a*, nur teilweise, bei *c*, mit kochendem Wasser gefüllt. — *d* die nach dem Becken zu 30 m jäh abstehende, Fumarolen entwickelnde Aktionswand. *e* die heiſsen Aschen- und Schlackenfelder. Im Hintergrunde die Südwand des Kraters.

ein Sarg der von Verbeek seinem Lehrer zu Ehren benannte Eruptionskegel Vogelsang. Sonst war nicht viel von der Umgebung wahrzunehmen. Ein dichter Nebel hatte sich — es war gegen 3 Uhr nachmittags — aufgemacht und hüllte uns in seine undurchdringliche graue Decke, die sich bald in schweren Regen aufzulösen drohte, so daſs es geboten war, sich zunächst nach einem Obdach umzusehen.

Nach Aussage unserer malaiischen Führer sollte sich hier herum eine für meine beiden Vorgänger auf diesem Wege seinerzeit erbaute Schutzhütte befinden; von derselben war jedoch nirgends eine Spur zu entdecken und daumendicke Stämmchen der Osbeckia zur Verfügung, über die ich meine zwei mitgenommenen Wachstücher als Dach breitete, das nach hinten direkt auf dem Erdboden ruhte. Aus etwas Gestrüpp wurden die Seitenwände, aus Osbeckiablättern mit darüber gebreitetem Regenmantel und Kamelhaardecke die Lagerstatt hergerichtet. Das Ganze war etwa 8 Fuſs lang und 4 Fuſs breit, vorn 3, hinten 0 Fuſs hoch und bot anfänglich eine recht bequeme Lagerstätte für uns drei Menschen: anfser mir und meinem malaiischen Diener noch einem Schweizer, Herrn Vogt, der auf der Pflanzung des Herrn Karaeson bedienstet war und sich in freundlicher Weise

Digitized by Google

als Begleiter erboten, auch die malaiischen Führer besorgt hatte. Diese — Redjangleute — und die javanischen Kulis machten sich rechts und links von unserem Palaste einfach Nester von Oleoekiazweigen auf dem Boden, in welchen sie sich frierend und zähneklappernd zusammenringelten; denn kaum hatten wir abgekocht und uns installiert, so verwandelte sich der Nebel richtig in einen dauerhaften, nasskalten Regen, der fast die ganze Nacht durch anhielt; nach Sonnenuntergang sank das Thermometer auf 14° C., eine für eine Tropenbant schon recht empfindliche Temperatur.

Unser Palast erwies sich leider schon nach fünf Minuten als nicht wasserdicht, und wenn auch der gewählte Platz auf dem Abhang uns wunderschön vor den scharfen, oben wehenden Winden schützte, so dienten doch die beiden Felsblöcke, an deren Fuss wir lagerten, als eine Art Sammelbecken für den Regen, und das von ihren glatten Wänden herabströmende Wasser beeilte sich, als lustiger Giefsbach auf uns loszustürzen und, sich unter unserem Dach durchdrängend, unser Lager sanft, aber unwiderstehlich zu überschwemmen. Es blieb uns nichts übrig, als hinauszueilen und durch Graben mit Messern, Stöcken und Händen einen im Bogen unser Lager umziehenden Abzugskanal herzustellen, in welchen es schliefslich gelang, den gröfsten Teil unseres Giefsbaches hineinzulocken und abzuleiten und zwar direkt in das Nest unserer malaiischen Führer, zur Strafe, dafs sie in ihrer indolenten Faulheit ruhig, und ohne Hand mit anzulegen, unseren Wasserbankünsten zugesehen hatten. Nachdem wir dann noch nngefähr sechs bis acht leere Konservenbüchsen nnd Flaschen unter ebenso viel wunden Punkten unseres Daches aufgestellt und aufgehangen

Abb. 2. Der Kabagipfel Biring mit dem von seiner Spitze herab zum Reting (im Vordergrunde links unten) ziehenden scharfen Grat, welcher den tiefer liegenden Verbeek- (*a*) von dem höher liegenden Kabakrater (*b*) trennt. Nach dem Kabakrater mehr oder minder sanft geneigt, stürzt der Grat nach dem Verbeekkrater zu jäh in senkrechter Abbruchstelle ab. Links oben im Hintergrunde ein Teil der in Abbildung 3 sichtbaren, unbenannten isolierten Kuppe.

hatten, konnten wir halbwegs beruhigt einschlafen, durften aber nicht vergessen, alle Viertelstunde nachzusehen, wenn wir nicht durch ein Sturzbad aus den überfüllten Gefäfsen unsanft aufgeweckt werden wollten.

Die aufgehende Sonne brachte helles, klares, frisches Wetter. Eine gute halbe Stunde steilen Aufstiegs über schwarzes, vulkanisches Gestein, Schlacken und Augit-Andesitfelsen, die nur notdürftig von der spärlichen Vegetation übergrünt sind, brachte uns auf den Reting direkt an den Rand des Kraters, der sich ganz plötzlich und unvermittelt vor unseren Füfsen öffnet. Entsetzt blickt hier das Auge hinab in einen gewaltigen, anscheinend kreisrunden Einsturzkessel von mindestens 600, nach Verbeek sogar 700 m Durchmesser, dessen

Digitized by Google

Wände allenthalben lotrecht wohl 300 m tief abstürzen. Nur derjenige, welcher selbst schon einmal an solch gewaltigen Werkstätten der Natur gestanden hat, wird die Gefühle begreifen und würdigen können, mit denen ich in diese ungeheure, von der Natur selbst errichtete Arena hinabschaute, die sich da unten in tausend Fuſs Tiefe vor meinen Blicken ausbreitete, und von deren Majestät das nebenstehende, vom Kraterrande des Reting aus der Vogelperspektive aufgenommene Photogramm

punkte gegenüber zwischen den Gipfeln Kaba und Biring sogar schon groſsenteils mit dichtem, grünem Busch bestanden waren, der auch bereits von dort aus mehrfache erfolgreiche Vorstöſse auf den Boden des Kraters selbst bis zum Centralkessel hin unternommen hatte. Nur die nördliche, dem Reting angehörende Wand war zu jäh und steil abgebrochen, um der Vegetation Raum gewähren zu können.

Im groſsen und ganzen gewährte der Krater aus der

Abb. 3. Inneres des Verbeekkraters: der Ringwall mit den drei rätselhaften brunnenartigen Löchern (1, 2, 3). Im Hintergrunde die Innenseite der Ostwand des Kraters, dahinter rechts die Abhänge des Gipfels Biring. Links (b) ein Stückchen des Kegels vom Vogelsang. a centrale Wasserlache.

Nr. 1 (S. 247) nur eine schwache Vorstellung ermöglicht. Es war eine anscheinend völlig horizontale, nur von hellem, feinem Sande bedeckte Ebene, die in ihrer Mitte einen kleineren, in zwei aneinanderhängende halbrunde ausgebuchteten Kreis umfaſste, der einen centralen, aber nicht tiefen, sondern mit Sand ausgefüllten Eruptionskessel mit ebenfalls horizontalem Boden darstellte. Derselbe verlief nach Süden flach in den groſsen Kraterboden, nach Norden, nach meinem Standpunkte zu, schien jedoch noch ein beträchtliches Stück des ehemaligen Eruptionskegels in Form einer hohen Wand stehen geblieben zu sein, von der mäſsig starke, weiſse Dämpfe aufstiegen, das einzige Zeichen vulkanischen Lebens in diesem ungeheueren toten Circus, dessen Wände meinem Stand-

Vogelperspektive kann irgend welche Abweichung von der durch Verbeek 1876 von derselben Stelle aus aufgenommenen Skizze. Der Krater hatte also in zwanzig Jahren seine Gestalt anscheinend nicht verändert.

Nach Osten schloſs sich an diesen ersten groſsen Krater und nur durch eine dünne, niedrige Zwischenwand von ihm getrennt, ein zweiter, nur wenig kleinerer und ebenfalls nahezu kreisrunder Krater von vielleicht 500 m Durchmesser an, der ebenfalls, mit Ausnahme der etwas weniger steilen östlichen Seite, völlig lotrechte, teilweise sogar überhängende Absturzwände von ungefähr 200 m Höhe hat und mit seiner Sohle um etwa 50 m tiefer liegt als der vorige. Die dünne Zwischenwand zwischen beiden, welche vom Fuſse des Reting-

Digitized by Google

nach demjenigen des Biringgipfels in einem nadelscharfen, zackigen Grat hinüberzieht (s. Abb. 2, S. 248), ist darum auf der Seite des zweiten Kraters um 50 m tiefer als auf der des ersten und hat auf der einen Seite etwa 150, auf der anderen nur 100 m Höhe. Auf der tieferen Seite nach dem Krater 2 zu hat sie auch einen steilen, lotrechten Absturz, während sie nach dem ersten, dem Kabakrater su nur ganz langsam und ganz allmählich abfällt.

Verbeek hat seinerseit keinen Einblick in das Innere dieses zweiten Kraters gewinnen können, „da der Kessel fortwährend mit Dämpfen gefüllt war, die aus verschiedenen Öffnungen unter lautem Zischen hervorbrachen".

Nun lag dieser ganze Krater ruhig und totenstill und klar bis in die kleinsten Einzelheiten hinein, wie die schnell aufgenommene photographische Ansicht (siehe Abb. 3) beweist, vor meinen Blicken. Nirgends verdeckte auch nur die geringste Vegetation die Konturen; die Pflanzenwelt hat hier noch keinen Fuß fassen können, obwohl augenscheinlich die vulkanische Thätigkeit ebenfalls schon seit Jahren erlosehen sein muß, denn nur an der östlichen Wand bemerkte man bei genauerem Zusehen einen dünnen, schwachen Dampfschleier. Der Boden, aus fein geschlämmtem, gelbem Sande bestehend, war eben und senkte sich nur wenig nach der Mitte zu. Auf ihm erhob sich, von der östlichen Wand ausgehend, und mit dieser verschmelzend, ein mehrere Meter hoher, aus lauter Gesteinsbrocken und Trümmern zusammengesetzter kreisförmiger Ringwall, offenbar der von dem Schwemmsand noch nicht bedeckte Rest des centralen Eruptionskegels, der seinerseits wieder eine mit Sand und einer centralen Wasseriache gefüllte kreisförmige Vertiefung umschloß, die offenbar auch Verbeek schon gesehen hatte, als die Dämpfe einigemale durch Wind auseinandergejagt wurden. Dieser von der Natur erbaute steinerne Ringwall (von dem die Abb. 3 eine gute Ansicht giebt) erinnerte mich in seinem Aufbau sehr an die von Menschenhand aufgetürmten steinernen Ringwälle aus grauer Vorzeit auf unseren heimischen deutschen Berggipfeln, wie z. B. bei Dürkheim a. d. Hardt oder auf dem Altkönig im Taunus. Der Regen hatte die leichteren Bestandteile, Asche und Sand, heraus- und herabgeschwemmt und nur die Steine und Felstrümmer waren übereinandergeschichtet liegen geblieben. Das Auffallendste aber waren drei große gähnende Löcher wie Brunnenschachte, die in ziemlich regelmäßigen Abständen auf dem Kamme dieses Ringwalles sichtbar waren, eins im Norden, eins im Osten und eins im Süden. Die umstehende Abb. 3 wird das, was an meiner Beschreibung noch unklar sein sollte, verdeutlichen.

Verbeek hat seinerzeit die beiden eben besprochenen Krater als I und II bezeichnet und einen dritten, auf den ich gleich zu sprechen komme, zu Ehren seines alten Lehrers Vogelsang genannt. Ich meine, es ist nur recht und billig, wenn neben dem Namen des Lehrers auch der seines hervorragenden Schülers, des Geschichtschreibers der großen Krakataukatastrophe, zur Wardigang gelangt und schlage vor, den ebenfalls noch unbenannten Krater II ihm zu Ehren Verbeekkrater zu nennen, während für den ersten, den eigentlichen Kabakrater, dieser Name am bezeichnendsten ist. Ich werde darum in folgendem nicht mehr von Krater I und II, sondern von Kaba- und Verbeekkrater sprechen.

Ich brannte natürlich vor Begierde, hinunter zu kommen auf die Sohle derselben, um sie des näheren in Augenschein zu nehmen, namentlich die noch arbeitende Stelle an der centralen Eruptionswand des Kabakrators. Aber der Weg, auf dem meine malaiischen Führer, die angeblich schon früher einigemal zum Schwefelholen unten gewesen waren, mich hinabbringen wollten, war für mich nicht ganz schwindelfreien Menschen doch etwas zu halsbrecherisch und auch mein Schweizer Begleiter schreckte davor zurück. Man hätte nämlich vom Reting aus fast senkrecht auf einem nadelscharfen Grat hinabklettern müssen, direkt auf die schmale Scheidewand, rechts und links neben sich die weit über tausendem, lotrechten Abstnrzwände der beiden Krater. In früheren Jahren hatte ich ja gelegentlich meiner Reisen in den Batakländern solche Klettertouren mehrmals ausgeführt, aber jetzt, von der Neu-Guinea-Malaria, die noch in mir wütete, nervös geworden und entkräftet, wagte ich es nicht mehr. Ich nahm mir vor, später eine geeignetere Stelle ausfindig zu machen, und schickte einstweilen nur die Redjangleute hinunter, um Proben von Schwefel, Schlamm, Gestein u. s. w. zu holen und die Natur einer Reihe ansehneinend in regelmäßiger Anordnung um den Centralkessel des Kabakraters herum aufrecht im Boden steckender Holztangen zu erkunden, die mir gleich beim ersten Anblick mit dem Fernglas aufgefallen waren. Einer nach dem andern der Leute verschwand über den Kraterrand hinab, als ob ihn der Erdboden eingeschluckt hätte. Später, als ich, mein Schwindelgefühl überwindend, mich an den Rand vorwagte und über denselben hinunterschaute, konnte ich sehen, wie die Leute, mit Händen und Füßen sich anhaltend, den schwindelnden Grad hinabkletterten. Sie brauchten eine halbe Stunde. Als sie auf dem Boden angelangt waren und darüber hinliefen zum Centralbecken, nahmen sie sich kleiner aus als Ameisen; mein Ruf erreichte sie nicht mehr. Man kann sich hieraus eine Vorstellung von der Höhe der Absturzwand des Reting machen. Auch mein malaiischer Diener hatte der Lust nicht widerstehen können, ihnen zu folgen. Ein richtiger, unverfälschter Eingeborener ist stets schwindelfrei, wie ich hier nebenbei bemerken will; auch kennt er z. B. kein Lampenfieber; ich habe die Thatsache oft bei Kunstnovizen in malaiischen Schauspielen konstatieren können. Diese beiden Zustände scheinen reine Kulturerrungenschaften zu sein, während Seekrankheit z. B. Kulturmenschen und Unkultivierte in gleichem Grade ergreift.

Ein römisches Mosaik aus Veji.

Von M. Ihm.

Bei den Ausgrabungen, welche im Jahre 1889 die Kaiserin Therese von Brasilien auf ihrem im Gebiete des alten Veji (Isola Farnese) gelegenen Besitztume veranstaltete, kamen außer etruskischen auch einige römische Denkmäler zu Tage, darunter zwei Mosaikfußböden, von denen einer wegen der seltenen Darstellung besonderes Interesse beansprucht. Dem ersten kurzen Fundbericht war nur zu entnehmen, daß das Mosaik in polychromer Ausführung eine von einem Elefanten hugsierte Barke darstelle. Nach dem Tode der Kaiserin ging es in den Besitz ihres Schwiegersohnes, des Grafen d'Eu über, der einem Mitgliede der Pariser Akademie die Besichtigung und die Veröffentlichung nach einer die Farben des Originals wiedergebenden Zeichnung gestattete (Comptes rendus de l'académie des inscriptions et belles-lettres, Sitzung vom 10. November 1899).

Digitized by Google

Ein Blick auf die Abbildung zeigt, daß die im ersten Fundbericht gegebene Erklärung unrichtig ist, daß es sich vielmehr um die Einschiffung eines Elefanten handelt. Die Scene spielt am Ufer eines Flusses oder vielleicht des Meeres, Baumreste rechts und links deuten die Landschaft an. Die Barke mit dem etwas komplizierten Masthauwerk soll ein Handelsschiff darstellen, wie wir sie ähnlich auf anderen Denkmälern aus römischer Zeit finden; eine Landebrücke verbindet es mit dem Ufer. An Bord befinden sich fünf Personen; die sitzende, mit einem Mantel bekleidete, kann der Patron oder Steuermann sein. Den vier auf dem Vorderteil stehenden entsprechen vier am Ufer; sie lenken zusammen den die Landebrücke betretenden Vierfüßler, eine ziemlich schwierige Operation, deren Einzelheiten der Künstler, wenn man ihn so nennen darf, sehr sorgfältig angegeben hat. Die Vorderbeine des Tieres sind gekoppelt. Um den rechten Vorderfuß ist ein Strick geschlungen, an dem die Bemannung zieht; der linke Vorderfuß ist gleichfalls mit einem Tau gefesselt: um ihn stabil zu halten, ziehen daran der vorderste Mann an Bord und der vorderste der an Land stehenden, während die anderen drei am Ufer befindlichen den linken Hinterfuß an einem Seil zurückhalten. Nur das rechte Hinterbein bleibt dem Tiere frei, damit es das Gleichgewicht wahren kann. Der Zweck dieses dreifachen Manövers ist klar: es gilt, den Elefanten mit großer Vorsicht in das Schiff zu ziehen, um ein Abgleiten von der schmalen Landebrücke zu verhüten.

Ob die Scene sich in Afrika abspielt, wie man gern glauben möchte, weil der Elefant als afrikanischer charakterisiert erscheint, oder in Italien, läßt sich natürlich nicht entscheiden. Das Haus, aus welchem der Mosaikfußboden stammt, soll in das zweite nachchristliche Jahrhundert gehören; aus dem „Kunststil" läßt sich ein sicheres Datum nicht gewinnen. Das Mosaik ist aus ziemlich großen Steinen zusammengesetzt, so daß eine feinere Ausführung kaum möglich war.

Zum näheren Verständnis dürften ein paar Bemerkungen über die Verwendung der Elefanten im alten Rom am Platze sein.

Für seltene und wilde Tiere zeigten die Römer frühzeitig großes Interesse, das geweckt und genährt wurde durch die Vorführungen im Circus und Amphitheater. „Brot und Spiele" hieß bekanntlich das Losungswort des Volkes, und auf die Spiele glaubte es ein ganz besonderes Recht zu haben, so daß kein Kaiser sich diesem Verlangen entziehen konnte, jeder vielmehr sich bemühte, seine Vorgänger an Pracht und Glanz der Ausstattung zu überbieten. So nahmen auch die Tierhetzen im Amphitheater immer größere Dimensionen an, je mehr das Römische Reich sich ausdehnte. War eine neue Provinz erobert, so gelangten auch bald die ihr eigentümlichen wilden Tiere nach Rom. Den Anfang machte Afrika. An einzelnen Festen war die Masse der in der Hauptstadt zusammengeschrachten Bestien so groß, daß man alle zoologischen Gärten Europas damit versehen könnte. Löwen, Tiger, Panther, Leoparden, Elefanten, Nilpferde, Nashörner, Bären, Hyänen, Giraffen, Strauße, Krokodile — alles war vertreten, und die einzelnen Gattungen oft in fabelhafter Anzahl. Bei den Spielen, welche Pompejus veranstaltete, sah man 17 Elefanten, 500 Löwen und 400 andere afrikanische Tiere; bei denen Cäsars 40 Elefanten und 400 Löwen; bei der Einweihungsfeier des Flavischen Amphitheaters sollen im ganzen 9000 wilde und zahme Tiere getötet worden sein und, als Kaiser Trajan seinen zweiten Dacischen Triumph feierte (107), sogar 11000.

Namentlich die Elefanten erfreuten sich beim römischen Volke großer Beliebtheit, ja man könnte fast von Zärtlichkeit reden, die es diesen Dickhäutern gegenüber empfand. Es ist gewiß bezeichnend, wenn das an grausige Schauspiele jeder Art gewohnte Publikum lebhaften Unwillen und Mitleid bekundete, als bei den Spielen des Pompejus eine größere Zahl dieser Tiere in der Arena umgebracht wurde. Diese Gunst verdankten sie gewiß ihrer Sanftheit und Gelehrigkeit, in der die Römer etwas Menschliches fanden; aber vielleicht spricht auch der Umstand mit, daß es die ersten ausländischen Tiere waren, die sie kennen lernten und noch dazu in sehr gefährlicher Zeit kennen lernten, nämlich im Kriege mit Pyrrhus in Lucanien, der seine Siege wesentlich diesen „Lucanischen Ochsen" — so hatte der Volksmund sie getauft — verdankte. Es mag hierbei auch daran erinnert werden, daß der Elefant schon früh in sprichwörtlichen Redensarten der Römer erscheint („er tritt auf wie ein lucanischer Ochs", „er ist dickfellig wie ein Elefant", „eher wird eine Heuschrecke einen lucanischen Ochsen gebären"). Auch in der Kriegführung der Karthager spielten sie eine große Rolle; aber als Hannibal mit seinen Elefanten nach Italien kam, machten sie keinen bedeutenden Eindruck mehr. Die hauptstädtische Bevölkerung hatte sie bereits in den Jahren 275 und 250, als Curius Dentatus und Caecilius Metellus ihre Triumphe feierten, in großen Massen kennen gelernt. Eine Münze des caecilischen Geschlechts weist als Erinnerung an diesen Triumph einen Elefanten mit einer Glocke um den Hals auf.

Einschiffung eines afrikanischen Elefanten.
Römisches Mosaik aus Veji.

In der Kaiserzeit verwendete man sie hauptsächlich zum Ziehen der kaiserlichen Triumph- und Prozessionswagen, nur selten wurden sie für Tierhetzen hergegeben; selbst bei der großartigen Einweihungsfeier des Amphitheaters unter Titus kämpften nur vier, davon einer gegen einen Stier. Öfter dagegen zeigten sie im Circus ihre Kunststückchen; denn auch in der Abrichtung der Tiere leisteten die Alten Erstaunliches, ja Unglaubliches.

Digitized by Google

Elefanten produzierten sich als Seiltänzer, führten Tänze auf, wozu einer die Musik machte, trugen ihrer vier einen fünften in einer Sänfte, schrieben griechisch und lateinisch. Einer, der einen etwas „schwerfälligen Geist“ hatte und deshalb öfter Schläge erhielt, soll sogar, wie Plinius berichtet, bei Nacht belauscht worden sein, wie er aus freien Stücken sein Pensum sich einübte. Vom Diktator Cäsar wird erzählt, daſs er sich einst von fackeltragenden Elefanten nach Hause leuchten ließ.

Elefanten zu besitzen war übrigens ausschließliches Vorrecht der römischen Kaiser. Als Aurelian vor seiner Thronbesteigung vom Perserkönig einen Elefanten zum Geschenk erhielt, galt das als Vorbedeutung seiner Herrschaft; er war der erste Privatmann nach dem Untergang der Republik, der ein Exemplar dieser kaiserlichen Tierspecies sein eigen nannte. Demgemäſs durfte auch die Elefantenjagd, gerade wie in späteren Jahrhunderten die Löwenjagd, nur auf Befehl oder mit Erlaubnis des Kaisers ausgeübt werden.

Über den Elefantenfang im Altertum haben wir mehrere anschauliche Berichte, z. B. einen ziemlich ausführlichen bei dem Geschichtschreiber Strabon, wie die Hinde mit Hilfe ihrer gezähmten Tiere die wilden einfingen. Welche Schwierigkeiten der Transport nach Italien machte, bedarf keiner weiteren Ausführung; das oben beschriebene Mosaikbild, welches einen wahrscheinlich für den kaiserlichen Tierpark bestimmten Elefanten darstellt, vermag einen Begriff davon zu geben. Da wir wissen, daſs an einigen Orten in Roms näherer Umgehung Elefantendepots bestanden, dürfen wir ein solches vielleicht auch für Veji annehmen. Im Jahre 248 n. Chr. bargen die kaiserlichen Zwinger und Tiergärten Roms 32 Elefanten, 60 zahme Löwen, 10 Tiger, 10 Elentiere, 30 zahme Leoparden, 10 Hyänen, 1 Nashorn, 1 Nilpferd, 10 Giraffen, 20 wilde Esel, 40 wilde Pferde und „unzählige“ andere Tiere, die sämtlich bei den tausendjährigen Säkularspielen Verwendung fanden. Infolge dieses Massenverbrauchs nahm der Tierbestand mancher Gegend rasch ab; aus Libyen waren die Elefanten schon im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung verschwunden.

Klete und Swirne.

Von Dr. Tetzner. Leipzig.

Die ältesten Wortverwandten des baltischen Speichernamens Klete finden wir im griechischen κλῆθρον (Schloſs, Riegel, Thür), lateinischen clathri (Gitter, Flechtwerk, Riegel), englischen hlethra (Zelt, Hütte), altirischen clath (Flechtwerk, Hürde). Das mittellateinische clida, cleda (Rutengeflecht, Gatter), das ins französische claie (Flechtwerk) überging und von J. Grimm als slavische Entlehnung angesehen ward, ist wohl eher mit Dietz als keltisches Lehnwort zu betrachten, das mittelhochdeutsche glêt (Klete) aber im Gegensatz zu Diemer, der mittellateinische Entlehnung behauptet, als slavische Anleihe. Auffällig bleibt freilich, daſs germanische Völker ja schon im gotischen hleithra, im burgundischen screunia, srevna (unterirdischer Arbeitsraum der Weiber; vergl. franz. escraigne) eine Bezeichnung für solche Räume hatten, die die Balten Kleten nannten, daſs ferner der Wortstamm in Laube, Leite, Leiter, lehnen noch heute blüht und das oben angeführte altkeltische Wort in einige germanische Sprachen, ins Angelsächsische, Altnordische [1]), Mittelhochdeutsche als unser Kleid übergegangen ist, mittelhochdeutsch cleyt, frühneuhochdeutsch kleidt aber auch für Klete gebraucht wird. Die Beziehungen der Wörter zu einander sind jedenfalls noch nicht genügend aufgeklärt. Am eigentümlichsten berührt das Auftreten des gotischen Wortes, das für die ewigen Hütten und für das Wunschgefild eines Christus, Moses, Elias gebraucht wird (Luk. 9, 33, Joh. 16, 9); ja das Laubhüttenfest ist dem Wulfila eine Kletenaufsteckung (hlethratakeins Joh. 7, 2). In Litanen selbst wird man eigentümlich berührt, wenn die samogitischen Juden zur Zeit des Laubhüttenfestes ihre baumgeschmückten Bretterlauben errichten, gleich einer Art jener von Poesie umgehenen Kleten.

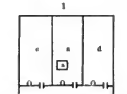
Das Wort Klete = Speicher nennt zuerst Nestor von Kiew um 1100 (vgl. Schlözer, Nestor 5, 44); die Herrscherin Olga läſst 946 Tauben und Sperlinge mit brennenden Schwefelfäden in die Taubenschläge und unter die Dächer der Scheunen, „Klieti“ u. s. w. ihrer Feinde fliegen. Diese Kleten finden wir nun in allen slavischen und baltischen Sprachen wieder. Die serbische Strohhütte, der tschechische und sorbische Vogelbauer, das polnische schlechte Lehmhaus und die russische Vorratskammer heiſsen mit geringer Abweichung vom Stammwort oder dem Diminutivum so. Das Magyarische ward kalit (Käfig) entlehnt, ob polnisch klec unmittelbar dazu gehört, vermag ich nicht zu sagen. In allen diesen slavischen Sprachen aber hat das Wort sein Ansehen eingebüſst, in den baltischen nicht. Wohl besitzt das Preuſsische schon um 1400 statt des Wortes Klete ein verwandtes clenan; wohl macht im Litauischen jetzt das Swirne der Klete die Herrschaft streitig, aber die Letten haben mit dem Wort die Sache treu bewahrt. Bei ihnen heiſst jeder einzimmerige Speicherraum Klete. Die Bedeutung deckt sich hier durchaus mit der im Mittelhochdeutschen am frühesten bekundeten. „Wenn sin nicht Haus noch Heimat haben, dünken ihnen alle Kleten gut“, heiſst es um 1100 in der Genesis. Im Wigalois (um 1205) steht vor dem Haus eine Laube, ein „glêt, den er dâ gezimet hêt mit rôre und mit rise“ (5484). Dieser glêt kann verschlossen werden; Helm, Schild und Eisengewand befinden sich darin. Ein Bauer klagt den Heilnbrecht (Werner der Gärtner, v. 1847) um 1240 an: „er brach mir ûf minen glêt und nam daz ich da inne hêt.“ Im Lohengrin (4188) heiſst es: „swer vor kein Kost verborgen hêt in geweiben, kamer, hiusern oder glêt, daz wart nu volleclich her vür genomen.“ Seifrit Heilbing betet um 1290 (II, 473): „daz niht sin kuche unde glêt ze vier und zweinzec rihten stêt.“ Ein Mensch wird mit einem „untersatzten glêt, den der wint hât geneiget“ (Hanpts. Z. 8, 570, 660) verglichen. Bei Heinrich v. Neustadt (Apollonius S. 10, v. 1415;. Gottes Zukunft 5975) nimmt um 1300 ein Fischer einen nötigen Mann mit in seine Klete und teilt mit ihm, was er hat. Die Klete ist auch der Ort der Ruhe. Sie wird mit dem Turm zusammen als „Baue“ auf Erden, mit Hana und Speicher zusammen als vom Feinde verbrannte Gebäude (Lnb. Chron. 1, 419) angeführt. Nach der livländischen Chronik (3073) liefen die Russen 1331 zu den „eleten und howen de np und nemen wat darinne was neden und hoven“ in Nowgorod. Im Elbinger Vokabular des 15. Jahrhunderts gilt gar

[1]) Kletia = Vorratshaus auf Gotland, Dagö, Ösel, ist baltisches Lehnwort. Vgl. Passarge, Aus baltischen Landen, S. 27f. — Njederd. glint (Einzäunung) ist wohl nicht verwandt.

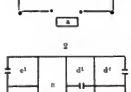
Digitized by Google

Klete als deutsches Wort gegenüber dem preußischen clenan. Aber erst im 16. Jahrhundert erhalten wir eine genaue Schilderung der Klete durch Hennenberger 1595. Er schildert in seiner „Erclerung" die Gebäude im Insterburger Amt, erst das Wohngebäude, das „Schwartzhaus", den namas, dann die Klete und endlich die zahllosen anderen kleinen Häuslein, Trockenhaus, Back-, Mehl-,

1



2

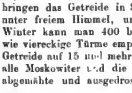


Grundriß der gewöhnlichen alten (1) und neuen (2) litauischen Klete.

a Stufen oder Treppe. b Säulenvorbau, 1¼ m breit, Veranda, Brücke, Lit. prigrindas, prisogis, lett. paspārnī. c Mädchenstube. e¹ Magdkammer, lit. mergŝkamara. e kann auch Gastkammer sein. d Burschen-, Knecht- oder Ökonomenstube mit Kammer d¹. d² Handkammer der Hausfrau. e Getreide-, Vorrats- oder Gerätekammer; die Getreideschüttung kann auch auf dem Boden (bėninėje) sein, statt der Bodenschüttung bevorzugt man jetzt Kornkästen (vergl. lit. mėga, Schmettlisch mijega, Lettisch apsikniņa), deren Vorderwände etwa 1 m hoch sind, Seiten- und Hinterwände = 2 m, Mittelwand = 1 m von oben. Die Teilung von c und d ist älter als der Anbau von d, d¹ der schmettischen Seiwern. Neben c oder d oft noch eine Veranda. Ein Mehreregener Gehöft weist eine zweiteilige Alkitzerund eine dreiteilige Wirtsklete auf. Wandhöhe etwa 2 m, Dachhöhe 4¼ m, Breite 25 bis 30 m (Landbesitz in Schaney 60 bis 120 ha), 7,4 m (Nemmersatt; Landbesitz etwa 14 ha). Treppe 12 bis 15 m breit, 6,5 m. — In Grundaln-Urban soll sich eine 200 bis 300 Jahre alte Klete ähnlichen Baues befinden.

Back-, Brau-, Waschhaus, Speicher. Er sagt p. a.: „Darneben hat ein jeglich par Ehegatten ein sonderliches heußlein, das heist man ein Kleidt, ist von rundem holtz gesatzt, unten hals wie ein niedriges Kellerlein, oben darauff wie ein kamer ohne Fenster, nur eine Thür, da sie hinein gehen, darinnen haben sie ihre Kleyderchen, die gar schlecht und gering und alle einerley Farben und form sein, und was sie sonderliches haben. Derselbigen heuserchen sein soviel als par Volckes im Gehöffte sein." Um dieselbe Zeit beschreibt ein unbekannter

3

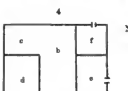


Alte Deutsch-Crottinger Klete.

a Treppe.
b Säulenvorbau.
c Vorratskammern.
d Mädchenstube.
e Getreidekammer mit Kornkästen.

Autor den litauischen Speicher (Tilsiter Gymn. Pr. 1898): „Alle Polen, Schwarzrussen, deren Hauptstadt Lemberg ist, Masovier, Schlesier, Preußen und etliche Litauer bringen das Getreide in Scheunen oder große Haufen unter freiem Himmel, und zuweilen bei einem guten Winter kann man 400 bis 600 solche Getreidehaufen wie viereckige Türme emporragen sehen, angefüllt mit Getreide auf 15 und mehr Jahre. Aber die Weißrussen, alle Moskowiter und die meisten Litauer bringen das abgemähte und ausgedroschene Korn sogleich auf den Speicher; einige in unterirdische Höhlen, im Walde versteckt, die dazu ausgegraben und innen gut mit Baumrinde ausgelegt sind; ebenda verwahren sie auch andere Lebensmittel, eingesalzenes Schweinefleisch, Gemüse, Kleider und wertvollen Hausrat, besonders in Kriegszeiten, da suchen die gepluntzten Bauern ihre Habe zu sichern nicht nur vor den Feinden, sondern ebenso vor ihren eigenen Truppen." Dann vergl. Buddeus 1847: „Der lettische Bauer brennt dem deutschen Herrn sein Wohnhaus zwar nicht über dem Kopf zusammen, aber er steckt die Klete im fernen Wald an, worin die Ernte eines meilenweiten Heuschlages liegt." Der vorige Schriftsteller hebt noch hervor, daß man im russischen Litauen

4

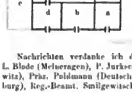


Neue Deutsch-Crottinger Klete.

a Thor.
b Wagenremise.
c. Mangelraum.
d Mädchenstube.
e Vorratskammer.
f Alkitzerkammer.
(Getreideschüttung auf dem Boden.)

überhaupt nur je ein Holzhäuschen mit einem Raum besessen habe, das sei ohne Fundament von Fichtenbalken roh zusammengezimmert und oft von einer Stelle zur anderen geschafft worden, die Edelleute aber hätten sich nicht besser oder verfeinerter zu Hause gezeigt. Auch Gilbert de Lannois (1400), Matthias v. Miechow (1500), Sigismund Herberstein (1549), Alexander Guagninus (1580) und J. Lasiczki, Georg Bruin (1593), Erh. Wagner (1625) wissen nur von einem Hause zu erzählen. Es wäre falsch, daraus entnehmen zu wollen, die Litauer und Schamaiten hätten überhaupt nur eins besessen. Jene Schriftsteller wollten nur das Wohnhaus schildern und ließen meist die sehr kleinen Gebäuchen, wie sie Hennenberger und andere erwähnen, außer Betracht. Wenn man (v. 1415 b. Heinrich v. Neustadt) um 1300

5



Swirne in Szwiekzna. (Samogitien.)

a Arbeiterkammern.
b Gastzimmer.
c Hausfrauenklete.
d Kleiderflur.
e Veranda.

Nachrichten verdanke ich den Herren Dr. Bielenstein (Doblen), L. Blode (Mehrergen), P. Jurkschat (Tilsit), Dr. Legowski (Wongrowitz), Präz. Poldmann (Deutsch-Crottingen), Dr. Wolter (St. Petersburg), Reg.-Beamt. Smilgewitsch (Mohilew).

im glöt schon rnowe vant und um 1600 alles Wertvolle darin verbarg, so ist's mindestens bei der wohlhabenderen Bevölkerung Russisch-Litauens ähnlich wie im Insterburgschen Amt gewesen. Szyrwid († 1635) und Cnapius (1643) kennen dann auch außer kletis, kletelis und klet, kletka noch verschiedene Namen für litauische oder polnische Kammern und Räume. Und bereits 1693 wird die lettische Braut von den Freunden in die Klete geführt und zum Bräutigam ins Bett geworfen, „umb sich einander alsdann auf die probe zu stellen, und werden also 2 stunde mit verschlossener thür bey einander gelassen". Das schien ein alter Gebrauch zu sein. Liegt auch die Vermutung nahe, daß die Klete für jedes „par Volckes im Gehöffte" unter gewissen Umständen auch Schlafzimmer war, so fehlen doch vor Brand und Prätorius genauere Mitteilungen.

Digitized by Google

Erst durch sie erhalten wir neue Aufschlüsse. Brand sagt von der ins neue Dorf einziehenden litauischen Brant 1673 (Reysen 1702, Seite 93): „Komt sie aber ins Dorff, wo sie hin soll, so wird ein Litthauwisch gebäuchen oder kämmerchen, welches sie Klete nennen, vor die Brant bestellet, dafür wird sie geführet, und muß mit einer geschwinden behändigkeit augenblicklich von der Kerosechen hinunterspringen, versichet sie es, so mag der Kutscher sie, wie einen hund, zerpritschen: derowegen nimbt sie gemeinlich zwey Weiber in der mitten bey sich (und eilt mit diesen zu der Kleten zu: und geschicht dieses zu diesem vorbild), daß sie also hinführo zu gedencken habe, daß sie eine geschwinde Wirthin seyn solte. Wen sie nun in der Klete ist, müssen die zwey Weiber geschwind wiedernmb hinaus, und legt sich der Brädtigam bey seine Braut und die Gäste sind unter dessen lustig mit dem Fleisch und Piraggen. So bald die Braut nun wiederumb herauskommt, mufe sie den Gästen Kniebänder, welche sie Rästnwais nennen, und handtücher spendiren, zur andeutung, daß sie auch nun von ihrem Brädtigam eine gute verehrung in der Klete bekommen." Um dieselbe Zeit bestätigt Ähnliches Prätorius (Ausg. v. Pierson 79): „Wenn sie sich nun müde getanzt haben, nimbt der Brant Schwester den Brädtigam und des Brädtigems Bruder die Braut und führen sie in die Klete." Übrigens wiederholt er: „Sie bauen aparte Kammern vom Wohnhaus abgesondert, die teils zu Getreide, teils zu Speisewaren, teils zur Verwahrung ihrer Häussachen, Bette, Kleider u. s. w. emploiert werden. Selbige werden Kleten genennet." An einer anderen Stelle erzählt er, wie nach dem Aberglauben der Aitwars in die Klete anderer Leute eindringt, um „Getreydigt" zu rauben. 1690 kennt Lepner (Der Preusche Litauer, Danzig 1744, S. 71) wieder mehrere Kleten auf einem Gehöft: „Ihre Kammern haben sie gar selten bey den Stuben oder in den Wohnhäusern, sondern absonderlich, sie werden Kleten genannt, in etlichen von diesen schlafen sie, in etlichen halten sie ihr Getreydigt, diese sind mit Brettern wohl ausgelegt, damit das Getreydigt trocken liegn und nicht Schaden leide." Noch Rhesa (Donaleitis 1818, S. 138) sagt: „Kletis zeigt ein besonderes Gebäude auf dem Hofe an, wo man Kleider, Betteu, Putzsachen, aber auch Vorratsmittel aufbewahret. Besuchende Gäste pflegen darin zu schlafen. Sie pflegt daher oft mit einem Gastzimmer versehen zu sein" (Dainos 1825). Die für den Sommer aufbehaltene Aussaat wird ebenfalls deriu verwahret. Reiche Haushaltuugen haben besondere Gebäude zum Getreide, Waschen, Brauen, Backeu u. dergl., die nicht weit voneinander gehant sind. — Ruhig (1747) kennt die Kletis als ein litauisches „Speicherlein, darin sie schlafen", Donalitius um dieselbe Zeit als Vorratsraum neben Wohnhaus und Schweinestall. Als Herdar einige von Krentzfeld überseizte Dainos in seine Volkslieder 1778 anfnahm, findet sich in der einen das Wort „neue Klete" durch „neue Teune" wiedergegeben. Hupel (Idiotikou der deutschen Spraehe in Lief- und Esthland, 1795) zählt Korn-, Mehl-, Haus- und Leibekleten (wo „Gebeitshauern ihren Vorschuh bekommen") auf, und Mielcke endlich nennt 1800 die Kletis ein Speicherchen, darin die Litauer teils schlafen, teils ihr Getraide schütten". Eine vor jener Zeit gehante, 1886 niedergerissene Schoner Klete, die als die älteste schmeitsche galt, hat schon ganz das Gepräge heutiger Großkleten. Sie war dreiteilig und auf steinernem Fundament so gebaut, daß unten der Wind durchpfeifen konnte und Mäuse und Ratten schweren Zutritt hatten. Gersafshau und Strohschindeldach boten nichts Ungewöhnliches. Der Mittelraum, die Kletenflur war auf drei Seiten mit zahlreichen Getreidelagern umgehen und wurde migja (plur. migjas, vgl. Lit. migis, Schlafstätte, besonders der Tiere; miegas, der Schlaf) genannt. Rechts und links von der Kletenflur lagen, nach vorn mit Thür und kleinem Fenster versehen, je eine doppeltelige Kammer, die eine vorn je nach Befinden für den Ökonomen oder Sohn, hinten für die Knechte, die zweite für die Tochter (merginkamara = Mädchenkammer), für besseres Gerät, wohl auch für Gäste und zum hinteren Teil als Handkammer (kamara). Von der Kletenflur führte eine Treppe auf den ungeteilten Boden, wo man Wirtschaftsgegenstände, alte Kleider und dergl. anfbewahrte. Vor den drei Thüren aber lag die meterbreite Brücke (pricrindas = Vordiele ohne Vorderwand), zu der drei Treppeu von je drei Stufen zu den drei Thüren führteu. Vier Säulen trugen den vorderen Teil des Daches. Als die Klete durch eine neue ersetzt ward, wurden sämtliche Räume vergrößert, die Anlage blieb dieselbe, nur setzte man an die Ökonomenkammer seitlich noch eine doppeltelige an. Man nehm statt der Stroh- Holzschindel, die Pfeiler stehen in Entfernung von 1 m. Die Größe seiner Kleten für Besitzer von 14 ha beträgt 5×7 m, für Besitzer von 60 bis 120 ha: $10 — 15 \times 20 — 35$ m. Die Klete liegt dem Wohnhause gegenüber. In einem anderen mir vorliegenden Grundriß (empfangen von Herrn Dr. Wolter-Petersburg, gez. von P. Motuliouis, Kupischken) herrscht ebenfalls die Dreiteilung. Rechts vom Mittelraum (tarpuklete = Zwischenklete) liegt die Weizenzgklete (drapuoina kletà), links die Körner und Mehlkastenklete (grndine su arudais), an dieser noch eine Laube (pawietis). Die Brücke hat auf der Vorderseite neun Säulen mit zwei Treppen, auf der Laubenseite nur die Eckäulen. Der Brunnen liegt wie gewöhnlich neben der Klete. Eine andere in Schwiekschna hat außer der Laube vorn einen Vorflur (priongis), ein Gastzimmer (swirna) und eine Knechtkammer. hinten eine zweite und die Patiklete. Brücke fehlt. — Die alte Einfachheit[3]) bewahrte die Klete bei den Letten. Zu den obigen Größenangaben bemerkt Dr. Bielenstein, der kundigste lettische Forscher, solche riesige Gebäude gebe es bei den Letten nicht, der Vorranm auf Pfeilern aber sei früher immer vorhanden gewesen; die Kornkastenwände seien drei Fuß hoch. Als Sommerwohnung und Privataufenthalt für die Familie bei wichtigen Angelegenheiten benutzte man die Klete garn. Swirna nanne man sie nie. Die weißruzsische Swirne entspricht der schameitischen.

Dax erste Mal finde ich Swirne bei Bandtke (Vollst. deutsch-poln. deutsch. Wörterbuch 1806: swiren statt spizarnia, Speisekammer, St. Lith. XV). Rhesa hat durchaus Klete (1818, 1825), die russischen Litauer führen in ihren Dainossammlungen dafür in ganz demselben Sinne Swirne ein, als erster Stanewicz 1829, dann Daukantas 1846; Budrius braucht zuerst beide nebeneinander (Neue prenfs. Prov.-Bl. 1848, Nr. 20) 1846: „Geh, Tochter, in die Swirne, in die neue Klete" (Pillupönen). Ihm folgen Nesselmann, Kurschat, Bartsch. Im 18. Jahr-

[3]) Nach Schultz ist die littauische Klete noch 1832 ansässig, nach Kohl 1841 die lettische („Wie alles bei diesem kleinlichen Volke, zerfallen ihre Wohnungen in eine zahllose Menge kleiner Abteilungen, Kämmerchen und Winkelchen. Da ist — ein Ställchen, so gross wie ein Hühnernest —, ein kleines Häuschen, Klete genannt, für die Kleider u. s. w., ein anderes Kletchen für die des Knechts"). Nach Busch (1867) ist die Klete im Wohnhaus, ebenso in den „Völkern Rußlands" (russ. St. Petersburg 1878, II, 93), dagegen soll ebenda eine Swirne „ein durchaus nötiges Zubehör" des litauischen Gehöftes sein. Im Russischen ist klete = Zimmer, Haus im 11 bis 15. Jahrhundert, Vorratshaus im 14. bis 15. Jahrhundert, außerdem Synon. zu kazna, Schatzkammer (Srezniewsky).

Digitized by Google

hundert hat sich anscheinend die ungeteilte Klete zur mehrteiligen entwickelt. Die Gründe werden dieselben gewesen sein wie bei der Hausteilung. Man baute in friedlicheren Zeiten und bei zunehmendem Wohlstand fester, geräumiger, dauernder, schöner; man trennte aus Gründen der Sauberkeit und Reinlichkeit die Räume und ermöglichte, daß jeder nur seinem eigenen Zweck diente, bei den Litauern wie bei den Schameiten. Bei beiden wurde die Klete das geprieseneste Fleckchen des ganzen Gehöftes. Sie ist in den Dainos ein Holzhaus, nie Speicher, sondern Wohnung des jungen Mädeheus, erbaut im Gerüst- oder Füllholzständerbau, an der man einige Stufen hinaufsteigen muß. Eine verschliefsbare Thür führt zu ihr, das kleine Fenster kann durch einen bunten Laden verschlossen werden. Scheinbar ist sie immer noch einteilig. Ob dabei die Redefigur des pars pro toto oder die alte Überlieferung der ungeteilten Kletenstube maßgebend war, möchte ich aber im ersteren Sinn beantworten, da ja auch die neuen immer wieder aus der Anschauung schöpfenden Dainos in der Klete nur das einfache Häuslein des Mädchens sehen. Im engen Raum waltet die Maid in jungfräulicher Freude. Hier steht ihre altfränkische Lade, darin sie liebe Briefe verwahrt, daneben hirgt der bunte Schrein die Kleider, und die grofsblumige Bettstelle enthält die Flaumkissen. An den Knaggen, den grofsen Holzhaken, hängen Marginnen, an den Wänden ein buntes Bild, ein Band, ein Strauß, als Erinnerungszeichen an schöne Tage. Die Maid kennt sich in der Klete so gut aus, daß sie auch im Finstern Bescheid weifs und keine Lampe braucht. Hier schläft sie, hier wird sie in der Krankheit gepflegt, hier wäscht und schmückt sie sich, hier schneidet sie schneeiges Linnen zu und waltet wie in ihrem eigenen Heim. Ohne Mädchen und Kasten ist die Klete verwaist. Sie verwaist, wenn das Mädchen einem fremden Manne folgt, und wird ihre Putzstube, wenn ein fremder Mann einheiratet. Dann hängt die Braut den Rautenkranz an den Holzhaken und läfst ihn verdorren. Hier verschläft sie wohl auch ihren Kummer und merkt nicht, daß es heller Tag geworden ist. Die Klete wird jetzt Empfangszimmer für vornehme Gäste und gute Stube für wertvolle Andenken. Und wenn dann die Kinder heranwachsen, wird die Klete wieder der Tochter eingeräumt, Vater und Mutter empfangen den Freier hier, die Geliebte wohl auch den Bräutigam, und bei Verlobung oder Hochzeit öffnen die Eltern dem Brautpaare die Kletenthür. So sehr der Litauer am Alten hängt, die „hohe" und „neue" Klete ist ihm schon in den ältesten Dainos poetischer. Nie wird die Klete in den Liedern als Getreidespeicher aufgefafst. Der Ausdruck „neue Säle, doch alte Speicher" scheint sogar einen absichtlichen Unterschied festsetzen zu wollen. Übrigens stimmt der eben skizzierte Inhalt der Dainos völlig zur Wirklichkeit, nur ist die Klete jetzt mehrzimmerig und vielteilig, und das Mädchengelafs ist eben nur eins Stube der Klete. Die anderen Stuben dienen anderen Zwecken, der eigentliche Kornspeicher ist oft der Oberraum. Der Ausbau der Klete zur Swirne geschah im 19. Jahrhundert auf schameitischem Boden. Dr. Legowski meint: Da aber, soweit mir bekannt, das polnische Wort świronek (Hinterhaus, Vorratskammer, meist mit Wohnzimmer für den Notfall) nur bei den in Litauen wohnenden Polen gebräuchlich ist, so möchte ich das Wort ganz entschieden für litauisch halten. In einem świronek, der noch steht, wohnte der junge Mickiewicz in Tuhanowicze (Anfang des 19. Jahrhunderts). Auf litauischem Boden erscheint also die Klete im 13. Jahrhundert als Vorratshäuschen, seit 1595 daneben als Privatzimmer jedes Ehepaares, seit 1673 als Hochzeitszimmer, seit 1690 als Schlafzimmer, seit 1778 als Mädchengemach. Im 18. Jahrhundert gab es schon mehrteilige Kleten, erwähnt werden solche in der Litteratur erst 1825; in demselben Jahre (abgesehen von der „neuen Tenne" 1778) tritt das gewöhnlich verknüpfte Beiwort „neu", 1853 „hoch" daneben auf. 1806 wird Swirne zuerst angeführt und von russisch-litauischen Dainossammlern ausschliefslich gebraucht. Seit 1846 treten beide Wörter synonym in preufsischen Dainos auf, nicht ausschliefslich (Kurschat 1883, Bartsch 1886, der nur ein mal Swirne hat). Doch übersetzt Girenas 1895 Klete im deutschen Lied ins Litauische mit Swirne. „Swirne ist vornehmer." Zu Polnisch świren stimmt schwein. Schwier, Schwiere, Schwieren (Pfahl zum Anbinden der Schiffe), mhd. swir, ags. sweor (Säule), lat. surus, sanskr. svâru (Opferpfahl). An der Swirne scheint also der Säulenvorbau das Charakteristische anzudeuten. Die Swirne ist die geräumige schöne Grofsklete des schameitischen Bauernhofes. Jeder Hof hat eine solche, und zahlreiche neue werden erbaut. Während im deutschen Litauen von Süden nach Norden hin eine Klete nach der anderen weggelassen und dafür ein moderner Steinbau errichtet wird, hält man jenseits der Grenze an dem alten poetischen Holzhause fest. Die sorbischen Steinbauten, die (beispielsweise in Werben) Stall, Speicher und Altsitzer- oder Knechtswohnung vereinigen, sind eine parallele, selbständige Entwickelung, die fast zu demselben Ziel führten; sogar der Laubenvorbau mit seitlichem oder direktem Zugang fehlt beiderseits fast nie. Die Klete der deutschen Litauer, wie sie sich bei Memel noch zahlreich vorfindet, scheint mit dem Vordringen deutscher Steinhanten ihre Entwickelung abgeschlossen zu haben. Die schameitische Swirne aber hat sich bewufst auf den grofsen Gehöften als Haus neben dem Herrenhaus weiter entwickelt. Gemeinsam ist beiden das hohe, steinerne Fundament, so daß ein paar Stufen zur Säulenveranda oder Thür führen. Neu aber ist die Veranda auf der Neben- oder ganzen vorderen Breitseite der Klete. Desgleichen sind gemeinsam die vorderen säulenartigen Dachträger, die Thüren und Fenster von der Veranda zur eigentlichen Klete, die Treppe im Inneren, der hohe Bodenraum. Die schameitische Swirne hat aufser dem einfachen Mädchenzimmer eine ganze Reihe neuer Räume für Gäste, Knechte, Mägde, Dienerschaft und sogar für den Ökonomen hinzugefügt. Die ungeteilte schameitische Klete des 17. Jahrhunderts ward zur dreiteiligen im 18. Jahrhundert mit Mädchengelafs auf der einen und Arbeitsräumen auf der anderen Seite des Flurs, wie sie Deutsch-Litauen noch bietet. Im 19. Jahrhundert bildet zwar immer noch der Speicherraum den Mittelpunkt, aber ein neuer Wohnflügel mit zwei Zimmern hat sich dem dreiteiligen Raum zugesellt. Die Ökonomenwohnung hat eine Kammer bekommen, Gastzimmer, Magd-, Mädchenkammer sind nötig geworden. Die Swirne hat ihr besonderes Gepräge und eine gröfsere Selbständigkeit neben dem Wohnhause erlangt. Wie die niederdeutsche Hilge ist aber auch die Klete zuweilen nur ein Raum im Haus.

Digitized by Google

Die Insel St. Matthias (Bismarck-Archipel).

Von R. Parkinson. Ralum.

Im Anschlusse an meine Beobachtungen über die Eingeborenen der Insel St. Matthias übersende ich Ihnen hierbei die neueste Karte der Insel, welche in ihrer Gestalt wesentlich von den früheren abweicht. Im Innern ist die Insel freilich noch immer unbekannt und harrt der Erforschung.

Sie besteht zunächst aus einer grofsen Hauptinsel von der Gestalt eines verschobenen Rechtecks, dann aus einer Anzahl von kleinen Inseln, welche der Hauptinsel im Süden vorgelagert sind. Soweit wir beurteilen konnten, besteht das Centrum der Insel aus vulkanischem Gestein, während die Ränder durchweg aus gehobenen Korallenformationen bestehen, die namentlich auf der Westseite bis zu einer Höhe von etwa 250 m über Meeresfläche gehoben worden sind. Die West- und Nordküste ist durchweg steil und bietet keine Anker- oder Anlegeplätze; nur auf der Ostküste ist ein flacher Küstenstrich bemerkbar mit einem anscheinend sanft abfallenden Sandstrand, wo bei günstigen Windverhältnissen eine Landung in Booten möglich erscheint. Diese Küste allein scheint im Südosten bewohnt zu sein; ob das Innere der Hauptinsel bevölkert ist oder nicht, vermochten wir bei der Kürze des Aufenthalts nicht festzustellen; mit dem Fernrohr liefsen sich an den Berghalden Plätze unterscheiden, welche Abholzungen oder Pflanzungen zu sein schienen; dicht bevölkert ist die Hauptinsel jedenfalls nicht. Das letztere kann auch von den im Süden vorgelagerten kleinen Inseln behauptet werden. Die Dörfer waren nicht zahlreich und immer nur schwach bevölkert.

Die kleinen Inseln der Gruppe bestehen ausnahmslos aus gehobenem Korallenkalk und zwar zeigen die Ränder, dafs eine ruckweise Erhebung in langen Intervallen stattgefunden haben mufs, denn in einer Höhe von 2 bis 3 m über Meeresfläche trifft man in ziemlicher Entfernung vom Strande die früher vom Meere bespülte Steilküste, welche von der unausgesetzten Arbeit der Brandung tief unterwaschen ist, so dafs der obere Rand des Korallenfelsens weit über die Basis vorspringt und prächtige Grotten und Hallen bildet. An einer Stelle betrug die Unterhöhlung nach einer angestellten Messung $7^1/_2$ m.

Wirtschaftlich ist die Gruppe vor der Hand von geringer Bedeutung. Ausfuhrprodukte, mit Ausnahme einer beschränkten Menge von Trepang, sind nicht vorhanden; geradezu auffällig ist das geringe Vorkommen der Kokosnufspalme, die sonst die Stütze eines jeden Südseeinselvolkes ist.

Fortschritt in der Erkenntnis des Wetterschiefsens.

Das Wetterschiefsen hat im Laufe der letzten Jahre immer weitere Kreise gezogen. Den Beweis dafür liefern die Erörterungen auf dem 11. Deutschen Meteorologentage, der am 1. April d. J. in Stuttgart abgehalten wurde. Männer der ernsten Wissenschaft beschäftigten sich dort mit dieser Frage, und wenn dies auf der einen Seite in ablehnender Weise geschah, so fanden sich doch auch Gelehrte, die einen anderen Standpunkt einnahmen. Unseres Erachtens hat Prof. Dr. Hergesell (Strafsburg) das Richtige getroffen mit der Bemerkung: „Als Wissenschafter die Hand weg vom Wetterschiefsen, als Menschen warten wir neugierig ab." Schon vorher hatte er bemerkt: „Die Wissenschaft mufs diesen Fragen gegenüber schweigen, denn sie weifs nichts." Also der Praxis gebührt zur Zeit die Vorhand, und sie bringt immer mehr Zeugnisse für den Wert des Wetterschiefsens herbei. Im „Globus" 1899, Nr. 15 habe ich allerlei zu seiner Geschichte beigebracht und bin dann näher auf die italienischen Verhältnisse eingegangen. Dort fand vom 6. bis 8. November 1899 zu Casale der erste stark besuchte Kongrefs der Wetterschiefsgesellschaften statt. Man war voll des Lobes über die Erfolge des Wetterschiefsens im Jahre 1899, beriet die Organisation der Schiefsgesellschaften, legte ein Hauptgewicht auf einen gründlicheren Wetterbeobachtungs- und Nachrichtendienst und setzte einen ständigen Ausschufs in Asti ein. Mit dem Kongrefs war eine Ausstellung von Gerätschaften für das Wetterschiefsen verbunden.

Jedenfalls hatte das Wetterschiefsen 1899 in Italien bereits eine derartige Ausdehnung gewonnen, dafs der Minister sich veranlafst sah, besondere Bestimmungen über das Anlegen von Schiefsstationen zu erlassen. Überhaupt förderte die Regierung das Wetterschiefsen auf jede Weise.

Nachdem auch der Kongrefs der Wetterschiefser zu Padua (November 1900) sich fast einmütig zu Gunsten des Schiefsens ausgesprochen, wurde ein Gesetzentwurf eingebracht, der nach kleinen Abänderungen am 30. März 1901 die Genehmigung der Kammer fand. Nach diesem Gesetzentwurfe sind die Grundinhaber einer Gemeinde zum Beitritt zur Schiefsgesellschaft verpflichtet, wenn zwei Drittel von ihnen, die zugleich mindestens die Hälfte der Grundsteuer in dem betreffenden Bezirk zahlen, die Errichtung einer solchen beschliefsen.

Was für einen Schaden der Hagel in Italien jährlich anrichtet, mag daraus ersehen werden, dafs 1900 nach genauer Feststellung der Hagelschlag eines Tages im Venetianischen allein für 6 Millionen Lire Feldfrüchte und Wein zerstörte. An der Zusammenkunft in Padua hat auch Prof. Pernter, Vorstand des kaiserl. königl. meteorologischen Instituts, teilgenommen. Prof. Pernter hat durch sorgfältige Messungen — er hat sich auch in Stuttgart darüber ausgesprochen — festgestellt, dafs die Lufterschütterung über den Kanonen nur in einigen Fällen über 300 m Höhe erreicht. Damit ist nach seiner Ansicht erwiesen, dafs auf diese Weise durch das Schiefsen kein Einflufs auf die Hagelbildung ausgeübt werden kann.

In Italien, Südtirol, Steiermark, Krain, Ungarn, Istrien und Dalmatien giebt es schon zahlreiche Wetterschiefsstationen;

Digitized by Google

in Frankreich sind 350 eingerichtet, aber es sind doch dort trotzdem zahlreiche Hagelschäden vorgekommen, so daß Prof. Pernter in Stuttgart sagen konnte, von einer direkten zerstörenden Einwirkung der Luftwirbel auf die Hagelwolken könne nicht die Rede sein. Indessen erst nach längeren Versuchen werde man klarer sehen, jetzt müsse man warten und nicht wagen, den Erfolg oder Nichterfolg zu bejahen, so daß man nur sagen könne: es ist nicht unmöglich, daß das Wetterschießen hagelverhindernd wirkt.

Karl v. Bruchhausen.

Weitere Nachrichten von Sven Hedin.

Seite 65 des laufenden Bandes dieser Zeitschrift wurde eine Beschreibung der Reise Sven Hedins zum Arka-tag (im tibetanischen Hochlande südlich des Lop-Nor) im Auszuge wiedergegeben und der Absicht des Reisenden Erwähnung gethan, im November 1900, vor der für Anfang 1901 geplanten neuen Reise in die Wüste des Lop-Nor, einen vierwöchigen Aufflug in die Gebirge der Umgebung seines Standquartieres bei Temirlik zu unternehmen.

Über diese gefahrvolle Reise enthält nun die „Aftenposten" vom 29. März einen Brief, welchen Sven Hedin am 9. Dezember 1900 geschrieben und vorbeizukehren Kauflenten anvertraut hat. Wir geben im folgenden eine wörtliche Übersetzung dieses Briefes.

„Die schwierige Reise von 45 Meilen (wovon fünf zu Wasser) ist nun glücklich mit einem ausgezeichneten Ergebnis abgeschlossen. Das 553. Kartenblatt ist fertig!

Ewiger Wind und Sturm waren daran schuld, daß ich nur drei Punkte astronomisch festlegen konnte und nur zwei Dutzend grobe und drei Dutzend kleine Photographieen aufnehmen vermochte. Die Temperatur sank bis auf — 24,5° C., das war aber nichts im Vergleich mit dem Sturm, welcher mit der Regelmäßigkeit eines Passates wehte. Ein Führer erkrankte auf der Reise, erholte sich aber glücklicherweise wieder.

Ich habe drei der großen parallelen Bergketten auf sechs neuen Pässen gequert und die Detailkarte über diese Gegenden bedeutend erweitert. Einer dieser Pässe war der schwierigste und einer der höchsten, welche ich je passierte, und es ist merkwürdig, daß alle und alles wohlbehalten hinüberkamen. Wir verloren nicht ein einziges Pferd oder Maultier. Alle kamen wohlbehalten zurück und werden nunmehr in Tjarklik überwintern.

Der untere Kum Köll (cf. Taf. IV zu Peterm. Mitteil. Ergbd. 131, zwischen etwa 89° und 89,5° östl. L. v. Greenw.) stellte eine ansehnliche Ansammlung von Wasser dar, und wir brauchten einen ganzen Tag, um hindurch zu rudern. Der See ist bitter salzig und bis 23 m tief. Ausnahmsweise war es ein ganz ruhiger Tag. Als wir aber eine Stunde vom Ufer entfernt waren, erhob sich ein Sturm aus Nordwest. . . . Sehr interessant war es, die Akatoberge im Norden unseres jetzigen Lagers zu besuchen. Dieser Besuch war auch durchaus nötig, denn hierdurch verschaffte ich mir Klarheit über ein großes Gebiet. Ein See — Urun-Schor —, zwei Tagereisen im WNW von Temirlik, ist so salzig, daß, wenn das Aräometer nehmal länger gradiert gewesen wäre, es nicht ausgereicht haben würde. Das Wasser, welches eine Temperatur von — 7,9° C. zeigte, war vollständig offen.

Bei meiner Rückkehr nach dem Lager war alles in bester Ordnung. Bei den Mondbeobachtungen war es so kalt, daß ich mir die Hände alle paar Minuten am Feuer wärmen mußte. Die Temperaturen sanken bis auf — 27°. Nach der Rückkehr haben wir uns damit beschäftigt, die bevorstehende Fahrt nach der Wüste Lop-Nor vorzubereiten. Proviant wird für drei Monate mitgenommen. Die Weglänge beträgt etwa 150 Meilen. Die Karawane wird aus 11 prächtigen Kamelen, 12 Pferden und neun Mann bestehen. In der Wüste wird es inmitten dieser winterlichen Kälte herrlich und anziehend sein. Brennmaterial erhalten wir in Masse von den Pappeln, welche schon seit Jahrhunderten abgestorben sind. . . . Ich selbst befinde mich ausgezeichnet wohl. Mich erfüllt eine merkwürdige Sehnsucht nach der Wüste mit ihrer geheimnisvollen Poesie und ihren ungelösten Rätseln."

Dr. Max Friederichsen.

Bücherschau.

Dr. W. Caland: Altindisches Zauberritual. Probe einer Übersetzung der wichtigsten Teile des Kauśika-Sūtra. (Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, Afdeeling Letterkunde, Nieuwe Reeks. Deel III, Nr. 2.) Amsterdam, Johannes Müller, 1900. Gr. 8°. 8S. XII + 196.

Der durch seine Werke über altindische Totenbestattung und Ahnenverehrung rühmlichst bekannte Sanskritforscher giebt uns hier einen überaus schätzenswerten Beitrag zur Kenntnis des altindischen Zauberrituals. Das älteste Werk, welches uns über altindisches Zauberwesen reichlichen Aufschluß giebt, ist die Sammlung von Liedern, Sprüchen und Zauberformeln, welche im Atharvaveda vorliegt. Eine wesentliche Ergänzung zu den Hymnen des Atharvaveda bildet aber das Kauśikasūtra, welches die Vorschriften über die Verwendung der Zauberssprüche des Atharvaveda enthält und so eine Darstellung der ältesten Zauberpraxis der Inder giebt. Die beiden Werke ergänzen sich gegenseitig, und das eine ist ohne das andere eigentlich nicht zu gebrauchen. Während aber der Atharvaveda schon längst auch durch Übersetzungen allgemein zugänglich geworden ist, sind vom Kauśikasūtra bisher nur einzelne Abschnitte übersetzt worden. Es ist aber keine Übertreibung, zu sagen, daß es in der überaus schwierigen altindischen Ritualliteratur keinen schwierigeren Text giebt als gerade das Kauśikasūtra, was zum Teil, wie Caland richtig bemerkt, darin seinen Grund haben dürfte, daß die Terminologie oft absichtlich dunkel gehalten ist, damit kein Laie sich die köstliche Zauberwissenschaft aneigne. M. Bloomfield, der verdiente Herausgeber des Kauśikasūtra und der beste Kenner der Atharvaveda-Litteratur, hat im 42. Bande der „Sacred Books of the East" (Hymns of the Atharva-Veda together with Extracts from the Ritual Books and the Commentaries, Oxford 1897) kleinere Proben einer Übersetzung des Kauśikasūtra gegeben. Caland giebt uns nun in dem vorliegenden Werke eine Übersetzung aller jener Abschnitte des Kauśikasūtra, welche speciell die Zauberriten behandeln. Es ist eine Unmasse von Zauberhandlungen, die uns hier vorgeführt wird: Zauberriten, welche in verschiedenen Lebenslagen und bei verschiedenen Gelegenheiten Glück bringen und Unglück verhüten sollen; Kriegszauber, Heilzauber (diese für die Geschichte der Medizin so wichtigen Zauberriten nehmen den größten Raum ein), Liebeszauber und sonstige auf das Ehe- und Familienleben bezügliche Zauberbräuche; Orakelzauber zur Erforschung der Zukunft, Wetterzauber (um den Sturm zu beschwören, Regen zu machen u. s. w.), Beherzung und Gegenzauber für Behexte, Abwehrzauber gegen böse Omina, Entsühnungszauber u. a. m. Bei seiner Arbeit hatte der Verfasser sowohl die Bedürfnisse des Philologen wie des Ethnologen im Auge, und beide werden ihm für das Gebotene von Herzen dankbar sein. Für den Ethnologen werden die zahlreichen Parallelen, welche der Verfasser zwischen dem indischen Zauberwesen und dem der Cherokee-Indianer nachweist, von großem Interesse, aber keineswegs überraschend sein. Denn auf keinem Gebiete der menschlichen Kultur ist die Übereinstimmung zwischen den verschiedensten Völkern der Erde so weltgehend wie auf dem des Zauberwesens — wohl der beste Beweis dafür, daß wir es hier mit einer der frühesten Kulturschichten im Leben der Menschheit zu thun haben. Darum sind auch diese meist recht unerquicklichen Bräuche so unendlich wichtig. Es steckt aber noch sehr viel Wichtiges in den bisher unübersetzten Teilen des Kauśikasūtras, die sich mit den Ceremonieen des täglichen Lebens des Inders (Geburt, Haarscheren, Schülerweihe, Hochzeit u. s. w.) beschäftigen; und auch diese religiösen Ceremonieen sind voll von Zauberriten und berühren sich vielfach mit dem Zauberwesen. Möge uns der Verfasser bald auch diese Abschnitte des schwierigen Werkes mit seiner gewohnten philologischen Kritik und Akribie übersetzen!

Prag. M. Winternitz.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— **Eine ethnographisch-zoologische Expedition** nach dem Innern von Argentinien ist unter der Leitung des von seinen früheren Reisen in Südamerika bereits bekannten Zoologen Dr. Erland v. Nordenskjöld von Schweden abgegangen. Der Zweck der Forschungsfahrt ist ein dreifacher. Zunächst handelt es sich darum, auf dem Wege über La Plata und Cordoba Iujuy zu erreichen, um von hier aus nach den an das Gran Chaco grenzenden östlichen Anesketen der Cordilleren vorzudringen, deren Naturverhältnisse und Topographie einer eingehenden Klarstellung bedürfen. Die Expedition gedenkt das Gebiet der sog. dürren Wildmarken genauer zu untersuchen, welches — im Gegensatz zu seiner topographischen Bezeichnung — von einem ziemlich ausgedehnten Flußsystem durchschnitten wird. Auffallend ist der mitunter hohe Salzgehalt, den einzelne Flußarme, insbesondere während gewisser Stagnationsperioden im Jahre, aufzuweisen haben. Nach Abschluß der dortigen Arbeiten wird die Expedition den am Fuße der Cordillerenausläufer sich hinziehenden Urwaldrand überschreiten zur Untersuchung der dort ungemein zahlreich vorhandenen Schwefel-, Naphtha- und Salzquellen nebst Thermen. Ebenso tritt hier die zoologische, botanische und ethnographische Forschung in ihre Rechte. Die zweite Hauptaufgabe der Expedition erstreckt sich auf die Untersuchung des nordwestlich von Iujuy ausgedehnten Gebiet Steppengebiets. Als dritte Aufgabe endlich hat sich die Expedition die Erkundung der klimatischen Übereinstimmung bezw. Verwandtschaft der höheren Cordillerenlagen mit dem skandinavischen Hochfjäll vorgesetzt. Die Anhaltspunkte, welche nach dieser Richtung von früheren, vergleichenden Untersuchungen vorliegen, sind allerdings recht bescheidenen Umfanges, so daß es sich im wesentlichen um Feststellungen prinzipieller Art handeln wird. Für die heimzuführenden Sammlungen hat man vornehmlich die Nachforschung nach fossilen Tier- und Pflanzenüberresten, Beschaffung anatomisch-embryologischen Materials von besonders bemerkenswerten Tierformen, sowie vor allem den Erwerb ethnographischer Gegenstände ins Auge gefaßt. Die Gesamtdauer der Reise, deren Kostenaufwand hauptsächlich durch das für den vorliegenden Zweck bereits gestellte Vega-Stipendium der „Vetenskaps-Akademi" in Stockholm bestritten wird, dürfte 1½ bis 2 Jahre betragen. Als wissenschaftliche Teilnehmer haben sich dem Leiter der Expedition, Dr. v. Nordenskjöld, der Ethnograph E. v. Rosen, Upsala und der Botaniker Lic. phil. R. Friis angeschlossen.

Dr. Erik Veigt.

— **Die erste urkundliche Erwähnung der Steinkohle in dem Saargebiete** findet sich nach E. Lichtein (Abhdlgn. zur geol. Spezialkarte v. Elsaß-Lothr., n. F., H. 4, 1900), in dem Neunundsiebenzigsten Schöffenweistum vom Jahre 1429. Nach der Tradition soll der älteste Bergbau auf Steinkohlen in Sulzbach gewesen sein. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts finden sich in der Grafschaft Saarbrücken bereits 30 Gruben in Betrieb, etwa von 1751 ab nimmt der Bergbau dort aber einen ganz neuen Aufschwung. Nach dem zweiten Pariser Frieden von 1815 wurde das ganze bis zu dieser Zeit bebaute Saargebiet zurückgegeben, der kleinere Teil fiel an Bayern, der größere an Preußen, für Frankreich ein schwerwiegender Verlust. Das bedeutendste Kohlengebirge ist danach eine Decke von Buntsandstein verhüllt. Durch Bohrungen und einige Grubenbaue weiß man, daß es durch beträchtliche Störungen in einzelne Stücke zerlegt ist, deren gegenseitige Begrenzung bisher aber nur in wenigen Fällen bekannt ist. Bei dem Versuche, uns eine Vorstellung von dem ursprünglichen Aufbau des ganzen Gebietes zu machen, können wir nur jedes einzelne Stück genau untersuchen, besonders die Beschaffenheit und Aufeinanderfolge der einzelnen jedesmal beobachteten Flöze feststellen und dann die letzteren parallelisieren. Dabei zeigt sich, daß die Verschiedenheit aller Verhältnisse in den einzelnen Abschnitten eine derartig große ist, daß bei alleiniger Berücksichtigung der bethringischen Ablagerungen die ursprüngliche, normale Aufeinanderfolge nicht erkannt werden kann.

— **Dromards Aufnahmen am unteren Cavally.** Die Pariser geographische Gesellschaft veröffentlicht im Märzheft ihrer Zeitschrift eine nachgelassene Arbeit des im Mai 1900 verstorbenen Leutnants Dromard, eine Karte des unteren Cavally, der östlich davon mündenden Küstenflüsse Tahu und des dazwischen liegenden Geländes. Dromard war dort von 1898 bis 1900 thätig, an den Kämpfen mit den Eingeborenen und der späteren Beruhigung und Sicherung des Landes beteiligt. Daß er dabei auch der Geographie wertvolle Dienste erweisen konnte, beweist die überaus fleißige, an Einzelheiten reiche Karte, die in 1 : 500000 zum erstenmal — die Hostainschen Arbeiten sind noch nicht veröffentlicht — einen Teil des französischen Grenzgebietes gegen Liberia und den unteren Cavally selbst gut zur Anschauung bringt. Auffällig ist der auf der Karte zu Tage tretende Wasserreichtum des Landes: es wimmelt da förmlich von Flüßchen und Bächen. Die Begleitworte enthalten leider nur wenige allgemeine Notizen über den Stamm der Tepo, die Kautschuk gewinnen und ihn an der Küste umtauschen, anscheinend großenteils gegen schwarze Cylinderhüte, die dort alle Häuptlinge tragen.

— **Die südlich von Java** einsam im Indischen Ocean gelegene **Weihnachtsinsel (Christmas-Island)**, welche den Briten gehört, ist von Sir John Murray jetzt wieder besucht worden. Die nur 80 km lange Insel ist mit dichtem Walde bedeckt und besitzt keinen guten Hafen. Bewohnt ist sie jetzt von 13 Weißen, darunter ein Arzt, ein Chemiker und ein Ingenieur, die sich mit der Ausbeutung der Phosphatlager beschäftigen, in denen 720 indische Kulis arbeiten. Neues über die Tier- und Pflanzenwelt berichtet Sir John nicht, nur ist die Zunahme der Ratten so gewaltig gewesen, daß man Terrierhunde zu ihrer Vernichtung einführte. Polizeilich gehört die Insel zu den Strait-Settlements, die einen Verwalter und einige Felizisten hier unterhalten.

— **Über die Befischung der Nordsee durch deutsche Fischdampfer** veröffentlicht Prof. Dr. Henking auf Grund einer vom Hafenmeister Duge in Geestemünde geführten Statistik in Nr. 1 der diesjährigen „Mitt. d. deutschen Seefischerei-Vereins" eine Arbeit. Aus der beigegebenen Karte, auf der die Fangplätze der deutschen Fischer verzeichnet sind, geht hervor, daß sehr große Flächen vor der englischen und schottischen Küste von den deutschen Schleppnetzfischern nicht aufgesucht werden und ihnen zumeist sogar unbekannt sind. Henking unterscheidet zunächst eine Gruppe von acht Küstenbänken, die vor der holländischen Küste beginnen und sich an der deutschen und dänischen Küste entlang bis in das Skagerrak erstrecken; dann eine Centralgruppe von sieben Bänken im mittleren Teile der Nordsee und noch mehrere gesonderte Bänke. Im Norden des 58. Breitengrades wird die Nordsee von deutschen Dampfern nur sehr wenig befischt und die ganze Nordsee nur zu einem Viertel von ihnen ausgenutzt: etwa 140000 qkm von 548000 qkm; denkt man sich aber die Schleppnetzspuren netzenartig aneinander gelegt, so werden in Wirklichkeit gar nur 37500 qkm von ihnen bestrichen. Im Jahre 1900 betrug die Zahl der deutschen Fischdampfer 134. Über die Ausbeute liegen Zahlen aus den Jahren 1893 bis 1897 vor, wonach sich damals der Tagesfang auf rund 9000 Pfund belief; darunter dominiert der Schellfisch mit 1263 Pfund und es folgen Kabliau mit 317 und Scholle mit 224 Pfund. Die Fangergebnisse nehmen indessen ab und die Dampfer müssen immer mehr entfernere Gründe aufsuchen.

— **Wissenschaftliche Ergebnisse von Lemaires Katanga-Expedition.** Das „Mouv. géogr." bringt in seiner Nummer vom 24. März ein Verzeichnis der astronomischen Positionen Lemaires, der zu diesen gehörigen Höhenmessungen und einige Bemerkungen über die magnetischen Beobachtungen. Es handelt sich um einen Auszug aus dem betreffenden Teile der wissenschaftlichen Ergebnisse, deren Erscheinen bevorsteht, also um endgiltige Daten. Von den astronomischen Positionen sind 16 Längen und 44 Breiten durch direkte Beobachtung, die anderen 28 Längen durch Zeitübertragung gewonnen. Inwieweit diese Längen für die Kartographie maßgebend sein werden, wird sich nach der Veröffentlichung des ganzen Beobachtungsmaterials beurteilen; hier sei nur bemerkt, daß aus ihrer bis auf ein Hundertstel Sekunde (!) genauen Angabe Schlüsse auf ihre absolute Zuverlässigkeit nicht zu ziehen sind. Im übrigen geben die Längen Lemaires für solche Punkte, an denen schon früher beobachtet worden ist, an einigen Vergleichen Anlaß. Recht befriedigend stimmt die Lage der Nsiloquelle bei Lemaire mit der überein, die Capello und Ivens für diese Stelle ermittelt haben. Im äußersten Westen berührt Lemaires Route die Livingstones und Camerons. Livingstones Länge

Digitized by Google

für den Dhiolosee, die in die meisten Karten und Atlanten übergegangen ist, ist 22° 27′ O., während sich aus Camerons Karte, der in der Nähe des Sees vorbeipassierte, eine Länge von 21° 17′ O. ergab; die letztere hat Wauters auf seiner Karte des Kongostaates (auch auf der neuesten im vorigen Oktober erschienenen Auflage) der Livingstones vorgezogen. Lemaire beobachtete dagegen 22° 3′ 59″ östl. L., weicht also um 59′ gegen Livingstones ab, dessen Positionen sonst für zuverlässig gelten. Im Osten sind Lemaires Längen für die Westküste des Tanganjikasees von Interesse; er fand für Baudouinville 29° 42′ 55″ östl. L. (auf den bisherigen Karten 30° östl. L.), und für Mtowa 28° 22′ 39″ östl. L. gegen 29° 33′ der neueren Karten. Also auch Lemaire ermittelte wie etwa gleichzeitig Ferguson eine Verschiebung des Tanganjika nach Westen, und zwar stimmt die Lage von Mtowa nach Lemaire genau mit der nach Ferguson überein, weniger die Positionen für Baudoinville. — Große Abweichungen zeigen manche der Lemaireschen Höhenmessungen gegen die frühere Reisender. Der Dhiolosee liegt nach Livingstone etwa 1450, nach Lemaire 1100 m hoch, der Merusee nach Giraud 850, nach dem Mittel aus allen älteren Beobachtungen 870 m, dagegen nach Lemaire 950 m hoch, der Tanganjika nach dem Mittel der zuverlässigeren älteren Daten 812, nach Lemaire nur 770 bis 780 m, im Mittel 777 m hoch. Wauters will diese Differenz mit Bezug auf den Tanganjika lediglich durch das bekannte Sinken des Seespiegels erklären; eine solche Erklärung erscheint uns jedoch nicht annehmbar, da von einem Sinken um eine so gewaltige Höhe nicht die Rede sein kann (vgl. hierüber im laufenden Globusbande S. 50). Erwähnt sei ferner, daß Lemaire für die Quelle des Kilosebi die er für die Hauptquelle des Lualaba hält, die Höhe von 1490, für die des Nailo die Höhe von 1470 m ermittelt hat, für die höchsten Punkte der Kongo-Sambesiwasserscheide überhaupt (26° östl. L.) etwa 1600 m. — An 17 Punkten (darunter auch am ganzen Kongolauf) hat Lemaire die drei magnetischen Elemente bestimmt, und zwar laut Zeugnis Lancasters, des Direktors der meteorologischen Anstalt des königl. belgischen Observatoriums, sehr zuverlässig. — Die Karte Lemaires (vorläufige Skizze im „Monv. géogr." vom 21. Oktober v. J.) soll in zwei Blättern in 1 : 1 Million erscheinen.

H. Singer.

— Leutnant Koslows letzte centralasiatische Reise 1899 bis 1900 hatte die Erforschung des mongolischen oder weißgipfligen Altai und der nördlichen Wüste Gobi zum Zweck. Der mongolische Altai zieht sich etwa 2000 km weit in südöstlicher Richtung quer durch die Mongolei zum großen Bogen des Hoangho und war bisher nur an wenigen weit voneinander abliegenden Stellen von europäischen Forschern überschritten worden, während die Gobi zwischen 95 und 105° östl. L. allein der Russe Potanin (in nordsüdlicher Richtung) durchkreuzt hatte. Die Expedition hatte einen vollen Erfolg, und Koslows Berichte und vorläufige Karten im Bulletin der russischen geographischen Gesellschaft für 1899 und 1900 bedeuten sehr wertvolle Beiträge zur Kenntnis Centralasiens. Einen in „La Géographie" (1901 S. 41) veröffentlichten Auszug nebst Karte entnehmen wir folgendes: Koslow verließ August 1899 das Kasnakow und Ladyghin Altaisk und ging der Hauptkette des mongolischen Altai entlang bis zum Ulan vor. Unterwegs hatte bereits eine Teilung der Expedition stattgefunden; Kasnakow hatte den Westen des Gebirges näher erforscht und den Südabhang der Hauptkette bis 105° östl. Länge verfolgt, Ladyghin den mittleren Teil des Südabhanges annähernd davon aufgenommen. Ladyghin querte dann etwa unter 98° östl. Länge die Gobi nach der Oase Sutschou. Koslow selber trennte sich Dezember 1899 am Ulan Nor nochmals von Kasnakow und wanderte direkt südwärts nach Liang am Südrand der Gobi, Kasnakow dagegen wandte sich vom Ulan Nor zunächst nach Südwest, bis er Pontanins Route an den Wüstensee Gaschiun Nor und Sokko Nor erreichte, dann wieder nach Südost, kreuzte Koslows Reiseweg und gewann in Dyn-juan-in, dem Hauptorte von Alaschan, den Anschluß an Prschewalskis Route. In Techertyntan, südwestlich von Liang, trafen die drei Mitglieder wieder zusammen, nachdem sie allein in dem nahezu 1000 km langen Teile der Gobi etwa 3000 km neuer Routen aufgenommen hatten. — Nach Koslow setzt sich der kürzere westliche Teil des mongolischen Altai aus zahlreichen Gebirgsmassiven zusammen, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Im östlichen Teile des Gebirges dagegen ist eine südliche Hauptkette — Altai Nuru — zu unterscheiden und eine nördliche, öfter unterbrochene Kette. Hier erreichen die Gipfel nur knapp die Schneegrenze, da der östliche Teil infolge der Wüstenwinde ein trockenes Klima hat. Beide Ketten sind bis zu 1900 m Höhe mit dichtem Wald bedeckt. In den Oasen und an den zahlreichen Seen des Nordabhanges nomadisieren die Mongolen, während die Südseite wild und wüst ist. Der neuerforschte Teil der Gobi ist sandarm, doch von Dünen durchsetzt, die bis zu 10 km lang und 30 m hoch sind und ostsüdöstliche Richtung innehalten. In den wenigen Oasen, in denen man beim Nachgraben auf Wasser stößt, leben einige Mongolen. Der von den chinesischen Karten unter 46° nördl. Br. verzeichnete große See Jä-hai ist nur ein kleines süßes Gewässer. Etwa 140 km nördlich davon kreuzte Koslow eine Depression, die bis zu 600 m unter dem Meere liegen soll; doch erscheint es nicht unmöglich, daß Denker, der Übersetzer von Koslows Bericht, diesen mißverstanden hat.

— Baldwins gepiante Polarexpedition. Die Polarexpedition Baldwins erscheint für dieses Jahr gesichert, nachdem der amerikanische Millionär Ziegler sich bereit erklärt hat, die Kosten bis zur Höhe von einer Million Dollar zu decken. Für eine solche Summe, die sicher genügen dürfte, Polarexpedition noch niemals zur Verfügung gestanden hat, läßt sich natürlich die denkbar beste Ausrüstung beschaffen, und wenn es auf diese allein ankäme, müßte Baldwin nach dem Willen seines Auftraggebers unfehlbar die „Sterne und Streifen" zum Pol tragen. Die Operationsbasis soll wieder das Franz-Josefland sein, das Baldwin als früherer Mitarbeiter Weilmans ja kennt und mit dem der Herzog der Abruzzen abweichend von seinen Vorgängern keine schlechten Erfahrungen gemacht hat. Die Ausrüste der Expedition wird mit zwei Schiffen erfolgen, von denen das eine bereits vor Eintritt des Winters zurückkehren soll, während das andere Baldwin zur Verfügung bleibt. Nach Lage der Verhältnisse ist jedoch nicht anzunehmen, daß Baldwin dort seine etwaigen Entdeckererfolge mit dem Schiff erreicht; vielmehr ist auch er auf den Schlitten angewiesen. Baldwin will u. a. einige sibirische Ponies mitnehmen, doch wird seine Verwendbarkeit für Schlittenreisen erst noch zu erweisen. Auf alle Fälle birgt die arktische Erfahrung Baldwins — er hat außer Wellman auch Peary begleitet — dafür, daß das Unternehmen nicht in einem planlosen Ansturm auf den Nordpol ausarten wird.

— Erdbeben am oberen Kongo. Wie das „Monv. géogr." (vom 17. März d. J.) mitteilt, ist in Stanleyville in der Nacht zum 8. Oktober v. J., und zwar um Mitternacht, ein ziemlich starkes Erdbeben wahrgenommen worden. Die Schwankungen waren kräftig genug, um gegen die Mauern gelehnte Gegenstände umzuwerfen; man hörte auch ein Krachen im Balkenwerk, doch wurde nichts zerbrochen. Es gab zwei Stöße, die einander im Zeitraum von drei Minuten folgten. Über ein in demselben Teile des Kongostaats — an unteren Lomani — beobachtetes Erdbeben vergl. die Notiz auf S. 51 des laufenden Globusbandes.

— Infolge der Legung der neuen Kabel zwischen Europa und Nordamerika durch die deutsche atlantische Telegraphengesellschaft und die Commercial Cable Company werden neue Untersuchungen des Bodens des Atlantischen Ozeans nötig, die letztere Gesellschaft veranlaßten, den Dampfer Britannia damit zu beauftragen, und zwar mit dem ausdrücklichen Zusatz, daß die Lotungen so ausführlich vorgenommen werden sollen, als es Zeit und Umstände gestatteten. Wenn nun auch auf dem Atlantischen Ozean die Zeit für derartige Aufgaben auf den Mai bis August beschränkt ist, und dadurch auch der Ausdehnung derartiger Untersuchungen mehr als wünschenswert ein Ziel gesetzt wird, gelang es dem Dampfer doch, auf den zwei Routen von den Azoren nach New York und von Neu-Schottland zurück nach den Azoren, sowie auf der Azorenbank und von da nach dem Kanal in der Zeit vom 4. Mai bis 3. August 1899 477 Lotungen auszuführen, bei denen 151 Bodentemperaturen beobachtet und außerdem bei der Mehrzahl Grundproben erlangt wurden, sowie einige Beobachtungen über die Meeresströmungen anzustellen. Die Ergebnisse werden jetzt in einem Ergänzungsheft der Geographical Society, von Peake und Murray bearbeitet, mitgeteilt und enthalten reichliches zum Teil sehr interessantes neues Material. Dahin sind vor allem die Tiefotungen zu zählen, die bemerkenswerte Unebenheiten des Meeresbodens, so besonders auf der Azorenbank aufdeckten, welche in einem Karton zur guten erwähnten Hauptkarte dargestellt sind. Bei den Bodentemperaturen ergaben einige Parallelreihen, die auf der Hin- und Rückfahrt ausgeführt wurden, sehr merkwürdige Verschiedenheiten, die im Zusammenhang mit früheren ähnlichen Funden darauf hindeuten, daß es auch am Meeresgrund in großen Tiefen jahreszeitliche Temperaturschwankungen zu geben scheint. In Tabellenform sind die Strömungsbeobachtungen und die Bodenablagerungen mit-

Digitized by Google

geteilt, letztere anderdem noch einzeln mit zum Teil ausführlicheren Bemerkungen über die Zusammensetzung im einzelnen versehen und auf der englischen Admiralitätskarte in sieben Farben graphisch dargestellt, wobei sich besonders an der amerikanischen Küste einige wesentliche Änderungen gegenüber der Karte des Challenger ergaben.

— Graf Ladislaus Gundaccar Wurmbrand-Stuppach, gestorben am 26. März zu Graz, 1883 bis 1895 österreichischer Handelsminister, soll hier nicht wegen seiner ersprießlichen amtlichen Thätigkeit und wegen seiner freimütig deutsch-nationalen Haltung, sondern wegen seiner Thätigkeit auf anthropologischem Gebiete ehrenvoll erwähnt werden. Geboren am 9. Mai 1838 zu Josephstadt in Böhmen, widmete er sich zunächst dem Militärstande, den er jedoch verließ, um auf seinem Gute Aukenstein in Steiermark ganz der Wissenschaft zu leben. Er war Mitarbeiter an den großen Werke „Österreich-Ungarn in Wort und Bild" und lieferte zahlreiche gediegene Arbeiten für die Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, unter denen wir hervorheben: Österreichische Pfahlbauten (Bd. 1, 2, 9), die Durchbohrung der Steingeräte (7), Elemente der Formgebung und ihre Entwickelung (12), die Härte der antiken Bronze (12), ein Gürtelbeck von Watsch (14), Formverwandtschaft des heimischen und fremden Bronzen (19).

— Über die alten buddhistischen Ruinenstädte in der Wüste Takla-Makan (Ostturkestan) haben wir von Reisenden wiederholt Kunde erhalten, so auch von Sven Hedin (Durch Asiens Wüsten II, S. 67 ff.) mit vielen Abbildungen. Aber immer noch waren dort eingehendere Forschungen nötig, um uns über die angefähr zur Zeit Christi im Sande untergegangenen ausgedehnten Städte und ihre verschwundene Kultur näher zu unterrichten. Auf Kosten der indischen Regierung führt daher Dr. M. A. Stein jetzt diese Untersuchungen aus, welche immer mehr erkennen lassen, daß es sich um Stätten altindischer Kultur handelt. Die ältesten dort gefundenen Münzen tragen zugleich chinesische Inschriften und dann solche in einem Alphabet, das man als Kharoshthi bezeichnet; es kommen auf den Münzen der indo-skythischen Herrscher Nordwestindiens vor und geht zurück bis in das erste nachchristliche Jahrhundert. Auch Handschriften auf Papier und Birkenrinde in diesen Charakteren sind gefunden worden. In Dandan Uilik, neun Tagereisen nordöstlich von Khotan, fand Stein in den alten buddhistischen Kapellen vorzugsweise solche auf Papier religiösen Inhalts, welche in einer Brahmi genannten Art des altindischen Alphabets geschrieben waren. Noch ergiebiger waren Ausgrabungen im Norden des heute mohammedanischen Heiligtums Jafar Sadik, welches da gelegen ist, wo der Fluß Niya im Sande verschwindet. Hier, wo Holzhäuser und buddhistische Klöster noch von den abgestorbenen Stämmen alter Obstgärten umstanden sind, sind sehr viele Inschriften, Handhaltungsgegenstände, Kunstwerke usw. gefunden worden, darunter 500 Holztafeln mit Kharoshthi-Inschriften privaten und amtlichen Inhalts, welche tiefe Blicke in das damalige Kulturleben eröffnen. Der aufgefundene Stoff zeigen griechisch-römischen Einfluß wie die Skulpturen Nordwestindiens. Eines zeigt die Figur der Pallas Athene mit Schild und Ägis. Viele Inschriften sind sogar datiert. (Nach der Times vom 30. März 1901.)

— Die Expedition zur Erforschung des Baikalsees unter Leitung von F. K. Drisbenko hat vor vier Jahren ihre Thätigkeit begonnen und gedenkt in diesem Sommer (1901) fertig zu werden. Die Resultate der Arbeit sollen in der Form eines Atlas herausgegeben werden; darunter wird eine Generalkarte des Sees im Maßstab von 18 Werst auf den russischen Zoll enthalten sein, ferner drei Karten von Teilen des Sees im Maßstab von 6 Werst auf den Zoll und eine Anzahl von Meßtischblättern im Maßstab von 500 Saschen (= 1 Werst auf den Zoll). Zugleich mit der hydrographischen Erforschung des Sees erfolgt auch die Aufstellung von Leuchttürmen. Sie werden von wesentlichem Nutzen für die Schiffahrt sein; denn der Baikalsee war immer ein wichtiger Verkehrsweg, weil das umliegende Land fast gar keine anderen Straßen hat.

— Den Nahrungsbedarf im Winter und Sommer des gemäßigten Klimas unterzieht K. E. Banke (Zschr. f. Biol., N. F., 22 B., 1900) einer Untersuchung, da ja in den Ansichten über den Gesamtstoffwechsel der Menschen unter den verschiedenen Klimaten unserer Erde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine durchgreifende Änderung eingetreten ist. Unter dem Vorgange von Lavoisier und Liebig hatte man lange an eine ausgedehnte Abhängigkeit des Stoffwechsels von der Lufttemperatur geglaubt. Heute wird wenigstens den heißen Klimaten jeder Einfluß auf den Gesamtstoffwechsel abgesprochen. Nach den Untersuchungen des Verfassers existiert nun eine Verminderung des Nahrungsbedürfnisses in Abhängigkeit von der Temperatur auch für längere Zeiträume abwärts von 18°C. nicht, wohl aber möglicherweise eine Verminderung der Nahrungsaufnahme zur Folge, eine Erscheinung, die nicht mehr dem Gebiete der reinen Physiologie angehört, sondern die ohne Zweifel der Pathologie zugesprochen werden muß. Wird gegen diese instinktive Verminderung des Appetites die Nahrungsaufnahme hoch gehalten, so treten weitere pathologische Erscheinungen ein: mehr oder weniger schwere Störungen des Allgemeinbefindens und Herabsetzung der natürlichen Widerstandskraft ganz im allgemeinen, wobei jedoch der Magendarmkanal als locus minimae resistentiae zu betrachten ist.

— Nochmals die „Domfrage". In der Notiz über diese Frage auf S. 195 des laufenden Globusbandes wurden Zweifel daran geäußert, daß der französische Kolonialbeamte Bernard den Beweis für seine Behauptung, der Uom münde als Bahr-Sara in den Schari, durch eine wirkliche Aufnahme erbracht habe. Diese Zweifel waren berechtigt, wie der inzwischen im Märzheft von „La Géographie" von Bernards Begleiter, Dr. Hurt, erstattete Bericht (nebst Karte) beweist. Bernard und Dr. Hurt stellten nur die Thatsache fest, daß der Uom und der von dem ersteren früher aufgefundene Ua identisch sind, und wanderten dann südwestlich nach Carnot. Bernard und Dr. Hurt schließen nur daraus auf die Identität von Uom und Bahr-Sara, daß kein oberhalb des Bahr-Sara mündender linker Zufluß des Schari groß genug sei, den Uom in sich aufzunehmen. Hierzu stimmt jedoch nicht die Beobachtung Mahtrers, der den unter 7° 50' nördl. Br. in den Schari mündenden Vuinvui als einen bedeutenden Strom bezeichnet. Man weiß nun zwar also, daß der Uom nicht zum Kongo-, sondern zum Scharisystem gehört, die Frage aber, wo jener Strom in den Schari einfließt, ist noch nicht entschieden.

— Belgische Expedition nach dem Tocantins. Die Fälle, die die großen südlichen Zuflüsse des Amazonas durchsetzen, sind die schlimmsten Hindernisse für eine Erschließung der centralen Staaten Brasiliens. Die brasilianische Regierung wie einheimische Gesellschaften haben sich schon öfter anheischig gemacht, den Zugang zu den oberhalb der Fälle liegenden Flußteilen durch Eisenbahnen zu eröffnen, doch sind die gewöhnlich mit viel Renommisterei angekündigten Pläne immer wieder sehr bald aus Mangel an Geld und Energie aufgegeben worden. So hatte sich 1891 eine brasilianische Gesellschaft von der Regierung das Bau einer Schmalspurbahn zur Umgehung der Fälle des unteren Tocantins auf der 184 km langen Strecke Alcobaça—Praia da Rainha konzessionieren und verschiedene Privilegien zugestehen lassen, aber alles, was sie bisher erreicht, war die Einrichtung eines Schiffsverkehrs zwischen Para und Alcobaça, und der Bau von 4 km Eisenbahn; außerdem hatte sie mit dem Studium des Flusses oberhalb Praia da Rainha und seines großen Tributärs Araguaya begonnen. Neuerdings waren der Gesellschaft die Mittel ausgegangen und sie zerstückte deshalb in Europa neue Kapitalien aufzubringen. Das führte zur Bildung einer belgischen Gesellschaft, der die Privilegien der brasilianischen Gesellschaft und noch einige andere ceditert werden sollen; darunter spielen eine Zinsgarantie für die Eisenbahn, Landbesitz und das Recht, Abgaben zu erheben, eine Rolle. Dafür soll die Gesellschaft den Tocantins oberhalb Praia da Rainho und den Araguaya aufwärts bis Santa Maria (10° südl. Br.) durch Felsensprengungen für flachgehende Dampfer schiffbar machen. Zunächst will die belgische Gesellschaft sich natürlich über die Verhältnisse an Ort und Stelle informieren und hat bereits eine Expedition hinausgesandt; eine zweite, deren Mitglieder im Kongostaat Erfahrungen gesammelt haben, ist ihr unter Leitung Léon Thierrys, des früheren Direktors der Société du Haut-Congo, im März d. J. gefolgt, und eine dritte soll noch ausgeschickt werden. Die Reichtümer des zu erschließenden Gebietes — des Staates Goyaz — bestehen natürlich in Kautschuk, anferdem kommt Vieh in Betracht, das in Goyaz in Menge vorhanden und dort sehr billig ist.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FOR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 17. BRAUNSCHWEIG 2. Mai 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Die Schicksalsbücher der alten Mexikaner.

Von Dr. K. Th. Preuß.

Der Hauptteil der religiösen bezw. mythologischen Bilderschriften der Mexikaner besteht aus den „tonalamatl“ genannten Schicksalsbüchern und den Darstellungen der 18 Jahresfeste. Erstere geben die 260 aufeinanderfolgenden Tage wieder, die sich in dem Kalender immer wiederholen, mit den ihr Glück oder Unglück bestimmenden Gewalten. Der Kundige konnte aus diesen verschiedenen Kennzeichen der Tage das Schicksal voraussagen, das Tag und Stunde der Geburt des Menschen in sich schloß. Am vollständigsten sind die den einzelnen Tagen zukommenden mythologischen Gestalten in dem „Tonalamatl der Aubinschen Sammlung“ zum Ausdruck gebracht, das soeben auf Kosten des Herzogs von Loubat in bunten Farbendruck herausgegeben ist[1]). Es ist bekannt, daß die mexikanische Wissenschaft diesem Förderer amerikanischer Studien bereits für eine ganze Reihe mustergültig herausgegebener Bilderschriften[2]) zu Dank verpflichtet ist, zumal er aufs freigebigste für weite Verbreitung derselben gesorgt hat. Besondere Bedeutung aber hat das Erscheinen des Aubinschen Tonalamatls insofern, als der zugehörige Text von Eduard Seler verfaßt ist, der in dem 146 Quartseiten umfassenden Werke sein Wissen von den Schicksalsbüchern überhaupt niedergelegt hat, denn die Erklärung des einen Tonalamatls war natürlich nur durch Vergleichung mit den anderen Bilderschriften der Art möglich.

Vor zehn Jahren brachte der Beriebt des VII. Internationalen Amerikanistenkongresses, welcher 1888 in Berlin getagt hatte, eine umfangreiche Arbeit desselben Verfassers unter demselben Titel, die sich auf das damals unkolorierte herausgegebene Aubinsche Tonalamatl der Anales del Museo Nacional de Mexico stützte. Man kann diese Arbeit als die Geburt der mexikanischen Altertumswissenschaft betrachten. Doch darf man kaum von Geburt sprechen, denn das Kind trat entwickelt aus dem Verborgenen hervor, das Herauwachsen hat niemand beobachten können. Man wird sich daher nicht wundern, wenn in dem heute vorliegenden Werke die Grundanffassung dieselbe geblieben ist. Dagegen sind viele Gestalten schärfer gefaßt und haben ein verändertes Aussehen, einzelne Symbole, besonders das des Kriegs „atl tlachinolli“, sind von Grund aus neu erklärt und von weittragender Bedeutung geworden. Selbst eine neue Grundlage für die Zusammengehörigkeit von Gottheit und Tageszeichen ist geschaffen, und die Begleiter der Tageszeichen, die neun Herren und die 13, sind in ihrer Daseinsberechtigung erkannt. Dem Verfasser ist es beschieden worden — man weiß nicht, ob man es als Glück oder wegen der Voreingenommenheit als Unglück betrachten soll —, Irrtümer der ersten Arbeit nun selbst zu berichtigen und Änderungen seiner Meinung darzulegen. Viele Umgestaltungen und Erweiterungen aber sind auf Rechnung des kürzlich erschienenen Codex Borbonicus, der ebenfalls das Tonalamatl enthält, und der Bilderschrift der Biblioteca Nacionale in Florenz zu setzen, deren Herausgabe Frau Celia Nuttall besorgt. Auch hat der Verfasser seitdem die Jahresfeste der aztekischen Sahagunmanuskripte sudiert und den ersten Teil derselben veröffentlicht. So haben wir denn ein Werk vor uns, das die Fortschritte in der Erklärung der Tonalamatl, ja in gewissem Sinne auch in der Deutung der Bilderschriften und in der Auffassung des mexikanischen Olymps überhaupt während des letzten Jahrzehnts vor Augen führt.

Die „Grundauffassung“ bezieht sich auf die Götterwelt als Ganzes und auf die Methode der Forschung. Nach dem Verfasser hat man sich die Entstehung der Götter so zu denken, daß sie teils Ahnherren bestimmter Stämme, teils Personifikationen von Naturgewalten (Regengott), teils astronomischen Ursprungs oder endlich aus sinnigen Gebräuchen (Verehrung der Maispflanze als Maisgott) entstanden sind. Durch die Unterwerfung aztekischer und fremdsprechlicher Stämme unter die mexikanische Herrschaft wurde die Vielgestaltigkeit des Olymps vermehrt, andere Gottheiten wiederum wurden von außerhalb eingeführt. (Die Göttermutter Teteoinnan u.a. aus der Huaxteka.) Häufig wird deshalb dem örtlichen Ursprung mancher Gottheiten nachgespürt und gemeinsame Embleme hingewiesen auf gemeinsamen Ursprung zurückgeführt (Teteoinnan, der Pulquegott Patecatl, Quetzalcoatl), während zugleich eine besondere Erklärung unabhängig von der Erläuterung sonstiger mexikanischer Embleme für sie verlangt wird. So spricht der Verfasser die halbmondförmige Platte in der Nase der Erdgöttin Teteoinnan, die der Form nach einen Schmetterling darstellt, nicht als solchen an, weil eine solche Platte huaxtekische

[1]) Das Tonalamatl der Aubinschen Sammlung, eine altmexikanische Bilderhandschrift der Bibliothèque Nationale in Paris. Auf Kosten Sr. Excell. des Herzogs von Loubat herausgegeben. Mit Einleitung und Erläuterungen von Dr. Eduard Seler, Professor für amerikanische Sprache, Volks- und Altertumskunde an der Universität in Berlin. Berlin 1900.

[2]) Es sind dieses Codex Bologna, Borgia, Vaticanus B. Nr. 3773, Telleriano-Remensis und Vaticanus A Nr. 3738.

Digitized by Google

Tracht sei und deshalb nicht ebenso wie die stufenförmigen Nasenplatten der anderen Erdgöttinnen einen Schmetterling vorstellen könnten. Man dürfe deshalb höchstens annehmen, daß die Mexikaner später bei der Betrachtung des Halbmondes an einen Schmetterling gedacht hätten, ursprünglich sei die Form des Nasenhalbmondes auf anderem Wege entstanden, und deshalb dürften die Ideen, welche sich sonst an den Schmetterling knüpfen, nicht auf den Nasenhalbmond bezw. -Schmetterling ausgedehnt werden. Dagegen benutzt der Verfasser nicht selten Mayafiguren zur Erklärung mexikanischer Symbole, z. B. bei dem Brustschmuck des Feuergottes.

Häufig haben dieselben Gottheiten ganz heterogene Eigenschaften, die zuweilen sehr geschickt vereint werden. So ist Xolotl, der Herr des Ballspielplatzes, zum Herrn der Zwillinge und der Mißgeburten geworden, weil stets paarweise gespielt wurde. Daher heißt Xolotl direkt Zwilling. Zwillinge aber werden als widernatürlich den Mißgeburten gleichgesetzt. Anderseits ist es aber noch nicht gelungen, die verschiedenen Seiten mancher Gottheiten, z. B. des vielgestaltigen Tezcatlipoca und des Quetzalcoatl, so viel sie auch gewonnen haben, auf eine einheitliche ursprüngliche Idee zurückzuführen. Auch kann sich der Referent des Gedankens nicht entschlagen, daß ursprünglich in der Auffassung der Gottheiten ein Faktor dominiert haben müsse, dessen Klarlegung eine gewisse Einheit in die Götterwelt bringen würde. Augenblicklich sind alle möglichen Momente in dem Pantheon gleichmäßig vertreten, Sonne, Mond, Sterne, Erde, Wasser, Berge, Unterwelt, Vulkanismus u. s. w., und in manchen Gestalten mischen sich Himmel, Erde und Unterwelt, ohne daß ein rechter Einblick in das Wachstum solcher Vorstellungen zu erlangen ist.

Die Forschungsmethode besteht darin, daß der Vergleichung der Bilderschriften unter sich an der Hand der alten Interpretationen, besonders des Codex Tellariano-Remensis und Vaticanus A. Dazu kommt die Beschreibung von Ceremonieen und Geräten, von Göttertrachten u. dgl. m., die die Litteratur bietet. Daß der Verfasser Meister in der Kenntnis der aztekischen Sprache und der vielen technischen Ausdrücke ist, die sich im Lexikon nicht vorfinden, ist bekannt, und in diesem Umstande liegt ein großer Teil dessen, was die Arbeit Neues bietet. Soweit die Vergleichung allein in Betracht kommt, können in manchen Fragen verschiedene Methoden beobachtet werden, ohne daß man vorläufig mit Sicherheit sagen kann, welche die richtige ist. Seler erklärt manche einfachen Figuren, die einander durchaus ähnlich sind, z. B. das Kreuz, die Schnecke und eine bestimmte Art von Häkchen nicht einheitlich, sondern je nach der Stelle, an der sie stehen, verschieden, indem er eine andere Ableitung zu Grunde legt. Das Kreuz ist das Sinnbild der vier Richtungen, bei Todesgöttern aber führt er es auf zwei gekreuzte Knochen, ein Todessymbol, zurück. Die Meerschnecke deutet das Dunkle, Verhüllte an, sie stellt das Verschlossensein im Hause dar, bezieht sich aber auch — als Trompete — auf das Brüllen des Jaguars und dient wegen ihrer Windungen Quetzalcoatl als Symbol des Windes (im Cod. Vaticanus B). Die Angabe des Cod. Tell-Remensis daß die Schnecke Symbol des Mutterschoßes sei, glaubt Verfasser auf spätere Zeit verlegen zu müssen. Die erwähnten Häkchen oder Halbmonde drücken in der Zeichnung der Erde und der Kopfbinde aus ungesponnener Baumwolle, welche Tetcoinnan trägt, eine „regelmäßig zusammengeballte Masse" aus. Die Erklärung paßt aber an den vielen anderen Fällen, in denen jene Häkchen vorkommen, nicht. Für diese Fälle behält sich der Verfasser, wie es scheint, die Entscheidung noch vor.

Inwieweit auf die Sprache gegründete Hieroglyphen nach Art der Städtehieroglyphen in den religiösen Bilderschriften vorkommen, ist schwer zu entscheiden, augenscheinlich sind auch die Hieroglyphen darin stets ideell, d. h. also Ideenrebusse. Es ist daher sehr interessant, daß Prof. Seler in dem Symbol des Krieges atl tlachinolli eine Hieroglyphe entdeckt zu haben glaubt, die in höchst eigentümlicher Weise gewissermaßen in der Mitte zwischen beiden Arten von Hieroglyphen steht. Man erwartet der Übersetzung nach „Wasser" und „etwas Verbranntes", verbrannte Felder oder dergl. in dem Symbol zu finden, was in der That der Fall ist. Die verbrannten Feld an sich für einen Krieg eine sehr einleuchtende Hieroglyphe ist, nicht aber Wasser, so hat Seler das Bestehen einer früher gebräuchlichen Bedeutung von atl gemutmaßt, nämlich „das Speerwerfen", woraus später der Begriff des Wassers, gleich „das Schießende" entstanden sei. Er stützt sich dabei auf den seiner Ansicht nach einmal vorkommenden Ausdruck a-ti-nemi, schießen, wo a das Stammwort ist. Davon sei atic mit, der geflügelte Pfeil und atlatl, das Wurfbrett, abgeleitet. Letzteres heiße wörtlich, „womit man schießt". Statt nun das Speerwerfen direkt zu zeichnen, habe man die Darstellung des Wassers dazu benutzt, das denselben Laut repräsentiert und angeblich dieselbe Etymologie aufzuweisen hat. Gegen diese sprachlichen Gründe seien — bei aller Bescheidenheit gegenüber der Autorität des Verfassers — einige Einwendungen erhoben. Es scheint dem Referenten nicht notwendig, dem Stammwort a die sonst nirgends vorkommende Bedeutung „schießen" unterzulegen. „a" ist das Perfectum von nani, jagen, Perf. o-n-a, ich jagte (s. Molina), und dieses Praeteritum, nicht das Praesens, wird nach der Grammatik von Carochi (1759, S. 75) vermittels „ti" mit dem Verbum „nemi. seiu" verbunden. Diese Übersetzung stimmt vorzüglich in den betreffenden Satz: „Nur mit ihrem Bogen bewaffnet, schweifen die Chichimeken überall umher, jagen (statt „schießen") und schießen mit dem Pfeil (atinemi tlamiutinemi)." Atic mit heißt ferner eigentlich „der flüssig gewordene Pfeil", von atia, schmelzen, und besteht sich auf das noch bei uns gebräuchliche Bild des dahinschießenden Wassers. So sagt ähnlich der Mexikaner: atlan ninotlamina = im Wasser dahinschießen für „schnell schwimmen". Endlich giebt es für eine grammatische Form wie atlatl = „womit man schießt" kein Analogon bei irgend einem anderen Verbum. Ähnlichen Ableitungen im Deutschen entsprechen vielmehr andere Bildungen, wie von tlachia sehen: tlachieloni und notlachiaya, mein „Sehwerkzeug", womit ich sehe. Auch die Ausstattung Xolotls mit Emblemen Quetzalcoatls wird auf sprachlichem Wege erklärt, indem Xolotl und Couatl Zwilling bedeutet. Ob diese Hypothesen richtig sind, kann erst später dadurch entschieden werden, daß sie in das feste Gefüge der Hieroglyphen und religiösen Ideen hineinpassen oder nicht. Dazu fehlt aber vorläufig noch die Übersicht.

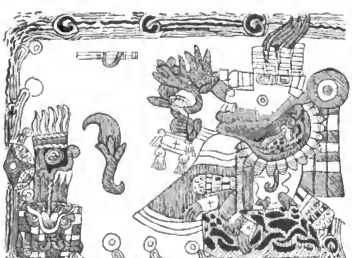
Die vorliegende Bilderschrift wird mit dem Codex Borbonicus und Telleriano-Remensis zu einer engeren mexikanischen Gruppe vereinigt, während die Tonalamatl der Codices Borgia und Vaticanus B sich örtlich mehr dem Gebiet der Zapoteken nähern.

Das Tonalamatl der Anbinschen Sammlung besteht aus einer Hauptdarstellung für jede der 20 Wochen zu je 13 Tagen (siehe die Textabbildung), die ersten beiden Blätter fehlen jedoch. Sie zeigt den Patron der Woche, seine Funktionen und seine Bedeutung für die Woche. Um diese Gruppe sind die 13 Tageszeichen

Digitized by Google

der Woche aneinandergereiht, ferner 9 Gottheiten und 13, die sich immer in derselben Reihenfolge wiederholen. Diesen schließen sich 13 Vögel an, aus deren Schnäbel 13 Götterköpfe herausschauen. Die 13 und 9 Gottheiten setzt der Verfasser in Beziehung zu 13 Tages- und 9 Nachtstunden, indem er die in der Zahl freilich etwas abweichende Bezeichnung der Tagesstunden zu Grunde legt, die der *P. Juan de Cordova* in seiner zapotekischen Grammatik angiebt. Dieses scheint eine sehr annehmbare Hypothese zu sein und bedeutet einen großen Fortschritt, da man früher von der Zahl dieser Gottheiten nur zu sagen wußte, daß sie auch sonst in mexikanischen und mittelamerikanischen Zusammenfassungen eine Rolle spielt. Auch die 13 Vögel betrachtet Seler als Parallelreihe zu den 13 Gottheiten und versucht auch diese letzteren zu den 13 Göttern, deren Verkleidung die Vögel bilden, in ein Verhältnis zu bringen. Nicht vollständig überzeugend ist die Erklärung, wie die Mexikaner auf $13 \times 20 = 260$ Tage als Grundlage ihres Kalenders gekommen sind.

In Bezug auf die Beurteilung der 20 Wochenregenten ist von großer Wichtigkeit, daß Seler zu ihnen die 20 Tageszeichen in Beziehung setzt, denen sie im Codex Borgia und Vaticanus B (Nr. 3773) präsidieren, und nicht die 20 Anfänge ihrer Wochen. In der That ist es sehr wahrscheinlich, daß die 20 Regenten der 20 Tageszeichen — mit den bekannten zwei Ausnahmen — im wesentlichen schematisch auf die 20 Wochen übertragen worden sind. Schwierigkeiten entstehen dadurch besonders für das nennte Zeichen atl, Wasser, das dem Feuergott, und für das Zeichen quiahuitl, Regen, das der Göttin des Feuers, Quaxalotl-Chantico zugeschrieben ist. Im ersten Falle hebt der Verfasser den Gegensatz durch den Hinweis auf die bereits erwähnte Verwendung des Wassers als Hieroglyphe für Speerwerfen, da der Feuergott zugleich Gott des Krieges katexochen ist, im zweiten denkt er an Feuerregen, tlequinnitl, wie er bei dem Untergang des dritten der vier prähistorischen Weltalter in den Anales de Quauhtitlan geschildert wird. Auch der Regengott als Patron des Zeichens



Hauptdarstellung aus dem Tonalamatl der Aubinschen Sammlung, Blatt 16.

Xolotl, Regent des 17. Tageszeichens olin und der 16. Woche ce cocaquauhtli. Herr des Ballspiels, (tlachtli), das eine Parallele zu dem Lauf der Sonne darstellt. Deshalb ihm gegenüber Tlaloc mit der Sonnenscheibe auf dem Rücken, in dem Rachen eines Ungeheuers, dem Erdrachen im Westen, versinkend: Symbol der untergehenden, erdnahen Sonne (tlalchitonatiuh). Das Ganze ist eingerahmt von einem Wasserstrom und stellt vielleicht die ganze Erde, den Ballspielplatz, dar. Oben links das Sklavenhalsband bezieht sich auf die Verarmung des Spielers, der sich schließlich selbst verkauft. Xolotl sitzt auf einem mit Jaguarfell überzogenem Sitz und trägt in seiner Ausstattung viele Symbole Quetzalcoatls, des Windgottes: die runden Enden der Schamblende und der Kopfschleifen, das gekrümmte Ohrgehänge (tzicoliuhqui nacochtli), und den Schneckenquerschnitt als Brustschmuck (ecailiacatzcuacatl). Vor dem Munde ein Opfermesser, in der einen Hand ein Kopalbeutel zu Räucherzwecken bezieht sich vielleicht auf Xolotl als Opfergottheit, insofern als Xolotl, d. h. der Zwilling, nach mexikanischer Anschauung als Mißgeburt betrachtet und wie diese zum Opfertod bestimmt galt. Zwischen Tlaloc und Xolotl eine Capsicum-Pfefferschote unbekannter Bedeutung.

Ausgehend von dem Sonnenjahr von 360 Tagen und dem Venusumlauf von 584 Tagen als feststehenden Zahlen berücksichtigt der Verfasser, daß acht Sonnenjahre gleich fünf Venusumläufen sind, nämlich

$$8.365 = 5.584$$

oder

$$8.5.73 = 5.8.73.$$

Eine diese gegebenen Zeitläufte vereinigende Periode hätte also 5.8.73 Tage umfassen müssen. Aus irgend einem Grunde paßte den Erfindern diese Einheit nicht, und sie begnügten sich mit der Summe aus einem Sonnenjahr und einem Venusumlauf, also mit $5.73 + 8.73$ oder 13.73, was sie jedoch, da bei ihnen das Vigesimalsystem herrscht, mit 20 multiplizierten. Das giebt ihre 52jährige Periode: $13.20.73 = 52.365$. — Unter den Tageszeichen hat olin (Bewegung) eine neue Erklärung gefunden. Es besteht aus zwei Feldern, einem dunkeln, das die Erde oder die Nacht, und einem hellen, das den Himmel oder den Tag vorstelle. In der Mitte befinde sich die untergehende Sonne in Gestalt eines Auges. Referent sieht in dem Symbol, wie an anderer Stelle ausführlich erörtert ist, zwei Schmetterlinge, welche die Erde darstellen und die bekannte Hieroglyphe derselben, atl tlachinolli, repräsentieren.

„Hirsch", welches Symbol der Dürre sein soll, wird durch den Gedanken an diesen Feuerregen zu erklären versucht.

Wesentliche Änderungen bezw. Erweiterungen hat das Wesen mancher Gottheiten erfahren. Seinem Namen Quetzalcoatl = Federschlange entsprechend, wird die Natur des Windgottes von diesem Namen aus, der bisher fast ganz ignoriert wurde, in Angriff genommen. Die Federschlange ist, wie der Verfasser meist auf Grund von Maya-Quellen darthut, das Leben spendende Wasser, weshalb auch die Wassergöttin Chalchiuhtlicue die Patronin des Tageszeichens conatl, „Schlange" ist. Quetzalcoatl ist also den Regengöttern durchaus an die Seite zu stellen. Seine Natur als Windgott, der den Regengöttern die Wege fegt, hängt damit zusammen. Allerdings ist die logische Folge des Windes aus dem Wasser dadurch noch nicht recht verständlich. Die Türkisschlangenmaske (xiuhcouaxayacatl) des Gottes wird demnach als Symbol des Wassers aufgefaßt, aber trotzdem der xiuhcouananalli, der Türkisschlangenverkleidung der Feuer- und Kriegsgötter gleichgesetzt. Die Vermittelung bietet hier wiederum die Auffassung der Schlange als Wasser„atl" und des „atl" als Speerwerfen.

Digitized by Google

Da die Kriegsgötter außerdem die beiden Speere als Feuerreibhölzer führen, so tragen sie auf diese Weise das Symbol ati-tlachinólli = Speerwerfen und Brand, also das Symbol des Krieges, an sich. Diese strenge und bewundernswerte Konsequenz in der Auffassung der Hieroglyphen weckt allerdings noch einige Fragen, nämlich inwiefern S. 44 die Quetzalfederdürkisschlange in einem Liede an Xipe von dem aztekischen Kommentator als Hungersnot, also nicht als das Leben spendende Wasser, sondern eher als sein Gegenteil als Dürre, Brand erklärt wird. Man erinnere sich auch daran, daß Gott und Göttin des Feuers Patrone der Zeichen Wasser und Regen sind und dem Zeichen Wind, das doch mit dem Leben spendenden Wasser enge verwandt ist, im Zapotekischen das Zeichen Feuer entspricht, und als Feuer kann auch, wie der Verfasser selbst sagt, die Mayahieroglyphe für Wind gedeutet werden. Es liegt also die Aufforderung nahe, eine besondere Erklärung für die Verwandtschaft bezw. Stellvertretung von Feuer, Wind und Wasser zu suchen.

Die zusammenhängende Darstellung des Gottes Quetzalcoatl, die zu den interessantesten und besten Teilen des Werkes gehört, hat uns auch die Auffassung des Verfassers von dem Kulturverhältnis der mexikanischen und Mayastämme gebracht. Er spricht sich entschieden dafür aus, daß die Mexikaner die Gebenden, die Maya die Empfangenden gewesen seien, und daß der mythologische Vermittler, der Gott Quetzalcoatl, durchaus mexikanischen Ursprungs sei. Dieses wird mit Hülfe von geschichtlichen Vorgängen und mythologischen Daten — entgegen den sonst herrschenden Anschauungen — sehr überzeugend zum Ausdruck gebracht.

Unter den anderen Gestalten sei neben Xolotl, neuerdings dem Herrn des Ballspielplatzes, und neben Macuilxochitl-Cinteotl besonders die Göttin Quaxolotl-Chantico erwähnt, die der Verfasser jetzt als Göttin des Feuers auffaßt und nicht mehr mit der Erdgöttin Ciuacoatl-Quilaztli identifiziert, obwohl sowohl Duran wie die Historia de los Mexicanos por sus pinturas direkt bezw. indirekt darauf hinweisen. Auch scheint der Verfasser sie kaum noch als Erdgöttin zu betrachten, obwohl doch Feuer hier als vulkanisches Feuer und daher eine Göttin desselben als Erdgöttin aufgefaßt werden muß.

Da es unmöglich ist, hier auch nur annähernd den reichen Inhalt des Werkes zu erschöpfen, so sei nur noch hervorgehoben, daß keineswegs etwa eine zweite Auflage jener Arbeit vom Jahre 1890 vorliegt, sondern der Inhalt in jeder Beziehung aus dem Vollen geschöpft ist und nicht nur vieles hinzugefügt, sondern auch vieles ausgelassen ist, ohne daß damit der Verfasser sagen will, er halte es nicht mehr für richtig. Es ist ein Werk, welches in dem Thatsachenmaterial, in der Erklärung zahlreicher Hieroglyphen und in der Lösung vieler Probleme Abschließendes und daher ewig Dauerndes liefert, während die allgemeine Auffassung dem gegenwärtigen Zustand unserer Kenntnisse gemäß mindestens stets anregend ist und jederzeit auch einer etwaigen anderen Meinung die Möglichkeit wahrt, unter voller Benutzung des Gesagten weiter zu bauen.

Fossile Kamele in Rumänien

und die pleistocäne Stepponfauna Mitteleuropas.

Von Prof. Dr. A. Nehring. Berlin.

Mit 2 Abbildungen.

Im Jahre 1896 hat Herr Professor Gregor Stefanescu, Direktor des geologischen Instituts der Universität in Bukarest, eine höchst interessante Abhandlung über „Cumila Fosila din Romania" veröffentlicht, in welcher zwei pleistocäne Kamelunterkiefer aus Rumänien beschrieben und abgebildet sind. Diese Abhandlung ist bisher nur ungenügend bekannt geworden [1]), vielleicht, weil sie in dem wenig verbreiteten Jahrbuche des geologischen und paläontologischen Museums zu Bukarest (Anuarulu Museului de Geologia si de Paleontologia, Bucuresci) erschienen ist. Wegen des großen Interesses, welches jene Fossilreste verdienen, erlaube ich mir, hier eine etwas genauere Besprechung derselben zu liefern, indem ich zugleich zwei verkleinerte Kopien des besterhaltenen Unterkiefers beifüge.

Fossile Kamelreste gehören in der Alten Welt [2]) hier zu den größten Seltenheiten; man kennt sie in geringer Zahl aus dem Pliocän der Sivalikberge in Indien, sowie aus pleistocänen Ablagerungen von Algier, Südost-Rußland und Südsibirien. Auch aus dem Pliocän der Insel Samos hat Matschie kürzlich einen Kamelschädel erkannt [3]). Die aus den Sivalikbergen stammenden Reste sind unter dem Namen Camelus sivalensis von Falconer beschrieben worden. (Siehe Falconer, Paleontological Memoirs, vol. I, London 1868, p. 227 ff. nebst Tafel 18.)

Die pleistocänen Kamelreste aus Algier (ein Schädel und zwei Unterkiefer) sind von Pomel und Thomas zur öffentlichen Kenntnis gebracht worden. (Siehe Pomel in Comptes Rendus du Congrès de Grenoble de l'Association Française pour l'avancement des Sciences, 1885, I. partie, p. 128, und Thomas im Bull. Soc. Géol. de France, 1886 bis 1887, Bd. 15, p. 140 f.) Der von Pomel beschriebene Schädel stammt aus einer paläolithischen Station von Ternifine im Departement Oran; die von Thomas besprochenen Unterkiefer sind in den quaternären Ablagerungen von l'Oued Seggen gefunden worden, und zwar zusammen mit Resten des Bos primigenius mauritanicus und des Bubalus antiquus.

Über die fossilen Kamelreste aus der Gegend von Sarepta an der Wolga, welche als Camelus Knoblochi Brandt oder auch als Camelus volgensis bezeichnet sind, kenne ich leider nur einige kurze Notizen. Im „Ausland" 1883, S. 20 wird berichtet, daß Herr A. Knobloch (in Sarepta) aus den diluvialen Ablagerungen, die sich am rechten Wolgaufer zwischen Sarepta und Zarizyn finden, Fossilreste von „Camelus Knoblochi" zusammen mit Resten von Elephas primigenius, Bos prisens, Elasmotherium, Antilopen und Hirschen gesammelt habe [4]). Über die Kamelreste, welche an der Mündung des Tscheremschan (Gouv. Samara) entdeckt

[1]) Ich finde sie z. B. im Neuen Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie nicht erwähnt; ebenso wenig ist sie in Trouessarts „Catalogus Mammalium tam viventium quam fossilium", zweite Ausgabe, berücksichtigt.

[2]) Über die fossilen Cameliden der Neuen Welt vergleiche man Zittels Paläozoologie, IV. Bd., 1893, S. 357 ff.

[3]) „Natur und Haus", 9. Jahrg. (1900/1901), Heft 5, S. 179.

[4]) Von Herrn Knobloch stammt auch der schön erhaltene Elasmotheriumschädel des Petersburger Museums, den J. F. Brandt 1876 beschrieben hat. Derselbe wurde aus der Wolga herausgefischt.

Digitized by Google

wurden, findet sich eine kurze Notiz, bei Langkavel, „Das wilde Kamel“, in der „Natur“, 1887, S. 571. Die mir bekannt gewordenen südsibirischen Kamelreste bestehen aus den wenigen Backenzähnen, welche Bojanus 1838 beschrieben hat. Sie gehören, genau genommen, nicht zu der Gattung Camelus, sondern zu der Gattung Merycotherium.

Die von Stefanescu beschriebenen Kamelreste verdienen eine besondere Beachtung, einerseits weil ihre Fundverhältnisse durchaus feststehen, andererseits weil sie relativ gut erhalten sind, und endlich weil ihr Fundort am weitesten nach Europa hinein vorgeschoben ist. Stefanescu hat die beiden Unterkiefer 1874 selbst gefunden, und zwar in einer Schicht, welche beim Bau der Eisenbahn von Bukarest nach Virciorova durchschnitten wurde. Der Fundpunkt liegt auf dem linken Ufer der Aluta (Olt), eines Nebenflusses der Donau, nicht weit von Slatina. Hier wurde durch den erwähnten Eisenbahnbau ein bedeutendes Profil von mehr als 20 m Mächtigkeit bloßgelegt; oben lag eine Schicht Ackerboden von 35 cm, darunter folgte eine Lößschicht von 2,60 m und unter dieser eine 3,70 m mächtige Schicht von grobem diluvialen Sand. In der letzteren lagen (6 m unter der Oberfläche) die beiden Kamelunterkiefer, vermischt mit anderen quaternären Knochen; unter letzteren befanden sich der Schädel einer

Abb. 1. Camelus alutensis Stef. Unterkiefer, von der Seite gesehen. 1/4 nat. Gr. Aus dem Pleistocän von Rumänien. — Kopiert nach Stefanescu und verkleinert.

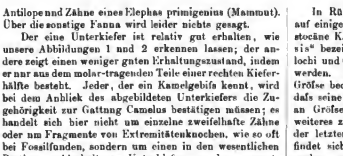


Abb. 2. Obere Ansicht zu Abb. 1.
1/4 nat. Gr. — Kopiert nach Stefanescu und verkleinert.

Antilope und Zähne eines Elephas primigenius (Mammut). Über die sonstige Fauna wird leider nichts gesagt.

Der eine Unterkiefer ist relativ gut erhalten, wie unsere Abbildungen 1 und 2 erkennen lassen; der andere zeigt einen weniger guten Erhaltungszustand, indem er nur aus dem molar-tragenden Teile einer rechten Kieferhälfte besteht. Jeder, der ein Kamelgebiß kennt, wird bei dem Anblick des abgebildeten Unterkiefers die Zugehörigkeit zur Gattung Camelus bestätigen müssen; es handelt sich hier nicht um einzelne zweifelhafte Zähne oder um Fragmente von Extremitätenknochen, wie so oft bei Fossilfunden, sondern um einen in den wesentlichen Partieen wohlerhaltenen Unterkiefer, an dem namentlich auch der so charakteristische Symphysenteil mit den Schneidezähnen, den Hakenzähnen und den hakenähnlichen vordersten Prämolaren ausgezeichnet erhalten ist.

Wie unsere Abbildungen zeigen, ist die linke Hälfte des Unterkiefers nebst den zugehörigen Backenzähnen fast unversehrt; von der rechten Hälfte ist nur der vordere Teil erhalten.

Die sechs Schneidezähne (i1, i2, i3), von denen i3 dext. weggebrochen ist, zeigen die für die Kamele charakteristische Form und Stellung. Die Hakenzähne (c) sind auffallend nahe und eng an die äußeren Schneidezähne herangerückt; wenigstens finde ich bei den zahlreichen recenten Kamelschädeln der mir unterstellten Sammlung die Hakenzähne durchweg etwas mehr von i3 entfernt. Dagegen ist der erste hakenförmige Prämolar (p1) relativ weit von dem Hakenzahne entfernt; der Zwischenraum beträgt 22 mm, während er bei einem mir vorliegenden recenten Dromedarschädel von entsprechender Größe nur 16 mm ausmacht[5]). Relativ groß erscheint auch die Entfernung jenes hakenförmigen Prämolars von der zusammenhängenden Reihe der Backenzähne, wie denn überhaupt der ganze Kiefer einen sehr schlanken und gestreckten Bau zeigt.

Besonders interessant ist der Umstand, daß der vorderste Zahn der zusammenhängenden Backenzahnreihe, den ich in Abb. 2 als p 3 bezeichnet habe, vorhanden und wohleutwickelt ist. Dieser Zahn fehlt den heutigen Kamelen regelmäßig im Unterkiefer; er wird nur in sehr seltenen Ausnahmefällen beobachtet. Dagegen haben ihn beide Exemplare des fossilen Kamels aus Rumänien aufzuweisen; bei dem einen ist er freilich nur durch seine Wurzeln bezw. Alveolen angedeutet. Wenn hier nicht ein seltener Zufall vorliegt, so darf man annehmen, daß der vorderste Prämolar der zusammenhängenden Backenzahnreihe (p3) bei den pleistocänen Kamelen Südost-Europas noch regelmäßig entwickelt war, während er bei den heutigen Kamelen regelmäßig fehlt. Es deutet dieses auf eine im Laufe der Zeiten stattgefundene Reduzierung oder Verkümmerung des betreffenden Prämolars hin, welche vom Standpunkte der Entwickelungsgeschichte sehr interessant erscheint. Hiermit im Zusammenhange steht wohl der Umstand, daß die hinteren Backenzähne des fossilen rumänischen Kamels absolut und noch mehr relativ kleiner sind als bei den heutigen Kamelen. Die letzteren zeigen also eine Verstärkung der Molaren bei gleichzeitiger Reduzierung der Prämolaren. Was das Gebiß im Laufe der Zeiten an den Prämolaren verloren hat, hat es an den Molaren gewonnen, ein Vorgang, der auch bei vielen anderen Säugetierfamilien bezw. -gattungen von den Paläontologen beobachtet ist.

In Rücksicht auf jene Abweichung im Gebiß und auf einige sonstige Differenzen hat Stefanescu das pleistocäne Kamel von Rumänien als „Camelus alutensis“ bezeichnet. Wie sich diese Art zu Camelus Knoblochi und C. volgensis verhält, muß erst noch festgestellt werden. Hinter C. sivalensis steht C. alutensis in der Größe bedeutend zurück; wenn aber Stefanescu glaubt, daß seine fossile Art auch hinter den heutigen Kamelen an Größe zurückstehen, so kann ich das nicht ohne weiteres zugeben. Es kommt darauf an, welche Rasse der letzteren man vergleicht. In meinen Händen befindet sich der Schädel eines völlig erwachsenen Dromedars von Koseir am Roten Meer, dessen Unterkiefer kleiner ist als der von C. alutensis; andere mir vorliegende recente Schädel haben die gleiche Größe, noch andere gehen darüber hinaus[6]).

Besonders wichtig wäre ein Vergleich mit dem wilden centralasiatischen Kamel (C. bactrianus ferus).

[5]) Diese Entfernung ist allerdings einigermaßen variabel, wie andere mir vorliegende Schädel zeigen.

[6]) Siehe O. Lehmann, „Das Kamel“, Sonderabdruck aus Kettlers Zeitschr. f. wissensch. Geographie, Weimar 1891, S. 13 ff.

Digitized by Google

Nach Langkavel a. a. O. ist dieses wilde Kamel „bedeutend kleiner als das zahme, nur wenig größer als das Pferd, mit zierlichen schlanken Gliedern". u. s. w. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß die pleistocänen Kamele Südost-Europas, welche zweifellos wilde Tiere waren, nahe Beziehungen zu dem wilden centralasiatischen Kamel der Jetztzeit haben. Offenbar war C. alutensis ein charakteristisches Mitglied der pleistocänen subarktischen Steppenfauna, welche während eines gewissen Abschnittes [7]) der Pleistocänperiode in Ost- und Mitteleuropa eine große Rolle gespielt hat. Dieselbe ist schon seit 1875 in zahlreichen Publikationen von mir besprochen worden. Ihre wichtigsten Charaktertiere für Mitteleuropa sind der große Sandspringer (Alactaga saliens Gmel.), das Steppenmurmeltier (Arctomys bobac Schreb.), der rötliche Ziesel (Spermophilus rufescens K. u. Blas.), der Zwergpfeifhase (Lagomys pusillus Pall.), das wilde Pferd (Equus caballus ferus), der Halbesel (Equus hemionus Pall.), die Saiga-Antilope (Saiga tatarica Pall.) [8]).

Das wilde Kamel von Rumänien und Südrußland gehörte ohne Zweifel zu den extremsten Vertretern dieser Fauna. Es wird kaum bis Mitteleuropa vorgedrungen sein, aber das Vorkommen seiner Fossilreste bei Slatina in Rumänien beweist, daß während des betreffenden Abschnittes der Pleistocänperiode ein scharf ausgeprägtes Steppen- bezw. Wüstenklima seine Herrschaft bis in den nördlichen Teil der Balkanhalbinsel ausgebreitet hatte. Man darf hierbei nicht an ein afrikanisches oder arabisches Steppenklima denken, sondern es handelt sich um ein Klima, wie es heute in den südwestsibirischen und mongolischen Steppen herrscht. Ich habe dasselbe oben schon als „subarktisch" bezeichnet, weil es nach Maßgabe der betr. Fauna deutliche Anklänge an das arktische Klima gezeigt haben muß.

Das zweihöckerige Kamel, (sowohl das wilde als auch das zahme) kann starke Kälte vertragen; es verlangt aber zu seinem Gedeihen große Trockenheit des Klimas. Lehmann sagt a. a. O., S. 27: „Die härteste Winterkälte Asiens kann die Verwendung des Kamels nicht hindern. In Westsibirien, in den Kirgisensteppen bis nach dem Baikalsee werden Kamele verwendet. . . . In Semipalatinsk beträgt die mittlere Temperatur im Winter — 21,9°; die größte Kälte, die dort in den Jahren 1854 bis 1860 gemessen wurde, betrug — 49,9°. Prschewalski hat auf seinen Reisen lange Zeit die härteste Kälte ertragen, ohne daß seine Kamele darunter gelitten hätten. Während der ganzen Reise über die mongolische Hochebene hatte er Tag für Tag bis — 37°. . . . Auch in Zaidam, wo noch Kamelzucht getrieben wird, wurde in der Nacht eine Kälte von — 23,6° beobachtet, die sich im November sogar bis auf — 25,2° steigerte. . . ." S. 49 heißt es: „Um den Tarai-nor, auf dem 50. Parallelkreis, halten die Burjäten noch sehr viele Kamele, die selbst im Winter ohne jeden Schutz im Freien gelassen werden. Freilich sind dieselben auch viel schwächlicher (kleiner? Nehring) als sonst, jedenfalls eine Folge des rauhen Klimas. Doch kommt hier das Kamel noch über den 50. Parallelkreis nach Norden hinaus, westlich des Baikalsees am oberen Jenissei, wo Samojeden neben Rentier auch vereinzelt Kamele halten, vor [9]); hier schließt sich bei den Koihalen die Rentierzucht an diejenige des Kamels an."

Ebenso ist das zweihöckerige Kamel imstande, sehr bedeutende Wärme zu ertragen. Lehmann sagt hierüber a. a. O., S. 27: „Sind die Kältegrade, die das Kamel erträgt, bedeutend, so sind es nicht minder die Hitzegrade. In der Wüste Gobi maß Prschewalski die Hitze des trockenen Lößbodens und beobachtete hier die furchtbaren Temperaturen bis zu 62,5°. . . ."

Die Hauptsache für das Gedeihen der Kamele ist Trockenheit der Luft. Lehmann hat in seiner oben citierten Arbeit ausführlich nachgewiesen, daß die Kamele in einem feuchten, milden Klima auf die Dauer nicht existieren können. Er sagt schließlich: „Steppe und Wüste: das ist der Ausdruck für die Existenzbedingungen des Kamels im allgemeinen. Wüste: der Ort, wo die Niederschläge das ganze Jahr hindurch fehlen, die Vegetation demgemäß eine äußerst geringe ist. Steppe, wo eine einmalige Regenzeit eine nur kurze Zeit währende flüchtige Gras- und Kräutervegetation hervorzaubert." „Nicht die eisige Winterkälte setzt den Tieren Schranken, sondern die Luftfeuchtigkeit." (S. 42.) „Wie in Afrika, so ist auch in Arabien das Kamel gegen feuchte Luft außerordentlich empfindlich; überall, wo reichliche Regen fallen, erliegt es der Luftfeuchtigkeit."

Man könnte ja hier einwenden, daß Kamele in unseren deutschen zoologischen Gärten trotz des feuchten Klimas sich jahrelang halten und gelegentlich auch fortpflanzen. Aber dieser Einwand ist bei näherer Betrachtung nicht stichhaltig. Die Kamele können zwar unter unserem heutigen Klima bei geeigneter Behandlung ihr Leben fristen, aber ein wirkliches Gedeihen derselben auf die Dauer ist ausgeschlossen.

Dasselbe gilt von anderen Steppentieren, welche sich einst während der von mir so oft vertheidigten pleistocänen Steppenzeit [10]) von Osten her bis nach Mitteleuropa verbreitet hatten; so z. B. von dem großen Sandspringer (Alactaga jaculus Pall. = A. saliens Gmel.). Diejenigen Forscher, welche behaupten, diese Springmaus könne einst in Mitteleuropa ebenso gut unter der Herrschaft eines milden, oceanischen Klimas gehaust haben wie unter der eines Steppenklimas, beweisen damit nur eine große Unkenntnis von der Lebensweise und den Lebensbedingungen dieser Tierart. Für diese Forscher (wie z. B. Dr. Scharff in Dublin) ist der Name Alactaga saliens nur ein leerer Schall; sie verbinden damit keine anschauliche Vorstellung und halten es für das Bequemste, die auf die ehemalige Existenz jener Springmaus in Mitteleuropa gegründeten Schlußfolgerungen mit wenigen Worten beiseite zu schieben. Ebenso haben sie nur eine sehr schwache Ahnung von der Lebensweise des Arctomys bobac, des Spermophilus rufescens u. s. w. Sie geben sich gar nicht die Mühe, die Specialarbeiten über diese Charaktertiere zu studieren, sondern operieren von ihrem Schreibtische aus mit aprioristischen Betrachtungen.

Wenn Herr Dr. Scharff einen einzigen Tag in den lößähnlichen, zahlreiche Alactagareste enthaltenden Ablagerungen bei Westeregeln eigenhändig gegraben hätte, wie ich es einst viele Tage hindurch gethan habe, so würde er die von mir entdeckte pleistocäne Steppenfauna von Westeregeln und anderen Fundorten wohl

[7]) Nach meiner Ansicht folgte dieser Abschnitt auf die Haupteiszeit, gehörte also der jüngeren Pleistocänzeit an. Auf Weiteres gehe ich hier nicht ein.

[8]) Siehe mein Buch „Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit", Berlin 1890, S. 67 ff.

[9]) Hier haben wir also ein recentes Analogon für das Nebeneinander-Vorkommen von arktischen und Steppentieren, wie es bei pleistocänen Funden in Mitteleuropa schon oft beobachtet ist. Das Kontinentalklima veranlaßt ein deutliches In-

einandergreifen von arktischen und subarktischen Tierarten; dagegen wirkt ein mildes, oceanisches Klima wesentlich anders auf die Faunen ein, und es wird niemals eine Vermischung von Steppentieren und arktischen Tieren hervorrufen. Die Steppentiere gehen unter der Herrschaft eines milden, feuchten Klimas bald zu Grunde. Nehring.

[10]) Vgl. namentlich mein oben citiertes Buch „Über Tundren und Steppen der Jetzt- und Vorzeit", S. 174 ff.

Digitized by Google

richtiger beurteilen, als er es in seiner History of the European Fauna, London 1899, gethan hat [11]). Mit denselben Gründen, die er gegen die Beweiskraft meiner pleistocänen Steppenfauna anführt, kann er auch behaupten, daſs die von Modest Bogdanow beschriebene Steppenfauna des Wolgagebietes [12]) keine Steppenfauna sei.

Selbstverständlich findet sich in jeder Fauna neben den Charaktertieren eine relativ grofse Anzahl indifferenter Species vor. Auf diese indifferenten Species kommt es aber bei der Beurteilung des Hauptcharakters einer Fauna nicht an, sondern auf die Charaktertiere, welche mit den besonderen Eigentümlichkeiten des Klimas, der Flora und des Bodens eng verwachsen sind. Nach letzteren Tieren mufs der eigentliche Charakter der Fauna eines Landes bezw. einer geologischen Epoche beurteilt werden!

Die Springmäuse von Westeregeln müssen den Ausgangspunkt für die fannistische Beurteilung der daneben gefundenen sonstigen Tierarten bilden, nicht umgekehrt. Dasselbe gilt von den fossilen Kamelen Rumäniens! Letztere bilden eine glänzende Bestätigung meiner sogenannten Steppentheorie. Die Geologen mögen noch genauer feststellen, zwischen welche Abschnitte der Pleistocänperiode die durch Alactaga saliens foss. charakterisierte mittelenropäische Steppenzeit einzuschieben ist; daſs aber eine solche Zeit einst existiert hat, kann nur von solchen Leuten bezweifelt werden, welche sich mit dem Studium der in Frage kommenden Tierarten niemals näher befafst haben.

[11]) Vgl. Leonh. Stejneger in „The American Naturalist", vol. 35, no. 410, p. 92 (Febr. 1901).

[12]) Siehe meine deutsche Bearbeitung dieser ostrussischen Steppenfauna in der Zeitschr. d. Berl. Ges. f. Erdkunde, 1891, S. 297 bis 351.

Eine Besteigung des Vulkans Kaba auf Sumatra.

Von Dr. B. Hagen.

II.

Ich nahm nun meinen Weg über die obenfalls sehr steile Ostwand des Reting hinab und ging dann, wie Verbeek seiner Zeit am Nordrande des Verbeekkraters entlang, zum Teil über unterhöhlte und überhangende Strecken, die durch grofse Sprünge und Risse bereits anzeigten, daſs sie demnächst in den Krater hinabstürzen würden. Hier fand ich auch die Scherben einer Bierflasche, welche jedenfalls von einem meiner europäischen Vorgänger, vielleicht von Verbeek selbst, herrührte. Am Ostrande des Kraters angekommen, sah ich sofort bestätigt, was ich schon vom Reting aus wahrgenommen hatte, nämlich, daſs hier die günstigste Stelle des Abstieges in diesen Kessel war und daſs von hier aus auch die Sohle des Kabakraters durch den Verbeekkrater hindurch über die Scheidewand auf der Biringseite verhältnismäſsig leicht und gefahrlos zu erreichen war. Diese Tour sollte meine morgige Aufgabe sein, denn es war bereits Mittag geworden und binnen kurzem mufste uns der bereits wieder heranziehende Nebel und Regen wieder ins Lager zurücktagen.

Von meinem Standpunkte (s. Abb. 4) aus, wo ich die Rückkunft meiner Leute aus dem Kabakrater erwarten wollte, hatte ich einen sehr guten Anblick über den Verbeekkrater hinüber nach der Scheidewand und der dahinter stehenden hohen Westwand des Kabakraters, welche in der eigentlichen Kabaspitze gipfelte. Es dauerte nicht lange, so erschien denn auch die ganze Gesellschaft im Gänsemarsch hintereinander wie Silhouetten auf dem Grat der Zwischenwand und ich konnte in aller Mufse und Deutlichkeit ihr mühsames und gefährliches Emporklimmen an der Wand des Reting beobachten. Als sie nahezu oben angekommen waren, begannen sie in Zwischenräumen grofse schwere Steine in den Verbeekkrater hinabzustofsen, ein Verfahren, das ich mit ihnen verabredet hatte, um aus der Fallzeit einen Anhaltspunkt für die Schätzung der Höhen zu gewinnen; denn Höhen- oder besser gesagt Tiefenschätzungen waren hier in der öden, kahlen Wüstenei, wo alles in den gröfsten Dimensionen aufgebaut ist und jeder Vergleich, etwa mit Bäumen oder sonstigen bekannteren Gegenständen fehlt, sehr schwierig und ich bestehe daher durchaus nicht auf der absoluten Genauigkeit meiner Schätzungen. Es betrug nun, nach mehrfachen Proben, die Zeit vom Loslassen des Steines oben bis zu dem mit dem Auge wahrgenommenen Aufschlagen unten 15 Sekunden, wobei jedoch zu bemerken ist, daſs die Steine nicht genau senkrecht, sondern durch zwei- bis dreimaliges Aufschlagen an vorspringenden Felsecken in drei bis vier grofsen Bogen hinabflogen. Wenn ich die dadurch bewirkte Verzögerung der Fallgeschwindigkeit auch mit der Hälfte, sieben bis acht Sekunden, gewifs reichlich genug, anschlage, so bleiben doch für den freien Fall noch ebenso viel Sekunden, so daſs eine Fallhöhe von nahezu 300 m der Wahrheit am nächsten kommen dürfte. Den Nordrand des Verbeekkraters schätzte ich zu 200 m.

Nach Ankunft meiner Leute und hastig eingenommenem Imbifs ging es dann noch weiter nach Osten über einen breiten, seicht ausgebuchteten und von total sterilem Andesitgeröll bedeckten Sattel nach dem in kaum viertelstündiger Entfernung 60 bis 80 m hoch aufragenden Krater Vogelsang, der im Gegensatz zu den beiden vorigen Einsturzkratern ein reiner Eruptionskegel ist. Zur Zeit des Besuches Verbeeks war derselbe noch in vollster Aktion, so daſs dieser Forscher sich nur knrz zwischen zwei Ausbrüchen an seinen Rand vorwagen konnte. Ich will seine Schilderung hierher setzen, weil sie am besten den Unterschied zwischen damals und heute bemerklich macht. „Alle zwei bis zehn Minuten", sagt er, „fand ein Ausbruch statt, wobei grofse Mengen Asche, Sand und Steine ausgeworfen wurden, die als dnnkle Rauchsäulen bereits von weitem sichtbar waren. Diese Säulen stiegen mit grofser Schnelligkeit stets lotrecht über dem Krater auf und beim Niederfallen fielen weitaus die meisten Steine wieder in den Krater zurück; nur ein kleiner Teil fiel über den Rand. Nur ein einziges Mal nahm ich eine Eruption wahr, wobei die Produkte seitlich über den Rand geworfen wurden. Glücklicherweise war dies nicht nach der Seite, wo wir standen."

Nun lag auch dieser Krater tot und erloschen vor uns und nichts hinderte uns, ihn zu besteigen. Die ganze, den beiden anderen Kratern zugekehrte Westseite desselben, über welche ich meinen Aufstieg nahm, war bedeckt von ausgeworfenen, faust- bis kopfgrofsen scharfen eckigen Steinen, die zum Teil eine eigentümlich rote Farbe hatten, auf dem brannen einförmigen Untergrunde schon von ferne auffallend; zwischen denselben fanden

Digitized by Google

sich nicht selten winzige Bröckchen von Bimsstein. Manche der größeren Steine waren vielfach geplatzt und in situ zersprungen mit ganz frischen schwarzen Bruchflächen, die ebenfalls schon von weitem sichtbar waren. Ich hatte den Eindruck, als ob sie erst ganz kürzlich niedergefallen und geplatzt seien; dies ist jedoch nicht gut möglich, denn niemand ist ein Ausbruch in den letzten zehn Jahren dort bekannt; nur stark rauchen will man ihn vor einigen Jahren gesehen haben. Es wird die Platzung der größeren Steine also wohl eine Wirkung der Atmosphärilien sein (starke Insolation der Nordseite) steil durch Einbruch abstürzten, teils noch (wie im östlichen Teil) ihrem ursprünglichen Charakter als Eruptionswände entsprechend, trichterförmig nach unten verliefen. Verbeek, der ja freilich nur einen kurzen Blick in den damals in höchster Aktion befindlichen Krater hatte werfen können, glaubte noch einen reinen Trichter wahrgenommen zu haben.

Ich hatte also hier das Bild eines ganz frisch erstorbenen Kraters vor mir und konnte deutlich wahrnehmen, wie ein Erhebungskrater sich allmählich in einen Einsturzkrater verwandelt. Die nördliche (Einsturz-)

Abb. 4. Inneres des Verbeekkraters in der Vogelschau vom Ostabhange des Reting.
Links im Hintergrunde der Eruptionskegel des Vogelsang, rechts eine unbenannte kleine isolierte Kuppe, deren Wänden ebenfalls Dämpfe (an den weißen Stellen) entströmen. a, b die Ansatzstellen des centralen Ringwalles an der Ostwand. 1, 2, 3 die rätselhaften Löcher.

am Tage und starke Abkühlung während der Nacht). Auch Verbeek hat dies beobachtet und die Platzung der Steine damals während des Ausbruches der Abkühlung zugeschrieben; denn die Steine fielen so glühend heiß nieder, daß seine javanischen Begleiter sich ihre Strohcigaretten daran anzünden konnten. Die Form des Vogelsangkraters und seine Lage gegenüber dem Verbeekkrater erhellt sehr schön aus der Abbildung Nr. 4.

Oben auf dem sehr schmalen und fast kreisrunden Gipfelgrat angekommen, blickte ich unmittelbar in den vielleicht 200 m Durchmesser haltenden und etwa 50 m tiefen Krater hinab, dessen Wände teils (besonders an Wand war durch ausgeglühtes Gestein ganz rot gefärbt und von ihr stiegen noch einige ganz schwache Fumarolen auf, welche ihre nächste Umgebung mit schwefligen Niederschlägen inkrustiert hatten, die aus der Ferne ganz weiß erglänzten. Der dünne Dampfschleier dieser Nordwand ist auf der Abbildung ebenfalls deutlich zu erkennen.

Die Mitte des Kraterbeckens nahm ein kreisrundes, trichterförmiges Loch von etwa 10 m Durchmesser und 15 m Tiefe ein, dessen Boden aus Sand und Gerölle bestand, der nun verstopfte ehemalige Eruptionskamin. An seiner östlichen Seite dampfte ebenfalls eine leichte

Digitized by Google

Fumarole, die den Boden ringsum ebenfalls mit einer reinen millimeterdicken Schwefelschicht überzogen hatte, wie die Abb. 5 zeigt, die eine Ansicht des Kraterinnern mit dem Centralloch giebt. Ich will hier vorausgreifend gleich bemerken, dafs ich am nächsten Tage über die Südwand, welche, wie vorhin bemerkt, noch einigermafsen trichterförmig zulief, einen verhältnismäfsig leichten Abstieg selbst bis auf den tiefsten Punkt des Centralloches hatte, wobei ich mir freilich in letzterem meine Stiefelsohlen arg verbrannte, denn das Gestein und der Boden dort waren zum Teil noch glühend heifs, so dafs man nicht lange daranf stehen konnte. Auf lag, entzog sich der Beachtung; seine Spitze ist auf der Abb. 5 oben am Rande zu erblicken. Er war jedoch, jedenfalls durch vielfaches Glühen, so spröde und splitterig geworden, dafs man mit Leichtigkeit Stücke von ihm abbröckeln konnte; in 15 bis 20 Jahren wird er sicherlich ganz verwittert sein. Welche fürchterliche Gewalt mufs dazu gehört haben, solche Riesenblöcke hier herauf zu schleudern!

Nach Ost und Nordost hin fiel die Aufsenseite des Vogelsangkegels aufserordentlich steil, fast senkrecht und glatt wie eine Rutschbahn mindestens 200 m tief ab; die ganze Wand schien aus gelblichgrauer Asche

Abb. 5. Inneres des Kraters Vogelsang. Die weifsen, schwach rauchenden Stellen im Vordergrunde sind Schwefelfelder. Oben auf dem Kraterrande ist der obere Teil eines ausgeworfenen grofsen Felsblocks sichtbar.

dem Boden unten hatten sich dicke, reine gelbe Schwefelkrystalle angesetzt, von denen ich Proben mitnahm.

Wieder auf den Kraterrand hinaufgeklettert, umging ich denselben und fand ihn zu 850 m Umfang, was also einem Durchmesser von etwa 200 m entsprechen würde. Aus der schmalen Kante an der Westseite war ein ganz frisches, ziemlich beträchtliches Stück ausgebrochen und in den Krater hinabgestürzt; diese Lücke war mir schon tags vorher von meinem Lagerplatze aus aufgefallen. Weiterhin lagen längs des Randes zerstreut mehrere grofse Felsblöcke, deren gröfster, auf der südöstlichen Seite, sicherlich zwischen 3 und 4 cbm über Tage mafs; wie tief er in dem losen Eruptionsschutt eingebettet ohne gröfsere Geröllstücke aufgebaut und sah fast wie cementiert aus, ein sehr bemerkenswerter Unterschied gegen die Wände im Westen und Südwesten, die fast ganz ohne Asche nur aus grofsen und kleinen Gesteinsbrocken aufgebaut sind. Es wird also wohl der letzte Ausbruch unter dem Einflufs des Windes seinen ausschliefslich aus Asche bestehenden Auswurf nach der Ostseite abgelagert haben oder die Hauptregengüsse stehen, wie ich zweimal selbst erfahren habe, hauptsächlich unter dem Einflufs der westlichen Winde und haben die Westflanke mehr ausgelangt. Dem letzteren steht allerdings wieder gegenüber, dafs im Verbeekkrater gerade die dem Westwinde ausgesetzte Ostwand allein

Digitized by Google

meterdick mit Asche bedeckt ist, während die übrigen Wände reine Abbruchswände ohne Asche sind.

Von der Zinne des Ostrandes, auf der, dicht am Kraterrande, sich ein halbes Dutzend Pflänzchen (Farne und eine Composite) zu einer kleinen Oase zusammengefunden hatten, das einzige Zeichen vegetabilischen Lebens auf dem ganzen Eruptionskegel, konnte man weit hinausblicken in die Lande, namentlich nach Nordost, wo man einige Zinkdächer, wahrscheinlich zu den Häusern des Kontrolersitzes Padang Oelaq Tandjong gehörig, in der Sonne blitzen sah. In dieser Richtung erstreckte sich auch ein rinnen- oder grabenartig gefurchter, etwa 100 bis 150 m breiter alter Lavastrom. Obwohl bis nahe an den Fuſs des Vogelsang, wo er seinen Austritt nahm, bereits wieder leicht begrünt, war er aber augenscheinlich im Innern noch nicht ganz erloschen, denn da, wo die Vegetation aufhörte und der Strom den Berg verliefs, rauchten an dem Seitenabsturze einige Fumarolen. Dieser Lavastrom, auch vielleicht, ja sogar wahrscheinlich ein älterer Erguſs, hat seine Ausläufer bis hinunter zum Pasanggraban, von wo ich meinen Anstieg unternahm und weiter nach den Kampongs Talang Serawan und Kapala Tjarap (s. die Kartenskizze) entsendet, wo sowohl Verbeek wie ich selbst in und an den Betten der Wasserläufe groſse vulkanische Blöcke — nach Verbeek eine grane, sehr poröse Augit-Andesit-Lava — wahrgenommen haben, die das Beschotterungsmaterial für die die Pafshöhe zwischen dem Kaba und dem obenerwähnten längst erstorbenen Nachbarvulkan Tjondung erklimmende Staatsstraſse liefern, auf der ich in der Nähe des Pasanggrahan selbst mehrere Stücke reinen Glasflusses (Obsidians) auflas.

Dicht bei dem Vogelsang im Süden und nur durch eine tiefe, mit sterilem Geröll und Asche erfüllte Schlucht von ihm getrennt, erhob sich neben den Abhängen des Biringgipfels ein kleinerer Kegel oder Kuppe, die sich auf der Abb. 4 rechts im Hintergrunde präsentiert. Der Gipfel und die Seiten waren dicht mit grünem Buschwerk bestanden, nur die dem Vogelsang zugewendete Flanke war in ihrer ganzen Ausdehnung abgebrochen und zeigte eine kahle, sterile Abrutschfläche, von welcher drei oder vier weiſslich mit Schwefel inkrustierte Fumarolen (s. d. Abb.) dünne Dampfwölkchen emporsandten. Es kam mir vor, als ob die Spitze dieses Kegels geborsten sei und eine tief heruntergehende Spalte nach Osten zu aufweise. Wenn dem so ist, so haben wir hier ebenfalls einen Eruptionskegel vor uns, der aber jedenfalls trotz der Fumarolen an seiner Flanke schon lange anfser Thätigkeit ist, wie die Vegetation auf seinem Gipfel und seinen Flanken beweist.

Auch am Fufse der Nordseite des Vogelsang, welche durch eine tiefe, wasserdurchrieselte Schlucht von dem Grate getrennt war, an dessen Abhang ich mein Lager aufgeschlagen hatte, war eine frische Abbruchstelle sichtbar, ans welcher sich ebenfalls mehrere Rauchwölkchen emporkräuselten.

Nach dieser flüchtigen Orientierung muſste ich aber nunmehr daran denken, so schnell als möglich den Rückzug nach meiner Unterkunftshütte anzutreten, denn dichte Wolken waren schon überall heraufgezogen und hüllten alles in ihre weiſsen Schleier. Es war aber schon zu spät. Noch auf dem Abhang des Vogelsang überfiel mich ein solcher Platzregen, daſs ich im Handumdrehen bis auf die Haut durchnäſst war. Der Regen liefs nun nicht mehr nach und ich konnte nichts weiter thun, als mich mit meinem Begleiter trübselig unter unser Schutzdach hocken und mich von ihm in die Geheimnisse des „Jaks", eines in der Schweiz beliebten Kartenspiels, einweihen lassen. Unsere Führer, die Redjang-Malaien, wollten nach Hause, da sie sich nur für zwei Tage verpflichtet hatten; nur ein kleiner dreizehnjähriger Junge wollte bei uns aushaben. Aber auch diesen muſste ich mich entschliefsen hinunter nach der Pflanzung zu schicken, um neuen Proviant holen zu lassen, da der mitgenommene nur für zwei Tage berechnet war und kaum noch für eine Abendmahlzeit reichte. Auch meinen photographischen Apparat liefs ich mir nachkommen, da mir das Geschene so interessant schien, daſs ich mich nicht auf meine Zeichenkunst allein verlassen wollte. Ich blieb also mit Herrn Vogt, meinem malaiischen Diener und den beiden javanischen Kulis allein, und da es gar so fürchterlich regnete, so liefs ich die ganze Gesellschaft unter mein Dach zusammenkriechen. Fünf Personen auf einem Raum von 8 Fufs Länge und 4 Fufs Breite, das war etwas eng und gröſsere Körperkrümmungen und Bewegungen verboten sich von selbst. Jeder muſste gerade ausgestreckt liegen, was für mich die unbequeme Folge hatte, daſs ich, der ich beinahe 6 Fufs Länge messe, stets eines meiner beiden Körperenden draufsen im Freien hatte unter der Tranfe, die ich freilich durch allerhand architektonische Kunststücke so weit wie möglich hinauszuschieben beschäftigte. Dabei war es wieder empfindlich kalt; das Thermometer zeigte nachts um 2 Uhr den niedersten Stand, 13° C., stand jedoch um 3 Uhr schon wieder auf 14°. Morgens waren wir alle froh, unsere steifen Glieder in dem hellen frischen, klaren Sonnenschein draufsen recken und dehnen zu können. Nachdem wir unsere letzte Büchse corned beef geschlachtet und mit einem noch glücklich in einer Flasche entdeckten Restchen Cognac hinuntergespült hatten, gehörten unsere sämtlichen Eſs- und Trinkvorräte der Vergangenheit an. Wenn uns unser kleiner malaiischer Führerjunge jetzt im Stiche liefs, was man bei diesen launenhaften und erstaunlich Augenblickskindern nie voraussagen kann, so blühte uns die angenehme Aussicht, nach einem durchhungerten Tage uns unseren Hinabweg selbst suchen zu müssen in Nacht und Dunkelheit. Vorläufig hiefs es abwarten und auf unser Glück und die Zuverlässigkeit unseres Jungen vertrauen.

Der heutige prachtvolle Morgen sollte dem Studium des Tierlebens in diesen Höhen gewidmet sein. Das erste Tierchen, was morgens schon um 5 Uhr mobil war und mit Vorliebe die obenerwähnte weiſslich blühende Labiate besuchte, war eine sehr häufige kleine, schwarze Hummel mit rostroten Beinen. Auch eine kleine Biene fand sich bald ein, sowie einige Fliegen. Eine groſse, schwarze Holzbiene (Xylocopa sp., wahrscheinlich X. latipes, möglicherweise aber auch die von Forbes an den Melastomaceenbüschen beobachtete und deren Kreuzbefruchtung besorgende Bombus senex), von der ich nur zwei Exemplare sah, entging leider meinem Netze. Schmetterlinge waren von morgens 9 Uhr ab nicht selten und zwar gehörten die Tagschmetterlinge fast ausschlieſslich den drei Familien der Papilioniden, Pieriden und Lycaeniden an, lauter Gruppen, die, phylogenetisch betrachtet, ein sehr hohes Alter haben. Von Lycaeniden zählte ich vier bis fünf Arten, darunter die prächtige goldgrüne Zephyrus absalon, ein Tier, das bisher nur vom Himalaya und aus den Gebirgen der Preanger Regentenschaften auf Java bekannt war und von mir hier zum erstenmal auch für Sumatra konstatiert wurde. Die Pieriden gehörten meistens, wenn nicht alle, der hübschen, vielbegehrten Gattung Delias an. Am häufigsten war Delias belisama in ihrem als var. glauce bekannten sumatranischen Kleid, dann D. tobabana und D. danala, lauter Gebirgstiere, welche ich schon früher viel weiter nördlich auf Sumatra, nämlich auf der Hochebene von Toba und den Berggipfeln der nördlichen

Digitized by Google

Batakländer gefangen hatte. Diese Tiere scheinen also, vielleicht mit Ausnahme des Zephyrus absalon, über den ganzen sumatranischen Gebirgszug verbreitet zu sein, ebenso wie die nachfolgenden grünen Papilioniden: Papilio chloanthus in der von mir beschriebenen Form sumatranus, Pap. sarpedon und Pap. agamemnon, von denen die beiden letzteren jedoch als sehr gemeine Tiere ursprünglich der heißen Küstenebene angehören, während Pap. chloanthus ein echtes Bergtier ist, das eigentlich im Himalaya seine Heimat hat. Alle diese Schmetterlinge jedoch hatten einen so reißend schnellen Flug und umsegelten meistens so scharf und ausschließlich die höchsten und steilsten Stellen der von jeglichem Pflanzenwuchs entblößten Kraterninnen, daß ich von allen nur die Deliae danala in zwei Stücken auf dem Vogelsang erbenten konnte. Da bei manchen meiner Leser Zweifel entstehen könnten, ob ich mich nicht vielleicht bezüglich der nur im Fluge gesehenen Tiere in der Identifikation geirrt haben dürfte, so sei mir die Bemerkung erlaubt, daß ich mich so lange Jahre hindurch praktisch an Ort und Stelle mit der sumatranischen Rhopalocerenfauna beschäftigte, daß ich ohne Überhebung eine Täuschung oder Verwechselung als ausgeschlossen bezeichnen darf. Nur bezüglich eines einzigen Tieres bin ich im unklaren geblieben. Dasselbe gehörte — als einziger Vertreter hier oben — der Familie der Nymphaliden an und hatte etwa das Aussehen einer kleinen braunen Argynnis, kleiner und dunkler als die bisher allein aus Sumatra bekannte Argynnis niphe; dem Gebaren nach könnte es auch Atella sinha gewesen sein. Wie gesagt, hier bin ich meiner Sache nicht sicher, da ich das Tierchen nur zweimal sehr flüchtig auf dem Kraterrand des Vogelsang erblickte. Es fiel mir auf, wie alle diese Schmetterlinge gerade um die ödesten und kahlsten Stellen der Gipfel und Kraterränder mit Vorliebe sich tummelten. Dicht bei meinem Lagerplatze hatte ich das Glück, die bisher nur in wenig Stücken gefangene sumatranische Varietät der Vanessa perakana Dist. zu erbenten, die ebenfalls, aber spärlich, über das ganze sumatranische Hochgebirge verbreitet zu sein scheint, da ich sie auch einmal aus den nördlichen Batakbergen bekommen habe. An den Steinbrocken des Vogelsang hockten ab und zu kleine Nachtschmetterlinge, Noctuiden und eine neue, den Agaristiden angehörige Art.

Von Käfern (zehn Arten) war der merkwürdigste Fund eine hübsche Cicindelide (Heptodonta beccarii Gestro). Während alle anderen Cicindeliden fast ausnahmslos beim geringsten Versuch, sie zu haschen, sich eiligst in die Lüfte erheben und flink wie eine Fliege davonschwirren, machte dieses Tierchen, von dem ich etwa ein Dutzend Exemplare auf den kahlen Abhängen des Reting fing, nicht den geringsten Versuch, von seinen Flügeln Gebrauch zu machen, obwohl ich mehrere absichtlich freiließ, verfolgte und wieder haschte, sondern verlieh sich lediglich auf seine Beine und seine Fertigkeit, sich glatt auf die Erde zu ducken und unter Steinen zu verstecken. Es ist dies wohl als eine äußerst interessante Anpassungserscheinung aufzufassen, die bei vielen Bergtieren wiederkehrt und zuletzt durch Nichtgebrauch zum Verlust der Flügel führt, denn das Fliegen auf den windumbrausten kahlen Bergspitzen hätte ebenso wie auf den kleinen Inseln sicher zur Vernichtung der Art geführt. So haben z. B. auf Teneriffa alle Käfer, so hat auf Kerguelen die Fliege ihre Flugfähigkeit und ihre Flügel verloren. Bei der Heptodonta beccarii ist die Sache noch nicht so weit gediehen. Sie hat noch ihre Flügel, wie ich mich selbst überzeugt habe, aber sie gebraucht sie nicht mehr.

Unter Steinen lebten fernerhin noch mehrere kleine Käfer[1]) und am Ostrande des Verbeekkraters und dem nach dem Vogelsang hinüberführenden Grat fanden sich auf Schritt und Tritt auf dem kahlen Boden zwei Melolonthiden, eine große grüne (Euchlora sp. bei bisolor F. stehend) und eine kleine, die rings mit grünlichem Goldstaub bedeckt war und der Gattung Hoplia (bei aquamigera Hope stehend) angehörte, die auch in Europa ihre Vertreter hat. Auch eine große gold- und blaugrüne Prachtwanze lief dort herum. Es ist mir unerfindlich, wie diese nicht arten-, aber individuenreiche Insektenfauna dort auf den kahlen, allen Pflanzenwuchses baren Stellen ihre Lebensbedingungen findet. Oder sollten alle diese Tiere zufällig von Windströmungen hier zusammengetragen sein? Wohl kaum; die Cicindele wenigstens hat hier oben sicher ihre Heimat und von der massenhaften kleinen Melolonthide, die vielleicht auf den Ostbeckiablätten lebt, obwohl ich nie welche daran gesehen habe, muß ich dies wohl auch annehmen. Viele der Insekten lagen tot am Boden und namentlich die Kraterränder glichen an manchen Stellen wahren Insektenschlachtfeldern, wenn die Tiere dort plötzlich von den durch den Wind bald hier- bald dorthin gejagten schwefligen Dämpfen überrascht worden waren. Sogar völlig unversehrte Schmetterlinge, die anscheinend mitten im Fluge von den giftigen Schwaden erreicht worden waren, lagen ab und zu tot am Boden; auf diese Art erhielt ich mein einziges Exemplar des Zephyrus absalon, eines sehr schnellen und unruhigen Fliegers, der aller meiner Fangkünste gespottet hatte. Diese schwefligen Dämpfe machten sich bei geeigneter Windrichtung vom Vogelsang aus bis in mein Lager hinüber bemerklich, besonders abends und nachts.

Von größeren Tieren ließ sich nichts spüren; die Elefanten und Rhinozerosse gingen nicht bis hier herauf und Tiger und Panther bevorzugten wohl auch lieber die Wälder am Fuße des Berges, wo nach Forbes zahlreiche Hirsche und Tapirherden, sowie Traguliden vorkommen; wir hegten in unserem offenen Nachtlager niemals die geringste Besorgnis dieserhalb. Auf dem Rande des Vogelsangkraters hatte ich auf Steinen mehrfache Spuren von Tierkot mit bohnenartigen Fruchtkernen als Hauptbestandteil wahrgenommen, vielleicht von einem Musang oder einem Verwandten desselben herrührend. Dies war die einzige Spur eines Säugetieres hier oben auf dem Gipfel.

Aus der Vogelwelt bemerkte ich ebendort das Gewölle eines größeren Raubvogels und sonst nur ganz wenige und kleine Arten, und auch diese nicht häufig. Geschossen habe ich ein kleines grasbraunes Vögelchen mit sehr langem Schwanz (Sibia simillima), welches sich zwischen den Ostbeckiablätschen und Steinen umhertrieb, sowie die Rhipidura albicollis. Weiter unten, in etwa 1000 bis 1200 m Höhe, noch innerhalb der Waldgrenze, hatte ich beim Aufstieg aus einem Fluge heraus eine grüne Fruchttaube geschossen (Sphenocercus Korthalsi), die ich schon früher auf meiner zweiten Expedition nach dem Tobasee auf dem Gipfel des Berges Tändak binos erbeutet hatte, sowie einen kleinen lebhaft blauen Fliegenschnäpper, der aber leider durch den Schuß so zerrissen wurde, daß der Balg nicht mehr brauchbar war.

Dies ist alles, was ich bezüglich des Tierlebens auf dem Kaba wahrgenommen habe.

Gegen 2 Uhr mittags, als ich bereits mit recht lebhaftem Hungergefühl vor den wieder heraufziehenden unvermeidlichen Wolken in mein Lager retirierte, er-

[1]) Außer den im Text genannten noch folgende: Trogositidae gen.?, Balaninus sp. n., Lagria sp. Pelemius sp., Gallerucа sp., Galleruciдas gen.? Typophorus sp. Die genaueren Diagnosen hoffe ich bald veröffentlichen zu können.

Digitized by Google

schien zu unserer Freude plötzlich unser kleiner Führerjunge wieder auf der Bildfläche, in Begleitung zweier Javanen, welche den schnlich erwarteten Proviant und meinen photographischen Apparat anbrachten. Zunächst ging nun ein großes Sieden und Braten los, wobei wir die ärgerliche Entdeckung machten, daß wir eigentlich noch im Besitz einer ganzen Flasche Rotwein gewesen waren, die wir in der Hast der ersten Regennacht als festen Widerstand — Wellenbrecher sozusagen — bei unseren Wasserbauten an der hinteren, auf dem Boden ruhenden Wand unseres Palastes eingemauert hatten, wo sie vom Sande bald zugeschwemmt worden war.

Von 3 Uhr nachmittags ab bis 4 Uhr morgens gofs es wieder unablässig in Strömen. Nafs-Jafs hiefs auch heute die Parole für diese Zeit. Dabei drehte sich diesmal der Wind alle Augenblicke und blies aus der Schlucht, an deren Seitenwand wir logierten, bald von oben, bald von unten her, bald über den Kamm hinweg oder direkt aus der Luft herab in unser armseliges Schutzdach herein, das diesen Namen gar nicht mehr verdiente, obwohl wir die Seitenwände und die Vorderwand so viel wie möglich mit den dünnbelaubten, sperrigen Osbeckiasträuchern zu verrammeln suchten. So oft er von dem alten Kabakrater her oder dem Vogelsang herüber wehte, brachte er jedesmal einen deutlichen Schwefelgeruch mit.

Mit dem ersten Frührot begann ein mühevolles Tagewerk. Es war wieder ein prächtiger Morgen mit lachendem Sonnenschein. Zunächst liefs ich mein Zelt abbrechen und nach dem Ostabhang des Verbeekkraters transportieren, wo ich gestern eine geignete Stelle ausfindig gemacht hatte und von wo der Abstieg in die beiden Zwillingskrater Verbeek und Kaba unternommen werden sollte. Dann ging's zunächst hinauf auf die Spitze des Reting, von wo ich bei dem klaren Wetter eine herrliche Rundsicht hatte. Deutlich bis in Einzelheiten lag im Osten der Gebirgszug bei dem Assistent-Residentensitz Tebing Tinggi und daran anschliefsend im Südost der 10000 Fufs hohe Vulkan Dempo mit seinen charakteristischen Umrissen, etwas links davon an einer Berglehne blitzten die Zinkdächer des Kontroleursitzes Talang-Padang. Nach Norden zu lag anscheinend gar nicht weit entfernt, so dafs man mit dem Feldstecher beiohe die Leute sehen zu können glaubte, die Kaffeeunternehmung Ajerduku still und friedlich inmitten der Wälder am Fufse des Tjundung. Nachdem ich einige Aufnahmen des Kabakraters gemacht, wandte ich mich auf dem gestrigen Wege wieder längs des Nordrandes des Verbeekkraters, von wo dieser photographiert wurde, nach der Ostflanke desselben. Dort fand ich bereits meinen Diener Amat mit meiner ganzen Häuslichkeit und den Kulis vor und errichtete meine neue Wohnung auf einem Absatz in der halben Höhe der hier etwas weniger steil geneigten und mehrere Meter dick mit lockerer vulkanischer Asche bedeckten Kraterwand, in die man beim Betreten tief einsank und in die der Regen metertiefe Rinnen gerissen hatte. Mein Palast stand jetzt auf einem recht heifsen Boden, dicht neben einem grofsen, leichten Wasserdampf ohne jeden Geruch ausströmenden Felsblock. In ein Fufs Tiefe betrug die Temperatur 85° C. Der Felsblock selbst fühlte sich ebenfalls überall sehr heifs an und war so zerrüttet, dafs man ihn wie Sand zerbröckeln konnte. Aus jeder frischen Bruchstelle kam sofort schwacher Dampf hervor; der ganze grofse Felsblock war völlig von Dampf durchdrungen und es stieg auch beständig ein leichter Schleier desselben von ihm empor. Am Fufse desselben befindet sich eine ziemlich grofse, trichterförmig und schief nach innen und unten in die Tiefe führende Höhlung, der ohne Geräusch glühend heifser, geruchloser Wasserdampf entströmt. Die Temperatur desselben mafs ich mit dem frei an meinem Stock hängenden, so weit als möglich nach hinten geschobenen Thermometer mit 95° C. Die Wände dieser Höhlung waren natürlich ebenfalls glühend heifs. Trotzdem und trotz des heifsen Dampfes waren dieselben, die von Feuchtigkeit natürlich trieften, nahe dem Ausgang mit ganzen Rasen schleimiger, grüner Algen überzogen. Auf der Oberfläche des Felsens selbst lagen wie auf einem Opferaltar verschiedene tote Käfer und selbst eine grofse grüne Fangschrecke, eine Mantis von der in der Küstenebene gewöhnlichen Art.

Ich lernte hier einsehen, dafs, am Kaba wenigstens, oft, wenn nicht immer, die alles durchdringenden Dämpfe es sind, welche die unmittelbare Ursache der grofsen Einsturzkraterbecken bilden. Die Gipfelkegel, welche, wie Verbeek vom Reting z. B. konstatiert hat, aus grofsen Blöcken von dunkelgrauem Angit-Andesit mit ziemlich viel glasartiger Grundmasse bestehen, waren und sind teilweise jetzt noch von Dampf durchtränkt wie ein Schwamm; Forbes hat selbst von einem Orte oben auf dem Kamm des Biring noch Dämpfe aus Spalten aufsteigen sehen, die nur wenige Wochen alt sein konnten, denn das Gras in ihrer Nachbarschaft war noch nicht ganz verschwunden, obgleich es braun und gelb war. Diese Gesteine wurden hierdurch unter Mitwirkung der Atmosphärilien so zerrüttet und zersetzt, dafs sie bei erster bester Gelegenheit einsanken resp. einschmolzen in immer weiter um sich greifender Peripherie. Dadurch wird auch erklärlich, dafs die am Fufse der Kraterwände lagernden Absturzmassen nur wenig gröfsere kompakte Felsmassen, sondern meist Sand und zerbröckelten Schutt enthalten, von denen die feinsten Bestandteile wieder durch die Regenwässer in Form reiner, ausgedehnter Sandfelder, die an diejenigen eines Seestrandes erinnern, auf der Sohle der Krater zusammengeschlämmt werden und diese allmählich verstopfen.

Der schmale Absatz der Kraterwand, worauf mein Lager stand, ging allmählich in den centralen steinernen Ringwall über, dessen ich oben schon erwähnte. Hier, kaum 50 Schritte von meiner Hütte entfernt, befand sich das erste östliche (Nr. 3 d. Abb. 3) der drei oben beschriebenen rätselhaften brunnenartigen Löcher, zugleich das kleinste von allen, und das einzige, welches eine Spur vulkanischen Lebens zeigte, indem ganz schwache, geruchlose Dämpfe von seinem Boden aufstiegen. Seine Tiefe war nicht bedeutend, etwa 10 bis 15 m bei 15 m Durchmesser und die ebene Sohle war mit Asche, Sand und Geröll bedeckt. Der Boden seiner Umgebung war weithin so heifs, dafs man ganz gut darin hätte Eier hart sieden können, und da Brennmaterial sehr rar war — wir kochten wie gesagt unser Essen nur mit spärlichen Osbeckiazweigen und den abgedorrten, aber leider stets regennassen Pandanusblättern —, so versuchten meine Malaien, sich hier in einem fufstief in den Boden gegrabenen Loche ihren Reis zu kochen. Er wurde aber in Zeit von einer Stunde nur halb gar.

Dann ging der Marsch weiter über den südlichen Kamm des hier etwa 20 m hohen Geröll-Ringwalles, wobei ich nach das zweite südliche Loch (Nr. 1 d. Abb. 3) passierte, welches sich so plötzlich und unvermittelt vor meinen Füfsen auftbat, dafs mich es erschrocken zurückprallte. Dasselbe war bedeutend gröfser und tiefer als das vorhergehende und hatte etwa 30 m Durchmesser bei einer Tiefe von 50 m nach meiner und 80 m nach meines geübteren Begleiters Vogt Schätzung. Die lotrecht abstürzenden Wände dieses schauerlichen Schachtes bestanden, wie alles auf dem Kaba, aus Sand und Asche mit sehr zahlreichen und grofsen, teilweise stark vorstehenden Steinen und Geröllblöcken, wie aus Abb. 3

Digitized by Google

sehr schön ersichtlich. Der ganze Schacht sah so frisch und scharfkantig aus, als sei er erst vor kurzem entstanden. Auf dem Baache liegend, kroch ich bis zum Rande vor und sah hinab. Der Boden war eben, ohne Dampf, ohne jegliche Schwefel- oder sonstige Inkrustation, total erloschen. Die auffallendste Erscheinung aber war unten ein grosses, weites, mindestens 10 m hohes Thor, durch welches sich die Sohle in einem tunnelartigen, fast wagrechten Gang oder Stollen centralwärts nach dem Innern zu fortsetzte, der von mir mit dem Auge ungefähr 5 m weit verfolgt werden konnte. Wenn weiter im Innern keine bedeutendere Neigung mehr stattfindet, kann dieser Stollen höchstens 30 m unter der kleinen centralen Wasserlache (*d* der Abb. 3), dem Mittelpunkte des ganzen Verbeckkraters, dahinziehen.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Ringwalles konnte man direkt in die Öffnung des dritten nördlichen, anscheinend gleiche Dimensionen zeigenden Schachtes (Nr. 2 der Abb. 3) hineinsehen, dessen innere, meinem Standpunkte zugekehrte Wand etwas tiefer eingebrochen war als die äussere. Leider hatte ich weder jetzt noch auf dem Rückwege Zeit, auch diesen Schacht einer näheren Besichtigung zu unterziehen, kann also nicht sagen, ob auch hier ein solch stollenartiger Gang wie bei dem vorigen ins Innere führt.

Das nordrussische Seengebiet [1]).

Das Seengebiet, die vier Gouvernements St. Petersburg, Pleskow, Nowgorod und Olonez umfassend, liegt an der Grenze der russischen Ebene und des finnländischen Granitmassivs. In diesem unfruchtbaren, sich durch sein rauhes Klima auszeichnenden, durch weitausgedehnte Wasserflächen charakterisirten Gebiete grenzen die Flüsse des Baltischen Meeres an das Quellgebiet aller grossen Flüsse des Europäischen Rußland, zumal an seine Hauptader, die Wolga. Dank der sanften Neigung dieser Wasserscheide bilden sie von alters her die bequemen Tragplätze, auf denen der Handelsmensch zwischen den Gebieten des Baltischen, Weißen, Schwarzen und Kaspischen Meeres stattfand. In diesem Seengebiete bildete sich im Anbeginne der russischen Geschichte die älteste slavische Bevölkerung zu den besten russischen Schiffern und Händlern aus, die früh mit den überseeischen Ländern in Berührung kamen und ihren Einfluss und ihre Colonisation den ganzen Norden bis an den Mündungen des Ob unterwarfen.

Da längst durch die Polen, Deutschen, Schweden und türkischen Nomadenvölker Rußland von dem Ausgange zu seinen Meeren abgeschnitten war und das alles russische Land einigende moskowitische Centrum die eigengearteten Volkrespublken — Nowgorod und Pleskow — verschlungen hatte, würdigte der Genius Peters des Grossen, in seinem Drange zum Meere, die hohe geographische Bedeutung dieses Gebietes für Rußland. Hier war es, wo er seine Kanalsysteme anlegte und im Knotenpunkte dieser Wasserwege, im Ostwinkel des Finnischen Meerbusens, sein Paradies — die nach ihm genannte Hauptstadt seines Reiches schuf.

In dem hier angezogten Werke finden wir eine ausgezeichnete Schilderung dieses reichen Landstriches, in welcher Karpow die Formen der Erdoberfläche und die Bildung der Erdrinde, der Herausgeber Semenow selbst das Klima und ilJin Flora und Fauna behandelt. In diesem Lande erreichen die europäischen Laubbäume ihre Nordgrenze. So geht die Linde (Tilia parvifolia), wie die der Schwarzerle durch das Nordende des Onegasees, — der Ahorn (Acer platanoides) durch das Südende dieses Sees, während die Eiche (Quercus pedunculata) — bei Sestrorezk, unweit Petersburg, — den Peter dem Grossen gepflanzte Hain, Wälder aber im Gouvernement Pleskow) — und Esche (Fraxinus excelsior) schon bei St. Petersburg ihre Polargrenze finden. Die Nordgrenze der Obstzucht senkt sich von der Insel Walamo in der Nordbäfte des Ladogasees, wo die Mönche vorzügliche Äpfel ziehen, südöstlich durch das Südende des Onegasees unter dem Parallel des Bielo-osero hinab.

Wenngleich die Wälder überall in Rußland im letzten Jahrhundert arg ausgehauen sind (so z. B. sind sie im St. Petersburger Gouvernement von 70 Proz. auf 45 Prosent des Areals geschwunden), so nehmen sie im Seengebiete doch noch 50 Proz. der Gesamtfläche ein. Daher findet sich denn hier noch überall, wenngleich ziemlich selten, das Elentier (Cervus alces); in den Sumpfwäldern des nördlichen Teiles dieses Gebietes (im südlichen aber selten) das Rentier (Cervus tarandus), ferner das Reh (C. capreolus) und, als Waldbewohner, besonders des Nordens, der Luchs (Felis lynx).

Bären, Wölfe, Füchse sind häufig, doch gilt das Fell des mitunter in diesen Gouvernements sich findenden Schwarzfuchses bis zu 60 Rubel, während das des gewöhnlichen Fuchses wie des Marders höchstens 6 Rubel kostet. Eichhörnchen werden im Nordosten des Gouvernements Olonez von den Bauern viel erlagt und ein Jäger erbeutet deren im Winter bis zu 300 Stück, deren Fell 6 bis 7 Rubel das Hundert kostet.

Eine Eigentümlichkeit der Seenregion bildet der Seehund, der in der Nordhälfte des Atlantischen Oceans und im Eismeere zu Hause ist, in Landseen aber im Baikal und Kaspi vorkommt. Phoca vitulina lebt im Finnischen Meerbusen und Phoca annelata im Ladogasee. Wie dieses Wassersäugetier zeugen zwei Meerfische: die Butte (Platessa flexus) und Coltus quadricornis durch ihr Vorkommen in der Nordhälfte des Ladogasees für die vormalige Abtrennung dieses Süßwasserbeckens vom Eismeere (laut Loreus' Hypothese). Der im Gebiete der Ostsee-provinzen bei Hapsal und Reval viel gefangene Küstströmling (Meletta vulgaris) ist in Landseen noch selten, nicht aber die kleinwüchsige Spielart des Herings (Clupea harengus), die als „Strömlige" schon an der Mündung der Narowa in grossen Mengen gefangen wird. Charakteristisch für diese Region sind die lachsartigen Fische, ebenso auch viele karpfenartige.

Die „Historischen Geschicke des Seengebietes und seine Kulturerfolge" sind in dem vorliegenden Werke von Stawrow beschrieben. Von den Resten des Steinzeitalters am Onega-, Ladoga- und Ilmensee handelt der Verfasser hier ebenso wie von der Besiedelung des Landstriches durch die Slaven am Ilmensee und Wolchowfusse und dem Emporkommen von Nowgorod und Pleskow, dann Kiew, endlich von der Herrschaft von Susdal und Moskau.

In dem der Verteilung der Bevölkerung über das Territorium, ihre ethnographische Zusammensetzung, Leben und Kultur gewidmeten Kapitel zeigen W. W. Moratschewski und J. P. Stawrowski, wie die Bevölkerung (gegenwärtig 5 004 000 Köpfe zählend) von der ersten sogen. „Revision" im Jahre 1724 von fünf Menschen auf die Quadratwerst bis zum Jahre 1851 bloß bis zu 7½ auf die Quadratwerst oder kaum um 48 Proz. angewachsen sei, während sie im letztverflossenen halben Jahrhunderte (bis zur jüngsten Zählung von 1897) sich im ganzen Gebiete um 123 Proz. (von 38 Proz. im Gouv. Olonez bis 272 Proz. im Gouv. St. Petersburg) vermehrte. Auf die russische Nationalität entfallen heute 94 Proz., während 6 Proz. (im Mosaner Industriebezirke bloß 3 Proz.) auf die fremden Bezirkschaften (bei uns Karelen, Weps-Tschud), Eiremeisel nebst Sawakot, Ishoren und Wod, weiter Ehsten und Finnen kommen.

Vom ganzen Areal des Seengebietes, das nach Abrechnung der vornehmsten Wasserflächen 293 554 Quadratwerst oder 29 606 367 Dessjatinen beträgt, kommt die größte Fläche auf das Gouv. Olonez (112 822 Quadratwerst) und Nowgorod (104 163), während für das St. Petersburger und Pleskowsche Gouvernement nicht viel mehr als 25 Proz. des Areals des Gebietes übrig bleiben. Davon kommt auf den Hauptbesitzer, die Krone, mehr als 39 Proz. aller Ländereien.

Was den Getreidebau im Seengebiete betrifft, so sind mehr als 75 Proz. dem Winterroggen und Hafer gewidmet, dann 6,8 Proz dem Flachsbau. Im Gouv. Pleskow, wo der Flachsbau die vornehmste Einnahmequelle, besonders der Bauern, bildet, sind mehr als 83 000 Dessjatinen oder 14 Proz. aller Felder mit Flachs bestellt.

Eins der wichtigsten Existenzmittel der Bevölkerung dieses Gebietes der grossen Seen bildet der Fischfang, der, bei der geringsten Ausbeute auf die Dessjatine eines Sees von 2 Pud (179,25 Pud auf den Quadratkilometer), 6½ Mill. Pud Fische ergiebt. Da nun im Gouvernement Olonez ein Siebentel des Gesamtareals auf die Seen entfällt, kommen mehr als 3,7 Mill. Pud oder fast 60 Proz. des Gesamtertrages an Fischen im Seengebiete auf dieses Gouvernement. In der Umgegend von St. Petersburg werden besonders im Dorfe Murino so viel

[1]) Nach „Rußland". Vollständige geographische Beschreibung unseres Vaterlandes (russisch). Hand- und Reisebuch für russische Leute. Unter der Redaktion von B. P. Semenow, St. Petersburg, A. F. Devrient. Band III: Das Seengebiet. 1900, 8°, IX und 456 Seiten mit 119 Textbildern, 37 Diagrammen, Kartogrammen und schematischen Profilen, 7 grossen und 8 kleinen Karten.

Digitized by Google

Krebse gefangen, daß sie, nach Befriedigung des Bedarfes der Hauptstadt, selbst ins Ausland versandt werden. Für Wiederbereitstellung der Fischbevölkerung sorgt eine Fischzuchtstation im Gouvernement Nowgorod.

In der Fabrikindustrie Rußlands nimmt das Seen- oder St. Petersburger Industriegebiet mit seinen 1000 Fabriken und einer Produktion von 280 Mill. Rubeln bei 200000 Arbeitern den dritten Rang ein, da es vom Moskauer Gebiete um das Dreifache, vom Weichselgebiete aber um ein Unbedeutendes übertroffen wird.

A. M. Rykatschew beschreibt die Verbindungswege des Seengebietes. Auf die Betrachtung der im Seengebiete weit ausgebildeten Kanalverbindung, der beschiffbaren, auf diesem Netze von Wasserwegen, wie auf den großen Landseen und auf dem Baltischen Meere können wir hier ebenso wenig eingehen wie auf die Schilderung der von hier ausstrahlenden Eisenbahnen des Reiches. Nicht unerwähnt möchten wir aber lassen, wie schon Peter der Große diese Wasserverbindung auszunutzen verstand, als es ihm galt, an der Mündung der Newa die Schweden zu überfallen und seinem neuzugestatteten Reiche ein Fenster nach Westeuropa durchzubrausen. Um eilig und willig unerwartet vom Weißen Meere eine Heeresabteilung mit Artillerie und zwei Fregatten[*]) mit Benutzung des Wasserweges an den Finnischen Meerbusen hinüberzuwerfen, schlug er sich vom Klosterdorfe Nischtschi zur Stadt Powenez einen Weg durch fast unzugängliche Sümpfe und Wälder, nm dann über den Onegasee, durch den Swirfluß und den Ladogasee an die Newa zu gelangen. Und wenn in unseren Jahrhunderte der Kaiser Nikolaus I. die neue Hauptstadt Petersburg mit dem alten Reichsmittelpunkte Moskau durch eine schnurgerade Chaussee nnd darauf eine Eisenbahn, mit Umgehung des nahegelegenen Nowgorod zu verbinden für nötig fand, so hatte er darin in Peter dem Großen einen Vorgänger, wie man ja beim Bau dieser Kunststraßen auf weiten Strecken auf den alten, durch die Wälder gehauenen Richtweg stieß.

N. v. Seidlitz.

[*]) Die damaligen Fregatten waren kleine Schiffe von etwa 30 m Länge.

Ein australisches Inselreich Neu-Seeland.

Gegen Ende vorigen Jahres hat auf einen eingehend begründeten Antrag der Regierung das Parlament von Neu-Seeland mit 37 gegen 4 Stimmen den Beschluß gefaßt, die Cook-Inseln und zwar speciell die Inseln Atiu, Mangaia, Barotonga, Aitutaki, Mitiaro, Manki und Rarotonga (Manua), sowie ferner die folgenden Inseln und Inselgruppen als die Savage-Gruppe (Nine), Pukapuka (Danger), Rakaanga, Manniki und Penrhyn (Tongareva) in das Staatsgebiet von Neu-Seeland aufzunehmen in gleicher Weise, wie solches 1887 bezüglich der Kermadec-Inseln geschehen ist. Bei dieser Einverleibung sind den Arikis, den Stammeshäuptlingen der verschiedenen Inseln, gewisse Zugeständnisse gemacht, so bezüglich des schon in Privatbesitz befindlichen Grundeigentums, bezüglich der abgesonderten Ländereien und deren eventueller Verteilung, bezüglich des Kronlandes, bezüglich einer Vertretung im Parlament von Neu-Seeland u. s. w. Durch die Annektierung dieser Inseln, welche im wesentlichen die allgemeiner als Cook- oder Hervey-Inseln, Savage-Inseln, Manniki oder Penrhyn-Inseln und Tokelau- oder Unions-Inseln (östliche Hälfte) bezeichneten Inselgruppen umfassen, hat Neu-Seeland seine Grenzen bis gegen den Äquator zu ausgedehnt und es schließt sich mit seiner neuen Gebietssphäre westlich an den französischen Besitz der Marquesas-Inseln, der Pamnotu-Inseln, der Gesellschafts-Inseln und der Tabuai- oder Austral-Inseln an. Diese Gebietserweiterung Neu-Seelands ist aber nicht nur an und für sich von Interesse, sondern sie gewinnt an solchen noch wesentlich dadurch, daß sie sich offenbar nur als eine Anfangshandlung aus einem größer angelegten Erweiterungsplan darstellt. Dieser weiter ausschauende Plan geht aus der Einbringung und Begründung der jetzigen Annexion, wie solche seitens der Regierung von Neu-Seeland beim Parlament geschehen, mit Deutlichkeit hervor. Vorweg wird betont, wie mit der Zeit Neu-Seeland sich zu einem stärkeren, in sich abgeschlossenen Gebiet über die jetzigen Grenzen hinaus entwickeln müsse. Dann wird im speciellen berührt, wie man sich im eigenen Interesse zu den Verwaltungs- und Organisationsbestrebungen auf den Fidschi-Inseln zu stellen habe, und endlich wird erst die jetzt vorzunehmende Annexion des näheren begründet. Charakteristisch ist gerade die Hinweisung der Fidschi-Inseln, bei welcher ziemlich klar durchschimmert, daß man die Fidschi-Inseln als ein bald in Frage kommendes wichtiges Objekt für weitere Annexionen betrachtet. Nicht zu verkennen ist dabei, daß für alle weiteren Pläne Neu-Seelands die Fidschi-Inseln von der vorwiegendsten Bedeutung sein müssen, da sie ja an Ansdehnung, Bevölkerung und Entwickelung unter den nmliegenden Inselgruppen sich am meisten auszeichnen. Der Anmeldung der Fidschi-Inseln werden sich aber wegen der in Frage kommenden anderen Interessen größere Schwierigkeiten als bei den anderen Gruppen entgegenstellen. Dort ist vorwiegend Industrie, Handel und Kapital der festländischen Kolonien Australiens beteiligt, wie Kolonien durch ihre zum 1. Januar 1901 erfolgte Vereinigung als Australischer Staatenbund, Commonwealth of Australia, in ihrem Gesamteinfluß stärker und mächtiger geworden sind, speciell dem isolirt daneben stehenden Neu-Seeland gegenüber. Die geographische Lage ist andererseits einem Anschluß an letzteres etwas günstiger, auch wird man erwarten können, daß Neu-Seeland, dessen Regierung sich von je durch Eifer und Thatkraft auszeichnete, mit ganz besonderer Festigkeit und Stetigkeit den wohlberlegten, bedeutungsvollen Erweiterungsplan zur Durchführung zu bringen suchen wird und daß dem vielleicht ein Erfolg nicht fehlen dürfte. Ist die Angliederung der Fidschi-Inseln an Neu-Seeland aber zur Thatsache geworden, so werden die weiteren dort unter englischer Botmäßigkeit stehenden Inselgruppen zweifellos, ohne erhebliche Hindernisse zu bieten folgen. Bei den Tonga-Inseln, welche nach dem deutsch-englischen Samoa-Vertrage vom 14. November 1899 der englischen Interessensphäre zuerkannt sind, scheint dieses schon durch die Lage zwischen Savage- und Fidschi-Inseln ohne weiteres geboten. Der dort zur Zeit noch herrschende König George II. wird kaum ein Hindernis bilden; ein Beispiel, wie derartige eingeborene Herrscher zur Ruhe gesetzt werden, haben wir ja bei Tukumbou, dem früheren Beherrscher der Fidschi-Inseln, in ähnlicher Weise treffe aber auch für die nördlich belegenen Inseln, für die Ellice-Inseln, die westliche Hälfte der Tokelau-Inseln, die Gilbert-Inseln, die Phönix-Inseln und die weiteren einzelnen Inseln, eine Angliederung an das neu-seeländische Inselreich nach der geographischen Lage als das Sachgemäßeste sich darstellen. Die Neu-Hebriden, in welchen sich zur Zeit der englische und der französische Einfluß noch unvermittelt gegenüberstehen, werden voraussichtlich dauernd unbesucht doch wohl einmal zwischen jenen beiden Staaten zur Aufteilung kommen; je nach der Lage der englischen Übersiedlung würde auch für diese eventuell eine Zuliegung zu Neu-Seeland zu erfolgen haben. Sind alle diese Angliederungen vollzogen, so ist der weitgehende Plan Neu-Seelands erfüllt, das große Inselreich gebildet. Es würde sich dieses als in sich abgeschlossenes Gebiet — nur die Samoa-Inseln und einzelne französische Inseln wie Fortuna, Ures, Aloti würden als fremder Besitz mit ausschließen sein — von der südlichen Polarregion bis über den Äquator hinaus in der Breite etwa nördlich vom 155. Grade westlicher Länge bis zum 170. Grade östlicher Länge, südlich bis zum 160. Grade östlicher Länge ausdehnen; im Westen würden das australische Festland und der französische Besitz (Loyalty-Inseln), im Nordwesten der deutsche Besitz (Marshall-Inseln), im Norden die Hawaii-Gruppe der Vereinigten Staaten und im Osten wiederum, wie schon hervorgehoben, der französische Besitz die Grenzen bilden. Dieses umfassende Inselreich würde dann unter der Leitung Neu-Seelands durch übereinstimmendere insulare Interessen zusammengehalten werden; durch seine Ausdehnung würde es vollauf Bedeutung genug haben, um sich seine Selbständigkeit neben dem großen Staatenbunde des australischen Festlandes zu wahren. Der Plan der Bildung eines größeren australischen Inselreiches wird für Neu-Seeland mit ein ausschlaggebender Grund dafür gewesen sein, dem Commonwealth of Australia nicht beizutreten, und es wird nicht zu verkennen sein, daß die Stellung, welche sich Neu-Seeland in dem großen Inselreiche schaffen kann, eine weit einflußreichere und mächtigere sein wird als die, welche es in dem Commonwealth neben den festländischen Kolonieen und Tasmania hätte einnehmen können. Schließlich dürfte es aber auch unter den gegebenen Verhältnissen und bei den immerhin verschiedenen eventuell entgegengesetzten in Frage kommenden Interessen als sachlich nicht ungerechtfertigt betrachtet werden können, wenn sich für den großen australischen Besitz Englands eine Spaltung in zwei Teile, einen festländischen, Commonwealth of Australia, und einen insularen, Inselreich Neu-Seeland, vollziehen würde.

Dr. F. W. R. Zimmermann.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Christiania. Der Polarfahrer Walter Wellman ist Anfang April in Norwegen eingetroffen, um die letzten Vorbereitungen für seine Forschungsfahrt nach dem nördlichen Eismeere zu treffen. Wellman hat für seine diesjährige Expedition (die dritte unter seiner Leitung) das Fangschiff „Magdalena“ in Larvig erworben. Die Abreise wird in der ersten oder zweiten Juniwoche stattfinden. In Tromsö und Archangel wird eine größere Zahl von Polarhunden an Bord gelangen. Die „Magdalena“ setzt den Kurs direkt auf Franz Josephs-Land, woselbst man Mitte Juli einzutreffen hofft. Topographische Forschungen scheinen diesmal nicht in erster Linie in Wellmans Plan zu liegen, da er unmittelbar nach erfolgter Ankunft auf Franz Josephs-Land bezw. nach Einrichtung der Winterstation den Weitermarsch gegen Norden mit Skiern und Hunden anzutreten gedenkt. Die „Magdalena“ geht alsdann nach Tromsö zurück. Im Frühjahr 1902, sobald die Treibeisverhältnisse ein Vordringen gegen Norden gestatten, wird das Expeditionsfahrzeug wieder bis zur Wellmanschen Station vorzudringen versuchen. Die Gesamtdauer der Forschungsfahrt ist solchergestalt auf einen ziemlich knappen Zeitraum berechnet. Wellman hält es für überflüssig, mehr als für 16 Monate Proviant mitzunehmen. An der Überwinterung werden voraussichtlich insgesamt 16 Personen teilnehmen, darunter sehr erfahrene Eismeerleute und Waljäger norwegischer Nationalität; die nautische Führung ist dem Polarfahrer Kapitän Jakobsen-Tjoensee übertragen worden. In skandinavischen Kreisen rechnet man mit der Möglichkeit, daß die „Magdalena“ auf ihrer Hinreise auf allfällige Spuren der deutschen Expedition des Kapitänleutnants Bauendahl stoßen könne, wofern letzterer von seinem anfänglichen Plane, die furchtbare Polarnacht inmitten der arktischen Eiswüste zu verbringen — ein Plan, der mit seinem sicheren Untergange gleichbedeutend wäre — im entscheidenden Augenblicke Abstand genommen und die mühselige Überwinterung auf dem nördlichen Spitzbergen bezw. einer Insel des Nordost-Archipels vorgezogen hat. Bauendahls „Matador“ wurde bekanntlich am 7. September v. J. in der Nähe des Südkaps (76° 58' nördl. Br. und 13° 2' östl. L.) gepreßt. Seitdem fehlt jede weitere Nachricht. E. V.

— Das Königsgrab von Seddin. Zum 25jährigen Bestehen des Märkischen Provinzialmuseums (1874 bis 1899) ist jetzt von der Museumsdirektion eine reich mit Lichtdrucken ausgestattete Festschrift veröffentlicht worden, welche die Geschichte des Museums uns vorführt, und in einem Anhange, verfaßt von Geh. Rat E. Friedel, die Ausgrabung des Königsgrabes von Seddin in der Westprignitz schildert, dessen Inhalt beschrieben und abgebildet wird. Zwar ist die Aufsehen erregende Ausgrabung schon im September 1899 erfolgt und darüber wiederholt berichtet worden, aber erst die hier mitgeteilte (immer noch vorläufige) Beschreibung führt uns die merkwürdigen Funde des Grabes im Bilde vor. Es handelt sich um den größten erhaltenen und noch unberührten Grabhügel Deutschlands, der 300 Schritte Umfang und 11 m Höhe hat. In ihm befand sich die neunecklige Steinkammer von 1,64 m Höhe, deren Sohle 1,65 × 1,70 m mißt. Die gewaltigen Findlingsblöcke, die kuppelförmig das Grab schließen, sind mit Lehm, Putz und mennigroter Masse überzogen, was anderweitig noch nicht beobachtet wurde, und abgesehen von den Beigaben schon darauf deutet, daß wir es mit einer hervorragenden Person, mit einem „König“ zu thun haben, der hier bestattet wurde. Der aus Feldsteinen, Sand, Lehm und Grand über dem im Mittelpunkte gelegenen Steinkammergrabe aufgeworfene Hügel hat etwa 30000 kbm Inhalt. — Das Grab gehört zweifellos in die Hallstattzeit, ist 2500 bis 3000 Jahre alt und seit seiner Errichtung nicht eröffnet worden. Von ihm ging seit alter Zeit die Sage, drinnen liege ein König in einem dreifachen Sarge begraben, und merkwürdigerweise hat sich diese Sage bewahrheitet; die Überlieferung von dem feuerbestatteten germanischen Volkskönige hat sich also durch Jahrtausende, durch die germanische, slavische und deutsche Zeit hindurch erhalten. Den „dreifachen“ Sarg bestätigt zunächst das Steingewölbe (erster Sarg), dann eine riesige Thonurne (zweiter Sarg) und in derselben die eigentliche Bestattungsurne aus Goldbronze (dritter Sarg), worin die Leichenbrandreste des „Königs“, eines kräftigen Mannes zwischen 30 bis 40 Jahren, lagen. Dieses schöne, gedeckelte Gefäß ist getrieben und mit zahlreichen Buckelchen versehen. Rand und Fuß sind geschickt angenietet. An Beigaben, welche die Zeitbestimmung ermöglichen, sind zu erwähnen ein Bronzeschwert, gegossene und getriebene Bronzeschalen, Rabeld mit Schmelzperlen und Bronzeröhrchen, Bronzenippzange, Bronzemesser, zwei eiserne Nadeln, für jene Zeit noch Seltenheiten, Bronzeringe, verschiedenes bronzenes Kleingerät.

— Bonin über seine zweite centralasiatische Reise. Im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums begab sich Bonin 1898 nach Schanghai, um eine Durchquerung Asiens zu versuchen. Er ging zunächst den Yangtsekiang aufwärts nach Szetschwan, konnte von dort aus jedoch nicht in Tibet eindringen und reiste dann über Schanghai nach Peking, um auf einer nördlicheren Route sein Vorhaben auszuführen. Diesmal gelang es. Bonin verließ im April 1899 Peking, wanderte westwärts nach Hokou am nordöstlichen Knie des Hoangho und befuhr den Fluß bis nach Alaschan. Von Ningheia ging die Reise über Liang und Sining zum Kuku-Nor, dann nach Kantschou und zur Oase Sutschu (Tunghwan), hierauf am Nordfuße des Altyntag entlang zum Lop-Nor und den Tarim abwärts nach Karaschar. Über Kuldscha und Russisch-Centralasien erreichte er vor etwa Jahresfrist die Heimat. Aus seinem Februar und März d. J. in „La Géographie“ erstatteten Bericht geht hervor, daß Bonin, der mit den Ergebnissen seiner Vorgänger wohl vertraut war, fast überall deren Aufnahmen und sonstige Forschungen hat ergänzen können, daß seine Routen zum Teil aber auch neu sind. Eine gute, vom Strom aus aufgenommene Karte des nutzlosen Hoangho lag bisher nicht vor; Bonin hat sie geleistet. Neu ist Bonins Route von Ningheia durch die südliche Alaschanwüste nach Liang; sie verläuft südlich der Route Kasnakoffs von 1900. Größtenteils neu sind auch seine Wege von Liang über die nordkukunorischen Gebirge nach Sining und in der Umgegend von Sutschu, während die Straße von Sutschu zum Lop-Nor bisher nur aus den ungenauen Aufnahmen Littledales (1893) bekannt war. Neu ist endlich auch Bonins Route von Karaschar über den Tienschan nach Urumtschi, die ihn übrigens zu dem Ergebnis führte, daß der von Grum Grschimaïlo östlich von Urumtschi gesichtete Bogdoola bei weitem nicht die Höhe von 6000 m haben könne, die der russische Forscher ihm gegeben. — Von historisch-geographischem Interesse ist ein Entdeckung Bonins in der Wüste westlich von Tunghwan (Sutschu). Er fand dort nämlich, wie schon früher im Globus angedeutet, die Spuren einer alten, heute verlassenen und auch fast vergessenen Handelsstraße, die er für die Fortsetzung der Kaiserstraße von Kansu hält. Ebenso wie diese zeigt sie in Entfernungen von je 5 Li 10 m hohe Türme, von denen die meisten allerdings zusammengefallen sind, während die sie einst verbindende Mauer, die wesentlich nur zum Schutze gegen die Sandstürme errichtet war, überhaupt verschwunden ist (sie war sehr leicht gebaut). Außerdem fand dort Bonin Reste von Befestigungswerken. Marco Polo war diese Straße gezogen und hatte sie erwähnt; doch war es bisher nicht gelungen, sie aufzufinden. Man vermutete sie in dem Wege, den Littledale und jetzt auch Bonin verfolgt hatte — wie Bonin meint, jedoch mit Unrecht, da dieser Weg niemals für Karren und Kamele benutzbar gewesen sein könne. Jene von Bonin entdeckte Straße ist zur Zeit der Handynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) angelegt und führte von Westasien über Baktrien, die Pamir, Ostturkestan und Kansu nach China. — Bonins Bericht enthält viele interessante Einzelheiten; die Karte ist jedoch nur eine ganz dürftige vorläufige Skizze.

— Von Belang ist eine auf dem Kiewer russischen archäologischen Kongresse 1899 gemachte Mitteilung von Prof. N. J. Wesselowski: Über gleichzeitig gefundene Steinwerkzeuge und Altertümer aus der römischen Zeit. Der Vortragende berichtet, daß er in zwei Fällen in den Kurgany des Gebietes von Kuban (Mariupol) gleichzeitig mit Steinbeilen Gegenstände gefunden habe, die in die römische Zeit, d. h. in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, hinein gehören. Im ersten Falle (aufgedeckt 1897) war in einem Kurgan bei der Station Jaroslawskaja ein Krieger bestattet mit eisernem Panzer und eisernem Helm, der an der Stirnfläche mit Gold — gefügetem Drachen — verziert war. An der Schulter lag ein polierter Steinbeil und eine lange eiserne Stange, die bis zu den Füßen reichte.

In dieser Zeit deckte der Vortragende einen Kurgan in der Nähe des Aul Chatschukajewo auf und fand darin ein

Digitized by Google

weibliches Grab: der Schmuck des Skeletts bestand aus einer goldenen Nadel mit Anhängseln, goldenem Halsringe, goldener Fibel, die einen Greifen darstellte, und zahlreichen Glas- und anderen Perlen, goldenen Verzierungen der Gewänder; daneben ein skythischer kupferner Kessel und ein anderes kupfernes Gefäß — alles dies deutet auf die römische Epoche. An dieser Stelle lag auch ein polierter geschärfter Steinbeil. Der Vortragende glaubt die Steinbeile als Amulette deuten zu müssen — man hat doch auch anderswo, z. B. in Etrurien, Feuerstein-Pfeilspitzen in Goldschalen gefaßt, gefunden; bei solchen Befunden dürfen doch die Pfeilspitzen auch wohl als Amulette aufgefaßt werden. L. St.

— Johits geographische Arbeiten im Congo Français. Anfang 1899 wurde der Congo Français in Gesellschaftskonzessionen eingeteilt und der Kommandant Gendron damit beauftragt, die Grundlagen für die Abgrenzung dieser Konzessionsgebiete zu schaffen. Hierzu sollte Libreville mit Brazzaville durch eine Dreieckskette verbunden werden. Gendron teilte seinen Stab in zwei Brigaden, die, getrennt von jenen beiden Punkten vorgehend, sich an der Alima vereinigen sollten. Die unter Gendron arbeitende Brazzaville-Brigade mußte indessen ihre Thätigkeit bald einstellen, weil die Offiziere zur Unterstützung Gentils gebraucht wurden, während die andere Abteilung, an deren Spitze Leutnant Jobit stand, ihre Aufgabe löste. Das Ergebnis war eine auf astronomische Ortsbestimmungen gestützte Aufnahme in 1:20000, von der Jobit im Märzheft von „La Géographie“ einen Auszug in 1:2 Millionen mitteilt. Die Karte bringt bisher wenig bekanntes Gebiet zur Anschauung, aus dem nur einige Routen von de Brazza, Minon und Lamy vorlagen. Jobit ging 1898/1900 den von Südosten mündenden Ngunie bis 2° südl. Br. hinauf, dann über die Gebirgsketten nach Franceville am Ogowe und zur Alima; außerdem durchquerte Leutnant Demars auf einem südlicheren Wege das Gebiet zwischen dem Ngunie und Franceville, während Leutnant Loeffler südwärts bis zum 3. Breitengrad ausbog und dann von Südwesten her die Alima erreichte. Über die Verkehrsverhältnisse wissen die Offiziere nicht viel Günstiges zu berichten. Die Flüsse, darunter auch der Ngunie, wären zwar streckenweise benutzbar, aber dazu sind Verbesserungen nötig. Loeffler meint, daß auf seiner Route, die in verhältnismäßig ebenem Gelände verläuft, eine Eisenbahn wohl gebaut werden könne; aber darauf wird sich wohl niemand einlassen; hat sich doch die Regierung auch zu den bescheidensten Wegeanlagen bisher nicht zu entschließen vermocht. Die Entwickelung des Ogowegebietes stockt überhaupt völlig, weil man diesen Teil der Kolonie vernachlässigt. Der Verkehr geht über die Kongobahn nach dem Innern, und die Franzosen können nicht einmal behaupten, daß sie die Herren im Lande wären; die Station Franceville z. B. ist gänzlich verlassen.

— Von der großen religiösen Messe, die im Januar 1901 zu Allahabad abgehalten wurde und unter der Bezeichnung Magh Mela bekannt ist, liegen einige neue Augenblicksaufnahmen vor, von denen hier die heilige Einfriedigung, gefüllt mit mohammedanischen Pilgern, wiedergegeben ist. Die Messe von Allahabad wird auf dem sanskritischen Jahrmärkte bieten, selbst der Phonograph fehlt nicht. Die Zahl der Pilger, Bettler, Kranken, Fakirs, Händler und Landstreicher, die dann zusammenströmen, ist eine ungeheure, und man spricht von einer Million und mehr. Ich übergehe die verschiedenen Seltenswürdigkeiten der Messe und mache nur auf den großartigen Eindruck aufmerksam

Mohammedanische Pilger in der heiligen Einfriedigung während der Messe von Allahabad.
Nach einer Photographie von T. A. Rust.

digen Ufer abgehalten, wo die beiden heiligen Ströme Ganges und Dschamna sich vereinigen. Es ist eine trocken liegende Strecke von etwa 3 km Länge und 2 km Breite, die dann völlig mit flüchtig aufgebauten Hütten aus Schilf und Gras für die Pilgrime besetzt ist, mit einer Hauptstraße, in der die Schaubuden der mannigfachsten Art, Verkaufstände, Plattformen für Prediger und Altäre aneinandergereiht sind. Die Standgelder für die Buden sind sehr hoch, und man kann hier fast alles neben indischen Dingen sehen, was auch die weichen das dabei stattfindende „Idul-fita“ oder die Idfestlichkeit macht, welche am Schlusse des Ramadan hier von den Mohammedanern gefeiert wird. Die heilige Einfriedigung ist dann von den weißgekleideten Pilgern so dicht gefüllt, daß ein weiterer Zudrang nicht mehr möglich ist, und oft tausend und mehr Gläubige außerhalb der Einschließungsmauer stehen bleiben müssen. Nachdem der Gottesdienst unter freiem Himmel vorüber, folgen die üblichen Belustigungen, die den Schluß des Ramadan kennzeichnen. Ch. Bertram.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 18. BRAUNSCHWEIG 9. Mai 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

G. Schwalbes neue Untersuchung des Neanderthal-Schädels.

Von F. v. Luschan.

Das Schädeldach aus dem Neanderthale bei Düsseldorf, das vor nun schon fast einem halben Jahrhundert einen so mächtigen Anstoß zur Entwickelung der Anthropologie abgegeben hatte, ist in Deutschland seit vielen Jahren sehr in den Hintergrund der Betrachtung getreten. Es war als pathologisch erklärt worden und schien damit aus dem Kreise der für die vergleichende Rassenkunde wichtigen Schädel für immer ausgeschlossen zu sein.

Auch ich selbst hatte mich 1873[1]), auf die Autorität von Virchow und zum Teil auf von mir mißverstandene Angaben desselben fußend, in diesem Sinne ausgesprochen und später auch in meinem Kolleg dem Neanderthaler nur mehr eine historische Bedeutung zuerkannt. Seit aber Fraipont uns mit den Skeletten von Spy bekannt gemacht hat, schien die ursprüngliche Auffassung des Schädeldaches wieder an Boden zu gewinnen. Jedenfalls war es klar, daß der Neanderthaler eine sehr große Ähnlichkeit mit den beiden Spy-Schädeln hat.

In den letzten Jahren hat nun Dubois' javanischer Pithecanthropus von neuem die Aufmerksamkeit vieler Forscher auf den alten Neanderthaler gelenkt, und besonders G. Schwalbe in Straßburg hat schon 1899 in seiner „Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie“ auf die Verwandtschaft zwischen den beiden Schädeldächern hingewiesen. Nun hat er neuerdings in den „Bonner Jahrbüchern“ (Nr. 106) eine größere Abhandlung über den Neanderthal-Schädel veröffentlicht, die sich auf eine genaue Untersuchung des Originals stützt, das lange Zeit so gut wie unzugänglich gewesen war.

Für alle Einzelheiten muß hier auf die Arbeit selbst verwiesen werden, die wahrscheinlich zum Ausgangspunkt vieler neuer Untersuchungen werden wird. Inzwischen genügt es, hier nur im allgemeinen auf diese neue Arbeit hinzuweisen, die vor allen auf die außerordentlich geringe Höhe des Schädels Wert legt. Zwar ist ja nur das Schädeldach erhalten, und es ist nicht möglich, die ganze Höhe (Basion-Bregma) zu messen, aber das Bruchstück ist doch so weit vollständig, daß man mit Sicherheit eine auf der Sagittal-Ebene senkrechte Ebene in der Richtung der größten Schädellänge konstruieren kann. Ebenso kann man natürlich in die Profilansicht die Linie dieser größten Länge ohne weiteres einzeichnen und von ihr aus dann die senkrechte Höhe der Calotte messen. Vergleicht man diese Calottenhöhe mit der Basallänge, d. h. mit der größten Länge des Schädels zwischen Glabella und Inion, so ergiebt sich ein Calottenhöhenindex von 40,4, d. h. die Calottenhöhe beträgt nur 40,4 Proz. der größten Schädellänge. Bei den beiden Spy-Schädeln ist dieser Index 40,9 und 44,3, beim Pithecanthropus 34,2, beim recenten Menschen aber niemals niedriger als 52. Auch der 1873 von mir beschriebene „neanderthaloide“ Ungarschädel hat einen Calottenhöhenindex von 52, ist also vom Neanderthaler durch mehr als 11 Indiceseinheiten getrennt, obwohl er ihm sonst in vielen Eigenschaften sehr nahe steht und, wenn meine damalige Zeichnung richtig ist, auch durch eine ganz ungewöhnliche und nahezu bestialische Phaenozygie ausgezeichnet ist.

In ähnlicher Weise zeigt Schwalbe auch sonst eine Reihe von Eigenschaften an dem Neanderthal-Schädel, die ihn durch eine weite Kluft von allen recenten menschlichen Schädeln getrennt erscheinen lassen. In diesen Merkmalen steht das Bruchstück also mehr oder weniger weit außerhalb der Variationsbreite des Menschen. Der Neanderthal-Schädel gehört also „einer Form an, die vom recenten Menschen specifisch, vielleicht sogar generisch verschieden ist“. Zu dieser Form gehören jedenfalls die beiden Schädel von Spy und vielleicht einer der von Makowsky beschriebenen Schädel aus Mähren, keinesfalls der Schädel von Egisheim und keinesfalls das Kannstätter Bruchstück.

Ich glaube nicht, daß es möglich sein wird, gegen diese Ausführungen Schwalbes ernsthaften Widerspruch zu erheben; ich persönlich schließe mich ihnen in allen wesentlichen Punkten an. Hingegen halte ich es für durchaus notwendig, nun gerade erst recht die chamaecephalen Friesen ins Auge zu fassen, auf deren Verwandtschaft mit dem Neanderthaler Virchow schon 1876 hingewiesen hat. Das Vorkommen so ganz auffallend niederer moderner Schädel in der nächsten Nähe des Fundortes des durch seine ganz besonders geringe Höhe ausgezeichneten Neanderthal-Schädels kann kaum auf einem Zufalle beruhen. Aber erst wenn wir größere Serien von modernen friesischen Schädeln gesammelt und zu wissenschaftlicher Untersuchung bereitgestellt haben, wird es möglich sein, der Frage näher zu treten und die Art des Zusammenhanges zu ergründen.

[1]) „Die Funde von Brüx“ und „Ein neanderthaloider Ungarschädel“, zwei Abhandlungen in den Mitt. d. anthrop. Gesellsch. in Wien, Bd. 3.

Digitized by Google

Eine Besteigung des Vulkans Kaba auf Sumatra.

Von Dr. B. Hagen.

III. (Schluſs.)

Wie soll man die Entstehung dieser gewaltigen, in einem regelmäſsigen Dreieck auf dem Steinwall ringsum den verstopften Centralkrater angeordneten sonderbaren Löcher erklären? Ich glaube, dies dürfte selbst dem Fachmanne Schwierigkeiten bieten, um wie viel mehr mir, dem Laien. Sind sie durch Einsturz, Dampfeinschmelzung oder durch Explosion zu stande gekommen? Denn an Eruptionsöffnungen in gewöhnlichem Sinne ist bei diesen brunnenartigen, scharf und glatt wie mit der Schere ausgeschnittenen Löchern wohl nicht zu denken. Es liegt ja am nächsten, Explosionslöcher anzunehmen, und ich gestehe, dies war auch der erste, unmittelbare Eindruck, den ich empfing. Es wäre denkbar, daſs die nach Verstopfung des Centralkraters, der den Ringwall aufgeschüttet hatte, sich langsam ansammelnden Gase und Dämpfe sich in drei anseinanderfahrenden Strahlen einen Ausweg bahnten und explosionsartig den Inhalt der Schachte in die Luft bliesen, wie die Kugel aus dem Laufe getrieben wird. Warum münden dann aber skutschs drei Löcher gerade auf dem Kamme des Ringwalles? Befand sich dort die Stelle des geringsten Widerstandes? Es ist das nicht so ganz unwahrscheinlich; denn der Ringwall ist jedenfalls nur ganz lose aus Geröll aufgeschüttet, und da er den gröſsten Teil des durch den feinen Sand fest zugeschlämmten Bodens des alten (Einsturz- oder Einschmelzungs-) Kraters einnimmt, so blieb nach Verstopfung des centralen Schlundes den wieder hochgespannten Dämpfen eigentlich kein anderer Weg übrig.

Anderseits könnte man, anstatt an eine einmalige gewaltsame Explosion, wieder an eine lokale Einschmelzung durch die heiſsen Dampfstrahlen denken und der zuerst benachte Schacht, welcher noch schwach raucht und dessen Umgebung in geringer Tiefe noch glühend heiſs ist, würde dafür sprechen, ebenso der zermürbte Felsblock und die Dampfhöhle an dessen Fuſse, die zweifellos einmal zu einem solchen kaminartigen Loche einschmelzen wird. Ich meine jedoch, auf diesem langsamen Wege müſsten sich eigentlich die Ecken und Kanten mehr abgeschliffen haben und die Brüche und hervorstehenden Gesteinsbrocken nicht mehr so scharfzackig sein, wie sie es thatsächlich sind.

Gegen plötzlichen, einmaligen Einsturz spricht meines Erachtens der geringe Umfang dieser Löcher.

Gegen alle diese drei Annahmen aber scheint der vorhin erwähnte merkwürdige, horizontal nach dem Innern führende Gang zu sprechen, welcher in einem rechten Winkel scharf in den Südschacht einmündet.

Ich will mich als Laie, der es als seine Hauptaufgabe erkennt, die gesehenen Verhältnisse in Wort und Bild getreu wiederzugeben, gerne bescheiden, wenn die eben vorgetragenen Verruntungen durch Fachgelehrte berichtigt werden; ich glaubte jedoch mit denselben, als unmittelbarer Anschauung entsprungen, nicht hinterm Berge halten zu sollen.

Die Entstehung dieser Löcher, zweifellos der jüngsten Gebilde im Verbeekkrater, ist jedenfalls in die Zeit des Ausbruches vor dem Besuche Verbeeks zu setzen; denn dieser Forscher sah den ganzen Kraterkessel voll Dampf, der aus „verschiedenen Öffnungen mit lautem Zischen hervorbrach", so daſs er von dem Boden und seinen Details nichts wahrnehmen konnte. Nur vermeinte er einigemal, wenn der Wind gerade die Dämpfe etwas auseinandergetrieben, eine Wasserlache auf dem Grunde zu sehen. Die Centralkrateröffnung war also damals schon verstopft und es ist mir nicht zweifelhaft, daſs die durch Verbeek wahrgenommenen Dampfstrahlen aus den drei Löchern hervorkamen. Auch Forbes wagte noch 1881 nicht, in den Verbeekkrater hinabzusteigen, weil, als er den Boden betrat, derselbe verräterisch unter seinen Füſsen nachgab. „Mit seinen häſslichen Spalten und Löchern", sagt er, „und den grofsen, drohend in allen Richtungen übereinander gebäuften Felsblöcken, aus deren Zwischenräumen Dampf und stinkende Gase aufstiegen, war er gar nicht einladend." Da Forbes in seiner etwas, wie man sieht, phantastischen und den thatsächlichen Verhältnissen nicht ganz entsprechenden Beschreibung ausdrücklich von „stinkenden" Gasen spricht, so sehe ich mich veranlaſst, hier nochmals zu betonen, daſs ich im ganzen Verbeekkrater und im Gegensatz zu den beiden anderen nirgends Schwefel- oder sonstige Niederschläge wahrgenommen habe, auch auf dem Boden der beiden von mir inspizierten Schachte nicht, und daſs die Dämpfe, welche heute nur noch an der Ostwand bemerklich sind, jeglichen Geruches entbehren.

Nachdem wir den Ringwall hinabgestiegen waren, gelangten wir über den alten, jetzt eine kleine Ebene aus reinem Sande bildenden Kraterboden an den Fuſs der Scheidewand, die jäh und steil wie eine Mauer in den Verbeekkrater abfiel, an der Biringseite jedoch zu meiner Frende sich wirklich über eine hohe und sehr steile Schuttwand hinweg, aus der grofse Felstrümmer hervorragten, besteigbar erwies. Nach einer kleinen Stunde angestrengten Kletterns standen wir oben auf dem messerscharfen Grat und blickten über rechts unmittelbar in den Verbeek-, links in den Kabakrater hinab, auf dessen Sohle wir über eine anfänglich auſserordentlich steile, späterhin aber flache und nur wenig geneigte Aschenlehne hinuntereilten. Ich kann diesen Weg allen künftigen Besuchern der Krater, die wegen ihrer Grofsartigkeit wirklich mehr gekannt zu werden verdienen, aufs angelegentlichste als nahezu völlig gefahrlos und die wenigsten Anforderungen an Kletterfähigkeit und Schwindelfreiheit stellend, empfehlen. Nur die Schuttbalde des Biring ist so steil, daſs man, oben stehend, ihren Fuſs nicht erblicken kann; ein Straucheln oder Fall hier könnte verhängnisvoll werden. Und das Schicksal wollte, daſs ich gerade hier meinen einzigen Fall that auf dem ganzen Ausflug und mich sogar ziemlich stark am Knie beschädigte; ich konnte mich aber glücklich noch zwischen zwei Felsblöcken festklemmen.

Die Ebene des Kabakraters ist fast bis an den Rand des centralen Cirkus sanft geneigt und besteht in ihrer östlichen Abteilung gerade wie die Ostwand des Verbeekkraters aus einem ziemlich lockeren Gemisch von Asche und Sand, das von tiefen Erosionsrissen und -spalten durchzogen war. Bezüglich der weiteren Details verweise ich auf das bereits oben Mitgeteilte, sowie auf die Abb. 1, welche die Sohle des Kabakraters aus der Vogelschau vorstellt. Der centrale Cirkus erwies sich als fast ganz von feinem Sande zugeschlämmt. Ich umging denselben an der Nordseite dicht an seinem Rande und stand bald auf der Zinne seiner etwa 30 m

Digitized by Google

hohen Nordwand (da, wo auf der Abbildung die Dampfsäule aufsteigt bei d), welche sich nach beiden Seiten hin schnell abflachte. Die steile Absturzfläche dieser Nordwand des Centralkraters ist augenblicklich der Schauplatz eines neuerwachten vulkanischen Lebens; grelle gelbleuchtende Schwefelfelder hatten sie inkrustiert und eine Anzahl starker Dampfstrahlen schofs unter lautem Gebrüll aus ihr hervor. Selbst auf das Terrain oberhalb der Wand hatte sich diese vulkanische Aktion ausgedehnt; ich stand am Rande des Absturzes auf einem glühend heifsen, von gelblichen Schwefel- und schneeweifsen Aschenkrusten überzogenen Boden (s. Abb. 1 bei e), der nur sehr vorsichtig zu betreten war, da die dünnen Krusten, welche der Himmel weifs was bedecken mochten, unter dem schreitenden Fufse knisterten und in Rissen und Spalten einbrachen, aus denen sofort heifse Dampfstrahlen emporzischten. Dieses Feld dehnte sich, wie aus der Abbildung ersichtlich, weithin aus, und erst nachdem ich es glücklich überschritten hatte, fiel mir ein, dafs das eigentlich ein recht gewagtes Stückleia von mir gewesen war. Wie leicht hätte ich einbrechen können und dann zweifellos das gleiche schreckliche Schicksal erlitten wie der italienische Graf Vidua de Conzana im Schlammsee von Linu auf Celebes. Meine Eingeborenen mit ihren nackten Füfsen konnten mir nicht folgen, sondern mufsten diese Stellen umgehen.

Hier fand ich auch die Aufklärung, was die früher von oben gesehenen, regelmäfsig um den Rand der centralen Einsenkung wie von Menschenhand in die Erde gesteckten Stangen zu bedeuten hatten, die ich anfänglich mit den malaiischen Schwefelsuchern, die öfters hierher kommen sollen, in Verbindung bringen zu müssen glaubte. Auch zu Opfern und Bittgängen kommen die Eingeborenen manchmal herauf, wovon uns Forbes ein Beispiel erzählt. Es waren aber ganz einfach die Reste einer dem neu erwachten vulkanischen Leben zum Opfer gefallenen Vegetation, die sich in einer längeren Periode der Ruhe bis hier an die Centralkraterwand herangewagt hatte. Überaus dick und mannshoch, manchmal noch mit den gröfseren Ästen, standen hier zahlreiche Stämme tot und aufrecht da, selbst mitten in den heifsen Schwefel- und Aschenkrustenfeldern; viele waren vom Schwefel gelb inkrustiert. Das ganze jetzige Aktionsfeld, vermittelst dessen sich die bereits von den Dämpfen weithin nermürbte Wand immer weiter nach Norden zu gegen den Reting hin einfrifst und einschmilzt, ist also neueren Datums. Verbeek hatte 1876 noch nichts davon wahrgenommen, wie aus den Worten seiner Beschreibung hervorgeht: „In der Mitte des Kraters I findet man eine kleine Wasserpfütze, daneben eine zirkelrunde, kleine Cisterne, worin ein Brei, wahrscheinlich Wasser mit vulkanischem Sand vermengt, in Bewegung gehalten wird durch schwache Dämpfe, die daraus zum Vorschein kommen. Auf diese wenigen Fumarolen beschränkt sich die Thätigkeit dieses ersten Kraters." Forbes dagegen scheint ihn 1881 schon in demselben Zustande gefunden zu haben wie ich, denn er schildert ihn in seiner etwas überschwenglichen Weise wie folgt: „Um den Boden des Westkraters (Kabakraters, d. Verf.) zu erreichen, stiegen wir einen Abhang von etwa 70 Grad hinab, bald mit Händen und Füfsen kletternd, bald auf den Fersen rutschend, und nicht ohne ein unheimliches Gefühl, denn obgleich alles still und ruhig aussah, so hörte man doch fortwährend ein drohendes Geräusch, welches zu- und abnahm, wie die Brandung eines wütenden Meeres an einer Felsenküste. Die ganze Oberfläche war mit einer Schicht schwarzen Sandes und unregelmäfsiger Steine bedeckt, viele von ihnen von bedeutender Gröfse und Schwere, gesplittert und zerspalten durch die Wucht anderer, die darauf gefallen waren. Der Boden war ganz porös und fühlte sich an der Oberfläche unangenehm heifs an, aber in der Tiefe war er glühend genug, um meinen hineingesteckten Spazierstock zu verkohlen; von der ganzen Oberfläche erhoben sich Dämpfe, welche verschieden gefärbte Niederschläge zurückliefsen. An einer Stelle befanden sich einige grofse Kessel in heftigem Kochen, Dampf ausbauchend und brüllend wie eine cyklopische Maschine, deren Brausen von den Wänden widerhallte wie ferne Meeresbrandung; überall Dampf, Sand, Wasser, weifser und schön ehromgelber Schlamm, mit Alaun und Schwefel gefärbt." Nach Umgehung auch des kleineren Halbrundes länge seines Absturzrandes stieg ich endlich die auf etwa 3 m Höhe zusammengeschrumpfte und hier wieder mit lebendem Gehüsch begrünte Wand hinab auf die ebene Sohle des Doppelcirkus. Der kleinere Halbkreis, die Verbeeksche Cisterne, erwies sich noch gefüllt mit dem von ihm erwähnten Schlammbrei, der sich recht warm anfühlte, aber nicht mehr dampfte und auch nicht mehr aufbrodelte. Das von demselben Forscher auf dem Boden des gröfseren Kreises wahrgenommene und in seiner Skizze 21 eingezeichnete „waterplasje" jedoch war bis auf einen schmalen Streifen am Fufse der Aktionswand völlig verschwunden und ich lief auf einem ebenen, trockenen, mit äufserst reinem und feinem Sand bedeckten und recht warmen Boden hin zu der thätigen Stelle. Hier unten am Fufse sah sich das Schauspiel noch viel grofsartiger an als von oben, von Raube. Aus der wie gesagt mindestens 30 m hohen, fast senkrecht abstürzenden und von reinem Schwefel über und über gelb beschlagenen Wand bransten und zischten mit gewaltigem Tosen in Abständen von ein bis mehrere Meter etwa ein Dutzend starker Dampfstrahlen mit grofser Spannung hervor, deren stärkster, fast ganz unten am Fufse der Wand, Schenkeldicke hatte und unter Fauchen und Brüllen und Sausen zehn bis zwölf Fufs hoch in die Luft flog. Zwischen diesen Fumarolen hatte sich in grofsen Klumpen und Haufen wunderschöner krystallinischer Schwefel abgelagert, dessen Farbe von ganz hellgelb bis fenrig-orange (wohl durch Eisenchlorid gefärbt) änderte. Am Fufse der Wand, auf einem schmalen Streifen Sandes, den das vorerwähnte kochende und von Gasblasen aufbrodelnde, dampfausbauchende schmale Wasserband, welches stark nach Schwefel roch, zwischen sich und der Wand übrig liefs, hatte sich sogar ein meterhoher und einen halben Meter dicker, hohler, runder Turm oder Schlot aus ganz reinem, prächtig dunkel-orangefarbenem (durch Eisenchlorid ?) Schwefel gebildet, der aus seiner Öffnung oben ebenfalls glühende Dämpfe in die Lüfte sandte. Zu grofse Annäherung an die ganze Aktionsstelle ward durch die äufserst stechenden schwefligen Dämpfe sämtlicher Fumarolen verhindert, die das Atmen zur Unmöglichkeit machten. Da ich aber um jeden Preis Proben des Schwefels mitnehmen wollte, so sprang ich mit vor die Nase gebundenem Taschentuch und in dem Bewufstsein meiner Fähigkeit, den Atem zwei Minuten lang anhalten zu können, mit einem Satz über das mehr wie meterbreite kochende Wasserband hinüber auf den schmalen, glühend heifsen Sandstreifen, worauf der Schwefelturm stand, sprengte mit ein paar kräftigen Fufstritten einen beträchtlichen Teil desselben los und retirierte dann sofort, um wieder frisch Atem zu schöpfen und die losgesprengten Schwefelstücke, bei deren Anfassen ich mir die Hand tüchtig verbrannt hatte, erst etwas abkühlen zu lassen. Dies Experiment des Hinüberspringens auf den schmalen glühenden Sandstreifen, dessen Tragfähigkeit ich nicht vorher erproben konnte, weil mein Stock nicht hinüberreichte, und mitten zwischen

Digitized by Google

die sausenden und brüllenden Fumarolen hinein, war zwar wieder ein Stücklein, welches ein verständiger Mensch nicht hätte wagen sollen; aber der richtige Naturforscher auf dem Kriegspfade ist eben kein ganz verständiger Mensch mehr, sobald er eine Beute winken sieht. So konnte auch ich mir nicht helfen: ich wollte und mußte meine Schwefelproben haben, namentlich die dunkel-orangefarbenen. Ja, ich kletterte ihretwegen sogar noch ein Stück an der dampfenden und brausenden Wand empor, allerdings unter Verlust von Stiefeln und dem unteren Teil meiner — pardon! — Hosen, aber dafür mit unterschiedlichen Brandblasen an den Fingern. Ich war stolz darauf; sind doch nicht allzu viele Menschen in der Lage gewesen, sich an einem Vulkan die Finger zu verbrennen!

Diese Stelle im großen Kabakrater ist augenblicklich die lebendigste des ganzen Vulkans, da der Verbeek und der Vogelsang ihre Thätigkeit so gut wie eingestellt haben. Verbeek meinte seiner Zeit, daß am Kaba der Eruptionspunkt anscheinend fortwährend nach Ost oder Nordost vorrücke. Der westlichste Teil des Kabasystems, der Bukit Hitam (s. d. Kartenskizze) ist nach ihm der offenbar älteste Teil, der schon lange erloschen ist und von Verbeek schwer bewachsen, von mir jedoch an der Westflanke nur mit spärlichem Buschwerk, ganz wie der Kaba, bestanden gefunden wurde. Ich habe das gelegentlich meiner Weiterreise nach Benkulen, welche mich um den Fuß des Bukit Hitam herumführte, konstatieren können. Auf meiner eigentlichen Kabatour habe ich den Berg gar nicht zu Gesicht bekommen, da er mir stets durch den eigentlichen Kabagipfel verdeckt war. Denn er bildet keinen Ringwall um den Kaba, sondern ist ein selbständiger Berg von ausgesprochen vulkanischer Form, der nur durch einen Sattel mit dem Kaba zusammenhängt und mit diesem einen Zwillingsvulkan bildet.

Vom Bukit Hitam verlegte sich die Aktivität nach dem Kaba, auf dessen Spitze zwischen den drei Gipfeln Biring, Reting und Kaba im Laufe der Zeit der große Einsturzkrater des Kaba entstand. Noch später bildete sich unmittelbar neben und etwas tiefer gelegen als der Kaba, nur durch eine schmale Zwischenwand von ihm getrennt, der Verbeekkrater, den Verbeek 1876 und Forbes 1881 noch im letzten Stadium seiner Thätigkeit trafen, während die große Arena des Kabakraters sich bis an den Rand des centralen, in einen kleinen See verwandelten Eruptionsloches hin mit Busch und halbwüchsigen Bäumen besiedelt. Noch etwas später, nachdem auch der Verbeekkrater sich nahezu ausgetobt hatte, entstand wiederum etwas tiefer und ebenfalls fast direkt neben dem erloschenden ein neuer Feuerherd, der Vogelsang, so daß wir unmittelbar nebeneinander drei große

Profil der Krater des Kaba. 1 : 2250.
a Ringwall. *b* Scheidewand Reting-Biring. *c* Centralkessel.

Krater erblicken, von denen die beiden ersten Zwillingskrater Kaba und Verbeek Einsturzkessel sind, während der Vogelsang ein reiner Eruptionskegel ist, der in seiner jetzigen Gestalt sich wahrscheinlich erst nach 1870 und zwar während des großen Ausbruches 1875 bis 1878 herausgebildet hat. Derselbe war, wie Forbes schreibt, seit 1833 wieder der erste, und bedeckte das ganze Land auf 20 Meilen in der Runde mit vulkanischer Asche. Noch zur Zeit seines Besuches, also 1881, waren die Ufer des Klingiflusses auf 15 Meilen Entfernung so mit schädlichen Stoffen beladen, daß, wenn bei heftigen Regengüssen Stücke desselben einstürzten, die Fische massenhaft abstarben. Die Annahme, daß der Vogelsang erst nach 1870 seinen heutigen Eruptionskegel aufgeschüttet habe, wird wahrscheinlich gemacht durch die Annahme, daß die eingangs erwähnte Beschreibung des Kaba durch Verkerk Pistorius v. J. 1870 keine Meldung von demselben macht, wozu Verbeek mit Recht bemerkt, daß dieser Eruptionspunkt entweder damals noch nicht bestand oder wenigstens nicht arbeitete, da nicht anzunehmen ist, daß ein Besucher des Kaba einen so heftigen Eruptionspunkt übersehen habe. Ich denke, er hatte damals nur seitweilig seine Thätigkeit unterbrochen und war dadurch wie durch seine damalige Kleinheit der Aufmerksamkeit Verkerk Pistorius' entgangen, da in seiner Zeichnung Abb. 1, welche den Kaba von Ost gesehen darstellt, ein kleiner Kegel mit Rauchsäule, der Lage des Vogelsang entsprechend, angegeben ist. Seit 1881 muß er gänzlich erloschen sein, denn auch Forbes erwähnt seiner mit keinem Worte.

Wenn auch der Vogelsang augenblicklich noch ein Erhebungskrater ist, so wird er zweifellos später ebenfalls einmal ansehen wie seine Vorgänger, wenn sein hohler Mantel, von den heißen Wasserdämpfen zermürbt und nicht mehr spannungsfähig, einsehmilzt und in sich zusammenstürzt. Dann werden an der Nordostflanke des Kaba herab drei große Einsturzkrater stufenförmig hinter und unter einander liegen (s. die Profilskizze), wenn nicht inzwischen der jetzt auf seinen Ausgangspunkt im Kabakrater zurückverlegte Aktionsherd in neuen Ausbrüchen eine veränderte Situation zuwege bringt. Diese Zurückverlegung, welche 1876 noch nicht stattgefunden hatte, aber 1881 durch Forbes schon bezeugt wird, wird wohl zeitlich und ursächlich mit dem Erlöschen der beiden Krater Verbeek und Vogelsang in Verbindung zu bringen sein.

Es war schon spät am Nachmittag, als ich wieder, todmüde von all der Kletterei, die Ostwand des Verbeekkraters nach meiner Schutzhütte hinaufstieg und trotz der vorgerückten Stunde den Rückweg antrat, hungrig, da bei dem wieder unablässig herabströmenden Regen kein Feuer brennen wollte. Derselbe dauerte länger, als ich erwartet hatte, und mitten im dicksten Wald überfiel uns die Nacht. An diesen Rückweg, todmüde im wahren Sinne des Wortes, über Pfützen, Löcher, Wurzeln, niedergebrochene Baumstämme stolpernd und fallend in stockdunkler Finsternis, ohne die Hand vor den Augen sehen zu können, werde ich noch lange denken. Es war noch ein Glück, daß der Regen in diesen tieferen Waldregionen aufhörte, so daß unser kleiner malaiischer Führer beim dünnen Scheine eines Talglichtstümpfchens, welches mein Diener Amat zufällig in einer seiner Taschen entdeckte, sich wenigstens notdürftig orientieren und die ärgsten Hindernisse für uns, die Nachfolgenden, halbwegs sichtbar machen konnte. Trotzdem liefen wir uns mehreremal irre, doch fand unser Knabe in höchst anerkennenswerter Weise den selbst bei Tage nur schwer erkennbaren Pfad immer wieder auf. Nachdem unser Talgstümpfchen sein Dasein in einem letzten Aufflackern angehaucht hatte, begleitet von einem Wehegeschrei seines Trägers, dem es zusammensinkend die Hand verbrannte, und unser ganzer Streichholzvorrat als Ersatz verbraucht war, hätten wir gänzlich

Digitized by Google

im Finstern marschieren müssen, wenn uns jetzt nicht der Wald zu Hülfe gekommen wäre und selbst zu leuchten begonnen hätte. Es war ein wundervolles Schauspiel, wie ich es trotz meines langen Waldlebens nur ein einziges Mal vorher in Deli erlebt hatte. Gewifs, das Meerestenchten ist wunderbar und grofsartig, aber dies Waldesleuchten war es nicht minder! In der Luft, auf den Blättern, auf dem Boden, überall blitzte und funkelte es wie von elektrischen Flämmchen; die Helligkeit war manchmal so stark, dafs man auf mehrere Schritte die Gegenstände erkennen konnte. Manche Bäume und Sträucher waren ganz mit leuchtenden und funkelnden, sich durcheinander bewegenden Punkten — Glühwürmchen — überstät wie ein Weihnachtsbaum. Dann sah man wieder auf dem Boden unheweglche feurige Schlangen von über ein Fufs Länge, Sterne, glühende Angen durch die Finsternis leuchten in grüngoldenem Scheine; griff man jedoch zu oder sah sich die Sache näher an, so fand man entweder Lampyriden, Leuchtkäfer, freilich mit viel stärkeren Scheinwerfern als unsere europäischen Johanniswürmchen, oder tote, faulende Äste und Zweige oder nur einfach Mulm, manchmal auch gar keine Ursache; wahrscheinlich war dann kurz zuvor irgend ein Tausendfufs der Gattung Geophilus, die eine stark phosphoreszierende Masse absondert, oder vielleicht eine Schnecke vorbeigekrochen, deren Schleim seine leuchtenden Spuren zurücklieis. Einmal sogar meinten wir ganz bestimmt zwischen den Büschen herrer zwei glühende Tigerangen auf uns gerichtet zu sehen; selbst unsere javanischen Träger, die mit bewunderungswürdiger Sicherheit und Schnelligkeit ihre schweren Lasten über Stock und Stein in der Dunkelheit dahinschleppten, wurden getäuscht und schraken zurück.

Dieser nächtliche Urwaldmarsch hat mich aber auch gelehrt, dafs die Waldbluteel, diese scheufslichsten aller Geschöpfe, nicht blofs am Tage, sondern auch des Nachts auf der Lauer liegen, um ihren Blutdrihnt von den Passanten einzutreiben. Ich blutete von ihren Bissen wieder über und über, als wir endlich gegen 8 Uhr abends auf die Landstrafse gegenüber dem neuen Pasanggrahan heraustraten und bei den dort wohnenden Malaien ein hochwillkommenes Nachtquartier fanden; denn ich fühlte mich aufser stande, noch die halbe Stunde bis zur Behausung meines Begleiters Vogt zurückzulegen. Über vier Stunden hatte der Abstieg gedauert.

Bilder zur Kesarsage.

Von Albert Grünwedel.

In einer früheren Nummer des „Globus“ (Bd. 76, Nr. 20) gab Missionar H. Francke in Khalatse bei Leh, Ladákh, in seiner Abhandlung „Ladáker mythologische Volkssagen“ eine kurze Skizze über volkstümliche Formen der Kesarsage in Ladákh. In den Mémoires de la société finno-ougrienne gab er einige Texte im Original mit einer genauen Übersetzung und Erklärung, eine Arbeit, welche uns schon als ein Beitrag zur Kenntnis des Ladákhidialekts willkommen ist. In meiner Anzeige dieser letzteren Arbeit nun („Globus“, Bd. 78, Nr. 6) hatte ich erwähnt, dafs es Gemälde in Ladákh gebe, welche Vorgänge aus Kesars Leben darstellen. Aufser Bronzen, welche den Helden in Form eines chinesischen Kriegsgottes darstellen, wofür Proben im Königlichen Museum in Berlin vorhanden sind, werden Gemälde von Karl Marx in seiner angezeichneten Abhandlung „Documents relating to the history of Ladakh“ (im Journal of the Asiatic Society of Bengal 1891/92, LX, Nr. 3, S. 116, Note 13) erwähnt. Ich setze diese ganze Note hierhin: „Ge-sar ist der Name eines fabelhaften Königs von Tibet oder korrekter des Lingvolkes (Tib. g Ling) und Verteidiger des Lamaismus. Er steht aufser allem Zusammenhang mit den eigentlichen Königen von Tibet und wird in ihren Annalen, soweit sie in den „Gyal-rabs“ enthalten sind, nur einmal erwähnt als einer der Vasallen im Gefolge der Kong-jo, der chinesischen Prinzessin, welche später die Gattin des Königs Srongbtsam-sgam-po wurde[1]). Seine Kriege gegen Jang, Hor und China bilden den Stoff eines grofsen Epos, des Nationalepos von Tibet. Die Teile, welche den Jang- und Horkrieg erzählen, sind gedruckt und zugänglich (d. h. in tibetischen Holzdrucken!), aber der chinesische Krieg wird, wie man mir sagte, geheim gehalten, da die Chinesen die Publikation zu sehr beleidigen würde. Die Erzählung ist nicht in Versen, sondern in Prosa, doch ist sie verschwindend gegenüber den metrischen Partieen der Reden und Lieder. Der Jangkrieg ist im Dialekt von K'ams und daher für uns im Ladákh schwer zu lesen. Der Horkrieg ist viel leichter. In ganz Tibet ist das Epos volkstümlich, und den Leuten in Purig wird nachgesagt, dafs sie am meisten davon verständen. In Ladákh leisten die Bhe-das oder professionsmäfsigen Sänger, welche Teile des Epos an Festlichkeiten, deren musikalischen Teil auszufüllen sie eingeladen werden, viel in der Erhaltung des Werkes. Infolgedessen sind die meisten Leute mit den Namen der Hauptheiden wohl vertraut und ebenso mit dem Hauptinhalt des Epos selbst, und sie sind voll Lobes darüber, wenn man sie danach fragt. Die mongolische Fassung der Geschichte (deutsche Übersetzung von J. J. Schmidt 1839) ist von der tibetischen verschieden, insofern sie nur die Heldenthaten des Ge-sar als Knabe und junger Mann erzählt. Immerhin ist es möglich, dafs der Krieg gegen die Khäne von Shiraighol und der Krieg gegen Hor in der Hauptsache identisch sind. In einem Hause in Leh, welches einer der alten Kalon- (tib. h Ka-b Lon: Staatsminister) Familien gehört, kann man Bilder aus der Geschichte Ge-sars noch überall in allen Räumen an den Wänden angemalt sehen.“

Herr Francke teilt mir nun das Folgende mit: „Ich bin gemäfs jener Andeutung in dem betreffenden Hause in Leh gewesen und fand fast alles zerstört, da der Eigentümer in unbegreiflichem Leichtsinn die Stube neu zu weifsen angefangen hatte. Aufser einigen Darstellungen, welche auf den Dograkrieg bezüglich sind, fand ich als ein einziges, aber fast unverletztes Bild jene Kesarsage das beifolgende, welches ich sofort kopieren liefs. In den Wolken sehen wir d Bang po r Gya hzhin auf dem kyangartigen[2]) Pferde, sowie seine drei Söhne, Don grub sofort erkenntlich, auf dem blaulockigen Eielöwen sehen wir h Kur dman mo. Unten eine Ratssitzung Kesars mit Agus, Mägden und Edlen des Landes (unterste Reihe, Abb. 1).“

„Die Bilder sind zwar nicht so alt, wie viele vermuten. Der Besitzer versicherte mir, dafs dieselben

[1]) Diese Stelle hat also genau denselben Charakter wie die in meiner Anzeige erwähnten Fürstenlisten der Padmasambhava Legenden.

[2]) Tib. rkyang Equus hemionus, mongol Higäsi, das „gehörnte“ von Higas, Ohr.

Digitized by Google

Abb. 1. Kopie eines Wandgemäldes aus einem Hause in Leh, mit Darstellung des Kesar, umgeben von Agus, Rätes und Dämoninnen. Über ihm in der Luft: Don-grub (Kesars Präexistenz) der Himmelsgott mit seinen übrigen Söhnen und Kesars göttliche Mutter (auf einem Löwen). $^1/_8$ des Originals.

nach dem Dograkriege gemalt worden sind. Doch gehen die Typen der Bilder offenbar auf ältere Vorbilder zurück, da hierzulande die Typen der Agus, des d Bang po r Gya bzhin u. s. w. feststehende sind und auch von Malern, welche nie nach Leh gekommen sind, gleichartig gemalt werden."

Gleichzeitig mit einer ziemlich grofsen Aquarellkopie des erwähnten Wandgemäldes hat mir nun Herr Francke noch eine kleine Photographie (vgl. Abb. 2) gesandt, von der er bemerkt: „Solche Bilder wurden in Leh auf Bestellung gemalt." Das Bildchen ist in zwei Abteile geteilt, die dargestellten Scenen beziehen sich auf die ersten zwei Kesarlieder in der oben erwähnten Franckeschen Bearbeitung. Zu dem oberen Bildchen möge folgendes als Erklärung dienen.

Im lande Ling wohnen verschiedene „Herren" (Agu), aber ein König ist nicht da. Deshalb geschieht viel Unglück, worüber sich einer der Agus, Agn Khromo, freut. Als der schwarze „Teufelsvogel" einmal Ziegen rauben will, kommt der Himmelsgott d Bang po rgya bzhin in Gestalt eines weifsen Vogels herab, um mit dem Teufelsvogel zu kämpfen. Der Agu d Pal le hilft ihm, indem er den Teufelsvogel mit einer Schleuder (Var. durch einen Pfeilschufs; so unser Bild) tötet. Der Himmelsgott bedankt sich und wünscht, dafs der hülfreiche Agu einen Wunsch äufsere. Dieser bittet, der Himmelsgott möge einen seiner Söhne als König auf die Erde senden.

Zu dem unteren Bildchen:

Der Himmelsgott geht in den Himmel zurück und will nicht essen, da er keinen seiner Söhne hergeben will. Sein jüngster Sohn Don-grub (etwa Siddhârtha!) entschliefst sich dazu, siegt bei allen Kampfspielen und wird im Lande g Ling als Kesar geboren. Die Göttin b Kar dman mo, welche auf dem weifsen Einhörnen (dar seng dkar mo) reitet, wird Kesars Mutter.

Über unsere erste Abbildung hat Francke schon das Nötige gesagt, ich möchte nur darauf hinweisen, dafs die Figur Kesars unten und ebenso die des Don-grub seiner göttlichen Präexistenz im Himmel durch einen vielklappigen eigentümlichen Kopfputz von weifser Farbe bezeichnet ist, welcher nun als Königstracht in lamaistischen Bildern oft begegnet, ohne dafs wir in der Lage wären, angeben zu können, auf welches Heimatland diese eigentümliche Tracht des Kopfes hinweist. Da die Farben der Hauptfiguren als Ritualfarben wohl von Interesse sind, will ich sie hier angeben. Die Unterkleider d Bang po rgya bzhin, Don-grubs und Kesars sind dunkel-(lack-)rot mit grünen Rändern, der Ärmelüberwurf des ersteren und Kesars aber weifs mit hellgrünem Rand; die Unterkleider (Lendentücher) der auf dem Löwen reitenden Göttin sowie ihrer anderen Söhne, welche ganz in indischer Tracht dargestellt sind, sind rot, die shawlartigen Oberkleider grün, ihre Kronen sind goldfarbig. Es ist beachtenswert, dafs der Typus des d Bang po r Gya bzhin (offenbar nur dialektische Form für br Gya sbyin, d. h. Çatakratu, welcher „hundert Opfer hat") identisch ist mit dem sogen. weifsen Brahmâ, welcher im lamaistischen Ritual zu den acht „Schrecklichen" gezählt wird, ohne dafs wir sagen könnten, woher dieser sonderbare Typus stammt. Sicher ist nur, dafs eine Ausgleichung einer nationalen Gottheit — in beiden Fällen — mit einer indischen vorliegt.

Bevor ich diese Notizen schliefse, möchte ich noch auf eine Stelle einer hübschen Reisebeschreibung hinweisen, welche in Deutschland, wie es scheint, fast ganz unbeachtet geblieben ist[3]), weil sie eine ganz ähnliche Eingliederung der Kesarsage in das System der burjatischen Schamanen erwähnt.

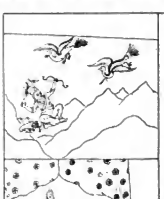


Abb. 2. Gemälde aus Leh. Darstellungen zur Kesarsage. Oben: Agu d Palle tötet den Teufelsvogel. Unten: Der Himmelsgott will nicht essen.

[3]) Iz' puteshestvij po vostochnoj Sibiri, Mongolii, Tibetu i Kitaju, sborniki' statej A. V. Potanînoj, Moskva 1893. p. 6—7.

Digitized by Google

„Bei allen Burjaten", sagt Frau Potanin, „wird als Hauptgott Khân „Türmäs" Tänggäri verehrt.

Dieser Khân hat drei Söhne, von denen einer, Gäsär Bogdo, eine beliebte Figur der Volkssage ist. Dies ist dem Anscheine nach eine verallgemeinerte Fassung; denn in Texten, in den Anrufungen der Gebete werden häufiger die „abendlichen und östlichen Himmel" erwähnt, von denen sehr viele aufgezählt werden, bisweilen bis 99."

Vom künstlerischen Standpunkte möchte ich noch auf folgende Punkte hinweisen. Die Hauptfiguren, ob thronend oder reitend, sind abgeleitet aus den buddhistischen Kultfiguren und zeigen ebenso wie die um sie herumsitzenden Nebenfiguren (parivâra) Reste eines ausgeprägten Stiles, ob die äußere Form (Tracht, Schmuck) nun die indische oder tibetische ist. Die Figuren jedoch, welche freier komponiert sind, wie der Pfeilschütze Agu d'Pal le, sind stilloser Wagestücke des Malers, welcher sich dabei immer an verwandte stilistische Fernen anlehnt. Interessant ist, daß der Hintergrund erst nach Fertigstellung des Bildes seine endgültige Farbe erhalten hat (Abb. 2), wodurch es möglich war, falsche Linien wegzudecken, dadurch blieben aber auch zwischen den feiner gegliederten Partieen (Fähnchen auf dem Helm des Agu d'Pal le, Füße der Vögel u. s. w.) Reste des ursprünglichen Hintergrundes stehen — alles Dinge, welche für die ganze niedrige Technik charakteristisch sind.

Stonehenge.

Von Dr. F. Carlsen. London.

Wenn ich heute hier über eines der wichtigsten vorgeschichtlichen Denkmäler Englands berichte, über das schon eine sehr alte und sehr große Litteratur vorhanden ist, so geschieht dieses aus besonderem Anlaß und weil neuerdings nicht nur die wissenschaftliche Welt, sondern auch die öffentliche Meinung sich viel mit Stonehenge und seiner Erhaltung beschäftigen. Am Ende des 19. Jahrhunderts, in der Sylvesternacht, ist wieder ein Teil des ohnehin schon stark verwüsteten Denkmals zusammengestürzt. Einer der großen noch aufrecht stehenden Monolithen des äußeren Kreises (Nr. 22 im Plane) samt dem darauf befindlichen Decksteine ist umgestürzt, wodurch der Gesamteindruck des majestätischen Monumentes noch mehr vernichtet wurde. Die strömenden Regen und heftigen Stürme der Neujahrsnacht sind höchst wahrscheinlich die Ursachen dieses Falles gewesen, bei dem der Deckstein zerbrach. Der einst eng geschlossene äußere Kreis, zu dem der jetzt gestürzte Pfeiler gehörte und der 29 m im Durchmesser hatte, muß einst, als er noch unverletzt dastand, einen überwältigenden Eindruck trotz seiner Einfachheit gemacht haben, wenn auch seine nur 5 m hohen Pfeiler niedriger waren als die in seinem Inneren stehenden Trilithen. Jetzt müssen wir schon die Phantasie zu Hülfe nehmen, wenn wir uns aus den vorhandenen, wirr durcheinander liegenden Trümmern ein volles Bild des alten Denkmals rekonstruieren wollen. Aber es gelingt doch das vorgeschichtliche Stonehenge, ehe Zeit, Wetter und Menschenhände zerstörend auf dasselbe einwirkten, wieder vor unserem geistigen Auge aufzubauen und so ein Gesamtbild zu gewinnen, wie es in dem Buche von Browne, An illustration of Stonehenge and Abury, 1864, mitgeteilt und unstehend wiedergegeben ist. Aus weiter Ferne ist Stonehenge freilich nicht zu übersehen und der Wanderer, der über die eintönige Heide von Salisbury von dem kleinen Städtchen Amesbury oder dem Thale des Avon aus sich ihm nähert, empfängt erst den Eindruck von der Großartigkeit dieses Denkmals, wenn er nahe an dasselbe herangekommen ist.

Wie viel ist nicht seit der Zeit des Henry v. Huntingden, des ersten, der schon im 12. Jahrhundert Stonehenge erwähnt, darüber geschrieben und über seine Bestimmung gefabelt worden! Es ist einem jeden Volke zugeschrieben worden, das in England wohnte, bis herab zu den Römern. Man hat es als eine Kultusstätte, als einen Gerichtsplatz, ein Grab, ein Heiligtum, als Beunplatz und als Hochgericht angesprochen, für letzteres die Etymologie des angelsächsischen Wortes (Steingehänge, Steingalgen) als Beweis anführend. Auch für ein astronomisches Observatorium hat man es gehalten und Nilsson machte einen phönizischen Sonnentempel daraus. Das meiste, was hier angeführt ist, hat nicht mehr Anspruch auf Richtigkeit als die alte Sage, daß der Zauberer Merlin die Steine durch übernatürliche Kräfte aus Island nach der Ebene von Salisbury geschleppt und dort wieder errichtet habe, und daher stammt auch der Name Giant's dance, Riesentanz, für Stonehenge. Ich führe, um das Wirrsal der Meinungen zu kennzeichnen, hier noch einige Ansichten über die Erbauer an: Ignatius Jonas (Inigo Jones), ein Baumeister im Dienste König Jakobs I., hielt Stonehenge für einen römischen Tempel; Dr. Charlton, der Leibarzt König Karls II., im 17. Jahrhundert, bewies, daß es ein Bauwerk Alfreds des Großen sei; Dr. Gibson schrieb es den alten Briten zu, Dr. Stukeley, in der Mitte des 18. Jahrhunderts, und John Aubrey erklärten es für einen Druidentempel, eine Ansicht, die lange Zeit Geltung hatte, und Browne, dessen Büchlein wir schon erwähnten, sagt, „es sei vor der Sintflut" erbaut. Nilsson endlich, in seinen „Ureinwohnern des skandinavischen Nordens" (1862) beschenkte uns mit dem phönizischen Sonnentempel, der aber keinerlei Anerkennung fand.

Wir besitzen sehr gute Pläne und Aufnahmen von Stonehenge, ältere von Sir Henry James für die Ordnance Survey 1867 in 4° mit Photographieen und den hier verkleinert wiedergegebenen von Flinders Petrie in „Stonehenge: Plans, Descriptions and Theories", London, Stanford 1880. Die letzte Arbeit über Stonehenge ist von A. C. Lewis im Februarhefte der Zeitschrift Man, a monthly Record of Anthropological Science. 1901.

Ehe ich weiter gehe und die Absichten mitteile, die in beteiligten Kreisen für die fernere Erhaltung von Stonehenge gefaßt wurden, will ich für diejenigen, welche nicht näher mit dem Denkmale bekannt sind, eine kurze Beschreibung desselben hier einfügen, wobei der Plan desselben in seinem heutigen Zustande nach den Aufnahmen des bekannten Ägyptologen Flinders Petrie zur Orientierung dienen möge. Innerhalb eines kreisförmigen Erdwerkes von etwa 100 m Durchmesser liegt der erste, äußere Pfeilersteinkreis aus ursprünglich 30 Monolithen gebildet, die ein jeder 4 m hoch, 1,3 bis 2,5 m breit und 1 bis 2 m dick sind. Diese Pfeiler des äußeren Kreises (Nr. 1 bis 30 des Planes) sind oben durch überliegende Decksteine verbunden gewesen, deren beide Enden auf je zwei Pfeilern eingezapft

Digitized by Google

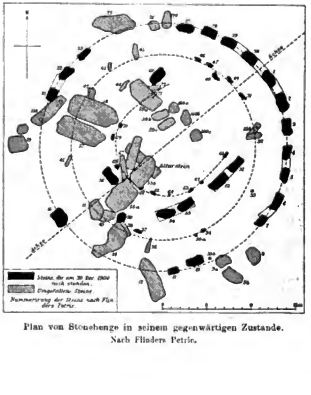
waren. Auch griffen die Deckstein einer in den anderen durch Vorsprünge, bildeten somit einen dicht geschlossenen Kreis. Der Durchmesser dieses äußeren, wie der Plan zeigt, arg beschädigten Kreises beträgt etwa 29 m. Es

Stonehenge.
Nach der Rekonstruktion von Browne.

folgt nun, nach innen zu, ein zweiter Kreis kleiner „blauer" Granitsteine, von denen nicht viele mehr in ihrer ursprünglichen Lage stehen; sie waren nur bis 2 m hoch und in ihrer Form unregelmäßig (Nr. 31 bis 49 des Planes). Es folgt nun der dritte, aber nicht ganz geschlossene („hufeisenförmige") Kreis, in monumentaler Beziehung das Hauptstück der ganzen Stonehenge, leider auch nur noch teilweise erhalten (Nr. 51 bis 60). Es sind dieses die fünf Trilithen, welche in Brownes hier wiedergegebener Zeichnung alle übrigen Teile des Denkmals überragen. Ein jeder Trilith besteht aus zwei hohen Pfeilern mit mächtigem eingezapftem Deckstein darüber. Die Höhe derselben ist eine verschiedene. Das erste Paar, zu beiden Seiten des Einganges, ist 5 m hoch, das nächstfolgende 6 m, der große, gegenüber dem Eingange aber 7 m, alles eingerechnet die Decksteine. Die Pfeiler des höchsten sind glatter und besser behauen als die der übrigen; leider sind sie gestürzt. Rechnet man die Trilithen als den dritten Kreis nach innen zu, so folgt als vierter wieder eine Reihe kleinerer, kegelförmiger Steine, die aber dem Eingange gegenüber nicht geschlossen ist (Nr. 61 bis 72). Endlich, den Kern des Ganzen bildend, liegt innerhalb des nicht ganz geschlossenen Kreises auf der flachen Erde der 4 m lange, 1,3 m breite sogenannte „Altarstein". Die großen Pfeiler und Decksteine der äußersten Kreise und die Trilithen sind als „Sarsens" bekannt; sie stammen aus den Wiltshire Downs bei Avebury, etwa 30 km nördlich von Stonehenge, und sind tertiäre, dort vielfach an der Oberfläche liegende Sandsteine. Die beiden kleinen inneren Kreise sind sogenannte „blaue Steine", Granite, von ganz anderer geognostischer Beschaffenheit und man nimmt an, daß sie gar nicht aus England stammen, sondern über See eingeführt wurden. Um welche ungeheure Steinmassen es sich bei den großen Sandsteinen (Sarsens) handelt, kann man daraus erkennen, daß die drei, welche in dem Jahre 1797 umstürzten, ein Gewicht von 70 Tonnen besaßen.

Die Berichte über den allmählichen Verfall Stonehenges lassen natürlich nicht genau erkennen, wann der eine oder andere Teil im Laufe der Jahrhunderte zusammenstürzte. Am Ende des 18. Jahrhunderts war noch ziemlich viel erhalten und man begann damals schon sich um das großartige Denkmal zu sorgen, dessen Ursprung noch immer in Dunkel gehüllt ist. Es gewinnt aber jetzt mehr und mehr den Anschein, als ob es sich um ein großartiges Grabmal für einen Großen des Landes handelt. Wahrscheinlich ist, daß der innere Teil mit samt dem sogenannten Altarsteine aus Granit, nicht gleich den äußeren und größeren Teilen aus Sarsensandstein, sondern älter ist und daß erst später die großen Sandsteinpfeiler und Trilithen um den als heilig erkannten Platz errichtet wurden. Jedenfalls besitzt Stonehenge in England nichts seines gleichen. Ob es der Bronzezeit (wie Nilsson u. a. annehmen) oder der frühen Eisenzeit angehört, ist auch nicht ausgemacht. Die sorgfältige architektonische Ausführung spricht gegen ersteres; auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß eine astronomische Orientierung vorliegt. Der offene Teil der halbkreisförmig (oder hufeisenförmig) angeordneten Trilithen liegt genau dem Sonnenaufgange zur Zeit des Sommersolstitiums gegenüber. Jedenfalls reicht die Erbauung des Monuments weit vor die angelsächsische und römische Zeit, geht in die der frühesten Kelten zurück. Ausgrabungen an der Stelle Stonehenges sind wohl angeregt (Britische Association zu Exeter 1869), aber nicht ausgeführt worden; Lane Fox (später Pitt Rivers) hat zwischen den Trilithen zugeschlagene Feuersteine gefunden (Journal of Ethnological Society, n. s. II, p. 2), ohne daß aber durch diesen Fund bewiesen wird, Stonehenge reiche in die neolithische Zeit zurück.

Betrachten wir nun an der Hand von Flinders Petries Plan, was heute noch erhalten ist. Vom äußeren Kreise der Sarsenpfeiler steht noch ungefähr die Hälfte aufrecht. Die vorherrschenden Westwinde streichen mit ungebrochener Kraft gegen die drei in der westlichen Hälfte erhaltenen Sarsenpfeiler, während der östliche Halbkreis deren noch 13 aufrechte zählt. Der große Einsturz von 1797 des gewaltigen westlichen Trilithen (die Steine 57, 58 und 158 des Planes) hat gleichfalls die konkave östliche Hälfte des Kreises der vollen Gewalt



Plan von Stonehenge in seinem gegenwärtigen Zustande.
Nach Flinders Petrie.

Digitized by Google

der Westwinde blofsgelegt. Der weitere Einsturz des Steines 22 nebst Deckstein in der Neujahrsnacht entfernte die letzte Schranke gegen die Westwinde. Durch die vielen Besucher sind zwischen den Steinen löcherige Wege getreten worden, in denen das Regenwasser stehen bleibt, so die noch aufrechten Steine unterwühlend. Allzu tief stehen diese wohl nicht in der Erde, denn einer der umgefallenen Sandsteinpfeiler reichte nur 1 m unter die Oberfläche.

Es ist also die höchste Zeit, schützend für Stonehenge einzugreifen, soll es nicht bald genug ein Steinhaufen werden. Der Besitzer, Sir Edmund Antrobus, hat sich zunächst entschlossen, das ganze mit einem hohen stacheligen Drahtzaun zu umgeben, damit unberufene Besucher fern gehalten werden. Auch Vorschläge für die Wiedererrichtung jener Pfeiler und Trilithen, deren alte Stelle man genau kennt, sind von gelehrten Gesellschaften gemacht worden, ebenso werden Mafsregeln zum Stützen bedrohter Steine ergriffen, so dafs die Lehren, welche die letzte Neujahrsnacht erteilte, wohl Beherzigung finden werden. Die Arbeiten sollen unter Leitung des Architekten Delmar Blow alsbald beginnen und zunächst soll der Monolith Nr. 55 B des Planes, der den Altarstein überhängt, wieder aufgerichtet werden.

Foureaus Expedition von Algier nach Französisch-Kongo.
Erwiderung.

Herr Henri Schirmer von der Sorbonne wirft mir im „Le Temps“ vom 14. April d. J. vor, dafs ich in meinem Artikel über Foureaus Expedition von Algier nach Französisch-Kongo (Globus 1901, 21. März) die wissenschaftliche Bedeutung Foureaus absichtlich übersehen und ihn in die untergeordnete Stellung eines Karawanenführers herabgedrückt hätte. Dieser Vorwurf beruht auf einem Mifsverständnis des Zweckes des genannten Artikels und auf einer Mifsdeutung meiner Ausdrucksweise. Der Artikel bezweckte eine kurze Darstellung der letzten Expedition Foureaus, und zwar auf Grundlage seines eigenen Berichtes, welchen, wie aus einer Fufsnote zu ersehen war, die Februarnummer des Londoner Geographical Journal als Übersetzung gebracht hatte, und bei welchem die einleitenden Bemerkungen Foureaus über den Ursprung und die Organisation seiner Expedition weggelassen waren. Die hervorragende Bedeutung Foureaus als wissenschaftlicher Reisender im allgemeinen wurden dabei von der englischen Zeitschrift wie von mir als bekannt vorausgesetzt.

Ferner erklärte ich den allen deutschen Lesern gewifs auffallenden Umstand, dafs Foureau, um nach Bagirmi Kriegsmaterial zu bringen, den ungewissen weiteren und beschwerlicheren Weg durch die Sahara als den vom Kongo aus nach Norden eingeschlagen hat, daraus, dafs er auch beauftragt war, wissenschaftlichen Forschungen auf jener Strecke sich zu widmen; ich hob ausdrücklich hervor, dafs er aufserordentlich zahlreiche Ortsbestimmungen vorgenommen und ausgiebiges Material zur Bestimmung des geologischen Charakters der Sahara gesammelt habe. Gerade letzteren Passus zu erwähnen hat Herr Schirmer in seiner Kritik unterlassen.

Es lag mir demnach eine unbegründete Herabsetzung der Leistungen Foureaus durchaus fern. Auch gipfelt ja die unwandelbare Tendenz des „Globus“ jetzt und von jeher selbstverständlich in einer objektiven, wissenschaftlichen Würdigung geographischer Leistungen aller Nationen, also auch der der Franzosen, so dafs ein Abweichen von dieser Linie niemals und niemandem von der gewissenhaften Redaktion der Zeitschrift gestattet worden wäre.

Brix Förster.

Zur Frage nach dem Alter der Schraube.

Die Frage Ed. Krauses, ob die Schraube eine Eskimo-Erfindung sei? (Globus 79, Nr. 1, S. 8) und deren Verneinung durch K. v. d. Steinen (ebenda Nr. 8, S. 125 f.) legen die nach dem Vorkommen dieses Instrumentes in der Vorgeschichte nahe. Dafs die Römer sie nicht gekannt haben sollen, erscheint wenig annehmbar, denn Vitruvius kennt die „cochlea“. Das griechische Parallelwort τὸ κοχλίον oder ὁ κοχλίας bedeutet auch Schraube und weist auf die Urtype, die Bohrmuschel der Mittelsee hin. Wenn „στρόφος“ und „torqueo“ auch ursprünglich nur „ich drehe“ und dann erst „ich schraube“ oder „ich mache eine Schraube“ heifst, so kommt das daher, dafs der Faden älter ist als das Metall. Jede kantige Metallstange wird bei Drehungen um ihre Längsaxe zu einer Schraube. Das zeigt sich an einer bekannten Nadeltype mit durchlochtem Kopfe, wie an dem Schwanbecker Funde hiesiger Sammlung in nebenstehender Abbildung. Es ist bei der Patina nicht zu erkennen, ob der vierkantige Draht in den Kopf eingelassen, oder ob er mit ihm zusammengegossen, kantig gehämmert, dann fünfmal gedreht und am unteren Ende zu runder Spitze zurecht gefeilt ist. Die Nadel ist eine vollkommene Schraube und dadurch vor dem Anfallen aus lockerem Gewebe geschützt. Eine Nadel mit Schraubengewinde am oberen Ende bildet J. Mestorf ab: Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein, Taf. IV, Nr. 2, auch bei v. Sacken, Grabfeld von Hallstatt, Taf. XIX, hat der Angelhaken Nr. 18 ein Schraubengewinde. In seiner „Urgeschichte der Schweiz“ bildet Jakob Heierli S. 242, Fig. 224 und S. 268, Fig. 274 ein Schwert mit einem Griffdorn ab, der ein deutliches Schraubengewinde zeigt (Fundort: Hanz). Wie bei der Schwanbecker Nadel ist auch hier der Zweck ganz unverkennbar. Es dürfte von Interesse sein, diese Sache weiter zu verfolgen.

Abb. 1. Schraubenartig gedrehte Nadel von Schwanebeck.

Abb. 2. Bronzeschwert von Hanz, mit Schraubendorn. Nach Heierli.

Neu-Strelitz. G. v. Buchwald.

Reise nach Key, Tenimber und Aru
von J. H. de Vries.

Die zur niederländischen Residentschaft Amboina gehörenden, südwestlich von Holländisch Neu-Guinea gelegenen Key- oder Ewaf-Inseln, die Aru-Inseln, die Tenimber- oder Timorlaut-Inseln und die übrigen südwärts gelegenen Grappen werden nicht häufig besucht und sind teilweise nicht vollständig durchforscht, so dafs neue Nachrichten über dieselben in geographischer und ethnographischer Beziehung stets willkommen sind. Sie sind nun kürzlich von J. H. de Vries besucht und in der Tijdschrift van het Aardrijkskundig Genootschap (zweite Serie, Teil 17, Nr. 3 und 4, Juni und August 1900) beschrieben worden. Dem Berichte entnehmen wir hier die folgenden Auszüge.

Die Key-Inseln. Der Name „Key“ ist bei den Eingeborenen unbekannt; dieselben nennen ihr Land Ewaawh (Riedel schreibt Ewaahoe und Ewäw,

Digitized by Google

Bastian Evar; van Hoëvell Ewäb; Planten Ewäf). Die gröfste und höchste Insel heifst Nuhnjut. — Die einheimische Bevölkerung ist noch zum gröfsten Teil heidnisch, doch gewinnt der Islam immer mehr Boden unter ihnen, während die katholische Mission bisher fast ohne Erfolg thätig gewesen ist. — Die Hauptgötter eines heidnischen Dorfes, welches de Vries besuchte, denen aber nicht die geringste Ehrerbietung bewiesen wurde, bestanden aus drei alten Brettern, einem grofsen in der Mitte und zwei kleineren zu beiden Seiten. Das erstere war oben abgerundet, und zwei weifse eingelassene Muscheln sollten wahrscheinlich Augen darstellen. Die beiden kleineren Bretter hatten nur eine V-förmige Einkerbung, die die Nase und darunter eine horizontale Einkerbung, die den Mund vorstellen sollte. Sonst war keine Verzierung zu sehen. Nur einige verdorbene Bananen lagen davor auf dem Boden. Nach de Vries ist die Behauptung Bastians, dafs alle Strandbewohner Mohammedaner und die im Innern der Inseln lebenden Bewohner Heiden sind, unrichtig; auch hält de Vries im Gegensatz zu Riedel die mangelhafte Bekleidung der Insulaner herror. Infolge ihrer mangelhaften Reinlichkeit leiden 80 Prox. der Bevölkerung an ekelhaften Hautkrankheiten. — Die bedeutendsten Dörfer sind Tual und Dullah, beide zum gröfsten Teil von fanatischen Mohammedanern bewohnt. In Tual hat die Firma Langen eine Dampfsägemühle errichtet. — Die Iländer der Eingeborenen stehen auf hohen Pfählen, in jedem Hause wohnen mehrere Familien, deren Hausrat sehr dürftig ist. Die Toten werden nach de Vries in offenen, nur mit Blättern und alten Sarongs bedeckten Särgen am Strande aufgestellt und ein viereckiges, oben abenfalls offenes Mauerwerk von etwa 1 m Höhe darum aufgeführt. Auf demselben werden allerhand Töpfe, Pfannen, Löffel u. s. w. hingestellt, zuweilen auch eine phantastische Verzierung von Holz oder Kokosnufsblättern. — Die Einwohner der Key-Inseln sind sehr geschickte Bootmacher. Auf den Inseln sind kleine Kanonen aus den Zeiten der ostindischen Kompanie in grofsen Mengen vorhanden; sie werden als die gröfsten Kostbarkeiten betrachtet, die namentlich in dem Kaufpreis, den ein Jüngling für seine Frau zahlen mufs, eine wichtige Rolle spielen.

Die Tenimber-Inseln bilden eine hohe und bergige Gruppe von 52 Inseln. In den Strafsen, welche die Inseln voneinander trennen, trifft man Bilder von hoher landschaftlicher Schönheit. Die Bewohner sind wild, kriegerisch, Kopfjäger und Kannibalen (nach Riedel) sowie dem Trunke ergeben. Nach de Vries waren die Bewohner dieser Inseln Heiden. Erst in den letzten Jahren hat die protestantische Mission die Arbeit unter ihnen begonnen. Die Heiden verehren die Geister der Verstorbenen, und Götter, die auf der Sonne wohnen. In jedem Dorfe findet man Götzenbilder in grosser Zahl. Auf dem Platz in jedem Dorfe steht gewöhnlich der Schutzgott des Dorfes, und in jedem Hause ein Götzenbild an dem Hauptpfahl, der das Dach trägt. Diese Bilder stellen alle einen Menschen in kniender Stellung dar, der die Arme über den Knieen kreuzt. — de Vries war Zeuge eines Eides, den zwei Dörfer beim Friedensschlufs miteinander gegenseitig leisteten. Einer der Anwesenden trat als „sencha", d. h. Priester, auf, begann ein Gebet zu sprechen, worauf die anderen ab und zu mit einem langgedehnten „ja" antworteten. Darauf brachte man dem Priester den Sprößling einer Kokospalme, den er in zwei Stücke riis und jeder Partei eins davon gab. Dann suchen die Anwesenden die Bestandteile des Sirihpriems aus ihren Behältern vor, die auf zwei Tellern hingelegt werden. Der Priester spricht ein zweites Gebet, worauf das Sirih angeboten wird. Jeder nimmt etwas davon. Der Priester spricht dann ein drittes Gebet und danach wird der Rest der Sirihbestandteile, als Kalk, Tabak, Betelblatt, Gambir mit gröfser Feierlichkeit in die See geworfen. Diese Ceremonie deutet sinnbildlich die aufs neue gefestigte Freundschaft an. Nun folgt der eigentliche Eid. Eine weifse Schüssel wird zur Hälfte mit Arak gefüllt. Darin wird nacheinander etwas Schiefspulver, eine Kugel, ein paar Stückchen Sago und ein wenig Salz gethan. Dann sticht man den Häuptlingen der beiden Dörfer in die Daumen, so dafs einige Tropfen Blut von jedem in die Schüssel fallen. Alles wird nun mit einem Säbel umgerührt und alle bekommen dann davon zu trinken. Darauf giebt man einander den Handkufs, ein Gewehr wird abgefeuert und der Eid ist abgelegt. — Während alles bei der Ceremonie im tiefsten Ernst verharrte, beginnt dann eine grofse Fröhlichkeit, zum Zeichen, dafs alle Feindschaft vorbei und vergessen ist. — Im Kriege gebrauchen die Männer einen Panzer von dickem Büffelleder, der den Rücken und Kopf des Kämpfenden deckt. Viele Dörfer sind auf hohen Felsplateaus festungsartig erbaut. Zu dem Dorfe Lermatang, auf der Südküste von Jamdena, führt nur eine Holzleiter hinauf, die im Kriege hinaufgezogen wird, wodurch die Verbindung mit der Aufsenwelt ganz unterbrochen werden kann. Das Dorf selbst ist von einer Mauer aus losen Steinen umgeben, auf der ein Zaun von dickem, oben zugespitzten Bambus steht. Das Thor, das in das Dorf hineinführt, ist so eng, dafs nur ein Mensch gerade hindurchgehen kann. Die Wohnhäuser stehen auf Pfählen und sind, wie ihre ganze Umgebung äufserst schmutzig. — Die Männer wissen ihr schwarzes Haar durch Einreiben mit Pflanzenasche so zu entfärben, dafs es rot oder gelblich weifs aussieht, was einen merkwürdigen Eindruck hervorruft. Die Hautfarbe der Insulaner ist gelblich, oft beinahe weifs zu nennen. Nasen und Lippen sind fein geformt. Die Gestalt ist kräftig und eher grofs als klein zu nennen. Die Toten werden in Särgen oder Booten auf Pfählen am Strande aufgestellt und Körbchen mit Eßwaren daran gehängt. Arme Leute werden ohne viel Umstände irgendwo begraben. Sind die Leichen so weit vergangen, dafs nur die Knochen übrig sind, so werden dieselben aus den Särgen herausgenommen und in Totengrotten, die man häufig an den Küsten findet, beigesetzt. Die Seele des Toten geht nach der Meinung der Eingeborenen nach „Nusiata", wie kleine Inseln in der Nähe vielfach heifsen, und lebt dort fröhlich und guter Dinge.

Die Aru-Inseln bestehen aus einer grofsen Zahl kleiner Eilande, die sich um eine gröfsere Insel gruppieren. Die letztere ist auch durch Seearme resp. Süfswasserkanäle in mehrere Stücke getrennt, deren jedes einen besonderen Namen hat. Nach de Vries zeigen die Aru-Inseln nicht die geringsten landschaftlichen Reize. Dichte, unzugängliche, weil morastige Wälder bedecken die Inseln, deren Strand bei Ebbe oft mehrere hundert Meter breit ist. de Vries hält die Inseln im Gegensatz zu Riedel und van Hoëvell für sehr ungesund, bösartige Fieber herrschen immer und schon das äufsere der Bewohner, die schon mit 30 Jahren wie alte Männer und Frauen aussehen und krumm, mager und mit Gicht behaftet sind, läfst auf schlechtes Klima schliefsen. In dem Hauptort Dobo wohnen aufser dem holländischen Regierungsbeamten (posthouder) und einigen Beamten der Packetfahrtgesellschaft auch einige Chinesen und Araber, die gegen allerlei Tand von den heidnischen Eingeborenen Perlen, Perlmutter und Trepang mit grofsem Gewinn eintauschen. Da die Hauptnahrung der Bewohner in dem Fleisch der Wildschweine

Digitized by Google

besteht, die sehr zahlreich auf den Inseln vorkommen, hat der Islam hier fast gar keinen Eingang gefunden; dagegen bestehen hier 8 bis 10 protestantische Gemeinden unter einem europäischen Hülfsprediger, der in Durdjuka, dem größten Christendorf, auf der Insel Wammar wohnt. In einem der Christendörfer, Wokam, wird jetzt noch die Kirche benutzt, die die Ostindische Kompanie im Jahre 1659 neben einem Fort dort errichtete. Am Sonntag erscheinen die Christen alle gut gekleidet, in der Woche tragen die Männer nur einen „tjidako" genannten Schamgurt und die Frauen einen Sarong um die Hüfteo, während die Kinder ganz nackt gehen. Die Frauen tragen die schweren Lasten auf dem Rücken in einem Korbe, der an einem Stirnband befestigt ist. — Im Innern von Wokam sollen noch die Urbewohner leben, die niemals an den Strand kommen und sehr scheu sind. Nach Riedel sollen diese „Gorngai" auf der Insel Kobroar wohnen, während van Hoëvell, der sie Gungai oder Gningai nennt, sie auch auf Wokam wohnen läßt. — Die Bewohner der Aru-Inseln fertigen Netze und Boote ao, fischeo Perlmutter und Trepang und sammeln efsbare Vogelnester und Paradiesvogelhäute für den Handel. Im Dorfe Maëkor sah de Vries eine alte Frau auch mit Töpferei beschäftigt. Sie hielt in der einen Hand einen runden Stein und klopfte daran mit Hülfe eines glatten Holzes den Thon dünn, den sie dann sehnell und geschickt zu Töpfen formte. Die Waffen der Männer bestehen aus Lanzen, Bogen und Pfeilen. Die Lanzenschäfte sind aus Hola und zuweilen mit regelmäßigen, tief eingeschnittenen Figuren verziert, die mit Zinn ausgefüllt werden. Die Lanzenspitzen sind von Eisen oder Knochen. Die 6 bis 8 Fufs langen Bogen sind außerordentlich stark und sie schiefsen ihre mit Eisenspitzen versehenen Pfeile mit großer Sicherheit auf weite Entfernungen. — In Krey, einem heidnischen Dorfe, wurde de Vries festlich empfangen, indem junge geputzte Mädchen des Dorfes einen Tanz vor ihm aufführten. Etwa zwanzig ältere Frauen, ganz nackt, nur mit einem kleinen Schamschurz zwischen den Beinen, machten die Musik. Bei den meisten war die eine Brust ganz vertrocknet, während die andere bis auf die Mitte des Körpers herabfiel. Es soll dies seinen Grund darin haben, daſs die Frauen gewohnt sind, ihre Kinder stets nur an ein und derselben Brust zu säugen (?). Diese alten Frauen waren mit kleinen Trommeln (tifa), Gongs oder Becken versehen. Der Lärm, den diese Instrumente machten, wurde noch übertönt durch das Geschrei der Musikweiber. — Der Reichtum der Bewohner der Aru-Inseln besteht nach de Vries in Elefantenzähnen; woher sie dieselben in so großen Mengen erhalten haben, ist rätselhaft. Das Elfenbein ist allerdings wertlos, da die Zähne ganz schwarz sind, denn man hägt sie zur Erhaltung in den Rauch. Sie dienen ausschliefslich zur Bezahlung des Brautschatzes.

Die Bahher-Inseln (Babar oder Baba), sechs an der Zahl, steigen io einer Reihe senkrecht abfallender Terrassen aus der See empor. Die Bewohner der Inseln sind Heiden, die glauben, daſs der höchste Gott „Upu lere" in der Sonne wohnt. Einmal im Jahre kommt er von der Sonne zur Erde nieder, um diese zu befruchten, und wohnt so lange in einer Figur, die in der Mitte jedes Dorfes für ihn errichtet ist. Um ihm den Abstieg zur Erde zu erleichtern, steht z. B. in dem Hauptort der Inolln Tepa (wo auch der Posthalter [postbonder] wohnt) eine zehnstufige Treppe aus Holz, in das Figuren und Arabesken kunstvoll geschnitzt sind. — Bei allen Festlichkeiten und großen Ereignissen opfert man den Geistern, indem man geringe Teile der geschlachteten Tiere u. s. w. an einem kleinen Galgen für sie aufhängt. Die „suanggi" oder Zauberer spieleo eine gefürchtete Rolle im Volke. de Vries fand einige Spuren für die Annahme, daſs die Bewohner der Bahber-Inseln zur Zeit der ostindischen Kompanie Christen gewesen sein müssen.

Auf der Luang-Sermata-Gruppe besuchte de Vries nur das Christendorf Letluli, das einen sehr angenehmen Eindruck auf ihn machte. Die Bewohoer sind gut gekleidet, freundlich und verstehen die malaiische Sprache, während die Bewohner des angrenzenden heidnischen Dorfes sehr verwahrlost aussahen. Die Bewohner der Gruppe sind bekannt als Gold- und Silberschmiede; die meisten Ohrgehänge, „lorlora", die auf den Teninberinseln getragen werden, sind hier gefertigt. Die Frauen weben schöne Sarongs. Im Gehirge hinter dem Dorfe Letluli liegt ein glocken- oder kesselartiges Gerät aus Metall, welches de Vries für einen uralten Altar für den Sonnendienst hält, wie ihn van Hoëvell auch auf den Key-Inseln und auf Letti gefunden hat. Besondere Ehrfurcht wird dem Dioge von den Bewohoern nicht erwiesen.

Die Letti-Inseln sind nach der größten der sechs Inseln, aus denen die Gruppe besteht, so benannt. Im Orte Serwaru auf Letti wohnt der holländische Beamte (posthouder) und ein Hülfsprediger, der für die Christengemeinden auf Letti und Luaog angestellt ist. de Vries besuchte die Christendörfer Serwaru, Serai, Totukai und Lehulele; die beiden letzteren sind auf hohen Felsplateaus gebaut und nur eine Treppe führt zu ihnen hinauf. Nur zwei schmale Thüren führen durch die Steinmauer hindurch, die die Dörfer umgieht. Hat man eine derselben durchschritten, so sieht man eine Straíse vor sich, die von hohen Mauern begrenat wird. Dahinter liegeo die Stadtteile, die auch durch steinerne Mauern voneinander geschieden sind und auch jedes Haus ist noch durch eine Mauer geschützt. Mitten im Orte liegt ein großer Steinhaufen, auf dem drei Götzenbilder aufgestellt sind. In Lehulele steht direkt dahei die Kirche, die in Tatukai fehlt. Obwohl fast sämtliche Bewohner der vier geoannten Dörfer getauft sind, merkt man wenig vom Christentum; sie sind nach wie vor Götzendieoer. Im übrigen sind sie, namentlich die Männer, gut gewachsene Gestalten. Sie tragen das Haar in einem Knoten am Hinterkopf zusammengebonden. Die Kleidung der Männer besteht aus dem tjidako oder Lendenschurz. Die Frauen wehen ihre Sarongs selbst. — Die Lontar- oder Kolipalme ist auf Letti häufig und wird in allen Teilen von der Bevölkerung angenutzt, in den Ebenen kommt eine sehr hohe, scharfe Grasart vor, die das Reisen recht beschwerlich macht.

Die Insel Roma (nach Riedel Romang) mit dem Hauptort Djerussi ist auch zum größten Teil von Getauften bewohnt, die wohl jeden Sonntag zur Kirche gehen, aber doch jährlich aoch das Parkafest zur Ehre von Upu lere feiern, wobei ihr Regent den Rang eines Oberpriesters bekleidet. Der Ort Djerussi liegt sehr malerisch am Strande, am Fufse einer hohen Felswand von weifsem Kalkstein. Bei manchen der gut gebauten Häuser des Dorfes steht noch ein kleineres Häuschen auf Pfählen, „solder" genannt, in denen die Bilder der Verstorbenen aufbewahrt werden, die man nach dem Tode jeder Person aofertigt, damit man später mit der Seele des Verstorbenen verkehren kann. Man glaubt, daſs die Seele nach dem Tode den Körper verläſst, um nach der bei Roma gelegenen kleinen Insel Nusiata überzusiedeln. Das geschieht auf einem aus einem Palmblattstiel aogefertigten kleinen Schiffchen, in das mao einige Nahrungsmittel hineinlegt und das man dann am

Digitized by Google

Strande ins Wasser setzt, worauf die Seele sofort nach Nusata segelt. Will man nun mit dem Verstorbenen verkehren, so legt man Speiseopfer vor das zurückbehaltene Seelenbild des Verstorbenen, und seine Seele kehrt in das Bild zurück.

Die Insel Kieser (auch Kisar, Kiasar, Kissa oder Makisar genannt) liegt südlich von Roma. Nach Rinnooy soll der eigentliche Name der Insel Jotowawa, d. h. Schafinsel heißen und Kiasar der Name einer Landschaft auf derselben sein. Die Insel ist sehr felsig und erreicht eine ansehnliche Höhe. In der Regenzeit sind die Felsen mit Gras bedeckt, das von Herden von Ziegen, Schafen und Büffeln abgeweidet wird. Nur in den Thälern und Klüften, von der See aus nicht sichtbar, findet man Wald auf Kisser. Vom Ankerplatz Kota lama führt der Weg durch eine Schlucht nach Wonreli, dem Hauptort der Insel. Mais ist die Hauptnahrung der zahlreichen Bewohner auf Kisser. Dieselben haben eine sehr dunkle Hautfarbe, das Haar ist ganz schwarz; auch die Männer lassen dasselbe lang wachsen und tragen es in einem Knoten über der rechten Schläfe aufgesteckt. Man findet drei Stände oder Kasten auf Kisser: Marna, Waru (Bur) und Ate (Stam). — Die ersten bilden den Adelstand, die zweiten sind freie Arbeiter, die dritten Sklaven im Dienste der Adeligen. Die Stände sind strenge voneinander geschieden. Heiraten unter den verschiedenen Ständen kommen nur höchst selten vor. Über allen drei Ständen stehen dann noch die sogenannten „Mnatias". Es sind keine ursprünglichen Bewohner des Landes, sondern Abkömmlinge von Europäern, die sich streng von den Eingeborenen abgeschlossen hielten, nur untereinander heirateten und so den europäischen Typus gut bewahrten. Holländisch verstehen die Leute aber nicht mehr und sind auch in ihren Sitten und Gebräuchen vollkommen Eingeborene und Heiden geworden. Sie wohnen alle in Kota lama. Die Orte Wonreli, Lebelau, Pura-pura, Absnur und Ramaha sind von Christen bewohnt; ihr Christentum ist aber ein sehr oberflächliches. Die Heiden auf Kisser verehren als höchsten Gott auch Upu lere, der in der Sonne wohnt (auch Lokor oder Hukauhé genannt); eine weibliche Gottheit ist die Erde, „labé" genannt. Götzenbilder kennt man nicht. Ein Symbol von Upu lere ist die „palita", d. h. Laterne aus trockenen Lontarblättern. Die hohen Götter werden auch zusammen „Makrôm", d. h. Herr, genannt, auch die Christen nennen Gott „Ika Makrômde", d. h. unser Herr. — Jedes Dorf hat noch seinen besonderen Schutzgott, „Lernula", d. h. oberste Meßschnur genannt. Es ist die Meßschnur, die beim Abmessen der verschiedenen Teile eines neu gebauten Hauses benutzt wurde. Ist das Haus fertig, so wird die Schnur um ein Stöckchen in Form eines Ruders gewickelt und zwischen den Blättern des Daches aufbewahrt, wo man ihm bei jeder besonderen Gelegenheit Speisen vorsetzt. Diese Hausgötter werden als die Kinder des „tali sipat tna" betrachtet, der von C. M. Pleyte im Globus Bd. 70, S. 347 beschrieben und abgebildet wurde.

Auch die Geister der Verstorbenen verehrt der Bewohner von Kisser.

G-y.

Bücherschau.

Prof. Dr. Gustav Hertel: Die Wüstungen im Nordthüringgau. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen. Mit einer Wüstungskarte. 559 S. Halle, Otto Hendel, 1899.

Schon die von Dr. G. Reichel im großen Maßstabe 1:100000 entworfene Wüstungskarte zeigt uns, welchen Wert dieses Werk auch für die Siedelungskunde besitzt, da hier in der anschaulichsten Weise die frühere Bedeckung des in Rede stehenden Gebietes mit einer weit größeren Anzahl selbständiger Ortschaften, als es heute der Fall ist, klar vor Augen gestellt wird. Voreilige Schlüsse aus dieser dichteren Ortschaftsverteilung zu ziehen, bewahrt uns aber der ausführliche Text des mit großer Mühe und Sorgfalt zusammengestellten Werkes, welches freilich in erster Linie rein geschichtlicher Natur ist, aber für die Landeskunde des alten Nordthüringgaus sehr wichtigen Stoff beibringt, zu welchem auch der Geograph nicht vorübergehen darf. Das Gebiet, dessen Wüstungen hier in der ausführlichsten Weise verzeichnet sind, umfaßt heute die Kreise Magdeburg, Wolmirstedt, Gardelegen, Oschersleben, Wanzleben, Kalbe und die Grafschaft Mühlingen, Teile des alten Nordthüringgaus, dessen Grenzen der Verfasser festigt, wobei er mit Recht das Schwankende der Westgrenze gegen den Derlinggau hervorhebt. „Als die ältesten Bewohner des Gaues müssen wir die Thüringer ansehen, nach denen er den Namen erhalten hat." Ein Eingehen auf die vorthüringische Zeit, eine Benutzung der schönen Arbeit Seelmanns, die gar nicht erwähnt ist, eine größere Berücksichtigung der Ortsnamen, zumal der echt thüringischen auf -leben, würde wohl in dem einleitenden Kapitel zu manchen Aufhellungen geführt haben, die jetzt zu vermissen sind. Sehr dankenswert ist das Eingehen des Verfassers auf die natürliche Bodenbeschaffenheit, um aus dieser die Erklärung für die Besiedelung und andererseits auch für das Entstehen von Wüstungen abzuleiten. Der Name der „Börde" wird erläutert und dabei einmal auf ahd. berau, tragen, als fruchtbares Land und dann auf ndd. borde Bezirk, Landschaft hingewiesen. Nach der geognostischen Erläuterung, im Anschluß an Wahnschaffe, hätten wir auch Aufklärung über die prähistorischen Verhältnisse gewünscht, die in ihren Funden oft von Wichtigkeit für die Lage der Wüstungen, welche an vorgeschichtliche Siedelungen sich anschließen, von Belang sein können. Aus der Arbeit ergiebt sich nun, daß bei einer sehr viel geringeren Anzahl von Bewohnern in alter Zeit die Zahl der besachsarten Orte eine viel größere gewesen ist als heutzutage. Freilich waren die Ortschaften auch wieder viel kleiner, und um wie viel Einzelsiedelungen es sich dabei handelt, läßt sich nicht mehr bestimmen, wenn auch die Ortsnamen auf -rode, -leben u. a. auf solche Einzelsiedelungen hinweisen. Jedenfalls war zur Zeit der Ottonen, mit welcher der reichere Urkundenschatz beginnt, der Nordthüringgau mit weit mehr Dörfern als heute bedeckt. Gegen 300 Wüstungen sind von Hertel nachgewiesen, eine Zahl, welche die der bestehenden Orte um mehr als das Doppelte übertrifft. Daß diese 900 aber alle verschwundenen Dörfer ausmachen, ist selbstverständlich nicht der Fall.

Sehr eingehend werden die Ursachen erwogen, die zum Wüstwerden so vieler Dörfer führten. „Den Gewinn davon hatten meistens die Städte, aber auch diejenigen Dörfer, welche bestehen blieben. Daher kommt es, daß es gerade im Bezirk des Nordthüringgaus kleine Dörfer kaum noch giebt." Den Hauptteil des Werkes nimmt das alphabetische Verzeichnis der Wüstungen nach den urkundlichen Belegen ein, welches dadurch noch zu einer zuverlässigen Quelle für die Ortsnamenkunde des Nordthüringgaus wird. Ein sorgfältiges Register schließt das nützliche Buch.

F. J. P. van Calker: De ontwikkeling onzer kennis van den Groninger Hondsrug gedurende de laatste eeuw. (Bijdragen tot de kennis van de provincie Groningen, Deel 1, p. 195—224, 1901.)

Die an Versteinerungen reichen Hügel bei Groningen, der sogen. Hondsrug, haben schon lange die Aufmerksamkeit der Geologen auf sich gezogen und eine recht umfangreiche Litteratur hervorgerufen. Wenn der Verfasser der vorliegenden Abhandlung die Fortschritte in der Kenntnis dieses Rückens während des verflossenen Jahrhunderts erörtert, so giebt er damit zugleich eine Geschichte der Geologie im kleinen; von der so unendlich großen Verschiedenheit, wie man die Entstehung der Geschiebe am Anfang und am Ende des Jahrhunderts erklärte, ist die Litteratur über den Groninger Hondsrug ein deutlicher Beweis. Von älteren Theorieen über den Ursprung der Groninger Gesteinsmassen angesehen, war L. A. Cohen der bedeutendste Forscher, der

Digitized by Google

die Erscheinungen nach der Drifttheorie zu erklären bemüht war (1841); manche Punkte blieben aber rätselhaft. Nachdem Torell 1875 die Hypothese der Eisbedeckung aufgestellt hatte, hat besonders der Verfasser die Richtigkeit derselben auch für den Hondsrug darzulegen gesucht. Durch systematische Sammlung erratischer Blöcke aus dem Blocklehm und Benutzung der bei Tiefbohrungen gewonnenen Ergebnisse ist er zu der Überzeugung gekommen, daß nur eine einzige Lage Blocklehm vorhanden ist und diese als die Gletschergrundmoräne der sogen. zweiten Eiszeit anzusehen ist; eine Endmoräne ist im Süden der Stadt Groningen nachzuweisen. Ob auch noch Reste von älteren oder jüngeren Moränenablagerungen zu finden sind, und ob aus den Diluvialbetten der genauere Verlauf der Ablagerung erschlossen werden kann, muß die weitere Untersuchung lehren. Vorläufig heben wir hier nur eine Eisbedeckung anzunehmen.

B. Hansen.

Dr. Heinrich Schurtz: Urgeschichte der Kultur. Mit 434 Abbildungen im Text, 8 Tafeln in Farbendruck, 15 Tafeln in Holzschnitt und Tonätzung und 1 Karte beilage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1900.

Würdig reiht sich das neue Werk von Schurtz seinen im gleichen Verlage erschienenen Vorgängern an, welche wie Ratzels „Völkerkunde" und Reukes „Der Mensch" heute an erster Stelle unter der nicht gerade geringfügigen Litteratur über die Wissenschaft von Menschen stehen. Das Buch von Schurtz, welches, wie Verfasser auf S. VI des Vorwortes selbst zugesteht, auch einen anderen Titel hätte erhalten können (wir möchten z. B. „Allgemeine Völkerkunde" als solchen vorschlagen), ergänzt namentlich Ratzels „Beschreibende Völkerkunde" in der denkbar glücklichsten Weise. Die Erforschung der Entstehung des Kulturbesitzes der Menschheit bildet ja heute die alleinige Aufgabe der wissenschaftlichen Ethnologie und ihrer Zweigwissenschaften, und das Buch von Schurtz ist wohl das erste, welches die bis heute festgestellten Thatsachen in übersichtlicher, dabei gemeinfaßlicher Darstellung vor Augen führt und in einwandfreier Weise deutet, ohne sich zu gewagten Hypothesen fortreißen zu lassen. Das ist ein großer Vorzug dem sonst so brauchbaren älteren Werke von Lippert gegenüber, welch letzteres uns auch über die materiellen Kulturbesitztümer gar zu kurz hinweggeht. Schurtz teilt sein Buch in fünf große Abschnitte ein, welche nacheinander die Grundlagen der Kultur, die Gesellschaft, die Wirtschaft, die materielle und geistige Kultur behandeln und vollkommen gleichmäßig, mit einer gründlichen Durchdringung des fast unübersehbaren Stoffes, gearbeitet sind. Die vom Verfasser aus vielen Gebieten der Völkerkunde gelieferten eingehenden Specialarbeiten haben den Inhalt manches Abschnittes nicht beeinflußt und zu ausführlicherer Darstellung Anlaß gegeben, ein Umstand, der dem Werke nur erhöhte Bedeutung verleiht. Und gar manche neue Gedanke, manch neue Beweisführung hätte darauf schließen, daß wir vom Verfasser noch weitere wichtige grundlegende Ergebnisse seiner Forschungen nur erhoffen dürfen. Beispielsweise verweisen wir nur auf die S. 99 gegebene, sowohl neue als geistreiche Auseinandersetzung der Rolle, welche Altersklassen und Männerbünde bei der Entstehung der primitiven Gesellschaftsformen gespielt haben. Schurtz' Darstellung ist geeignet, in den herrschenden Anschauungen über den Gegenstand vielleicht einen gründlichen Umschwung hervorzurufen.

Weiter möchten wir an dem Buche rühmen die Klarheit der Darstellung, die Vermeidung des die Lesbarkeit erschwerenden Citatenballastes, die Bescheidenheit, mit der die eigenen Anschauungen vorgetragen werden, die besonnene Kritik, welche an die Lehren anderer geknüpft wird. Kurz, wir können dem Buche nur die weiteste Verbreitung wünschen, und möge es dazu beitragen, das in großen Kreisen der Gebildeten leider vielfach noch fehlende Verständnis für die Probleme der Völkerkunde neu zu schaffen und zu beleben.

Die Ausstattung des Werkes ist, wie wir dies bei der Verlagshandlung gewohnt sind, eine äußerst reiche. Die mit Verständnis gewählten Abbildungen sind zum großen Teile bisher unveröffentlicht, die übrigen bewährten Vorbildern nachgezeichnet. Störend wirken nur die im Texte beständig sich wiederholenden Verweise auf die oft nur im losen Zusammenhange mit der schriftlichen Darstellung stehenden Illustrationen. Da letztere ohnehin mit Erklärungen versehen sind, hätten jene Verweisungen füglich entfallen können.

Der Preis des Buches (18 Mark) ist bei der Ausstattung des Werkes ein erstaunlich mäßiger zu nennen.

Horn (N.-Ö.). Dr. Rich. Lasch.

Alfred Baß: Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. Eine volkstümlich-sprachwissenschaftliche Untersuchung. Leipzig, in Kommission von E. Lucius, 1901.

Man kann nicht sagen, daß die Erforschung der im welschen Sprachgebiete liegenden deutschen Inseln erkaltet sei; daß dieses nicht geschieht und auch Reisende mehr und mehr dorthin gehen, um die versprengten Stammesgenossen kennen zu lernen, ist vom nationalen Standpunkte aus zu begrüßen und trägt zur Erhaltung dieser Sprachinseln bei. Auch der Verfasser hat die links der Etsch gelegenen einsamen deutschen Dörfchen im Fersenthal, das so oft beschriebene Lusern, sowie die deutschen Reste der 7 und 13 Gemeinden in Oberitalien wiederholt besucht und zu seinen an Ort und Stelle gewonnenen Erfahrungen die Studien gefügt, welche eine reiche, aber sehr zerstreute Litteratur ihm darbot. Das Verzeichnis der letzteren am Schlusse der Schrift soll nicht vollständig sein, bietet aber namentlich an Aufsätzen in schwer zugänglichen Zeitungen außerordentlich viel. Von wichtigeren Schriften vermissen wir nur C. P. Trevirox Raccolta di proverbi veneti, welche gegen 300 deutsche Sprichwörter aus den sieben vicentinischen Gemeinden in der Mundart bringen.

Während sonst die Schilderer und Besucher der Sprachinseln sich meist auf die landschaftlichen, sprachlichen und nationalen Verhältnisse derselben beschränken und namentlich in letzterer Beziehung der Kampf mit dem Welschtum betonen, finden wir bei Baß neben diesem noch eine sehr zeitgemäße Bearbeitung des Volkswirtschaftlichen, besonders ausführlich bei Lusern, wo die Volkspoesie und Volksmedizin, der Aberglaube und die Wettersegen, Feste, Spiele, Sitten, Gebräuche, Hausgewerbe erörtert werden und in allem sich der innige Zusammenhang mit dem bayrischen Volkstum deutlich erkennen läßt, worauf auch die Mundart hinweist. Mit den „Nachkommen der Cimbern" ist ja ein für allemal aufgeräumt und auch dem Verfasser haben wir mit Zimmerleuten, Waldholzfällern zu thun, weshalb er auch für sie die Schreibart Zimbern gebraucht. Lusern und die deutschen Sprachinseln im Fersenthal sind jetzt wieder nationalpolitisch wichtig, wenn auch fortgesetzte Unterstützung durch den Schulverein und Auffrischung der Gesinnung durch deutsche Reisende in die schönen Alpenlandschaften notwendig erscheinen. Anders steht es mit den kümmerlichen deutschen Sprachresten der 7 und 13 Gemeinden innerhalb der politischen Grenzen Italiens, deren völliges Erlöschen wohl bevorsteht. In der ersteren ist Deutsch noch bei 8000 Einwohnern (in Asiago 2½ Stege, Roben, Rotzo, Foza) Muttersprache, während in den 13 Gemeinden nur Giesten und Funta kümmerliche deutsche Sprachreste zeigen.

Die Schrift ist eine vorzüglich unterrichtende und zusammenfassende; sie bringt auch ein Kärtchen und gute Abbildungen der fernab von den Verkehrsstraßen liegenden deutschen Dörfer.

R. Andree.

Report on the Census of Porto Rico 1899. Washington, Government Printing Office, 1900.

In Nr. 7 des 79. Bandes dieser Zeitschrift, S. 113 hatten wir der nach Inhalt und wissenschaftlicher Anstattung in gleicher Weise vorzüglichen Veröffentlichung des Kriegsdepartements der Vereinigten Staaten von Nordamerika über den Census von Kuba zu gedenken; unmittelbar an diese Veröffentlichung hat sich nunmehr eine gleiche über den Census von Porto Rico 1899 geschlossen, der wir ebenmäßig auch die gleichen Vorzüge wie der früheren nachrühmen müssen. Die Leitung des Census von Porto Rico lag in denselben Händen wie die des kubanischen, Lieutenant Colonel J. P. Sanger war der Direktor, Henry Gannet und Walter F. Wilcox die statistischen Sachverständigen, von denen wohl der letztere nach seiner Stellung im Verwaltungsapparate des großen amerikanischen Census als der Macher und Leiter der Erhebung anzusehen sein wird. Unter Einteilung der Insel in 917 einzelne Zählbezirke wurde das Material der Erhebung, welche sich hier neben der Bevölkerung namentlich auch auf die Landwirtschaft bezog, durch spezielle Zähler und Zählungskommissionen in der Zeit vom 10. November bis zum 20. Dezember 1899 an Ort und Stelle festgelegt, zum erstenmal wurden dabei in gleicher Weise wie bei dem Census von Kuba auch Personen weiblichen Geschlechts als Zähler mit herangezogen, und zwar dem Ansehein nach mit durchaus günstigem Erfolge; der Veröffentlichung sind auch hier zahlreiche Abbildungen der Zählungskommissionen beigefügt, ein gewiß erfolgreiches Mittel, um die Thätigkeit für Censuserhebungen zu beleben. Trotz des im allgemeinen gleichartigen Charakters der beiden Censusveröffentlichungen, welcher sich besonders auch in der äußeren Ausgestaltung, der reichlichen Beigabe gut ausgeführter Abbildungen, Karten

Digitized by Google

Diagramme usw., desgleichen in der ganzen stofflichen Anordnung zeigt, weichen sie inhaltlich doch nicht unwesentlich voneinander ab. Die geschichtliche Entwickelung, die politische Einteilung und Verwaltungsorganisation, die allgemeine wirtschaftliche Lage, die geographischen Verhältnisse, Klima, Fauna, Flora usw., welche für Kuba eingehender dargestellt waren, sind für Porto Rico nur kurz berührt, weil in dieser Beziehung einerseits in jüngster Zeit bereits verschiedene gute Veröffentlichungen erschienen waren, andrerseits Spezialbearbeitungen begonnen und in der Ausführung begriffen sind, denen man nicht vorgreifen wollte; aus denselben Gründen fehlt bei Porto Rico auch die eingehende Darlegung über das Erziehungswesen. Dahingegen ist die Bevölkerung von Porto Rico nach alle den einzelnen Beziehungen hin, nach dem Fortschreiten, nach dem Geschlecht, nach dem Alter, nach der Rasse, nach der Gebürtigkeit, nach der Art des Zusammenlebens, nach Stadt und Land, nach Schulbildung, nach Beruf usw. auf das eingehendste und mit besonderer Ausführlichkeit zur Darstellung gebracht worden. In der Zeit von 1887 bis 1899 hat sich die Gesamtbevölkerung um 19 Proz. vermehrt, während in den 10 Jahren vorher, 1877 bis 1887, die Vermehrung nur 9 Proz. und in dem noch weiter zurückliegenden Jahrzehnt 1867 bis 1877 14 Proz. betrug, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts aber etwa 25 Proz. in je 10 Jahren, von 1810 bis 1830 und sodann wieder von 1860 bis in die jüngste Zeit schreiten die weiße Bevölkerung schneller als die farbige fort; von 1830 ab ist das frühere Überwiegen der Farbigen in ein Überwiegen der Weißen umgeschlagen. Die Gesamtbevölkerung Porto Ricos beliefe sich nach dem Census auf 953243 Personen, und zwar waren davon 589426 Weiße (61,8 Proz.) und 363817 Farbige (38,2 Proz.); von den Farbigen waren wiederum 83,6 Proz. Mischlinge. Auf der Quadratmeile (2,6) wohnen im Durchschnitt 264 Personen, eine Bevölkerungsdichtigkeit, welche als eine verhältnismäßig vorgeschrittene anzusehen ist, sie ist siebenmal so groß als die von Kuba, zweimal so groß als die des Staates Pennsylvanien und entspricht etwa der des Staates New Jersey; auf die städtische Bevölkerung — als Städte sind alle Ortschaften mit 1000 mehr Einwohnern angesehen — entfallen 209792 oder 21,4 Proz. der Gesamtbevölkerung; von letzterer haben 6,5 Proz. eine höhere Bildung genossen, 14,5 Proz. können lesen und schreiben ohne weitere Ausbildung, 1,6 Proz. können nur lesen, ohne zu schreiben, 83,2 Proz. können weder lesen noch schreiben, bei 0,2 Proz. fehlt die nähere Feststellung. Neben der Bevölkerung ist der Anbau und die Benutzung des Grund und Bodens unter der Berücksichtigung des Viehstandes und der ganzen Ausgestaltung der Anwesen und Farmen in einer besonders eingehenden Weise behandelt worden, eigens umfangreiche Abschnitte sind dabei den hauptsächlichsten Anbauplätzen, dem Kaffee und dem Zuckerrohr, sowie daneben auch dem Tabak, gewidmet und es gelangt in diesem der Anbau in allen seinen Einzelheiten zur näheren Darstellung; auf den Kaffeeanbau kommen 41 Proz. des in Kultur befindlichen Grund und Bodens, auf den Anbau des Zuckerrohrs 15 Proz., auf den des Tabaks aber nur 1 Proz.; Kaffeeplantagen bestehen 21493, Zuckerplantagen 2336. — Die ganze Bearbeitung des Census, wie sie uns in dem Werke entgegentritt, muß als eine durchaus sachgemäße und gute anerkannt werden, das Material der zahlreichen und eingehenden Tabellen ist in der textlichen Darstellung in seinem Gesamtergebnis vorgeführt und nach den verschiedenen Richtungen hin unter Klarlegung der besonderen Verhältnisse und Zurückgreifen auf die geschichtliche Entwickelung erörtert worden, womit gleichzeitig ein Überblick über die allgemeine Lage der Insel erzielt wird; durch Karten, Abbildungen usw. ist dem Ganzen auch nach dieser Richtung hin noch eine weitere Vervollkommnung gegeben; so schließt sich das Werk den früheren Veröffentlichungen in jeder Beziehung würdig an.

Braunschweig. Dr. F. W. R. Zimmermann.

Henri Zondervan: Allgemeine Kartenkunde. Ein Abriß ihrer Geschichte und ihrer Methoden. Mit 32 Figuren im Text und auf 5 Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner, 1901. Gr. 8°. X u. 210 S. 5,20 M.

Je mehr die Karte die Grundlage der Geographie wird, desto mehr wird das wirkliche Verständnis derselben ein Bedürfnis, zumal für den Geographielehrer, der nicht nur selber im stande sein muß, die Karte gründlich zu lesen, sondern seinen Schülern die Fähigkeit dazu beizubringen soll. Bisher gab es kaum ein Buch, das über alle dabei in Betracht kommenden verschiedenartigen Fragen Aufschluß gab, die meisten beschränkten sich auf die Kartenprojektionslehre oder zogen höchstens noch, wie die kleine und sonst recht ansprechende „Kartenkunde" aus der Sammlung Göschen, die Typographie heran. Im vorliegenden Buch bietet nun der auch durch andere geographische Arbeiten bekannte niederländische Verfasser den ersten Versuch, eine vollständige, wenn auch keineswegs erschöpfende Übersicht über das ganze Gebiet der Kartenkunde zu bringen. In sieben Kapiteln werden in demselben behandelt: 1. in einem historischen Überblick die Geschichte der Kartographie, 2. die Topographie, 3. die Kartenprojektionslehre, 4. die Situations- und Terrainzeichnung, 5. die Kartenproduktion, 6. die Kartometrie und Kartenkritik und 7. die Schlußkarten. Jedem Kapitel geht eine Zusammenstellung der wichtigsten Litteratur voran, und auch in zahlreichen Noten finden sich noch vielfache Hinweise zu einem tieferen Eindringen. Daß das Referenten-„Leitfaden zur Geschichte der Kartographie" dabei hat gute Dienste leisten können, gereicht demselben zu großer Befriedigung. Außer den zur Projektionslehre notwendigen Figuren ist besonders das Kapitel über die Situations- und Terrainzeichnung noch durch mehrere Abbildungen erläutert. Ein genaues Inhaltsverzeichnis und ein Register erleichtern das Auffinden gesuchter Gegenstände. Ich hatte das Zondervansche Buch für ein recht brauchbares und empfehle dasselbe allen, die sich mit der Kartenkunde näher befassen wollen. Für eine neue Auflage, die gewiß bald nötig wird, bemerke ich zum Schluß noch einige Einzelheiten. In den Litteraturangaben fehlt auffallenderweise Matteo Fiorinis hervorragendes Werk über die Kartenprojektion (Bologna 1881, 703 S. mit Atlas in 11 Tafeln). Das S. 31 angeführte Buch über Erd- und Himmelsgloben von demselben Verfasser ist nicht von Hammer, sondern von Siegm. Günther deutsch bearbeitet. Als eine der ältesten Karten verdient auch die vor einigen Jahren aufgefundene Mosaikkarte von Madaba in dem historischen Überblick Erwähnung.

Bremen. W. Wolkenhauer.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Eine Renntierstation wurde im April zu Neustadt a. d. Hardt bloßgelegt und festgestellt. Bei Kellervergrößerungen stieß man in einer Tiefe von 3 bis 3½ m in braunem Lehm, der den Löß unterlagert, auf Stangen, Schalenteile, Schenkelknochen vom Ren (Rangifer Tarandus). Eine Stange trägt einen muldenförmigen Einschnitt, der vielleicht vom Menschen herrührt, wie zu Balve. In einer Entfernung von 2½ m und zwar in gleicher Tiefe lagen zwei mächtige Molaren (22 und 20 cm Länge auf 10 und 12 cm Höhe) vom Mammut (Elephas primigenius) und ferner eine Kniescheibe von demselben Tiere. — Das Ren ist in der Vorderpfalz ein Novum, während es am Völklinshafen im Oberelsaß, Mosbach bei Wiesbaden, Menzingen bei Freiburg (Tauberg; vergl. „Archiv für Anthropologie", VIII. Band) bereits bekannt und in den letzten zwei Stationen als mit dem Menschen gleichzeitig festgestellt ist. — Die obigen Funde gelangten in den Besitz des Museums der Pollichia zu Dürkheim a. d. H., in dem sich bereits entsprechende Diluvialreste von Neustadt a. d. H., Germersheim, Dürkheim befinden. C. Mehlis.

— Die Fallen der amerikanischen Indianer, welche oft sehr sinnreich hergestellt sind, hat Otis T. Mason zum Gegenstande einer Studie gemacht (Amerikan Anthropologist 1900, no. 4, p. 357). Er unterscheidet drei Hauptabteilungen von Fallen: 1. Einschlußfallen, welche das Tier nur fangen, ohne ihm Schaden zuzufügen. Dahin gehören Hürden, Dämme, Umzäunungen, Käfige, Fischreusen, Fallgruben, Fallen mit Schlupfthüren. 2. Fesselfallen, in denen das Tier am Halse oder Fuße gefesselt wird, ohne es sofort zu töten. Dahin stellt Mason Netze, Angeln, Schlingen, Sprenkel und Vogelleim. 3. Sofort tötende Fallen, die durch Stoß, Schlag, Schuß sofort das gefangene Tier töten. Es gehören hierhin Fallgewichte, Selbstschüsse usw. Die verschiedenen Arten, welche Indianer in Nord- oder Südamerika anwenden, werden geschildert und mit Beispielen belegt. Das Thema ist noch nirgends im Zusammenhang für alle Naturvölker behandelt, bei denen man oft sehr sinnreiche Fanggeräte findet, welche auf fortgeschrittene mechanische Kenntnisse deuten.

Digitized by Google

— In einem zusammenfassenden Bericht sprach Dr. Meinardus im Berliner Zweigverein der deutschen meteorologischen Gesellschaft am 16. April über den Staubfall am 10. und 11. März d. J., ein Phänomen, das durch die Grossartigkeit seiner Erscheinung aufgefallen ist, da es, in Form eines Bandes zwischen dem 10. bis 20. Grad östl. L. und 30. bis 35. Grad nördl. Br., von Afrika bis zu den dänischen Inseln sich erstreckend, ein Gebiet von 2800 km Länge und 2 500 000 qkm Inhalt überflog. Die aufserordentliche Stärke der Erscheinung hat es ermöglicht, sie in ihrem Verlaufe genau zu beobachten. Am Morgen des 9. März wurde sie bei intensiv trockener Luft zuerst in Biskra (Algier) und in Tripolis gesehen, am Abend desselben Tages hatte Sizilien erreicht, an dessen Küste sie heftige Stürme entfachte. Am Sonntag, 10., verursachte sie in Neapel bei zugemein dicker, schwüler Luft einen alles durchdringenden Staubfall, der zunächst die Vermutung eines vulkanischen Ausbruches des Vesuvs nahe legte. Rom erreichte sie um 10 Uhr nachmittags, Pisa um 10 Uhr abends in Begleitung heftigen Schlammregens; sodann überflog sie unter Gewittererscheinungen die Alpen, gelangte am 11. früh in die bayerischen Alpenthäler, zwischen 10 und 11 Uhr ins thüringische Flachland und erreichte Berlin um 11 Uhr vormittags, um über Pommern, Mecklenburg und einen Teil von Preufsen überfliegend, am Nachmittag des 11. März mit starkem Schneefall auf der Insel Seeland zu enden. Die Ursache der Erscheinung ist nach mikroskopischer Untersuchung des Staubes, die Quarz mit Eisenoxider gemischt ergab, auf einen ungeheuren Cyklon in der Wüste Sahara oder noch weiter südlich gelegenen Gebietsteilen zurückzuführen. Die Wetterkarte zeigt am 10. morgens eine Depression über Tunis, die mit zerstörender Gewalt in 36 Stunden bis zur Ostsee ein Gebiet von 1800 km Ausdehnung mit einer Geschwindigkeit von 50 bis 60 km in der Stunde durcheilte. Die Menge des gefallenen Staubes wurde durch Messung in Neapel auf 11 g, in Südholstein durch Saugapparate in auf 1 g für den Quadratmeter bestimmt; auf Grund dieser Ermittelungen kann die Menge des niedergefallenen Staubes auf $1^1/_2$ Mill. Tonnen berechnet werden. Ähnlich wie bei dem vulkanischen Ausbruche auf Krakatau im Jahre 1884 wurden auch diesmal prachtvolle Dämmerungserscheinungen beobachtet.

— Von den Zuständen in der Negerrepublik Haiti entwirft der Engländer H. Prichard in seinem Buche „Where Black rules White“ (London 1900) das denkbar traurigste Bild. Die Hauptstadt des Landes befindet sich stetig im Belagerungszustande; das Heer besteht aus 6500 Divisionsgenerälen, 7000 anderen Offizieren und 15 000 Gemeinen; die Landstrafen stehen unter Wasser, und Prichard erzählt, dafs er in zwei Stunden auf der Hauptstrafse ein und denselben Fufs 81 mal überschritt; die Brücken befinden sich in einem Zustande, dafs ein Sprichwort besagt: Wenn du eine Brücke siehst, so umgehe sie; schlimmste und brutalste Militärherrschaft ist das gewöhnliche Regierungssystem. Ein organisiertes System der Unterschlagung ist die anerkannte Ordnung der Dinge unter allen Staatsbeamten, so dafs ein anderes „nationales“ Sprichwort besagt: Den Staat zu betrügen ist kein Raub. Der Land strikt schnell in die schwärzeste Barbarei hinab. Der Katholizismus, der ehedem Staatsreligion war und es nominell auch jetzt noch ist, ist thatsächlich durch den Vaudouzkult mit seinen Menschenopfern, abscheulichen Orgien und Kannibalismus ersetzt. Unter solchen Umständen darf es nicht überraschen, dafs, während zu Beginn des 19. Jahrhunderts 40 000 Weifse in Haiti lebten, heute nur noch kaum 800 vorhanden sind, deren Zahl sich natürlich nicht vermehrt: können doch Weifse keinen Landbesitz haben, haben sie doch keine Aussicht auf Erfolg vor den Gerichtshöfen, und betrügt sie der Staat doch bei jedem Geschäft. — Prichards Schilderung ist wohl etwas übertrieben, aber trotzdem liefern die Zustände in Haiti den Beweis für die Behauptung, dafs die emanzipierten Schwarzen sich nicht selbst regieren können.

— Aus dem Verwaltungsbericht des westpreufsischen Provinzialmuseums für das Jahr 1900 entnehmen wir, dafs fossile Wassernüsse (Trapa natans) jetzt schon an 16 Stellen in dieser Provinz gefunden sind. Die meisten Fundorte liegen im Osten der Weichsel. Der niedrigste liegt unterhalb des jetzigen Ostseespiegels, der höchste 195 m hoch. Lebend kommt die Art in Westpreufsen nicht vor. Wir möchten bei dieser Gelegenheit auf einen Umstand hinweisen, welcher bei den Untersuchungen über die Ursachen des Rückganges dieser interessanten Pflanze bisher übersehen wurde. Trapa ist einjährig. Und wie fast alle einjährigen Pflanzen mufs sie von Zeit zu Zeit den Standort wechseln. Die flachen Gewässer, in welchen sie lebt, wachsen zu oder trocknen aus. Wie kommen nun die grofsen schweren Nüsse in andere Seen und Teiche? Wurden sie etwa in der Urzeit durch watende Elche und Wisente verschleppt? Oder kletterten sie sich in den Pelz des Bibers?

E. H. L. Krause.

Nach dem Berichte des britischen Gouverneurs für 1900 läfst die Insel Cypern in ihrer Entwickelung einige, wenn auch langsame Fortschritte erkennen. Trotzdem die Einnahmen sich steigern, hat die Insel, seitdem Grofsbritannien seine Hand darauf legte, diesem bis jetzt 40 Millionen Mark Zuschüsse gekostet, was namentlich dadurch verursacht wird, dafs jährlich an die Türkei ein hoher Tribut gezahlt werden mufs. Die Einfuhren (zumeist Manufakturwaren) werteten rund 5 500 000 Mark, die Ausfuhren (meistens nach England und der Türkei) betrugen rund 5 300 000 Mark. Wein ist das Haupterzeugnis, das im letzten Jahre 37 Millionen Gallonen lieferte, wovon $1^1/_2$ Millionen ausgeführt wurden. Im Aufschwunge befindet sich die Spiritusenbrennerei, die einen guten „Cognac“ liefert. Es folgen auf den Wein Seidenzucht, Schwammfischerei und der Getreidebau, bei dem die alten artämlichen Ackergeräte durch bessere, z. B. den indischen Pflug, ersetzt werden. Das vorige Jahr lieferte $1^1/_2$ Millionen Bushel Weizen und 2 Millionen Bushel Gerste. In Bezug auf Strafsenbau und Bewässerung ist schon manches geschehen, aber mehr ist noch zu thun.

— Wegebauten auf Island. Seit der Thätigkeit des norwegischen Ingenieurs Hovdenak um die Mitte der 80er Jahre ist man auf Island allgemein zur Erkenntnis gekommen, dafs die Anlage von Fahrwegen in den dichter bewohnten Landesteilen eine Notwendigkeit sei. Auch der isländische Landtag (Althing) trug diesen Anschauungen Rechnung durch seine Vorlage vom 13. April 1894, worin er den Bau von folgenden neun Fahrstrafsen befürwortete: 1) Südost: Von Reykjavik nach Thingvellir und dem Geysir, von Reykjavik nach Eyrarbakki und von dort zwei Strecken in die Arnes- und die Rangárvalla-Sýsla hinein. Im Westen: Vom Borgarfjord landeinwärts. Im Norden: Von Bitrufjörd westwärts in der Richtung auf den Midfjord, ferner von Saudárkrókur landeinwärts, desgleichen von Akureyri (bis Saurbaer) und von Húsavik nach Reykjadalur. Im Osten: Von Búdareyri am Reyðarfjord nach dem Lagarfljót. — Alle diese Wege würden insgesamt eine Länge von 43 Meilen haben, ihre Gesamtkosten belaufen sich einschliefslich der Unterhaltungskosten auf rund 1 Million Kr. Vorläufig fertig sind zum grofsten Teil die Wege von Reykjavik über Eyrarbakki in die Rangárvalla-Sýsla, von Reykjavik nach Thingvellir, sowie von Akureyri landeinwärts. Man erwartet mit Recht von diesen Wegebauten einen grofsen Aufschwung des Landes durch Verbilligung der Frachten im Innern (schon jetzt werden hier und da Wagen gebraucht), durch gröfsere Ausnutzung des Bodens, durch stärkere Bevorzugung der einträglichen Rindviehzucht vor der Schafzucht, durch die Möglichkeit für die Bauern, ihren Pferdebestand herabzusetzen, durch Erleichterung des Zusammenschlusses der Landbevölkerung, Gründung von Meiereien u. a. m. Die Anlage von einfachen Kreis- und Kirchspielwegen wird eine natürliche Folge jener Wegebauten sein. Der Bau von Schmalspurbahnen, der auch vielfach erörtert wird, empfiehlt sich nicht wegen ihrer zu grofsen Kostspieligkeit. (Nach Sigurður Thoroddsen. Up vegi. In Aadvari 1900, der Zeitschrift des isländischen Vereins der Volksfreunde.)

R. Paileske.

— In den Annalen der Hydrographie u. s. w. (Märzheft 1901) ist ein Vortrag abgedruckt, den Kapitän G. Reinicke über die Meteorologie in der modernen Schiffahrt vor der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig gehalten hat. In sehr anschaulicher Weise behandelt er unter häufiger Heranziehung von Beispielen aus der eigenen Berufsthätigkeit die Wichtigkeit, welche Kenntnisse in der Meteorologie für den Führer eines Dampfschiffes, insbesondere aber für den eines modernen Segelschiffes besitzen, und in Verteile, welche ein Kapitän, der die Ergebnisse der Meteorologie zu benutzen versteht, vor einem anderen voraus hat, der nur auf gut Glück, d. h. ohne Beachtung der allgemeinen und besonderen Zustände des Luftmeeres segelt.

— Über die Stellung des Menschen in der Natur sprach am 28. Februar d. J. der Präsident der Washingtoner Anthropologischen Gesellschaft, W. J. Mac Gee vor der dortigen Akademie der Wissenschaften. Mac Gee schlofs dabei mit folgenden Bemerkungen: Seitdem Huxleys grundlegendes Werk („Man's Place in Nature“, 1863) erschienen, haben sich

Digitized by Google

die Hauptfortschritte der Anthropologie auf die Erforschung dessen bezogen, was der Mensch thut und was er denkt, und man ist zu einer genügend klaren Kenntnis der Naturgeschichte dieses menschlichen Denkens und Thuns gelangt. Man kann daher des Menschen Stellung in der Natur jetzt viel schärfer definieren, als es noch 1871 (Tylor in seiner „Primitive Culture") möglich war. Wie schon Huxley gezeigt hat, ist der Bau des Homo sapiens mit dem niedrigerer Ordnungen übereinstimmend, während die morphologischen Verschiedenheiten zwischen den höchststehenden Anthropoiden und den auf niedrigster Entwickelungsstufe stehenden Menschen geringer sind als die, welche die niedrigst von den höchststehenden Menschen trennen. Wie ferner von Huxley angenommen und durch spätere Forschungen bestätigt worden ist, sind die Thätigkeiten des Homo sapiens mit denen der Anthropoiden übereinstimmend, während die Thätigkeitskette zwischen dem knüppelschwingenden Gorilla und dem die Zähne brauchenden Wilden weit enger ist als die zwischen dem tiernachahmenden Wilden und dem den Verstand gebrauchenden Erfinder. Wie ferner die neuesten Untersuchungen gezeigt haben, ist die Sinnesarbeit des Homo sapiens mit der niedrigerer Tiere gleich, während die Reihe zwischen dem Instinkt und der keimenden Vernunft der höheren Tiere und dem Denken des niedrigsten weit kürzer sein dürfte als die, die vom tierischen Wilden zum Manne der Wissenschaft oder zum Staatsmanne führt. Die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten im Thun und Denken können zwar noch nicht nach bestimmten Einheiten gemessen werden wie die Größe des Gehirns oder die Gesichtswinkel, allein die Beziehungen sind schon kaum weniger klar und greifbar als die, die man nach Zoll, Unzen und Graden mißt (Science vom 22. März).

— Zu den Typen, die ich aus meiner ceylonischen Mappe Ihnen schon geliefert habe, sende ich Ihnen heute zwei Mohammedaner aus Colombo, die man unter Singhalesen, Tamulen und dem übrigen Völkergemisch leicht heraus erkennt, sobald man einige Zeit hier weilte. Diese „Moormen" (Mauren), wie die Engländer sagen, sind verschiedener Abkunft. Ein Teil stammt von arabischen Kaufleuten, welche schon früh Ceylon besuchten und ihre Faktorien im 11. und 12. Jahrhundert bis Süd- und Ostasien ausbreiteten. Der größere Teil besteht aber aus Indoarabern, die namentlich in den Distrikten Chilau und Putlam sich niedergelassen haben. Bei den Tamulen heißen sie Sonaher, bei den Singhalesen Marakkalaja, was Schiffer bedeutet, wahrscheinlich wegen ihres Handels über See. Die meisten sprechen tamulisch, doch lernen viele englisch. Die Moormen sind ein hübscher Menschenschlag mit intelligenten Gesichtern. Ihre Tracht besteht aus weißen Kaftans, den Kopf deckt entweder der Turban oder eine kleine gestickte Mütze in lebhaften Farben. Die höher stehenden unter ihnen sind Kaufleute und Rentner, die niederen Juweliere, Krämer und Hausierer, alle aber zeigen sich der englischen Regierung gegenüber, unter deren Schutze sie gedeihen, anhänglich. Wenige nur verstehen den Koran zu lesen und nur selten wallfahrten sie nach Mekka. Obwohl ihnen Vielweiberei erlaubt ist, findet man in der Regel doch nur eine Frau bei ihnen aus ihrem eigenen Stamme. Zwischenheiraten mit Singhalesinnen oder Tamulinnen sind selten. Fast über ganz Ceylon sind die Moormen in kleinen Gemeinden zerstreut, am dichtesten wohnen sie im Distrikte Putlam. Alle halten, wie meistens die religiösen Minderheiten, fest zusammen und stehen mit ihren Religionsgenossen auf dem Festlande in reger Verbindung. Von Singhalesen und Tamulen haben sie verschiedene abergläubische Gebräuche angenommen; ob aus dieser Quelle der Brauch stammt, daß jung verheiratete Männer keine Fische essen dürfen, weiß ich nicht mit Sicherheit anzugeben. Eine Besonderheit ist es, daß im Gegensatze zu anderen Mohammedanern der Vater der Braut auf die Werbung geht. Vor der Hochzeit wird der Bräutigam zu Roß in feierlichem Aufzuge durch die Straßen geführt, während in dessen Hause unter besonderen Ceremonieen ein Pfahl aufgerichtet wird, über dessen Bedeutung ich nicht ins Klare kommen konnte, da mein Dolmetscher die Auseinandersetzungen auch nicht verstand. Am Tage Hassans halten sie einen festlichen Umzug in den Straßen Colombos mit einer Musikbande, welcher maskierte Tänzer voranschreiten. Die Feierlichkeiten bei der Geburt, bei der Beschneidung, das Wehklagen bei Todesfällen, die Art des Begräbnisses ist wie bei anderen Mohammedanern. Den Mädchen werden am achten Tage nach der Geburt die Ohrläppchen durchbohrt. v. O.

Mohammedaner (Moormen) von Ceylon.
Nach einer Photographie.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: Dr. RICHARD ANDREE. VERLAG von FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 19. BRAUNSCHWEIG 23. Mai 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Der Ursprung des Rundlings.

Von Dr. Gustav v. Buchwald (Neustrelitz).

I.

1. Einleitung. Liest man, wie sicher Dr. Andree M. Hansen in seinem Buche „Norsk Folkepsykologi“ (Kristiania 1899) die seltsamen politischen Bewegungen in Norwegen als den Kampf der germanischen Rasse gegen eine dunklere, kurzköpfige nachweist, und vergleicht die Rundlingstheorie, so mufs man sich wundern, dafs Ostholstein, Mecklenburg, Pommern, die Mark und das hannoversche Wendland nicht ganz dasselbe Schauspiel darbieten. Ja — ein noch bunteres! Die „Überdauer“, welche ich zu Hansens Gorgeschlecht stelle — denn ihre Niederlassungen liegen nie auf der Höhe (Nor = Stein, Bor = besiedelte Höhe), sondern alle auf Sandstellen im Sumpf, mindestens niedrig am Wasser, und Gör bedeutet in den germanischen Sprachen Sumpf, Schmutz, Kot —, überdauern noch heute und mit ihnen ihre schmutzigen Instinkte. Wo aber sind die Slaven geblieben? Was man hier für Überreste von ihnen hält, das sind mit Sicherheit Gorunge, wenn ich sie so nennen darf.

Die Mythenreste der Gorunge sind durch weite Striche von Deutschland nachweishar und kenntlich an ihrer Grausamkeit, Tücke und Blutgier. Schon Grimm wunderte sich über die Grausamkeit der Wassergeister, die zu den Gorungen gehören (besonders die Binzen). Die Neigung zum „Zaubern“ und durch „Zauber“ Geld zu verdienen, ist noch heute vorhanden. Der Mörder Jänicke mit seinem Zaubermord am Teufelssee scheint nach den Beschreibungen: Klein, schwarzhaarig, mit gelbem Gesicht und kleinen, listigen Augen ein Stück deutlicher Rassenpersistenz zu sein.

Wo bleibt aber slavischer Glaube? Sprachreste der slavischen Sprache finden sich strichweise — aber die Sagen und Mythenreste sind entweder gorungisch oder germanisch — hier und da durch Mönchsphantasie mit christlichen oder griechisch-römischen Reminiscenzen durchsetzt —, wenn nicht durch polnische und russische Arbeiter neuerdings eingeführt.

Geht man nun von der Ansicht aus, dafs alle Dorfanlagen in Hufeisenform mit ursprünglich nur einem Eingang und einem freien Platz in der Mitte slavischer Natur seien, so steht man vor einem völlig unverständlichen Rätsel. Wo nicht Hagendörfer des 12. bis 13. Jahrhunderts liegen, da haben wir fast nur Rundlinge, es sei denn, dafs das Gelände eine andere Anlage vernotwendigte.

Prüft man die Rundlingslitteratur, so findet man in den älteren Schriften keine Antwort auf das Rätsel, wohl aber eine vorgefafste Meinung mit erstaunlicher Unkritik und oft auch Mangel der allernotwendigsten Vorkenntnisse vertreten.

Erst Richard Andree, dessen Braunschweigische Volkskunde auf solidem historischen und kartographischen Boden steht, macht einen Anfang mit wirklicher Kritik und scheidet angeblich „wendische“ Dörfer aus. Es entgeht ihm nicht, dafs auch in Rundlingsdörfern, bei denen er mit nnanfechtbarer Sicherheit nachweist, dafs in ihnen noch vor gar nicht so langer Zeit slavisch gesprochen ist, das „Hans ganz das nämliche, nach sächsischer Art gebaute“ ist und dafs „die Bewohner hier wie da die gleichen niederdeutsch redenden Menschen“ sind (S. 363).

Diese Fingerzeige hätten eigentlich schon genügen sollen, um eine Nachprüfung mit neuem Material und veränderter Methode ins Leben zu rufen, denn mit gleichem Quellenmaterial und historischer Kritik kann man zu keinem anderen Resultat kommen als Andree. Nur eine einzige Behauptung ist unrichtig, nämlich die, dafs der hannoversche „Slave“ stets das h am Wortanfang wegliefse und es stets vor einem Vokalanfang gebrauche. Gewifs thun das Leute, aber dies ist nicht als Folge slavischer Abstammung anzusehen. Wäre dies der Fall, so müfsten das erstens alle Slaven thun und zweitens dürfte das nicht gerade ebenso auch bei anderen Völkern vorkommen. Geht man aber in die untere Bevölkerungsschicht Englands, so findet man dieselbe Erscheinung sporadisch. Geht man nach Irland, wo also die uns rassefremdesten Leute in starker Zahl überdauert haben, so ist dieser Sprachirrtum ganz gang und gäbe. Es fehlt also jede sprachliche Berechtigung, dies als etwas specifisch Slavisches anzusehen. Andree verfehlt auch nicht, zu bemerken: „Im Vorsfelder Werder ist hiervon keine Spur zu merken“ (S. 363).

Auch E. H. Meyer bezweifelt in seiner Deutschen Volkskunde zwei Jahre nach Andrees Werk noch nicht, dafs namentlich in Wagrien die Rundlinge oder Runddörfer „slavischen Charakter“ haben, und doch giebt er auf derselben Seite 47 der ganzen Theorie geradezu den Genickstofs: „Merkwürdig sind in Fehmarn der Dingstein, an dessen Stelle in den braunschweigi-

Digitized by Google

schen Rundd̈örfern die Schule oder die Kirche liegt, der mit dem Donnerstein an den furchtbaren Thorstein der isländischen Gerichtsstätte erinnert, auf dem einem Verbrecher der Rücken zerbrochen wurde, und dann der „Schild" oder die „Brücke", der Vorplatz, der auch den Lüneburger Rundlingshäusern vorliegt, jedoch hier oft mit einer Scheuer verbaut ist, so daß der Anblick des Hauses verdeckt wird. Aber wie ist es nun zu erklären, daß diese hirtenhafte Anlage mit den letztgenannten auffallenden Eigentümlichkeiten auch in Dänemark, wohin nie Slaven kamen, wiederkehrt?"

E. H. Mayer läßt hier eine Schilderung des altdänischen Dorfes nach jütischem und seeländischem Recht folgen, wie es den Platz mit dem Dorfbrunnen, der Tränke und dem Dingstein so umrundet, wie es selber vom Hauptzaun umgeben ist.

An diese „auffallenden Eigentümlichkeiten", die viel zu ausgeprägt sind, um bloß als elementare ethnographische Parallelen angesehen zu werden, darf ich eine Stelle aus dem citierten Werke von Andreas M. Hansen anführen, die auf den richtigen Weg der Erklärung hindeutet (S. 27): „Og omvendt, nte på ̈örne langs Norges vestkyst og i de voldsomt sønderskårne fjordlandskap,... der har man den dag i dag fuldt typisk landebybruk, med flere, oftest 5—6, men op til 20, selvstændige opsiddere samlet i samme tun (= town, zaun: gærdet om lønsbyen) og med fuldstændigt jordfælleskap. Oftest er det „teigblanding" med hjemmemarken delt teigvis mellem opsidderne, som almindelig i Mellemeuropa, men tildels findes on endnu mere primitiv form „årbytte", fuldstændig som Cæsar skildrer det for tysken år siden; „at der ikke findes personlig og særskild eiendomsret til akrene, men at de ma skifte bruken av dem hvert år."

Andrees gewissenhafte Beobachtung von allem, was in Braunschweig nicht mit der herkömmlichen Rundlingstheorie übereinstimmt, E. H. Meyers Hinweise auf den Rundlingsbau in Dänemark und die altgermanischen Eigentümlichkeiten und A. M. Hansens direkter Vergleich der heutigen Siedelungsweise und Dorfsitte in Norwegen mit dem, was Julius Cäser von den ihm bekannt gewordenen Germanenstämmen sagt, verweisen zusammen die Frage nach dem Ursprung des Rundlings an die Erforschung der Vorgeschichte.

2. Der Rundling in der germanischen Vorgeschichte. Schon vor mehr als einem Jahrzehnt habe ich in der Berliner Zeitschrift darauf hingewiesen, daß fast alle mir bekannten Siedelungen der jüngeren Bronzezeit Höhensiedelungen sind, die meistens im Volksmunde den Namen Borgwall führen. Alle bewohnten Hügelkuppen liegen am Wasser und sind öfter nur durch einen schmalen Zugang landfest. Sie tragen also nach den Bodenverhältnissen das Essentielle des Rundlingsdorfes in sich. Dasselbe gilt — doch mit Ausnahme der Lage am Wasser — von den mittel- und westdeutschen Ringwallbergen. Archivdirektor Baron Schenk zu Schweinsberg sagte mir, daß derartige Berge in Hessen Dinsberge hießen, er beabsichtige, eine Abhandlung über diese zu schreiben (Dresden, im September 1900). Das Wort ist sprachlich klar, denn „Din" ist dem welschen „Dyn" gleich, und nur eine dialektische Nebenform zu Tun und Dunum. Jede dieser keltgermanischen oder in späterer Zeit keltischen oder germanischen Anlagen trägt durch das ganze Verbreitungsgebiet ebenfalls das Essentielle des Rundlings in sich. Diese Form scheide ich von dieser Untersuchung aus, denn soll bewiesen werden, daß der Rundling urgermanisch und nicht slavisch sei, so muß man ihn auf dem von Slaven durchsetzten Gebiete als früher vorhanden erweisen, ehe sie ihren Fuß auf diesen Boden setzten.

Läßt sich dieser Beweis erbringen, so würde die Behauptung, daß die Rundlingsanlage dennoch slavisch wäre, den vollen prähistorischen Beweis erfordern, die ugro-finnische Rasse habe in Rundlingen gewohnt, ehe sie auf europäischem Boden mit ostgermanischen Stämmen in Berührung kam.

Die Zahl der Höhensiedelungen, die ich hier im Lande Stargard fand, ist verhältnismäßig bedeutend, aber noch nicht so abgeschlossen, daß ich schon jetzt kartographische Darstellung für angezeigt hielte, auch die Zahl der Tiefensiedelungen aus der sogen. Slavenzeit ist langsam im Wachsen begriffen (z. B. im vorigen Herbst in Warbende: Scherben mit Burgwallornament, freihändige und Drehscheibenarbeit und klingend gebrannte, eiserne Kesselhaken aus einem einzigen Hause!). Immerhin bin ich in der Lage, aus dem Material zwei als typisch auszuwählen.

1. Quassow von der Steinzeit an.

Zur Übersicht gebe ich hier einen Ausschnitt der Schmettauschen Karte von 1780 und des Meßtischblattes (Nr. 1 Quassow).

Der Borgwall ist ein hoher, rundlicher Kegel, der nach dem langen, breiten Wohlitzsee zu schroff abfällt. Die Seite nach der Havelmündung in den See zu ist etwas abgeackert, ebenso die nach der Landseite. Der Zugang vom Hügel 2 aus ist schmal und sandig, er muß vor nicht allzu langer Zeit überflutet gewesen sein. Auf dem Plateau des Borgwalles finden sich große Feuersteinknollen in so großer Zahl, daß man sie wohl für zusammengetragen halten muß. Zahlreiche Splitter und Abfallstücke und große, scharfe Schabebeschaben liegen auf der Oberfläche, so daß die Stelle an den Platz bei dem Leuchtturm auf Hiddensee oder die bei Altbessin erinnert. Die Technik der Funde hat nichts von dem armseligen kleinlichen Charakter der „Gerunge" von Klein-Trebbow. Dieselben Gegenstände finden sich auf dem Hügel 2 nach der Havelseite zu. Nicht weit davon grub ich leider bei strömendem Regen drei Skelette aus, die ohne keramische Beigabe in die kiesige Erde bestattet waren, über die jetzt der Schienenstrang läuft. Das eine Skelett trug ein Halsband aus kleinen Raubtierzähnen (etwa Hund oder Fuchs). In der Gürtelgegend lagen links Enden von Hirschgeweih, wie man sie zum Absplittern bei der Bersitung von Steinmessern, Lanzenblättern oder Pfeilspitzen gebrauchte, rechts Gewehre vom Wildschwein und ein kleines, gut entwickeltes Steinbeil aus einem weißen Gestein; der Schädel konnte zur Hälfte gerettet werden. Unweit von diesem lag ein zweites Männergrab mit einem wenig bearbeiteten schmalen Stück Feuerstein und einem ähnlichen Beil mit ziemlich scharfem Bahnende. Seitwärts von beiden lag ein ganz vermorschtes Skelett, das Dr. Wegener aus Wesenberg für ein Frauenskelett erklärte. Auf der linken Brust lag ein Thonklumpen, der eine Anzahl von prismatischen Messern enthielt, die zum Teil sehr scharf waren.

Die Geräte weisen auf eine ziemlich frühe Zeit der neolithischen Periode — die Zahnhalsbänder halten sich bekanntlich bis an die beginnende Bronze- oder Kupferzeit heran. Bei dem gänzlichen Fehlen von Töpferware ist es schwer, eine bestimmtere Vermutung über das Zeitalter auszusprechen. Dieser Mangel an Thongerät ist aber für den hiesigen Stamm ganz charakteristisch, Thonware ist hier sehr selten in dieser Zeit — ebenso

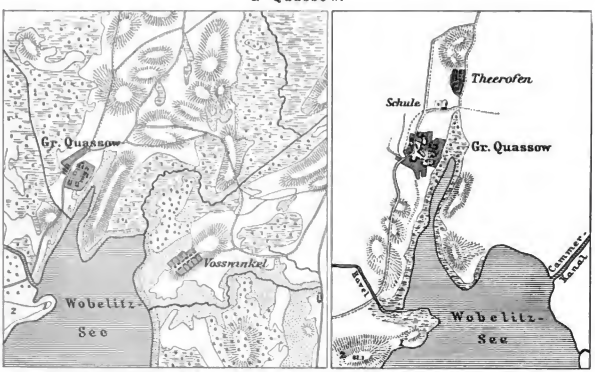
Digitized by Google

wie das Auftreten sehr alter Bronzeformen ans Montelius' erster Periode, der einzigen, in der ich ihm für die hiesigen Funde sogar in der absoluten Zeitbestimmung beipflichten kann.

Das Endresultat der Lokalforschung ergiebt mir das folgende Bild: eine kleine Horde siedelt sich aus Sicherheitsgründen auf dem Rundling 1 an, sie vermehrt sich und geht dann auf Rundling 2 und vielleicht noch andere über, wo sie ausharrt, bis sie von der jungen Bronzezeit herührt wird und das Dorf Quassow gründet, und zwar ziemlich so, wie es heute liegt. Der Friedhof deckt sich mit dem heutigen teilweise und erstreckt sich von da an der Richtung auf das ausgebaute Haus zu, das aber nicht Hirten-, sondern Schulhaus ist. Spärliche Beigaben, wie Bronzepincetten, ergeben die Zeitbestimmung. Die schmucklose Thonmasse ist für die sumpfigen Wiesen, die die flache Rundlingshöhe des jetzigen Dorfes früher fast dreiseitig umrahmen, legen eine germanische Deutung näher, denn sie „quatschen", wenn man sie betritt (vgl. lat.: quassare und quatere). Die mittelalterliche Schreibweise setzt für das deutsche „au" für gewöhnlich „ow", so auch Sowenborg für Sauenborg, wie es das Dänische noch heute thut. Die viereckige Form des Tingplatzes erklärt sich aus der viereckigen Form des germanischen Hauses der jüngeren Bronzezeit, die Genauigkeit der Richtung durch modernen Neubau.

Aufsergewöhnlich, aber durch den Flufslauf der Havel erklärlich, ist, dafs man den alten Wohnplatz, als durch die Tradition geheiligt, nicht als Friedhof benutzte. Bei einem Steinzeitrundling an der Wesenberger Ziegelei war das geschehen, ebenso wie bei dem Galgenberg bei

I. Quassow.



v. Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz. 1780. Sektion VIII. Meßtischblatt Neustrelitz.

die ganze Sandgegend bis hinter Wesenberg charakteristisch, wo ich mehr als 60 Gräber in den Wustrower Tannen öffnete, ohne selber mehr als ein Drahtpartikelchen zu finden. Alle diese Gräber waren mit vielen und grofsen Steinen umpackt. Die Keramik bleibt unverändert bis in die Eisenzeit, wo sich schöne graue und schwarze Vasen mit ihr mischen — zweifelsohne Import. Sie hält sich, bis klingend gebrannte Gefäfse, oft mit rundem Boden wie die Steinzeitgefäfse, sie ablösen.

Hier in Quassow wie bei dem ehemaligen gröfseren Rundlingsdorfe Grofs-Trebbow auf der anderen Seite der Woblitz (Wüstung aus dem 30jährigen Kriege) finden sich nirgends Scherben von sogenanntem „slavischen Typus". Der altgermanische Stamm und die Form der Anlage haben die sogenannte Slavenzeit durchdauert. Ein sogenannter Slavist, Kühnel, hat den Namen Quassow als „Ort des Herrn Kvas" definiert; Schönberg im Fürstentum Ratzeburg, wo ich unweit der Graburnenfundstelle eine sehr deutlich erkennbare 1,5 m tiefe Steinzeitwohnung mit dem Feuerherd in der Mitte fand, die mich lebhaft an Mardellen aus dem Rheintbal (Sehierstein) erinnerte. Mehr war auf diesem Steinzeitrundling nicht zu holen, denn er ist lange als Sand- und Kiesgrube benutzt. Dem Mittelalter waren solche Plätze noch unheimlich, es setzte Galgen und Rad darauf und verbrannte dort Hexen.

II. Kratzeburg von der jüngeren Bronzezeit an.

Die Feldmark Kratzeburg hat zwei grofse Rundlinge aus der jüngeren Bronzezeit, den Kapellenberg und den Borgwall (Nr. 1 d. Karte, S. 296). Der Kapellenberg (2), auf dem nie eine Kapelle gestanden hat, ist ein Rundling, der nach dem Lehmsee hin sein altes steiles Profil bewahrt, nach dem Schulzensee durch Abackern

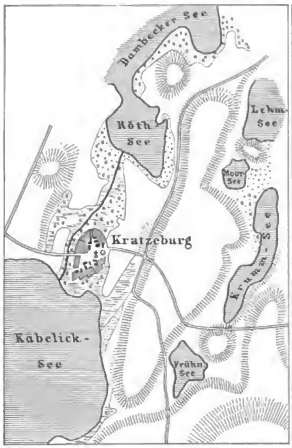
Digitized by Google

verloren hat. Den zugehörigen Friedhof habe ich aufgegraben und die Funde an anderer Stelle publiziert. Der Friedhof des Borgwalls ist zerstört und liegt jenseits der Schweriner Grenze auf Piverstorfer Gebiet, doch sind Funde genügend zur Altersbestimmung in die hiesige Sammlung gelangt. Er war bewohnt von der endenden Hallstattzeit bis in die La Tène-Periode hinein. Zu Beginn der hiesigen Eisenzeit ist er verlassen. Die Bewohner überlrugen den altdeutschen Namen Kratzeburg, d. h. Streitburg, auf ihr neues Dorf, ein Teil von ihnen mag das tiefliegende Piverstorf gegrün-

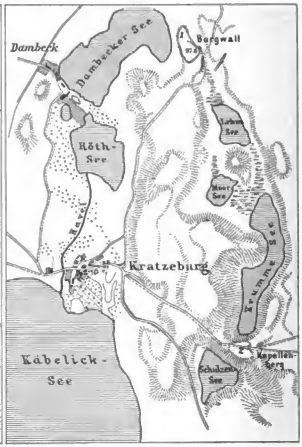
einem praktischen Widerlegungsexperiment veranlaßte. Sprachstudien hatten mich längst auf eine andere Erklärung geführt, aber ich trug Bedenken, ihnen völlig Folge zu geben, wie ich es jetzt tbue.

Nehmen wir einen dritten Rundling mit seinen hanlichen Erweiterungen seit rund 100 Jahren her, das Dorf Schwichtenberg bei Friedland i. M. (III), so scheint auch der alte deutsche Name, der mons armentarii bedeutet, zunächst darauf hinzuweisen, daß die Unterbringung von Herden das leitende Motiv der Anlage gewesen sei. Ganz ohne Zweifel haben die freien

II. Kratzeburg.



v. Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz. 1786. Sektion V.



Meßtischblatt Kratzeburg.

det haben, denn die Höhe war von mindestens 600 Familien bewohnt.

Der Borgwall ist ein Rundling par excellence. Er hat nur einen Zugang, und die Wohnungen lagen kranzförmig um einen ovalen freien Platz. Die Herdstellen liegen jetzt etwa 1,5 m unter der Oberfläche, welche ganz mit Scherben übersäet ist. Selten findet man auf den Wohnplätzen Knochen und sonstige Küchenabfälle in größerer Menge, massenhaft aber liegen diese in der Tiefe am Röthsee. Für die reinlichen Instinkte der Germanen ist das höchst charakteristisch.

Der feste Borgwall von Kratzeburg war es, der mir zuerst starke Zweifel dagegen einflößte, daß man die „hirtenbafte“ Anlage der dänischen Orte (vergl. auch Dahlmann, Gesch. v. Dennemark I, S. 133 ff) zur Erklärung ohne weiteres gebrauchen könne, und mich an Plätze auch zu solchen Zwecken gedient — aber nur in ruhigen Tagen des Friedens und wo eine starke Fürstenmacht oder ein mächtiger Edelmann strengen Straßenschutz gewährleistete.

Meine Probe war höchst einfacher Natur. Ich nahm meinen Langbogen und drei Pfeile, einen mit einem zugespitzten Röhrenknochen, einen mit einer selbstgefertigten Feuersteinspitze und einen mit einer eisernen Spitze bewehrt. Um jeden dieser Pfeile hatte ich trockene Flechten, mit gesammelten Kieferharz vermischt, gewickelt. Das zündete ich an und ließe die drei Pfeile unten vom Röthsee aus schräg hoch in die Luft fliegen. Über dem Plateau des Borgwalles kehrten sie die Spitze gen unten und fielen. Als ich die Höhe erstiegen hatte, fand ich meine drei Pfeile mitten auf dem freien Platze in der Erde haftend und lustig bren-

Digitized by Google

nend. Wäre in einer dunkeln Nacht der Bronzezeit auf dem Platze inmitten der leicht gebauten Wohnungen eine Herde Rindvieh und Pferde versammelt und mit einem Pfeilregen von nur 100 solcher Feuerpfeile überschüttet, sie würde so wild geworden sein, dafs an eine wirksame Verteidigung gar nicht zu denken gewesen wäre.

Denkt man sich nun die vollendetere Schufstechnik des Mittelalters, die starke Brandpfeile aus grofsen Armbrüsten noch weiter fliegen lassen konnte, und erwägt, dafs das „apenbore koi-afdriwen" einen wesentlichen Teil der Führung des „ridenden krieges" ausmachte, so wird die Sache noch viel brennliger.

Dies läfst mich an E. H. Meyers Gedanken an die Tingplätze zurückkehren — wie viel Ortsnamen auf Sadel, Sattel, Bant und Bent[1]) deuten auf eine Gerichtsstätte hin! Dazu kommt der Markt als Kaufplatz für Ware und Vieh. Die ausgezeichnete kleine Schrift von Goetze über den neolithischen Handel erweist ja klar, dafs es schon lange vor dem 2. Jahrtausend vor Chr. solche Plätze gegeben haben mufs.

Gericht und Marktfrieden bedurften aber in altheidnischer Zeit stets des friedewirkenden Priesters. Damit sind wir von der Archäologie mit der Frage nach dem Ursprung des Rundlings an die Mythologie und die Sprachwissenschaft gewiesen und müssen sehen, wie stark sich der archäologische Schlüssel beim Aufschliefsen dieses Thores bewährt.

3. Wie entwickelte sich bei dem Homo europaeus, varietas germanica, die Idee und die Gewohnheit des Rundlingsbaues? Karl von den Steinen hat es bekanntlich als eine Thorheit bezeichnet, von einer Steinzeit zu reden. Eine Muschel-, Knochen- oder Holzzeit müsse ihr vorausgegangen sein. Die Holzzeit will ich gern zugeben, denn bis zum Eintreten der ersten Eiszeit mufs der Mensch vorwiegend auf Bäumen gelebt haben. Aber dieser haarige Herr vom Urwald mufste sich, während er gezwungen ward (um mit Darwin zu reden), „etwas weniger auf Bäumen zu leben", im Körperbau und der grauen Rinde seines Gehirns gewaltig transformieren, bis er in der Eiszeit und ihrer nächsten Folge, gebergen in Felsenhöhlen als dem einzigsten Schlupfwinkel, zu einem wirklichen Herrn von den Steinen ward.

In dieser Steinzeit können wir den Menschen als feuerbeherrschend zuerst genauer kennen lernen, in ihr liegt die Embryologie der Sprache und aller Kultur, der Anfang von dem, was wir Humanismus nennen. Diese letzte und höchste Idee ist das Eigentum des Homo europaeus, und nicht zum minderen Teil der varietas germanica.

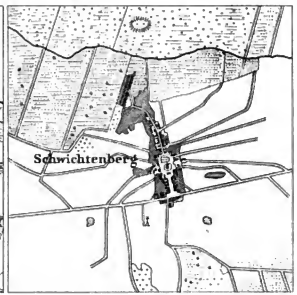
Der Waldbewohner lebte in scheuer Angst vor den übermächtigen Raubtieren, aber nicht in drückender Nahrungssorge, an kleineren oder gröfseren Scharen vergesellschaftet. Die Mutterpflege war auf ein gleiches Minimum beschränkt wie bei ähnlichen Säugetieren, von einer gröfseren Zuchtwahl auf bei diesen kann keine Rede sein, ebenso wenig von einer die nur potentiell vorhandene Denkfähigkeit durch konstanten Anreiz steigernden Arbeit. Mithin mufsten alle Instinkte, die auf die Veredelung der Art abzielen, unentwickelt bleiben.

Alles das war geändert, als die Veränderung des Klimas den Menschen in kleiner Anzahl zu engstem Zusammenleben in die Felsenhöhle bannte. Mit der Erschwerung der Mutterpflege wuchs die Mutterliebe, mit der Not im Dasein die Zuchtwahl zu Gunsten des Stärkeren und Intelligentesten in der schweren Ernährungsarbeit. Mit der Beschränkung auf die Enge des Raumes in Verbindung mit der erschwerten Nahrungssorge wuchs auch das Bedürfnis nach Mitteilung, das Bedürfnis nach der Sprache.

Der geringe Schatz der Verständigungsmittel aus der Waldszeit reichte für die neuen Bedürfnisse der Steinzeit nicht mehr aus. Die stumme Sprache der Gebärden mufste erweitert werden, denn für das Zersplittern oder Spalten eines Feuersteines konnte man keine Bezeich-

III. Schwichtenberg.

v. Schmettausche Karte von Mecklenburg-Strelitz. 1780. Sektion II.



Meßtischblatt Galenbeck.

[1]) Nicht immer ist Bent = Binse, wie bei Jellinghaus die westfälischen Ortsnamen. Kiel 1896.

Digitized by Google

nung haben, ehe diese Thätigkeit und ihr Nutzen entdeckt waren. Die einfachen Klangbildungen für Freude, Zorn, Verwunderung und Schmerz blieben bei und neben ihnen die klanglosen Geräusche der Warnung und des Aufmerksammachens. Beide haben sich bis heute fast unverändert in rein vokalischen Klängen und vokallosen Konsonantenverbindungen erhalten; noch heute giebt es halbmimische Scherzgedichte über das Viele, was man mit „pst“ sagen kann.

Die ursprünglich unbewufst nachgeahmten Tierstimmen erwiesen sich bei dem erstaunlichen Mangel des Gehöres bei vielen Tieren als gute Lockmittel zur Jagd. Das Kind lernte sie von den Eltern in der Höhle, seine nachgeschickte Nachahmung erweckte — wie noch heute — den Nachahmungstrieb der Mutter: das vertrieb die Langweile und förderte die Lippen- und Zungenthätigkeit für das Sprechen. Die häufige Wiederholung durch viele Generationen im engen Verkehrskreise fixierte diese Laute in Verbindung mit der Gebärdensprache zu Worten und führte dazu, Gebärden mit den Gesichtsmuskeln, besonders den Lippen zu machen. Die lehhafte Lippenbewegung aber erzeugte Geräusche, die zur Wahrnehmung gelangten und meist Richtungsbegriffe bildeten, namentlich Bil und P und F oder Pf. Was hier das Ursprüngliche ist, läfst sich aus dem Grunde nicht finden, weil die eine Gruppe so, die andere anders sprach, wie das noch heute bei vielen nichteuropäischen Völkern, z. B. Negern und Indianern, der Fall ist. Darauf kommt es sprachlich bei der folgenden Entwickelung nicht an. Wir können die Worte nur nehmen, wie sie die verschiedenen Lautverschiebungen uns überliefert haben, von denen die erste, fast ganz Europa umfassende in die erste Metallperiode fällt. Es giebt aber auch Worte, die sich ohne Zweifel wesentlich unverändert gehalten haben bis in unsere Zeit hinein.

Der Merkur bei den Mayas.

Von E. Förstemann.

Nachdem wir die Hieroglyphen der Sonne, des Mondes und der Venus mit Sicherheit gefunden haben, ist es natürlich, dafs wir auch die des Merkur suchen. Denn dafs eine solche vorhanden war, versteht sich von selbst, obwohl der Planet schwer zu beobachten ist, nicht blofs wegen seiner Sonnennähe, sondern auch wegen der grofsen Schwankungen in der Dauer seiner rückläufigen Bewegung. Trotzdem liefs sich auch bei den Mayas die Dauer seines scheinbaren Umlaufs, die 115 Tage beträgt, sicher feststellen.

Nun hietet die Mayalitteratur nicht selten eine Hieroglyphe dar, in welcher man das Bild einer kauernden Person erblicken mufs, die im allgemeinen, von kleinen Verschiedenheiten abgesehen, folgende Gestalt hat:

Diese Figur findet sich nicht blofs im Dresdensis, auf den ich mich hier wesentlich beschränke, sondern auch sonst, wie im Troano 21a, auf der Tafel 61 II 9 bei Mandslay und an anderen Stellen.

Prüfen wir nun, ob sich jene Figur zur Bezeichnung der Umlaufszeit von 115 Tagen fügt.

Auf Blatt 65 oben finden wir sie, mit einem andern noch nicht verständlichen Zeichen verbunden, mit dem Gotte B in Beziehung gesetzt, gerade am 115. Tage einer Reihe (91 + 11 + 13).

Blatt 72b ist sie der Hieroglyphe des Kauzes oder Totenvogels angefügt in der neunten dreizehntägigen Periode der dortigen Reihe, die sich also zwischen den Tagen 105 bis 117 erstreckt und deshalb den 115. Tag umfafst.

Zweimal, Rücken an Rücken, findet sich diese Person auf Blatt 22c. Die Stelle trifft auf den 31. Tag eines Tonalamatl (VII 18). Es fehlen also bis zur Vollendung des Tonalamatl noch 230 = 2.115 Tage, und darauf scheint die doppelte Hieroglyphe zu deuten.

Nun zeigt sich ferner im Dresdensis das Streben, zwei durch den Kalender oder den Sternenlauf gegebene Zahlen miteinander in Verbindung zu setzen. Solche Zahlen kommen auch hier in Betracht, erstens das Tonalamatl = 260, zweitens das Sonnenjahr = 365, drittens der Venusumlauf = 584 Tage. Alle drei Zahlen lassen sich aber nicht bequem mit 115 in eine höhere Einheit zusammenfassen; wir werden daher hier nur annähernden Werten begegnen.

Betrachten wir zuerst das Tonalamatl.

Auf Blatt 58 stehen in zwei Kolumnen 15 Hieroglyphen, deren jede meiner Ansicht nach 52 Tage, also den fünften Teil des Tonalamatl vertritt; alle 15 zusammen beziehen sich also auf drei Tonalamatl, das sind 780 Tage oder eine scheinbare Marshahn, von welcher übrigens auch das benachbarte Blatt 59 handelt. Das 12. jener 15 Zeichen ist nun nichts anderes als unsere Hieroglyphe, die kauernde Person, hier gröfser und ausgeführter dargestellt als sonst. Sie mufs sich also auf den Zeitraum zwischen dem 572. und 624. Tage dieser Periode beziehen. 572 Tage sind aber sehr nahe fünf Merkurumläufe, nämlich 5.115 = 3.

Da liegt es nun nahe, dafs die Merkurbahn geradezu mit der Hälfte des Tonalamatl, 130 Tagen in Beziehung gesetzt wird, und auch hierfür glaube ich zwei auffallende Beispiele anführen zu können.

Über das unterste Drittel von Blatt 33 bis 39 erstreckt sich ein vom Anfang bis zum Schlufs durchgeführtes Tonalamatl, das in 20 ungleiche Teile zerlegt ist. Der siebente dieser Teile zeigt uns auf Blatt 35 in der Mitte zwischen zwei anderen Bildern den Gott B, wie er auf zwei Hieroglyphen sitzt, deren eine mit dem Moan nahe verwandt ist und sich wohl auf den Schlufs des ritnellen Jahres bezieht, während die andere eben unsere kauernde Person ist. Ich möchte glauben, dafs hier der Fall gemeint sei, wo der Beginn eines Merkurumlaufes mit dem Jahreswechsel zusammenfällt. Und beide Hieroglyphen finden sich auch in den über dem Bilde stehenden Schriftzeichen wieder, die kauernde Person aber verbunden mit dem Zeichen des Anfangs, welcher Anfang hier auf den 85. Tag (diesmal XIII 2) des Tonalamatl fällt. Und gerade 130 Tage später, am 215. Tage des Tonalamatl (diesmal VII 12), in der 18. der 20 Abteilungen, auf Blatt 38 unten rechts, sitzt B anscheinend auf einem Moankopfe, darüber aber zeigt sich in den Hieroglyphenreihen wieder die kauernde Person, verbunden mit einem Kopfe, der jedenfalls den unten gezeichneten wiederholen soll, daneben aber wieder das Zeichen des Anfangs.

Digitized by Google

Die zweite Stelle, in der ich eine Verbindung der kauernden Person mit den 130 Tagen sehe, findet sich in den 69 zweigliedrigen Hieroglyphengruppen, die sich von Blatt 53 bis 58 oben und dann von 51 bis 58 unten erstrecken und deren jede sich auf eine Zeit von 13 Tagen (Woche) bezieht. Da kann es jedenfalls nicht Zufall sein, daß sich die kauernde Person gerade in der 10., 20., 30. Gruppe (Blatt 54, 56, 58 oben), also gerade nach je 130 Tagen findet. Daß sie auch in der 31. Gruppe (Blatt 51 unten) erscheint, nehme ich nur als einen Fingerzeig an, man solle diese Stelle unmittelbar an den oberen Teil von Blatt 58 anschließen.

Wie mit dem Tonalamatl = 260, so sehen wir an einer Stelle, Blatt 68 oben links, auch das Sonnenjahr mit der kauernden Person in Verbindung gebracht. Es handelt sich hier meiner Ansicht nach um den Übergang aus dem Jahre 9 kan in das Jahr 10 muluc. Auf einer Zusammenstellung von Planetenzeichen sitzt B in doppelter Gestalt, Rücken an Rücken. Und ebenso Rücken an Rücken erscheint darüber zweifach die kauernde Person, und dieselbe gleich darunter noch zum drittenmal. Hier aber ist sie verbunden mit dem gewöhnlichen Kreuze, das stets auf eine Verbindung, zuweilen auch wohl auf die Verbindung von 20 Tagen zu einem Uinal deutet. Und ist das hier auch der Fall, so heben wir in der dreifachen kauernden Person 3 . 115 = 345 und dann die 20, also das Sonnenjahr von 365 Tagen.

Was es aber bedeuten soll, daß in demselben Abschnitte Blatt 66 unten rechts unsere Hieroglyphe hinten an jenes Kreuz angefügt ist, gestehe ich noch nicht ergründen zu können.

Drittens aber finden wir unsere Hieroglyphe auch mit dem Venusjahr in Verbindung gesetzt. Freilich paßt 115 zu 584 nur annähernd, denn 584 ist 5.115 + 9 oder 5.116 + 4. Aber wenn wir, ebenso annähernd, statt der 115 eine Dauer von 117 Tagen annehmen, so erweisen sich drei Venusjahre, also 1752 Tage, also 15.117 — 3. Und das können wir gerade brauchen, wenn wir die Blätter 24 und 46 bis 50 betrachten, die sich gerade mit Venus- und Sonnenjahr beschäftigen. Nun bezeichnen die letzten fünf unter den 40 Hieroglyphen des Blattes 24 fünf Venusjahre, die acht Sonnenjahren entsprechen; die vorletzte dieser Hieroglyphen aber, die doch wohl den Übergang aus dem dritten in das vierte Venusjahr bezeichnet, ist wieder die kauernde Person. Und Blatt 47 rechts ist unsere Hieroglyphe die letzte in der mittleren Gruppe, Blatt 49 die erste in der dritten Zeile der mittleren Gruppe, hier verbunden mit kin = Sonne. Endlich auf demselben Blatte, untere Gruppe, finden wir wieder die kauernde Person, aber hier verbunden mit der Zahl 4, die hier vielleicht auf das vierte Venusjahr deuten könnte, wenn sie nicht eine Verbesserung der darüber stehenden falschen 7 ist.

Weiter darf ich zwei merkwürdige Hieroglyphen nicht übergehen, die folgende Gestalt haben:

In beiden Zeichen sehen wir unsere Figur mit dem Kopfe nach unten dargestellt, wie der Dresdensis öfter auch Götter mit dem Kopfe nach unten als herabstürzend oder vom Himmel herabschwebend abbildet.

Die erste der beiden Hieroglyphen finden wir Blatt 20b, und zwar zweimal nebeneinander an zwei Stellen eines Tonalamatl, die nur 13 Tage auseinander liegen und leider jeder bildlichen Darstellung entbehren. Die rechts daran gezeichnete Hieroglyphe, die mir sonst ganz unbekannt ist und etwas an den Tag ix erinnert, trägt hier nur Aufklärung noch nichts bei.

Das zweite Zeichen ist zusammengesetzt aus der umgekehrten kauernden Person und dem freilich nur nur Hälfte ausgeführten Venuszeichen. Es findet sich über dem nennten sowie über dem zehnten Bilde des großen Abschnittes Blatt 51 bis 58, in der unteren Hälfte der Blätter 57 und 58. Beide Stellen stehen nach meiner Rechnung um 708 Tage voneinander ab. Die Merkurperiode zur Venusperiode gefügt gäbe nur 115 + 584 = 699. Sollte hier ein Zusammenhang stattfinden?

Ich muß noch den Blick auf Blatt 60 richten, wo die sieben Gestirne, deren Kampf und gegenseitige Verfolgung die Blätter 46 bis 59 zum Gegenstande hatten, in ihrem Verhältnis zu einander dargestellt sind. Und da sehen wir links unten eine sorgfältig gezeichnete kauernde Person, die mit verbundenen Augen als besiegt oder gefangen bezeichnet ist. Sie trägt auf ihren Schultern eine Schlange, und auf dieser Schlange sitzt triumphierend, mit Speer und Schild versehen, der Sieger. Ob dieser Sieger die Sonne oder die Venus ist, muß ich unerörtert lassen; für beides lassen sich Gründe angeben, aber die untere Gestalt muß in beiden Fällen der Merkur sein. Auf den übrigen Inhalt des Blattes, das noch viele Rätsel darbietet, habe ich hier nicht einzugehen; ich bemerke nur, daß mir rechts unten der Jupiter den besiegten und gefangenen Saturn herbeizuführen scheint, was an die Weise erinnert, wie Zeus mit dem abgesetzten Kronos verfuhr.

Fischfang und Jagd der Eingeborenen am Kwango (Kongostaat).

Von P. Brielmann.

(Abbildungen nach Photographieen des Verfassers.)

Unter dem Namen „mbizi“ fassen die Eingeborenen alle Lebewesen zusammen, die sich zur Nahrung eignen, und da sie nicht wählerisch sind, ist die Zahl der „mbizi“ bei ihnen sehr groß. Sehen wir zunächst, wie sie sich die Fische besorgen. Meistens begnügen sie sich damit, das Wasser mit verschiedenen Pflanzen zu vergiften, die sie mit dem Namen „Bwalu“ bezeichnen. Die Eingeborenen kennen sechs verschiedene Arten von Bwalu, benutzen sie aber nur in stehenden Gewässern, Sümpfen, Teichen u. s. w. In den Flüssen wenden sie andere Mittel zum Fischfang an.

1. Bwalu (Cassia reticulata), ein Strauch mit gelben Blüten und geflügelten Schoten. Die Blätter des Strauches werden in einem Holzmörser oder hohlen Baumstumpf zerquetscht und in dem Wasser vertheilt, in dem man fischen will. Die Fische, welche davon fressen, kommen an die Oberfläche, werden betäubt oder sterben davon. Nach dem Fange reinigt man die Beute und ißt sie mit den Eingeweiden. Die Eingeborenen, welche die Anwesenheit von Bwalu im Wasser an seiner weißen Farbe erkennen, trinken niemals solches Wasser, wenn es auch wahrscheinlich kein Gift für Menschen ist.

Digitized by Google

2. Bwalu bua mpanga, kleiner Strauch mit länglichen, hanfähnlichen Blättern. Man zerreibt die Blätter auf einem Holz, so daſs der Saft ins Wasser tropft, welches ganz schwarz wird. Die Erfolge sind dieselben wie bei dem kurzweg „bwalu“ genannten Gift.

3. Bwalu bua mabundu, eine Zwiebelart, die man auch zerquetscht und in das Wasser wirft. Da nun das Wasser davon lange einen schlechten Geruch behält, so besteht keine Gefahr, daſs sich die Menschen daran vergiften können.

4. Bwalu bua nkuunkusu, ein groſser Baum, mit roten Früchten; die Kerne dieser Früchte werden, nachdem sie zerquetscht worden sind, in das Wasser geworfen.

Abb. 1. Fischreusen: nsoso.

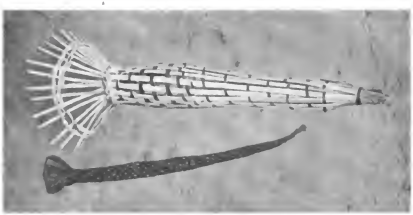


Abb. 2. „Nswa“ genannte Fischereigeräte.

5. Bwalu bua mbaka, eine Rohrart, die am Rande des Wassers wächst und deren Blätter zerquetscht werden.

6. Bwalu bua kimfundi endlich ist eine Liane, die zerquetscht und in das Wasser geworfen wird.

Man wendet jedoch auch andere, mehr Arbeit verursachende Methoden des Fischfanges an, die allerdings auch ertragreicher sind. Ist der Teich nicht zu groſs, so läſst man das Wasser ab; ist er aber zu groſs, so läſst man einen Teil ab und wühlt den Schlamm durch; die Fische müssen an die Oberfläche kommen und man fängt sie dann mit der Hand. — Die Flufslänfe, welche alle während der Regenzeit über ihre Ufer treten und Löcher in dieselben hineinwühlen, lassen in diesen, wenn die Ueberschwemmungen vorüber sind, wahre Teiche zurück.

Abb. 3. Ein Fisch aus dem Kwango.

Die Eingeborenen umgeben diese Orte mit einer Hecke aus Madiaria, einer Binsenart, in der sie dann Oeffnungen lassen, durch welche die Fische hindurch kommen können. Bevor das Wasser sich verläuft, verschliefst man die Oeffnungen sorgfältig. Dann werden die Fische mit Netzen gefangen. — Will man die Fische schneller haben, dann stellt man Fischreusen auf, „nsoso“ genannt (siehe Abb. 1), die aus dünnen Streifen von Palmrippen hergestellt sind. Beim Eingange in dieselben findet der Fisch keinen Widerstand, will er aber hinaus, so stöfst er gegen die ganz dünnen Enden der Streifen, die den Eingang verschliefsen. Man kann mit diesen Reusen Fische beim Steigen und beim Fallen des Wassers fangen. — Man hat auch Reusen mit sehr groſsen Oeffnungen, die gegen die Strömung aufgestellt werden. In strömendem Wasser ist ein Fischereigerät, „nswa“ genannt (Abb. 2) viel im Gebrauch, ein groſser Trichter aus Palmrippenlatten oder dünnen Asten geflochten. Um ihn anzuwenden, dämmt man den Flufs ab und läfst im Damm eine Anzahl Oeffnungen, hinter welchen die nswas aufgestellt werden. Die Fische werden durch den Strom hineingetrieben und können nicht mehr heraus. — In Flüssen, in denen der Strom zu stark ist, um sie abzudämmen, werden Binsengehege errichtet, Oeffnungen darin gelassen und beide Arten von Fischreusen dahinter aufgestellt. — Auch die Angel ist ihnen bekannt. Diejenige europäischer Art nennt man mxaka, diejenige eigener Konstruktion „bitaka“. — Letztere sind aufserordentlich

Digitized by Google

sorgfältig und fein gearbeitet. Sie bestehen aus einem dünnen und harten Binsenstück, das V-förmig gebogen ist und in dieser Lage durch eine Palmfaser festgebalten wird. Vor der Benutzung nähert man die beiden Enden und steckt darauf einen Wurm oder ein Insekt fest. Man stellt solche Angeln in Menge zugleich auf und sieht nach einigen Stunden nach, ob der Fang gut gewesen ist. Die Wirkung der Angel ist folgende. Nachdem der Fisch gierig den Köder verschluckt hat und zurückweichen will, fühlt er einen Widerstand, der ihn am Platze festhält, indem die beiden Arme des V sich voneinander entfernen und jede Flucht unmöglich machen. — Wahrscheinlich sind bei den Eingeborenen auch noch andere Methoden des Fischfanges im Gebrauch. Der Fischreichtum des Kwango ist ein ganz bedeutender, die Fischerei trägt viel zur Nahrung der Eingeborenen bei; auch die Artenzahl des Stromes ist eine sehr grosse, die Fischfauna annähernd dieselbe wie im Kongo. Es kommen ganz riesige Arten vor, wovon die Abb. 3 eine Vorstellung geben mag.

Abb. 4. Perlhuhnfalle.

Ich komme jetzt zu der Jagd. Wild ist im allgemeinen ziemlich selten in dem Gebiete. Die Eingeborenen rechnen dazu Schlangen, Mäuse, einige Affen, seltener Antilopen, Wildkatzen und einige Leoparden. An Geflügel giebt es grüne Tauben, Perlhühner, Enten und Sperlingvögel in grofser Zahl. In Trupps von zwanzig bis dreifsig, das Feuersteinschlofsgewehr oder den Vorderlader auf der Schulter, ziehen die Eingeborenen zur Mäusejagd aus. Sie sind von einigen mageren Hunden begleitet, welche unter dem Körper eine Holzglocke tragen, deren Ton den Leuten anzeigt, wo der Hund sich im hohen Grase bewegt, um sie auf die Spur des Wildes zu führen. — Während der Trockenzeit vereinfachen sie die Sache. Sie umstellen den Ort, wo sie die Jagd abhalten wollen, und zünden das trockene Gestrüpp von allen Seiten zugleich an. Die Mäuse, welche nicht im Feuer umkommen, fallen dem Feuer der Waffen der Eingeborenen zum Opfer. — Bei der Affenjagd (kewa) umgeben sie den Baum, auf dem sie einen Affen bemerkt haben, schreien aus vollem Halse und schiefsen von Zeit zu Zeit, bis sie das Tier erlegt haben. — Die Antilope (kai) wird in derselben Weise gejagt, denn was die Schwarzen am besten können, ist „Schreien". Den Leoparden (ngo) jagen sie nicht. Die Schlange (oriока) tötet man mit Stockschlägen. Doch nur die Eingeborenen am oberen Kongo essen Schlangen. — Raupen (nguka) sind ebenfalls eine gesuchte Speise. Man züchtet sie sogar dafür. Heuschrecken (mankonko) werden ebenso geschätzt. Man fängt sie morgens und abends, wenn der Tau ihre Flügel schwer gemacht hat. Werden viele erbeutet, dann trocknet man sie und bewahrt sie für spätere Zeit auf. Grillen (nzenzi) spielen eine gleiche Rolle auf dem Tische des Negers. Man wirft sie lebend in glühende Asche und ifst sie gleich mit grofsem Vergnügen. — Zu gewissen Jahreszeiten kriechen die weifsen geflügelten Ameisen (luuso) in Massen aus der Erde und der Wetteifer zwischen dem Geflügel und den Schwarzen in ihrer Vertilgung ist dann grofs. — Die Eingeweide des Schlachtviehs, wie der Ziegen, Schafe u. s. w. ist für sie „mbizi"; auch gestorbene Tiere verachten sie nicht, alles ist „mbizi". Zum Fange des Geflügels benutzen sie Fallen (Abb. 4). Eine Lockspeise ist so aufgestellt, dafs der Vogel, um an ihr zu gelangen, in eine nachgiebige Schleife hineintreten mufs. Die Bewegungen, die das Tier macht, öffnen eine Feder, die aus einem an der Erde befestigten Stämmchen oder Baumast besteht, und wird von der Schlinge in der Mitte des Körpers erfafst. Diese Fallen sind einfach, aber sehr sinnreich.

Russische Volksbräuche bei Seuchen.

Mitgeteilt von A. C. Winter. Libau.

Die russischen Zeitungen bringen immer wieder Berichte über Vorgänge, die das Fortbestehen heidnischer Bräuche beim Landvolke bezeugen. Als im vorigen Sommer im Gouvernement Kostroma im Dorfe Tschnloma die Rinderpest dermafsen wütete, dafs veterinärärztliche Hülfe sich machtlos erwies, beschlofs die örtliche Bevölkerung, es mit ihrem speciellen Heilmittel zu versuchen, welches darin bestand, dafs man zugleich mit einem gefallenen Pferde einen Hund und eine Katze lebendig verscharrte. Das Mittel hat sich nach Auffassung der Leute als zweckdienlich bewährt, denn nachher soll die Seuche nur noch in einem vereinzelten Falle beobachtet worden sein. Dieser empörende Akt rohesten Aberglaubens ist nach dem Moskowsij Listok im Beisein des örtlichen Polizeibeamten (stanowoi pristaw) vollzogen worden.

Es dürfte im Anschlufs an diesen Vorfall nicht uninteressant sein, Ausführlicheres über die Ceremonieen zu erfahren, durch die auch in anderen Gouvernements die Leute sich selbst und ihren Viehstand vor Epidemieen schützen oder bereits ausgebrochene Seuchen zum Aufhören zwingen zu können meinen.

Im Gouvernement Rässan im Dorfe Aljoschna gilt das Begraben zweier lebender Katzen zusammen

Digitized by Google

mit einem verendeten Haustiere als sicherstes Mittel gegen die Rinderpest, das dort in den 60er Jahren zur Anwendung gelangt ist.

Im Dorfe Kasminskoje sammeln sich alle Einwohner, große und kleine, bei der Wohnung eines an einer ansteckenden Krankheit Gestorbenen, begleiten ihn zu die Kirche und auf den Kirchhof, jeder mit einer Wachskerze, die während der ganzen Prozession brennen muß. In den Sarg wird Männern ein Bastschuh, ein Pfriem und ein Holzlesion gelegt, der beim Flechten der Bastschuhe dient; Frauen eine Hechel mit Hede und eine Spindel [1]). Der Sarg wird mit dem Gesichte in der gewöhnlichen Lage entgegengesetzten Richtung in die Gruft gesenkt, und auf den Deckel werden 12 behauene Holzkeile von Archschlänge geworfen, sowie alle Kerzen, die das Gefolge getragen. Als beim Ausbruch der Cholera 1892 diese Bräuche pünktlich vollzogen, aber ohne Erfolg geblieben waren, wurde in allgemeiner Versammlung beschlossen, im Grabe des Verstorbenen auch noch eine lebende Katze zu vergraben. Dieses abscheuliche Vorhaben gelangte aber nicht zur Ausführung, weil Ortsgeistliche und die weltliche Ohrigkeit die beabsichtigte zweite Prozession energisch verhinderten.

Um sich selbst und ihre Haustiere vor einer Epidemie zu schützen, veranstalteten die Witwen und Mädchen desselben Dorfes einen nächtlichen Umzug, alle in weiß mit offenen Haaren. Vier Witwen ziehen einen Pflug, ihnen wird ein Heiligenbild und ein Hase nachgetragen, die übrigen Teilnehmerinnen folgen mit Besen, Ofengabeln und Schüreisen in den Händen und in eigentümlich wild-melancholischem Tone „Heiliger Gott, heiliger, starker" singend. Wenn um Mitternacht der Zug beginnt, müssen alle Feuer verlöscht sein, ein Fenster, aus dem Lichtschein fällt, wird eingeschlagen. An einen Begegnenden wird die Frage gerichtet: „Wessen Mensch (biet du)?" antwortet er „Gottes", so darf er passieren; sonst wird er angehalten und geschlagen, bisweilen bis er tot ist. Sie umschreiten die Ortschaft, indem sie mit dem Pfluge eine Furche um dieselbe ziehen, die sie zum Kreise zusammenschließen, über den kein unreiner Geist zu schreiten vermag, oder sie umkreisen die Viehhürden außerhalb des Dorfes. Die Spuren der Furche werden mit dem Besen verwischt.

Örtlich kommen Abweichungen vor. Es beteiligen sich auch junge Burschen; es wird zum Schluß „lebendes Feuer" durch Reiben zweier Hölzer erzeugt, daran Wacholder entzündet und das Vieh durch den Rauch getrieben; der Zug geht bei Fackelschein; es wird mit Peitschen geknallt; gesungen werden verschiedene kirchliche Gesänge usw.

Im Dorfe Dubrowitschi vollziehen das Kreispflügen Witwen, Witwer und junge Burschen mit Heiligenbild und Hase unter Absingen eines Kirchengesanges. Vor dem Pfluge wird eine Puppe getragen, gleichsam gejagt mit dem Rufe: „Fort aus dem Dorfe mit dem unreinen Geist!" [2]). Die Puppe wird zum Schluß zerrissen und die Fetzen verstreut. Dem Zuge Begegnende werden zum Tenfel geschickt.

Im Tulaschen Gouvernement versammeln sich Weiber und Mädchen eines Dorfes, in dem eine Viehseuche herrscht, zu wiederholtem nächtlichen Umzuge, bis das Viehsterben aufhört. Ein Mädchen wird in den Pflug gespannt, eine Witwe leukt ihn, voran geht ein Mädchen mit einem Heiligenbilde; so umkreisen sie das Dorf dreimal, indem sie singen:

„Eine Witwe pflügt mit einem jungen Mädchen,
Säet Sand aus."
Wenn der Sand aufgeht (sprießt),
Dann kommt der Kuhtod zu uns.
Bei uns im Dorfe[1]) ist St. Basilius[2])
Mit einer geweihten Kerze,
In der Fremde[3]) fährt und trägt man das (gestürzte)
Um ist Gott gnädig." [Vieh (fort).

Wenn der Zug zum drittenmal um das Dorf geht, werden alle Hofpforten mit Kreuzen bestrichen aus einem mitgetragenen Teertöpfchen. Alle Frauenzimmer sind mit Stöcken, Dreschflegeln usw. bewaffnet; wenn ihnen jemand begegnet, prügeln sie ihn mit dem Rufe: „Da ist der Kuhtod!" Auf einem Kreuzwege wird ein Scheiterhaufen errichtet, angezündet, einzeln springen durch das Feuer, die zwei hebertesten Weiber zerreißen eine lebende schwarze Katze. — Solche Umzüge wurden in besonders großartiger Weise im Dorfe Kassinowo abgehalten 1870 bei einer argen Rinderpest und 1887 bei einer Schweineseuche.

Im Gouvernement Charkow, in einem von Großrussen bewohnten Dorfe, wird in jedem Herbst nach beendeter Ernte von den Mädchen und jüngeren Weibern das dreimalige Umpflügen des Wohnortes ausgeführt, um die Hanstiere vor Schaden durch Raubtiere und Krankheiten zu bewahren, eine Maßregel, die nach Aussage der Dorfbewohner und ihrer Nachbarn sich seit ihrer Einführung als unfehlbar bewährt hat. Alle Teilnehmerinnen gehen mit offenen Haaren, nur mit dem Hemde bekleidet, zwei ziehen, zwei lenken den Pflug, ihnen folgen die übrigen mit brennenden Kerzen, Gesänge brüllend. Die Nacht, auf die in gemeinsamer Beratung der Umzug festgesetzt worden, wird dem ganzen Orte bekannt gemacht, damit alle Unbeteiligten sich ruhig in ihren Häusern halten, denn die wild erregten Weiber würden jeden ihrem Zuge Begegnenden in Stücke reißen. — Den Kleinrussen im Kupänsker Kreise ist das Kreispflügen ganz unbekannt.

Im Gouvernement Twer im Dorfe Polotskaja veranstalteten 18 Bewohnerinnen in der Nacht auf den 1. Juni 1892 einen Umzug, um ihren Wohnort vor dem Eindringen des im Nachbarkreise herrschenden Fleckthphus zu schützen. An der Spitze schritt die Trägerin eines Heiligenbildes, ihr folgte ein Franenzimmer, auf einem Ofenbesen reitend, dann eins mit einem Schüreisen und einem Tierschädel, daranf der Pflug, von zwei Weibern gezogen und von einem gelenkt, zum Schluß die übrigen, lärmend und schreiend. — Den Dank für ihre Bemühung im Dienste des Gemeindewohls erhielten die Teilnehmerinnen durch den Kreisrichter, der sie „wegen Ruhe- und Ordnungsstörung" zur Verantwortung zog.

(Nach Mitteil. von Gorozow, Bronewskij, Twanow in XXXIV, 3 der Moskaner Ethnograph. Rundschau.)

[1]) Grabbeigaben verschiedener Art sind auch sonst üblich. Die hier angeführten stehen in keinem Zusammenhange mit den Bräuchen bei Epidemieen, sondern beweisen nur, daß die Leute in der betreffenden Ortschaft von dem Leben im Jenseits sich ein ähnliches Bild machen wie das ihres Erdenlebens, mit denselben Bedürfnissen, denselben Beschäftigungen wie dieses.

[2]) Interessant ist die Verknüpfung des Kreispflügens mit dem alten Frühlingsfestgebrauch des „Todaustragens", der bei den Südslaven noch bekannt ist, entstanden aus dem feierlichen Fortschaffen des vom Frühling überwundenen Wintergreises.

[1]) Dorf.

[2]) St. Blasius verdankt seine Erhebung zum Viehpatron bei den Landleuten dem Anklingen seines Namens, der russisch Wlasij, weißrussisch Wolass lautet, an den Namen des slavischen Gottes Weles oder Wolos, des Herdenbeschützers.

[3]) Innerhalb des magischen Kreises ist der Beschützer der Haustiere am Werk.

[4]) Rund umher, überall außerhalb des schützenden Kreises übt die Seuche ihre verderbliche Herrschaft aus.

Digitized by Google

Die geologische Erforschung der Nordseewatten.

Von Dr. Engen Traeger.

In den „Mitteilungen“ des Vereins für Erdkunde zu Leipzig, Jahrg. 1899, findet sich eine (auch als Doktor-Dissertation besonders erschienene) Abhandlung von Reinhold Haage: „Die deutsche Nordseeküste . . . nebst einer kartometrischen Bestimmung der deutschen Nordseewatten“, eine sehr fleißige und zeitgemäße Arbeit, an der ich jedoch mancherlei auszusetzen hätte; nur hat es mir leider an der erforderlichen Zeit gefehlt, gründlich auf den Gegenstand einzugehen, während ich mir, sagen mußte, daß mit einer flüchtigen und oberflächlichen Kritik nichts gewonnen worden wäre. Ich bin aber weit entfernt, mit dieser Äußerung dem jungen Verfasser einen herben Vorwurf machen zu wollen, vielmehr erkenne ich es dankbar an, daß er den ersten Versuch gemacht hat, die Watten wissenschaftlich zu katalogisieren, und daß die Kenntnis der Watten durch ihn eine erfreuliche Förderung erfahren hat; ich muß aber feststellen, daß er mich mit meiner Einteilung in Watten erster und zweiter Ordnung in den „Halligen der Nordsee“ nicht genau verstanden hat. Ich bin nämlich dabei von einem historisch-geographischen Princip ausgegangen, Herr Dr. Haage aber von einem geologischen, und da die Grundlage dafür noch überaus unzureichend ist, so ist auch nach meiner praktischen Kenntnis der Watten die Einteilung Haages nicht immer glücklich gewesen.

Die Schuld hieran liegt an dem Mangel einer gründlichen, umfassenden Untersuchung des ganzen Wattengebietes, worunter auch Ludwig Meyn bei seiner „Geognostischen Beschreibung der Insel Sylt und ihrer Umgebung“ (1876) einigermaßen zu leiden hatte, wenn auch seine Gesamtauffassung durchaus zutreffend ist. Es soll nicht bezweifelt werden, daß der Untergrund der tiefen Mulde zwischen den nordfriesischen Inseln und dem cimbrischen Geestrücken, auf dem sich in jahrtausendelanger Arbeit der Nordsee die heutigen Watten und Marschen gebildet haben, ganz und gar dem geologischen Charakter Jütlands entspricht und daß eine genaue Untersuchung im Gesamtergebnis schwerlich große Überraschungen bieten wird, aber im einzelnen wird sie doch eine Fülle wissenschaftlich wichtiger Thatsachen enthüllen und uns erst das volle Verständnis für den Vorgang der Wattenbildung und für den Zusammenhang der geognostischen Erscheinungen auf den Inseln mit denjenigen des gegenüberliegenden Festlandes erschließen. Von dieser Überzeugung durchdrungen, richtete ich im vorigen Jahre an den Herrn Minister der öffentlichen Arbeiten eine Eingabe, in der ich unter Beschränkung auf diejenigen Punkte, die mir bei der Umwandlung der Watten in Marschland von Bedeutung zu sein schienen, folgendes ausführte:

. . . . Bei dieser Gelegenheit hätte Eure Excellenz ich den Plan zu einer großen wissenschaftlichen Arbeit entwickeln zu dürfen, den ich seit vielen Jahren als Ergebnis meiner speciellen Kenntnis der schleswig-holsteinischen Nordseewatten erwogen habe, der sich aber nur durch die Munificenz der hohen Staatsregierung ins Werk setzen ließe, weil seine Ausführung die physischen und materiellen Mittel eines Privatmannes weit übersteigt: die Anfertigung einer geologischen Specialkarte der preußischen Watten.

Für die Zweckmäßigkeit und Notwendigkeit einer solchen Arbeit gehe ich von folgenden Erwägungen aus:

Nach ihrer ganzen Entstehung lagern die Thon- oder Klaieschichten der Watten auf sehr verschiedenartigem Untergrunde, zu einem kleinen Teile auf tertiärem Sandstein, zu einem größeren Teile oft nur wenige Meter mächtig auf Sand, zum größten Teile auf Moor- und Torfbildungen. Dieser verschiedenartige Untergrund ist von großer Bedeutung für die Güte der künftigen Koogsländereien, deren Gewinnung unter der Ägide Enerer Excellenz in großartigem Maßstabe über die Bestrebungen aller zurückliegenden Jahrhunderte hinaus in Angriff genommen worden ist. Für den oberflächlichen Absatz des Schlicks, den die jüngst errichteten und voraussichtlich auch fernerhin in kontinuierlicher Aufeinanderfolge anzulegenden Dämme und Schlengen sehr beschlennigen werden, ist die Beschaffenheit des Untergrundes zunächst bedeutungslos, er vollzieht sich ganz gleichförmig in allen Fällen und hängt nur von der Menge der Zufuhr und der Bewegung des Wassers ab. In späteren Jahren aber übt der Untergrund einen entscheidenden Einfluß auf die Brauchbarkeit und Güte des Neulandes aus, sobald dasselbe eingedeicht ist und anstrocknet. Dann sinkt das auf fester Grundlage ruhende Land nur wenig ein, dasjenige auf Moorgrund aber in erheblich stärkerem Grade, und solches Land steht, wie die Umgegend des Botschloter und des Gotteskoogssees, einen großen Teil des Jahres unter Wasser und ist darum nur wenig wertvoll, oder es ist, wie die eingesunkenen Elbmarschen zeigen, nur mühsam und mit großen Kosten vom überquellenden Grundwasser zu befreien, außerdem aber ungesund und ohne genießbares Trinkwasser. Es ist also praktisch von Wichtigkeit, den Wattenuntergrund genau zu kennen, denn je nach seiner Beschaffenheit wird man dem Neuland in unbedeichtem Zustande Zeit lassen müssen, sich zu setzen und durch Anfnahme stärkerer Schlicklagen die für später erforderliche Mächtigkeit zu gewinnen, während man bei reifem Land auf gesunder Grundlage begreiflicherweise den Wunsch hegen wird, durch unnötiges Warten nicht Zeit und damit Zinsen zu verlieren. Das aber zu entscheiden, soll zu den Aufgaben der Grundkarte gehören.

Hierzu kommt der Einfluß das Fundamentes auf die Verbindungsdämme und die dereinstigen Seedeiche. Bei der starken Belastung der ersteren mit Felsblöcken erreichen sie trotz ihrer geringen Höhe doch ein beträchtliches Gewicht, in noch höherem Grade die hohen, schweren Deiche. Auch für diese letzteren bieten die Elbmarschen ein warnendes Beispiel, denn nirgends haben die Deiche größere Summen verschlungen als dort, weil das Land unter dem Drucke der Dämme auswich, sich hinnenwärts aufwölbte und die Deiche in Wellenthäler versenkte, deren Ausgleichung nur durch kostspielige Nachschüttungen erzielt werden konnte.

Aus diesem Grunde scheint mir die Erforschung der Wattenfundamente in jeder Beziehung nützlich und notwendig. Nur auf ihrer genauen Kenntnis fußend wird sich eine sichere Basis für die Beurteilung der Reife des Neulandes und die richtige Anlage von Dämmen und Deichen gewinnen lassen. Ich glaube, daß hierfür in vielen Fällen Grabungen oder Bohrungen bis zu etwa 10 Fuß Tiefe genügen werden, die Anzahl der Löcher aber wird sich auf jedem Watt ganz von selbst ergeben: sie werden nur da ziemlich dicht anzulegen

Digitized by Google

sein, wo es sich nun die Feststellung unterirdischer Grenzen und Übergangszonen handeln wird, in geringer Zahl bei gleichmäßiger Beschaffenheit des Untergrundes auf weite Flächen. Ich selbst habe eigenhändig bereits an verschiedenen Stellen so tief gegraben, als es sich ohne offenkundige Lebensgefahr allein bewerkstelligen ließ, und habe dabei die Überzeugung gewonnen, daß das ganze Werk die Mittel eines einzelnen Menschen weit überschreitet.

Die Kosten werden nicht ganz gering sein, aber sie werden noch größere Verluste ersparen. Da man nur zur Zeit hinreichender Wasserwärme auf den Watten arbeiten kann, werden wohl auch einige Jahre bis zur Herstellung der ganzen Karte vergehen, wobei die Ergebnisse der sommerlichen Aushebungen im Winter zu verarbeiten sein werden. Es versteht sich, daß man mit denjenigen Sektionen beginnt, welche infolge der Anlage von Wattenbauten in den Vordergrund des Interesses gerückt sind, sodann mit den übrigen. Reinhold Haage berechnet in seiner Dissertation über die deutschen Nordseeküsten allein das Wattenareal vor der Küste Schleswig-Holsteins auf 1912,5 qkm. Bei dem Werte von durchschnittlich 3000 Mk. eines Hektars guten Neulandes ergiebt sich selbst in dem Falle, daß im Laufe einer Reihe von Decennien auch nur die Hälfte dieses Areals gewonnen werden könnte, ein so ungeheurer, nach hunderten von Millionen Mark zählender Wert, daß die Kosten für die Bodenkarte daneben verschwinden, und darum glaube ich mit Rücksicht auf ihren eminent praktischen Wert ihre Ausführung empfehlen zu sollen, nachdem Euere Excellenz durch Inangriffnahme die unlängst geschaffenen Werke einen so unendlich wertvollen Beweis ihrer Würdigung des preußischen Wattengebietes gegeben haben. Die Watten sind in der That die Goldfelder des preußischen Staates, deren geologische Erforschung nicht länger aufgeschoben werden sollte."

Die Antwort hierauf lautete: „In Erwiderung Ihrer Eingabe .... bedarf ich eine staatliche Beihülfe für die Bearbeitung einer Karte der preußischen Watten nicht in Aussicht stellen zu können. So interessant es an sich sein mag, Kenntnis von den Untergrundverhältnissen des Wattengebietes zu erlangen, so entbehren die von Ihnen empfohlenen umfangreichen und kostspieligen Feststellungen einer dem Aufwande an Arbeit und Kosten entsprechenden praktischen Bedeutung. Wie Sie selbst richtig darlegen, ist die Beschaffenheit des Untergrundes für die Anschließung der Watten bedeutungslos. Auch für die zum Schutze der Ufer und zur Beförderung des Landanwachses zunächst auszuführenden Bauten sind sie ohne wesentliche Bedeutung. Erst wenn eine Fläche Landes eingedeicht werden soll, ist es wichtig und notwendig, die Beschaffenheit und Tragfähigkeit des Untergrundes genau zu kennen. Diese Kenntnis wird sich aber der entwerfende Baubeamte nicht aus einer geologischen Karte, sondern durch Bohrungen zu verschaffen haben, und man würde auf diese auch dann nicht verzichten können, wenn eine geologische Karte des Wattengebietes vorhanden wäre. Ebenso verhält es sich bei allen anderen künftig im Wattengebiete etwa auszuführenden, auf tragfähigen Untergrund angewiesenen Bauwerken. Damit entfällt aber der praktische Zweck, der vom diesseitigen Standpunkte die Verwendung staatlicher Mittel rechtfertigen könnte."

(gez.) Thielen.

Wie man sieht, habe ich in der Begründung nur diejenigen Momente angeführt, die nach meiner Auffassung für die Praxis von Bedeutung sind, wogegen ich die wissenschaftliche Seite gar nicht berührt habe; sie sind auch in gewisser Beziehung als berechtigt anerkannt worden, aber sie haben doch die Würdigung nicht gefunden, die ich erwartet hatte. Zweifellos werden sich die Untergrundverhältnisse jedes Kooges vor der Eindeichung durch die Baubeamten feststellen lassen, ob aber diese Feststellungen in zwölfter Stunde immer Freude erregen werden, ist eine andere Frage. Man sollte doch annehmen, die Freiheit der Disposition über das ganze ausgedehnte Arbeitsfeld müßte eine vollkommenere sein, wenn man von vornherein genau über dasselbe unterrichtet ist, als wenn man im letzten Augenblick sich Stück für Stück Kenntnis desselben verschafft. Die Fälle sind doch nicht so selten, daß selbst für öffentliche Hoch- oder Tiefbauten anscheinend sehr geeignete Grundstücke für hohe Summen angekauft wurden, die sich dann als so unzuverlässigen Untergrundes erwiesen, daß man erst einmal mit großen Kosten einen künstlichen Baugrund herstellen mußte; man hätte den betreffenden Bau in vielen Fällen gewiß an eine andere Stelle verlegt, wenn man rechtzeitig über die Beschaffenheit des tieferen Untergrundes unterrichtet gewesen wäre, und darum wünschte ich vor ähnlichen unliebsamen Zwischenfällen durch die Wattengrundkarte zu schützen. Branchbare Anfänge für eine solche sind zudem schon gemacht worden, indem auf Anordnung der Regierung oder privatim eine ganze Anzahl von arteisischen Brunnen gebohrt worden ist, so auf Oland, Klein-Moor, Hamburger Hallig, Norderoog, Süderoog, Südfall, Finkhaushallig u. s. w., die wohl alle über 100 m tief reichen und deren Bohrkerne sorgfältig festgestellt sind. Das sind doch vortreffliche, äußerst wertvolle Anhaltspunkte!

Noch mehr wie nach der kulturtechnischen Seite wäre die Herstellung einer Grundkarte vom wissenschaftlichen Standpunkte aus zu begrüßen gewesen. Eine kartographische Darstellung der Wattenoberfläche würde gar nichte Interessantes bieten, es würde sich da im wesentlichen nur um drei Farbentöne handeln für weiche Schlickwatten, festere sandig-schlickige Watten und die hohen Sandplatten mit hellem Dünensand. Worauf es vor allem ankommt, ist die Kenntnis des Untergrundes. Sie würde erst die Frage lösen, wann der Einbruch des Meeres in die Niederung zwischen den heutigen Inseln und dem Festlande begonnen hat, ob dieselbe zu jener Zeit etwa von Menschen bewohnt gewesen ist, wie Wälder, Sümpfe und Geestflächen verteilt gewesen sind, aus welchen Individuen sich die wahrscheinlich sehr üppige und mannigfache Flora zusammengesetzt hat, vielleicht auch die Ursachen erkennen lassen, warum die großen primären Wattenströme dort entstanden sind, wo sie noch heut ihre Betten haben, womit die Gliederung der Watten in ins einzelne zusammenhängt, aus welchen Schichten mitten im Wattenmeere die uralten Süßwasserquellen hervorbrachen u. s. w. Es ist wohl keine Übertreibung, daß die Antworten auf alle diese Fragen von der ganzen Nation mit dem gespanntesten Interesse verfolgt werden würden, denn es kann keinem Zweifel unterworfen sein, daß die Vorgänge an den Nordseeküsten zu den wundervollsten Erscheinungen gehören und gegenwärtig in immer weiteren Kreisen Wißbegierde erregen, seitdem die fakalischen Werke bei den Halligen aus dem Stadium unserer frommen Wünsche in die Welt der Erscheinungen getreten sind. Freilich wird der Untergrund der Watten nach der Methoda der Untersuchung von Fall zu Fall im Laufe der Zeiten auch erschlossen werden, aber noch Generationen werden darüber vergehen, ehe die Wissenschaft mit voller Klarheit alle berechtigten Fragen gebildeter

Digitized by Google

Laien über ein vaterländisches Gebiet von 2000 qkm zu beantworten vermag. Wenn also nach der Ansicht des Herrn Ministers der öffentlichen Arbeiten die Kenntnis der Fundamente seiner Dammbauten so lange bedeutungslos bleibt, bis sie in jedem einzelnen Falle akut wird, so hat doch auch die Welt der Wissenschaften ein Recht darauf, eine Lücke ausgefüllt zu sehen, die sehr lebhaft empfunden wird, und wenn ferner ein Ministerialressort sich scheut, die Kosten der Untersuchung allein zu tragen, so werden vielleicht die vereinten Kräfte der Herren Minister der öffentlichen Arbeiten, der Landwirtschaft und des Unterrichtswesens die Last zu tragen vermögen. Wo es sich für den finanziell recht günstig gestellten preußischen Staat um einen neuen Zuwachs von rund 300 Millionen Mark handelt, könnte doch auch für die Wissenschaft, die in den leidenschaftlich begehrlichen Wirtschaftskämpfen der ganzen Nation still und bescheiden im Hintergrunde steht und doch die solide Grundlage geschaffen hat, auf der sich der materielle Aufschwung der Gegenwart vollzieht, eine kleine Dotation abfallen, von der sie ja nur im öffentlichen Interesse Gebrauch machen will. Zur rechten Zeit darauf hinzuweisen, habe ich nach jahrzehntelanger Beschäftigung mit den Watten von der Elbe bis zur Königsaue für meine Pflicht gehalten; möchte meine nunmehr öffentlich ausgesprochene Bitte bei den höchsten Instanzen der preußischen Staatsregierung geneigtes Gehör finden!

Bücherschau.

Boletin del Instituto fisico-geográfico de Costarica. Nr. 1. San José de Costarica 1901.

Da die Annalen des physikalisch-geographischen Instituts von Costarica wegen ungenügenden Personals und der unzulänglichen Leistungsfähigkeit der Staatsdruckerei von Costarica nur mit großer Verspätung erscheinen (der letzte erschienene Band bezieht sich auf das Jahr 1894), so hat der eifrige Leiter des Instituts, Enrique Pittier, eine neue periodische Publikation ins Leben gerufen, die einerseits das eingegangene Boletin de Agricultura tropical ersetzen soll, anderseits aber auch geographische und naturwissenschaftliche Einzelstudien des Instituts veröffentlichen soll. Die erste Nummer dieser Publikation, der wir ein langes, gesundes Leben wünschen wollen, enthält u. a. eine Arbeit über Pittiers magnetische Beobachtungen in Costarica und eine Isogonenkarte des Landes, welche auf sein eigenes Material wie auf die Beobachtungen der Interkontinentalen Eisenbahn-Kommission von 1892 und 1893 basiert ist. Es ist ein erster, sehr dankenswerter Versuch, der sich freilich nur auf 29 Stationen stützen konnte und zudem die auffallend abweichenden Beobachtungen außer Betracht ließ, so Pittiers eigene Beobachtung vom Gipfel des Irazú und die Beobachtungen der Interkontinentalen Kommission von der Mündung des Rio Naranjo, vom Cerro del Obispo und dem Cerro de la Hacha. An den beiden letzten Plätzen mögen die großen Basaltmassen die Abweichungen hervorgerufen haben, die Gegend des Rio Naranjo kenne ich aber nicht aus eigener Anschauung und weiß daher nicht, ob dort ähnliche Ursachen die Störungen hervorrufen. Pittier selbst zweifelte, aber wohl mit Unrecht, an der Zuverlässigkeit der drei letztgenannten Beobachtungen.

Karl Sapper.

Felix v. Luschan: Die Karl Knortzsche Sammlung von Benin-Altertümern im Museum für Länder- und Völkerkunde in Stuttgart. Mit 72 Abbildungen. (Aus dem 17. und 18. Jahresberichte des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie.) Stuttgart 1901.

In preisenswerter Art hat ein Heilbronner Bürger, Herr Karl Knorr, eine Sammlung von 72 der merkwürdigen, erst seit 1897 bekannt gewordenen Bronzen aus der Negerstadt Benin dem Stuttgarter Museum für Völkerkunde überwiesen, zu denen größten Schätzen sie zählen, da die Erwerbung dieser einzigartigen Erzeugnisse der Negerkunst nunmehr abgeschlossen ist und das Verlangen sich auf wenige Bisson verteilt, unter denen das Berliner Museum für Völkerkunde den Löwenanteil aufweist. Die dortige große Benin-Sammlung steht unter der Leitung des Prof. v. Luschan, der als bester Kenner dieser Altertümer mit Recht gilt. Während von ihm die Veröffentlichung der Berliner Beninschätze in einem Werke zu erwarten ist, welches alles über dieselben wohl in abschließender Weise zur Darstellung bringen wird, hat er sich bereit gefunden, in der vorliegenden Schrift die Stuttgarter Sammlung zu beschreiben. Bei der großen Sachkenntnis des Verfassers ließ sich erwarten, daß wir nicht eine einfache Katalogisierung erhalten würden; er hat vielmehr in seiner Beschreibung auch weitere Gesichtspunkte zur Geltung gebracht und neue Anschauungen über die Beninkunstwerke mitgeteilt, sich aber nähere Auseinandersetzungen für sein größeres Werk vorbehalten. Wir erfahren in der vorliegenden Schrift, daß Bogen, wenn auch selten, auf den Beninbronzen vorkommen, und daß diese „zusammengesetzt" erscheinen, was um deswillen auffällt, weil die westafrikanischen Bogen sonst alle einfach sind. Unter den Musikinstrumenten, die dargestellt sind, kommt nur einmal ein Saitenmusikinstrument vor, während Signalhörner und Trommeln häufig sind. Der Stil der Figuren ist als echt afrikanisch zu bezeichnen; alle Auffassung des Dargestellten ist afrikanisch. v. Luschan macht hier die Beobachtung, daß bei den Figuren der Europäer stets Tracht und Bewaffnung von seiten des modellierenden Negers mißverstanden wurde, so daß teilweise Karikaturen entstanden, während die Darstellungen von Negern in allen Kleinigkeiten die größte Sorgfalt zeigen, woraus mit Recht zu schließen, daß nicht Weiße, sondern Neger die ausübenden Künstler waren. Bezüglich der Technik (verlorenes Wachsmodell) will v. Luschan sich noch nicht darüber entscheiden, ob sie eine von den Europäern übernommene (was ich sicher glaube) oder eine ursprüngliche sei; die moderne Gußtechnik in Ashanti und Dahomey ist noch ein Anhäufer der einst so blühenden, dann verfallenen Negerkunst Benins im 16. und 17. Jahrhundert.

Bis v. Luschans großes Werk erscheint, wird die vorliegende, 98 Seiten umfassende Arbeit als eine der ersten Quellen über unsere Kenntnis der Beninwerke dienen müssen.

Richard Andree.

M. Harvey: New Foundland in 1900. With illustrations. New York, South Publishing Company, and St. Johns, N. F. Galand, 1901.

Abgesehen von dem Streite um das französische Fischereiufer der Insel, diesem alten Zankapfel zwischen England und Frankreich, tritt die älteste Kolonie Großbritanniens wenig in die Öffentlichkeit. Das scheint aber jetzt anders werden zu sollen, und die 400 Jahre dauernde Vereinsamung wird aufhören. Die neue Querbahn, welche von der Hauptstadt St. Johns im Osten nach der Westspitze der Insel bei Port aux Basques führt, von wo man in sechsstündiger Fahrt nach dem Festlande (Kap Breton) gelangt, erschließt nicht nur das Innere mit seinen reichen Schätzen, sondern stellt sich auch als abkürzende Route in den Dienst des Weltverkehrs. Neue Menschen und neue Industrieen halten ihren Einzug in die bisher stillstehende Insel, so daß eine geradezu fieberhafte Unternehmungslust ausgebrochen ist, die ihren Widerhall auch in dem vorliegenden kleinen Werke findet, dessen Verfasser Geistlicher ist. Zunächst werden darin die Geschichte, die Geographie und das Klima abgehandelt, dann folgen Landesbeschreibungen mit vielen Abbildungen; die Fischerei, deren Wert auf 36 Millionen Mark beziffert wird, ist in einem besonderen Abschnitte näher beschrieben; welche Bedeutung sie für Neu-Foundland hat, erkennt man daraus, daß von der Gesamtbevölkerung von 210000 Einwohnern allein 56000 in der Fischerei beschäftigt sind. Die Ackerbauerzeugnisse sind einer bedeutenden Steigerung fähig; unter den Mineralprodukten steht Kupfer obenan; Eisenerze, Asbest, Kohle und Petroleum werden gewonnen. Der bisher verschärfteste Strafenbau ist neu im Aufschwunge begriffen. Der Jagd (Elchhirsche und Rentiere) ist ein besonderes Kapitel gewidmet. Den Schluß machen die eingebenden und auf den neuesten Stoff basierten Mitteilungen über die kirchlichen und religiösen Zustände, die Erziehung und die bisher eingeführten Industrieen.

New York. Dr. C. Steffens.

Digitized by Google

A. J. Herbertson: The distributuin of rainfall over the land. With 13 maps and a plate. 70 S. London, John Murray, 1901.

Während Supan seine Arbeit über die Verteilung des Niederschlags auf der festen Erdoberfläche erscheinen liefs, hatte A. J. Herbertson schon eine ähnliche Arbeit begonnen, die er trotzdem fortführte und jetzt veröffentlichte. Er konnte dabei die Supansche Arbeit benutzen und das von Supan gegebene und zu Grunde gelegte Stationsnetz noch erweitern. Während Supan die Verteilung des Niederschlags in den Jahreszeiten verfolgte, hält dies Herbertson für nicht genügend, um in den einzelnen Gegenden die Züge genau zu verfolgen; er hat es sich daher zur Aufgabe gestellt, den Niederschlag in den einzelnen Monaten kartographisch darzustellen. Nach Erörterung der methodischen Schwierigkeiten, die einer Bearbeitung der Niederschlagsverhältnisse im Wege stehen, und die in vier Hauptpunkte zusammengefafst werden, giebt er zu jeder Monatskarte eine genaue Beschreibung, auf die zuletzt die Karte des mittleren jährlichen Niederschlags folgt, welche in ihren Hauptzügen mit der Supanschen übereinstimmt und nur in Centralafrika und Südostasien einige wesentliche Abweichungen zeigt. Auf einer 14. Tafel ist der jährliche Gang des Niederschlags in Prozenten für eine ausgewählte Anzahl typischer Stationen in Diagrammen dargestellt. Der Schlufsabschnitt giebt die Ergebnisse aus den Vorbergehenden, aus denen hervorgehoben werden möge, dafs man die Erde nach dem Niederschlag in sieben Zonen einteilen kann, drei nasse und vier trockene, die sich symmetrisch zu beiden Seiten des Äquators lagern. Die Zonen wandern mit der Sonne nach Norden und Süden, wie überhaupt das Maximum des Regenfalls an allen Orten, ausgenommen die Westküsten der gemäfsigten Zone, zur Zeit des Sonnenhochstandes einzutreten pflegt.

Dr. G. Greim.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— **Ein tertiäres Meer in Südbrasilien!** Der bekannte in São Paulo lebende Zoologe von Ihering veröffentlichte in „Science" v. 7. Dezember v. J. einen Aufsatz, in dem er, um gewisse zoogeographische Erscheinungen zu erklären, die Hypothese von einem tertiären Meer aufstellte, das zwei fauna tische Subregionen Südamerikas getrennt habe. Er nannte diese Subregionen „Archiplata" und „Archamazonia" und rechnete zu der ersteren Chile, Argentinien, Uruguay und Südbrasilien, zu der letzteren Central- und Nordbrasilien, sowie Guayana und Venezuela. Beide Regionen böten mit Bezug auf niedere Tierformen, wie Mollusken und Crustaceen, scharfe Kontraste. Dr. von Ihering stützt seine Theorie auf diese, also auf rein zoologische Beweise. Eine scharfe Umgrenzung seines tertiären Meeres hatte der Forscher nicht angegeben, doch mufs es seiner Ansicht nach die tertiären marinen Ablagerungen in Entre Rios eingeschlossen und über die heutigen brasilianischen Hochländer derart ausgedehnt haben, dafs südlich davon das jetzige Bassin des Uruguay lag. Gegen diese Theorie wendet sich in der „Science"-Nummer vom 1. März d. J. Dr. Orville A. Derby, ebenfalls aus São Paulo. Derby hält es für ziemlich sicher, dafs eine jedenfalls vortertiäre Formation durch das ganze in Rede stehende Gebiet streicht, die irgend welche Unterbrechungen nicht hat und durch Adern und eingelagerte Schichten von Trapp gleichmäfsiger Zusammensetzung charakterisiert wird. Ihr geologisches Alter sei unbestimmt, doch sicherlich sei sie nicht marinen Ursprungs. Von besonderer Bedeutung sei die Thatsache, dafs die Fälle und Schnellen des Uruguay abwärts der brasilianischen Grenze durch den harten Trapp jener Formation gebildet würden, der eine Barriere gegen das Meer gewesen, das in der Tertiärzeit zweifellos einen Teil der heutigen Provinz Entre Rios bedeckte. Direkt von Osten her hätte sich in der Tertiärzeit möglicherweise im unteren Teile des Tesubythales ein Meeresteil nach Westen bis zum Ibicuhy (Tributär des Uruguay) und zum Uruguay selber hingezogen; aber das könne nur ein enger Arm gewesen sein, der nicht die nach von Ihering bestehenden „gewaltigen" faunistischen Verschiedenheiten hervorrufen vermocht hätte. Im übrigen scheine eine solche Strafse für von Ihering auch nicht in Betracht zu kommen, da sie gänzlich innerhalb seiner Archiplataregion fallen würde.

— In der Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg vom 11. (24.) April wurden Nachrichten von den Mitgliedern der unter Leitung des Leutnants Kozlow die Centralasien arbeitenden Tibetischen Expedition vorgelesen, nachdem seit mehr als sechs Monaten keine Nachrichten von ihr eingetroffen waren. Der letzte empfangene Brief ist vom 12. (25.) Oktober 1900. Er ist abgesandt von dem Verwalter des zeitweiligen Depots in Zojdam, dem Feldwebel Iwanow. Aus diesem Brief ist zu ersehen, dafs sich auf dem Depot alles wohl befindet, trotz des Angriffs einer Bande von Tibetern, die das bei dem Depot der Expedition zurückgebliebene Vieh fortreiben wollten, was aber nicht gelang. Von P. K. Kozlow selbst traf gleichzeitig eine Nachricht vom 20. August (2. September) 1900 ein aus dem Standquartier der Expedition im Quellengebiet des Blauen Flusses. Er berichtet, dafs die Expedition das nördliche Tibet glücklich passiert und nun in das Gebiet des Blauen Flusses gelangt sei. Auf der ganzen im Thale dieses Flusses zurückgelegten Strecke leit eine Bevölkerung tangutischen Ursprunges; die Leute in einer Höhe von 4000 m sind Nomaden, die von dieser Höhe an abwärts aber Ackerbauer. Es kommt vor, dafs ganz dieselben Personen mehr oder weniger nomadisieren und halb sefshaft leben. Man sät hier nur Gerste, die zehnfältig trägt; die Bestellung der Felder ist primitiv, die Bewässerung natürlich. Gleichwohl spielt die Viehzucht, und zwar der Sefshaften eine Hauptrolle. Prächtige Weiden geben Futter für grofse Herden von Yaks, Schafen und den an Zahl geringeren Pferden. Wo es Felder giebt, da wohnen die Leute auch in Bauten aus Lehmbauten, zwischen denen sich ebenso-hohe Tempel erheben. Die letzteren stehen oft malerisch auf Bergzipfeln. Die Beziehungen der Expedition zu der Ureinwohnerschaft sind ausgezeichnet; von den Ureinwohnern in China ist in diese entlegene Gegend scheinbar keine Nachricht gedrungen. Hier sind die Beziehungen zu den Europäern noch die früheren, und man braucht daher nichtsdestoweniger die Fortgänge der Expedition keine Besorgnis zu hegen.

— **Neues neolithisches Grabfeld aus Rheinhessen.** Dem verdienstvollen Entdecker der Wormser Grabfelder aus der jüngeren Steinzeit, Dr. Karl Köhl, gelang es, zu Anfang des Jahres 1901 der Wissenschaft abermals ein solches Grabfeld freizumachen. Es ist das fünfte der ganzen Reihe; das 1. Rheingewann bei Worms, 2. Wachenheim an der Pfrimm, 3. Rheindürkheim, 4. Adlerberg bei Worms. Dasselbe fand sich beim rheinhessischen Orte Flomborn, drei zwischen Monsheim und Alsey, etwas westlich der Bahnlinie Monsheim-Alsey gelegen ist. Nach gefälliger Mitteilung von Dr. Köhl wurden bisher in Löfs zwei liegende Hockergräber angetroffen. Charakteristisch sind ihre Beigaben. Sie bestehen 1. in Steinwerkzeugen vom sogen. Schuhleistentypus (das gewöhnliche Wort „Schuhleisten-Keil" ist ein sprachliches Unding und sollte doch unterbleiben, wo es vermieden), 2. in speziell mit der von Köhl gezeichneten Bogenbandkeramik. Letztere wendet im Gegensatz zur Hinkeistener Winkelbandkeramik Bogen und Spirale an und gehört typologisch einer höheren Stufe der Entwickelung an. Bisher war diese Keramik aus der Nähe von Worms nur aus Wohngruben bei Monsheim und einem Stück von Westhofen bekannt (vgl. Köhl: „Über die neolithische Keramik Südwestdeutschlands", 1900, S. 11). Aus der Rheinpfalz gehören hierher: die Funde aus einer neolithischen Wohngrube bei Grofsniedesheim (Privatbesitz); aus Elsafs die Fundstellen von Achenheim und Stützheim bei Strafsburg, die Dr. Richard Forrer festgelegt hat (vgl. Correspondenzblatt der westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, 1900, Nr. 45 und Meddn. „Die Lügnerfrage", II. Abteilung, S. 31). In der Heilbronner Gegend fand Dr. Schliz diese Bogenbandkeramik in enger Vergesellschaftung mit den Erzeugnissen des sog. Rössen-Niersteiner Typus, der nach Dr. P. Reinecke sein Centrum in Rheinhessen und in der Gegend von Wiesbaden hat (vgl. „Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst", XIX. Jahrgang, S. 267; über die Heilbronner Funde vgl. „Fundberichte aus Schwaben", 1899, S. 29 bis 30). — Nach den neuen Elementen zu schliefsen, die in diesem Typus der Bogenbandkeramik auftreten, besonders der häufig nachlässigen Ausführung der unregelmäfsig gezogenen Bogenbänder, die mit ähnlichen Erscheinungen von Tordos und Schussenried in Parallele zu setzen sind, wird man wohl kaum irre gehen, wenn man die Erscheinungen der Bogenbandverzierungen als Ausdruck südöstlicher Kultureinflüsse betrachtet. Heilbronn und Umgebung würde denn, wie

Digitized by Google

Cannstatt, die Übergangsstation von den mittleren und oberen Donauländerschaften zum Mittelrheinlande bilden. Die Rössen-Hersteiner Keramik weist mit ihren Erscheinungen auf die Saalegegend als Ausgangszone zurück.

Mehlis.

— Der Norweger Roald Amundson, einer der Teilnehmer der belgischen Südpolarexpedition von 1897 bis 1899, tritt demnächst eine auf sechs Monate berechnete hydrographische Expedition in die arktischen Gebiete an, die für welche Zwecke er die „Gjöa", ein kleines Fangschiff von 67 Tonnen, gekauft hat. Zuerst soll die Reise zum Weißen Meere gehen, dann wird Nowaja Semlja besucht und Mitte des Sommers begiebt sich Amundson zur grönländischen Ostküste, wo die Clavering-Insel Endpunkt der Reise bildet. Auch die Walroß-Insel wird besucht, um das Depot zu untersuchen, das seiner Zeit von Professor Nathorst für Swerdrup für den Fall angelegt wurde, daß es diesem gelingt, bis zur Ostküste vorzudringen. Während der Reise werden gleichzeitig alle zwei Stunden meteorologische Beobachtungen angestellt und 500 Flaschenposten ausgeworfen werden.

— Das Alter der schwedischen Bevölkerung in Finnland. Der Auffassung von Prof. Montelius, daß Schweden etwa seit 4000 Jahren in Finland ansässig seien (Finsk Tidskrift 1898), sind neuerdings zwei Finnen, Prof. Setälä (in der Zeitschrift Valvoja 1900) und Dr. Saxén (Den svenska befolkningens ålder i Finnland, belyst af ortnamnen, Svenska Forminnesföreningens Tidskrift XXI) mit aller Ansicht entgegengetreten, daß — abgesehen von den Ålandsinseln und der Gegend um Åbo, wo eine etwas frühere schwedische Besiedelung stattgefunden habe — die Schweden nicht vor dem 10. Jahrhundert n. Chr. nach Finnland gekommen sein könnten. Ihnen gegenüber fand Wiklund (När kommo svenskarne till Finland? Upsala 1901) noch einmal alles das, was Altertumskunde, Geschichte und Sprachwissenschaft zur Lösung der Frage beitragen können, zusammen und kommt zu dem Ergebnis, daß Montelius mit seiner Annahme recht habe. Nach Wiederholung der Gründe, die für die Ansässigkeit von Schweden im südwestlichen Finnland (d. h. bis zur Linie Lovisa—Jakebstad) während der germanischen(?) jüngeren Stein-, Bronze- und der älteren Eisenzeit sprechen, weist er nach, daß auch während der jüngeren Eisenzeit dort Schweden ansässig gewesen sind. Die vielen unrordischen Lehnwörter im Finnischen deuten mit Sicherheit auf ein langes Zusammenleben beider Völker hin, und dies kann nur in Finnland, nicht wie Thomsen u. a. wollen, weiter östlich oder südöstlich stattgefunden haben; dasselbe ergiebt sich aus vielen Ortsnamen von schwedischer Form, die in vorordnischer Zeit (d. h. bis etwa 700 n. Chr.) aus dem Finnischen entlehnt sein müssen. Ebenso ergiebt die Namenforschung eine schwedische Bevölkerung seit dem 10. Jahrhundert, während für das 8. und 9. Jahrhundert diese Wissenschaft vorläufig noch keine Ergebnisse geliefert hat. Indessen wissen auch für diese Zeit Altertums- und Geschichtsforschung nichts von einer etwaigen Verdrängung der höher gesitteten und politisch kräftigeren Schweden durch die Finnen. So besteht also eine ununterbrochene Kette der schwedischen Besiedelung des Landes vor etwa 2000 v. Chr. bis auf die Gegenwart.

R. Fallenius.

— Der Einfluß des Nicaraguasees auf den projektierten Kanal. Seit etwa Jahresfrist hat sich in Amerika ein Streit über die Frage entwickelt, ob der Bau des Nicaraguakanals in der Art, wie er geplant, möglich ist. Der östliche Teil des Kanals soll im allgemeinen dem San Juan, dem Ausfluß des Sees, folgen, und es ist darum von Bedeutung, zu wissen, ob der Nicaraguasee im stande ist, dauernd den San Juan und damit den Kanal offen zu halten. Professor Heilprin hatte zunächst im Märzheft des vorjährigen Bulletins der geographischen Gesellschaft in Philadelphia die Meinung ausgesprochen, daß der Wasserstand im See während der letzten 50 Jahre um etwa 6 m gesunken sei. Das bestritt in einem Aufsatz im Aprilheft des „Nat. Geogr. Mag." der Geologe der Nicaraguakanalkommission C. W. Hayes; wie seinerzeit im Globus (Bd. 77, S. 392) erläutert wurde, behauptete er, die Höhe des Wasserspiegels im See müsse seit Jahrhunderten im großen und ganzen konstant gewesen sein, und die geologischen Verhältnisse des Isthmus sicherten diese Beständigkeit auch für die Zukunft. Bald darauf erschien nun der Bericht der Kanalkommission über ihre Beobachtungen und Arbeiten von 1897—1899 zusammen mit einem Memoire ihres Chefingenieurs, und auf Grund der dort gegebenen Daten untersuchte Heilprin im Bulletin der geographischen Gesellschaft von Philadelphia für Juli 1900 die Frage von neuem. Er verglich die Wassermenge, die dem See durch die Regen und seine Zuflüsse zugeführt wird, mit der, die ihm die Verdunstung und der San Juan wieder entziehen, und kam zu dem Ergebnis, daß die Summe jenes Zuwachses hinter der des Verlustes in den Jahren 1880—1898 um nahezu 0,5 m zurückblieb, daß der Wasserstand des Nicaragua also in diesem Zeitraum um die gleiche Höhe gesunken war. Da für jene 19 Jahre Regenmessungen Dr. Flints aus der Stadt Rivas am Westende des Sees vorlagen, die ziemlich gleichbleibende Zahlen ergeben hatten, so war Heilprin überzeugt, daß der Wasserstand im See in fortschreitendem Sinken begriffen ist. Darauf ergriff der Hydrograph der Kanalkommission A. P. Davis im Septemberheft des „Nat. Geogr. Mag." das Wort und gab die Zahlen preis, auf denen der Kommissionsbericht zum Teil aufgebaut war, nämlich die Regenmessungen in Rivas, die man nur in Ermangelung besserer Daten zu Grunde gelegt habe. Diese „Niederlegung" erschien um so weniger überzeugend, als auch die eigenen Beobachtungen der Kommission über die Wasserzufuhr zum See, soweit sie solche angenommen hat, von den auf Grund der Messungen Flints ermittelten Resultaten nicht wesentlich abweichen. Heilprin macht daher im Januarheft des Bulletins der geographischen Gesellschaft in Philadelphia folgende Rechnung auf: Minimum des jährlichen Zuflusses aus dem See 106 cm; Verdunstung 139 cm: Zuwachs 215 cm; mithin jährlicher Verlust für den See 30 cm oder ungefähr 6 m in 20 Jahren. Offenbar — so schließt Heilprin — sind die vom Hydrographen der Kanalkommission gewonnenen Daten ganz falsch oder aber der Wasserstand des Nicaragua unterliegt ständiger und fortschreitender Veränderung. Dann freilich wäre der Kanal eine Unmöglichkeit.

— Im Auftrage des Senats der Universität Tomsk soll der dortige Privatdocent P. N. Kryiow pflanzengeographische Untersuchungen im Gouvernement Tomsk vornehmen. Er wird bereisen: den südlichen Teil der Barabinischen Steppe und die sogenannte Kulundinische Steppe bis zu den Vorbergen des Altai, den südwestlichen Altai und dessen südliche Teile, die sich an das Thal des Flusses Buchtorma, an die Tschujasteppe (deren Flora infolge ihrer Originalität und Ähnlichkeit mit der Flora der Mongolei ein großes Interesse bietet) anschließen, die diese umgebenden Vorberge, die Kurische und die Tschulyschmanische Kette. Darauf gedenkt er vom Flusse Tschulyschman bis zum Telezker See vorzudringen und weiter bis zum Fluß Lobed, wo eine einigermaßen Erforschung der Flora der „Tscherny" (Schwarzerde) vorgenommen werden soll, und zuletzt sollen erforscht werden die Thäler der Kondoma, der Mrassa, die Quellen des Tom und der anliegenden Gegenden des Kusnezkischen Alatau.

— Auf welchem Globus erscheint zum erstenmal der Name Amerika? In einer aus den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts herrührenden Uhr in der Jagellonischen Universitätsbibliothek zu Krakau befindet sich ein aus Kupferblech gearbeiteter 73,5 cm im Durchmesser haltender Globus, der im „Bull. de l'Académie des Sciences de Cracovie" vom März 1900 von Dr. T. Estreicher zum erstenmal beschrieben worden ist. Ein Vergleich des auf diesem „Jagellonischen Globus" dargestellten Materials und der Art, wie es dargestellt ist, mit anderen Globen und Karten führt Estreicher zu dem Schluß, daß jener Globus in der Zeit zwischen 1509 und 1511 gebaut sein muß. Besonders auffällig ist die Übereinstimmung der kartographischen Darstellung mit dem sogenannten Lenox-Globus in New York, namentlich in der Zeichnung und Nomenklatur für Südamerika, wo beide Male die nur bis 1511 im Gebrauch befindliche Bezeichnung „Terra Sanctae Crucis" neben dem zuerst vom Domherrn Sandaconti eingeführten Namen „Mondus Novus" wiederkehrt, und ferner in der Einzeichnung einer großen Insel südlich von Indien und östlich von der Südspitze Afrikas. de Costa, der den Lenox-Globus beschrieben hat, hatte die Vermutung ausgesprochen, daß diese Insel Australien vorstellen solle, das zu Anfang des 15. Jahrhunderts vielleicht doch nicht ganz unbekannt gewesen wäre. Nun trägt aber merkwürdigerweise auf dem Jagellonischen Globus jene Insel die Aufschrift „America Noviter Reperta"; ferner ist ihre Ostküste sehr detailliert gezeichnet und etwa ebenso lang wie die Ostküste Südamerikas, und daraus zieht Estreicher den interessanten Schluß, daß der Verfertiger des Globus irrtümlicherweise zweimal und an verschiedenen Stellen den südamerikanischen Kontinent eingezeichnet und mit verschiedenen Namen benannt hat. Dieser Irrtum aber sei nur dadurch zu erklären, daß der Globus sehr bald nach dem Jahre 1507 entstanden sein muß, in welchem Waldseemüller den Namen „America" angeschlagen hatte, also zu einer Zeit, da dem Globusbauer die Zugehörigkeit dieses Namens noch nicht geläufig zu sein

Digitized by Google

brauchte. Im übrigen kommt Estreicher zu folgenden weiteren Schlüssen: Der Jagellonische Globus ist neben dem Lenox-Globus der älteste posteolumbische Globus und etwa um fünf Jahre älter als der nächste, der Schönersche Globus von 1515. Deshalb ist er auch der älteste von allen Globen, die irgend einen Teil der Neuen Welt aufweisen, und auch der erste, der das südamerikanische Festland von Asien getrennt darstellt. Außerdem ist der Jagellonische Globus der älteste von allen, die irgendwo den Namen „America" tragen (bisher galt dafür der Schönersche). Ferner hält Estreicher es für wahrscheinlich, daß die angeblich aus dem Jahre 1509 herrührenden „anonymen Globusfragmente", die von einigen Waldseemüller zugeschrieben werden, jünger sind als der Jagellonische Globus, und dann würde dem letzteren die Ehre zufallen, daß auf ihm der Name „America" überhaupt zum erstenmal auf einer kartographischen Darstellung erscheint. Vor allen anderen Globen endlich unterscheidet sich der Jagellonische dadurch, daß der Name „America" auf ihm einer falschen Stelle beigelegt worden ist.

— Die Formverschiedenheiten der menschlichen Ohrmuschel beschäftigen, wie man weiß, seit längerer Zeit die Anthropologen und die Psychiater, teils als Mittel zum Wiedererkennen von Personen — besonders Verbrechern —, teils als Rassenmerkmal, teils endlich als Degenerationszeichen, die auf verbrecherische Veranlagung oder auf angeborene geistige Minderwertigkeit bezw. zur Geisteskrankheit führende erbliche Belastung schließen lassen sollen. Gelegentlich der Besprechung eines neuen Buches von Miriam Anne Ellis über diesen Gegenstand („The Human Ear, its Identification and Physiognomy". London, A. and C. Black, 1900) berichtet A. Keith („Nature", 21. Februar 1901) über seine eigenen, auf 40000 Individuen ausgedehnten Messungen, die er an der Nordseeküste und in den Hochländern von Schottland, Irland und Wales angestellt hat. Im Gegensatz zu Ellis kam er zu dem Schlusse, daß weder das Ohr des Verbrechers, noch dasjenige des Geisteskranken specifische Eigentümlichkeiten in der Form besitzt. Er bemängelt in seiner Kritik des Ellisschen Buches weiter die von den Verfasserin vorgeschlagene Einteilung der Ohren in große, mittlere und kleinere, und betont mit Recht, daß beim Fehlen bestimmter Maße eine scharfe Trennung unmöglich sei. Außerdem ist die größere Länge der Ohrmuschel älterer Personen, auf die Schwalbe aufmerksam gemacht, von der Verf. hierbei vernachlässigt worden. — Ebenso unpraktisch ist es, die Helixform zur Unterscheidung der verschiedenen Ohren zu benutzen, wenigstens in der Ausdehnung, wie es Ellis Verf. thut, die zum Helix fünf durch Einschnitte mehr oder weniger gut markierte Abteilungen erkennen will. Der umgelegte Rand des Helix ist vielmehr derartigen Formverschiedenheiten unterworfen, daß er eine Klassifikation verbietet. Gleichen Wert hat die Behauptung, daß die Länge des Ohres von derjenigen der Nase abhängt, allgemeingültige Regeln wird man hierüber nicht aufstellen können. Wenn aber Keith auch die Beziehungen der Breite der Ohrmuschel zu ihrer Länge als überflüssig aus der Betrachtung ausscheiden will, so muß davor im Interesse der Rassen-Anthropologie entschieden gewarnt werden. Es steht vielmehr zu hoffen, daß die Arbeiten von Ranke („Über höhere und niedere Stellung der Ohren am Kopfe des Menschen", Korresp.-Blatt der Deutschen Gesellschaft f. Anthropol., 1889, S. 172) von Kautz („Studien über die Form des Ohres", Zeitschrift für Ohrenheilkunde, Bd. 30, S. 261 ff. und „Ein Beitrag zur Anthropologie des Ohres", Archiv für Anthropologie, 1899) nur der Auftakt zu fortgesetzten und erfolgreichen anthropologischen Untersuchungen sind.

— Dr. G. Schlichter, der im Auftrage der englischen Regierung seit 1897 wichtige Reisen im Maschonalande (in Südafrika) ausführte, ist am 1. April d. J. in Waiblingen (in Württemberg) an den Folgen der Malaria im besten Lebensalter gestorben. Seine Studien betrafen besonders die durch C. Mauch vor etwa 30 Jahren entdeckten Ruinenstätten in Südafrika, deren Kolonisation durch die Phönizier nach diesen nicht mehr bezweifelt werden kann. W. W.

— Die schwedische Gradmessungsexpedition, welche den letzten Teil ihrer topographischen und astronomisch-geodätischen Arbeiten im letztverflossenen Sommer wegen der ungünstigen Eisverhältnisse in den Umgebungen des Spitzbergen Nordostlandes nicht zum Abschluß zu bringen vermochte, wird in diesem Sommer noch eine letzte Fahrt nach den arktischen Gewässern unternehmen. Als Führer der schwedischen Gruppe wurde Professor G. de Geer ernannt. Den übrigen wissenschaftlichen Stab bilden die Astronomen Dr. T. Rubin (Amanuensis am astronomischen Observatorium in Upsala), Literatist R. v. Zeipel, Literatist Kr. Rosén und Kapitän N. Ringeretz, letzterer als Topograph. Die Leitung der geodätischen Arbeiten wurde an Dr. F. G. Rosén, Professor am kgl. Generalstabe, übertragen. Die abschließenden Feststellungen der Gradmessungsexpedition werden sich im wesentlichen auf das Spitzberger Nordostland, sowie auf die noch unerledigte Verbindungslinie zwischen der Treurebergbucht und dem Chydeniustege erstrecken, welch letzterer von der russischen Abteilung im vorigen Jahre als vorläufiger Schlußpunkt erreicht werden konnte. Das Nordostland bildet diejenigen Teil der belgischen Inselgruppe, welcher vergleichsweise am unvollständigsten erkundet worden ist; es dürfen demnach von der bevorstehenden Expedition manherlei neue Aufschlüsse — nicht zum wenigsten in topographischer Beziehung — erwartet werden, — vorausgesetzt natürlich, daß die Eisverhältnisse im Laufe des kommenden Sommers ein besseres Vordringen gestatten als im letzten Jahre. Als Expeditionsfahrzeug wird wahrscheinlich die altbewährte „Antarktik" in Anspruch genommen werden; die Abfahrt von Schweden ist für die zweite Hälfte des Mai in Aussicht genommen. E. V.

— Steingeräte höchst merkwürdiger Form von der Südsee-Insel Pitcairn schildert J. A. Brown im Journ. of the Anthrop. Institute, n. s., vol. III (1900), p. 83. Sie sind nm so belangreicher, als bisher sehr wenig über Steingeräte von Pitcairn bekannt war, das 1767 von Carteret entdeckt und damals unbewohnt gefunden wurde. Die Geräte, aus dem Basalt der Insel gefertigt, wurden etwa 1 Fuß tief unter der Oberfläche gefunden und vom Leutnant Pike vom Schiffe Comus mitgebracht. Ein Teil der gefundenen Steinbeile zeigt echt polynesischen Charakter, wie die Beilchen von Tahiti, auch sind sie poliert. Völlig abweichend in der

Steingeräte von Pitcairn.

a 19½ Zoll engl. lang.
b 15 „ „ „

Form aber sind zugeschlagene, große Geräte von unbekannter Bestimmung, 15 Zoll lang, mit unten 10 Zoll breitem Blatt und 19,5 Zoll lang, mit unten 5 Zoll breitem Blatt, von denen hier die Umrisse gegeben werden. Auch Meißel und cylindrische Keulen aus Basalt sind gefunden worden. Sind die großen, bis jetzt ohne Parallelen dastehenden Steingeräte von Belang, so ist die Entdeckung roher Steinskulpturen im Relief auf der einsamen Insel von ethnographischer Wichtigkeit. Schon 1854 hat der Geistliche Murray dort außer Steingeräten auch alte Schädel zusammen mit Perlmutterschalen gefunden und auf vier große Steinbilder, ähnlich jenen der Osterinsel, hingewiesen. Es sind rohe menschliche Formen aus der Lava ausgehauen; ferner in den Stein eingeritzte Menschen- und Vogelfiguren. Leutnant Pike bestätigt dieses, so daß es dringend wünschenswert erscheinen muß, daß diese Gebilde, schon wegen ihrer Verwandtschaft mit der immer noch rätselhaften Osterinselkultur, näher untersucht werden.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 20. BRAUNSCHWEIG 30. Mai 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Pfandwesen und Schuldhaft in Togo.

Nach den Erhebungen im Missionsbezirke Amedschovhe dargestellt

von H. Seidel. Berlin.

Über das Negerrecht in Togo stehen uns bereits mehrere sehr schätzbare Arbeiten zu Gebote. Schon 1887 hat sich Dr. Henrici mit diesem Thema beschäftigt und zuerst in seinen Reisewerke [1]), dann sieben Jahre später in einer besonderen Abhandlung [2]) die einschlägigen Fragen des näheren erörtert. Bald nach ihm beschrieb der kaiserliche Kommissar Dr. P. Grade die „volkstümlichen Bräuche und Gesetze“ [3]) in der Kolonie und gab uns damit eine noch heute wertvolle Quelle an die Hand. Auch der Engländer Ellis [4]) spürte diesen Problemen nach; nur beschränkte er sich mehr auf Dahome als auf das deutsche Evhegebiet. Hier sammelte wieder Graf Pfeil, der 1891/92 als stellvertretender Kommissar in Togo waltete. Von seinem bisher ungedruckten Berichte finden wir einen Auszug in Herolds trefflicher Untersuchung über „Die Rechtsgewohnheiten und Palaver der deutschen Ewhe-Neger“ [5]). Etliche Zusätze erfuhrte sodann ein Vortrag [6]) von Pastor J. Binder, einem früheren Togomissionar. Ebenso spendeten die Zeitschriften, besonders die amtlichen Organe und die Bremer Monatsblätter, hier und da nützliche Winke. Zu erwähnen ist ferner Prof. Dr. Kohlers Versuch, der als Jurist von Beruf das „Negerrecht, namentlich in Kamerun“ [7]) zum Gegenstande einer kritischen Studie erhob, die er durch häufige Vergleiche aus Togo und den Nachbarländern zu bereichern wußte.

So ergiebig die meisten dieser Quellen für das Straf-, Familien-, Erb- und Sachenrecht fließen, so spärlich rinnen sie jedoch hinsichtlich des Schuld- und Pfandwesens, obschon das letztere bei den Erhenegern, auf die sich unsere Skizze zunächst beschränken soll, eine so feine und komplizierte Ausgestaltung erfahren hat. Selbst dem Fremden, der erst kurze Zeit im Lande weilt, fallen bei einiger Aufmerksamkeit bald gewisse Auswüchse und Härten dieses Schuldrechtes auf. Er sieht mit Staunen bei den Dörfern anweilen menschliche Leichen in verschiedenen Verwesungsstadien auf primitiven Holzgerüsten liegen und erfährt, daß dies säumige Schuldner seien, die ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllt hätten. Ihnen wird auf Einspruch des Gläubigers das Begräbnis und die Totenfeier verweigert, und das ist der ärgste Schimpf, den man einem Schwarzen anthun kann. Denn man bringt ihn dadurch um die Ruhe im Jenseits. Dasselbe Schicksal trifft auch die Personen, welche für eigene Rechnung in Schuldhaft oder Schuldsklaverei gestorben sind, also nicht in der Lage waren, ihr Konto noch bei Lebzeiten zu regeln.

Soweit uns Recht und Sitte in Togo ersehlossen sind, scheint es allgemein üblich zu sein, daß man bei größeren Leihgeschäften dem Gläubiger einen „Pfandmenschen“ überliefert. Dieser wird der Hörige, wenn nicht gar der Sklave des Geldgebers, und dies Verhältnis kann sich unter Umständen selbst auf die Nachkommen des Pfändlings erstrecken. Die persönliche Freiheit des Einzelnen ist somit bedenklich gefährdet, zumal er nicht nur für die eigenen Schulden, sondern — nach dem herrschenden Sippenrechte — auch für die seiner Angehörigen und Verwandten haftbar gemacht wird.

Wie verheerend eine solche Praxis wirkt, erkannte niemand schneller und tiefer als unsere Bremer Missionare, die seit 1847 den Togonegern das Christentum predigen und sich demgemäße mit den Volksanschauungen völlig vertraut gemacht haben. Auf ihre öfter laut gewordenen Klagen erließ der vor einem Jahre verstorbene Missionsinspektor D. th. Zahn einen „Cirkularbrief“, in welchem er alle Stationen beauftragte, Nachforschungen über das Pfandwesen anzustellen. Namentlich sollte dies von den schwarzen Lehrern geschehen, die man in Bremen für solche Arbeit vorzugsweise geeignet hielt.

Bis jetzt ist zunächst der Missionsbezirk Amedschovhe, also das Gebiet südwestlich um Misahöh, den Wünschen des verstorbenen D. Zahn nachgekommen. Hier sitzen im waldigen Berglande und an seinen fruchtbaren

[1]) „Das deutsche Togogebiet und meine Afrikareise“. Leipzig 1888; fünfter Abschnitt (Stellung der Frauen und Sklaven, Verfassung und Recht), Seite 65 bis 69, und elfter Abschnitt (deutsches Recht und einheimisches Recht), Seite 139 bis 143.

[2]) „Das Volksrecht der Ephe-neger und sein Verhältnis zur deutschen Kolonisation im Togogebiete.“ Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft, Stuttgart 1895, Band 11, Seite 131 bis 152. Dazu „Bemerkungen“ von Prof. Dr. Kohler, ebendort, S. 153 bis 156.

[3]) „Aus allen Weltteilen“, 1889, Bd. 20, Seite 1 bis 6 und 29 bis 35.

[4]) „The Ewe-speaking peoples of the Slave Coast of West-Africa“, London 1890.

[5]) „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten“, Bd. 5, 1892, S. 160 bis 175 und danach H. Klose, „Togo“, Berlin 1899, S. 275 bis 281.

[6]) „Das Evheland mit dem deutschen Togogebiet“, Stuttgart 1893, S. 17 bis 22.

[7]) In seiner „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft“, Bd. 11, S. 413 bis 475; desgleichen separat, Stuttgart 1895.

Digitized by Google

Flanken die Stämme Avatime, Logba, Tafi und Nyambo [8]) als kleine versprengte Reste fremder Völker, die sich heute allerdings von den umwohnenden Ewhe kaum noch unterscheiden. Ihre eigenen Idiome sind fast erloschen [9]), und nur die auf beschränktem Raume vielfach wechselnden Sitten und Gebräuche lassen auf verschiedene Herkunft und eine frühere Sonderstellung schliefsen. Das verraten auch die an die Mission erstatteten Berichte der Lehrer Paulo Tumitse aus Wane, Samuel Ntumi aus Dzokpe, Salomo Ankn aus Anfoé, Timoteo Kofi aus Agome-Tomegbe, Samuel Newell aus Leklebi, Aron Mechatso aus Ve-Gbodome und Josua Yawokuma aus Gbedzigbe. Ihre in der Ewhesprache verfafsten Schriften wurden von Missionar J. Dettmann in Ho sorgfältig übersetzt und bearbeitet. Das letztere war notwendig, um das, was die schwarzen Gewährsmänner zu sagen wufsten oder sagen wollten, in die richtige Form zu bringen. Denn, wie Herr Dettmann offen hervorhebt, mangelt den meisten noch „die Gabe der exakten Unterscheidung zwischen Person und Sache und Person und Person". Diese Mifsstände sind aber durch die geschickte Redaktion fast gänzlich behoben, und so haben wir in jenen „Berichten" eine überaus bedeutsame Quelle vor uns, die der weitesten Verbreitung wert ist.

Ich komme daher bereitwillig und mit verbindlichstem Danke für das mir erzeigte Vertrauen der Aufforderung des Herrn Missionsinspektors Schreiber nach, das gegen Ende Oktober vorigen Jahres eingelaufene Manuskript zur Grundlage eines Aufsatzes über das Schuld- und Pfandwesen im Amedschovhedistrikt zu machen. Da sich die Berichte in ihren Angaben zum Teil wiederholen, so habe ich sie, um diese Klippe zu umgehen, derart miteinander vereinigt, dafs ein übersichtliches Gesamtbild entsteht. Dies ist natürlich so abgefafst, dafs man, wie ich hoffe, beim Vergleiche mit dem Original keinerlei Lücken und Verstöfse entdecken wird. Wo es geboten erschien, habe ich auch anderweitig um Rat gefragt, dies aber jedesmal durch Noten zu erkennen gegeben. — Damit komme ich zu meinem Thema.

Schon der Leihakt an sich ist mit gewissen Förmlichkeiten verknüpft, ohne die der Handel keine Rechtskraft erlangt. Zunächst mufs der Borgende dem Geldmanne eine Flasche Branntwein überreichen, um „ihn willig zu machen". Ist er „ein guter Mensch", so verlangt er das Geschenk nicht. Erst wenn der Schuldner die Summe in Händen hat, mufs er mit Palmwein, hier „hodoza" genannt, d. h. Leihwein, danken, weil ihn der Gläubiger so bald erhörte und ihn nicht lange vergebens umbergehen liefs. In der Regel wird bei 5 Mk. für 10 Pfg., bei 10 Mk. für 20 Pfg. Leihwein gekauft und so fort. Manchenorts herrscht der Brauch, von dem geliehenen Gelde etwas abzuziehen, nämlich von je 50 Pfg. immer 2 Pfg. oder 80 Kauris nach dem heutigen Kurse der Muschel. Diesen Abzug teilen sich Gläubiger und Schuldner; der erstere steckt den Betrag ein, während der andere dafür „hodoza" kaufen mufs, um zu „danken". Die 48 Pfg. aber werden als 50 gerechnet und sind vollzählig zurückzuerstatten.

Der Abschlufs der Anleihe erfolgt stets vor Zeugen, meist zwei oder drei von jeder Seite. Vor ihnen besprechen die Parteien, unter welchen Bedingungen eine Person (oder Sache) für die Schuld in Pfand gegeben und genommen wird. Ebenso setzt man den Zahlungstermin fest und erwägt sorgfältig, ob der Kontrakt für beide Teile erträglich ist. Entrichtet der Schuldner das Geld zur bestimmten Zeit, so hat der Gläubiger mit Palmwein zu danken.

Werden bedeutendere Summen aufgenommen, so pflegt das nur gegen Stellung eines Pfandlings zu geschehen. Dieser kann der Schuldner selber sein oder eins seiner Kinder, gleichviel ob Knabe oder Mädchen, selbst wenn sie schon erwachsen sind [10]). Verheiratete Kinder brauchen für ihren Vater nicht mehr in Schuldhaft zu gehen. Hartherzige Gläubiger lassen sich zuweilen schon bei einer Schuld von 60 Pfg. — oder 2400 Kauris — eine Pfandperson stellen.

In einigen Orten, z. B. in Leklebi, wo Samuel Newell wohnt, scheint sich der Gläubiger mit einem bloßen Sachpfande zu begnügen. Als solches gelten Landeskleider, Europäische Anzüge, Gold- und Silbersachen, Schmuckgegenstände und endlich ein Stück Land oder ein Palmenwald. Bei Rückgabe des Geldes wird natürlich das Pfand dem Eigentümer ausgeliefert. Ist er nicht imstande, den Zahlungstermin einzuhalten, so geht er zum Gläubiger und bittet, das Pfand zu verkaufen und den Erlös von der Schuld abzuziehen. Unterläfst er diese Formalität, so erhält der Gläubiger volles Verfügungsrecht über das Pfand, solange die Schuld besteht. Er darf also Kleidungsstücke und Anzüge nach Belieben tragen; nur hat er sie, auch wenn sie zerrissen sind, für den Eigner aufzubewahren, der ja eines Tages seine Schuld tilgen kann. Dann werden ihm die Reste ausgehändigt, und er mufs sie nehmen, ohne ein Wort dazu zu sagen. Wer einen ganzen Kleiderkoffer nebst Inhalt verpfändet, giebt meist auch den Schlüssel her, damit nach den Kleidern gesehen werde, um sie vor dem Verderben zu bewahren. Dafür steht jedoch dem Gläubiger die Benutzung zu, und es giebt habsüchtige Leute genug, die das bis zum äufsersten mifsbrauchen.

Nimmt jemand am Zahltage das Pfand statt der Schuld an, so berechnet er es nach seinem „augenblicklichen Werte" und nicht nach dem Preise, den es bei der Übergabe hatte. Bei Gold- und Silbersachen oder Geschmeide geschieht es öfter, dafs sich die Gläubiger diese Stücke auf „unehrlichem Wege" anzueignen suchen. Manche vertauschen sogar die Pfandobjekte gegen minderwertige, um dergestalt den Entleiher zu betrügen. Ist ein Acker oder ein Palmenwald verpfändet, so geht die Verwaltung an den Gläubiger über, und dieser thut, als wären Feld und Wald sein Eigentum. Doch bleibt auch dem Schuldner eine gewisse Nutznielsung frei. Immerhin ist es dem Gläubiger erlaubt, den Palmenbestand umzuhauen und Palmwein daraus zu ziehen. Ein „böser Geizhals" schont selbst die jungen Bäume nicht und überläfst dem Schuldner nur den kahlen Boden, und der Geschädigte „darf dagegen seinen Mund nicht auftun".

Wesentlich anders und verwickelter liegen die Dinge,

[8]) R. Plehn, Beiträge zur Völkerkunde des Togogebietes (Dissertation), Halle 1898, S. 17 und 18.

[9]) „Alle jüngeren Leute sprechen Ewhe, so dafs die Mission sich auch hier mit Ewhe behelfen kann" E. Bürgi, „Durch deutsches und englisches Ewheland". Bremen 1890, S. 53.

[10]) Dagegen schreibt Ellis, a. a. O., Seite 221: „A father cannot sell or pawn his children without the consent of the mother, if she be a free woman. If the mother be a slave, she and her offspring are equally the property of her owner, and he can dispose of the latter without any reference to her. A mother, on the contrary, who is a free woman, can sell or pawn her children without the consent of the father, if the latter refuses to give her what she requires. If, for instance, a woman were condemned to pay a fine, and her husband refused to give her the amount required, she would have the right to sell or pawn her children in order to raise the money. In such cases it is not unusual for a mother to sell or pawn her children to their father, and men often refuse to assist their wives in such cases, in order that they may thus acquire entire control of their children."

Digitized by Google

wenn es sich um die Hergabe eines lebenden Pfandes handelt, das stets eine Person ist. Der erste und einfachste Fall ist der, daß sich der Schuldner selber zum Pfande giebt. Dann wird bereits beim Leihakt vor den Zeugen vereinbart, an welchen Tagen er beim Verborger zu arbeiten hat. Bei kleiner Schuld ist es gewöhnlich ein Tag in der Woche und zwar nur in der Zeit, wenn es wirklich Arbeit giebt, d. h. also während des Saat- und Erntegeschäfts. Sind die Parteien Verwandte oder Freunde, dann stipuliert man keine bestimmten Tage für den Pfanddienst, sondern die Leistung bleibt eine freiwillige — zu der sich der Schuldner moralisch verpflichtet fühlt —, da ein Zwang zwischen Freunden und Verwandten nicht üblich ist. In Anfoe büßen, wie Salomo Anku hervorhebt, die Bürger weder an ihrem Rufe noch an ihrer Freiheit etwas ein, wenn sie in Pfand gehen, d. h. innerhalb des eigenen Stammes.

Sind Gläubiger und Schuldner einander fremd, und ist das Leihgeld nach Negergegriffen erheblich, so kann sich der Pfanddienst auf zwei und mehr Tage in der Woche erstrecken. Zu dieser Zeit muß der Schuldner unbedingt beim Gläubiger arbeiten und alles verrichten, was ein ihm verlangt wird, sei es Feld- oder Hausarbeit oder Weben; er muß gehorchen. Hat jemand mehrere Pfandleute, so scheinen diese für die aufgetragene Leistung solidarisch haftbar zu sein. Denn nach Paulo Tumitse „bestrafen“ sie denjenigen, der sich von der Arbeit ohne triftigen Grund fernhält, damit nicht ein zweiter oder dritter auf ähnliche Einfälle gerate. Wenn ein Pfandmann nicht gut thut, seinen Herrn mißachtet, gänzlich seine Pflicht versäumt oder gar entflieht, dann darf ihn der Herr einfangen, ihn prügeln, ihm Pfeffer in die Augen streuen lassen — eine in Afrika weitverbreitete Strafe —, ihm das Essen entziehen oder sich an seinen Feldfrüchten und sonstigem Eigentum schadlos halten. Kurz, er wendet jedes Mittel an, um den Schuldner zur Rückzahlung zu zwingen. Vor allen Dingen steigert er die Summe um ein beliebiges „Verzögerungsaugment“ [11]). Nötigenfalls hat er das Recht, z. B. in Amedschevhe und Wane, das Geld von den Zeugen des Säumigen einzufordern.

Vergreift sich ein Pfandmann an den Sachen des Gläubigers oder nimmt ohne dessen Wissen etwas von den Feldfrüchten, an betrachtet man das als Diebstahl, und die Schuld wird entsprechend vermehrt. Begeht der Gläubiger solchen Verstoß, so gilt die Schuld als getilgt. Wenn der Schuldner in einem entfernten Orte wohnt oder einem anderen Stamme angehört, dann muß er, sobald es der Gläubiger wünscht, mit Weib und Kind ausziehen, um im Dorfe des Geldgebers sein Quartier aufzuschlagen. Diese Vorsichtsmaßregel soll auch politischen Weiterungen (mit den Grenznachbarn) vorbeugen, die sofort eintreten würden, wenn der Schuldner ein unzuverlässiger Mensch ist, der seine Pflichten in den Wind schlägt [12]). Um den Verlust wett zu machen, sucht sich der Gläubiger kraft alten Gewohnheitsrechtes eine Frau, einen Angehörigen oder einen Sklaven zu rauben [13]), worauf jener, bezw. seine Familie mit ähnlichen Repressalien antwortet. Dabei vergreifen sich beide, sei es mit, sei es ohne Absicht, auch an unbeteiligten Personen [14]), und bald entbrennt eine Fehde, die sich jahrelang hinzieht, Verkehr und Handel lähmt und die Wege verödet.

Solcher Fälle haben wir in Togo sehr viele gehabt, und ihre friedliche Schlichtung war nicht selten mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft.

Ein regelrecht angelieferter Pfandmann hat zur Zeit der Feldarbeit zuerst den Acker seines Herrn fertig zu bestellen, ehe er den seinigen versehen darf. Für die Arbeit, die in Aratime als Zins betrachtet wird, empfängt er das Essen, aber weiter nichts. Ist er jedoch aus der Fremde zugezogen, so giebt ihm der Gläubiger, wenn „er ein gutmütiger Mann ist“, drei Tage in der Woche frei, um für sich und seine Familie zu sorgen. Die Verpflegung durch den Herrn fällt dann fort. Geizhälse lassen ihre Pfandleute manchmal vier, ja sogar fünf Tage in der Woche fronen, da der Verpfändete von Rechts wegen nur einen freien Tag zu verlangen hat. Dieser aber muß ihm unter allen Umständen gewährt werden.

Wenn der Gläubiger oder sein Sohn oder einer seiner Verwandten die Frau eines Pfandmannes verführt, dann ist die Schuld getilgt. Sie verdoppelt sich jedoch, sofern sich der Pfandmann mit der Frau seines Herrn vergeht. Denn — sagt der Volksmund — der Gläubiger hat dem Schuldner aus der Not geholfen; dadurch aber, daß dieser die Hausehre verletzte, hat er seinem Herrn nicht die gebührende Achtung erwiesen, und deshalb verdoppelt sich die Schuld.

Ist der Pfändling gesund und kräftig, dann darf ihn sein Herr auch zu Botengängen und zum Lastträgerwesen verwenden. Manchmal schickt er ihn wohl gar auf den Handel, z. B. mit Palmöl, Palmkernen, Tabak, Landeskleidern oder Branntwein. In solchem Falle erhält er nur sein Zehrgeld, niemals jedoch einen Lohn für den Transport und die weiteren Bemühungen. Stirbt der Gepfändete auf einer derartigen Fahrt, so ist der Gläubiger verpflichtet, ihn anständig begraben zu lassen, und die Schuld „schläft“, d. h. sie bleibt unbezahlt. Wird der Schuldner dagegen zu Hause vom Tode ereilt, so besteht die Schuld fort und fällt den Angehörigen zur Last.

Nach Herolds Beobachtungen [15]), sowie nach etlichen Angaben in unserer Quelle scheinen im Hinterlande die

[11]) Henriei in der Zeitschr. f. vergl. Rechtswiss., S. 145.

[12]) Grade berichtet (Aus allen Weltteilen, S. 32), daß er sich oft gewundert habe, daß „Leute ganz geringen Schlages, bei denen von ungewöhnlichem Aufwande nichts zu spüren war, eine unglaubliche Schuldenlast auf sich gewälzt hatten“. Erst allmählich erfuhr er, daß dies eine Folge der unter den Negern grassierenden Spielwut war. Um letzterer „zu steuern, und das Schuldenmachen zum Zwecke des Spiels zu erschweren, besteht das Gesetz, daß, sobald jemand sich zum Spiel eine Summe borgt, er diese mit 50 Pros. Aufschlag zurückzahlen muß; verliert er und spielt weiter, so erhöht sich diese schon erreichte Summe wieder um 50 Proz., und so geht es fort nach Belieben. Es liegt auf der Hand, daß auf diese Weise eine ganz geringe Summe in kurzer Zeit ungeheuer anwachsen kann“.

[13]) Grade, ebendort. Denn der Gläubiger urteilt nach Negerlogik folgendermaßen: „Wenn ich den Schuldner selbst fange, so sagt seine Familie, es geschieht ihm ganz recht; er ist selbst schuld, zuerst, daß er Schulden macht, zweitens, daß er sich fangen läßt. Fange ich aber einen Angehörigen, so bestürmt den Schuldner die ganze Familie und zwingt ihn, für die Befreiung des Gefangenen zu sorgen. Dadurch komme ich eher zu meinem Gelde, als wenn ich den wirklichen Schuldner festhalte, dessen Verpflegung Geld kostet, und für den ich, wenn ich ihn verkaufe, vielleicht nicht einmal die geliehene Summe wieder herausbekomme, was am Ende doch die Hauptsache ist.“

[14]) „Stirbt ein als Pfand ergriffener Mensch in der Gewalt des Gläubigers, so setzt sich dieser dem Vorwurf aus, den Tod durch schlechte Behandlung verursacht zu haben, und es kommt darüber fast immer zur Fehde, welche sich von den Gedipten alsdann gewöhnlich auf die Gemeinden überträgt. Ein gegenseitiges Hin- und Hermorden, jahre- und jahrzehntelang, ist eine ganz gewöhnliche Folge von Schuldangelegenheiten, bis schließlich niemand mehr den ersten Grund der Sache weiß.“ Henrici, Zeitschr., S. 143. Vergl. auch A. Mischlich, Kundschaftsreise im Hinterlande von Deutsch-Togo, Evangelisches Missionsmagazin, 1896, S. 196.

[15]) Mitteilungen, Bd. 5, S. 157.

Digitized by Google

Verwandten des Schuldners stets für dessen Verbindlichkeiten zu haften. Im Küstengebiet suchen sie sich indes dem unliebsamen Erbe zu entziehen, und das können sie nur, wenn sie den Toten abseits vom Dorfe auf einem Holzgerüst auslegen. Dort bleibt er so lange, bis sich eine mitleidige Seele zur Übernahme der Schulden bereit erklärt. Erst dann giebt der Gläubiger die Erlaubnis zum Begräbnis und damit zur bürgerlichen Rehabilitierung des Verstorbenen [16].

Von besonderer Strenge ist endlich eine Praktik, über die Binder [17]) schreibt. Hat sich irgend ein leichtsinniger Mensch durch Verschwendung (Spiel) oder wiederholte Verstöfse gegen die öffentliche Ordnung, die stets mit Geldbufsen geahndet werden, so in Schulden gestürzt, dafs deren Betrag den Verkaufswert des Mannes — in die Sklaverei — übersteigt, dann ist die Möglichkeit gegeben, den Übelthäter für seine Thorheit am Leben zu strafen. Das Familienhaupt sendet ihn mit 12 head, d. h. 12 Mark in Kauris, zum Sitze des Stammeshäuptlings und läfst dort melden: „Diesen unseren Bruder haben seine Schulden gefressen!“ Hierauf folgt die nötige Untersuchung — „Palaver“ —, der sich bei entsprechendem Befunde das Todesurteil, das durch Erschlagen mit der Keule vollstreckt wird, unmittelbar anschliefst. Von den 12 Mark nimmt der Häuptling das meiste; den Rest verteilt er als Zwangsdividende an die Orte, wo die Gläubiger des Hingerichteten wohnen und läfst ihnen sagen, dafs jener für seine Schulden das Leben gelassen habe und sie nun keinerlei Ansprüche an die Familie erheben dürften.

Durch dies drakonische Gericht werden die Angehörigen der Gefahr enthoben, für das schlechte Individuum haften zu müssen, eine Verpflichtung, die sie in Unkosten und Pfandsklaverei stürzen würde.

Wir kommen jetzt zu den Fällen, in denen ein Familienglied des Schuldners, meist also eins seiner Kinder, in Pfanddienst geschickt wird. Ist der Vater, der so lange für sich selber bürgte, gestorben, dann erklärt sein nächster Verwandter, dafs er das Kind des Toten als Stellvertreter an den Gläubiger ausliefere. Bei diesem Akt sind wieder die üblichen Zeugen zugegen, ebenso das Kind, das von dem Augenblick an, wenn der hodoχa getrunken ist, ganz in die Gewalt des Schuldherrn kommt. Es wird sein Knecht oder seine Magd und ist zu bedingungslosem Gehorsam verbunden. Wenn das Pfandkind etwas bedarf, z. B. Medizin bei Krankheiten oder neue Kleider, so mufs dafür der Vater sorgen oder, falls dieser nicht am Leben ist, die natürliche Mutter mit den Verwandten. Der Gläubiger „kümmert sich um keinerlei Bedürfnisse“ des Pfändlings, „ausgenommen das Essen“.

Wer ein Mädchen in Pfand giebt, sucht aus naheliegenden Gründen über alle Möglichkeiten klar zu verhandeln. Er sagt zum Gläubiger: „Ich verpfände dir heute meine Tochter; sie ist nur in Pfand bei dir. Wenn ich aber meine Schuld nicht so bald aufbringen kann, dafs das Mädchen in deinem Hause zur Jungfrau erwächst, so mufst du, falls sie dir gefällt, und du sie heiraten möchtest, mir dies zuerst sagen. Wenn du sie aber ohne mein Wissen verführst, so ist meine Schuld ‚verbraunt‘, d. h. getilgt.“

Verschuldete Männer pflegen auch ihre Frau — oder eine ihrer Frauen — zu verpfänden. Nicht selten heiratet [18]) diese der Gläubiger, und das gereicht dem Schuldner zum Nutzen — etwa wie oben —, obschon unser Timoteo Kofi nichts Bestimmtes darüber sagt. Sollte es der Frau aber einfallen, und sei es nach Jahren, gegen ihren neuen Gatten widerspenstig zu werden, dann verlangt er sein Geld zurück. Einen Teil schenkt er indes der Frau, damit sie sich die Kleider — gemeint sind die viereckigen Landestücher — kaufen kann, mit denen die kleinen Kinder auf den Rücken gebunden werden.

Als Ergänzung hierzu erwähne ich eine verwandte Rechtsübung von der Küste, die bereits Graf Pfeil feststellen konnte [19]). Um sich der drückenden Verbindlichkeiten zu entledigen, pflegt eine verschuldete Familie dem Gläubiger statt der Zahlung eine Tochter zur Ehe anzubieten. Wenn diese Frau aber später wegläuft, so erhebt der Mann an die Schwiegereltern nicht nur Anspruch auf Ersatz der Schuld, sondern aller ihm erwachsenen Kosten.

Recht hart für den Schuldner wie für das Pfandkind ist nach T. Kofis Angaben die in Agome herrschende Praxis. Hier mufs der Vater, wenn der Gläubiger seine Tochter ehelicht, für diese „eine Ziege schlachten“, die er am Zahltage nebst dem Palmwein und dem Gelde zum Ausleiher bringt. Schlachtet er die Ziege nicht, so kann, falls das Mädchen stirbt, die Schuld noch einmal gefordert werden, und die Kinder, welche von ihr stammen, sinken zu Sklaven herab. Nur die Ziege hilft den Kindern zur Freiheit.

Als letzten Punkt hätten wir jetzt noch die Zinsfrage zu erörtern. In Avatime, sagt Samuel Ntumi, ist es Sitte, dafs die Dienstleistung des Pfändlings als „Gewinn des Geldes“ betrachtet wird; denn eigentliche „Zinsen werden nicht genommen“ [20]). Es giebt jedoch Plätze (und Landschaften), wo man obendrein Zinsen verlangt, z. B. in Peki. Dasselbe schreibt der Lehrer Yawokuma aus Gbedzighe, wo aufser der Arbeitspflicht direkt Prozente zu zahlen sind, und zwar meistens zehn vom Hundert. Ist der Schuldner ein Jäger, den man seines Berufes halber nicht zur Feldbestellung nötigen kann, so mufs er von jedem Wild, das er erlegt, dem Gläubiger eine Keule geben, und dieser Zwang dauert bis zur Tilgung.

Wer sich der Dienstpflicht entzieht, hat höhere Zinsen zu entrichten, nämlich 2,50 Mk. für je 10 Mk.; das sind also 25 Prozent. Dem gleichen Satz unterliegt jeder, der prolongieren mufs. Überhaupt zeigt neuerdings der Togoneger grofse Lust am Zinsennehmen. Er lernt das teils von seinen Brüdern an der Küste, teils von den Haussakaufleuten, und als gelehriger Schüler fordert er, soviel er nur irgend erzielen kann. Yawokuma erzählt, dafs in letzter Zeit jeder, der nicht für seinen Gläubiger arbeiten will, statt 10 Mk. schon 15 Mk. zu entrichten hat. Wer jedoch arbeitet, wie „es von jeher in diesem Stamme Sitte und Ordnung war, der braucht nur 12 Mk. für die 10 Mk. zurückzuzahlen“.

Vorläufig ist bei dieser Berechnung noch die Zeit aufser acht gelassen; denn keiner der schwarzen Lehrer sagt, ob die von ihm erwähnten Interessen als Jahressatz oder andere zu verstehen sind. Ich möchte indes das erstere glauben, da mir von gut unterrichteter Seite versichert ist, dafs unsere Evhe durchgehends 1,5 Proz.

---

[16]) Vergl. H. Seidel, Krankheit, Tod und Begräbnis bei den Togonegern. Globus, Bd. 72 (1897), S. 42 mit Note 37 bis 45; aufserdem Henrici, Zeitschrift, S. 145 und 146 und Grade, S. 30.

[17]) Das Evheland, S. 20.

[18]) Ellis, a. a. O., S. 221, drückt sich hier deutlicher aus: A man who has a woman placed in his hands as a pawn, has the right to use her as a concubine, and any children she may bear, become pawns to him as well.

[19]) Mitteilungen, Bd. 5, S. 166, Anmerkung.

[20]) So war es früher bei den Evhe allgemein. Vergleiche Henrici, Zeitschrift, S. 144 und 145.

Digitized by Google

auf den Monat nehmen, also 18 Proz. auf das Jahr. In Rücksicht auf diese Wucherzinsen sowohl, wie nicht minder auf die Gefahren des Pfandwesens, scheint es sehr an der Zeit, daſs nicht blofs die Missionen, sondern auch die Regierungsorgane sich mehr als bisher um die Geldgeschäfte unserer Togoneger kümmern und den allzu habgierigen Plusmachern scharf auf die Finger sehen!

Zum Schluſs habe ich noch ein kurzes Wort über die Abzahlung und das spätere Verhältnis von Gläubiger und Schuldner mitzuteilen. War der erstere hart und grausam, so bleibt zeitlebens ein Stachel im Herzen des Entleihers zurück, und er nähert sich nie mehr seinem Peiniger [8]). Haben aber die Parteien während der Schulddauer in „Eintracht und Frieden“ miteinander gelebt, dann erfolgt die Tilgung „mit Freuden“. Eine „Feierlichkeit mit Essen und Trinken“, wozu beide Teile gleichmäſsig beisteuern, wird veranstaltet, und der Pfandmann kehrt ohne Einbuſse seiner bürgerlichen Rechte zu seinem Dorfe und Stamme heim. Gar oft, schreibt Aron Mechateo [9]), schliefsen Gläubiger und Schuldner Freundesbund für Leben, und in jedem Jahre geht letzterer an seinem ehemaligen Pfandherrn und arbeitet bei ihm aus freien Stücken, nicht mehr als Pfändling, sondern „als Freund aus Freundschaft und Brüderschaft“.

[8]) Bei nachtragender und rachsüchtiger Persoŋen ist leicht noch Schlimmeres zu befürchten, wie die bei Henrici, Togogebiet, S. 99 bis 103, erzählte Ermordung eines Expeditionssoldaten beweist, den ein ehemaliger Schuldsklave, der in der Familie des Getöteten schlecht behandelt worden war, bei der ersten passenden Gelegenheit niederschoſs.

[9]) Dieser zwar gut beanlagte, aber in seiner sittlichen Führung nicht zuverlässige Mann mufste vor einiger Zeit leider aus dem Missionsdienste entlassen werden.

Woelffels Reisen im Hinterlande der Elfenbeinküste.

Das Hinterland der Elfenbeinküste gehörte bis vor einem halben Jahrzehnt zu den am wenigsten bekannten Teilen Afrikas, und erst die französischen Unternehmungen der jüngsten Vergangenheit haben das Dunkel etwas gelichtet. Die Gründe dafür, daſs die Forschung sich dort so stark verspätet hat, sind zweifacher Art. Zunächst lagen östlich der liberianischen Grenze im Quellgebiete der südlichen Nigerzuflüsse die Hochburgen der Macht Samorys, die ein Eindringen von Norden her lange Zeit unmöglich machten, und andererseits erschien auch der Vormarsch von der Küste aus wenig aussichtsvoll, weil die aus dem Innern kommenden Flüsse und der pfadlose, an jener Stelle 200 bis 300 km breite Küstenwald keine Eingangspforten boten. Aufserdem wufste man auch, daſs das Hinterland zum Teil von kriegerischen, europäerfeindlichen Stämmen bewohnt ist, die den ersten Versuch, vom oberen Niger her eine Brücke in das Unbekannte zu legen, gründlich zum Scheitern brachten: es war nämlich 1889 eine unter Bailly und Pauly stehende Mission von dem Stamme der Toma bei Naapa (am oberen St. Paul, auf heute liberianischem Gebiet) niedergemetzelt worden. So reichte denn bis vor etwa fünf Jahren unsere Kenntnis vom Hinterlande der Elfenbeinküste südwärts über die Linie Beyla-Kong kaum hinaus, während an der Küste wenig mehr als die Flufsmündungen bekannt waren und im Osten im allgemeinen der Weiſse und der vereinigte Bandama die Grenze der terra incognita bildeten.

Im Jahre 1897 begannen dann die ernstlichen Versuche, eine Verbindung zwischen der Küste und den Ländern an dem oberen Niger zu gewinnen, Versuche, die bald darauf mit viel günstigeren Bedingungen insofern zusammentrafen, als Samory Ende September 1898 von den Franzosen gefangen genommen und damit das schlimmste Hindernis beseitigt worden war. Es sind diese Unternehmungen alle im „Globus“ besprochen worden, und es sei hier deshalb nur kurz an sie erinnert: Eysérics ging 1897 den Bandama aufwärts und kam am Roten Bandama bis zu einem etwa unter 7° 20′ nördl. Br. gelegenen Ort Elenge, wo ihn die drohende Haltung der Eingeborenen zum Rückzug zwang. Eysérics war dadurch gehindert worden, Anschluſs an die Ronten Blondiaux' zu gewinnen, der gleichzeitig von Nordwesten her die Verbindung mit der Küste herzustellen versucht hatte. Blondiaux' Ronten reichen von Beyla her an drei verschiedenen Stellen ins Quellgebiet der Küstenflüsse: bei Nso in das des Cavally, bei Man und östlich und nordöstlich von Tuba in das des Sassandra und noch weiter östlich in das des Roten Bandama, so daſs Buonaira, Blondiaux' fernster Punkt im Südosten, nur eine Tagereise von Elenge, dem nordwestlichsten Punkt Eysérics, ab liegt. Blondiaux' Mission war 1899 beendet und hatte u. a. ergeben, daſs das Stromsystem des Sassandra viel weiter nach Norden reicht, als man früher angenommen; gehörten ihm doch die Flüsse im Süden von Odienne (9° n. Br.) an, die

Routen der Mission Woelffel im Hinterlande der Elfenbeinküste.

Digitized by Google

Abb. 1. Tanz der Gerse.

man bisher dem Bandama zugeleitet hatte. Die von Eyesérie und Blondianx vergebens erstrebte Verbindung der Küste mit dem Soudan Français wurde endlich im Westen, im Thal des Cavally hergestellt: Hostains, dessen erstes Vordringen am unteren Cavally ebenfalls ins Jahr 1897 fiel, ging Anfang 1899 von Bereby an der Küste zum Mittellauf jenes Stromes, errichtete an ihm unter 6° n. Br. den Posten Fort Binger und zog dann weiter über Land über Nso nach Beyla, wo er im April 1900 nach einigen Kämpfen mit den Eingeborenen glücklich anlangte.

Bevor noch Hostains sein Ziel erreicht hatte, war im Februar 1899 von Sigiri am Niger eine neue Mission aufgebrochen, die des Marine-Infanterieleutnants Woelffel, aus deren Erlebnissen und Ergebnissen hier einiges Nähere mitgeteilt sei. Sie war von dem Kommandanten de Lartigue ausgerüstet worden, der nach Gefangennahme Samorys französische Posten ins Gebiet der kriegerischen Waldstämme südlich und südöstlich von Beyla vorzuschieben und, wenn möglich, die Verbindung mit der Küste zu gewinnen sich bestrebte. De Lartigue wußte, daß Hostains von der Küste aus im Vordringen begriffen war, und er wies deshalb Woelffel an, eine Begegnung mit jenem anzustreben; jedoch kam diese nicht zustande, da Woelffel sich zu weit östlich hielt, während Hostains, um ein Zusammentreffen mit den als kriegerisch bekannten Stämmen des Ostens zu vermeiden, westlichere Routen eingeschlagen hatte. Die Schwierigkeiten, denen Hostains somit aus dem Wege gegangen war, hatte Woelffel voll auszukosten, und sein Vordringen war zeitweise ein beständiger Kampf, so daß er südwärts über den von Blondianx erreichten Ort Man nicht weit hinausgekommen ist.

Woelffel verfügte über zwei Europäer, den Leutnant Mangin und einen Sergeanten, sowie über 100 Schützen und 150 Träger, und zwar befanden sich unter den ersteren mehrere frühere Hauptleute, unter letzteren viele frühere Krieger Samorys, die nach dessen Fall französische Dienste genommen hatten. Die Expedition, die am 18. Februar Sigiri verlassen hatte, erreichte am 21. Februar Kankan am Milo, eins der lebhaftesten Centren der islamitischen Propaganda, gelangte am 28. Februar nach Samorys ehemaliger Hauptstadt Bissandugu, die heute nur ein Dorf von 100 bis 150 Einwohnern darstellt, berührte am 4. März Keruane, die Heimat der Familie Samorys, und kam nach Überschreitung des den Milo von Dion trennenden Gebirges auf dem 1200 m hohen Paß von Goiffe am 7. März nach Beyla. Hier traf Woelffel bis zum 20. März die letzten Vorbereitungen. Die Stämme im Süden standen im Rufe großer Wildheit, auch sollten sie der Anthropophagie huldigen. Immerhin erschienen darum die

Abb. 2. Trommler und Tänzer der Manon.

Digitized by Google

Abb. 3. Zauberer bei den Anthropophagen.

Verhältnisse für ein Vordringen noch nicht ungünstig, da einige jener Stämme sich in den letzten Kämpfen mit Samory als brauchbare Hülfstruppen bewiesen und den Franzosen freundliche Gesinnungen bekundet hatten. Woelffel zog zunächst südwärts und passierte den wichtigen Handelsort Bola, wo auf den alle Woche wiederkehrenden Märkten die Sudanstämme ihre Produkte Salz, Gewebe und Vieh gegen die von den südlicher wohnenden Gerse herbeigebrachten Kolanüsse und Sklaven eintauschen. Die Sklaven sind jetzt im südlichen Sudan schon knapp geworden, so daß ein Erwachsener, der in Bola kaum 150 Fr. kostet, im Süden mit der doppelten Summe bezahlt wird. Man erreichte sodann die Gebiete der erwähnten Gerse und ihrer südlichen Nachbarn, der Manon, die die Expedition zum Teil freundlich empfingen, zum Teil aber auch aus Furcht vor den Franzosen in die Wälder geflüchtet waren. In dem Orte Geke erinnerten sich die Bewohner eines weißen Reisenden, der dort vor langen Jahren einmal durchgekommen sein sollte, und Woelffel meint, das könne nur Anderson gewesen sein, der 1868 von Monrovia nach Musardu (heute Mussadugu bei Beyla) gewandert ist; Anderson war freilich Mulatte. Die dortigen Gerse bewillkommneten die Franzosen mit Freudentänzen (Abb. 1) und auch die Manon in Lola, wo beide Stämme bei einander wohnen, gaben Trommelkonzerte und Tänze (Abb. 2) zum besten. Der allgemeine Charakter der Landschaft hatte sich mittlerweile geändert. Bis Geke glich er dem des südlichen Sudan, indem sich die Bäume und Sträucher nur an den Sümpfen und in den Gründen zu Wäldern verdichteten; Geke selbst liegt auf einem Hügel im Walde. Je weiter man dann nach Süden kommt, um so mehr nehmen die Gehölze an Umfang zu, und südlich von Lola beginnt der eigentliche kompakte Küstenurwald, dessen Grenze etwas weiter östlich ihren nördlichsten Punkt (8° nördl. Br.) erreicht, worauf sie sich allmählich nach Südosten zurückzieht. In dieser Gegend ist die Breite des Küstenwaldes von Ober-Guinea am größten. Sowohl die Gerse wie die Manon hält Woelffel für Anthropophagen, und seine Samorysoldaten behaupteten gar, sie teilten ihre Vorliebe für Menschenfleisch mit allen anderen nördlichen Waldstämmen. Woelffel erzählt er habe den Leuten in Lola einen Salzbarren geschenkt und am nächsten Tage gefunden, daß sie ein nach Beendigung der Felderbeit überflüssig gewordenes Mädchen erschlagen hätten, um das geschätzte Gewürz gleich nützlich zu verwenden. Sonst werden die im Kampf getöteten Feinde gegessen, deren Schädel die Häuptlinge als Siegestrophäen in ihren Hütten aufhängen. Besonders ausgewählte Stücke spart man in mit Palmöl gefüllten Kalebassen für die Festtage auf. Hat man keine erschlagenen Feinde, so sorgen die Zauberer (Abb. 3) für ein passendes Opfer.

Nachdem Woelffel in Lola einen Posten errichtet hatte, zog er am Nordfluß des Gebirgsmassivs von Naba und Kore nach Nso und überschritt dabei den Dingu (Abb. 4), der nach Hostains der Oberlauf des Cavally ist und auf dem Nabamassiv entspringt; er nimmt weiter unterhalb den Namen Duo an. Es ist

Abb. 4. Brücke über den Dingu (Cavally) bei Nso.

Digitized by Google

Abb. 5. Der Diugu (Cavally) bei Tiafeso.

jedoch möglich, daß Dingu und Duo nicht identisch sind und daß der nach Aussage der Eingeborenen mächtigere Mani, der ebenfalls auf dem Nabamassiv entspringt, aber einen westlicheren Lauf nimmt, der Oberlauf des Duo und damit der Hauptquellfluß des Cavally ist. Hostains Karte („La Géographie", Juni 1900) läßt diese Möglichkeit zu. Das Massiv von Naba ist 2170 m, das von Kore etwa ebenso hoch. Beide bestehen aus Granit und Sandstein, sind von vielen Wasseradern durchfurcht und nackt und dürr, während die Hangserde in die waldbedeckten Thäler hinuntergeschwemmt ist. Von diesen Granitmassivs zieht es in jenen Teilen des Küstenwaldes und nördlich davon noch zahlreiche andere, und sie bilden ein Charakteristikum jener Gegend, die die höchste des ganzen Sudan ist. Zu erwähnen sind die Massivs von Tara östlich von Nso und die von Druple und Selekuma im Südosten, von denen das letztere gar eine Höhe von 3000 m erreichen dürfte und dicht bewaldet ist. Solche großen Erhebungen in jenen Gebieten Afrikas hat man bisher nicht vermutet.

In Nso trat eine Teilung der Expedition ein. Leutnant Mangin wurde mit einer Abteilung nach Osten gesandt, um sich über Man nach dem schon erkundeten Marktorte Gekangui zu begeben, wo Woelffel sich mit ihm wieder zu vereinigen gedachte. Zunächst ging Woelffel selber am Dingu abwärts bis Tiafeso (Abb. 5), wo er früher einen gefürchteten General Samorys, den Häuptling Kunady-Keleba (Abb. 6) geschlagen und gefangen genommen hatte. Kunady-Kelebe war nachher in französische Dienste getreten und hatte die Unterwerfung der Toma bewirkt, die, wie erwähnt, 1889 die Mission Bailly-Pauly vernichtet hatten. Woelffel ging sodann über Selekuma nach Gotongui und vereinigte sich dort Anfang Mai mit Mangin, der in Gekangui heftige Angriffe der Bloles zu bestehen gehabt und sich nach Gotongui hatte zurückziehen müssen. Außerordentlich beschwerlich waren die Märsche beider Abteilungen durch den Urwald gewesen, wo man sich oft den Weg schrittweise mit dem Haumesser bahnen mußte und noch dazu stetigen Angriffen ausgesetzt war. Dieser jungfräuliche Wald, in dessen Inneres das Sonnenlicht niemals Zutritt gewinnt, und in dem schwere, feuchte Hitze herrscht, ist nur ab und zu von engen Fußwegen durchzogen, die von tausend Hindernissen — schlammigen Sümpfen, gefallenen Baumstämmen, hochstehenden Wurzeln, spitzen Felsen, Kriech- und Stachelpflanzen — nahezu ungangbar gemacht werden. Diese Pfade erweitern sich nur in der Nähe

Abb. 7. Dorf der Diula.

Digitized by Google

der Dörfer und sind dann von sorgfältig gepflegten Kolabäumen eingefaßt. Die Dörfer der dortigen Stämme, der Blolo und Diula, sind gewöhnlich auf Bodenerhebungen, oft Adlernestern gleich auf 150 bis 200 m hohen Graten gelegen und mit Strauchwerk und Palissaden umgeben, zu denen von zwei Seiten Fußwege emporführen. Die beiden Thorwege sind noch besonders geschützt, indem man nur auf treppenartigen Anbauten zu ihnen gelangen kann. Die wenigen Hütten dieser Dörfer (Abb. 7) haben runde Form und Kegeldach. Fast alle Waldstämme tragen denselben ethnischen Charakter; die Männer sind von mittlerem Wuchs und gut gebaut, die Hautfarbe ist eher bronzen als schwarz. Die Sprachen sind voneinander zwar verschieden, gehören jedoch zu einer Familie. In der Nähe der Dörfer liegen Kulturen von Maniok, Reis, Mais, Bananen, Erdnüssen, Yams, etwas Hirse und Zuckerrohr; Hauptbeschäftigungen sind indessen Jagd und Fischfang. Die Eingeborenen zeigen große Gewandtheit und jene Kraft, die nur harte Lebensbedingungen erzeugen können. Im Kampfe sind sie furchtbare, hartnäckige Gegner, die sich ihrer Feuersteinflinten, Lanzen und Messer gut zu bedienen wissen. Schon Hostains fiel es auf, daß die Stämme im Waldgebiet des Hinterlandes völlig verschieden von den Küstenbewohnern waren, doch lassen die bisherigen vorläufigen Schilderungen der Reisenden uns noch nicht klar erkennen, mit welchen Volkergruppen wir es hier zu thun haben. Erwähnt möge noch sein, daß Woelffel von den Diula (oder Dan) und von den ihnen im Osten benachbarten Uobe die Bemerkung macht, daß sie ebenfalls Kannibalen seien.

Abb. 6. Samorys früherer General Kunady-Kelebs.

Nachdem die Mission in Gotongui wieder vereinigt war, zog Woelffel südwärts nach Dainne, einer großen Niederlassung der Blolo. Er erhielt nach langen Verhandlungen Einlaß in die verschanzte Stadt, doch nahmen die 2000 bis 3000 dort versammelten Krieger, die sich mit gelber und weißer Erde bemalt hatten, bald eine drohende Haltung ein. Woelffel baute sich deshalb in der Nähe ein verschanztes Lager und hatte hier acht Tage hindurch eine Reihe wütender Angriffe zu bestehen, bis am 20. Mai die Kraft der wilden Blolo gebrochen erschien und er Gekangui erreichen konnte. Hier blieb Woelffel den Juni und Juli über, während Mangin noch einen wieder sehr verlustreichen Vorstoß nach Loguale am So unternahm und damit den südöstlichsten Punkt gewann, bis zu dem die Woelffelsche Expedition überhaupt vorgedrungen ist.

Von den Zauberern in Gekangui erzählt Woelffel wunderbare Dinge. Ein Mann hatte Halsentzündung und der Arzt oder Zauberer beschuldigte eine 16 km weit entfernt wohnende Frau, sie habe dem Kranken das Übel angehext. Die Frau wurde ergriffen, ihre Unthat wieder gut zu machen, und leugnete sie nicht. Es soll das in solchen Fällen überhaupt nicht vorkommen. Eine junge Negerin, die sich über einen Zauberer lustig gemacht hatte, bekam alle Tage zur bestimmten Stunde Anfälle von konvulsivischem Zittern. Man bezahlte den Zauberer, und er hob das Übel, wie er es geschickt hatte. Woelffel glaubt an Suggestion; denn diese Frau zeigte alle Merkmale von Hypnose.

Die Mission war noch immer ohne Nachricht über Hostains, und Woelffel konnte auch keine Kunde über die nach Süden führenden Wege gewinnen. Er gründete im Juli am Flusse So im Gebiete der Diula (Abb. 8) den Posten Nuantoginin, beruhigte das Land, nachdem er einige Angriffe zurückgeschlagen, und bat das Gouvernement um Ersatz, da von seinen Leuten im Verlauf der vielen Kämpfe 22 getötet und 43 verwundet worden waren. Woelffel wurde nun indessen zurückgerufen und gleichzeitig die Aufhebung des Postens Lola verfügt. Er ließ daher nur in dem völlig gesicherten Nuantoginin eine Besatzung zurück und verließ im Oktober 1899 das Waldgebiet, indem er zunächst nordwärts nach Tuba und dann westwärts nach Beyla zog.

Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Mission sind nicht unbedeutend. Ihre Routen erweitern die Aufnahmen Blondiaux' und bewegen sich über 1500 km in neuem Gebiet. Außerdem ist viel botanisches und linguistisches Material gesammelt worden. Die Gestaltung des Flußnetzes erhellt aus der beigegebenen Kartenskizze, und es sei nur folgendes bemerkt: Der südlich von Beyla entspringende Fereduguba, der als Quellarm des Sassandra zu betrachten ist, erhält von Westen den ebenso bedeutenden Baßng und jedenfalls auch den noch bedeutenderen So. Der Feredugubа ist bei Duguguela von Sehnellen durchsetzt und dort, wo er sich nach Süden wendet, 100 m breit; er durchfließt dann die Ebene von Dahala, die er zur Hochwasserzeit in einen See verwandelt. In der Landschaft Uobe

Digitized by Google

nimmt er den Namen Diobo an. Der Bafing ist bei Due, 50 km oberhalb seiner Mündung, 150 m, der So bei Nuantogluin 100 m breit. Die Hydrographie des Westens ist schon kurz besprochen. Der Boden im Reisegebiet

Abb. 8. Diula-Häuptlinge.

der Mission besteht aus Sandstein und Granit. Die Berge bilden ungeheure, vom Regen glatt ausgewaschene Dome von grauer und blauer Farbe. Zwischen Beyla und Geke sind die frei liegenden Stellen infolge Eisenbeimischung rötlich gefärbt. Im Waldlande ist der Boden mit einer sehr dicken Humusschicht bedeckt, die eine üppige Vegetation hervorbringt; darunter erscheint in wechselnder Tiefe Thon. Quarz, der vielleicht goldhaltig ist — er sieht so aus wie der von Bure bei Sigiri am Niger — findet sich besonders um Gekangni; die Eingeborenen kennen indessen kein Gold und verarbeiten nur Eisen und Kupfer. Ersteres erhalten sie aus dem Norden, letzteres von der Küste. Schlinggewächse oder Bäume, aus denen sich Kautschuk gewinnen ließe, hat die Mission nicht angetroffen, dagegen findet sich die Ölpalme in Überfluß bis zu 400 km landeinwärts. Je weiter man südwärts kommt, um so ärmlicher wird das Gebiet an Haustieren. Die wichtigsten sind Schafe, Ziegen, Rindvieh, Hunde sowie Katzen, und zwar werden die letzteren als Schlachtvieh sehr geschätzt.

Der Wald hat eine reiche Fauna. Viele Arten von Affen kommen vor, in den Gewässern wimmelt es von Flußpferden und Krokodilen. Der Elefant findet sich in den bewaldeten Bergmassivs von Druple und Selekuma; zahlreiche Herden trifft man auch in dem Lande der Gere (südwestlich von Tiafeso).

Singer.

Der Ursprung des Rundlings.

Von Dr. Gustav v. Buchwald (Neustrelitz).

II. (Schluß.)

4. Das Wortbildungsgesetz der deutschen Sprache (Periode I). Jedes Elementarwort besteht aus einem Klang (Vokal) mit einem vorangehenden oder folgenden Geräusch (Konsonant). Es bezeichnet je nach der Begleitgebärde Zustand, Sache, Person, Thun und That. Alle Ideen, die es ausdrückt, sind durch rein associatives Denken entstanden. Die Modifikationen können nur durch die Höhe und Tiefe ausgedrückt sein, was für uns nicht mehr nachweisbar ist, oder durch die häufig noch nachweisbare Dehnung des Klanges. Die Dehnung giebt die Begriffe der Erweiterung, der Höhe, der Steigerung und kann zum wirklichen Gegensinn werden. Es haben also die Elementarworte zumeist ihr elementares Gegenwort.

Klasse A der Elementarworte enthält nur Nahrungslaute und folglich auch die Bezeichnung für die Mutter als Ernährerin.

Klasse B der Elementarworte enthält die Laute für die primitiven Lebensbedürfnisse und Thätigkeiten und ist entstanden aus der Beobachtung des Sprechens und des Sprechenden. Sie giebt also Lauthilder, die auf der Ähnlichkeit des zu Bezeichnenden mit Teilen des menschlichen Körpers beruhen — ist also eine ähnliche Projektion wie die primitiven Werkzeuge Projektion der Gliedmaßen sind.

Klasse C der Elementarworte enthält nur Atmungslaute. Sie ist der Entstehung nach die älteste, weil der Mensch eher ein- und ausatmen muß, ehe er schreien oder sangen kann. Die Atmungslaute kommen aber dem Menschen erst spät zum Bewußtsein, z. B. der Begriff ich und at-em. Sie führen als Träger animistischer Vorstellung hinüber zu apperceptivem Denken.

Periode II. Vokalisch anlautende Elementarworte und deren Gegenworte erhalten konsonantischen Anlaut, konsonantisch anlautende erhalten einen neuen Konsonanten am Ende und bilden so neue Begriffe zu den aus Periode I übernommenen. Bei kurzen Worten der Periode II ist eine Neigung zur Bildung des Gegenwortes noch vorhanden. Die Begriffe der Periode II zeigen animistisches und mythisches Denkvermögen. Der Mensch ist fähig geworden zu vergleichen. Neue Begriffe werden erzeugt dadurch, daß man

Digitized by Google

Worte der Periodo I aneinander klebt und zu einem Wort macht. Zahlbegriffe sind vorhanden.

Periode III schafft zu dem Wortschatz von Periode II zusammenfassende Begriffe durch Ansetzung eines dritten Konsonanten. Sie schafft neue Begriffe durch Klangveränderung innerhalb des konsonantischen Rahmens und ermöglicht mit diesem Mittel die Zeitfolge bei Thätigkeitsbegriffen auszudrücken, so daß die Konjugation möglich wird. Das Ende dieser Epoche fällt in das zweite Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, wo durch den Verkehr mit Asiaten und Mittelmeervölkern die erste große Lautverschiebung als Resultat eingeführter Fremdworte und neuer religiöser und technischer Begriffe entsteht.

Lautverschiebungen in kleinerer Ausdehnung müssen bei der annehmenden Vergesellschaftung in Periode III vorgekommen sein, denn es läßt sich nach der Analogie lebender Wildstämme vermuten, daß jede Horde kleine Unterschiede in der Aussprache anfwies. Bei den Elementarworten der Klasse A, Periode I, ist das direkt beweisbar, denn die Laute, welche durch Projektion zu Worten wurden, sind oft verschieden. Die Elementarworte gaben hier ganz dieselben Begriffe durch verschiedene Klänge und Geräusche. Je nachdem der Gebrauch dieser oder jener Horde an Umfang zunahm, verdrängte er e. B. k in p. Dieser Proceß läßt sich bei allen Völkern der europäischen Rasse nachweisen, und er dauert noch heute fort.

Die Synthese bei Schaffung von Doppelworten erzeugte logischen, festen Accent, zu dem wir wieder zurückgekehrt sind. Sobald aber die Konjugation sich entwickelt hatte, war die Möglichkeit und wohl auch der Anfang zu dem unlogischen Accent geschaffen, auf dem das Griechische stehen blieb, und das Althochdeutsche stand in Periode V. Bei der Konjugation, die nicht allein durch Klangveränderung die Zeit bestimmte, hingen sich zwei Thätigkeitsworte synthetisch aneinander. Welches von beiden den führenden Accent hatte, ward durch den Sinn bestimmt. Nehmen wir beispielsweise „suchen" und „thun", die sich ja nachweislich verbunden haben. Fragte ein Herr seine Knechte, ob sie wirklich nach einem angeschossenen Stück Wild gesucht hätten, so werden sie geantwortet haben: „Wir suchen thaten", denn das Thun war logisch für sie die Hauptsache. Fragte aber die Frau den Herrn, der später als erwartet aus dem Walde heimkam, so lautete die Antwort: „Ich suchen that." Als aber das zweite Wort durch die jahrtausendlange Gewohnheit mit führenden verschmolzen war, so daß es wie ein Teil desselben betrachtet ward, da ward es mit diesem gleich accentuiert.

Periode IV mit ihrem großen Import asiatischer Worte, der das Trugbild der indogermanischen Rasse erzeugte, lieferte sodann Lehnworte, die den logischen Accent auf lange Dauer zerstörte und schwerfällige, schleppende sosquipedalia Verba erzeugten. Die Sprachenschiebung, die in Periode III eingetreten sein muß, ward in ihr zur Vollendung gebracht. Deutlich zeigt sich das an dem keltischen Lehnwort Eisen, das etwa 800 v. Chr. ins Deutsche aufgenommen ward. Die Dauer von Periode IV ist datierbar von etwa 2000 v. Chr. bis zum Auftreten der Germanen in der Geschichte, dem Beginn von Periode V, die ebenso unlogisch accentuiert, namentlich bei Lehnworten wie scribón.

Ich mache hier halt in der Entwickelung des logogenetischen Grundgesetzes, denn die Kenntnis dieser Gesetze genügt, um die Genesis von Thor und Wodan, sowie der Erdmutter und damit auch die Entstehung der Rundlingsidee sprachlich und thatsächlich zu erklären.

V. Die Entwickelung der Rundlingsbegriffe Borg, Dorf, Weih und Heim.

1. Borg und Dorf. Hier kann man nicht behaupten „im Anfang war das Wort", denn dieses gehört wie Borg und Dorf zu Periode III und steht auf dem Elementarwort OR.

In der Vorarbeit zu diesem Aufsatz „Primitive Steinzeitkultur in der La Tène-Periode (Globus LXXVII, Nr. 16) habe ich nachgewiesen, daß die „Wurzel" OR Höhlenbewohnen bedeutet; ich lasse hier die Sprachbotanik beiseite, denn nach ihr müßte das Gegenwort ÓR „Gegenwurzel" oder „Widerwurzel" heißen und da würde jeder gemütliche Bajuware sagen, „in dös hält a Z'widerwurz'n".

Das Elementarwort OR, das in der Periode III unter dem Worte H-OR-K Wohnung der Toten, d. h. megalithisches Grab schuf, gehört zu Periode I, B. Es bezeichnet die Höhle und zwar körperlich die Mundhöhle (lautverschobenen lat.: os) und dann projiziert die Felsenhöhle der Intraglacialzeit und was zu ihr gehört.

Ganz kleine Höhlen blieben dem primitiven Menschen gleichgültig, denn sie boten ihm keinen Associationsgrund.

Größere Höhlen, die sich als unbewohnbar erwiesen, boten das Gegenwort ÓR. Der gemeinsame Grund zur Unbewohnbarkeit aber war siekendes oder fließendes Wasser. Darum liegt in allen auf ÓR stehenden Worten der Begriff der Feuchtigkeit. Wie Norrenberg in seinem hübschen Aufsatz über das Wort N-OR-D nachgewiesen hat, bleibt an n-OR- immer der Begriff des Steinigen haften, während n-ÓR im holsteinischen Dialekt ein Wasser bedeutet, das andere verbindet. Als „Ohrde" und „Oerse" wird es zum Flußnamen, in Goeron, Gehren und der Goehrde bezeichnet es tief und sumpfig am Wasser gelegene Orte. Als „Gör" finde ich es nuweit von Quassow in den Urkunden des 14. Jahrhunderts — die schwachen Steingeräte der Görunge von da habe ich gesammelt und zur Anfstellung gebracht. Ihre Nachfolger wohnen in einer Reihe halbrund um den See in Praelank — einem Namen, der stark ans Slavische anklingt; es ist daranf Gewicht zu legen, wenn man untersucht, wer uneere sogenannten Wenden eigentlich waren.

Periode II der Intraglacialzeit hat den Menschen mit ihrer größeren Wohnlichkeit aus dem OR herausgelockt, das seine anwachsende Zahl nicht mehr beherbergen konnte. Gemäß seiner Gewohnheit, hoch zu wohnen, schafft er sich Plätze auf Bergkuppen und isolierten Hügeln. Die klaffende Höhle war dem Auge sofort sichtbar, nicht so der bewohnte Platz auf der Höhe. Dieser erforderte im Verkehr eine Richtungsangabe, die sich am bequemsten durch Vorstrecken der Lippen ergab, wobei sich das Geräusch B und BH erzeugt und wodurch sich das noch erhaltene Wort B-ÓR bildete; es bedeutet rein erhalten „Gipfel und Hausgiebel", die Bansprache kennt es als „Embore", „Empore" u. s. w. und jeder Mensch als „empor" — die falsche neuere Aussprache vom Alt- bis Neuhochdeutschen thut nichts zur Sache.

Zog die Jagd den Menschen z. B. in den Löß Böhmens oder des Rheinganes herab, so blieb er seiner Gewohnheit des Höhlenbewohnens treu und grub sich auf trockenem Boden seine Mardellen. Dabei mußte die Erde vor-d-rängt, der Boden nicht nur ge-rückt, sondern bei Seite ge-d-rückt werden. Die Anstrengung der Zunge bei der Bildung des Buchstabens D erzeugte als sprachliche Projektion das Wort D-ÓR, d. h. die gegrabene runde, trockene Wohnungshöhle — erhalten ist das Wort in dürr und dörren. Zu dem runden, geschlossenen

Digitized by Google

D-ÖR bildete sich ein zweitperiodiges Gegenwort D-ÖR, das unverändert im Plattdeutschen und Holländischen als Dör, nhd. Thor erhalten ist und Wohnungseingang heute wie damals bedeutet. Für die Höhe der Denkthätigkeit dieser zweiten Sprachperiode sind die Tierbezeichnungen höchst charakteristisch. Höchst verschiedene Tiere, wie Pferd und Bär, die den Menschen als Nahrungsmittel angingen, wurden mit demselben Wort OR-S (ors = urs, Periode III hors und hros) und ursus (der Zusatz spelaeus ist eine Tautologie) bezeichnet. Das erste Haustier, die erste und infolge dessen als Fetisch verehrte Genossin, die Schlange, ward ein OR-M [2]) (erhalten rein im Skandinavischen). Dagegen läfst das lange Ó im Lateinischen S-ÓR-ex vermuten, dafs die Mane dem Menschen von Anfang an unangenehm war; eben deswegen ward auch sie ein Fetischtier.

Sprachperiode III umfafst den Zeitraum von der letzten Eiszeit an bis zur Metallzeit. Sie ist die reichste an Sprachschöpfungen, denn in ihr vergeistigt der Animismus den Fetischismus und entwickelt sich zu wirklicher Religion. In ihr steigt die Patriarchie über die Matriarchie und schafft das Königtum, welches gröfsere Stämme vereinigt. Aus einer Sprache werden mehrere, von denen jede nur den Schatz von Periode 1 und 2 aufnimmt und selbständig weiter entwickelt. Die Rasse breitet sich aus über den gröfseren Teil von Europa, ohne je die Stufe des Nomadentums durchzumachen. Schon um die Mitte dieser sehr langen Zeit wird die Erfindung gemacht, welche die Bebauung gröfserer Flächen ermöglicht, der Hakenpflug, den man auch einmal als Erfindung der Slaven pries — der Hakenpflug nicht nur aus Holz, sondern mit so schwerer steinerner Spitze, meist in Beilform, aber auch in Keilform, dafs er von Tieren gezogen werden sein mufs (früher hielt man diese schweren Geräte für Holzspalter). Das B-OR und das D-OR der Periode 2 werden zur B-OR-G und zum D-OR-F. Das geschieh so: das B-O-R erhielt sin B-OR-D und das aus der Vereinigung von vielen D-OR entstandene D-OR-F ward durch einen Zaun rund umschlossen.

Die wandernde H-OR-De war mit ihren H-ÊR-Den in H-ÛR-Den und mit B-IR-Ten selbst geworden und ersparte ihren H-OR-T. Sie safs in B-OR-G und D-OR-F geb-OR-Gen wie auf dem B-ER-Ge die B-IR-Ke in ihrer B-OR-Ke.

Dies kleine Beispiel von Neubildung von Begriffen durch Klangversetzung zeigt zugleich auch den Ursprung unserer alten alliterierenden Poesie. Mit Händen greifbar ist für diese neolithische Epoche bewiesen, dafs in ihr die „blaue Blume“ der Poesie wirklich für den Menschen erblüht ist und dafs Reinlichkeit für ein Menschheitsgut angesehen ward. Nietzsches „blonde Bestie“ ist eine unrichtige Ideenassociation aus mangelhafter ethnologischer Abstraktion gewonnen, denn die Rasse ist konstant geworden und mau kann aus rassefremden Instinkten keine direkten Schlüsse machen. Das Sklavengeschlecht — ich lasse es dahingestellt, ob Homo eurafricanus oder, wie A. M. Hansen will, asiatisus — sitzt im schmutzigen Sumpf, im Gör, auf das der reinliche Hochländer, der BOR-Mann (noch heute als Name vorhanden) oder der NOR-Mann mit Verachtung herabblickt. Aus dem altkeltischen „uxel = hoch gelegen“ ist im schottischen Hochlande „vassal = edel geboren“ geworden. Der Brithon ist stolz, dafs er nicht unbekleidet ist. Dieselbe Freude teilt der Germane beim Übergang des ziemlich unsanberen Tierfell- und Wollregimes zur leicht zu reinigenden Leinewand. Alle Blauebluumenpoesie ist nichts anderes als eine Feier der Kultivierung des blau blühenden Flachses. Die älteste Geespinstpflanze, die Brennessel, wird von der Sage in den Baun gethan (vergl. das Märchen von den sieben Raben u. a. m.). Und diese Instinkte stehen nicht allein, sie zeigen sich auch in der S-OR-Ge um die pietätvoll in dem H-OR-K bestatteten Toten. Alle die grofsen Totenwohnungen sind Rundlinge mit nur einem Zugang. — Es ist höchst feinfühlig, dafs sich E. H. Meyer durch den Dingstein der Fehmarschen Rundlinge an den Thorstein der Isländer erinnert fühlt — denn Thor ist der Hausgott des Rundlings.

Thors Genesis ist folgende. Periode 1 liefert ihre Fetische und die Wortklasse C an Periode 2 ab, die ihnen animistisch „at“, d. h. Seele verleiht (vgl. die stets Verarbeit zu diesem Aufsatz „Atebar und Uhu im germanischen Elementargedanken“; Globus 69, Nr. 16 u. 17). In ihr entwickelt sich der Fetisch OR-M (nicht, wie ich früher meinte, die Kreuzotter, sondern nach R. Andrees briefiicher Korrektur: die Ringelnatter) und die S-ÓR die Maus zu Seelentieren, in welchem der OR-K- oder Tote als Gespenst fortlebt (vgl. Globus 77, S. 254). Der Verschlinger der Seelen ist der ST-OR-K. Das Wort greift auf Periode 1 zurück und des Grausen malt sich lautlich durch den Warnungsruf ST, ohne den man diesen gefürchtetsten Gespenstertrieger nicht betrachten konnte. Unkundig des Verdauungsprozesses, glaubt der Naturmensch die Kraft, also die Seele, gehe in den Körper beim Verspeisen über, sowohl vom Tier wie vom erschlagenen Feind. Welche entsetzliche Zauberkraft mufste der Vogel haben, der sich wesentlich von Seelen ernährtel Seit er sich aber auf Bäumen bei oder auf den bewohnten D-OR-Fern oder B-OR-Gen dem Menschen zugesellte, ward er mit freundlicheren Blicken angesehen und ein Diener des Wohnungsgottes, der altnordisch zuletzt Thórr hiefs und urgermanisch nur T-OR geheifsen haben kann. Nach ihm — wie sich aus dem dänischen Worte „Torden“ folgern läfst — hat der Donner seinen ursprünglichen Namen erhalten, nicht umgekehrt.

Thorrs Waffe ist der Steinhammer. Zusammengeschlagene Steine erzeugen unter Umständen Feuer, kleine Blitze. Folglich gehört der grofse Blitz dem grofsen Thorr. Der Blitz kommt aus der Wolke. Folglich wohnt Thorr in der Wolke. Die Wolke hängt am Berge. Folglich mufs Thors Burg auf einem Berge liegen, der ihm gehört. Der Berg wird dadurch geheiligt (Hôhenkult, vergl. Andrian-Werburg) und also auch was auf dem Berge lebt: der Steinbock, die Ziege. Als die Berghöhe nicht mehr hoch genug war, ward Thorr in den Himmel versetzt.

Genau so, aber arat viel später, entstand der TON-ANS der Italiker. TON ist gleich dem germanischen TUN, dem Zaun, der das Dorf umschliefst. ANS aber heifst Hausbalken ursprünglich. Ehe dieser durch Schnitzer zu einem Götterbild umgewandelt werden konnte, mufste aber das Haus eine dazu geeignete Form erhalten haben. Wenn diese nicht aus Steinzeitpfahlbauten oder Terramaren abzuleiten ist, so fällt der geeignete Bau nicht einmal in die älteste Bronzezeit, denn die ältesten Hausurnen Italiens setzt Montelius erst um das Jahr 1350 bis 1200 v. Chr. an. Der keltische *Tiwaros*, dem sin deutsches thunaras entsprechen würde, kann nicht älter sein. Das Wort Donner oder Donar in allen seinen Formen ist also sehr jung und stammt aus der näheren Berührung mit keltischen Stämmen (präsumptiv zugleich mit „Eisen“ übernommen). Das konservative Dänisch hat in „torden“ die alte Form bewahrt, auch das alte

[2]) Höchst charakteristisch ist der Warnungsruf HUG in hugorm = Kreuzotter.

Digitized by Google

kurze O. Der Donner ist noch heute „die Stimme Gottes", so war er es von Anfang an: d. h. von der Zeit, als der Hausgott auf den Berg und schließlich in den Himmel gestiegen war. Daß das lange O in Nordischen ans Thonr entstanden sein soll, ist unrichtig, es folgt vielmehr naturnotwendig aus dem veränderten Wesen der meeranwohnenden Völker. Thorr, der die Flüsse Örmt und Körmt täglich dreimal durchwatet und aufs Meer fährt, um die Midgardschlange zu erschlagen, tritt in logischer Sprachfolge von seinem Elementarwort auf das Gegenwort, auf dem rein erhelten Mór, Gór und Nór, klangversetzt Már und Mér stehen.

II. Weih.

Das Wort Weih, althochdeutsch Wêh, steht auf dem Elementarwort IH, des uns im Deutschen im Pronomen „ich" rein erhalten ist und dessen Gegenwort ÎH, das mit schärfst ausgehendem Atem, bei Kindern im höchsten Affekt des Ekels und Schreckens noch heute rein gesprochen werden kann — aber auch nur im höchsten Affekt. Es ist ein Geräusch, das der Erwachsene nicht mehr zu bilden vermag, dieses alte H, welches das Althochdeutsche noch besaß. Auch die ältesten Geschlechter, deren Aussprache ich scharf anhörte, heben den alten Laut, oder genauer gesagt, die Fähigkeit, ihn zu bilden, verloren, z. B. die Geschlechter Welf, Wittelsbach, Mecklenburg und andere regierende Häuser mehr.

Ich sehe aus dieser Untersuchung den Schluß, daß der Transformismus noch weiter arbeitet in unserer Rasse, wenn auch für unsere Hilfsmittel unmeßbar, so daß wir in der wissenschaftlichen Technik sehr wohl mit Kollmanns Persistenz weiterarbeiten können. Die Bildung des flüchtigen Hauchlautes ist sicher keine fluktnierende Eigenschaft. Devon kann sich jeder, der über die allerdings außerordentlich selten vorkommende Eigenschaft seinen Sprachgehörs gebietet und sie von Jugend an geschult hat, leicht überzeugen, wenn er einen rassechten Juden „hanch" und „chauh" sagen läßt — bei Kenntnis mit Germanen ist in erster Generation der Unterschied stets hörbar, selbst in zweiter und dritter hinweilen noch. Das Merkmal ist sicherer als die sechsförmige Nase. Umgekehrt kann der reine Germane, auch wenn er Schauspieler von Weltruhm ist und Shylock als Glanzrolle hat, den jüdischen Laut in „chan" (eher noch in cham) nie ganz richtig sprechen. Das H in der Sprachforschung ist ein so wunderliches Gebilde wie der Wurm in der Naturwissenschaft. Die lautverschobene Form ih-ha im Althochdeutschen hat schwerlich je ein Mensch wirklich gesprochen, es sei denn, das „h" hätte sich zu „ach" hinübergeneigt, wie sie das jetzt in wachsendem Maße thut. Im Kölnischen hört man oft „isch" und „misch", die jüdische „Ische" sagt „isch" und „misch" und „Reschnng". Diese Schwankungen des H sind für Rundlingsnamen auf Weih von großer Bedeutung.

Das alte H wird zu CH, G, GH, K und zu TZ, SCH, TSCH. Die letztere Form ist nicht bloß im Englischen, z. B. Greenwich gesprochen: Grinitsch = Grünweih, sondern sie kommt neben dem SCH auch da vor, wo Ostgermanen längere Zeit gesessen haben. Das zu TZ verschobene K ist schwedisch wie norddeutsch. Der schwedische Matrose singt deutlich: Gupa Noas TZörring. Das deutsche will ich mit einem Faesimile belegen (Orig. Stadtarchiv Itzehoe 1260, Januar 31). Es ist eine Nehenform von Kellingehusen.

Die Irrtümer, welche hier die Ortnamenforschung begangen hat, sind noch viel schlimmer als bei ow, da hier nicht nur das slawische „ice" mitwirkt, sondern auch das deutsche „wisch", z. B. das hiesige Dorf Bentwisch ist weder Binsenwiese noch Gerichtswiese, sondern Gerichtsweih, es war ursprünglich ein Rundling.

Nachdem diese kleine sprachliche Auseinandersetzung vorausgegangen, erübrigt sich die Untersuchung, wie der Begriff weihen, wihan entstanden ist. Die Elementarbedeutung von IH kann nicht in der pronominalen Bedeutung liegen, denn diese ist nicht elementar. Wie spät begreift sich ein Kind noch heute unter dem Ich!

IH kann nur „lebender Mensch" bedeutet haben, wie aus dem Griechischen ersichtlich — danach würde das Gegenwort ÎH Leiche bedeutet haben und im Stadium der OR-Wohnung Gegenstand des Ekels gewesen sein — mit der S-OR-G-e für den Toten mußte sich diese Urbedeutung aus dem Gedächtnis verlieren. Das gedehnte Gegenwort diente fortan zur Steigerung, also etwa „großer Mensch", „wichtiges Ich", wie es in das Althochdentsche eingetreten ist.

Periode 2, vielleicht auch erst 3, bildet das Wort LHH, das erhalten ist in „lich" = ähnlich und Leiche. Der wachsende Transformismus in der grauen Rinde hob den Menschen zu apperceptivem Denken, denn dazu gehört die Thätigkeit des Vergleichens, nachdem associativ die Erfahrung gewonnen war, daß der Tote in seiner Form stark an den Lebenden gemahne. Diese gedoppelte Wahrnehmung führte zum ersten Totenkult.

Das Griechische läßt nns diesen Werdeprozeß deutlich erkennen. Das Wort ἴχνος bedeutet Spur, Fährte. Νοφ aber ist, ursprünglich Νοϙ lautend, ein Bergvorsprung, den die nordischen Sprachen mit nos bezeichneten, wie auch im heutigen Platt kleine Halbinseln, die keinen besonderen Namen haben, „de Näs" genannt werden, sowohl Bergvorsprung wie Nese; das griechische νόος = νοῦς ist also Geruchssinn. Der Begriff ἴχνος führt also in die Urwaldzeit zurück, wo der Mensch wie andere Säugetiere, auf allen Vieren, denn seine krummen Schenkel waren zum Gehen nicht gut brauchbar, den Fährten des Weibchens folgte und mit der Nase am Boden spürte — was in ähnlicher Weise auch noch in der ganzen Sprachperiode 1 vorgekommen sein muß, wo die Nase entschied, was für Blutstropfen am Boden waren. Mit dem Feuchtigkeitsbegriff ὄρ zusammengesetzt, formt sich das Wort ΙΗ zu ἰχώρ, z. B. Ilias V, 340 . . . . . ῥέε δ' ὄμβριμον αἷμα θεοῖο, ἰχὼρ.

Die leichtlebigen Götter hatten ihr echtes Menschenblut mit allen seinen Vorzügen und Fehlern mit auf den Olymp genommen — ihre Transformation war vergessen, so auch mindestens im Kreise Homers die Urbedeutung des Wortes. Nicht so in der griechischen Sprache überhaupt, die den tierischen Begattungsinstinkt in ἴχνος festhielt und folglich mit ἰχώρ alle fanligen Säfte, Eiter und schließlich jede unsaubere Flüssigkeit bezeichnet.

Ist aber so IH als lebender Mensch festgestellt, so ergiebt sich WIH sehr leicht und zwar aus der Nebenform dem Vergleichnngswort „wie". Es heißt also WIH-AN einen anderen Menschen zum „Wie-ich" machen. Dazu bediente sich der Germane der elementarsten Form: er mischte sein Blut mit dem des Fremden, gerade so wie er sich durch das Blutopfer mit seinen Göttern verband.

Wie Recht hatte E. H. Meyer mit seinem Hinweis auf den Thorstein, der zum „Weih"-Platz notwendig hinzugehört, auch da, wo Wodan an Thors Stelle getreten ist, wie bei Odinsvi und zweifelsohne auch Viborg. Arcnn in Rügen (Ark = Ork, Gespenst, Geist, Un = Heim) nnd Godenswege i. M. = Wodansweihe.

Digitized by Google

Die archäologischen Spuren führen auf die vollentwickelte neolithische Periode zurück. Wodans Waffe ist der Speer. Was das im Völkerleben bedeutet, wird jedem klar sein, der eine der vielen und zum Teil sehr guten Abhandlungen über Speer, Bogen und Pfeil im Völkerleben gelesen hat; der Germane kämpft mit seiner „Framea" zu Fuß und zu Pferde in geschlossener Reihe. Sippen und Stämme sind unter Königen vereinigt.

Es ist kein Zufall, daß gerade bei Viborg Lanzenblätter angefertigt wurden, von denen Geh. Rat Voß mir sagte, sie seien denen wie Papier. Eine Werkstätte, die ähnlich schöne Blätter hervorbrachte, liegt in Vor-Pommern bei Trieheses, also zwischen den Wodanstempeln von Arkona und Godenswege, in denen Wodans weissagendes weißes Pferd die sog. Slavenzeit überdauerte (Rhetra setzte ich zu abd. Rithra = Sieh — alle unsere längst als Tempelgerät anerkannten Hängebecken älterer Form haben einen kunstvoll gegossenen Siebrand — vgl. den Siebrand in den Nachtmarsagen; Radnir zu Rad und Wêre. Das Rad ist Wodans Symbol). Besagte Lanzenblätter (Museum Stralsund) sind erstaunliche Kunstwerke, die keinem praktischen Zwecke gedient haben können. Schon viel dickere halten den Wurf nicht aus, auch wenn man den Schaft, gespalten und sich verjüngend, bis an die Spitze hinlaufen läßt. Haftet solches Geschoß in einem Tierkörper, so wirkt das federnde Ende des Schaftes zerfleischend.

Die Genesis Wodaus — Elementarwort OD = Atem, Leben, ÖD-Betäubung [2]), Tod — steht fetischistisch auf Uhu und Pferd, animistisch auf dem Uhu als Seelenverschlinger und auf dem abergläubischen Scheuen des sonst so mutigen Pferdes, das dadurch zum Weissager wird. Er wandert gleich auf die Höhe, weil er später als Thor angefangen hat zu leben, d. h. nach der Domestikation des Pferdes. Den Speer erhält er durch den Reiterkampf und den gedrängten Massenkampf der Sippe, dessen Meister ist. Zu ihm wie zu Thor drängen sich rassefremde und sprachfremde Elemente der Bronzezeit, sämtlich orientalischen Ursprungs, dazu gehört auch das Radsymbol der Bronzen. Welchem Volke der asiatische Sonnen- und Himmelskult angehört, wird sich erst anweisen, wenn wir genau erst wissen, wo zuerst das Metall in den Menschendienst trat, in Iran und Indien war es jedenfalls nicht. Wir müssen ferner wissen, wer uns die Bronze brachte und wer den Mittelmeervölkern? Daß sanskritredende Männer darin mit Semiten konkurrierten, zeigt io Italien die Doppelform Jupiter und Jovis mit der volksetymologischen Nebenform Diovis, beides bezeichnet Himmel, so Dyaus wie Jahva (vgl. 1. Moses 19, 24). Semitischer Spracheinfluß zeigt sich in dem Goldlande Irrland und Zinnlande Wales (in Wortbildungen wie Mog-Nêi, Magwn, Cunéi). Bei uns scheint ein stark semitischer Einfluß stattgefunden zu haben, in dem früheren Heidenmal Grammertin und Altstreitz hat auch die Freizügigkeit der Nonzeit die körperlichen Merkmale noch nicht verdrängen gekonnt. Die Lente sind intelligent, etwas weniger schmutzig als die Gorunge, anehrlich und verlogen zum Übermaß; sie werden von Laien für „Wenden" gehalten, einem geschulten Auge sind sie auf den ersten Blick kenntlich. In Dänemark sind Reste dieser Menschengattung mehr oder minder gemischt auch vorhanden und ich glaube, daß auch ein großer Teil der dunkeläugigen Schweden zu ihnen gehört. Gerade in den Gegenden, wo die einheimische Bronzetechnik sich auf ihren höchsten Gipfel schwang, sind sie am häufigsten. Sehr bemerkenswert ist, was Hoernes [Urgeschichte der bildenden Kunst in Europa (Wien 1898) Seite 409] über „etruskische Geschlechter orientalischer Herkunft" sagt, es ist eine ethnographische Parallele zu dem Verhältnis, das hier stattgehabt haben muß — die Sonderstellung des Schmiedes his auf den heutigen Tag bezeugt es; ich habe darüber an anderem Orte eingehender gehandelt.

Die germanische Form des orientalischen Himmels- bezw. Sonnengottes ist Tiuz, der sich als Import durch seinen Fetisch bezw. sein Attribut oder Symbol zu erkennen giebt. Das Schwert ist eine orientalische Erfindung und hat seine Unheimlichkeit auch in die jungo Zeit hinübergenommen, wo es schon Nationalwaffe geworden war (vgl. die Fluchschwerter der Sagen). Nie ist ein einheimischer Gott älter als sein Fetisch oder selbst sein Symbol (vgl. das Kreuz der La-Tène-Periode). Tiuz ist nie rein zur Geltung gekommen, seine Spuren verschwimmen; wie das von E. H. Meyer vollkommen richtig geschildert, wenn auch nicht richtig erklärt ist. Ernst Siecke (Mythologische Briefe, Berlin 1901, S. 12) bemerkt: „Wenn Herr El. H. Meyer sagt: ‚Eine altgermanische Mondgöttin ist mir nicht bekannt', so wirkt das fast so, als wenn einer sagen wollte: Ein altgriechischer Zeus ist mir nicht bekannt." Ich möchte das hiermit gesagt haben, denn Zeus ist so wenig altgriechisch wie Tius altgermanisch. Beides führt auf die Sanskrit-„Warsel" div zurück. Wollte man diese germanische in ihre vier Elementarworte zerlegen, so kommt man nie auf den Begriff des Lenchtens, wenn man nicht mit „to dive" in die dunkle „Tiefe" gehen wollte nach dem Muster von „Lucus o non lucendo" oder gar an Goethes „tiefen Himmel" denken wollte. Übrigens möchte ich den Wert von Siecks Arbeit hier stark betonen, denn gerade aus diesem Buche kommt das Rassefremde der Vorstellungen auf germanischem Gebiete sehr deutlich zu Tage. Dr. Fritz Schultze (Psychologie der Naturvölker, Leipzig 1900) glaubt, die religiöse Weltanschauung des Naturmenschen aus der Himmelsbetrachtung erklären zu können; für Länder, in denen der Himmel eine stärkere und durch Blitze verderbliehere Rolle spielt, ist das sicher richtig. Nicht aber bei uns, womit ein Beweis geliefert ist, daß die Trennung des Menschen in konstante Rasse viel früher eingetreten sein muß, als bisher erwiesen ist. Eine Spekulative, die nicht mit der letzten Urzelle denselben Denkfehler begehen will, den jedes monotheistische Denken begeht, kann nur bei Urzellen von atomistischer Verschiedenheit enden — die Lehre von der Konstanz ist kein Widerspruch gegen das biogenetische Grundgesetz, sondern nur eine Begrenzung, welche strenges Denken fordert; nicht Eins, sondern Unendlich ist Grundzahl des Monismus. Auch der Import einer fremden Religion mit dem Leichenbrand hat nichts an dem Wesen der Sache geändert. Ob Thor oder Wodan der Schirmherr des Weiheortes ist — der Ort bleibt stets ein Rundling.

Für die Namenforschung ist also bei allen Orten auf Weih, Weig, Wig, Wiek, Wieh und Wiz — mittelalterlich nach Analogie des Lateinischen, in dem Längen durch Konsonantenhäufung gebildet sind, witz, wietz, wiesz geschrieben — zuerst zu untersuchen, ob in dem Vorderwort nicht ein reingermanisches oder ein verderbt germanisches Wort steckt.

III. Heim.

Das Heimwesen des Germanen, die Verteidigung des heimischen Herdes und die Liebe zur Heimat ist der hervorstechendste Charakterzug des Germanen.

Er hat sein Vaterland, seine Muttersprache. Das Vaterland ist ein Begriff, der ihm erst seit der Vaterherrschaft kommen konnte: seine Muttersprache besaß er viel früher.

[2]) Daher Hängegott, Windgott.

Digitized by Google

Sein Vaterland ist nicht älter als die Grundbedingungen in Borg, Dorf und Weih, seine Muttersprache führt zurück in die Perioden Bör, Dor und Or.

Vielleicht das älteste Wort, das unsere Sprache überhaupt besitzt, ist es, auf dem der Begriff Heim steht, das erste Wort, das jedes Germanenkind noch heute lallt, ist unverändert das alte Elementarwort AM und daneben MA, das jetzt nach weniger Zeit, oft schon nach ein paar Tagen seit den ersten Sprachversuchen in MAM übergeht. Analysieren wir dies, so kommen wir auf einen, ich möchte sagen den Rundling. Sehen wir einmal ab, so von dem Rührenden des kindlichen Lallens wie von dem Poetischen der germanischen Homesweet-home-Dichtung und gehen auf den Realismus des Naturmenschen zurück, so haben wir den Rundling. Das Elementarwort AM ist uns rein erhalten in einer alten botanischen Bezeichnung (Grimm) „arista vel thea dorin das Körnlein lit“ und verdoppelt in AMMA die Amme.

Der Grundbegriff ist heute noch nicht verloren: wir fühlen uns in der Heimat wohl „wie im Mutterschoß“.

AM ist die Mutter als Gebärerin und als Ernährerin; noch heute bezeichnet auch ein Flaschenkind seine Nahrung mit demselben Wort wie die Mutter. Der S-OR-ge der AM in OR, BOR, BORG und DORF verdanken wir das deutsche W-OR-T die Mutter-sprache, ihr verdankt das Kind seinen ersten H-AM-R = HAMA = H-emedi = HAMO, sein erstes HEMD, das konservative Dänisch hat die reine Form HAM; ihr verdankt das Kind seine Gestalt „HAM-R“ (vgl. ham-raur, seine Gestalt wechseln).

Die althochdeutsche Form LIH-HAMO ist also nicht „Leichengewand“, wie etwa „Frauenzimmer = Frau“, auch nicht „Seelengewand“, sondern „ähnliche Gestalt“.

Die einfache älteste Form LIH-AM zeigt aber den primitiven Germanen in seiner ganzen Vornehmheit. AM bedeutet immer etwas Liebes, wie z. B. ÖM im Altdänischen und ÖM-buna (wohlthun) im Altnordischen oder AM-O im Lateinischen.

Der „Leichnam“ (Leichnam ist eine Sprachdummheit) ist also in seine Elementarbegriffe zerlegt: Leiche, Ähnlich, Mutter, Lieb. Dies führt auf die beiden primitivsten Bestattungsarten, von denen die eine auf den Anfangsrundling hinweist.

Es ist oft bemerkt, daß die ältesten Steinzeitgräber den Menschen in derselben hockenden Gestalt zeigen die er im Mutterschoß hatte. Dies beweist, daß man sich von Periode 2 an die Erde als Menschenmutter vorstellte. Fänst nicht existiert zu haben, ist dem primitiven Menschen so undenkbar wie dem beginnenden Denken des Kindes. Woher man gekommen, dahin geht man zurück.

Der Mensch wird geb-Ölten, er stammt aus dem ὄλη der Mutter, daher Blutrache und Flut-grab. Blut und Flut sind dem Germanen heilig. Frau Holle wohnt unter der Erde und holt Kinder hervor aus dem Stein und aus dem Kinderbrunnen, so auch der Storch und stellenweise der Schwan — der Lohengrin aus dem Seelenlande bringt. Nicht nur die Meeranwohner, sondern auch die Bergbewohner kennen die Flutbestattung. Das reine strömende Wasser ist animistisch wie die Muttermilch, die Milch der Mutter Erde.

Terra mater nennt Tacitus die Göttin der meeranwohnenden Germanen — die natürlich auch Rundlingswohnerin ist, denn sie wohnt auf einer Insel, auf einem „Ei-land“.

Nerthus, d. h. „guter Wille“, soll ihr Name gewesen sein. Wenn das „e“ statt „o“ nicht ebenso ein Lese- oder Schreibfehler ist wie das „H“ statt „N“ (Hertha) — und dieser Fehler ist häufig im Mittelalter gemacht —, so hätten wir immer noch ein Wort vor uns, das der Periode 3 der Entwickelung des elementaren OR angehörte. So altertümlich bei uns auch die Worte auf „u“ sind, so ist es doch völkerpsychologisch unmöglich, sie älter als ans Ende von Periode 3 zu setzen.

Dafür aber ist die Entwickelung bis Fetisch-Erde, Animismus-Erde, Göttin-Erde um viel zu weit rückwärts reichend, als daß eine Abstraktion wie Nerthus der ursprüngliche Name gewesen sein könnte.

Der Gedanke, die Erde als Mutter anzusehen, muß aber mindestens ebenso alt sein wie die Bestattung in hockender Form. Der Gedanke ist aber associativ gewonnen, während Nerthus ein Wort der Appereceptive ist. Folglich muß das Wort für terra mater auch aus rein associativen Worten von Periode 1 und 2 zusammengesetzt bezw. zusammengezogen sein.

Im Gegensatz zum lateinischen terra mater muß im Deutschen der führende Begriff „Mutter“ voran gestanden haben, das Wort muß also mit AM oder MA begonnen haben. Der Mensch hatte für das, was für ihn den Begriff Erde ausmachte, nur OR und ÖR zur Verfügung und verband beides, je nachdem er nüanzieren wollte, mit MA.

Der leitende Gedanke war immer die Bestattung. Mit OR dachte er an eine Höhlenbestattung bezw. Eingraben in den Löß, mit ÖR an die Flutbestattung. Es verschmolz das kurze A und O zu einem Zwischenlaut, bei dem der dunklere als Sieger hervorging, wie im Lateinischen mōrs und mŏri, im Deutschen hat der lange Vokal gesiegt und ein Wort geschaffen, das zwischen A und O schwankend vorkommt in MÄRT und MÖRT. Der T-Laut am Ende verweist das Wort in die Periode 3, welche auch ERT bildete aus OR, denn die Begriffserweiterung durch Klangveränderung bestimmt die Zeit; im konservativen Dänisch ist der O-Laut in „jord“ geblieben.

Die Mahrtensage ist noch heute bei allen Germanen die Quelle vieler Dichtungen. Das Poetische in ihr ist nicht nur die wiederkehrende Seele, sondern mehr noch die Mutterliebe, die stärker als der Tod ist. Die entflehende Mahrt auf dem Siebrand ruft: „O Seewenrand, o Seewenrand, wo weenst mine Kinner in Engelland“. Die entflohene, vom Gesetz der Totenwelt zurückgerufene Mahrt kehrt wieder auf die Erde zurück, um ihrem Kinde die Mutterbrust zu bieten und es zu pflegen.

Stets geht die Mahrt über die Flut, weil eben bei uns die Flutbestattung prävalirt haben muß — auch der Orcus ist eine stromumflossene Insel unter der Erde.

Der alte Name der Rundlingsbewohnerin aus der Ostsee der terra mater kann nicht viel anders gelautet haben als der des Gespenstes. Eine indirekte Bestätigung bringt die unehrenhafte Bestattung, von der J. Mestorf (Moorleichen) 27 Nachweise aufzählt. Nicht in der Erde oder der reinen Flut, sondern in dem, was keines von beiden ist, dem sumpfigen Moor wird der Verbrecher begraben; er ist ausgeschlossen von allen Rundlingswohnungen auf der Insel der Seeligen oder den Himmelsburgen der beiden großen Götter. Charakteristisch genug ist, daß die umgehenden Seelen böser Menschen nicht nur ins Moor gebannt werden, sondern auch besonders in den Streifen, der weder Meer noch Land ist, also in den Schlick zwischen Ebbe und Flut.

Mag es sich auch auf dem bisher unbetretenen Wege in die prähistorische Sprach- und Gedankenwelt nicht sonderlich bequem marschieren lassen, man kommt aber bei einer mehr als 25jährigen Entdeckungsreise in dies unbekannte Land zu der sicheren Erkenntnis, daß unsere prägermanischen Altvorderen sich ohne den Rundlingsgedanken niemals zu Germanen entwickelt hätten.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Dem Dozenten Dr. Hamberg in Stockholm ist es gegückt, einen Selbstregistrierapparat für meteorologische Forschungen in schwer zugänglichen Gebieten zu konstruieren, in denen eine Errichtung ständiger Beobachtungsstationen nicht in Frage kommen kann. Den Anlaß zu dieser Erfindung gab der Umstand, daß Dr. Hamberg, der in den Gebirgsgegenden der schwedischen Lappmark kartographische Arbeiten ausführt und sich daneben noch mit meteorologischen Beobachtungen beschäftigt, für letztere Zwecke keinen Apparat besaß, der längere Zeit hindurch ohne Aufsicht arbeiten kann. Der Apparat, den er deshalb selbst konstruierte, hat ein Gewicht von etwa 700 bis 800 kg und ähnelt äußerlich einem Paar miteinander verbundener Schränke, die 2 bis 3 m hoch sind und sich nach oben zu verjüngen. Die Wände bestehen aus Platten von Eisenblech und können auseinander genommen werden, was angesichts des schwierigen Transports unumgänglich nötig ist. Zum Schutz gegen Stürme wird der Apparat mit Stahldrahtseilen am Boden befestigt. Als Triebkraft dient ein Uhrwerk, dessen Gewicht eine Schwere von 360 kg und eine Fallhöhe von nur 2 m pro Jahr hat. Mit dem Uhrwerk stehen andere mechanische Einrichtungen in Verbindung, die den Zweck verfolgen, Temperatur, Barometerdruck, Schnelligkeit und Richtung des Windes, Feuchtigkeit der Luft und Niederschläge anzugeben. Der Wechsel der Witterungsverhältnisse wird auf einem 25 m langen Papierstreifen, der über eine Rolle läuft, eingezeichnet, und zwar durch einen Stift, der ins Papier sticht. Früher benutzte man Federn zum Markieren, doch hat sich diese Methode als ungeeignet erwiesen. Auf dem Dache des größeren Behälters, der die Maschinerie birgt, befindet sich ein Kreuz mit Schaufeln an jedem der vier Arme. Die Schaufeln werden vom Winde in Bewegung gesetzt, und damit teilt sich die Windschnelligkeit der Maschinerie mit. Eine kleine Windfahne, auf dem Dache angebracht, giebt die Windrichtung an, die gleichfalls registriert wird. Es lassen sich auf diese Art nicht weniger als 16 verschiedene Windrichtungen aufzeichnen. In dem kleineren Behälter, der mittels Röhren mit dem größeren Gehäuse und der Maschinerie in Verbindung steht, befindet sich, auf Spiralfedern ruhend, eine Tonne, die den Niederschlag auffängt, der durch den Schornstein des Daches dringt. Während eines ganzen Monats hindurch war der Apparat vor der Stockholmer Sternwarte aufgestellt und funktionierte mit großer Genauigkeit. Er wird nun nach Lappland transportiert, wo er nach seiner Aufstellung in 2000 m Höhe in Betrieb gesetzt und ein Jahr hindurch sich selbst überlassen bleibt.

— Die vier Karten, welche Dr. Robert Beltz zur Vorgeschichte von Mecklenburg (Berlin 1899) veröffentlichte, sind von ihm auf der Anthropologenversammlung zu Halle mit einem lehrreichen Kommentar versehen worden, welcher jetzt gedruckt vorliegt (Korresp.-Blatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie 1901, Nr. 2 u. 3). Darin teilt Dr. Beltz auch die Schlüsse, die sich aus seinen Karten für die ethnische Vorgeschichte Mecklenburgs und eines Teils von Norddeutschland ergeben. Wir können diesen Folgerungen, die sich gegen mancherlei herrschende Meinung wenden, nur beistimmen und teilen daher das Wesentlichste daraus hier mit. Es ergiebt sich durch zahlenmäßigen Nachweis, daß in großen Teilen des Landes die Bronzezeit eine unmittelbare Fortsetzung der Steinzeit ist, woraus zu schließen, daß in die in der Steinzeit leeren und wenig bewohnten Gebiete ein allmähliches Nachrücken der Bevölkerung stattgefunden hat. Dieses allmähliche Vorrücken der Bevölkerung von der Küste nach dem Innern in leere Gebiete ist aber nur denkbar bei einer Gleichheit der Bevölkerung, kein neues Volk erschien, sondern es waren Nachkommen der alten Einwohner. Solcher waren die Träger der Bronzezeit an der Ostsee Germanen und auch ihre Vorgänger in der Steinzeit waren Germanen, die in der Bronzezeit sich weiter südlich verbreiteten. „Das ist ein Gewinn für die ethnische Seite der Vorgeschichte, den unsere Karten ergeben."

Aber auch für die kulturelle Seite gewinnen wir durch die Karte Anhaltspunkte und Beweise, welche die durch Meltzen verbreiteten Irrtümer zurückweisen. Die ganz falsche, schon anderweitig widerlegte Ansicht von dem Nomadentum der alten Germanen, wie sie Meltzen in seinem großen Werke über die Siedelungen der Germanen vertritt, und wodurch große Abschnitte des Buches völlig unbrauchbar gemacht sind, ist ganz unhaltbar. Schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend sehen wir die Germanen sicher in festen Sitzen, die sie durch lange, vorgeschichtliche Perioden mindestens ein Jahrtausend festgehalten und allmählich verschoben haben. Sie waren also eine seßhafte und wie die Funde mündlich zeigen, schon zur Ackerwirtschaft übergegangene Bevölkerung. Die gewaltigen Erd- und Steinmassen der dicht gedrängten Hünen- und Kegelgräber stellen eine Arbeitsleistung dar, die auf eine verhältnismäßig dichte Bevölkerung hinweist, ganz abgesehen von der sehr hohen Stellung gewerblicher Thätigkeit, die aus den herrlichen Geräten der Bronzezeit spricht und deren Entwickelung ohne ein geregeltes Zusammenleben in festen und gesicherten Wohnsitzen kaum denkbar ist.

— Nach einer Notiz in Petermanns Mitteilungen (Bd. 47, Heft 3) ist es dem Gymnasialdirektor Schuh in Gmunden gelungen, im gefrierenden Seewasser des Gmundener Sees Wassertemperaturen von 0° festzustellen, während bisher immer höhere Temperaturen gemessen worden waren, weil beim Herausziehen des Thermometers die unter der gefrierenden Wasserdecke befindlichen wärmeren Wassermassen mit der Oberflächenluft vermischt wurden und dadurch höhere Temperaturen ergaben. Das Verfahren, das Schuh anwandte, ist das folgende: er adjustierte in ein Thermometer mit Weingeistfüllung, dessen unterer Teil in eine Birne von 7 mm Durchmesser ausgezogen war, einen Minimumindex so, daß nur die Birne horizontal in das Wasser eintauchte. Beim Herausnehmen zeigte zwar die Weingeistfüllung 1,5 bis 2°, der Index aber stand auf 0°.

Ha.Hsfäs.

— Dr. Otto Finsch hat eine Schrift veröffentlicht: „Der Dujong, zoologisch-ethnologische Skizze einer untergehenden Sirene" (Hamburg 1901), in welcher er der Reichsregierung auf das wärmste anempfiehlt, der Ausrottung dieses merkwürdigen Seesäugetiers, das auch an den Küsten unseres ostafrikanischen Schutzgebietes vorkommt, durch Schongesetze vorzubeugen, wie Elefanten und andere Tiere schon geschont werden. Der Dujong erstreckt sich noch vom südlichen Roten Meer bis zu den Salomonsinseln, wird aber überall seltener, da ihm eifrig nachgestellt wird. Finsch schildert nicht nur das Tier, seine zum Teil noch dunkle Lebensweise, sondern auch die Jagd, wie sie auf verschiedene Art von Eingeborenen betrieben wird, und geht auf ethnographische, mit dem Dujong verknüpfte Dinge näher ein.

— E. Wollny schildert (Meteorol. Zeitschr. 1900) den Einfluß der Pflanzendecken auf die Wasserführung der Flüsse. So wird u. a. die Abschwemmung von Erde und Gesteinsschutt von geneigten Bodenflächen durch die verschiedenen Pflanzendecken meist in einem außerordentlichen Grade vermindert. Der Wald übt in dieser Weise den stärksten Einfluß aus, die dicht stehenden Gräser und perennierenden Futtergewächse in ähnlicher Weise, während die Ackergewächse einen wesentlich geringeren Schutz gegen die Abschwemmung bieten. Von den mit Pflanzen bedeckten Flächen erhalten die Wasserläufe insgesamt eine geringere Wassermenge zugeführt als von kahlen oder mit einer schwachen Vegetationsdecke versehenen unter sonst gleichen Verhältnissen. Die lebenden Pflanzen vermögen sowohl die ober- als auch unterirdische Wasserableitung in mehr oder minderem Grade, weil dieselben mit ihren ober- und unterirdischen Organen dem auffallenden und absinkenden Wasser entsprechende Hindernisse entgegensetzen im Vergleich zum nackten Lande, in welchem wegen Fehlen der Wurzeln die Geschwindigkeit der abgeführten Wassermassen eine ungleich größere ist. In der Hiese tritt die Bedeutung der Pflanzendecken auf die Wasserführung der Flüsse wesentlich zurück. Nur dort, wo der Boden eine größere Durchlässigkeit besitzt, als Grundwasser infolge dessen leicht eine zeitliche Bevorratung erfährt und gleichzeitig der Wasserspiegel in dem Flußbette so tief gelegen ist, daß dadurch ein Abfluß des Wassers aus den anliegenden Ländereien erfolgen kann, werden die Pflanzenkulturen sich von nützlicher Wirkung erweisen, soweit es sich um die Versorgung der Flüsse mit Wasser handelt. Ein Einfluß auf die Fortführung von erdigen Bestandteilen bei hier ausgeschlossen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 21. BRAUNSCHWEIG 6. Juni 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Die Zustände an der Sprachgrenze in Nordostböhmen.

Von Dr. J. Zemmrich. Planen i. Vogtl.

[Mit einer Karte als Sonderbeilage.][1])

Im Leitmeritzer Bezirk sind für die Deutschen die beiden Städte Leitmeritz und Theresienstadt die wichtigsten Posten. Leitmeritz wurde um 1225 von Ottokar I. als deutsche Stadt mit Magdeburger Recht an Stelle des gleichnamigen slavischen Dorfes gegründet. Die ersten Bürger der Stadt wanderten vorwiegend aus dem benigen Königreich Sachsen ein, einzelne kamen sogar vom Rhein. Das benachbarte Gebirge wurde erst später germanisiert, noch vor 120 Jahren soll es dort mehrere tschechische Dörfer gegeben haben. Jetzt fällt die Sprachgrenze ziemlich genau mit der Grenze von Ebene und Gebirge zusammen. Die malerisch gelegene Stadt Leitmeritz zeigte bei der Zählung von 1890 10004 Deutsche und 1191 Tschechen (1880: 9263 D., 1417 T.). Am 31. Dezember 1900 waren 11805 Deutsche und 1266 Tschechen ortsanwesend. Zur ständigen Wohnbevölkerung gehören von letzteren nur 773. Die Schulen in Leitmeritz haben von jeher sich eines hohen Rufes erfreut, und wurden deshalb auch von vielen tschechischen Schülern besucht. 1890 wurden von den Volksschülern fast ein Drittel als Zweisprachige bezeichnet. Für die neueste Zeit liegen Berichte über die höheren Schulen vor, nach denen im Sommer 1900 das Obergymnasium 176 deutsche und 17 tschechische Schüler hatte; die Oberrealschule wurde von 416 Deutschen und 43 Tschechen besucht, die Knabenbürgerschule von 204 Deutschen und 31 Tschechen. Die Mädchenschule wies 1899 sogar 103 tschechische neben 575 deutschen Schülerinnen auf. Die Privatschule des tschechischen Schulvereins hatte 1898 bereits eine Schülerzahl von etwa 150 (gegen 48 im Jahre 1890) erreicht, seitdem ist aber eine Abnahme um 50 Schüler eingetreten. Obwohl Leitmeritz Bischofssitz ist, besitzt die aus beiden Nationalitäten hervorgehende Geistlichkeit im deutschen Gebiet wenig Einfluß, da die Bevölkerung zum großen Teil religiös gleichgültig ist. Wagt sich einmal ein tschechischer Geistlicher national hervor, so wird er von den Deutschen zurückgewiesen. In Leitmeritz und Umgebung stehen sich die beiden Volksstämme im allgemeinen schroff gegenüber. Gemeinsame Geselligkeit wird selten gepflogen, nur im Geschäftsverkehr ist das gegenseitige Verhältnis etwas besser. Die Deutschen üben durch die Ortsgruppen des Bundes der Deutschen in Böhmen und des Schulvereins, sowie durch die beiden deutschen Zeitungen, die Leitmeritzer Zeitung (deutsch-fortschrittlich) und das Leitmeritzer Wochenblatt (deutsch-radikal), nationalen Einfluß auf die deutsche Bevölkerung aus. Der Großgrundbesitz des Bezirkes ist teilweise deutsch und hält dann zur deutschen Sache. Der Hochadel hat mehrfach tschechische Beamte, die sich aber national nicht bethätigen dürfen. Besitzwechsel in den Dörfern kommen in nationaler Beziehung nur sehr selten vor; hingegen sind deutsche Dienstboten auch hier sehr schwer zu bekommen, so daß meist nur tschechisches Gesinde beschäftigt wird. Daher kommt es auch, daß Ploschkowitz mehr tschechische als deutsche Einwohner zählt (157 D., 243 T.). Die dortigen Tschechen sind alle Arbeiter der kaiserlichen Domäne; sie sind „ganz einflußlos und froh, wenn sie so viel verdienen, daß sie nicht verhungern. Viel mehr verdienen sie ohnehin nicht“ (aus einem Briefe meines Gewährsmannes). Die Banern des Ortes sind durchaus deutsch. Die geringe Industrie der Gegend ist fast ausschließlich in deutschen Händen und bestrebt, möglichst deutsche Arbeiter zu beschäftigen. Unter den Ärzten und Anwälten der Stadt Leitmeritz ist nur je ein Tscheche, beide treten nicht sehr hervor. Von besonderer Bedeutung für die wirtschaftliche Stärkung der deutschen Bevölkerung ist die vor drei Jahren gegründete „Deutsche Volksbank für Böhmen in Leitmeritz“. Die Bank zählte am 31. Januar 1901 bereits 7014 Mitglieder mit 338000 Kr. eingezahltem Kapital, ihr Umsatz betrug 1899 gegen 5 Millionen Kronen. Der wohlthätige Einfluß der Bank, deren Unterstützung durch Entnahme verzinslicher Anteilscheine (1899 4 Proz. Dividende) zu empfehlen ist, wird sich jährlich in höherem Maße zeigen; die Jahresabschlüsse sind bisher immer sehr erfreulich gewesen. Der Reingewinn für das erste Halbjahr 1900 erreichte beinahe den für das ganze Jahr 1899, während die gleiche Zwecke verfolgenden tschechischen Zalozňas mehr und mehr verkrachen.

In Theresienstadt steht die Civilbevölkerung der Besatzung an Zahl nach. Mit jedem Garnisonswechsel ändert sich daher das Stärkeverhältnis beider Sprachen wesentlich. 1900 sprachen 4407 deutsch, 2245 tschechisch, 165 ruthenisch, 118 polnisch; davon sind 3998 Soldaten. Von den 3050 Civilisten sind 1705 Deutsche, 1387 Tschechen, 12 Polen und 46 Ausländer[2]); auch

[1]) Vgl. die Aufsätze über Westböhmen in Bd. 77, Nr. 1 und Nordwestböhmen in Bd. 78, Nr. 7 des Globus und die Vorbemerkungen zu ersterem.

[2]) 1880 gab es 1550 deutsche, 1139 tschechische Civilisten.

Digitized by Google

hier wirkt jeder Wechsel in der sprachlichen Zusammensetzung der Garnison durch Frauen und Kinder der Militärpersonen und deren Einfluß ein. Die Gemeindevertretung war einmal, 1883, infolge Lauheit der Deutschen den Tschechen bei den Wahlen zugefallen, 1886 eroberten die Deutschen 13 von den 18 Sitzen zurück, und seit 1890 ist der Gemeinderat wieder rein deutsch wie in allen deutschen Orten des Bezirkes. Neben der deutschen Schule bestehen eine öffentliche und eine private tschechische Schule; für beide werden viele Kinder aus den benachbarten tschechischen Orten herbeigezogen, um die Gemeinde zur Erweiterung ihrer tschechischen Schule zu zwingen. Auch der tschechische Kindergarten ist gut besucht. Es wird seitens der Deutschen steter Wachsamkeit bedürfen, um obenauf zu bleiben.

Sonst ist im Leitmeritzer Gerichtsbezirk nur das Dorf Werbitz als nicht ungefährdet zu bezeichnen, obwohl 1900 nur drei Einwohner sich zur tschechischen Sprache bekannten. In Wirklichkeit ist das Dorf zweisprachig, die Dienstboten sind fast alle, die Ehefrauen zum großen Teil tschechisch, so daß die Kinder in den ersten Jahren gewöhnlich nur tschechisch sprechen. Werbitz gehört wie das benachbarte rein deutsche Mastirschowitz zur tschechischen Pfarre Wettl und war bis 1875 auch dorthin eingeschult. Seitdem besteht eine deutsche Schule und seit 1888 auch ein deutscher Kindergarten in Werbitz. Erst durch diese Anstalten lernen die Kinder des Ortes ordentlich deutsch. Die Schule wird auch aus den benachbarten tschechischen Orten besucht, während umgekehrt noch mitunter deutsche Kinder aus Werbitz von zehnten Jahre an die tschechische Schule in Wettl besuchen.

Die Grenze der Bezirkshauptmannschaft Danba fällt mit der Sprachgrenze zusammen. Im Südwesten bildet die Elbe die Bezirks- und Sprachgrenze. Obwohl die Zählung von 1890 Liboch als einzigen gemischten Ort orgab, sind doch mehrere Punkte ernstlich bedroht. Die Stadt Gastorf ist zwar in keiner Weise gefährdet; die Gemeinderatswahlen vom 22. April 1900 endigten mit einem Siege der deutsch-radikalen Partei in allen drei Wahlkörpern. Dagegen hat in Wegstädtl das tschechische Element (1890: 1572 D., 150 T.) nicht unbedenkliche Fortschritte gemacht. 1897 gelang es dort sogar den Tschechen, bei den Wahlen der Arbeitnehmer zur Bezirkskrankenkasse infolge Nichtbeteiligung vieler deutscher Arbeiter durchzudringen und so zwei Drittel der Vorstandssitze dieser Kasse zu erringen. Der deutsche Kindergarten weist ziemlich gute Erfolge auf, leider fehlt es ihm an größeren Geldmitteln. Die beiden Geistlichen sind Tschechen, die tschechischen Beamten dagegen sind jetzt wieder verschwunden. Das Dorf Podscheplitz hatte 1890 nur drei Tschechen, neuerdings wird über Tschechisierung und mangelndes deutsches Bewußtsein geklagt.

Der gefährdetste Posten ist Liboch. Dieser Punkt ist von außerordentlicher Wichtigkeit für das Deutschtum. Liboch ist nur 35 km von Prag entfernt und damit von allen deutschen Orten der Hauptstadt am nächsten. Es ist zugleich als Ausgangspunkt einer Straße von der Elbe in das deutsche Hinterland der Schlüssel zu diesem. Liboch war schon einmal vorübergehend in den Händen der Tschechen; glücklicherweise gelang es rechtzeitig, die Gemeindevertretung wieder in deutschen Besitz zu bringen. Die Zählung von 1890 zeigte eine Besserung für die Deutschen (660 D., 210 T.), dennoch blieb die Lage gefährlich, da der Großgrundbesitz in tschechischen Händen war, und die benachbarten tschechischen Städte alle Anstrengungen machten, um durch Sommerfrischler und Grundstückskäufe immer mehr Boden zu gewinnen. In den letzten drei Jahren ist nun eine entschiedene Besserung eingetreten. Der Übergang des Großgrundbesitzes in deutsche Verwaltung, der Bau eines deutschen Vereinshauses mit Kindergarten durch den Turnverein und nicht zuletzt der Zusammenbruch der Melniker Záložna haben den Deutschen festeren Halt gegeben. Immerhin ist scharfe Wachsamkeit noch unbedingt nötig; denn noch sind die beiden Geistlichen die Führer der tschechischen Handwerker und Arbeiter in Liboch. Noch besteht die tschechische Schule.

Nötig sind Beihilfen für die Tilgung der Bauschuld des Deutschen Hauses, deren Verzinsung die Kräfte des Libocher deutschen Turnvereins übersteigt und nur durch reichliche Unterstützung seitens der deutschen Schutzvereine ermöglicht wird. Der jährliche Bedarf für Zinsen und Amortisation beträgt 980 Kronen.

In Tupadl haben sich drei tschechische Familien aus Prag angekauft; sie wohnen im Sommer dort und ziehen Tschechen hin.

Östlich von Liboch liegt im tschechischen Gebiet Johannesdorf unweit der Sprachgrenze. Es wurde 1786 von deutschen Ansiedlern aus dem benachbarten Gebiet gegründet; da es aber keine deutsche Kirche und Schule erhielt, war schon 1840 die deutsche Sprache fast ausgestorben.

Die Danbaer Gegend gehört zu den ärmsten des Landes. In den Dörfern sind mitunter die einfachsten Nahrungsmittel kaum zu erhalten, die Kinder gehen zum Teil selbst im Winter barfuß, manche von ihnen haben nicht einmal ein Hemd unter dem dürftigen Obergewand. Daß eine so arme Gegend tschechische Zuwanderung nicht anlockt, ist nicht zu verwundern. Nur unmittelbar an der Sprachgrenze liegen einige gemischte Dörfer, die leider dem überwiegend tschechischen Bezirk Weißwasser zugeteilt sind. Hilfe ist hier für die deutschen Schulen, namentlich den Neubau in Nosadl, nötig. Die tschechische Bezirksvertretung sucht den Schulbauten sogar Hindernisse zu bereiten.

Die Gemeinde Weißwasser zählte 1890 noch 134 Deutsche gegen 249 im Jahre 1880. Die dortigen Deutschen sind zumeist Studenten der höheren Forstlehranstalt. An dieser wird deutsch unterrichtet. Vor einem Jahre hat zwar der letzte deutsche Professor die Anstalt, die 1855 mit ausschließlich deutschen Lehrkräften begründet wurde, verlassen, aber von den 118 Hörern (1900) sind 84 Deutsche und nur 34 Tschechen. Obwohl die Anstalt den Einwohnern des Städtchens jährlich mindestens 140000 Kronen einbringt, und zwar meist aus deutschen Taschen, und die Erhaltung der Schule geradezu eine Lebensfrage für die Stadt ist, thun die Tschechen alles Mögliche, um den Deutschen den Aufenthalt zu verleiden. Deutsche Frauen wurden beschimpft, weil sie an öffentlichen Orten deutsch sprachen, zweisprachige Inschriften werden für herausfordernd erklärt. Die deutschen Hörer haben deshalb den böhmischen Forstschulverein gebeten, die Anstalt nach einer deutschen Stadt zu verlegen. Die Absicht, Bergreichenstein im Böhmerwald zum Sitz der Schule zu machen, ist an den zu hohen Anforderungen an diese arme Stadtgemeinde und an der dort mangelnden Bahnverbindung gescheitert. Indessen dürfte die Übersiedelung der Schule nach einem deutschen Orte nur eine Frage der nächsten Zeit sein. Weißwasser wird dann ganz tschechisch sein, aber kaum dessen froh werden.

In den deutschen Orten des Bezirkes ist teils durch Einheiraten, teils durch Ankauf von Liegenschaften eine Zunahme der Tschechen zu bemerken. Tschechische

Digitized by Google

Schulen bestehen noch nicht, doch sind die Geistlichen Tschechen. Leimgruben ist nach Weifswasser eingepfarrt und hat infolgedessen den dortigen tschechisch-fanatischen Pfarrer als Seelsorger. Der Geistliche in Klein-Bösig übt keinen Einfluß aus. Das deutsche Bewußtsein der Bevölkerung läßt noch viel zu wünschen übrig; es werden noch Jahre vergehen, bis eine durchgreifende Besserung erzielt wird. Nur Leimgruben ist stramm national. Der einzige Großgrundbesitzer gehört zum tschechischen Feudaladel und stellt mit Vorliebe tschechische Förster an. Leider geben, wie schon erwähnt, deutsche Bauerngüter in tschechischen Besitz über, während der umgekehrte Fall nicht eintritt. Industrie giebt es nicht, das Gesinde ist auch hier fast ganz tschechisch. Die Gemeinderäte sind noch durchweg deutsch.

Eine deutsche Beamten- und Arbeiterkolonie besteht in Josephsthal bei Jungbunzlau. Der kürzlich verstorbene Großindustrielle Baron Leitenberger hat dort eine große Fabrik errichtet. Die Schule ist deutsch, die Kinder sind alle zweisprachig.

In den Dörfern an der Grenze des Bezirks Niemes liegen die Verhältnisse wie im Bezirk Weifswasser, wenn nicht noch ungünstiger. In Johannesthal, Wlachei, Kösel (mit Sohaken) und Zetten (mit Dolanken, Dechtaren und Teschen) sitzen auch Tschechen im Gemeinderat. Alle diese Orte sind namentlich dadurch gefährdet, daß die deutschen Bauern vorwiegend Tschechinnen heiraten, welche den Nachwuchs tschechisieren. Die Zählung von 1890 zeigte in den genannten Orten ein sprunghaftes Anwachsen der Tschechen, zum großen Teil wohl durch veränderte Angabe der Umgangssprache seitens vieler Zweisprachiger[4]). In der Gemeinde Zetten erklärt sich dies durch den Übergang des Gemeindevorstehersamtes an einen Tschechen. Die Sprachgrenze im Bezirk Niemes gehört zu den bedrohtesten Posten des deutschen Besitzstandes.

Schon im tschechischen Sprachgebiet liegt die Stadt Böhmisch-Aicha. 1880 wurden 1481 Deutsche und 1095 Tschechen, 1890 aber 1693 Deutsche und nur 931 Tschechen gezählt. Auch der angrenzende Schloßbezirk (Gemeinde Klein-Aicha) ist jetzt wieder überwiegend deutsch. Trotz tschechischer Beamter und Geistlicher ist die Gemeindevertretung deutsch. Die Stütze des Deutschtums ist die große Wollwarenfabrik der Firma Franz v. Schmitt. Durch den Einfluß der deutschen Stadt und des Schloßbezirks hat auch die überwiegend tschechische Gemeinde Klein-Aicha im Gemeinderat eine deutsche Mehrheit. Böhmisch-Aicha ist natürlich ein Hauptziel der Tschechisierungsvereine, die dort sogar eine tschechische Zeitung drucken lassen. Bisher ist es ihnen aber noch nicht geglückt, entscheidende Vorteile zu erringen.

Der Reichenberger Bezirk ist nach Südwesten national abgegrenzt. Sprachgrenze und Bezirksgrenze laufen dort längs des Kammes des Jeschkengebirges. Der 1013 m hohe Gipfel des Jeschken ist der weithin sichtbare Grenzpfeiler des deutschen Gebietes. Bisher stand die Reichenberger Gegend auf deutschem Boden nur über Sachsen in direkter Eisenbahnverbindung mit dem deutschen Nordböhmen. Durch die im September 1900 erfolgte Eröffnung der neuen Linie Reichenberg—Böhmisch-Leipa, die über Auscha nach Leitmeritz, Lobositz und Teplitz ohne Wagenwechsel weiterführt und auch Schnellzugsverkehr besitzt, ist eine unmittelbare Verbindung mit dem deutschen Elbgebiet geschaffen, die in nationaler Beziehung äußerst wertvoll ist, da sie ganz auf deutschem Boden verläuft, in deutschem Besitz ist und die industriell hochentwickelte Reichenberger Gegend auch verkehrspolitisch an das große deutsche Hauptgebiet Böhmens angliedert. Auch touristisch ist diese Bahn von hohem Werte; sie durchzieht eine der malerischsten Gegenden der deutschen Lande, die mit dem Mittelgebirge westlich der Elbe an landschaftlichen Reizen wetteifert, und bietet gleichzeitig einen neuen Zufahrtsweg zum Riesengebirge.

Nur 6 km von der Sprachgrenze entfernt liegt am Fuße des Jeschken die größte Stadt Nordostböhmens, das gewerbefleißige Reichenberg. Trotz der wachsenden Bevölkerung ging hier die Zahl der Tschechen 1880 bis 1890 von 2488 auf 1613 zurück, d. h. von 9,1 auf 5,4 Proz. der Bevölkerung. Dazu kamen noch 219 in dem Vorort Franzensdorf, gegen 1880 um 107 mehr. Über die jüngste Entwickelung der Verhältnisse ist mir von maßgebendster Seite ein aufführlicher Bericht zugegangen, den ich nachstehend mit einigen durch den Raum und den nichtpolitischen Charakter dieser Zeitschrift gebotenen Kürzungen wiedergebe. Die hier geschilderten Verhältnisse kehren auch in anderen Städten in ganz ähnlicher Weise wieder, sie sind deshalb als typisch für die deutschen Industriestädte in der Nähe der Sprachgrenze zu bezeichnen.

Im Stadtgebiete Reichenberg dürfte bei der nächsten Volkszählung leider eine Zunahme der tschechischen Bevölkerung festgestellt werden. Die Ursache liegt in folgendem: Die Tschechen finden in ihren alten Wohnsitzgebieten, in welchen hauptsächlich Landwirtschaft betrieben wird, nur ein kärgliches Fortkommen. Die Löhne sind äußerst niedrig. Trotz der geringeren Lebensansprüche der Tschechen vermögen dieselben nicht mehr in ihren eigenen Gebieten ihren Unterhalt zu finden. Sie wenden sich daher in allererster Linie in die deutschen Industriegebiete des nördlichen Böhmens, wo Arbeitskräfte benötigt werden. Die Deutschen halten überdies ihre Kinder von gewissen anscheinend nicht einträglichen Gewerbebetrieben, wie dem des Schuhmachers, Schneider- und Bäckergewerbes, fern, so daß zum großen Teile nur tschechische Hülfskräfte für solche Betriebe zur Verfügung stehen. Dazu kommt, daß die tschechischen Arbeitskräfte billiger sind, und die Deutschen nicht genug opferwillig und hartnäckig. In letzter Zeit geht jedoch aus Reichenberg die slavische Flutwelle etwas zurück, was auf das Neuerwachen völkischen Bewußtseins und das damit im Zusammenhang stehende Bestreben, nur deutsche Arbeitskräfte, insbesondere auch nur deutsche Dienstboten zu beschäftigen, zurückzuführen ist.

Das deutsche Schulwesen ist durch die Stadt in außerordentlichem Maße ausgebildet. Es sind zwei tschechische Schulen trotz entschiedensten Widerstandes der Stadt errichtet worden, eine öffentliche tschechische dreiklassige Volksschule und eine vom tschechischen Schulverein erhaltene Privatvolksschule. Die erstere wird von Kindern tschechischer, in Reichenberg seßhafter Eltern besucht, weist jedoch seit den letzten drei Jahren einen bedeutenden Rückgang der Schülerzahl auf, welcher auf das entschiedene Auftreten der deutschen Hausbesitzer, Gewerbetreibenden und Gewerke zurückzuführen ist. Die letztere wird ausschließlich von Kindern solcher tschechischen Eltern besucht, welche in den nächsten Dörfern der Umgebung wohnen. Auch hier bedarf es dringend deutscher Kraftentfaltung, um Erfolge zu erzielen; denn diese Schule weist eine große Schülerzahl auf.

Die katholischen Geistlichen gehören bis auf einen durchweg dem deutschen Volksstamme an. Sie bekennen

[4]) Sohaken, Dechtaren und Zetten werden schon von Prochaska (vgl. Bd. 77, Nr. 1) als tschechisch bezeichnet.

Digitized by Google

sich auch als deutsche Geistliche, treten jedoch als solche nicht hervor, wie dies meist bei den Tschechen der Fall ist. Der eine tschechische Kaplan erteilt tschechischen Religionsunterricht in den tschechischen Schulen und predigt einmal in der Woche tschechisch. Diese Predigten sind zu einer Zeit, wo die Verwaltung der Stadt in anderen Händen wie jetzt lag, eingeführt worden, ohne daß von der damaligen Verwaltung Widerspruch erhoben worden wäre.

Zum Schutze gegen die Tschechisierung bestehen (etwa 10) Schutzvereine. Die Hauptmaßregeln bestehen in der Beschaffung deutscher Dienstboten, Kindermädchen, Lehrlinge, handwerklicher Hülfsarbeiter und Fabrikarbeiter, in der Beeinflussung der deutschen Bevölkerung 1. zur ausschließlichen Beschäftigung deutscher Hülfskräfte, 2. zur ausschließlichen Befriedigung sämtlicher Bedürfnisse bei Deutschen, 3. zur ausschließlichen Vermietung von Wohnungen an Deutsche, die nur deutsche Hülfskräfte oder wenigstens nur solche Arbeiter beschäftigen, die ihre Kinder nur in die deutschen Schulen schicken.

Die tschechischen Vereine beschäftigen sich hauptsächlich mit der wirtschaftlichen Unterstützung ihrer Mitglieder, der tschechischen Schulen und ihrer Schüler, welche während des Schuljahres, besonders zu Weihnachten, reich beschenkt werden. Alle tschechischen Vereine sind, wenn das auch nicht zu ihrem Zwecke gehört, streng tschechisch-national gesinnt, während vielen deutschen Vereinen deutsches Bewußtsein abgeht.

Der einzige Großgrundbesitzer ist deutscher Gesinnung. Unter den Staatsbeamten, denen des Postamtes und Steueramtes, befinden sich sehr viele Tschechen, da der Staat mit Vorliebe tschechische Beamte in deutsche Gebiete entsendet, um dadurch die Tschechisierung zu unterstützen. Die freien Berufe dagegen weisen wenig Tschechen auf. Unter den Ärzten befindet sich nur einer, allerdings der Hauptführer der Tschechen, der sich bei seiner Niederlassung in Reichenberg als Deutscher ausgegeben, in die deutsche Gesellschaft Eingang gefunden, in eine reiche deutsche Familie geheiratet und dann mit einemmal, als seine Stellung dadurch unabhängig und gesichert geworden war, sein tschechisches Treiben begann. Seit drei Jahren wird er von dem einzigen tschechischen Rechtsanwalt unterstützt. Die Professoren an den verschiedenen Mittelschulen sind deutsch.

Im Stadtverordnetenkollegium sind durchweg deutschbewußte Mitglieder. Die Tschechen beteiligen sich an den Wahlen nicht.

So weit der Bericht aus Reichenberg. Im äußersten Süden des Bezirkes ist die Stadt Liebenau als vorgeschobener Posten stark bedroht. Zwar ersehien die Stadt nach der Zählung von 1890 mit 224 Tschechen gegen 2869 Deutsche noch rein deutsch, seitdem sind aber viele Tschechen zugewandert, besonders als Arbeiter und Handwerksgehülfen. Jetzt giebt es bereits so viel tschechische Schulkinder wie vor 10 Jahren Tschechen überhaupt. Die tschechische Schule ist zwar noch Privatanstalt, da die meisten tschechischen Kinder die deutsche Schule besuchen müssen, es ist aber fraglich, ob dieser Zustand auf die Dauer zu halten ist. Die Tschechen verfügen über größere Geldmittel als die Deutschen, sie haben neuerdings eine Sparkasse errichtet und kaufen immer mehr Grundbesitz an. Die ältere Generation verträgt sich noch, die jüngere scheidet sich nach nationalen Lagern.

Sehr bedroht sind auch die benachbarten Dörfer Pelkowitz, Bösching und Jillowey, letztere beiden gehören als einzige deutsche Orte zum Bezirk Turnau. In Pelkowitz hörte man vor 30 Jahren noch kein tschechisches Wort, nach den Zählungen von 1880 und 1890 sollte der Ort auch noch rein deutsch sein, trotzdem zählte er vor zwei Jahren schon 15 ganz tschechische Familien und 20, in denen die Frau eine Tschechin ist. Auch hier zeigt sich die ungemeine Gefahr des Übergangs von Grundbesitz und der national gemischten Ehen. Schutzmaßregeln sind ergriffen worden. In Bösching und Jillowey liegen die Verhältnisse ebenso. Letzteres Dorf ist nach Liebenau eingeschult, in Bösching hat jeder Volksstamm eigene Schule. Zur Gemeinde Bösching gehören außer diesen beiden Dörfern noch die zwei überwiegend tschechischen Orte Schutzengel und Sestronowitz. Das für die Deutschen günstigere Zählungsergebnis von 1890, das 231 Deutsche mehr, 218 Tschechen weniger als 1880 in der ganzen Gemeinde ergab, rührt daher, daß 1889 die Gemeindevertretung den Tschechen wieder entrissen wurde und daher 1890 keine Deutschen mehr zur tschechischen Umgangssprache geschlagen wurden. Besonders gefährdet ist jetzt Bösching dadurch, daß Jillowey nach einem Beschluß des Landtages selbständige Gemeinde werden soll und bis zum Erscheinen dieser Zeilen vielleicht bereits ist. Dadurch kommen die Deutschen in der Gemeinde Bösching in die Minderheit und laufen Gefahr, die Gemeindevertretung wieder zu verlieren.

Im Gerichtsbezirk Gablonz liegen an der Sprachgrenze nur rein deutsche Orte. Das kleine Dorf Tschischkowitz mit 18 Deutschen und 20 Tschechen liegt bereits im tschechischen Bezirk Eisenbrod. In der Stadt Gablonz ist trotz des raschen Wachstums keine Zunahme der Tschechen bemerkbar. Trotzdem die Einwohnerzahl von Gablonz gegenwärtig 21085 beträgt, wird die tschechische Privatschule von höchstens 20 Kindern besucht. Die Hausindustrie (Gürtlerei) ist ganz in deutschen Händen. In der Bevölkerung hat sich seit der Zeit des Badenischen Regiments ein großer Aufschwung des deutsch-nationalen Gedankens geltend gemacht, der sich auch auf religiösem Gebiete offenbart. Die Gablonzer Gegend war schon bisher konfessionell gemischt, da sich vor 30 Jahren viele der altkatholischen Kirche anschlossen. Neuerdings sind in einem einzigen Jahre (1899) in Gablonz und Umgebung 920 Personen aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten, um sich zu etwa gleichen Teilen der protestantischen und der altkatholischen zuzuwenden. Den jüngsten Erfolg bedeuten die Wahlmännerwahlen der allgemeinen Wählerklasse für den Reichsrat vom November 1900. Während 1897 noch die Socialdemokratie siegte, erhielten diesmal die Deutschnationalen doppelt so viel Stimmen wie die Socialdemokraten.

Eine auffallend starke Zunahme der Tschechen weist das Dorf Grünwald auf. 1880 waren dort nur zwei Tschechen, 1890 schon 240, gegenwärtig ist ihre Zahl bedeutend höher, da in der Fabrik von Mautner und Österreicher nahezu 300 tschechische Arbeiter beschäftigt werden. Die Zahl ihrer Familienangehörigen kann nicht hoch sein, da 1899 nur 29 tschechische Kinder die Schule in Grünwald und nur drei die tschechische Schule in Gablonz besuchten. In den letzten Jahren ist die tschechische Zuwanderung in Grünwald zum Stillstand gekommen.

Das Verhalten der tschechischen Arbeiter war anfangs so herausfordernd und bedrohlich, daß die Feuerwehr zu nächtlichem Patrouillendienst herangezogen werden mußte. Auch jetzt haben die Deutschen noch oft unter dem Betragen der Tschechen zu leiden. Im Herbst 1898 verwüsteten diese ein Gasthaus vollständig, in der

Digitized by Google

folgenden Sylvesternacht wurde der Sohn des Gastwirts sogar von einem Tschechen meuchlings erstochen. An Grundbesitz haben die Tschechen in letzter Zeit ein Haus und eine Bauernwirtschaft erworben. Schädlich wirkt für das Deutschtum auch die Verbrüderung des socialistisch gesinnten Teiles der Deutschen mit den Tschechen zu einem internationalen Turnverein.

Im ganzen sind die deutschen Einwohner jedoch gut deutsch gesinnt.

Im Bezirk Tannwald ziehen die großen Fabrikorte an der Sprachgrenze gleichfalls viele tschechische Arbeiter an. Seitens der Fabrikbesitzer wird nur zu häufig nicht die geringste Rücksicht auf die Gefährdung des deutschen Besitzstandes genommen. 1890 wohnten in den fünf großen Gemeinden an der Sprachgrenze (Morchenstern, Tannwald, Schumburg, Prschichowitz, Polaun) 1681 Tschechen neben 19054 Deutschen. Von diesen Tschechen entfällt etwa ein Drittel auf die Orte Böhmisch-Schumburg und Popoluitz, die zur Gemeinde Schumburg gehören und überwiegend tschechische Einwohnerschaft von jeher gehabt haben. In Böhmisch-Schumburg besteht auch eine tschechische Schule. Zur Gemeinde Prschichowitz gehört das Dorf Reiditz, das gegenwärtig am meisten bedroht ist. Der etwa 800 m hoch gelegene Gebirgsort besteht aus drei Teilen, dem ganz deutschen Unter-Reiditz, dem sprachlich gemischten Kalkofen und dem ganz tschechischen Pocatek. 1880 wurden für den ganzen Ort nur 50 Tschechen ermittelt, 1890 schon 119, während die Deutschen von 384 auf 288 zurückgingen. Jetzt hat die deutsche Schule schon 40 Proz. Tschechen unter ihren Schülern, außerdem besteht eine tschechische Privatschule in Pocatek, die ihre Schüler durch allerlei Lockmittel zu gewinnen sucht, sogar Schülerfahrten nach Prag werden unternommen. Die tschechische Schule hat schon über 40 Schüler und wird deshalb wahrscheinlich in einigen Jahren von der Gemeinde übernommen werden müssen. So nimmt in Reiditz die tschechische Bevölkerung immer weiter zu, die deutsche ab. Die Ursache liegt in den Erwerbsverhältnissen. Die Leute gehen fast alle in die 1 bis 1½ Stunde entfernten Fabriken. Für ältere Leute und Frauen ist ein solcher Weg zweimal des Tages, namentlich im Winter bei verschneiten Wegen, sehr beschwerlich. Daher ziehen viele Familien von den Bergen hinab in die Thäler. Die verlassenen Häusser erstehen dann regelmäßig Tschechen, die schon zwei Vertreter im Gemeindeausschuß von Prschichowitz haben.

An der Ostgrenze des Tannwalder Bezirks tritt die Sprachgrenze bis an die deutsche Reichsgrenze heran. Hier endet das große deutsche Sprachgebiet Nordböhmens, dessen Grenze bisher geschildert worden ist, und gleichzeitig befinden wir uns hier an dem nördlichsten Punkte des tschechischen Sprachgebietes. Die Gemeinde Pasek trennt das deutsche Nordböhmen von dem deutschen Sprachgebiet am Südabhang des Riesengebirges. Dieser zweite Hauptteil des deutschen Gebietes in Böhmen ist mit 1236 qkm nehmal kleiner als Deutsch-Nordböhmen mit 12548 qkm.

Die Sprachgrenze fällt zunächst mit der politischen zusammen. Der Bezirk Roehlitz ist rein deutsch. An ihn anstoßend liegt im tschechischen Bezirk Hochstadt Jablouetz mit starker deutscher Minderheit. Die Deutschen sind wirtschaftlich den Tschechen sogar überlegen, von 19400 Kronen Steuern bringen die Deutschen allein 14400 auf. In ihren Händen befindet sich die Industrie des Ortes. Trotzdem besaßen sie erst seit 1884 eine Privatschule des Schulvereins, die nach langem Ringen 1899 von der Gemeinde übernommen werden mußte. Da sich sofort über 100 Kinder meldeten, wurde eine zweite Klasse nötig, von der Gemeinde aber verweigert, trotzdem die Deutschen auf Privatkosten die Einrichtung und den Raum für die Klasse schaffen wollten. Da sprang der Schulverein wieder ein und eröffnete Neujahr 1900 eine einklassige Privatschule, so daß zwei deutsche Schulen bestehen, die jetzt, im Herbst 1900, zusammen von 102 Kindern besucht werden. Vor 10 Jahren zählte der Ort erst 227, vor 20 Jahren nur 86 deutsche Einwohner. Die Verhältnisse in Jablonetz sind wieder einmal ein klassisches Beispiel für die tschechische Auffassung der nationalen Gleichberechtigung.

An der Südspitze des Roehlitzer Bezirks liegt am Abhange des Heidelberges Benetzko mit einem Sechstel deutscher Einwohner und deutscher Privatschule. Auch in den benachbarten tschechischen Orten liegen zerstreute deutsche Ansiedelungen, deren Lage leider den Anschluß an eine deutsche Schulgemeinde unmöglich macht.

Die Bezirkshauptmannschaft Hohenelbe (Gerichtsbezirke Hohenelbe und Arnau) hatte 1890 nur rein deutsche Orte, obgleich ihre Grenze im Westen und Süden fast stets mit der Sprachgrenze zusammenfällt. Von 1880 bis 1890 sank die Zahl der Tschechen von 1592 auf 910, d. h. auf 2 Proz. der Bevölkerung.

Über die Gestaltung der nationalen Verhältnisse in den letzten Jahren entnehme ich folgendes den eingehenden, bis zum Herbst 1900 reichenden Berichten meines dortigen für die Erhaltung des Deutschtumes äußerst rührigen Gewährsmannes.

Durch das Wachstum der Bevölkerung ist auch eine entschiedene Zunahme der Tschechen zu bemerken, trotz der angestrengtesten Thätigkeit der nationalen Vereine und Körperschaften. Trotz Protestes der Deutschen sind fast nur tschechische Staatsbeamte angestellt worden, die überaus entwickelte Industrie zieht tschechische Arbeiter an, auch im Gewerbe setzen sich die Tschechen fest. Gegen das Großziechen tschechischer Lehrlinge und Gesellen durch deutsche Meister ist auch heute noch schwer anzukämpfen; an deutschen Kräften herrscht eben großer Mangel, besonders auch an weiblichen Dienstboten. Heiratet ein Deutscher eine Tschechin, so tschechisiert diese ihre Familie; ist umgekehrt der Mann ein Tscheche, so geht die Verschechung fast noch rascher vor sich.

Die Geistlichen sind fast durchweg Tschechen und üben ihren Einfluß, soweit ihre Macht reicht, rücksichtslos aus. Für das Deutschtum sind sie aber nur dort gefährlich, wo die Bevölkerung sprachlich stark gemischt ist, wie in den deutschen Orten des angrenzenden tschechischen Bezirkes. Die Entstehung der Los von Rom-Bewegung, die in Langenau bei Hohenelbe ihren Ursprung nahm und dort große Erfolge gezeitigt hat, ist zum großen Teile dem Wirken der tschechischen Geistlichkeit zuzuschreiben.

Die Haltung der Tschechen ist herausfordernd, sie sprechen von „ihrem Königreich Böhmen“ und machen von ihrem „Hausrecht“ Gebrauch. Nächtliche Zusammenstöße sind wiederholt vorgekommen, auch hier ist ein Deutscher aus nationalem Haß ermordet worden. Dieser Mord hat keine Sühne gefunden, tschechische Beamte sollen ihn vertuscht haben.

In das tschechische Sprachgebiet dürfen sich Deutsche keinen Schritt zu weit wagen, ohne Gefahr zu laufen. Im deutschen Peladorf, unmittelbar an der Sprachgrenze, kam es und kommt es noch häufig zu blutigen Zusammenstößen, in den letzten Jahren waren mehrere Totschläge bei den nationalen Raufereien zu verzeichnen. Nach der fürchtbaren Hoch-

Digitized by Google

wasserkatastrophe von 1897 waren im grofsen und kleinen Elbthale deutsche und tschechische Soldaten mit der Wegbarmachung und später an Wehr- und Uferbauten Tschechen und Südslaven beschäftigt. Damals kam die deutsche Bevölkerung aus der Aufregung nicht heraus, die Soldaten lieferten unter sich und die tschechischen Soldaten und die slavischen Arbeiter den einheimischen Deutschen bisweilen wahre Messerkämpfe.

Die deutschen Schutzvereine sind sehr rührig; die Arbeitsvermittelung in Ilohenelbe wird leider wenig benutzt. Die Gründung einer Beseda daselbst ist bisher nicht gelückt, obwohl es an Bemühungen nicht gefehlt hat. Denn der Bezirk Hohenelbe ist der tschechischen Stadt Starkenbach zur Tschechisierung zugewiesen. Das deutsche Sprachgebiet wird nämlich von den Tschechisierungsvereinen in Bezirke geteilt, von denen jeder einer bestimmten tschechischen Stadt zur Bearbeitung zugewiesen wird, ein Verfahren, das auf deutscher Seite für die Verteidigungsmafsregeln Nachahmung verdiente. In Arnau besteht seit längeren Jahren eine Beseda.

Der Grofsgrundbesitz war bis vor kurzem ganz in tschechisch-feudalen Händen. Das Forstpersonal ist dementsprechend tschechisch, der sinnlosen Forstwirtschaft eines tschechischen Forstmeisters ist die Wasserkatastrophe von 1897 mit Schuld zu geben. Da Wald und Berge den beiden Grofsgrundbesitzern gehören, wurde den Deutschen der Besuch derselben möglichst verleidet. Der tschechische Touristenverein für das Riesengebirge fand bei dem Grofsgrundbesitz kräftige Unterstützung, die Bauden wurden vielfach in tschechisch-nationale Wirtshäuser verwandelt, die Wegweiser in den tschechischen Farben angestrichen und an erster Stelle mit tschechischer Aufschrift versehen bis hinauf zum Kamm des Gebirges. Eine kleine Wendung zum besseren ist im letzten Jahre eingetreten, indem in dem einen gräflichen Hause der junge, nicht deutschfeindliche Graf die Verwaltung übernommen hat und mehr den Spuren seines deutschen Grofsvaters als seines tschechischen Vaters zu folgen scheint. Der andere Graf ist so verschuldet, dafs er bereits einen Teil seines Besitzes an den genannten jungen Grafen verkauft hat und an weiteren Verkäufen vielleicht genötigt ist. Damit würde seinen Tschechisierungsbestrebungen ein Ende gemacht.

Der Übergang von Bauerngütern in tschechischen Besitz kommt in den deutschen Orten der angrenzenden Bezirke vor, namentlich auch durch die Sitte, zur Erlernung der anderen Landessprache die Kinder auf ein oder mehrere Jahre auszutauschen, was oft zu den für die Deutschen so ungünstigen Mischheiraten führt. Die tschechischen Übernehmer deutscher Güter werden durch ihre nationalen Geld- und Kreditanstalten ausgiebig unterstützt. Tschechisches Gesinde wird meist auf den Gütern, wo Mann oder Frau tschechisch ist, beschäftigt.

Die Steinbrüche, Kalkwerke und Ringöfen haben deutsche Arbeiter, die Ziegeleien und Fabriken in Hohenelbe — letztere meist in jüdischem Besitz — ziehen dagegen viel tschechisches Proletariat an, das den deutschen Gemeinden zur Last fällt. Die Bestrebungen, die deutsche Arbeiterschaft für die nationale Idee zu gewinnen, haben bisher in Arnau mehr Erfolg gehabt als in Hohenelbe.

Auch in den gelehrten Berufen haben die Tschechen Fufs gefafst. In Hohenelbe sind unter vier Ärzten zwei, unter fünf Anwälten drei Tschechen. Auch unter den Lehrerinnen sind mehrere Tschechinnen.

Die Gemeindevertretungen sind deutsch. In Hennersdorf gelang es nur durch Ernennung von Ehrenbürgern, also Nachahmung der tschechischen Taktik, im ersten Wahlkörper die Tschechen zu schlagen. In Harta sitzen zwei Tschechen im Gemeinderat.

Eine deutsch-nationale Zeitung, die „Deutschen Nachrichten", erscheint in Hohenelbe. Ihre Unterstützung ist sehr wünschenswert.

Von den Grenzgemeinden sind die zu den tschechischen Bezirken gehörenden gefährdet. Zum Bezirk Starkenbach gehört das deutsche Huttendorf, wo ebenfalls bei nationalen Zwistigkeiten schon deutsches Blut geflossen ist. Thätliche Mifshandlungen der gut deutschen Einwohner, die sich in geschäftlichen Angelegenheiten nach benachbarten tschechischen Dörfern begaben, sind wiederholt vorgekommen.

Halbinselförmig schieben sich vom Arnauer Bezirk aus vier deutsche Gemeinden in den Bezirk Neupaka vor. Sie bilden den Rest der einstigen 20 deutschen Orte dieses Bezirkes. Hier hat das deutsche Sprachgebiet im Laufe des letzten Jahrhunderts die empfindlichsten Verluste erlitten. Es hat sich auch hier gezeigt, dafs vom geschlossenen Sprachgebiet abseits liegende, nämlich kleine Gebiete mit wenig zahlreicher Bevölkerung dem nationalen Besitzstand verloren gehen, sobald sie sich selbst überlassen werden. Zuerst verschwand die deutsche Sprachinsel südwestlich von Neupaka, sie umfafste die heute rein tschechischen Orte Brdo, Staw, Auslauf, Wüst- und Böhmisch-Proschwitz, Anjezd-Kumburg, Stepanitz, Chlomek, Studinka und Zboz. Diese Dörfer sollen noch vor 50 Jahren fast rein, teils überwiegend deutsch gewesen sein. Vor 10 Jahren bekannten sich in diesen Orten nur zwei Einwohner noch zur deutschen Sprache. Doch gab es damals noch alte Leute, die deutsch sprachen und sich an die Zeit erinnerten, wo die deutsche Sprache die herrschende war. Am längsten scheinen sich die vier erstgenannten Orte gehalten zu haben; die deutsche Schule in Auslauf hielt sich bis 1868.

Am Südrande der jetzigen deutschen Halbinsel gingen Petzka, Stankau und Widonitz etwa gleichzeitig mit obiger Sprachinsel verloren, ihnen folgten vor etwa 30 Jahren Ratkin und Bilai. Der jüngste Verlust ist Stikau; dieses Dorf hatte 1880 noch 317 deutsche und nur 43 tschechische Einwohner, 1890 gaben nur 125 deutsche, 191 tschechische Umgangssprache an. Stikau ist nur eine Viertelstunde von der tschechischen Bezirksstadt Neupaka entfernt. „Was der Bewohner von Stikau verkaufen kann, mufs er nach Neupaka bringen, was er braucht, mufs er dort holen. Die Bezirksvertretung, das Bezirksgericht, das Steueramt, das Pfarramt sind für Stikau in Neupaka. Ist es da zu wundern, wenn die Geschäftsleute und die Sportlelna in Neupaka Herren in Stikau sind? Lange hat die Bevölkerung des Dörfchens sich gewehrt; bis zum heurigen Jahre (1900) bestand noch eine Ortsgruppe des Deutschen Schulvereins daselbst. Bis 1889 war die Gemeindevertretung in deutschen Händen. In diesem Jahre ergab die Wahl eine tschechische Mehrheit, seit 1895 ist die Vertretung vollständig tschechisch.

Eine ganze Reihe von Besitzständen ist aus deutschen in tschechische Hände übergegangen, einzelne Besitzer haben sich in ihrer Notlage der tschechischen Partei angeschlossen, eine Reihe junger Leute ist angewandert, und wenn wir heute die Stikauer Deutschen zählen wollten, müfsten wir wohl einen grofsen Teil derselben in Gablonz, Reichenberg und Wien suchen. Trotz dieser traurigen Verhältnisse ist die Schule noch deutsch. Doch wie sieht sie aus? Im Ortsschulrat sitzt nicht ein einziger deutscher Vertreter. Die Verhandlungssprache ist tschechisch. Da der Schulleiter beider Landessprachen vollkommen mächtig ist, werden die

Digitized by Google

Protokolle noch in deutscher Sprache geführt. Zweimal schon wurde versucht, die deutsche Schule in eine tschechische zu verwandeln; jedoch vergebens, da die Petenten nicht nachweisen konnten, daß nach fünfjährigem Durchschnitt 40 Kinder tschechischer Muttersprache vorhanden seien. Die Gemeinde zählt gegenwärtig 48 schulpflichtige Kinder, hiervon besuchen 28 die (tschechischen) Schulen in Neupaka. Hart war der Kampf, der Ausgang kann nicht mehr zweifelhaft sein, Stikau ist für uns verloren." Dieser anschauliche Bericht von Prof. Trum, den ich der „Trautenauer Zeitung" vom 13. Oktober 1900 entnehme, zeigt wiederum, wie ausschlaggebend für den Ausfall der Volkszählungen und das endgültige Schicksal der Orte an der Sprachgrenze die Zusammensetzung des Gemeinderates ist. So wie in Stikau wird es in allen verloren gegangenen Orten um Neupaka zugegangen sein, und an vielen anderen Punkten gleichfalls. Obiger Bericht ist typisch für die Geschichte verlorener Außenposten.

Die vier noch deutschen Orte Groß-Borowitz, Stupna, Widach und Nedarsch halten sich gut. Die seßhafte Bevölkerung von Nedarsch ist gut deutsch, das tschechische Element des Ortes bilden die Bahnbeamten des Bahnhofs Falgendorf. Die deutsche Minderheit in Karthaus bei Gitschin rührt von der dortigen Strafanstalt und Besatzung her.

Das neueste Ziel des tschechischen Angriffes ist das südlichste Dorf des Arnauer Bezirkes, Switschin. Das Dorf liegt am Abhange des gleichnamigen Aussichtsberges (671 m), etwa 500 Deutsche führen dort ein kärgliches Leben als Weber, Steinbrecher und Häusler. Die Einwohner sind gut deutsch, das beste Wirtshaus führt den Namen „Zum Deutschen Schulverein" trotz der Drohungen tschechischer Touristen weiter. Der Schulverein wird durch eine Ortsgruppe von 40 Mitgliedern vertreten, die trotz ihrer dürftigen Lage ihren Jahresbeitrag pünktlich abliefern. Da gelang es 1899 dem Tschechisierungsverein, ein Grundstück mit kleinem Wirtshaus am Bergeshange zu kaufen, man bot von tschechischer Seite der Gemeinde sogar Geld für den äußerst dringlichen Neubau der Schule, nur die eine Bedingung wurde daran geknüpft: Einführung des Tschechischen als Unterrichtsgegenstand. Die Versuchung für die arme Gemeinde war groß, beträgt doch die jährliche Steuerleistung nur 1100 Kronen, und 120 Kinder mußten in einer Klasse unterrichtet werden.

Doch die Deutschen erkannten augenblicklich die drohende Gefahr, denn geht Switschin verloren, so dringt das Tschechentum in den Arnauer Bezirk ein und bedroht dessen südlichen Teil. Bezirksvertretung, Schulverein und Bund der Deutschen in Böhmen wendeten mit vereinten Kräften die Gefahr ab, für 12800 Kronen wurde der Erweiterungsbau des Schulhauses durchgeführt, außerdem wurde der Gipfel des Berges erworben, auf dem ein Aussichtsturm errichtet wird als weithin sichtbares deutsches Grenzzeichen. Eine deutsche Wirtschaft wird neben dem Turm erbaut und macht die tschechische unterhalb des Gipfels entbehrlich.

Einen breiten südlichen Ausläufer sendet das deutsche Sprachgebiet in die Bezirke Königinhof und Jaromir vor. Ersterer ist noch überwiegend deutsch, er zählt 32 deutsche und nur 6 tschechische Gemeinden. Unter letzteren befindet sich jedoch die Bezirkshauptstadt, so daß 16000 Deutschen 12000 Tschechen gegenüberstehen. Die Bezirksvertretung ist dank der deutschen Industrie überwiegend deutsch. Zum Bezirk Jaromir gehören 8 gut deutsche Gemeinden; da die Bezirksvertretung aber ganz tschechisch ist, wäre der von ihnen erstrebte Anschluß an einen deutschen Bezirk sehr erwünscht. Der Körberseche Sprachgesetzentwurf sieht einen neuen Bezirk Gradlitz vor, dem die deutschen Orte der Bezirke Königinhof und Jaromir zugewiesen sind. Die in diesen Bezirken sehr lebhaften Tschechisierungsbestrebungen werden durch die dreifache tschechische Geistlichkeit unterstützt, der Bischof von Königgrätz ist ausgesprochen deutschfeindlich. Von den sieben Großgrundbesitzern sind nur zwei Deutsche. Aus Mangel an deutschen Arbeitern werden auch hier viele Tschechen beschäftigt, namentlich vom Großgrundbesitz.

Bauerngüter gehen hin und wieder in tschechische Hände über. Trotzdem hält sich die deutsche Bevölkerung gut, da sie durch nationale Vereine organisiert ist. Bei den Gemeindewahlen giebt es in einzelnen Orten harte Kämpfe, aber bisher sind fast ausschließlich Deutsche gewählt worden. Einen Rückhalt haben die Deutschen an der Großindustrie und deren deutschen Beamten. Die Staatsbeamten in Königinhof sind alle Tschechen, unter den dortigen Ärzten sind drei Deutsche, unter den Rechtsanwälten nur einer.

In Königinhof wird der nationale Kampf besonders erbittert geführt. In der Stadt und ihrer tschechischen Umgebung ist es wiederholt zu Überfällen einzelner Deutscher wie ganzer Vereine gekommen, wobei es nicht immer unblutig abging. Die Stadt hatte

1880: 5878	Tschechen,	909 Deutsche,
1890: 7353	„	1230 „
1900: 8000	„	2000 (?) „ (Schätzung).

Die deutsche Großindustrie würde den ersten Wahlkörper bei den Gemeindewahlen den Deutschen sichern, wenn nicht auch hier durch Massenerneuungen von tschechischen Ehrenbürgern dies verhindert würde. Von rund 110000 Kronen Steuern entrichtete die Deutschen 60000. Trotzdem haben sie nicht nur keinen Sitz in der Gemeindevertretung, sondern haben auch erst nach 11jährigem Kampfe durchsetzen können, daß die Vereinsschule von der Gemeinde übernommen und für dieselbe ein Haus gebaut wurde. Die deutsche Schule wird gegenwärtig von 273 Kindern besucht. Außerdem besteht ein deutscher Kindergarten.

Von den Dörfern sind in erster Linie Altenbuch-Döberney und Nemana bedroht. Diese beiden kleinen Orte, nordwestlich von Königinhof, haben neben ihren eigenen Schulen eine gemeinsame Privatschule des tschechischen Schulvereins. Durch tschechische Agitatoren wurden die Gemeindewahlen für die Tschechen zu gewinnen gesucht und eine Holzschnitzschule gegründet. Der erhoffte Erfolg ist ausgeblieben, die Bevölkerung wandert in steigendem Maße nach Königinhof aus, wo sie Beschäftigung in der Industrie findet. Die Schulen sehen ihre Schülerzahl abnehmen, die tschechische hat eine Klasse auflassen müssen und zählt nur noch halb so viel Kinder wie die deutsche.

Den äußersten deutschen Posten bildet Dubenetz. Es hatte 1890 1112 deutsche und 207 tschechische Einwohner. Nur in Oberdubenetz, dem oberen Teile der langgestreckten Gemeinde, sind die Tschechen von Bedeutung. Da Industrie fehlt, wandern die jungen Leute und die Leute ohne Grundbesitz fast alle aus. Die deutschen Dienstboten und Taglöhner sind verschwunden, die Zahl der Schulkinder ist in 10 Jahren von 260 auf 200 gesunken, von denen 44, einschließlich der auswärtigen, die tschechische Schule besuchen. Neben den beiden deutschen Schulen besteht noch ein Kindergarten.

Neuerdings haben es die Tschechen besonders auf Schurz abgesehen. Vor 10 Jahren wurden in Markt

Digitized by Google

und Dorf Schnrz nur 52 Tschechen bei 708 Deutschen gezählt, jetzt zählt die vor vier Jahren errichtete tschechische Privatschule schon 61 Kinder. Da die deutsche Schule von 120 Kindern besucht wird, mufs jetzt bald ein Drittel der Bevölkerung tschechisch sein. Mittelpunkt der tschechischen Agitation ist der Meierhof. In der Kirche sind eigene tschechische Gottesdienste eingerichtet worden. Schurz erscheint jetzt als der bedrohteste Punkt im Königinhofer Bezirk, die tschechische Schule wird bei andauernd gutem Besuch von der Gemeinde übernommen werden müssen.

In der stark gemischten Gemeinde Prohrub, deren Schule auch die Kinder aus dem ganz deutschen Komarov im Trautenauer und aus dem ganz tschechischen Dorfe Mazlec im Nachoder Bezirk besuchen, sind alle tschechischen Versuche, das gute Einvernehmen in dieser merkwürdigen Schulgemeinde zu stören und die deutsche Schule zu schädigen, mifslungen. Erfreulich ist, dafs der erste Forstbeamte des Prinzen Schaumburg-Lippe schon seit 20 Jahren als Ortsschulinspektor in versöhnlichem und doch gut deutschem Sinne wirkt und alle tschechischen Machenschaften vereitelt hat.

Auf tschechischem Sprachboden hat Josephstadt eine gröfsere deutsche Minderheit. Wie in Theresienstadt bildet das Militär die Mehrzahl der Bevölkerung, jede Veränderung in der Besatzung ändert auch das Zahlenverhältnis. Von den Kindern besuchte bei der letzten Erhebung der Schulstatistik über ein Drittel die deutsche Schule.

Der übrige Teil des deutschen Sprachgebietes am Riesengebirge ist ganz deutsch. Die Grenzen der Bezirke Trautenau, Wekelsdorf und Brannau fallen auf der tschechischen Seite hin mit der Sprachgrenze zusammen. In Trautenau bildeten 1880 die Tschechen noch 15 Proz., 1890 nur noch 6,5 Proz. der Einwohner. Vor kurzem ist dort ein tschechisches Nationalhaus eröffnet worden als Sammelpunkt der dortigen Tschechen. Gefährlich werden diese trotzdem nicht werden; entsendet doch Trautenau in den Reichsrat den Mann, der von allen Deutschen sich des grimmigsten Hasses der Tschechen erfreut, Karl Hermann Wolf.

Im Wekelsdorfer Bezirk wurden 1890 nur 230 Tschechen ermittelt, d. i. 1,6 Proz. Die sefshafte Bevölkerung ist ganz deutsch, Tschechen befinden sich nur unter Arbeitern und Dienstboten in nennenswerter Zahl. Von den katholischen Geistlichen ist auch hier die Mehrzahl, sieben von neun, tschechisch; ihr Einflufs auf das Landvolk ist nicht unbedeutend. An der Sprachgrenze geht es ziemlich friedlich zu. Es herrscht noch vielfach der gegenseitige Kindertausch zur Erlernung der anderen Landessprache. Nur die Tschechen von Böhmisch-Matha suchen sich ab und zu an den Deutschen zu reiben. Die Bauerngüter bleiben alle deutsch, nur bei den Kleinhäuslern kommt gelegentlich gegenseitiger, aber geringer Besitzwechsel vor. Die tschechischen Arbeiter werden vorwiegend von der tschechischen Herrschaft in Adersbach und der feudalklerikalen in Starkstadt beschäftigt, sonst kommen sie nur in geringer Zahl vor. Die geringe Industrie liegt in deutschen Händen, die Handwerker sind mit wenigen Ausnahmen deutsch, nur unter den Gehülfen finden sich aus Mangel an deutschen Kräften verhältnismäfsig viele Tschechen.

Von den Beamten sind nur zwei Staatsbeamte und mehrere Herrschaftsbeamte Tschechen. Von letzteren sitzen einige als Vertreter von Grofsgrundbesitzern in der Bezirksvertretung. Sonst ist diese wie alle Gemeindevertretungen durchweg deutsch.

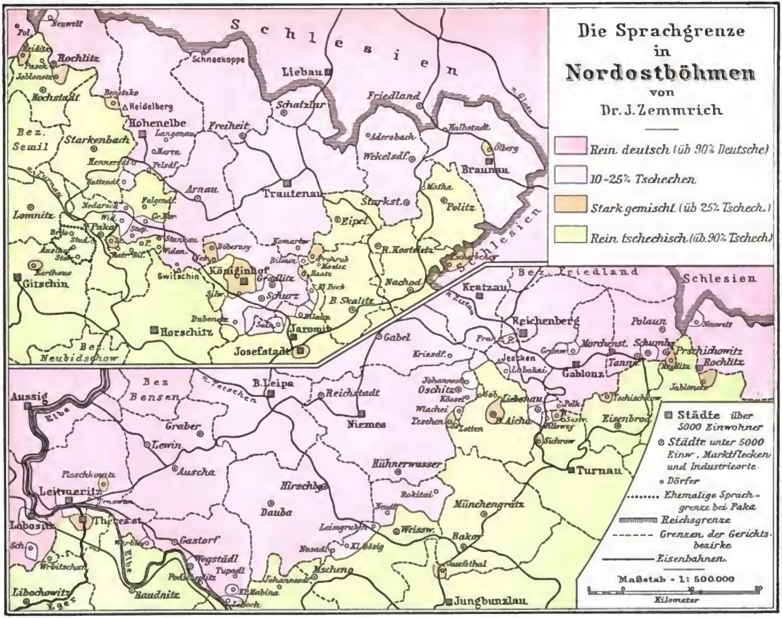
Der Brannauer Bezirk ist durch den Kamm des Heuscheuergebirges vom tschechischen Gebiete völlig getrennt. Geographisch und hydrographisch gehört er zu Schlesien, mit Böhmen verknüpft ihn nur die politische Zugehörigkeit. Südlich von ihm tritt das tschechische Sprachgebiet an die deutsche Reichsgrenze heran, mit einigen kleinen Dörfern tritt es sogar auf deutsches Reichsgebiet über. Das gemischtsprachige Dörfchen Ölberg hat nur 67 Einwohner. Die Grenzstation Halbstadt hatte 1880 noch 107, 1890 nur noch 17 Tschechen. Hier sind die Bahn- und Zollbeamten mafsgebend.

Die vorstehenden Ausführungen wie die beigegebene Karte zeigen, dafs in Nordostböhmen das Deutschtum durchaus auf die Verteidigung der bedrohten Punkte angewiesen ist, das Tschechentum überall vorzudringen sucht. Nur an zwei Punkten, in Königinhof und Jabloncz, haben die Deutschen auf tschechischem Sprachboden erhebliche Fortschritte aufzuweisen. Dennoch ist kein Grund zu kleinmütigem Verzagen gegeben, da die Deutschen Böhmens auch in diesem Teile des Landes auf ihrer Hut sind, und die früher nur zu häufige nationale Lauheit und Gleichgültigkeit bereits zum grofsen Teile geschwunden ist. Namentlich das deutsche Gebiet am Iser- und Riesengebirge hat in diesen Tagen bei den Reichsratswahlen gezeigt, dafs neues nationales Leben in allen Kreisen der Bevölkerung eingekehrt ist und an vielen Orten mit elementarer Kraft sich zum Siege durchgerungen hat.

Die Karte ist diesmal in Rücksicht auf die grofse Ausdehnung des darzustellenden Teiles der Sprachgrenze in kleinerem Mafsstabe als die beiden früheren für West- und Nordwestböhmen ausgeführt, ohne dafs die Übersichtlichkeit und Deutlichkeit dadurch beeinträchtigt wird. Als Grundlage mufste noch die Zählung von 1890 dienen, da die von Ende 1900 in ihren Einzelergebnissen frühestens 1902 bekannt werden wird. Jedoch sind alle zuverlässigen Angaben über die Veränderungen seit 1890 berücksichtigt worden, die Karte weicht daher für verschiedene Orte von den Zählungsergebnissen ab. Die mir während des Druckes bekannt gewordenen Ergebnisse der Zählung vom 31. Dezember 1900 für Leitmeritz und Umgegend konnten für den Text noch verwertet werden; die Karte war bereits hergestellt. Die Stadt Leitmeritz ist nunmehr dem rein deutschen Gebiet zuzuweisen. Günstige Ergebnisse sind auch für die im vorigen Artikel behandelte Trebnitzer Sprachgrenze zu verzeichnen. Trebnitz zählt 620 (+ 132) Deutsche und 1020 (+ 35) Tschechen, Kolletsch 67 D. (+ 22) und 81 T. (+ 10). Podsalitz hat trotz tschechischer Gemeindeverwaltung wieder eine deutsche Mehrheit, 274 Deutschen (+ 116) stehen nur noch 238 Tschechen (— 77) gegenüber. Für ganz Böhmen ergiebt sich nach den vorläufigen Feststellungen ein bedeutender Bevölkerungszuwachs, der zur Hälfte auf Deutschböhmen entfällt. Der Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung Böhmens wird daher nicht unbeträchtlich sich heben; doch wäre es verfehlt, daraus ohne weiteres auf Erweiterung des deutschen Sprachgebietes zu schliefsen.

Ein weiterer Aufsatz wird die Sprachgrenze im Böhmerwalde und die kleineren deutschen Gebiete Ostböhmens behandeln und damit die Schilderung der gegenwärtigen Zustände an der böhmischen Sprachgrenze zum Abschlufs bringen.

Digitized by Google



Globus Bd. 79. Nr. 21.

Verlag von Friedr. Vieweg u. Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Ein steinzeitliches Dorf am Neckar.

Von Dr. Ludwig Wilser.

Durch glückliche, von Jahr zu Jahr sich mehrende Funde erweitern sich zusehends unsere früher fast nur auf die Pfahlbauten sich gründenden Vorstellungen von der Besiedelung unseres Vaterlandes in der Steinzeit, treten Leibesbeschaffenheit, Lebensweise und Gesittung jener frühen Bewohner und Bebauer unseres Bodens immer deutlicher aus dem vorgeschichtlichen Dunkel hervor. Einen schönen Beitrag zur Kenntnis neolithischer Kultur in Süddeutschland bildet die uns vorliegende Schrift[1]) über ein steinzeitliches „Dorf" am mittleren Neckar. Während der beiden letzten Jahre hat der Verfasser, der sich um die anthropologische und archäologische Erforschung der Umgegend seiner Vaterstadt sind, dürfte den Lesern des „Globus" eine kurze Zusammenfassung des hauptsächlichsten Inhalts genannter Veröffentlichung willkommen sein.

Nachdem schon früher gelegentlich einzelne Steinbeile oder Topfscherben zu Tage gekommen waren, wurden besonders in den 60er und 70er Jahren beim Bahnbau und bei Anlegung einer Ziegelei zahlreiche der Steinzeit angehörende Funde gemacht, die sich zum Teil noch im Heilbronner Museum befinden und zeigen, daß schon vor tausenden von Jahren die Gegend mit ihrem unerschöpflich fruchtbaren Lößboden, den fischreichen Wasserläufen und den von Hirschen, Rehen und Auerochsen belebten Waldungen den Menschen zur Ansiede-

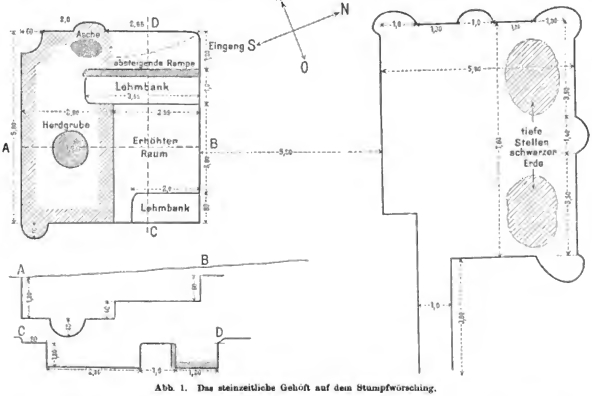


Abb. 1. Das steinzeitliche Gehöft auf dem Stumpfwörsching.

Heilbronn verdient gemacht, im Verein mit dem Ingenieur Bonnet aus Karlsruhe, dessen kundiger Hand der Spaten leider viel zu früh für die Altertumskunde entsunken ist, in einem Seitenthale des Neckars, auf den fruchtbaren, das heutige Dorf Großgartach umgebenden Lößhügeln eine größere Anzahl, ungefähr 90, von Wohnstätten sicher steinzeitlichen Ursprungs, die zusammen eine ganze „Dorfanlage" bilden, festgestellt und zum Teil in sorgfältigster Weise ausgegraben. Da die Ergebnisse für die verschiedensten Zweige der Urgeschichtsforschung von Wichtigkeit und Bedeutung

[1]) Das steinzeitliche Dorf Großgartach, seine Kultur und die spätere vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend, von Dr. A. Schliz. Mit 1 Karte, 12 Tafeln und 24 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke, 1901.

lung einlud. Welche Vorstellungen man damals, vor kaum einem Menschenalter, von unserer Vorgeschichte hatte, geht daraus hervor, daß in der „Zeitschrift für Württembergisch Franken" diese Funde als „germanische Gräber" beschrieben sind. Damals wurde auch ein ausgestrecktes Skelett von 185 cm Länge aufgedeckt, und zwei ausgesprochen dolichocephale Schädel, von denen der eine ziemlich gut erhalten und noch vorhanden ist, stammen aus den Grabungen bei Anlage des Gaswerkes. Schon dem früheren Beschreiber, Oberamtsrichter Ganzhorn, war der Gedanke an „ausgedehntere Niederlassungen" gekommen, und diese Vermutung hat sich durch die von Hofrat Schliz mit so gutem Erfolge wieder aufgenommenen Nachforschungen bestätigt.

Im November 1899 wurde ihm als Vorstand des historischen Vereins von Heilbronn von einem Händler

Digitized by Google

ein besonders schönes und grofses Serpentinbeil zum Kauf angeboten. Er forschte weiter nach, fand auf einem Cichorienacker ein Bohrloch in schwarzer Erde, neben dem noch steinzeitliche Scherben und Knochen lagen, und unternahm, dadurch ermutigt, sogleich eine Ausgrabung gröfseren Umfangs. Ein glücklicher Zufall wollte es, dafs man gleich auf die Spuren eines Gehöftes stiefs, dessen Grundrifs die Abbildung zeigt (Abbild. 1) und das sich später als der „Herrensitz" einer gröfseren bäuerlichen Ansiedlung herausstellte. Es war auf einer Hügelkuppe mit weitem Ausblick gelegen, von dem sich eine sommerliche Halde zum Thalboden herabzieht und die von hinten her mit gutem Quellwasser versorgt wird. Das Gehöft bestand aus einem Wohnhause und einem Stall- oder Wirtschaftsgebäude, die zusammengehörten, denn von einem zersprungenen Steinbeil ist die eine Hälfte da, die andere dort gefunden worden. Wie Pfostenlöcher und Bewurfstücke erkennen liefsen, bestanden die Wände, durch kräftige Eckbalken gestützt, aus einem doppelten, nun aufrechte Stangen geschlungenen Flechtwerk, dessen Zwischenräume und Flächen mit Lehm, Spreu und Häcksel ausgefüllt bezw. bestrichen waren. Die Innenwand des Wohnhauses war sorgfältig geglättet, geweifst und mit einem nicht ungefälligen Zickzackmuster in rot, weifs und gelb bemalt. Die Eckbalken und Streben des Stalles erschienen so stark, dafs auf ein zweites Stockwerk, wohl als Heuboden dienend, geschlossen werden darf. Das Wohnhaus zerfällt in eine tiefer liegende Küche mit Herdgrube und Aschenloch und einen erhöhten Wohnraum mit zwei offenbar zum Schlafen dienenden Lehmbänken; in dem Stalle lassen zwei Stellen schwarzer, in grofsen, harten Schollen brechender Erde erkennen, dafs hier während langer Zeit Jauche versickert ist. Während der Schutt des ersteren eine grofse Zahl Scherben, Knochen-, Horn- und Steingeräte, darunter auch Mahlsteine enthielt, waren in dem letzteren die Funde nur spärlich. Sechs weitere, ganz ähnliche, aber etwas einfachere Gehöfte — Wandbemalung fand sich nicht mehr, sondern nur gelblicher Anstrich — sind in der Nachbarschaft in sorgfältigerer Weise und mit übereinstimmenden Ergebnissen ausgegraben worden.

Abb. 2. Verzierte Gefäfse von Stumpfwörsching.

Der Grundrifs der Gebäude ist immer rechteckig, was von Wichtigkeit ist, da vielfach, z. B. von Schrader[2]), behauptet wird, das ureuropäische Haus sei ein Rundbau gewesen. Selbstverständlich mufs der Blockbau, der in unserem Weltteil uralt ist, immer rechteckig sein, aber auch die noch älteren Grofsgartacher Häuser zeigen schon die gleiche Gestalt. Sicher hat man, besonders für vorübergehenden Gebrauch, auch runde, zeltähnliche Hütten gebaut, und gerade in den auf der Markussäule dargestellten germanischen Behausungen dürfen wir höchst wahrscheinlich nicht feste Häuser — denn damals kannten und übten unsere Vorfahren schon längst den Blockbau —, sondern Lagerhütten eines auf der Wanderschaft oder einem Kriegszuge befindlichen Stammes erblicken.

Die schön gearbeiteten geglätteten Steinwerkzeuge: Äxte, Beile, Hämmer, Keile verschiedenster Gestalt, bestehen aus Serpentin, Dialas und Hornblende, Messer und Schaber dagegen durchweg aus Feuerstein. Aus Horn und Knochen vom Hirsch, Reh, Rind, Schwein fanden sich die mannigfaltigsten Waffen und Geräte. Speer- und Pfeilspitzen, Löffel, Pfriemen, Bohrer, Stichel, Schaber, Nadeln und Nadelbüchsen, Schiffchen zum Netzestricken u. dergl., von Metall keine Spur. Ganz besondere Aufmerksamkeit aber hat der Finder und Verfasser mit Recht der Töpferei zugewendet. Die ausgegrabenen Scherben sind zugemein zahlreich und gehören teils zu einfachem Küchen- und Gebrauchsgeschirr, teils zu kunstreich und geschmackvoll verzierten Prunkgefäfsen (Abb. 2). Der Stoff ist gelber und blaugrauer Thon, manchmal durch Beimengung von Kohle schwarz gefärbt, meist gut gebrannt. Dreierlei verschiedene Verzierungsarten kommen vor, Schnurabdrücke, Stich- und Strichreihen, endlich gebogene oder gebrochene Linien. Wohl mit Recht hält Schliz die Schnurverzierung für die älteste, die zur Zeit, als die Ansiedelung von Grofsgartach blühte, gerade wegen ihrer Altertümlichkeit zur Verzierung von Grabgefäfsen gewählt wurde. Durch die geschmackvollen Stich- und Strichmuster, weifs eingelegt auf glänzend schwarzem Grunde, wird eine sehr hübsche Wirkung erzielt, von der unserenebenstehende Abbildung eine Darstellung giebt. Dieser „Grofsgartacher Typus", wie ihn der Verfasser nennt, bildet einen ganz eigenartigen, streng abgeschlossenen Stil, der zwar in der Anordnung der Linien noch seine Abstammung von der Schnurverzierung verrät, durch seine mannigfaltigen Bogen- und Fransenmuster aber eine bemerkenswerte künstlerische Höhe erreicht. Der glänzend schwarze Überzug der Gefäfse besteht aus Rufs mit irgend einer harzigen oder fettigen Beimengung, die weifse Füllung aus hellgrauem Thon mit kohlensaurem Kalk. Die Verzierungen sind mit Stricheln oder Tierzähnen eingedrückt oder geritzt; für die Randbänder am Gefäfshals wurden anscheinend Stempel benutzt, wie sie der Verfasser auf dem gebogenen Rande eines Unterkiefers vom Schwein gefunden zu haben glaubt.

Zu einer Trennung des linearen Zierwerks in „Winkelband" und „Bogenband" berechtigen die Heilbronner Funde nicht. Nach des Verfassers Überzeugung ist „die ganze Gruppe der Bandkeramik" in Süddeutschland und den angrenzenden Gebieten eine durchaus „einheitliche", sind zeitliche Scheidungen innerhalb derselben „nicht berechtigt". Einen bemerkenswerten Anfang bildnerischer Kunst läfst ein zu einem gehörten Tierkopf ausgestalteter Topfhenkel erkennen. „Hier in Grofsgartach", meint Schliz, „stöfst die rheinische und mitteldeutsche neolithische Kultur mit Einflüssen der Mittelmeerzone zusammen, daher der Reichtum an Motiven in der Keramik der verschiedenen Arten."

Ich glaube, dafs wir zur Erklärung des Zierats solcher „Einflüsse", mit denen überhaupt in der Kulturgeschichte viel zu viel gearbeitet wird, nicht bedürfen. Einem

[2]) Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Strafsburg, K. J. Trübner, 1901. — Auch die kürzlich von Soldan bei Neuhäusel in Nassau aufgedeckten Häuser aus der Hallstattzeit sind rechteckig. Siehe Nr. 4 des Globus gleichen Bandes.

Digitized by Google

Volke, das es schon so weit gebracht, wie die Bewohner des steinzeitlichen Dorfes von Grofsgartach, ist wohl auch die selbständige Bereicherung seiner Ziermuster durch Bogen- und Schneckenlinien zuzutrauen.

Durch die zersprungenen Mahlsteine in den Herdgruben, durch die Beimengung von Spreu und Häcksel im Wandbewurf ist der Ackerbau sichergestellt. Von Haustieren findet sich besonders das Schwein, und zwar eine „hochbeinige, gezüchtete" Abart, das zahme Rind in zwei Rassen (Bos taurus und Bos brachyceros), das Schaf, die Ziege und, nach den Nagespuren an Abfallknochen zu schliefsen, der Hund. Vom Pferde, ob wild oder gezähmt, hat sich nur ein gespaltener, wohl als Anhänger dienender Hengstzahn gefunden; Geflügelknochen fehlen. Die Jagdbeute bildeten hauptsächlich Auerochs, Hirsch, Reh, Biber; Muschelschalen sind sehr häufig. Weit wichtiger aber als all diese zahmen und wilden Tiere sind für die Wissenschaft die Überbleibsel des Menschen, dem sie zur Nahrung gedient haben.

berechnen; wir haben es also mit einem ausgewachsenen Manne von stattlicher Gröfse, länglichem Schädelbau (Index 73,4) und schmalem, nicht vorspringendem Gesicht zu thun. „Der ganze Schädel ist schön oval, ohne hinausgezogenes Hinterhaupt, das Gesicht schmal und zierlich gebaut mit kleinen Zähnen." Aus diesem und den früher am gleichen Orte gefundenen Schädeln und Skeletten läfst sich, obgleich wir von den Farben nichts wissen, die Rasse der Bewohner des steinzeitlichen Dorfes bestimmen. Sie waren für jetzige Begriffe „ungewöhnlich langköpfig und langgesichtig"; die Schädel zeigen „durchweg edle, schön geschwungene Linien", die ganzen Verhältnisse des Knochenbaus „deuten auf ausgesprochene körperliche Schönheit". Rechnen wir dazu die stattliche Gröfse — eines der früher gefundenen Skelette mafs 185 cm —, so wird die Zugehörigkeit zur nordeuropäischen Rasse, Homo europaeus Linné, zweifellos. Der Verfasser, der ja auch bei der Töpferei schon von südlichen Einflüssen gesprochen, meint zwar, der Schädel-

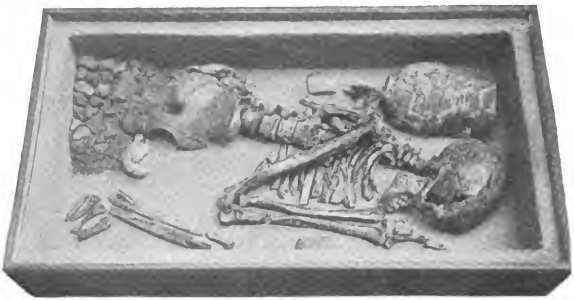


Abb. 3. Steinzeitliches Hockergrab vom Heuchelberge mit flachen Steinbeilen und schnurverzierter Vase.

Leider ist es trotz eifrigster Nachforschung nicht gelungen, ein Gräberfeld, den zu der ausgedehnten Niederlassung gehörenden Friedhof, aufzufinden; dagegen ist auf dem benachbarten Heuchelberge ein Hügelgrab mit einer Einzelbestattung aufgedeckt worden. Man wird dem Verfasser beipflichten, dafs diese Art der Beisetzung in einem Hügel und auf beherrschender Anhöhe als auszeichnende Ausnahme aufzufassen ist, mit der ein hervorragender Einwohner der Ansiedelung geehrt wurde. In dem Hügel, der sich noch 60 cm über den Boden erhob, befand sich eine runde Grube von 4 m Durchmesser und 70 cm Tiefe, die ganz von schmierig-weifser Asche, Holzkohle und Branderde mit einzelnen Scherben und Knochenstückchen ausgefüllt war. Unter der Grube, durch eine dünne Erdschicht von der Asche getrennt, fand sich, wie auf der Abb. 3 zu sehen, ein rechteckig ausgehobenes Grab von 125 cm Länge, 70 cm Breite und 20 cm Tiefe mit einem Skelett in der bekannten Schlafstellung des „liegenden Hockers" mit dem Kopfe nach Norden und zwei Steinbeilen nebst einer schnurverzierten Urne als Beigaben. Aus den Einzelmafsen liefs sich eine Gesamtlänge von 175 cm

hau weise „mehr auf die Bildung der südlichen Langköpfe als auf die unserer germanischen Reihengräberschädel mit ihrem brutalen Kieferbau hin", dem steht aber der kleine Wuchs der Mittelmeerrasse, Homo mediterraneus, die niemals solche Mafse wie die angegebenen erreicht, entgegen. Die grofse Schönheit der Germanen ist hundertfach bezeugt, und wenn auch bei einzelnen Schädeln die Kiefer etwas stark entwickelt sind, so steht dies mit der ungewöhnlich grofsen Leibeskraft unserer Vorfahren im Zusammenhang.

Das Bild aus der Vorgeschichte des Neckarthales, das uns die besprochene, für jeden Prähistoriker ungemein wertvolle und lehrreiche Veröffentlichung enthüllt, ist von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung und wohl geeignet, manche irrtümliche Vorstellung zu berichtigen. Wenn beispielsweise Schrader (a. a. O.) vom alteuropäischen Ackerbau behauptet, er trete „an wirtschaftlicher Bedeutung hinter der Viehzucht zurück", und infolge davon seien „die Ansiedelungen der Menschen noch wenig feste" gewesen, so wird er durch die wohlgehaunten festen Wohnhäuser des mit dem Spaten aufgedeckten Steinzeitdorfes am Neckar widerlegt.

Digitized by Google

Zum Schlusse giebt der Verfasser dann noch eine kurze Übersicht über die Besiedelung der Gegend in der Bronze-, Hallstatt-, keltischen und römischen Zeit, soviel davon, hauptsächlich durch seine eigenen Bemühungen, bekannt ist. Da die Häuser der steinzeitlichen Niederlassung nicht verbrannt, sondern offenbar von ihren Bewohnern verlassen wurden, klafft zwischen der neolithischen und der Bronzekultur eine „vollständige Lücke", und wir müssen annehmen, dafs jede neu auftretende Kultur von einem frischen Strome von Einwanderern der gleichen Rasse getragen war. „Vergleichen wir", lautet das für unsere Neolithiker sehr schmeichelhafte Endurteil, „die Gesittung der Steinzeit, die wohl ausgestatteten, nach durchdachtem Plane eingerichteten Wohnungen, den ausgebildeten Geschmack und das Kunstverständnis, das aus den Resten des Hausrates hervorgeht, mit den Resten späterer Zeiten, so können wir nicht sagen, dafs der Stand der gesamten Kultur der Bauern von Grofsgartach, wenn wir von der im Material liegenden Beschränkung absehen, zur Steinzeit ein niedrigerer war als in den späteren Epochen und vielleicht auch noch heute."

Die Nilregulierung und der wirtschaftliche Aufschwung Ägyptens.

Von Dr. Hermann Moeser.

Zwei hochbedeutsame, das gesamte Wirtschaftsleben Ägyptens umgestaltende Maßnahmen lenken jetzt in erhöhtem Maße unsere Aufmerksamkeit auf das Pharaonenland: das im Bau begriffene, bis zur Hälfte vollendete gröfste Stauschleusenwerk der Welt in den ersten Nilkatarakten bei Assuan, welches nach seiner Fertigstellung die von dem ägyptischen Generalstab auf etwa 30000 qkm berechnete Anbaufläche Ägyptens um den vierten Teil vermehren wird, und die in ihren Folgen noch wichtigere, von der ägyptischen Regierung ausgeführte Regulierung des Weifsen Nil zwischen Lado und Faschoda. Diese vor 50 Jahren beginnende und später rasch fortschreitende Morast- oder besser Marschenbildung zwischen dem 5. und 9. Grad nördl. Br. schloss nicht allein die Nilschiffahrt nach dem Herzen des schwarzen Erdteils auf einer Strecke von 250 km völlig aus, sondern es verrannen und verdunsteten daselbst alljährlich von der kostbaren Lebensader Ägyptens nach der Berechnung unseres trefflichen Nilkenners Dr. Schweinfurth etwa 18000 Millionen Kubikmeter, d. h. ein Viertel von der Wasserführung des mündenden Rheinstromes.

Ehe ich an die Schilderung dieser tiefgreifenden Neuerungen schreite, sei ein kurzer geschichtlicher Rückblick gestattet.

Das vorchristliche Pharaonenreich mit seiner weltbeherrschenden und kulturführenden Bedeutung und 2000jährigen Blütezeit erscheint in seinen trefflich erhaltenen gigantischen Monumentalbauten dem heutigen Niltouristen wie ein verzaubertes Titanenland. In jener grauen Vorzeit nährten die gesegneten Ufer des heiligen Nil und dessen ehedem siebenarmiges Delta 20 Millionen hochbegabter und gesitteter Bewohner — das Dreifache ihrer heutigen Zahl —, welche es als Meister im Kanalbau und der Bewässerungskunst trefflich verstanden, das ägyptische Ackerland inmitten zweier unermefslicher Wüstenseen und unter einem fast regenlosen Klima zum fruchtbarsten Lande und zur Kornkammer der alten Welt auszugestalten, — jenem „Geschenk des Nils", dessen Reichtum und Überfluß die alten Dichter in begeisterten Oden priesen. Das Schwemmland der schwarzen Nilerde, welches seine Fruchtbarkeit mit ungeschwächter Kraft alljährlich aus dem von elementaren Tropengüssen aufgelösten Humus der abessinischen Bergländer bezieht, übertraf damals mit einem Flächeninhalt von 17½ Millionen Hektar dessen heutige Ausdehnung um das siebenfache. Nach dieser 2000jährigen Fruchtbarkeitsperiode sonder gleichen brannten die Eroberungsstürme der römischen Legionen und der islamitischen Glaubensstreiter unter den siegreichen Fahnen des Propheten über das vielumworbene Pharaonenland dahin; die kriegerischen bezw. nomadisierenden, aber des Feldbaues unkundigen Eroberer vermischten sich mit den Nilbauern. Zugleich mit der sich immer grausam rächenden Vernachlässigung des Stromes und der von ihm zu speisenden Kanäle, die wie ein tausendmaschiges Netz das ganze anbaufähige Land überspannten, begann der wirtschaftliche Niedergang Ägyptens, der um das Ende der byzantinischen Herrschaft und während der schmählichen Mifswirtschaft der Mameluken — wo nur ein Drittel des heutigen Ernteertrages erzielt wurde — seinen tiefsten Stand erreichte.

Die ersten Versuche zu einer Verbesserung der Bewässerungsanlage und wirtschaftlichen Hebung des Landes wurden erst bei der Neuordnung Ägyptens von dem türkischen Eroberer und Begründer der khedivialen Dynastie Mohammed Ali um das Jahr 1835 in der Deltaspitze bei Qualiub angeordnet. Durch die Anlage einer Stromsperre oberhalb der Zweiteilung des Nils sollte der Wasserstand im Delta und auch stromaufwärts bei Kairo das ganze Jahr auf gleicher Höhe gehalten werden und nicht allein die bestehenden Schöpfvorrichtungen zur Ackerbewässerung mit ihrem angehenen Bedarf an menschlichen Arbeitskräften sollten dadurch ersetzt, sondern auch die Unterbrechungen der Nilschiffahrt in den drei Monaten des niedrigen Wasserstandes beseitigt werden. Infolge ungünstiger Fundamentierungsverhältnisse in dem erdigen Untergrunde der Deltaspitze, wo die Möglichkeit der Alluvionen 13 bis 16 m beträgt, wurde dieses Riesenstauwerk bei Kairo, welches heute jeder NilTourist als bautechnische Sehenswürdigkeit aufsucht und von dessen Funktionieren das Wohl und Wehe der Deltabauern abhängt, erst nach vielen Milserfolgen im Jahre 1890 mit einem angehenen Kostenaufwande von dem englischen Ingenieur Moncrieff fertiggestellt. Zu Zeiten des Wassermangels wird daselbst eine strenge Rotation, worunter man eine abwechselnde, der Reihe nach erfolgende Wasserverteilung an das vielverzweigte Netz der Deltakanäle versteht, deren erstanniche Gesamtlänge 14000 km beträgt, durchgeführt, und folgt dort unabhängig von der Jahreszeit Ernte auf Ernte.

Das Verdienst einer besseren Angestaltung der oberägyptischen Bewässerungsanlagen angeregt zu haben, gebührt dem französischen Ingenieur de la Mothe, der seine geistvollen Pläne hierzu im Jahre 1880 veröffentlichte. Zwei Jahre später nahmen die Engländer bald nach ihrer Invasion die Projekte der oberägyptischen Landeshewässerung, welche durch riesige Stauwerke im ersten Katarakt und bei der oberägyptischen Hauptstadt Siut bewirkt werden sollte, wieder auf. Ihre Ausführung wurde indessen durch den Aufstand Arabi

Digitized by Google

Paschas und die langjährigen Pacificierungsversuche des mahdistischen Sudans vereitelt. Im Jahre 1893 beauftragte dann die khedivialе Regierung eine aus englischen, französischen und italienischen Ingenieuren bestehende Kommission mit der Prüfung der verbesserten Pläne des ägyptischen Ministers für die Landesbewässerung Willcocks, deren Arbeiten abermals kein positives Ergebnis zeitigten. Erst als der streitbare Lord Kitchener im November 1899 die Macht der Derwische gebrochen und die Südgrenze Ägyptens gegen weitere Einfälle der mahdistischen Horden gesichert hatte, trat bald darauf ein großes, vorwiegend englisches Finanzkonsortium für die Erbauung der Nilsperren bei Assuan und Siut zusammen. Die erstere wird aus einem 1350 m langen Riesendamm bestehen, welcher die Nilfälle 2 km unterhalb der Insel Philä zwischen den nahe an den Strom herantretenden Hügelketten der libyschen und arabischen Wüste durchqueren und den Nil bis zu einem Niveau von 106 m über dem Meeresspiegel aufstauen wird, d. h. 21 m über die jetzige Sommerhöhe des Nils. Bei dem ganz geringen Gefälle des Nils zwischen dem ersten und zweiten Katarakt werden künftig unermeßliche Uferwüstenseen auf dieser Strecke leichter bewässert und in üppiges Fruchtland verwandelt werden. Den ersten Spatenstich zu diesem Riesenwerke vollführte vor zwei Jahren ein Sohn der verstorbenen Königin von England, Herzog von Connaught, der einst bei Tal el Kebir mitgefochten und daher zur Herbeiführung des politischen status quo in Ägypten beigetragen hatte. Neben diesem Sperrdamm wird auf dem linken Ufer der Nilfälle ein großes Schleusenwerk errichtet, welches die bisher so umständliche und zeitraubende Schiffspassage durch die Nilfälle ganz mühelos gestalten wird. Als der Schreiber dieser Zeilen vor drei Jahren auf einer Touristendahabiye den ersten Katarakt hinauffuhr, war dazu die angestrengteste zwölfstündige Arbeit von etwa 100 der hochgewachsenen, sehnigen Kataraktenlente erforderlich, die den Nilsegler mit Rudern und Ziehen vom Ufer her, sowie unter ohrenbetäubendem Lärm und Anrufen des Schutzheiligen Said stromanf hugsierten.

Diese neue Schleusenanlage und der dazu gehörige Schiffahrtskanal, deren Herstellung die bekannte englische Wasserbaufirma J. Aird & Co. seit zwei Jahren mit einem großen Stabe von Ingenieuren und einem 15000 bis 20000 Mann starken, zu 90 Proz. aus Eingeborenen bestehenden Arbeiterheer betreibt, werden nach einer neuerlichen Aussage Sir John Airds schon Ende 1902 dem Betriebe übergeben werden können, d. h. ein volles Jahr vor dem ausbedungenen Zeitpunkt. Der riesige Sperrdamm wird auf die Stöck für Stöck künstlich trocken gelegte Granitsohle des Flußbettes aufgemauert, und die Fundamente werden, um dem Druck der gestauten, angeheuren Wassermassen zu widerstehen, stellenweise bis 25 m tief in den Felsen eingelassen. Der Stromverkehr nach den mächtig emporblühenden Handelsgebieten des der Aufschließung entgegengehenden Sudans wird durch diesen Kanal wesentlich erleichtert und gefördert werden; und wenn auch der bevorstehende Bau einer Bahn vom ersten zum zweiten Katarakt die Bedeutung dieses Wasserweges für den Güterverkehr nach dem Sudan teilweise benehmen wird, so wird derselbe doch die einzige Verbindung der von der geplanten Bahn nicht berührten Ufergegenden zwischen Assuan und Wadi Halfa mit Ägypten bilden.

Überdies brachte die oben erwähnte Finanzgesellschaft vor zwei Jahren nahezu 150000 bis der obenägyptischen Kronländereien in ihre Hand, welche bis dahin von der internationalen Administration der ägyptischen Staatsschulden verwaltet wurden. Zur Verbesserung dieses neu erworbenen Areals wird in der Nähe der oberägyptischen Hauptstadt Siut ein breites Stromwehr mit Regulierporten gebaut, das gleich dem Stauwerk von Assuan mit einer für die großen Nildampfer berechneten Schleusenanlage verbunden und voraussichtlich schon in zehn Monaten von Mr. Aird dem Betrieb übergeben werden wird. Die am oberägyptischen Nilufer entlang von Menschenhand und Zughilfe betriebenen, unzähligen Schadufs, d. h. Ziehe und Schöpfbrunnen, und Sakiyen, d. h. Wasserräder mit thönernen Schöpfgefäßen nach dem System der Baggermaschinen, welche in mühseliger Arbeit das befruchtende Naß auf die oberägyptische, bis zu 10 m hoch über dem Sommerniveau liegende Ackerkrume unter einem hier völlig wolkenund regenlosen Himmel emporschaffen, werden künftig von diesem Sinter Sperrdamm abgelöst, der den oberägyptischen Nil bei seinem minimalen Gefälle von 11 cm pro Kilometer in einem großen Teile seines Laufes aufstauen und die Wasserabgabe an das neu zu errichtende Kanalnetz mühelos bewirken wird. Viele tausende von wasserschöpfenden Fellachen werden künftig für die Feldarbeit auf den bedeutend erweiterten und ertragfähigeren Fruchtländereien verfügbar. Die Hauptquelle der ägyptischen Staatseinnahmen ist die Grundsteuer, die gemäß dem Bodenerträgnis in Unterägypten 20 bis 125 Piaster (4 bis 25 Mark), in Oberägypten 20 bis 70 Piaster (5 bis 14 Mark) für den Feddan zu 44,5 a beträgt. Die von den Nilsperren bei Assuan und Siut bewirkte Umwälzung auf der bevorstehende Anfschwung auf wirtschaftlichem Gebiete in Ägypten wird nach einer Schätzung von französischer Seite ein Jahresplus von Grundsteuer von 25 Millionen Franks ergeben.

Wenn einige Schwarzseher in der von englischem Gelde bewirkten Aufbesserung Ägyptens jetzt auch die wirtschaftliche Eroberung des Nillandes erblicken, so ist hiergegen einzuwenden, daß die bedeutend gesteigerten Staatseinnahmen die khedivialе Regierung am ehesten zu größerer Selbständigkeit und zu erfolgreichem Ankämpfen gegen die oft bis zu grenzenloser Anmaßung gesteigerte englische Suprematie führen wird.

Nun zur Neuregulierung des äquatorialen Nil, an deren Durchführung man seit $1^1/_2$ Jahren arbeitet. Bekanntlich wird der Wasserreichtum und die alljährliche Ausuferung des Nils dadurch bewirkt, daß die heißen, wassergesättigten Seewinde vom Stillen Ocean her landwärts in das äquatoriale Afrika wehen, die dortigen Bergschwellen emporsteigen und dabei sich zu Wolken verdichten, welche auf dem Plateau der äquatorialen Seen und dem abessinischen Hochlande als ausgiebige Tropenregen bezw. Schnee niedergehen. Im Frühjahr und Sommer bedeckt eine wahre Sintflut diese Gegenden, und die enormen Wassermassen wälzen sich in dem 6000 km langen, mit kurzen Unterbrechungen schiffbaren Strombette des Weißen bezw. vereinigten Nil nordwärts nach dem Mittelmeere in einer Längenausdehnung, die auf europäische Verhältnisse übertragen der ersteunlichen Entfernung von Lissabon nach dem Ural entspricht. Während der von den mittelafrikanischen Seebecken gespeiste Weiße oder besser „abgeklärte“ Nil dem Strome seine gleichmäßige Beständigkeit und Lebensfähigkeit giebt und verhindert, daß derselbe in seinem Unterlaufe versiegt und Ägypten von April bis August vor der Verdnrstung bewahrt, so ist der Blaue Nil ein reißender Bergstrom, der mit seinem befruchtenden Schlamme die ägyptische Fruchtbarkeit erzeugt und mit seinem an- und abschwellenden Wasserüberschnß zu der sich mehr gleichbleibenden

Digitized by Google

Masse des Weißen Nil die alljährliche Nilschwelle hervorruft.

Es sei zum besseren Verständnis der späteren Ausführungen noch bemerkt, daß die durch zahlreiche große Zuflüsse erhöhte Wasserführung des Weißen Nil dreimal so groß ist als die des Blauen Nil und den ersteren zur Hauptlebensader Ägyptens macht.

Als stattlicher Strom tritt derselbe aus dem tropischen Seengebiet heraus, stürzt später über mehrere Bergstaffeln in neun Stromschnellen herab und betritt bei Lado, dem ehemaligen Regierungssitz Emin Paschas in der Äquatorialprovinz, das ostsudanesische Flachland, wo er alsbald seinen Charakter als Bergstrom verliert. Seit zwei Jahren hüßte der Weiße Nil, der in dieser Zeitspanne hauptsächlich vom Sobat und in geringerem Maße vom Bahr el Ghazal genährt wurde, die Schiffbarkeit südlich von Gondokoro ein, da die Tropenregen über dem äquatorialen Seengebiet fast völlig ausblieben.

Von Bor (6° nördl. Br.) bis zum See No war ferner der Weiße Nil infolge des gänzlichen Mangels an trennenden Bodenschwellen und eines kaum merkbaren Stromgefälles seit 50 Jahren durch Morast- und Marschenbildung auf einer Strecke von 400 engl. Meilen völlig versumpft, und diese Stromverwilderung drohte in den Jahren 1899 und 1900 für den Sudan und Ägypten verhängnisvoll zu werden. In diesen Schlammgegenden war der Nil durch riesige Grasbarren und einen eigenartigen Stromfilz, welcher nach den Angaben unserer trefflichen Afrikaforscher Schweinfurth und Junker aus Papyrus und dem Aubatsch, einem weichholzigen, schnell wachsenden Schlingbaume besteht, oft gezwungen, seinen Lauf zu verändern und sich mühsam durch das Labyrinth dieses ungeheuren „schwimmenden Waldes" hindurchzuwinden. Sobald Überschwemmungen eintraten, setzten sich ganze Inseln von dieser oft nur lose auf den träge dahinfließenden Wasserfäden aufsitzenden, außerordentlich üppigen Wasservegetation — „Sedd" genannt — in Bewegung.

An der nächsten Biegung des Stromes strandeten diese Pflanzeninseln, häuften sich aufeinander und verstopften derart den Abfluß, daß die Wasserrinnen immer neue seitliche Ausswege suchen mußten, und die Marschenbildung immer mehr erweitert und gefördert wurde. Diese Stromstarrung schloß nicht allein jeglichen Schiffahrtsverkehr aus, sondern es gehen nach Schweinfurths Berechnung jährlich 18000 Millionen Kubikmeter nutzbaren Wassers durch Stagnation und Verdunstung verloren; nach sorgfältigen Messungen des in diesen Tagen von seiner bis Gondokoro (4° 55' nördl. Br.) ausgedehnten Inspizierungsreise des oberen Nil zurückgekehrten ägyptischen Staatssekretärs für öffentliche Arbeiten William Garstins beträgt der Wasserverlust auf der Seddstrecke sogar 50 Proz. des aus den Tropenseen abfließenden Nil. Wie wichtig es aber für ein Aufblühen des neu zu erschließenden Sudan und Ägypten ist, daß diese Wassermenge erhalten bleibt, erhellt daraus, daß der vereinigte Nil von der Einmündung des Atbara ab auf einer 2000 km langen Strecke — ohne den geringsten Zufluß — ausschließlich konsumierende Wüstengelände durchfließt, wo er durch Verdunstung und Infiltration nach den tief gelegenen Oasen Libyens und infolge der unzähligen Kanäle und Schöpfvorrichtungen, die das Wassernetz eines ganzen Königreiches ersetzen müssen, ungeheure Wassermassen abgiebt.

Das gleiche Schicksal einer völligen Versumpfung hat auch den wasserreichen Nebenfluß des Weißen Nil Bahr el Ghazal ereilt, welcher ihm unter 9° nördl. Br. zuströmt. Derselbe ist derart zugewachsen, daß er auf einer Strecke von 200 km nur aus einer Reihe von Sümpfen zu bestehen scheint, die in der trockenen Jahreszeit keine Strömung mehr zeigen. Vor seiner Einmündung in den Weißen Nil trat — durch vegetabilisches Gemische veranlaßt — eine völlige Verstopfung ein, welche die Bildung eines neuen Mündungsarmes Bahr el Lole bewirkte, der erst etwa 100 km ostwärts von der früheren Mündung in der Nähe des Sobat den Weißen Nil erreicht.

Die ersten Versuche, diese Pflanzensperren zu durchqueren und den Nilländern eine ausgiebigere Wasserzufuhr zu verschaffen, wurden von der seitens der ägyptischen Regierung mit nicht geringem Kostenaufwande ausgerüsteten Expedition des Majors Peake unternommen, welche schon vier Wochen nach der Niederwerfung des Mahdi im Dezember 1899 Khartum verließ, als infolge des abnorm tiefen Niveaustandes des Viktoria Nyanzasees für Ägypten ein hochgradiger Wassermangel bevorstand. Obwohl es damals den wackeren Bemühungen Peakes gelang, 40 km Wasserstraße zu bahnen, konnte dieses Unternehmen von seiner kleinen Arbeiterschar nicht zu Ende geführt werden, da weiter südlich vier andere langausgedehnte Barren des Stromfilzes zu durchqueren blieben. Später wurde in größerem Maßstabe die Freilegung des Nilstrombettes wieder aufgenommen und rastlos weiter durchgeführt, so daß jetzt nach dem Garstinschen Berichte die Schlammblöcke im ganzen Weißen Nil mit Ausnahme einer Strecke von etwa 23 Meilen beseitigt sind. Diese Räumungsarbeiten sind jetzt mit Rücksicht auf die in diesem Jahre früher eingetretenen Sommerregen bis zum nächsten Herbst verschoben und werden im kommenden Winter zu Ende geführt werden.

Der Hauptwasserfaden des Weißen Nil soll in diesen Marschgegenden eine Breite von nur 500 m erhalten, wodurch künftig eine raschere Strömung erzeugt und infolge davon eine Seddbildung unmöglich wird.

Zudem wurden drei Pegel in Gondokoro, Taufikia und Duem zwecks Registrierung der jeweiligen Nilhöhe angelegt. In den regenarmen Jahren 1899 und 1900, in welchen die Hungersnot und der Mangel am oberen Nil noch durch die Heuschreckenplage vermehrt wurde, empfand man den Wasserverlust in der Seddgegend besonders schwer.

Aus den Riesenarbeiten der neuen ägyptischen Nilsperren und der äquatorialen Nilregulierung wird dem ganzen Ostsudan und Ägypten ein tausendfältiger Segen erwachsen. Es werden über 4000 km des Nillaufes mit nur zwei kurzen, durch menschliche Technik nicht zu überwindenden Unterbrechungen bei Ahn Hammed-Barkal und Donkola-Wadi Halfa bis hinauf nach Redjaf (4° 45' nördl. Br.) schiffbar, und das noch wenig erforschte Herz des schwarzen Erdteiles wird leichter der Kultur erschlossen werden; — und wie schon unter den alten Pharaonen das Landeserträgnis und die Abgaben der Unterthanen schlechthin nach der Nilhöhe an den zahlreichen noch jetzt erhaltenen Nilometern bemessen wurden, so wird auch jetzt durch die bedeutend erhöhte Wasserzufuhr und deren Stauung und bessere Ausnutzung der Wohlstand der Nilländer vermehrt und die khediviale Regierung vielleicht bis zu dem Grade finanziell gekräftigt werden, daß sie in der Folge die Fesseln der lästig empfundenen europäischen Vormundschaft abzuwerfen vermag.

Digitized by Google

Die Schaffung eines internationalen anthropologisch-ethnographischen Katalogs.

Anthropological Institute, 3, Hannover Square W., 3. 5. 1901. Hochgeehrter Herr! Es dürfte Ihnen schon bekannt sein, daß von Anfang dieses Jahres an der Stoff zu einem Internationalen Katalog der Wissenschaften gesammelt wird. In diesem Kataloge aber sollen die anthropologischen Wissenschaften nur zum Teil vertreten werden; es fehlen alle, die sich nicht auf die körperlichen Eigenschaften des Menschen beziehen.

Es fragt sich nun, wie man am besten diese Lücke ausfüllen kann. Bis jetzt sind die jährlichen Bibliographieen das Privatunternehmen einzelner Gesellschaften geblieben und sind somit den Mitgliedern anderer Gesellschaften nicht ohne weiteres zugänglich. Jenen ist die Vollkommenheit auf diese Weise entweder kaum erreichbar oder mit großem Aufwand an Zeit und Mühe verbunden.

Wenn die verschiedenen Gesellschaften sich aber entschließen wollten, eine jährliche Bibliographie auf gemeinschaftliche Kosten herauszugeben, auf die Weise, daß jede Gesellschaft einen Teil der Ausgabe erhält und dafür für einen Teil der Arbeit aufkommt, indem sie sich entweder allein oder in Mitarbeit für die Litteratur ihres eigenen Landes verantwortlich macht, so wäre es möglich, mit weit geringerem Aufwand an Mühe eine vollständige Bibliographie zu verhältnismäßig niedrigen Preise herzustellen.

Das Anthropological Institute und die Folk Lore Society, im Auftrage von deren bibliographischem Ausschusse ich diesen Vorschlag mache, haben schon ihre Zustimmung gegeben.

Thomas,
Bibliothekar des Instituts.

Bücherschau.

A Statistical Account of the seven Colonies of Anetralasia, 1899—1900, by T. A. Coghlan, Statistician of New South Wales. Sydney 1900.

Es ist schon die achte Folge, in welcher das Statistische Jahrbuch der sieben Kolonieen Australiens erscheint, aber mit Rücksicht auf den zum 1. Januar 1901 ins Leben getretenen Australischen Staatenbund, Commonwealth of Australia, ist dem Jahrgang 1899/1900 eine ganz besondere Ausgestaltung und Erweiterung gegeben, die uns hier zu einem Eingehen die Veranlassung bietet. Die vorliegende Bearbeitung giebt uns, wie auch in der Vorrede als speciell beabsichtigt angeführt, ein nach Thunlichkeit vollständiges und mit Zahlenmaterial belegtes Bild über den ganzen Stand der Verhältnisse Australiens, wie er beim Inkrafttreten des Australischen Staatenbundes gewesen, und muß schon insofern als von dauerndem Wert anerkannt werden. Alle die einzelnen Darstellungen und allgemeinen, sowie speciellen Datenangaben sind, wenn sie auch gleichzeitig die einzelnen Kolonieen oder jetzt Staaten als Unterabteilungen berücksichtigen, auf den Staatenbund besonders zugespitzt und für diesen zusammengezogen; zur Ergänzung der Darstellung des Australischen Staatenbundes in Nr. 7 des 78. Bandes dieser Zeitschrift, S. 111, sei hier noch hervorgehoben, daß Westaustralien in letzter Stunde dem Staatenbunde noch beigetreten ist, die finanzielle Schwierigkeiten, welche zunächst entgegenstanden, mußten doch der drohenden Isolierung gegenüber als das geringere Übel angesehen werden, und so wurde der Beitritt mit einer Majorität von mehr als zwei zu eins beschlossen; nachdem so die an Gebietsumfang größte, an Bevölkerung aber geringste Kolonie hinzugetreten, umfaßt der Australische Staatenbund das ganze Festland Australiens, sowie die Insel Tasmania und damit ein Gebiet von 2972996 engl. Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 3726480 Personen. Neben dem Staatenbunde ist aber Neu-Seeland vollständig berücksichtigt worden, und haben auch regelmäßig Zusammenziehungen für das gesamte Australien stattgefunden. Um die Gesamtentfaltung vorzuführen, ist eine eingehende Darstellung der inneren und äußeren Geschichte jeder einzelnen Kolonie gegeben worden; anschließend daran ist die parlamentarische Entwickelung nochmals besonders behandelt. Die geographische Lage und die Gebietsabgrenzungen, sowie das Klima sind näher erörtert; bei letzterem ist der hier ein besonderes Interesse bietende Regenfall in vorwiegender Weise berücksichtigt, auf welchen sich auch die einzige beigegebene kartographische Darstellung bezieht; nach den gegebenen Daten haben von Gesamt-Australien (Staatenbund einschließlich Neu-Seeland) einen Regenfall von weniger als 10 Zoll 1219800 Quadratmeilen, einen solchen von 10 bis 20 Zoll 852540 Quadratmeilen, von 20 bis 30 Zoll 469350 Quadratmeilen, von 30 bis 40 Zoll 251400 Quadratmeilen, von 40 bis 50 Zoll 166090 Quadratmeilen, von 50 bis 60 Zoll 47900 Quadratmeilen, von 60 bis 70 Zoll 56100 Quadratmeilen und von mehr als 70 Zoll 14100 Quadratmeilen. Es ist ferner eingehend die Verwaltung, besonders auch die Landverwaltung, klargelegt, die Landesverteidigung, das Erziehungswesen, sodann die Eisenbahnen, das Post- und Telegraphenwesen, die öffentlichen und privaten Finanzen und Finanzinstitute usw. Sodann wird namentlich Handel und Schiffahrt im einzelnen berührt und andererseits der Grund und Boden mit seinen Erträgnissen, der Art und Weise seiner Verteilung, seiner Nutzung, sei es bezüglich seiner Oberfläche, sei es bezüglich der im Innern vorhandenen Schätze. Endlich ist auch die Bevölkerung nach alle ihren einzelnen Beziehungen berücksichtigt worden, so Alter, Geburten, Todesfälle (auch nach den Todesursachen), Heiraten, Rasse und Nationalität, Gebürtigkeit, Religion usw. Alle diese Gegenstände sind aber durchweg in einer übersichtlichen textlichen Darstellung behandelt worden, welcher dann kleinere Tabellen mit den einzelnen bezüglichen Daten für die einzelnen Staaten, für die Jahresreihen usw. eingereiht sind; wir haben es also mit einem Textwerk und nicht mit einem vorwiegenden Tabellenwerk zu thun. Die einzelnen Gegenstände sind nach den verschiedensten Richtungen hin auf das sorgfältigste durchgearbeitet, mit den einzelnen Zahlenangaben sachgemäß erläutert und unter Berücksichtigung der allgemeinen Entwickelung, sei es, daß diese zahlenmäßig festzulegen oder nicht, sowie unter Vergleichung mit den bezüglichen Verhältnissen anderer Länder näher erörtert worden. Auf diese Weise wird sich das Werk als eine brauchbare Quelle für jeden, der sich über australische Verhältnisse im allgemeinen oder im einzelnen näher unterrichten will, darstellen.

Braunschweig. Dr. F. W. R. Zimmermann.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Wie Dr. M. Friederichsen an Petermanns Mitteilungen, 1901, Heft 4, berichtet, ist die marokkanische Expedition von Prof. Th. Fischer nach Erziehung guter Ergebnisse und Durchreisung der südmarokkanischen Provinzen Schedma, Ahmer und Abda zum Abschlusse gelangt. Die Umgebung des Zymsees, des einzigen größeren Sees von Marokko, wurde eingehend untersucht; es ist ein echter Steppensee mit 20 cm dicker Salzkruste. Geologisch gelang es den Reisenden, einen höchst wichtigen Fund zu machen, da sie im südmarokkanischen Atlasvorland Versteinerungen fanden, die die Annahme kretacischen Alters dieses großen Schichtungstafellandes zu bestätigen scheinen. Sodann ist der Expedition die Durchquerung von Abda und Dukkala geglückt und die Um-er-Rbia bei der großartigen Ruine Bulaun erreicht worden, jener Ruine, die Lempriere vor 100 Jahren zum erstenmal besucht hat. Nach Vollendung der Erforschung des Laufes der Um-er-Rbia hat die Expedition die östlich gelegene Provinz Schauia zweimal in ihrer ganzen Breite durchkreuzt, wobei sie auf völlig neuen Wegen gen Osten bis in den Steppengürtel des marokkanischen Atlasvorlandes eindrang. Professor Fischer glaubt auf dieser Reise ebensoviel und ebenso wertvolles Material zusammengebracht zu haben, wie auf seiner vor zwei Jahren unternommenen Forschungsreise. Ausgebrochene Unruhen hinderten Prof. Fischer noch an der beabsichtigten Erforschung des Dj. Zerhun bei Fez.

— Frau Preobrashenskaja hat in einem Briefe an die Russische Geographische Gesellschaft in St. Petersburg eine Besteigung des Knshek beschrieben, die sie im Sommer 1900 ausgeführt hat. Es ist ihr dabei gelungen, einen neuen und bequemeren Weg zur Besteigung dieses Berges ausfindig zu machen.

Digitized by Google

— Im Alter von 68 Jahren starb anfang Mai zu St. Petersburg der hervorragende Sinologe Dr. Emil Bretschneider, welcher 18 Jahre lang als Arzt der russischen Gesandtschaft in Peking lebte und in dieser Stellung vorzügliche Gelegenheit fand, tief in die chinesische Geschichte, Archäologie, Sprache und Geographie einzudringen, wie verschiedene ausgezeichnete Werke beweisen, die er teilweise in englischer Sprache veröffentlichte, wie seine „History of European botanical discoveries in China", eine seiner letzten Arbeiten. Unter seinen übrigen Werken seien erwähnt: Über das Studium und den Wert chinesischer botanischer Werke; Fusang, worin er die angebliche chinesische Entdeckung Amerikas zurückweist; Über die Kenntnis der alten Chinesen von den Arabern; Nachrichten über chinesische Reisende im Westen; Archäologische und historische Forschungen in Peking und seiner Umgebung; Mittelalterliche Untersuchungen aus ostasiatischen Quellen.

— J. Chalmers †. Der durch seine Forschungen und Veröffentlichungen über Neu-Guinea bekannte Missionar James Chalmers wurde im April d. J. an Airdfuß (Nordküste des Papuagolfes) mit mehreren Gefährten erschlagen, als er zwischen den dortigen Stämmen Frieden stiften wollte. Chalmers, der ein Alter von etwa 50 Jahren erreicht hat, war im Auftrage der Londoner Mission zunächst auf Raratonga im Hervey-archipel thätig und siedelte 1877 nach Neu-Guinea über, wo er seitdem im britischen Gebiete sein Missionswerk fortgesetzt hat. Sein Amt brachte ihn mit zahlreichen, kaum dem Namen nach bekannten Stämmen in Berührung, über die er viele wertvolle Beobachtungen sammeln konnte. 1885 berichtete er zusammen mit Dr. W. Gill zum erstenmal über seine Erfahrungen in dem Werke „Work and Adventure in New-Guinea" (deutsch Leipzig, 1886), dem er 1887 ein zweites Buch: „Pioneering in New Guinea", folgen ließ. Außerdem hat er einige Arbeiten ethnographischen, anthropologischen und linguistischen Inhalts in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht. Innerhalb der Litteratur über Neu-Guinea werden Chalmers fleißige Arbeiten dauernden Wert behalten.

— Neue Expeditionen zur Erforschung Alaskas. Vor einigen Wochen ist eine neue große, von der Geological Survey der Vereinigten Staaten ausgerüstete Expedition zur weiteren Erforschung Alaskas abgegangen. Sie ist vom Prince William Sound (Südküste) nach Norden zum Zusammenfluß des Koyukuk (Yukonnebenfluß) mit dem Allenklokat unterwegs und wird sich dort in drei Gesellschaften teilen. Die eine unter F. C. Schrader und H. J. Peters wird den Allenklokat hinaufgehen, zum Eismeer vordringen und die Küste ostwärts bis zur kanadischen Grenze neu aufnehmen; die zweite unter W. C. Mendenhall und D. L. Reaburn wird die Nachforschung der Netzebnehat erforschen und die dritte unter Leitung Gerdines die begonnenen Forschungen im Thale des Kupferflusses fortsetzen.

— Der bekannte Erforscher der Gletscher im westlichen Kankasus, Busch, hat der Russischen Geographischen Gesellschaft einen eingehenden Bericht über die von ihm während dreier Jahre gemachten Beobachtungen und Entdeckungen vorgelegt. Während dieser Periode hat Busch 60 neue Gletscher entdeckt und ein großes wissenschaftliches Material zusammengebracht. Der Bericht soll der Internationalen Gletscher-Kommission zugesandt werden (St. Peterb. Wjedom. 1901, Nr. 72).

— Stand der Landesaufnahme der Vereinigten Staaten. Während der letzten zwanzig Jahre sind 960000 englische Quadratmeilen oder 50 Proz. des Areals der Vereinigten Staaten durch die Geological Survey topographisch aufgenommen worden. Die Neu-Englandstaaten, die mittleren atlantischen Staaten und kleinere Teile von Wisconsin, Iowa, Louisiana und California sind im Maßstab von einem Zoll auf die Meile (1:62500) und mit Höhenkurven von 5 bis 20 Fuß Abstand kartiert, größere Gebiete von Kansas, Missouri, Texas und Virginia im halb so großen Maßstab (1:125000) und mit Höhenkurven von 20 bis 100 Fuß Abstand. Die Bundesregierung verwendet auf diese Arbeit jährlich etwa 350000 Dollar, doch tragen auch die einzelnen Staaten, manche bis zu 75000 Dollar jährlich bei, um die Aufnahme zu beschleunigen. Die Kosten betragen für offenes Land 5000 bis 10000 Dollar die englische Quadratmeile, für gebirgiges oder waldiges Land die zwei- bis dreifache Summe. Die Karten erscheinen in Blättern von 16,5 × 20 Zoll und umfassen je nach dem Maßstab Rechtecke von 15 oder 30′ der Länge und Breite.

— Wie die Metzer Zeitung mitteilt, hat die deutsche Sprache in den Reichslanden nach den Ermittelungen der letzten Volkszählung seit den letzten dreißig Jahren erhebliche Fortschritte gemacht. Das wird voraussichtlich dazu führen, daß die Zahl der Gemeinden, die bis jetzt noch vom Gebrauch der deutschen Geschäftssprache befreit waren, sich verringern wird. Ursprünglich betrug die Zahl der befreiten Gemeinden 428. Jetzt sind im Unterelsaß noch 22, im Oberelsaß 3 und in Lothringen 286, zusammen 311 Gemeinden befreit. Die Zahl hat sich mithin bereits um 117 verringert.

— Die Ausdehnung des alten Saharameeres. Man war bisher der Ansicht, daß der Golf, den zur Kreidezeit das Mittelmeer in die Sahara schickte, nach Südwesten nicht über die libysche Wüste hinausgereicht und so dem alten Gestein der Tibestigebirge eine Schranke gesetzt habe. Ein Zufall hat nun de Lapparent zu der Überzeugung geführt, daß in jener Periode weit größere Teile der Sahara vom Meere bedeckt gewesen sein müssen. In einer interessanten Abhandlung im Aprilheft von „La Géographie" führt er ungefähr folgendes aus: Auf Rohlfs Karte über seine Reise von Tripolis nach Kuka (Ergänzungsheft 25 zu „Petermanns Mitteilungen") findet sich zwischen Bilma und Agadem zweimal der Vermerk „Fossilien", und der Reisende berichtet (ebenda S. 40), daß der Boden dort sehr reich an Fossilien und Abdrücke von Ammonshörnern in den Gesteinen sehr häufig seien. Nachdem de Lapparent auf diese Thatsache, die bisher anscheinend nicht beachtet worden ist, aufmerksam geworden war, wandte er sich an Monteil, der bekanntlich ebenfalls jene Straße gezogen, mit der Frage, ob er nicht Ähnliches gefunden habe, und Monteil sandte ihm darauf einen versteinerten Seeigel, den er dort im September 1892 bei Sau Sanchar (18° 52′ nördl. Br.) aufgelesen hatte. Dieser Seeigel gehörte zu einer Art, die in den Pariser Sammlungen nicht vorhanden war, doch bekam de Lapparent schließlich heraus, daß ein in Baluchistan gefundener Seeigel derselben Gattung bereits als eine Neuheit beschrieben worden ist. Die Zeit aber, der dieser Seeigel aus Baluchistan angehört, war leicht zu ermitteln, denn das Gebiet, in dem er sich gefunden, ist gleichalterig mit der Kreide von Meudon. Daraus geht hervor, daß jener Mittelmeergolf zur oberen Kreidezeit nicht an den Bergen von Tibesti Halt machte, sondern bis in die Gegend des Tschadsees gereicht haben muß, wahrscheinlich westwärts auch bis Air, dessen Gebirge aus Granit bestehen. Ja, de Lapparent geht noch weiter und meint, es sei nicht unmöglich, daß das Kreidemeer vielleicht über den centralen Sudan und Kamerun hin den heutigen Atlantischen Ocean erreicht hatte. Ähnliche Funde aus jenem Teile Afrikas seien zwar nicht bekannt, aber das läge jedenfalls daran, daß die Reisenden darauf wenig geachtet hätten. de Lapparent empfiehlt daher den französischen Expeditionen, die ja jetzt häufiger in die Tschadseegegend kommen, ihr Augenmerk auf das etwaige Vorkommen von Fossilien zu richten. Jedenfalls aber sind schon die Schlußfolgerungen, die aus den Funden von Rohlfs und Monteil zu ziehen sind, interessant genug.

— Die schweizerkarte des Jost von Meggen. Die berühmte Schweizerkarte — „Alpisch Rhätia" Aegidius Tschudis wurde 1538 ohne dessen Vorwissen von Sebastian Münster zum erstenmal publiziert, doch hat sich von dieser ersten Ausgabe bisher kein Exemplar gefunden. Dagegen giebt es von ihr eine Redaktion, eine zunächst wohl für den Reisegebrauch bestimmte Verkleinerung, die, von Antonius Salamanca bearbeitet und dem in päpstlichen Diensten stehenden Luzerner Patrizier Jost v. Meggen gewidmet, 1555 in Rom erschienen ist. Diese Karte scheint sehr selten zu sein. Ein in der Luzerner Bürgerbibliothek vorhandenes Exemplar hat Professor Dr. Graf in Bern vorgelegen, der darüber im XVII. Jahresbericht der Geogr. Gesellsch. von Bern (Jahr bis 1899) eine kleine Studie veröffentlicht hat. Die Karte, über deren Zeichner Salamanca wir nichts Näheres wissen, ist 50 × 44 cm groß und abweichend von dem Tschudischen Original nach heutigem Brauche (Norden oben) orientiert, wie es damals schon in Italien üblich war; sie zeigt den barbarischen Charakter und getreulich auch die Tschudischen Fehler, z. B. Einlauf der Kander in den Thuner See und Versetzung des Dorfes Erlenbach ins Frutigthal. Da Jost v. Meggen mit Tschudi befreundet war, so hält es Prof. Graf für nicht unwahrscheinlich, daß Tschudi ihm seine Schweizerkarte übergeben hatte. 1566 ist die v. Meggensche Karte von Bertelli in Venedig nachgestochen worden, der jedoch vieles dabei fortgelassen hat, und jene verschlechterte Nachzeichnung war damals viel in Gebrauch. Ein Exemplar der Bertelischen Karte besitzt der Kartenverein Zürich.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 22. BRAUNSCHWEIG. 13. Juni 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet

Die Handelsaussichten Tsingtaus.

Von P. Georg M. Stenz. S. V. D.

Über die deutsch-chinesische Kolonie Tsingtau ist schon viel geschrieben worden, pro und contra. Man hat es als ein Eldorado hinstellen wollen, wo man nur „Tischchen deck dich“ zu rufen brauche, um in üppigem Reichtum zu schwelgen; man hat ihm auch schon jede Zukunft absprechen wollen. Deutschland hat bereits viel geistige und materielle Kraft auf den öden Felsen verwandt, der wie zum Hohne „Tsingtau“, „grüne Insel“, von den Chinesen genannt wurde. Eine ganze Reihe deutscher Firmen hat sich dort schon niedergelassen, die allerdings bis jetzt noch fast nur von der Hoffnung leben, soweit sie nicht in der Kolonie mit Kolonisten und der Regierung Geschäfte machen. Ob sich ihre Hoffnungen erfüllen werden? Ob die Millionen, die Deutschland für den dürren Strand des Gelben Meeres opfert, auch Deutschland wieder zu gute kommen werden?

Das goldene Zeitalter ist für die europäische Handelswelt in China längst vorüber. Immerhin kann aber das unermeßliche Reich, das, fast noch unerschlossen, vierhundert Millionen Menschen beherbergt, für den Handelssinn der Europäer ein recht dankbares Arbeitsfeld werden.

Tsingtau kann besonders für den deutschen Kaufmann von großer Wichtigkeit werden. Sein Hafen ist gut; das Klima ist nicht ungesund und für den Deutschen ziemlich erträglich (die mannigfachen Krankheits- und Todesfälle der ersten Jahre sind größtenteils auf andere Ursachen als das Klima zurückzuführen); das Interessengebiet umfaßt bedeutende Länderstrecken; außer Schantung noch Honan, Schansi, Schensi, Tschili und Kansu. Zum Teil sind diese mit europäischer Kultur nur wenig bis jetzt in Berührung gekommen.

Das bedeutendste Hindernis für die Entwickelung der Kolonie sind die bis jetzt sehr schlechten Kommunikationswege in das Innere. Die Provinz ist durch schwierige Gebirge und große Flüsse von Tsingtau getrennt. Der Weg zu dem industriereichen und fruchtbaren Ichou-fu z. B. ist für Frachten kaum passierbar, er führt — wenn man ihn überhaupt noch Weg nennen kann — über hohe Berge, über Felsen und Steingeröll. Wei hsien, Chou zuin, Tsinanfu und andere bedeutendere Städte importieren und exportieren, so gut es geht, von und nach Tschifu und Tientsin, beschränken sich dabei aber auf das Allernotwendigste.

Tsingtaus Zukunft hängt deshalb zum großen Teil davon ab, daß eine günstige Verbindung zwischen der Kolonie und den Handelscentren im Innern hergestellt werde, in erster Linie, daß die deutsche Schantungbahn, die alle wichtigeren Industrie- und Handelsplätze berührt, schnell fertig werde. Ein schöner Anfang ist ja gemacht, die die Bahn nach den neuesten Nachrichten schon bis Kiautschou-Stadt (etwa 75 km) in Betrieb gesetzt worden.

In folgendem möchte ich nun den Beweis führen, daß das nähere und entferntere Hinterland von Tsingtau ein bedeutendes Absatzgebiet für den deutschen Handel werden kann und somit für die Kolonie vielversprechend ist. Es handelt sich zunächst um die Provinz Schantung.

Die Provinz Schantung, das nähere und eigentliche Interessengebiet der deutschen Kolonie, ist mit Unrecht als arm verschrieen worden. Ein Land, das auf jedem Quadratkilometer durchschnittlich ungefähr 170 Menschen ernährt und zwar verhältnismäßig gut ernährt, kann nicht arm genannt werden. Es ist mit Ausnahme der bergigen Gegenden fruchtbar und gut bebaut. Jedem Reisenden, der mehrere Provinzen Chinas bereist hat, wird Schantung auffallen wegen der besseren Kleidung und Wohnungen seiner Bewohner. Die Viehzucht wird eifrig betrieben. Auch die Industrie steht in Blüte. Freilich ist die letztere nicht so entwickelt wie etwa in den südlichen Provinzen. Dafür war die Provinz bis dahin zu sehr von der Handelswelt abgeschlossen. Die alten Verkehrsstraßen sind auch jetzt in trostlosem Zustande, die herrlichen Brücken über die mächtigen Flüsse sind vielfach zerfallen, der Kaiserkanal und Hoanghn sind wegen Versandung einen großen Teil des Jahres hindurch nicht zu gebrauchen und die Regierung setzteifert fast nur darin, möglichst viel Geld aus dem sklavischen Volke herauszusaugen. Als europäischer Hafen kam nur Tschifu für Schantung in Betracht, der aber fast noch schlechter mit dem Hinterlande verbunden ist als Tsingtau.

Tsingtau hat somit ein wohlhabendes und kaufkräftiges Hinterland, sieher ein wichtiger Faktor für seine spätere Handelsaussichten.

Was speciell die nächste Umgebung Tsingtaus anbetrifft, so war dieselbe früher nicht reich gesegnet an Gütern. Gerade diese Gegend war durch ihre Armut in Schantung bekannt. Die öden Felsen lieferten nicht viel Bodenerträgnisse und das Meer ist an Fischen oft sehr karg. Seither aber wurden Tausende von Menschen an den Stadtanlagen, Häuserbauten und an der Eisenbahn beschäftigt und das verdiente Geld setzte die Leute in den Stand, weniger dürftig als früher zu leben. Die Wohlhabenheit ist entschieden gestiegen. Thatsächlich machen die Leute jetzt schon bedeutend mehr Ansprüche ans Leben wie früher. Statt der bisher gebrauchten rohen Baumwolle, die von Frauen und Mädchen gesponnen und gewebt wurde, mußten erhebliche Mengen Baumwollgarn und Baumwollzeug eingeführt werden.

Digitized by Google

Die Nachfrage nach Petroleum war zeitweilig so stark, daß sie kaum befriedigt werden konnte.

Trotz der armen Bevölkerung betrug aber doch der Handel, den früher chinesische Dschunken in den kleinen Hafenplätzen der Kiautschoubucht Tapo tou, Nü kou, Ta'an kou vermittelten, ungefähr drei Millionen Taels (1 Tael etwa 2,40 Mk.). Eingeführt wurden aus Südchina Baumwolle, Papier, Porzellan, Reis, etwas Zucker und Thee, ausgeführt wurden Bohnen und Erdnüsse, Bohnen- und Erdnußkuchen und Früchte. Mit dem Ausban von Tsingtau wird dieser Dschunkenhandel diesen zufallen.

Was die Provinz Schantung betrifft, so werden als die bedeutendsten Ausfuhrartikel Kohle, Seide und Strohgeflechte zu nennen sein.

Man hat in verschiedenen Distrikten, besonders in Wei hsien, Pao shan, Ichou, Ihsien, Kohlen von vorzüglicher Qualität und Quantität gefunden. Es wurden in Tiefen von 160, 163 und 166 m Flöze von 1, 1,50, 1,80 m Dicke gefunden, ja in 78 m Tiefe ein Flöz von 4 m Dicke. Die Kohlen Wei hsiens liegen nur etwa 150 km von Tsingtau entfernt. Sie können also sehr gut mit der Kaipingkohle konkurrieren. Tsingtau hat zudem den Vorzug vor Tongu (wo die Kaipingkohle verschifft wird), daß sein Hafen eisfrei ist. Wo aber die Kohle die Grundlage für das Aufblühen giebt, sind die Aussichten gut, besonders da auch Eisen, Kupfer und andere Erze in Schantung gefunden werden und in Tsingtau verarbeitet werden können. (Ich kenne bedeutende Eisenlager mit einem Eisengehalt von 70 Proz.)

Ein anderer bedeutender Ausfuhrartikel wird die Seide werden. Man kennt in Schantung den Maulbeerspinner (bombyx mori), den Ailanthusspinner, die feinere Seide spinnen, und den Eichenspinner (saturnix pernyi), der auf den Blättern der Quercus castaneaefolia, mongolica und dentata seine Nahrung findet und die grobere, „wilde" oder Tussahseide produziert. Die wichtigsten Seidendistrikte Schantungs sind Tsch'angi (Hauptort Liut'ung), Ts'ing chonfu, Chou zuin. Die Berge, die nahe und fern Deutsch-China umgeben, zeichnen sich alle durch Seidenzucht aus. Die Händler von Liut'ung bereisen alljährlich besonders die östlich gelegenen Distrikte, wie Chu tcheng, Tjü chon, Ischui, und kaufen dort die Seidenkokons auf, die sie dann auf Lastieren über Kiautschou, Ping tu nach Hause bringen, wo sie verarbeitet und versandt werden. Liut'ung ist außerdem ein Hauptatapelplatz für einheimische Baumwollstoffe, die von hier in die benachbarten Provinzen verschickt werden. Nach den Angaben der chinesischen Zollbehörde soll sein Versand allein nach Peking monatlich 300000 Taels betragen. Der Distrikt Ts'ing chonfu produziert Seide im Werte von etwa 2 Millionen Taels. Der wichtigste Ort für den Seidenhandel ist aber Chou zuin. Er bezieht seine Seide großenteils aus den Distrikten Mung ju, Ischui, T'ai ngan, Ichou, T'eng hsien, Sint'ai und Lä u. Sein Handel wird auf 15 Mill. Taels geschätzt.

Während nun früher alle Frachten auf den beschwerlichen Wegen mit Lastieren und Karren verschickt wurden, teils in die benachbarten Provinzen, teils über Tschifu (Tschifu führt jährlich für etwa 3 Mill. Taels Seide aus) nach dem Auslande, wird in Zukunft Tsingtau der Hauptausfuhrort werden. Während Liut'ung nämlich fünf, Ts'ing chonfu sieben, Chou zuin acht Tagereisen von Tschifu entfernt liegen, wird das erstere nur eine kurze Tagereise von der Bahnstation Wei hsien liegen und werden die beiden anderen Orte selbst Bahnstationen werden. Bei rationeller Behandlung scheint mir sogar Tsingtau ein Hauptatapelplatz für Schantungseide werden zu können.

Ein dritter Artikel, der von Tschifu jährlich im Werte von etwa 1,5 Mill. Taels ausgeführt wird, sind Strohgeflechte. Ihre Hauptproduktionsgebiete sind Lä chou fu, Teimo und Kiautschou. Der wichtigste Markt ist Sha ho, etwa 120 km von Tsingtau entfernt. Der Weg von Sha ho nach Tschifu beträgt vier Tagereisen, nach der Bahnstation Wei hsien nur einen, gewiß ein Vorzug, der Tsingtau zugute kommt.

Außer diesen Artikeln werden besonders aus Schantung ausgeführt werden können Felle, Öl, Ölkuchen, Tabak, der in vorzüglicher Qualität in Ischui, Jen chonfu, Tsingau fu gedeiht, Früchte, an denen Schantung bekanntlich sehr reich ist, Chinahanf, Wolle u. s. w.

Was aber kann nach Schantung importiert werden? Ich möchte einfach antworten: Alles. Bis jetzt ist der Import europäischer Waren verhältnismäßig gering gewesen. Auf dem langwierigen Wasserwege des Kaiserkanals und Siao-ts'ing ho oder auf den elenden Landstraßen wurden die Waren von Schanghai, Tientsin und Tschifu befördert. Die Reise eines mir bekannten großen Kaufmanns aus Tsining nach Schanghai dauert jedesmal zwei bis drei Monate. Die Frachten wurden deshalb verhältnismäßig teuer und den Chinesen daher der Kauf verleidet. Sobald die Bahn die hauptsächlichsten Städte wie Wei hsien, Tsinanfu, Jen chonfu, Tsining, Ichoufu berührt, wird der Import gewaltig wachsen. Deutsche Waren können dann auch billiger ins Innere gebracht werden und mit den jetzt fast ausschließlich gangbaren japanischen Schundwaren konkurrieren.

Ich meine, nach den vorstehenden Ausführungen darf man die Handelsaussichten für Tsingtau günstige nennen. Der Handel Tschifus, der sich auf etwa 25 Millionen beziffert, wird zum großen Teil Tsingtau zufallen, aber durch die mit der Bahn geschaffene bessere Kommunikation uns vielfache gesteigert werden können. Tschifu wird darunter leiden. Auch Schanghai resp. Tsching kiang und Tientsin werden, wenigstens für Schantung und die Nachbarprovinzen, durch den Ausban Tsingtaue Verluste haben.

Allerdings ist bei allen Aussichten die Hauptbedingung, daß es friedlicher im Innern werde als bisher. Unter diesen Wirren kann der Handel nicht gedeihen. Es wird auch notwendig sein, daß die deutschen Kaufleute es verstehen, durch reelle und billige Geschäftsführung und freundliches Entgegenkommen die Chinesen an sich zu ziehen. Die Kenntnis der Sprache und Sitten der Bevölkerung ist ebenfalls von Wichtigkeit und sollte von strebsamen Kaufleuten ernst ins Auge gefaßt werden. Die Kolonie selbst muß danach trachten, einen regelmäßigen und direkten Dampferverkehr mit der Heimat zu erhalten.

Tsingtau kann bis jetzt stolz sein auf seine Entwickelung und wir dürfen mit Recht hoffen, daß es in dieser Entwickelung fortschreitet. Wo bis vor drei Jahren nur armselige Fischerhütten standen und ein Regiment besoffter Soldaten ihr Unwesen trieb, ist jetzt eine freundliche Stadt emporgewachsen mit stattlichen Kaufhäusern und herrlichen Villen, im vornehmsten Tropenstile erbaut. Die schöne blaue See umspült die reich gegliederte Küste oder bricht sich rauschend und grollend an den steilen Felsen, die die Bucht wie Wachtposten beschützen. Mächtige Kriegsschiffe und Kauffahrteidampfer liegen im Hafen, kleine Pinassen durchkreuzen eilig die Bucht, chinesische Dschunken segeln wie große Falter über die klaren Wellen, das dürre Gerippe der kahlen Felsen und Berge beginnt sich durch frisches Grün und Blumen zu beleben: ein Bild des Lebens, des Frühlings, der einen herrlichen, reichen Herbst verspricht.

Digitized by Google

Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee im Jahre 1900.

Von H. Singer.

Zu den älteren Schutzgebieten in der Südsee sind im November 1899 die Samoa-Inseln Upolu und Savaii hinzugekommen, und die offizielle Proklamation der deutschen Schutzherrschaft über die letzteren erfolgte am 1. März 1900 in Apia. Von Bedeutung für größere Teile der deutschen Südseeschutzgebiete waren die Anbahnung besserer Schiffsverbindungen mit der Heimat und die Malariastudien des Geheimrats Prof. Dr. Koch. Verhandlungen mit dem Norddeutschen Lloyd ergaben die Neugründung zweier Dampferlinien, von denen die eine von Singapore über Neu-Guinea (Herbertshöhe, Friedrich-Wilhelms-Hafen), die andere von Hongkong über die Mariannen (Saipan), Karolinen (Ponape) und Neu-Guinea nach Sydney geht, und die beide in 12wöchigen Zwischenräumen befahren werden. Ferner bewirkt seit dem 1. Januar d. J. ein Dampfer der Jaluit-Gesellschaft alle sechs Wochen den Anschluß der Marshall-Inseln an jene Linien. Die wichtigen Beobachtungen des Geheimrats Koch über die Malaria betreffen Neu-Guinea, zahlreiche Inseln des Bismarck-Archipels, sowie Karolinen und Mariannen und sind zumeist in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift", teilweise auch im amtlichen „Kolonialblatt" veröffentlicht worden. Werfen wir nun einen Blick auf die einzelnen Schutzgebiete.

I. Kaiser-Wilhelms-Land und Bismarck-Archipel.

Aus Stephansort und Herbertshöhe liegen zum erstenmal genaue Regenmessungen vor, und zwar aus der zweijährigen Periode Juli 1898 bis Juli 1900. Die Werte sind sehr unregelmäßig und lassen streng geschiedene Regen- und Trockenzeiten nicht erkennen; für das Jahr 1899 betrug die Regenhöhe für Stephansort 2732, für Herbertshöhe 2338 mm. Die Schattentemperaturen schwankten für beide Orte bis Mitte 1900 zwischen 24 und 33°C. Erdbeben wurden im Bismarck-Archipel im Januar und Februar 1900 außerordentlich häufig beobachtet. Nach Kochs Forschungen sind von der Malaria verseucht ein großer Teil der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land, der Gazelle-Halbinsel (Neu-Pommern), der Nord- und Ostküste von Neu-Mecklenburg, der French-Inseln und ein Teil von Neu-Hannover, während die ostwärts von Neu-Mecklenburg liegenden kleineren Inseln entweder ganz frei von Malaria oder nur wenig von ihr beherrscht sind. Das Ergebnis ist von großer praktischer Bedeutung für das Schutzgebiet, vor allem für die Lösung der Arbeiterfrage.

Die europäische Bevölkerung nimmt langsam zu und betrug Ende Juni v. J. mit Einschluß der der Westkarolinen 353[1]). Daneben ist in geringerem Maße eine Zuwanderung von Chinesen und Malaien — hauptsächlich Zimmerleuten, Köchen, Dienern, Händlern — bemerkbar, die sich im Schutzgebiete ansebeinend dauernd niederzulassen beabsichtigen. Die einheimische Bevölkerung dürfte dem amtlichen Jahresbericht zufolge früher der Zahl nach unterschätzt worden sein, und es wird die Ansicht ausgesprochen, daß die Bevölkerungsabnahme bei geordneter Verwaltung wohl zum Stehen kommen und von einer Vermehrung abgelöst werden würde. Auf den Hermite-, Anachoreten- und Fead-Inseln freilich sterben die Eingeborenen aus. Auf der Gazelle-Halbinsel hat stellenweise eine merkliche Vermehrung stattgefunden, an anderen Stellen wieder eine Verminderung. Eine Zählung auf der Gruppe Nen-Lanenburg im Mai 1900 ergab 3400 Einwohner, und diese Zahl dürfte zur Abschätzung der Bevölkerung anderer, ähnlicher Gebiete einen Anhalt geben.

Die Pflanzungen der Europäer sind in der Ausdehnung begriffen; insbesondere wird das durch die Neu-Guinea-Kompanie, die Firmen Forsayth und Mouton und die Mission von Heiligen Herzen Jesu mit Kokospalmen bepflanzte Gebiet rasch vergrößert. Auch die Firma Hernsheim schenkt jetzt dem Anbau von Kokospalmen mehr Aufmerksamkeit und läßt einzelne Gebiete und ganze Inseln pflanzungsmäßig herrichten. Am Varzinberg legt der Kaufmann Wolff eine Pflanzung an, die neben Kokospalmen auch Kaffee-, Kakao- und Gummikultur umfassen soll; daß Kaffee, Kakao und Vanille auf der Gazelle-Halbinsel gedeihen, ist durch Versuche schon mehrfach bewiesen. Die Tabakpflanzungen der Neu-Guinea-Kompanie versprechen wiedernm mehr Erfolg, so ist die Tabakplantage Jomba bei Friedrich-Wilhelms-Hafen von neuem in Betrieb. Von den direkten Lloydlinien hofft man, daß sie die bisher nur schwache Ausfuhr von Edelhölzern nach China befördern wird. Die Kopraproduktion der Eingeborenen dürfte noch erheblich steigen, der Handel mit ihnen in Trepang und vielleicht auch in Schildkröten- und Perlschalen dagegen in absehbarer Zeit sinken. Zur Gewinnung von Kautschuk sind die Eingeborenen bisher nicht zu bewegen gewesen, zumal die Kautschuk liefernden Pflanzen nur vereinzelt verkommen; die Neu-Guinea-Kompanie ist deshalb mit dem Anbau von Kantschukpflanzen selbständig vorgegangen. Von Bedeutung ist der auf der Lanterbachschen Expedition vom November und Dezember 1899 gewonnene Nachweis, daß der Ramuflufs bis 5° südl. Br. mit Dampfern befahrbar ist und in seinem Oberlauf ein zu Kulturanlagen wahrscheinlich geeignetes Land durchströmt. Hierbei ist auch — innerhalb der Konzessionszone der Neu-Guinea-Kompanie — das Vorkommen von Allnvialgold festgestellt worden. Die Kompanie besitzt größere Rinderherden in Stephansort und Herbertshöhe, ebenso die Missionen; doch bedarf es noch immer der Rindereinfuhr. Die Handelsbewegung ergiebt für das Jahr (1. April 1899 bis 1. April 1900) folgendes Bild: Einfuhr nach Kaiser-Wilhelms-Land 377682, nach dem Bismarck-Archipel 1240925 Mk., zusammen 1618607 Mk., Ausfuhr aus Kaiser-Wilhelms-Land 212117, aus dem Bismarck-Archipel 907282 Mk., zusammen 1119399 Mk.

Die Beteiligung der einzelnen Produkte an der Ausfuhr erhellt folgende Tabelle:

Kaiser-Wilhelms-Land		Bismarck-Archipel	
Waren	Wert Mk.	Waren	Wert Mk.
1. Tabak	119 360	1. Baumwolle .	71 800
2. Baumwolle . .	19 200	2. Kopra	651 141
3. Kopra	65 000	3. Trepang . . .	110 634
4. Trepang . . .	3 152	4. Schildpatt . .	31 908
5. Schildpatt . .	50	5. Perlschalen .	32 164
6. Perlschalen . .	330	6. Holz	20
7. Holz	4 525	7. Verschiedenes	9 595
8. Verschiedenes .	500		

[1]) Der amtliche Jahresbericht für 1899/1900, dem wir hier teilweise folgen und auf den man in der Hauptsache angewiesen ist, zählt leider vielfach die Karolinen, Palau-Inseln und Mariannen in seine Angaben mit hinein, so daß eine streng gesonderte Betrachtung nicht durchweg möglich ist.

Digitized by Google

Ein Vergleich der Zahlen für den Bismarck-Archipel, die für 1898/99 vorliegen, lehrt, daß hier die Einfuhr um 180000 Mk. gestiegen, die Ausfuhr um 32000 Mk. zurückgegangen ist. Der wirtschaftlichen Entwickelung des Schutzgebietes sagt der Bericht ein verhältnismäßig langsames Tempo voraus, da es an Menschenarmut leidet, und diese Anschauung ist zweifellos die richtige — wenn sie nicht noch gar zu optimistisch ist.

Zu Strafzügen war leider mehrfach Veranlassung. Auch halten die Stämme keineswegs Frieden untereinander, und es ist die Gier nach Menschenfleisch, die in Melanesien noch fortwährend zu den entsetzlichsten Kämpfen und Bestialitäten führt. Grausamkeit, Hinterlist und Feigheit bezeichnet der Verfasser des amtlichen Jahresberichtes als die hervorstechendsten Eigenschaften der dortigen Eingeborenen.

An wissenschaftlichen Arbeiten hat es nicht gefehlt, und die Reisen des Gouverneurs und des kaiserlichen Richters haben manchen interessanten Beitrag zur Kenntnis des Archipels geliefert. Zu nennen sind hier die Berichte im „Kolonialblatt" über Reisen nach der Gazelle-Halbinsel und nach den Bainingbergen, nach den French-Inseln, der Lanenburggruppe, der Ostküste von Neu-Mecklenburg, nach Neu-Hannover und St. Matthias, nach der Nordküste von St. Merite und nach den deutschen Salomons-Inseln. Leider währten diese Besuche wenig bekannter Küsten immer nur wenige Tage und boten zu näherer Bekanntschaft mit den Eingeborenen wenig Muße; aber man muß doch ausdrücklich anerkennen, daß der Gouverneur die Kenntnis des Archipels nach besten Kräften zu fördern sucht, soweit es die sehr beschränkte Zeit und die noch mehr beschränkte Gelegenheit nur irgend gestatten. Wie ergebnisreich auch ein nur kurzer Besuch sein kann, beweist z. B. die Fahrt nach dem bisher ganz ungenügend bekannten, berüchtigten St. Matthias, dessen Bewohner neulich den deutschen Reisenden Mencke ermordet haben. Sie führte zu einer Aufnahme der Küste durch den Kreuzer „Seeadler", während der bekannte Parkinson, der sich an Bord befand, die ersten guten Informationen über die dortigen Eingeborenen sammeln konnte (vgl. seinen Bericht in Nr. 15 des laufenden Globusbandes). Zu erwähnen ist ferner Parkinsons Arbeit über Batty und Dureur (Globus, Bd. 78). Das Vermessungsschiff „Möwe" nahm u. a. die Nordküste der Gazelle-Halbinsel finden sich auf der im Berichtjahr erschienenen Seekarte 102 der deutschen Admiralität verzeichnet, während die Aufnahmen Dr. Lauterbachs auf seiner erwähnten Ramufahrt von Ende 1899 im ersten diesjährigen Hefte der „Mitteil. aus den deutschen Schutzgebieten" veröffentlicht worden sind.

II. Die Karolinen und Palau-Inseln

sind administrativ in die Verwaltungsbezirke Ostkarolinen und Westkarolinen mit den Regierungssitzen auf Ponape und Yap eingeteilt; sie unterstehen, wie auch die Mariannen, dem Gouverneur von Neu-Guinea, seien aber hier besonders besprochen. Auf Yap richtet die noch herrschende Blattkrankheit unter den Kokosbeständen großen Schaden an, und es sind stellenweise bis zu 45 Proz. der Palmen eingegangen. Die Kalamität ist um so empfindlicher, als für Kulturen auf der Insel zur Zeit nur die Kokospalme in Betracht kommt. Versuchspflanzungen mit Kaffee und Kakao sind geplant, nachdem intelligentere Eingeborene sich damit bereits befaßt haben.

Die fremde Bevölkerung setzt sich außer aus 29 Weißen aus einigen Tagalen, Chamorros und Japanern zusammen, während die eingeborene Bevölkerung nach neuester Schätzung 8000 bis 9000 Köpfe betragen dürfte. Die Einwohnerzahl der Palaus wird auf 3000 angenommen. Diese Gruppe produziert noch sehr wenig, doch sollen sie nach dem Urteil von Kennern derjenige Teil des Bezirkes sein, der am meisten verspricht, wenn er ernstlich in Angriff genommen wird. Die Bevölkerung von Ponape betrug am 1. Februar v. J. 3125. Hier ist der Hafen von Langer verbessert worden. Ponape ist nach Koch malariafrei und hat gesundes Klima ebenso wie Yap. Die Trepangfischerei um Ponape wurde im April 1900 verboten, da die Holothurie sich zu erschöpfen drohte. Mitteilungen über den Handel liegen nur für die Ostkarolinen vor. Die Einfuhr hatte im Jahre (April 1899/1900) einen Wert von 183912 Mk., die Ausfuhr einen solchen von 101466; darunter figuriert die Kopra mit 91315 Mk. Beide Zahlen beruhen jedoch auf unvollständigem Material und dürften sich um je 80000 Mk. erhöhen. Vizegouverneur Dr. Hahl, dessen Bericht in Nr. 7 des diesjährigen „Kolonialblattes" wir die vorstehenden Angaben entnehmen, äußert sich über die Karolinen wie folgt: Es erscheint fraglich, ob auch der angestrengteste Wettbewerb, von den Ruckinseln abgesehen, eine Förderung des Handels noch erzielen kann. Was den Hauptausfuhrartikel, die Kopra, anlangt, so werden die vorhandenen Palmenbestände bereits gut ausgebeutet. Die Entwickelung der Karolinen, die Hebung der Ausund Einfuhr wird daher wesentlich von der Entfaltung einer umfassenden Pflanzungsarbeit abhängen. Unseres Erachtens wird man abwarten müssen, ob selbst diese bescheidene Hoffnung sich erfüllt; der Nachweis, daß die Karolinen sich in erheblichem Umfange für Plantagenkultur eignen, ist noch nicht erbracht, und im übrigen fehlt es auch hier an Arbeitern. Die Bedeutung des Besitzes der Karolinen ist für uns mehr „weltpolitischer" Art.

Von wissenschaftlichen Untersuchungen sind die botanischen Untersuchungen Prof. Dr. Volkens' zu nennen, die sich auch auf die Marianneu erstreckten; die Ergebnisse sind indessen unseres Wissens noch nicht vollständig bearbeitet. Eine Karte der Insel Yap in 1:75000 mit Ergänzungen nach Volkens brachte Nr. 1 der diesjährigen Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde. Im Februar 1900 untersuchte die bekannte Tiefsee-Expedition des Prof. Agassiz auch die Meeresteile der Karolinen. Eine wichtige, noch unbekannte Arbeit des 1896 verstorbenen Kubary über die Nukuorgruppe brachten die vorjährigen Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg. Bedeutung hat endlich das Ende 1899 erschienene Werk des Engländers Christiane, „The Caroline Islands", und eine Reihe von Aufsätzen dieses Forschers in der „Deutschen Kolonialzeitung".

III. Die Mariannen.

Die Mariannen bilden einen eigenen Verwaltungsbezirk mit dem Regierungssitze auf Saipan. Das Klima ist tropisch, mit einer von Mai bis Oktober herrschenden Regenzeit. Die Wasserverhältnisse sind nicht günstig, wenn es auch an Feuchtigkeit nicht fehlt. Die meisten Inseln sind mit vielleicht wertvollem Walde bedeckt, doch waren die Kokosbestände bisher wenig ergiebig; schätzungsweise erntet man jährlich 660 Tonnen Kopra, die von japanischen Händlern mit 120 bis 140 Mk. die Tonne aufgekauft werden. Seit dem 1. April v. J.

Digitized by Google

haben die Gemeinden als solche die Ernten und Neuanpflanzungen vorzunehmen, die Kopra zu verkaufen und den Erlös unter die Familien zu verteilen, wobei die Junggesellen jedoch nichts bekommen. Auf Tinian existiert eine verwilderte Herde von 600 bis 700 Stück Rindvieh neben tausenden von Schweinen und Hühnern. Die Bevölkerung zieht der amtliche Bericht auf 1938 an; von diesen wohnen allein 1237 auf Saipan. Nur die 491 Bewohner der Insel Rota sind nach Gestalt und Sprache als die einzigen unvermischten Reste der alten Chamorros anzusehen. Die spanische Kopfsteuer ist von der deutschen Verwaltung übernommen worden und beträgt 3 Mk. für den erwachsenen Mann. — Über die Bedeutung der Gruppe für den Weltverkehr äußert sich der amtliche Jahresbericht u. a. wie folgt: Die Mariannen haben unter den mikronesischen Inselgruppen die größte Aussicht für eine künftige hohe Bedeutung im Weltverkehr. Sie liegen im Schnittpunkt der großen Verkehrsstraßen der Zukunft: Japan — Australien, San Francisco — Philippinen, Ostasien — Panama. Und wenn auch zunächst das amerikanische Guam sich rascher und glänzender entwickeln wird — dem deutschen Handel und Verkehr ist in den deutschen Mariannen die Möglichkeit gegeben, sich einen Stützpunkt zu schaffen, der vor Guam manches voraus haben wird, vor allem den besseren Hafen. Der durch ein Riff und eine vorgelagerte kleine Insel gebildete Hafen von Tanapag auf Saipan ist sehr geräumig, ohne Untiefen und völlig geschützt gegen die acht Monate im Jahr herrschenden Ostwinde.

IV. Die Marshall-Inseln.

Die Gesamtzahl der Fremden betrug Ende März v. J. 126, die eingeborene Bevölkerung nach einer Zählung von 1898 ziemlich genau 15000 Seelen. Die Regenmenge des Jahres (1899/1900) sank von 4642 mm im Vorjahre auf 3237 mm. Die Kokosernte ist gut ausgefallen, und es sind viele Neuanpflanzungen vorgenommen. Der Handel verzeichnet einen Rückgang: die Ausfuhr von 1898/99 bewertete sich auf 545800 Mk., 1899/1900 dagegen auf 509200 Mk.; die Zahlen für die Einfuhr sind hier geringer als die für die Ausfuhr: 465700 bezw. 454300 Mk. Prof. Agassiz' Forschungen betrafen im Januar 1900 auch die Meeresteile im Archipel der Marshall-Inseln.

V. Samoa.

Über Samoa finden sich in dem amtlichen Jahresbericht über die Schutzgebiete noch keine Mitteilungen. Was sonst an solchen vorliegt, sei hier kurz zusammengefaßt: Am 14. August erhielt Samoa die Selbstverwaltung, nachdem die Häuptlinge den Treueid geleistet hatten. Danach steht an der Spitze ein Oberhäuptling (Mataafa), der die Vermittelungsinstanz für die Wünsche und Befehle des Gouverneurs bildet. Die einzelnen Distrikte werden durch Unterhäuptlinge verwaltet, denen Richter an die Seite gestellt sind. Für die Ordnung in den einzelnen Dörfern sorgen die Dorfschulzen, denen als Exekutivorgane Polizisten beigegeben sind. Upolu ist in vier, Savaii in sechs Distrikte eingeteilt, während die dazwischen liegenden kleinen Inseln Manono und Apolima zusammen einen Distrikt bilden. Von Häuptlingen sind demnach 11 vorhanden; ferner 20 Richter, 101 Dorfschulzen und 35 Polizisten. In der Zeit vom 15. August bis 30. September v. J. fand auf Samoa die erste Volkszählung statt; sie ergab für Upolu 17755, für Savaii 14022 und für Manono und Apolima 1038, zusammen 32815 Einwohner, darunter 16894 männliche und 15921 weibliche. Über den Handel Samoas reichen die letzten erreichbaren Daten nur bis Ende 1899. Der Wert der Einfuhr in jenem Jahre erreichte 2141000, der der Ausfuhr 1488960 Mk., und beide Zahlen bedeuten einen sehr erheblichen Fortschritt gegen das Jahr 1898, trotz der Stockung infolge der Unruhen. Es ist anzunehmen, daß die Einfuhr, nachdem vorläufig endlich die lange ersehnte politische Ruhe eingetreten ist, von Jahr zu Jahr zunimmt, doch ist es noch keineswegs sicher, daß diese Ruhe von Dauer sein wird, und Kenner der Verhältnisse raten zu einer erheblichen Verstärkung der Polizeitruppe. Hauptausfuhrartikel ist natürlich die Kopra; daneben figurieren noch frische Früchte, Bananen und Ananas mit 16346 Mk., die 1899 ausschließlich nach Auckland gingen. — Nach Erwerbung der Inseln durch das Deutsche Reich tauchten zahlreiche Schilderungen Samoas auf, die jedoch einen wissenschaftlichen Wert nicht hatten. Von Bedeutung sind aus den letzten Jahren namentlich die Aufsätze v. Bülows und Reineckes. Eine umfangreiche, auf wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Monographie über Samoa aus der Feder Dr. A. Krämers ist zur Zeit im Erscheinen begriffen.

Kamerun im Jahre 1900.

Von H. Seidel. Berlin.

Wer sich über die jeweilige Lage irgend einer unserer Kolonieen unterrichten will, greift wohl zuerst nach den alljährlich im Reichstage vorgelegten „Denkschriften über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete". In dieser vornehmsten amtlichen Quelle hofft er, alle notwendigen Angaben zu finden, aus denen sich ein möglichst zutreffendes Bild konstruieren läßt. Leider entsprechen die jüngsten „Denkschriften" vom 23. Februar 1901 diesen Anforderungen nicht immer. Besonders dürftig ist zu unserem Leidwesen der Abschnitt über Kamerun ausgefallen. Das gewaltige Besitztum, das an Größe nur wenig hinter dem Mutterlande zurückstehlt, ist auf nicht mehr als 28 Seiten behandelt worden. Davon nehmen die Missionsberichte volle zehn Seiten in Anspruch. Der Bericht des Regierungsarztes braucht drei Seiten, der über die Regierungsschulen $2^1/_4$ Seiten und der über Post und Telegraph $1^1/_2$ Seiten. Sonach bleiben für die wichtigsten Dinge gerade elf Seiten übrig!

Es ist kaum anzunehmen, daß sich die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes mit einer solchen Leistung zufrieden giebt. Von den drei Bezirksämtern — außer dem Regierungssitz Kamerun —, nämlich Viktoria, Kribi und Edea am Sanaga, fehlt jede genauere Auskunft. Auch über die acht älteren Stationen Buea, Lolodorf, Yaunde, Campo, Johann-Albrechts-Höhe, Rio del Rey, Yoko und die Ngoko-Station verlautet so gut wie nichts. Die Gründung der neuen vorgeschobenen Posten Nsakpe, Ebolowa und Yahassi wird mit wenigen Zeilen erwähnt. Ans Yaunde hören wir nur, daß dort ein Elefantenhof eingerichtet ist, da „vor wenigen Monaten acht junge, bereits gezähmte Elefanten

Digitized by Google

von einem Eingeborenen vergiftet wurden". Damit ist dieser politisch und kommerziell gleich bedeutsame Platz für den Gouverneur abgethan. Ueberhaupt umfaßt das ganze Kapitel „Verwaltung" kaum zwei Druckseiten, und das über eine Periode, die für die Geschichte der Kolonie von einschneidender Wichtigkeit ist.

Wie es im Innern des Landes, namentlich in Deutsch-Adamaua, aussieht, bleibt uns verschleiert. Zum Beweise dessen mag die Denkschrift reden. „In Tibati wurde der von der Regierung eingesetzte Lamido Chiroma durch eine Empörung der Fullahs vertrieben und totgesagt. Letzteres bestätigte sich jedoch nicht, und wird derselbe, nachdem die Ordnung in Tibati wieder hergestellt ist, nach dort zurückkehren. Der Empörer Galadima wurde in Hama Manga (am Mbam) geschlagen und ist wahrscheinlich auf der Flucht ertrunken." Noch dilatorischer, aber wenigstens stilistisch richtiger wird die Südostzone behandelt. Es heißt darüber: „Die deutsche Herrschaft im Sanga-Ngokogebiete befestigt sich immer mehr, dem Handel der hier interessierten Südkamerun-Gesellschaft die Wege ebnend."

Das letztere kann unseres Erachtens schwerlich Aufgabe der Regierung sein. Nicht das Reich mit seinem Personal und den der Volksvertretung mühsam abgerungenen Zuschüssen hat hier das Land zu erschließen, sondern die Gesellschaft mit ihren nach Millionen zählenden Kapitalien.

Damit verlassen wir vorläufig den unfruchtbaren Jahresbericht und wenden uns den Konzessionen zu. Die schon im Vorjahre erwähnte Gesellschaft „Nordwestkamerun" hat mittlerweile ihre Thätigkeit im Schutzgebiete begonnen. Ihr Generalbevollmächtigter, Hauptmann a. D. Ramsay, wurde mit einer starken Expedition zum Mangu- oder Crofluſſe und nach Bali entsandt. Um ihren Handelsunternehmungen geeignete Stützpunkte zu sichern, erwarb die Gesellschaft sämtliche Faktoreien von Woermann & Co., Jantzen und Thormählen, desgleichen von Westphal, Stavenow & Co., soweit sie am Rio del Rey und dem Kamerunbecken nebst Zuflüssen liegen[1]). Das Haus Woermann & Co. hat daranf seine Niederlassung in Malimba an der südlichen Sannagamündung zum Hauptsitz erhoben, von dem aus die 15 Zweiggeschäfte verwaltet werden.

Die Zahl der Pflanzungsgesellschaften in der Kolonie beträgt zur Zeit 13, d. h. einschließlich des botanischen Gartens in Viktoria und der Plantage der katholischen Pallottiner-Mission in Kribi. Von den elf übrigen sind sieben bereits produktiv, nämlich die Pflanzungsgesellschaft „Günther-Soppo" in Kakao und Kaffee, „Lisoka" oder Esser und Oehelhäuser[2]) in Kakao und Gummi, die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Viktoria" in Kakao und daneben in Kaffee, Mais und Gummi, die Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft in Kakao und Liberiakaffee, Lönnel & Co. in Kakao und arabischem Kaffee, die „Moliwe"-Pflanzungsgesellschaft in Kakao und Kautschuk und die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Bibundi" in Kakao, Tabak und Vanille. Außerdem hat sich vergangenes Jahr in Berlin ein Kamerun-Syndikat und eine Ramie- und Kakao-Plantagengesellschaft „Kamerun" gebildet, von denen jedoch das letzte „Kolonial-Handels-Adreßbuch" keine näheren Angaben bringt. Auch die Gesellschaften Südkamerun und Nordwestkamerun sind im Jahre 1900 noch nicht mit Pflanzungen vorgegangen.

Der Südkamerun-Gesellschaft scheint es vor der Hand auch gar nicht um Bodenkulturen zu thun zu sein. Das erhellt u. a. aus dem Bericht über ihre erste Hauptversammlung am 5. November 1900 in Hamburg. Den Vorsitz führte Dr. Scharlach. Aus Brüssel, wo sich bisher die Geschäftsleitung befand, waren anwesend der Oberstleutnant Thys, Generaldirektor des Kongostaates, und die Verwaltungsräte Lippens und Philippsohn.

Wie der Bericht sagt, muß die abgelaufene Zeit vornehmlich als „eine Periode der Niederlassung und als ein Versuch zur Anbahnung und zur Entwickelung der Geschäfte betrachtet werden. Die größte Schwierigkeit besteht in der Gewinnung einer genügenden Anzahl von Arbeitern. Nachdem wir aber dieses Hindernis mit Unterstützung der deutschen Regierung überwunden haben, werden wir angesichts des großen Reichtums unseres Landgebietes an Elfenbein und namentlich an Kautschuk auf eine einträgliche Entwickelung unserer Thätigkeit rechnen können. Unsere Hauptniederlassung liegt am Ngoko; außerdem sind Faktoreien zu Nsimu, Molundu und Bomedali errichtet, und dazu kommen noch mehrere Einkaufstellen. Der Wasserdienst auf den Flüssen Sanga und Ngoko wird von zwei uns gehörigen Heckraddampfern besorgt; demnächst soll noch ein dritter Dampfer bestellt werden. Selbstverständlich haben diese ersten Versuche noch keine wirklichen Erträgnisse gebracht; doch können wir, nachdem wir einen Teil der Kosten der ersten Niederlassung in unserem Landgebiete auf ein Konto: „Premier établissement en Afrique" übertragen haben, unsere Rechnung mit großer Genugthuung abschließen, ohne Verluste, und können von neuem eine Summe übertragen, die annähernd der Höhe der nicht vergüteten Zinsen des angelegten Kapitals entspricht. Die Rechnung balanciert mit 2201117 Mk., das Gewinn- und Verlustkonto mit 101176 Mk."

Nach diesem Exkurse über die Scharlach-Gesellschaft wenden wir uns jetzt der Expedition des Hauptmanns Ramsay und den Zuständen im Baliland zu. Nach einem in Berlin eingelaufenen, höchst beachtenswerten Schreiben[3]) dauerte die Expedition vom September bis November 1900. Der Leiter marschierte von Johann-Albrechts-Höhe nach Norden, wobei er den so lange unbekannten Lauf des Baké oder Mana Aja, der ein starker Tributär des Crofluſſes ist, im allgemeinen festlegen konnte. Im Bereich der kaiserlichen Station Nsaakpe besuchte Ramsay mehrere Solquellen, die sich durch erheblichen Salzgehalt auszeichnen. Ihre rationelle Ausbeutung wird voraussichtlich nur wenig Mühe und Kosten verursachen, sofern die Eingeborenen nicht Widerstand leisten. Das Salz wird durch Verdampfen der Sole gewonnen und dann in kleinen Päckchen in den Handel gebracht. Diese Industrie ist so ausgebreitet, daß die umwohnenden Neger nur geringen Ackerbau treiben. Sie ziehen es vor, die Lebensmittel gegen Salz einzutauschen, das besonders auf dem wichtigen Marktorte Nsanakang in Umlauf gesetzt wird.

Hauptmann Ramsay teilt ferner mit, daß die sogen. Crofeschnellen nicht existieren, wenigstens nicht während der Regenzeit. Denn die englischen Dampfer fahren noch viele Meilen über jenen Punkt hinaus und benutzen den Strom ungehindert als Verkehrsstraße. Aber auch der vom deutschen Gebiete abrinnende Mana Aja

[1]) Das Genauere über diese „Fusion" brachte die „Koloniale Zeitschrift" 1900, Bd. 1, S. 120 u. 121.

[2]) Die Plantage ist neuerdings von Dr. Esser allein erworben. Sie beschäftigt gegen 350 Arbeiter und hat bereits über 100000 Kakaobäume. Deutsche Kolonialzeitung 1901, Nr. 21, S. 203.

[3]) Deutsches Kolonialblatt 1901, Nr. 7, S. 234 bis 238.

Digitized by Google

muls schiffbar sein, da Ramsay etwa zwei Tagereisen oberhalb seiner Mündung ein grofses Kanu mit Calabarhändlern antraf. Der Weitermarsch über die Wasserscheide zwischen dem Mangu oder Crofs und dem Biya-Benna gestaltete sich ungemein beschwerlich, und zwar nicht blofs wegen des bergigen Geländes, sondern fast noch mehr wegen der sehr zudringlichen und öfter feindseligen Negerstämme, die meist noch keinen Weifsen gesehen hatten. Gleichwohl langte die Expedition am 5. November auf der nen erschlossenen nördlichen Strafse im Baliande an, wo sie der alte Freund der Deutschen, der 75jährige Häuptling Garega, mit aufrichtiger Freude empfing.

Der alte Herr hat inzwischen das Zeitliche gesegnet, und sein Sohn Mbo, ein netter, anständiger Mensch, ist sein Nachfolger geworden. Hauptmann Ramsay begründete in Bali eine Faktorei und zog dann, häufig auf neuer Route, über Bamingi, Sabe, Defang-Tale nach Mundame und zur Küste binab. Sorgfältige Terrainaufnahmen, astronomische Beobachtungen, Siedepunktsbestimmungen und eine vom Kunstgärtner Rudatis, Ramsays weifsem Begleiter, angelegte Pflanzensammlung sind die Resultate dieser bedeutsamen Expedition.

Nach Garegas Ableben hofft man auch das Hinterland von Bali zu erschliefsen, was der alte, starrsinnige Häuptling niemals zulassen wollte. Ebenso hinderte er jeden Annäherungsversuch an die ihm verfeindeten Bafut und Bandeng, mit denen man jetzt Beziehungen anknüpfen will, um in der stark bevölkerten Gegend Arbeiter anwerben zu können. Denn die Arbeiterfrage ist noch immer eine brennende für die Plantagen.

Freilich ist der Mangel an Hülfskräften nicht zum kleinsten Teil durch die Unternehmer selber verschuldet. Den Beweis für diese Behauptung findet man in einem vorzüglichen Aufsatz des kaiserlichen Arbeiterkommissars in Kamerun, Herrn v. Carnap-Quernheimb. Seine „Ernsten Betrachtungen“[4]) laufen bei aller Schonung und Vorsicht auf dieselben Klagen hinaus, die bei der letzten Etatsberatung der konservative Abgeordnete Schrempf, allerdings in weit schärferer Form, an die Öffentlichkeit brachte. Die schwarzen Arbeiter, sagte er, würden hart gehalten, ungenügend oder falsch beköstigt, so dafs Krankheiten und Todesfälle einreifsen, und sehr gering bezahlt. Wenn die „freiwillige“ Anwerbung nicht fruchte, pflege man die armen Menschen mit List oder Gewalt aus ihren Dörfern zu entführen und auf die Plantagen zu bringen. Auch „in puncto sexto“ werde von den Weifsen erschrecklich gesündigt. „Man mufs dringend wünschen“, rief Herr Schrempf, „dafs die Regierung verheiratete Beamte hinausschickt; so wie unter dem Regime des Herrn v. Puttkamer darf es nicht weitergehen!“[5])

Wir haben zu dem jetzigen Leiter der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, Herrn Direktor Dr. Stübel, volles Vertrauen, dafs er diesen Mifsständen energisch begegnen wird. Geschieht es nicht, so dürften sich die hochfliegenden Hoffnungen, die man auf Kamerun als die „Perle“ unserer Schutzgebiete setzt, kaum im gewünschten Umfange erfüllen. Vorläufig scheinen einzelne Pflanzungen noch befriedigend zu gedeihen; allein es fragt sich sehr, ob diese Erfolge von Bestand sind. Trotz des Arbeitermangels konnte die „Kamerun-Land- und Plantagengesellschaft“ eine Dividende von 5 Proz. verteilen und 52 ha neu mit Kakao bestellen. Auch die „Moliwe“-Gesellschaft bot kein übles Bild. Ihr Terrain mifst 15500 ha mit vielem Wald und vortrefflicher Bewässerung. Bis jetzt sind 215 ha mit Kakao und 25 ha mit Kautschuk bepflanzt.

Um noch weiter auf die kommercielle Lage der Kolonie einzugehen, seien hier die daselbst wirkenden Handelsfirmen in Kürze angeführt. Das „Adrefsbuch“ nennt zuerst die Agenturen der Basler- und der Baptistenmission; dann folgen 4 Berliner Unternehmungen, einschliefslich der schon oben erwähnten Gesellschaft „Nordwestkamerun“, denen sich 10 Hamburger, 2 Bristoler und 6 Liverpooler Geschäfte anreihen. Ein Haus, nämlich Küderling & Co., ist in Kamerun selber, genauer in dem südlichsten Platze Campo beheimatet. Im ganzen sind also 24 bezw. 25 Firmen mit nahe an 200 Stationen in Kamerun thätig.

Für den Gesamtwert des Handels nach Einfuhr und Ausfuhr mag die Angabe sprechen, dafs sich der Import 1899 auf 11145646 Mk. belief, wohingegen der Export nur 4864894 Mk. erbrachte. Für das Jahr 1900 werden sich diese Zahlen etwa auf 13,5 Mill. und 5,8 Mill. Mk., also in Summa auf 19,3 Mill. Mk. stellen. Die genaueren Angaben hat das „Deutsche Kolonialblatt“ allerdings noch nicht geliefert; es ist uns sogar die Zahlen für 1899 bisher schuldig geblieben, so dafs man genötigt ist, sich diese Daten anderweitig zu beschaffen.

Am besten erkennt man die Entwickelung des Kamerunhandels aus der nachstehenden Tabelle:

Kalenderjahr	1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899
Einfuhr in Mill. Mk. .	4,47	4,16	6,49	5,65	5,36	6,83	9,29	11,15
Ausfuhr in Mill. Mk. .	4,26	4,63	4,44	4,09	3,96	3,38	4,60	4,86
Summe in Mill. Mk. .	8,73	8,79	10,93	9,74	9,32	9,71	13,89	16,01

Der Export des letzten Jahres erstreckte sich vornehmlich auf Palmöl, Palmkerne, Gummi, Elfenbein, Kakao, Ebenholz, Kolanüsse, Kopal, sowie Rot- und Mahagoniholz. Die Kaffeeausfuhr ging auf ein Minimum zurück, nämlich auf kaum 6 Ctr., und Tabak kam überhaupt nicht zur Verschiffung. An dem Verkehr im Hafen von Kamerun nahmen 27 deutsche, 26 englische und 7 spanische Dampfer teil. Auch ein deutscher und ein norwegischer Segler trafen daselbst ein, von den Besuchen der Kriegsschiffe und der zu Reparaturzwecken einlaufenden Fahrzeuge abgesehen.

Die Einnahmen der Kolonie an Steuern, Zöllen und sonstigen Abgaben, Gebühren, Strafzahlungen usw. ergaben für die Zeit vom 1. Juli 1899 bis 30. Juni 1900 im ganzen 1325631 Mk. gegen 1251387 Mk. für das vorhergehende Jahr, also ein Mehr von 74244 Mk. Gehen wir um ein Decennium zurück, so finden wir, dafs die gesamten Eingänge damals noch nicht 300000 Mark betrugen. Erst 1891/92 wurden 400000 Mk. gebucht und 1892/93 schon 500000 Mk., die nun bis 1897/98 allmählich auf nahezu 700000 Mk. stiegen. Dann folgte eine schnellere Zunahme, so dafs für das laufende Berichtsjahr gut auf $1^1/_2$ Millionen Mark zu rechnen ist.

Gleichwohl bedarf Kamerun noch immer eines Reichszuschusses, der für das neue Etatsjahr auf

[4]) In A. Seidels „Beiträgen zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft“, Bd. 2, Heft 7, S. 193 bis 202. Berlin 1901.

[5]) Ganz gleiche Wünsche, aber sehr zart ausgedrückt, läfst die „Deutsche Kolonialzeitung“, Bd. 18, 1901, S. 142, nach Dr. A. Schnitze im Hofs laut werden.

Digitized by Google

2192000 Mk. bemessen ist. Davon sollen 386700 Mk. für öffentliche Arbeiten verwendet werden. Als solche kommen in Kamerun eine Kaserne für die farbigen Mannschaften, eine Isolierstation für Arbeiter mit ansteckenden Krankheiten und ferner etliche Dienstwohnungen in Frage. In Viktoria will man ein Negerhospital und im botanischen Garten ein Laboratorium errichten. Zu den Wege- und Brückenbauten sind 130000 Mk. in Aussicht genommen, und zwar 100000 für den Bezirk Viktoria und 30000 Mk. für sämtliche übrigen Bezirke. Das ist natürlich viel zu wenig; denn mit einer so geringfügigen Summe läfst sich eine Strafse nach dem Innern, mag man sie anlegen, wo man will, nicht schaffen. Vielleicht hofft das Gouvernement auf gröfsere Leistungen seitens der Konzessionsgesellschaften; vielleicht sind auch noch andere Pläne im Werke, z. B. ein Eisenbahnunternehmen, dem die endliche Eröffnung des Hinterlandes vorbehalten bleibt. Äufserst wichtig erscheint uns sodann ein Posten von 126000 Mk., der zur Befeuerung der Kamerunküste bestimmt ist. Es handelt sich zunächst um zwei Feuerschiffe im Kamerundufs und um zwei Leuchttürme, deren einer auf der Insel Mondoleh, deren anderer bei Kribi seinen Platz haben soll. Für Campo ist eine billigere Leuchtbake vorgesehen. Auch ein neuer Regierungsdampfer als Ersatz für den stark abgenutzten und unzulänglichen „Nachtigal" wird gefordert, und endlich setzt der Etat noch 50000 Mk. als Beihülfe zu der längst beabsichtigten Expedition nach dem Tschadsee aus.

Die Postbeförderung zwischen dem Schutzgebiet und Europa geschieht durch die Postdampfer der Woermann-Linie oder durch die der beiden englischen Linien, nämlich der African Steam Ship Company und der African Steam Navigation Company. Diese Schiffe vermitteln ferner den Verkehr der Postanstalten der Kolonieen untereinander, wie auch mit sämtlichen Plätzen der Westküste Afrikas, die von ihnen angelaufen werden. Das Postamt in Kamerun ist durch ein Unterseekabel mit Bonny an der Nigermündung verbunden und hat somit Anschlufs an das internationale Telegraphennetz. Eine Depesche von oder nach der Kolonie kommt jedoch bei dem englischen Kabelmonopol noch immer recht teuer, da das Wort mit 8,75 Mk. bezahlt werden mufs. Die Briefsendungen betrugen nach dem letztjährigen Ausweis 149794 Stück, die der Paketsendungen 3729. An Zeitungen und Zeitschriften wurden 64 Exemplare mit 6308 Nummern gelesen, und von den kostspieligen Depeschen gingen 569 hinaus, während 359 hereinkamen.

Die weifse Bevölkerung erfuhr aufs neue eine erhebliche Zunahme, indem sie von 425 auf 528 Personen stieg. Darunter waren 433 Reichsangehörige; zählen wir diesen noch die Schweizer und Österreicher zu, so erhalten wir 438 Deutsche gegen 90 Fremde, bei denen 42 Engländer, 11 Schweden, 19 Amerikaner, 5 Holländer, 1 Belgier, 1 Portugiese, 3 Russen, 2 Norweger, 2 Spanier, 2 Australier und 2 Franzosen verzeichnet sind. Die Sterbefälle beliefen sich auf 35 oder $6^1/_2$ Proz., das sind also $1^2/_3$ Proz. mehr als in dem Vorjahre.

Wir können daher nicht so ohne weiteres dem Lobe beistimmen, das der Regierungsarzt Dr. Plehn[*]) der letzten Berichtsperiode zollt. Zu bemerken ist jedoch die Mitteilung, dafs die vom Geheimrat Dr. R. Koch empfohlene Chininprophylaxe wesentlich zur Bekämpfung der Malaria beigetragen hat. Auch die Verbesserung der Ernährungsverhältnisse darf nicht übersehen werden, da gerade hierin durch die fortschreitende Erhöhung der Viehbestände auf den Stationen bedeutende Erfolge erzielt sind. Auf Buëa befinden sich zwei Bullen und 18 Allgäuer Kühe, von denen 17 reinblütige und zwei Kreuzungskälber mit einheimischen Kuh gezogen wurden.

Im Bezirksamte Edea hat eine bisher unbekannte Krankheit die Herde gelichtet; trotzdem sind dort 19 Rinder, 146 Schafe und 61 Ziegen vorhanden, nachdem 49 Schafe und Ziegen und 3 Rinder nach Kamerun zu Schlachtzwecken abgegeben wurden. Auch Johann-Albrechts-Höhe, Ebolová, Lolodorf, Yaunde und Joko haben Herden von Grofs- und Kleinvieh; nur am Regierungssitze besteht noch immer ein empfindlicher Mangel an frischem Fleisch.

Über die wissenschaftlichen Leistungen im Schutzgebiete bemerken wir, dafs die von Dr. Esch schon vor Jahresfrist in Aussicht gestellte Bearbeitung seiner geologischen Sammlung nunmehr erschienen ist. Die nach längeren Verhandlungen mit Frankreich ausgesandte Expedition zur Festlegung der Grenze am Campo und dem Sanga-Ngoko ist in Thätigkeit getreten. Meteorologische Beobachtungen lieferten Dr. med. Plehn in Kamerun, die Regierungsbeamten Leuschner und v. Krosigk auf Buëa, Herr v. Lüdinghausen auf der Sanga-Ngoko-Station und die Pflanzer Waldau und Linnell in Debundja. Zur Vervollständigung der Kartenbildes dienten die Beiträge von Leutnant Buddeberg, †G. Conrau, Oberleutnant Nolte, †Dr. R. Plehn, Leutnant v. Arnim, Oberleutnant v. Carnap-Quernheimb, Oberleutnant Dominik u. a.

Auf Grund dieses Materials ward es den Kartographen des Reimerschen Instituts möglich, unter Zuhilfenahme aller sonst vorhandenen Quellen eine allgemeine Übersichtskarte des Konzessionsgebietes der Gesellschaft „Nordwestkamerun" in 1:500000 zu zeichnen und eine Gesamtdarstellung des Schutzgebietes auf sechs Blättern zu bewerkstelligen.

Zum Schlufs erwähnen wir noch die Verfügung aus Nr. 8 des „Deutschen Kolonialblattes" von 1901, wonach für den Hauptort der Kolonie eine Namensänderung angeordnet wird. „Zweckmäfsigkeitsgründe haben es angezeigt erscheinen lassen, für den Sitz des Gouvernements eine von dem Namen des Schutzgebietes unterschiedliche Bezeichnung zu wählen. Demgemäfs hat von jetzt an die Ortschaft ‚Kamerun' den Namen ‚Duala' zu führen, wobei dieser Name nach den Bestimmungen über die Rechtschreibung der Ortsnamen in den Schutzgebieten mit einem l zu schreiben ist." — Semper aliquid novi ex Africa!

[*]) Nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, dem gefallenen Dr. phil. R. Plehn, zuletzt Vorsteher der Ngokostation.

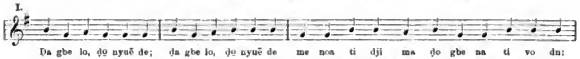
Digitized by Google

Lieder im Gē-Dialekt (Klein-Popo, Togo).

Von P. L.

Näheres bezüglich des Textes der folgenden Lieder vermag ich nicht anzugeben; es ist nicht immer so leicht, aus den Leuten etwas herauszufragen. Häufig wird der Inhalt dem täglichen Leben entnommen; höheren Alters sind solche, die auf Feindseligkeiten zwischen zwei Dörfern zurückgehen.

I.



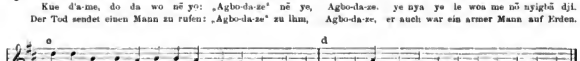
Da gbe lo, do nyuĕ de; da gbe lo, do nyuĕ de me noa ti dji ma do gbe na ti vo du;
Gute Nacht, guten Morgen; gute Nacht, guten Morgen. Mann, der sitzt auf Baum, sagt nicht zum Baum-Fetisch:

ti vo dut da gbe lo, do nyuĕ de.
Baum-Fetisch! Gute Nacht, guten Morgen.

Der Vortrag der Stücke ist mehr ein frei recitierender. Doch zeigt gerade Nr. I schon eine hübsche Gliederung, indem die Wiederholung des „Gute Nacht, guten Morgen" die gleiche Melodie bringt, nur die drei letzten Noten steigen statt sinken hinab. Ganz am Schlusse kehrt die gleiche Melodie wieder, eingeleitet durch das als Ausruf gedachte und deshalb hoch gelegte „ti vo du".

II.

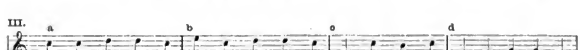
Kue d'a-me, do da wo nĕ yo: „Agbo-da-ze" nĕ ye, Agbo-da-ze. ye nya ye le won me nō nyigbā dji.
Der Tod sendet einen Mann zu rufen: „Agbo-da-ze" zu ihm, Agbo-da-ze, er auch war ein armer Mann auf Erden.



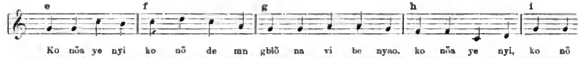
Kue d'a-me do da wo nĕ yo: „Agbo-da-ze" nĕ ye, Agbo-da-ze, ye nya je le won mĕ nō nyigbā dji.
Der Tod sendet einen Mann, zu rufen: „Agbo-da-ze" zu ihm, Agbo-da-ze, er auch war ein armer Mann auf Erden.

Hervorzuheben ist hier, daſs b sich bei d. und zwar in die Tonart der Dominante versetzt, wiederholt.

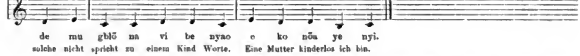
III.



E ko nōa ye nyi, e ko nōa ye nyi; ko nō de mu gblō na vi be nyao.
Eine Mutter kinderlos ich bin, eine Mutter kinderlos ich bin; Mutter kinderlos solche nicht spricht zu einem Kind Worte.



Ko nōa ye nyi ko nō de mu gblō na vi be nyao. ko nōa ye nyi, ko nō
Mutter kinderlos ich bin, Mutter kinderlose solche nicht spricht zu einem Kind Worte. Mutter kinderlos ich bin. Mutter kinderlose



de mu gblō na vi be nyao e ko nōa ye nyi.
solche nicht spricht zu einem Kind Worte. Eine Mutter kinderlos ich bin.

Auch hier zeigen sich bemerkenswerte Ansätze zur Gliederung: a wiederholt sich in b mit Variation der Anfangsnote; recht schön ist die durch Erhöhung um einen Ton sich steigernde Wiederholung des Motivs von h bei i; sehr bemerkenswert ist, daſs die Worte, „gblō na vi be nyao" stets dieselbe Melodie erhalten, aber einmal — bei d — in der Tonart der Subdominante, dann — bei g — in derjenigen der Dominante, und dann schlieſslich — bei k — in derjenigen der Tonica.

Digitized by Google

Namengebung und Hochzeitsbräuche bei den Togonegern.

Eine Notiz von Pater L. in Klein-Popo, mit Anmerkungen und Ergänzungen.

„Die Namen, welche den Kindern bei der Geburt beizulegen sind, sind schon im vorhinein bestimmt durch eine gewisse Ordnung der Reihenfolge, wonach für das erste Kind ein bestimmter Name feststeht, für das zweite ein anderer u. s. w. An gewissen Namen nun haftet bei einigen — nur wenigen — Familien die Verpflichtung, daſs ihre Trägerinnen sechs Wochen lang vor der Hochzeit so ziemlich ohne Kleidung, wohl aber von Kopf bis zu Fuſs mit Fetischabzeichen (Perlschnüren, Amuletten, Fuſsringen, Bemalungen mit Kreide an Brust und Armen) versehen herumgehen müssen. Würden die Betreffenden ihrer Verpflichtung nicht nachkommen, so würden sie, wie es heiſst, selbst halb verrückt werden und andem kinderlos bleiben. Das Ganze fällt jedem um so mehr gleich auf, weil sonst im allgemeinen alle genügend und gut gekleidet erscheinen. Wie tief aber der Brauch sitzt, erhellt daraus, daſs eines der im Bilde vorgeführten Mädchen einer alten christlichen Familie, derjenigen der d'Almeidas (die den Glauben und ihren Namen von einem portugiesischen Kaufmann erhielt) angehört und auch christlich getauft ist."

Togomädchen mit Fetischabzeichen vor der Hochzeit.
Photographie von Pater L.

Zu der vorstehenden Notiz, die trotz aller Kürze verschiedene wichtige Fragen aus dem Leben der Togoneger berührt, dürften wohl einige ergänzende Bemerkungen am Platze sein, zumal schon der erste Satz über die Benennung der Kinder in dieser allgemeinen Fassung kaum zu Recht besteht.

Die Togoneger, insbesondere die Ewhe, die den ganzen Süden der Kolonie bis ins Gebirge hinauf besetzt halten, folgen der Sitte, daſs das neugeborene Kind entweder am ersten oder am achten Tage durch den Vater einen Namen empfängt [1]). Dieser Tag wird als Familienfest gefeiert. Doch kommen auch Fälle vor, in denen man die Namengebung aus irgend einem Grunde etwas länger hinausschiebt oder sie einer anderen hervorragenden Person überläſst [2]). Jedes Kind erhält in der Regel zwei Namen, nämlich erstens den des Tages, an dem es geboren ist, und zweitens noch einen Zunamen, „in welchem der Vater seinen Wünschen, Gefühlen oder Befürchtungen Ausdruck giebt".

In diese Kategorie gehört z. B. der Name „Bebli", d. h. „kaum gerettet", und „Dadodschoba", d. h. „die Nachkommenschaft ist verloren gegangen". Letzteren Namen wählt man, wie Binder ausführt, wenn die vorhergehenden Kinder gestorben sind und wenn zu befürchten steht, daſs auch das jüngstgeborene nicht am Leben bleibt. Ein solches Angstkind wird nicht selten „Agbemawle" genannt, d. h. „niemand kann das Leben kaufen". Zeigt das Neugeborene Ähnlichkeit mit verstorbenen Geschwistern oder Verwandten, so nennt man es „Dogba" oder „Degboe", d. h. das „Wiederkehrende", da den Ewhe der Glaube an eine Seelenwanderung oder besser „Neueinkörperung der Seele" nicht fremd ist.

Schon Hornberger, dieser groſse Kenner des Evbelandes und -volkes, schreibt 1879, daſs es Brauch der Neger sei, den Kindern, deren ältere Geschwister gestorben sind, einen „Namen zu geben, der entweder auf schnelles Wegsterben Bezug hat, oder der etwas rasch Vergängliches oder auch etwas von geringem Werte bezeichnet. Hier und da wird in solchem Falle sogar ein Name gegeben, der etwas Ekelhaftes ausdrückt". Hornberger hatte u. a. einen Knaben, der „Kumodsi" hieſs, das bedeutet: „er ist auf dem Wege des Todes". Ein anderer hieſs „Nonuyineku": „er weilt, um zu sterben". Ein dritter wurde „Kokota" genannt, das ist die Bezeichnung einer minder geachteten Speise aus Kassada oder aus grünen Bananen, die im Stampfkübel zerstoſsen und zu einem Brei verkocht werden.

Noch weniger zärtlich klingen Namen wie „Koklo" = Hahn, „Dokuvi" = Trutbähnchen, „Agalavi" [3])

[1]) J. Binder, Das Evheland mit dem deutschen Togogebiet. Stuttgart, 1893, S. 13; desgleichen Christ. Hornberger, Monatsblatt der Norddeutschen Missionsgesellschaft, Bremen 1879, S. 107.

[2]) Monatsblatt 1877, S. 45, aus einem Briefe des schwarzen Lehrers Christ. Allwodsehi.

[3]) „Vi" ist Diminutivum und bedeutet „klein" im Gegensatz zu „gã" = groſs.

Digitized by Google

= kleine Krabbe, oder „Menye tonye wo“, d. h. „gehört nicht mir“. Solch ein Name soll stets an vorhergegangene Trauerfälle erinnern und den Eltern nahelegen, daſs sie — nach einem alten Aberglauben — auch dies Kind wohl nicht behalten werden. Trotz dieser geringschätzigen Namen werden derartige Kinder von ihren Eltern aber keineswegs minder geliebt als etwaige noch später eintreffende Nachkommenschaft. Das liegt auch gar nicht im Namen.

Hornherger giebt ferner an, daſs so benannte Kinder noch ein äuſseres Zeichen empfangen, nämlich einen Schnitt an der Schläfe. Ist ein Kind vorher gestorben, so wird vom Augenwinkel gegen die Schläfe ein Schnitt gemacht; sind der Toten schon mehrere, so mehrt sich auch die Zahl der Schnitte. Diese Marken erhält das Kind, wenn „es anfängt, am Boden zu kriechen“. Zu der Operation werden die gewöhnlichen Messer benutzt. In die Wunde streicht man nach dem Anheilnten pulverisierte und mit Öl angerührte Holzkohle. Dadurch wird die (aufgewulstete) Narbe schwärzer als die übrige Haut und somit auf den ersten Blick erkennbar. Die Evhe nennen dies Zeichen „Blenu“, d. h. Trugding, und ein solches Kind ein „Daikndzikuvi“ = „ein für den Tod geborenes Kleines“.

Hiernach mafs man bei Beschreibungen, Photographieen oder Zeichnungen sehr darauf achten, ob man in den Gesichtsnarben ein „Blenu“ vor sich hat oder eine sogen. „Stammesmarke“. An Verwechselungen wird es wohl nicht gefehlt haben!

Wir kommen jetzt zu den „Tagenamen“. Sie scheinen so recht eigentlich die „Rufnamen“ bei den Evhe zu sein, die selbst dann noch fortdauern, wenn der Träger oder die Trägerin zum Christentum übergetreten und auf einen christlichen Namen getauft ist. Auch den Kleinen, die nur christliche Namen haben, legen die Eltern (gewohnheitsmäſsig) den Namen des Geburtstages als Zunamen bei, z. B. Ernestine „Abra“ (Dienstag) oder Julie „Afua“ (Freitag) u. s. w.[4]). Alle am Mittwoch geborenen Kinder heifsen „Akn“. Nicht selten nehmen die Neger später den Beinamen als Familiennamen an, besonders wenn sie Christen werden. Ein Beispiel dafür ist der schwarze Lehrer Andreas Akn in Lome, ein tüchtiger Mann von jetzt 39 Jahren, der deutsch spricht und schreibt und unter anderem das bekannte Jevhe-Manuskript seines Landsmannes St. H. Kwadso recht gewandt übersetzt hat[5]).

Gar oft hört man in Togo auch „Gelegenheitsnamen“. Solche sind „Aliwodschi“ (vgl. Christian Aliwodschi in Note 2) oder „Aliwui“, d. h. „das am Wege oder das nicht zu Hause geborene Kind“. Denn die Ewhefrau ist „oftmals nicht in der glücklichen Lage, ihr Wochenbett zu Hause zu erwarten“. Wie Dr. Wieke erzählt[6]), pflegte man in Klein-Popo solchen Knaben, bei deren Geburt seine ärztliche Hülfe in Anspruch genommen war, den Rufnamen „Dokido“, d. h. Doktor, zu verleihen, um so der Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Natürlich sahen es die Eltern gern, wenn er sich später gewissermafsen als „Pate“ fühlte und die nach ihm benannten Sprölslinge zuweilen durch kleine Geschenke erfreute.

Ilin und wieder kommen endlich „Weihenamen“ vor, d. h. solche, die von irgend einem Priester schon vor der Geburt des Kindes bestimmt werden. Dazu mag hier folgende Nachricht[7]) aus Peki im englischen Evhegebiete ihren Platz finden.

Dort lebte in den achtziger Jahren eine Frau, die von Geburt an dem Tro, d. h. einem Geiste, geweiht war. Ihre Eltern hatten vor ihr drei Kinder gehabt; aber eins nach dem anderen starb, so daſs die Alten ganz vereinsamt waren. Da gingen sie zu dem Tropriester von Peki und sagten ihm, er möge den grofsen Landesgott Wuwe bitten, daſs er der Mutter wieder zu Kindern verhelfe. Sie versprachen, alles zu thun, was der Priester ihnen auferlege; insbesondere erklärten sie sich damit einverstanden, das erbetene Kind dereinst in den Dienst des Gottes treten zu lassen. Wenn es ein Knabe sei, sagte der Priester, müsse er „Klu“ heifsen, das bedeutet „Knecht“ (des Tro), und wenn es ein Mädchen sei, so werde er es „Koschi“ nennen, d. h. „Magd“ (des Tro). Als nun ein Mädchen geboren wurde, weihten es die Eltern dem Gotte, und der Priester legte ihr den Namen „Koschi“ bei. Später mufste sie an bestimmten Tagen im Trohause arbeiten, und dies Verhältnis dauerte selbst nach ihrer Verheiratung fort. Wenn sie keine Zeit hatte, ihrem Dienst nachzukommen, lag ihr ob, als Ersatz dem Priester ein Quantum Palmwein zu schenken.

Dieselbe Praxis, nur in verschärfter Form, findet sich in dem Jevhe-Bunde wieder. Übrigens empfängt hier jede Jevheschi, d. h. Jevhefrau, durch den Priester einen „Jevhenamen“, der hinfort an Stelle ihres Geburtsnamens tritt. Der letztere darf bei schwerer Strafe weder von ihr selbst, noch von ihren Eltern und Angehörigen, noch von irgend einem Fremden in den Mund genommen werden[8]).

Aufser diesen Weihenamen wären endlich noch die „Spott- und Übernamen“ zu erwähnen, deren der Togoneger eine erhebliche Menge kennt und anwendet. Sie beziehen sich auf Eigentümlichkeiten, Gebrechen oder Mängel der betreffenden Person oder irgend ein Begegnis oder Mifsgeschick, das ihr zugestofsen ist. Bisweilen ist der Übername so bekannt und verbreitet, daſs der wahre Name darüber vergessen wird.

Nach diesen zerstreuten und vor der Hand noch sehr lückenhaften Notizen kehren wir jetzt zu unserem Texte aus Klein-Popo zurück, da uns auch die Schilderung der seltsamen Hochzeitsbräuche zu einigen Bemerkungen Anlafs giebt. Es wäre sehr zu wünschen, daſs sich erfahrene Kenner, am besten an Ort und Stelle, gründlich mit dem Studium der Hochzeitsceremonieen bei den Evhe befassen würden. Der bisherige Nachrichtenvorrat ist ziemlich spärlich.

Die phantastisch aufgeputzten Mädchen erinnern lebhaft an Jevheweiber im vollen Staat. Auch diese pflegen Hals, Arme und Beine mit Fetischschnüren und Amuletten zu behängen. Die Schläfen und Schultern, Brust, Leib und Schenkel werden streifenweise mit Kreide (?) oder weifser Farbe bestrichen[9]). Dies geschieht namentlich, wenn die Sippe irgend ein Fest feiern oder einen ihrer wüsten Tänze aufführen will. Dafs sich die Verpflichtung zu gleichem Putz und gleichem Kleidungsmangel nur bei Mädchen „mit gewissen Namen“ finden soll, legt die Vermutung nahe, daſs diese Mädchen oder deren Eltern in irgend welcher Beziehung zu einem Fetischbunde stehen müssen. Darauf läfst auch die

[4]) Frau Missionar Spieth im Monatsblatt 1887, S. 23.
[5]) Vergl. A. Seidels Zeitschrift für afrikan. und ocean. Sprachen, Bd. 3, 1897, S. 158.
[6]) Gesundheitliche Verhältnisse in Togo im Jahre 1893, Mitteilung. a. d. deutschen Schutzgebieten, Bd. 7, 1894, Seite 209 und 210.
[7]) Monatsblatt 1886, S. 178.
[8]) Zeitschrift f. afrik. Sprachen, a. a. O., S. 168.
[9]) Nach einer handschriftlichen Notiz von Diehl (s. Note 9) erhalten schon die Mädchen post primam menstruationem solche Bemalungen an Gesicht, Brust, Hals und Unterschenkeln.

Digitized by Google

Drohung mit „Verrücktwerden" schließen, womit — von anderen Schreckmitteln abgesehen — die Priester gern die Novizen oder unfolgsame Mitglieder einzuschüchtern suchen.

Für gewöhnlich pflegt eine Togonegerin ohne solche wochenlange Schanstellung ihrer Reize und ihres Reichtumes an Arm-, Hals- und Fußbändern und Amuletten in die Ehe zu treten. Wie bei uns, so geht auch bei den Ehe der Hochzeit eine Verlobung voraus, die häufig schon sehr früh geschlossen wird, wenn der weibliche Teil noch in den Kinderschuhen steckt. Wirkliche „Kinderehen" kommen jedoch nicht vor. Ist die Braut herangewachsen, dann sendet der Bräutigam den Schwiegereltern die verabredete Morgengabe, alias Kaufpreis, und außerdem noch Geschenke an Landesprodukten. Nun erst wird die Braut in das Haus ihres Zukünftigen geführt, wo die Trauung erfolgt. Ein altes Glied der Familie, meist ein Großmütterchen, legt die Hände der Verlobten ineinander, erteilt jedem entsprechende Ermahnungen und Weisungen und wünscht ihnen schließlich den Segen der Götter, d. h. reiche Nachkommenschaft.

Eine Eveheneger in gebiert selten mehr als sechs Kinder und auch diese nur in Zwischenräumen von zwei bis vier Jahren, welche „Schonzeit" sie nach Landesrecht zu verlangen hat. Die nötige Hülfe bei der Entbindung leisten alte Frauen; mitunter ist auch der Mann zugegen. Während des Geburtsaktes werden zu Seiten des Lagers auf Steinen oder Thonscheiben scharfe Gewürze verbrannt, deren Rauch zu Husten und Niesen reizt. Durch Massieren des Körpers, sowie dadurch, daß man die Frau in Hockstellung[10]) bringt, sucht man die Geburt zu beschleunigen. Außerdem müssen ein paar Weiber eifrig die Pferde- und Kuhschweifwedel schwingen, um Gefahr und Krankheit von der Kreißenden abzuhalten. Unserem Gewährsmann Diebl[11]) wurde ein Fall bekannt, daß man die Gebärerin stark in eine leere Flasche blasen ließ, offenbar um die Muskelpresse zu erhöhen. Die Nabelschnur wird mit einem gewöhnlichen Messer abgeschnitten und die Secundinae vergraben oder in einem Thonbecken verbrannt.

Ist die Frau zum Mutter geworden, so gilt sie sieben Tage „als unrein und darf während dieser Zeit ihre Hütte nicht verlassen, ohne fürchten zu müssen, großes Unglück über sich selbst und über das Kind zu bringen. Diese Sitte scheint ängstlich beobachtet zu werden". Nach Ablauf der Sperre legt die Frau „ihre besten Kleider an, bringt dem Fetisch ein Dankopfer dar und macht Besuche bei ihren Freundinnen, die sie im Wochenbette besucht und mit einer Gabe erfreut haben".

Das Kind wird, wie Binder schreibt, unmittelbar nach der Geburt mit Amuletten bedeckt, auch wohl der heißen Sonne ausgesetzt, damit es seine weiße Erstlingsfarbe verliere und bald „recht schwarz", nach Negeranschauung also „recht schön" werde. Der Vater, oder wer sonst die Namengebung ausübt, pflegt den Säugling mit Kauris zu beschenken und zwar je nach dem Vermögenstande mit zwei, drei oder zehn „String", d. h. Faden zu je 40 Muscheln, die heute in Süd-Togo einen Pfennig gelten.

Bei dem Mangel an hygienischem Schutz ist die Kindersterblichkeit bei den Erbe eine ziemlich erhebliche, und selbst die, die nach dieser Auslese heranwachsen, sind Zeit ihres Lebens mancherlei Seuchen und Krankheiten ausgesetzt, namentlich den Pocken, dem Ringwurm, der Lepra, verschiedenen Darmleiden infolge schlechten Trinkwassers, und endlich bösen Geschwüren, besonders an den Unterschenkeln und den Zehen, letztere durch den Sandfloh verursacht[12]).

Bei den Frauen entschwinden Jugendkraft und Jugendblüte sehr schnell, da die Ärmsten im Hauswesen fast die ganze Arbeitslast zu tragen haben. Wohl werden sie von ihren Männern anfangs „Nyönnwo", d. h. die Schönen, die Anmutigen, genannt; aber diese Reize welken rasch dahin, und es dauert nicht lange, so wendet sich das Herz des Gatten anderen Weibern zu, und neben der ersten Frau erscheint nach wenigen Jahren eine zweite, dritte oder vierte, die alle nach kurzen Honigmonden zu hart behandelten Dienerinnen herabsinken. Trotzdem fehlt es nicht an Ausnahmen. Denn der Pantoffelheld ist in Togo ebenso bekannt wie bei uns und muß sich, ebenso wie bei uns, außer den (oft handgreiflichen) Zurechtweisungen seitens der Frau noch den gesalzenen Spott seiner Genossen und Freunde gefallen lassen, denen es dabeim gelegentlich nicht besser ergeht als dem Verhöhnten.

[10]) „Die Niederkunft der Frau erfolgt im allgemeinen im Stehen, wie das auch bei anderen Naturvölkern der Fall ist." Dr. Wicke a. a. O. S. 209.

[11]) In einer handschriftlichen Bearbeitung von H. Seidels „Instruktion für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in Togo" (ad § 20), die uns freundlichst zur Verfügung gestellt wurde.

[12]) Näheres über die in Togo verbreiteten Krankheiten teilte jüngst Missionar a. D. K. Fies in der „Afrika", Bd. 8 (1901), Seite 72 ff. mit.

Geschnitzte Figuren aus Deutsch-Neu-Guinea.

Von D. Rudolf Pöch. Berlin.

Das Berliner Museum für Völkerkunde besitzt eine große, nach Hunderten zählende Sammlung kleiner in Holz geschnitzter menschlicher Figuren von der Nordküste Deutsch-Neu-Guineas. Jede neu ankommende Sammlung aus diesen Gegenden bringt neue Mengen derartiger Schnitzwerke, trotzdem fehlen bis jetzt genaue, an Ort und Stelle erhobene Aufklärungen über ihre Bedeutung.

Man ist daher vorläufig auf die Betrachtung der einzelnen Figuren angewiesen und auf die sich unmittelbar daraus ergebenden Schlüsse. v. Luschan[1]) hat bei einer Besprechung derartiger Bildwerke, die das Museum der Ramu-Expedition vom Jahre 1899 verdankt, auf einige unter ihnen besonders hingewiesen, die sich durch eine gewisse naturalistische Behandlung auszeichnen und die er geradezu als Porträts aufzufassen geneigt ist.

Diesen Schnitzwerken schließt sich in mancher Hinsicht die in Abb. 1 und 2 dargestellte weibliche Gestalt an, welche aus der gleichen Sammlung stammt. Vor allem fällt an ihr die beträchtliche Verkürzung der rechten unteren Extremität auf. Das Bein ist sicher nicht etwa zufällig abgebrochen, sondern von vornherein und mit Absicht kürzer angelegt, dem Ober- und Unterschenkel und der Fuß sind deutlich dargestellt und

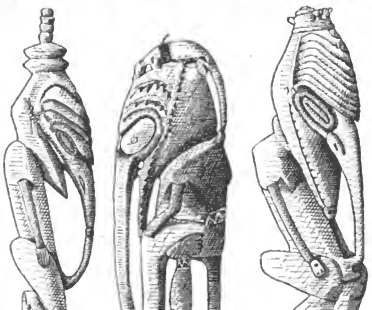
[1]) v. Luschan, Beiträge zur Ethnographie von Neu-Guinea. In Krieger, Neu-Guinea. Bibliothek der Länderkunde, Bd. VI. S. 498 ff.

Digitized by Google

stehen in dem richtigen Größenverhältnis zu einander. Es soll in diesem Bildwerk zweifellos ein krankhafter Zustand wiedergegeben werden, und zwar, wie man ohne weiteres sagen kann, die Folgen der sogenannten spinalen Kinderlähmung, im Verlaufe welcher die befallene Extremität zeitlebens gelähmt ist und sehr häufig im Wachstum zurückbleibt. Es kommt durch die Lähmung gewisser Muskelgruppen zur Bildung eines Klumpfußes, der an der vorliegenden Figur in ausgezeichnet deutlicher und richtiger Weise dargestellt ist. Die starke Krümmung des Fußrückens, die Richtung der Fußspitze nach innen und unten sprechen für die genaue Beobachtungsgabe des Künstlers. Diese Figur ist also sicher einer bestimmten, mit der genannten Krankheit behafteten Person nachgebildet.

Das Gesicht ist maskenartig behandelt, wie man aus der Darstellungsweise der Ohren, aus der großen, schnabelförmigen Nase und den vogelartigen Augen ersehen kann. Trotzdem zeigt es innerhalb dieses herkömmlichen Maskenstiles eine gewisse freiere Behandlung. Man erhält deutlich den Eindruck, daß es sich um die Darstellung einer alten Frau handelt. Es liegt nun nahe, in solchen Abbildungen bestimmter Individuen Ahnenbilder zu vermuten.

Die große Mehrzahl dieser kleinen menschlichen Figuren zeigt keine individuellen Züge, sondern ist mehr oder weniger stark stilisiert; die meisten



Digitized by Google

tragen eine deutliche Gesichtsmaske mit sehr verlängerter, vogelschnabelartiger Nase, die gewöhnlich gegen den Körper umbiegt und in ihn übergeht. Die Stelle dieses Zusammenhanges wechselt, bald setzt sich das Ende der verlängerten Nase unter dem Kinn oder auf der Brust fest, bald in der Nabelgegend, bei anderen Bildwerken wieder steht sie mit dem Genitale in Zusammenhang oder reicht wie bei Abb. 8 ganz zwischen den unteren Extremitäten hindurch. Bei diesem Wechsel der Ansatzstelle am Körper ist es schwer, für den Zusammenhang der Nase mit dem Körper überhaupt eine Erklärung zu finden. Vielleicht ist dieser Anschluß der Nasenspitze an den Körper überhaupt nur etwas Secundäres, und das Wesentliche liegt in ihrer Länge und der vogelschnabelartigen Gestalt, wozu sich die Analogie in der ganz ähnlichen Darstellung der Nasen an den Tanzmasken findet, welche in derselben Gegend getragen werden. Um den untersten Teil der verlängerten Nase, unmittelbar über ihrem Übergange in den Körper, verlaufen meist, im Relief ausgeschnitzt, einige horizontal liegende Ringe. Diese dürften einem landesüblichen Nasenschmuck aus Muschelringen entsprechen, welcher auch an vielen Tanzmasken in ähnlicher Weise angedeutet ist. Daß diese Ringe bisweilen durch ein Flechtwerk aus Rotang ersetzt sind, das vollständig den Arm- und Fußringen gleicht, mit welchen jene Figuren oft geschmückt sind, würde auf einem vollständigen Mißverstehen der ursprünglichen Wiedergabe des Nasenschmuckes beruhen.

Eine interessante Entwickelung hat die Darstellung der unteren Extremitäten dieser Schnitzwerke durchgemacht, soweit man sie nach dem vorliegenden Material verfolgen kann. Man hat wohl von einigen besonders schön und sorgfältig geschnitzten Figuren auszugehen, die sich, wie Abb. 3 zeigt, in tiefhockender Stellung befinden. Der Körper ruht auf den Fußspitzen, die Beine sind im Knie- und Hüftgelenk stark gebeugt, die Hände liegen auf den Oberschenkeln in der Nähe des Kniees. Die ganze Figur steht auf einem aus demselben Stücke herausgeschnitzten Sockel. Dieser ist in allen Fällen degeneriert, so daß keines der Bildwerke wirklich stehen kann; sie werden vielmehr mit einer auf dem Kopfschmucke befestigten Schnur aufgehängt.

Mit diesem Sockel hängt nun die Figur (Abb. 3) bloß in der Breite der Fußspitze zusammen. Um diese Verbindung zu einer festeren zu machen, ist bei einem weiteren Typus (Abb. 4 und 5) eine Stütze unter dem Knie angebracht. Diese Stütze ist nun bei Abb. 6 mißverstanden und hat zur Entstehung einer vierfüßigen Gestalt geführt. Unterschenkel und Oberschenkel sind zu einem horizontalen Stücke verschmolzen, die Füße vom Sprunggelenk abwärts sind als Unterschenkel aufgefaßt, aus den beiden vorne befindlichen Stützen ist ein zweites Paar Unterschenkel geworden. Zur Bekräftigung dieser Auffassung sind am Sockel, den vorderen und hinteren Fußpaaren entsprechend, Ritze gemacht worden, um die Zehen anzudeuten.

Eine wesentlich verschiedene Entwickelung hat eine andere Reihe von Figuren genommen. Wenn Abb. 7 mit Abb. 3 und 4 verglichen wird, sieht man, wie die Stützen unter dem Knie allmählich dazu führen können, sich die Figur kniend vorzustellen. Das Kniegelenk wurde, wie Abb. 7 zeigt, tiefer gelegt als das Sprunggelenk, die Zehen erfahren gleichzeitig eine unnatürliche Verlängerung, damit nach dem Verbilde noch ihr Zusammenhang mit dem Sockel gewahrt bleibt.

Bei einem weiteren Bildwerke, Abb. 8, das in allem recht abenteuerlich aussieht, sind die Füße ganz gegen das Gesäß hinaufgeschlagen, der Sockel ist verschwunden, geblieben sind bloß die Reste der Stützen als Scheiben unter den Knieen. Daß es sich hier nicht etwa um Kniescheiben handelt, macht nicht nur die eben gezeigte Entwickelungsreihe unwahrscheinlich, sondern auch der Umstand, daß Kniescheiben überhaupt niemals dargestellt sind.

Die überwiegende Mehrzahl der Bildwerke zeigt eine Behandlung und Stellung der unteren Extremitäten wie Abb. 9. Knie- und Hüftgelenk sind gebeugt, die Wade springt auffallend stark vor, die Füße sind im Relief auf dem Sockel angedeutet, sind also flach aufgestellt. Diese Stellung, von der gezweifelt werden kann, ob sie als hockend oder sitzend aufgefaßt werden soll, erscheint ziemlich gezwungen und aus sich selbst heraus kaum verständlich. Ein Vergleich mit Abb. 3 legt die Vermutung nahe, daß auch dieser Typus aus der genannten Figur entstanden sei. Die unnatürlich stark vorspringende Wade würde der Ferse entsprechen, der Fuß hätte bei flüchtiger Darstellung seine ursprüngliche Gestalt verloren und wäre mit dem Unterschenkel zu einem breiten, von der Seite gesehen dreieckigen Stücke verschmolzen, und statt dieses in den Unterschenkel aufgegangenen Fußes wäre auf dem Sockel ein neuer Fuß angedeutet worden.

Bücherschau.

Moisel, Max Karte von Kamerun. Maßstab 1 : 1000000. 4 Blätter. Berlin, D. Reimer (Ernst Vohsen), 1901. Preis roh 6 Mk.

Diese auf Veranlassung der Deutschen Kolonialgesellschaft herausgegebene Karte, die zwar den Charakter einer Wandkarte hat, aber trotzdem die gesamten Ergebnisse der bisherigen Forschung in Kamerun und seinen Nachbargebieten in eingehender Weise und kritischer Bearbeitung zur Darstellung bringt, erscheint uns zunächst deshalb von besonderem Interesse, weil sie endlich sehr wichtige Aufnahmen bekannt giebt, auf die geographisches und kolonisie Kreise schon mit Ungeduld gewartet haben. Es sind dies vor allem die Reisewege von Carnaps und Staadts von 1897 bis 1898 zwischen Jaunde und Carnot, die quer durch den unbekannten Osten des Schutzgebietes führen, ferner die Routen des 1899 bei Bertua gefallenen Forstassessors Dr. Plehn zwischen der Ngokostation und der vorhin erwähnten Route, sowie seine Aufnahme des Ngoko, Bumbu und Dscha, und endlich die sehr interessanten Routen Dominiks und Nottes während des Wute-Adamaufeldzuges von 1899, die das unerforschte Gebiet nördlich von Ngilla über Joko und Tibati bis Ngaundere erschließen, wo der Anschluß an die älteren Routen Flegels, Mizons und Passarges gewonnen wurde. Ferner kam der Bearbeiter der Karte bei der Konstruktion der Routen Staadts und Dr. Plehns zu einem überraschenden Ergebnis insofern, daß die französischen Orte Kunde und Gasa um ein erhebliches Stück westlicher liegen, als nach Mizon, auf dessen Längen die Position dieser für die Feststellung der Ostgrenze Kameruns wichtigen Punkte beruhte; so ist Kunde unter 14°20′ östl. Länge gerückt. Die Ostgrenze gegen den Congo français verläuft laut Abkommen vom 15. März 1894 im allgemeinen dem 15. Längengrad entlang, doch sollte unter anderen Kunde französisch bleiben. Da sich nun aber mit ziemlicher Sicherheit eine noch westlichere Lage von Kunde herausgestellt hat, so müßte Art. 3 jenes Abkommens Platz greifen, in dem es heißt: Es soll eine für Deutschland mit gleichwertigen Kompensationen verbundene Grenzberichtigung stattfinden, sobald es sich nämlich herausstellen sollte, daß Banio, Gasa oder Kunde noch westlich des 15. Längengrades liegen. Jedenfalls wird erst die deutsch-französische

Digitized by Google

Kommission die Lage jener Punkte auf astronomischem Wege endgültig ermitteln; vorläufig aber ergab sich für die Kartographen die Notwendigkeit, einer Kompensation auf dieser Karte bereits Ausdruck zu verleihen. Es geschah das im Einverständnis mit dem Auswärtigen Amte dadurch, daß vom Schnittpunkt des 4. Parallels mit dem 15. Längengrad die Grenze nach demjenigen Punkte des Breitengrades von Gaua (4° 45′) gezogen wurde, der 10′ westlich von Gaua liegt. Freilich dürfte diese Kompensation den Verlust bei Kunde nicht ausgleichen. — Der besprochenen Karte liegt eine von Moisel bearbeitete sechsblättrige Karte von Kamerun zu Grunde, die in nächster Zeit als erste Lieferung eines großen deutschen Kolonialatlas erscheinen soll.

H. Singer.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Lohnt die Theekultur in deutschen Kolonieen? Auf diese Frage geht Dr. Schulte im Hofe am Schluß einer größeren Arbeit über Theeknltur in Britisch-Indien ein, die das Beiheft Nr. 2 des laufenden Jahrganges vom „Tropenpflanzer" enthält. Der Verfasser meint, daß namentlich in Kamerun Theepflanzungen nicht nur gut gedeihen, sondern auch gute Qualitäten liefern würden; er verneint jedoch die Frage, ob man unter den augenblicklichen Verhältnissen in der Lage wäre, mit den indischen Pflanzungen zu konkurrieren. Es fehle eben zur Zeit an genügend billigen Arbeitskräften, an zu solchen Arbeiten bereiten Frauen und Kindern, die in Indien den größten Teil der Theepflanzung und Theeernte besorgen. Anders würden sich die Verhältnisse gestalten, sobald in Kamerun und Baikoswi-gebirge mit dem stark bevölkerten Bailande durch eine Bahn verbunden wäre; dann würden, so meint der Verfasser, billigere Arbeitskräfte zu erlangen sein. Außerdem rät der Verfasser, mit Rücksicht auf die indische Überproduktion und die fallende Tendenz der Theepreise, es nicht mit dem billigen Thee der niederen Lagen, sondern mit dem besseren Produkt der höheren Regionen zu versuchen. Auf die Fälle aber solle man erst dann mit der Anlage größerer Theekulturen vorgehen, sobald genügende Erfahrungen gewonnen seien, d. h. sobald durch praktische Versuche der Beweis erbracht sei, daß die betreffende Pflanze gut gedeiht, die Produktionskosten nicht zu große seien und ein lohnendes Absatzgebiet sicher sei. Es sei darum von größter Wichtigkeit, daß in neuen Kolonieen, und vor allem in Kamerun, wo die Vorbedingungen geeigneten Klimas und passenden Bodens vorhanden wären, möglichst bald Versuchspflanzungen angelegt würden. Fünf bis acht Jahre würden vergehen, ehe diese Fragen praktisch gelöst wären; innerhalb dieser Frist aber würden sich vielleicht auch die Arbeiterverhältnisse für Theeplantagen gebessert haben — sofern mittlerweile eine Bahn ins Hinterland geführt sein würde. — Wir fürchten, daß an dieser Bahnfrage auch die Theekultur scheitern wird. Eine Bahn ins Hinterland von Kamerun? Ja, wenn Kamerun englische oder gar französische Kolonie wäre! Im übrigen aber glauben wir auch, daß durch eine solche Bahn die Arbeitskräfte kaum billig genug werden würden.

— Wirtschaftliche Kolonialpolitik. Betrachtungen und Anregungen von Gustav Meinecke III. Berlin SW. 48, Deutscher Kolonial-Verlag 1901. Das vorliegende Heft umfaßt drei größere Arbeiten: 1. die Notwendigkeit eines kolonialen Kulturvereins und der Vertretung des Kapitals; 2. zur wirtschaftlichen Ausbeutung unserer Kolonieen; 3. Kaffeebau in Ost-Usambara. Die Schriften des bekannten Kolonialpolitikers, welcher sich die Freiheit der Auffassung bewahrt hat und deshalb zu manchen populären Anschauungen in einen scharfen Gegensatz kommt, bedürfen keiner besonderen Empfehlung.

— Über die Marianeninsel Tinian macht Bezirksamtmann Fritz auf Grund eines Besuches im November 1900 in Nr. 5 des „Kolonialblattes" einige Mitteilungen, denen wir folgendes entnehmen: Die 116 qkm große Insel, deren größte Höhe etwa 200 m beträgt, weist an der Oberfläche roten Thon und glasharten Korallenfels auf und hat kein fließendes Wasser, deggen einige Brunnen mit Trinkwasser und in der Regenzeit drei Teiche. Trotzdem ist sie bedeckt mit Vegetation jedoch wenig üppig; ein Waldgürtel geht allmählich in einen aus Guayaven, Citronen, Orangen und Anonen bestehenden Busch, dieser in die Savanne über, die den weitaus größten Teil der Insel bedeckt. In dieser Savanne treiben sich Rudel verwilderten Rindviehs und zahlreiche Schweine und Hühner umher. Die Rinder, etwa 600 bis 700 Stück, sind alle von weißer Farbe und wahrscheinlich aus Mexiko eingeführt; außerdem giebt es Ziegen, Hunde und Katzen; der Leguan, der auf dem benachbarten Saipan häufig ist, fehlt dagegen. Die Zahl der Einwohner beträgt zur Zeit 70. Die Größe und Bauart der Hütten führt Fritz auf die Vermutung, daß die berühmten Säulen Tinians und der anderen Inseln, die man wohl für die Reste einer unbekannten hohen Kultur gehalten hat, wohl nichts weiter gewesen sind als Stützen für das Dach und den erhöhten Fußboden der Hütten. Die Säulen sind zumeist bis zu 1,5 m hoch, viereckig, sich nach oben verjüngend und aus Korallenfels oder Mauerwerk gearbeitet; auf jeder Säule ruht oder ruhte ein unverhältnismäßig großes halbkugelförmiges Kapitäl. Die Säulen sind zu je fünf oder sechs in zwei parallelen Reihen errichtet, und zwischen ihnen finden sich oft Reste einer Hangerschaften. Auf Tinian sind die Säulen viel größer, so finden sich in der Nähe der Niederlassung zwölf in zwei Reihen angeordnete Säulen von 4,10 m Höhe und einem Kapitäldurchmesser von 2,45 m. Seine Meinung, auch Fritz unter anderem dadurch zu begründen, daß es den Eingeborenen ehedem jedenfalls leichter (?) gewesen sei, Steinpfeiler aufzumauern als mit ihren Steinwerkzeugen höhere Bauten zu errichten; überdies hätten die spanischen Priester die Säulen gewiß vernichtet, wenn sie etwa religiöser Verehrung oder als Grabmonumente gedient hätten. Die Erklärung mag begründet sein und erinnert an die, die man jetzt für die Bedeutung der Steinmauern von Ponape acceptiert hat. Nun berichtet jedoch Fritz selber, das Kapitäl einer jener hohen Säulen enthalte eine 1,80 cm lange grabähnliche Höhlung, und 1855 habe man auf einer anderen Säule einige menschliche Knochen gefunden, und daraus wäre zu schließen, daß wenigstens einige Säulen Begräbnisstätten gewesen sind. Allerdings erzählen die alten Missionare, daß die Einwohner ihre Toten „in den Häusern" begruben, und so stände der Annahme nichts im Wege, daß die Säulen einen doppelten Zweck gehabt haben. Es würde sich empfehlen, die Kapitäle der höheren Säulen zu untersuchen.

— Herbertshöhe. Dr. Max Wiedemann, der im Auftrage der Bremer Geographischen Gesellschaft auf einer wirtschaftlichen Studien gewidmeten Reise in Australien begriffen ist, hat im Oktober v. J. Herbertshöhe, dem Sitz der Regierung für das Schutzgebiet Kaiser-Wilhelms-Land—Bismarck-Archipel, einen Besuch abgestattet und schildert seine Eindrücke in einem in den „Deutschen Geographischen Blättern" abgedruckten Briefe. Da außer den amtlichen Nachrichten nur selten Mitteilungen aus dem Schutzgebiet zu uns gelangen, seien einige der Bemerkungen Wiedemanns wiedergegeben: Das Küstengebiet bei Herbertshöhe wird in einer Ausdehnung von etwa 40 km von Kokosplantagen bedeckt, die 3 bis 4 km ins Land hineinreichen. Einzelne Plantagen liegen weiter im Innern. In der Nähe der Küste befinden sich die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der einzelnen Plantagen; die Stationen sind 1 bis 2 km voneinander entfernt und durch breite Fahrwege verbunden. Vorläufig ist nur erst der kleinste Teil von Neu-Pommern in rationeller Kultur, und die Landbauthätigkeit der Europäer konzentriert sich bis jetzt um Herbertshöhe und Matupi. Dennoch ist es dort — namentlich im Verlaufe der letzten sechs Jahre — gelungen, das Areal der Kokosplantagen auf etwa 2200 ha auszudehnen, und allein die Plantage Ralum umfaßt ein Areal von 1050 ha mit gegen 100000 Palmen. Die jungen Palmen sind auch fünf bis sechs Jahren ertragfähig und können dann gut 60 Jahre lang Nußernten liefern, die pro Palme einen jährlichen Reinertrag von durchschnittlich 2 Mk. abwerfen. Außer der Kokospalme werden auf der Gazelle-Halbinsel auch der Kakao- und Kaffeestrauch, und die Ernten ergaben bisher ein Produkt guter Qualität, dagegen soll sich der Anbau der Baumwolle, die noch als Zwischenkultur in den Palmenplantagen bei Herbertshöhe gezogen wird, nicht genügend renteren. Dafür liegen wieder die Verhältnisse für den Tabakbau um so günstiger, und namentlich im Südosten von Herbertshöhe giebt es ausgedehnte Strecken Landes mit einem für Tabakbau geeigneten Boden. Die Witterungsverhältnisse bei Herbertshöhe wie auf den Hauptinseln des Bismarck-Archipels überhaupt sind für den Anbau der genannten Pflanzen durchaus günstig.

Digitized by Google

Die Arbeiterverhältnisse sind im Bismarck-Archipel die gleichen wie auf allen Südsee-Inseln: die ansässige Bevölkerung läßt sich zur regelmäßigen Feldarbeit nur schwer anwerben. Die Mehrzahl der bei Herbertshöhe verwendeten Arbeiter stammt von den Salomons-Inseln, doch ist seit der Abtretung des größten Teiles dieser Inselgruppe an England den Anwerben von Arbeitern für den Bismarck-Archipel leider schwieriger geworden, und die Stationen sind deshalb genötigt, ihre Arbeiter jetzt zum Teil in anderen Inselgruppen anzuwerben; freilich aber wird die Arbeiterfrage sich jetzt leichter lösen lassen, seitdem die Fahrten der Lloydschiffe bis nach Schanghai hinauf das Anwerben von Arbeitern erleichtern. Für den Wegebau auf der Gazelle-Halbinsel sorgt das Gouvernement im Verein mit den Eigentümern der Stationen nach Kräften; leider aber hat der Gouverneur nicht genügende Geldmittel zur Verfügung, um den Wegebau in dem Umfange zu unterstützen, wie es im Interesse der Kolonie notwendig wäre und an leitender Stelle in Herbertshöhe gewünscht wird.

Es genügt nicht — sagt Dr. Wiedemann —, daß die bestehenden Handels- und Plantagengesellschaften in Zukunft bestreht sein werden, ihre Kulturanlagen und Handelsbeziehungen weiter auszudehnen, vielmehr sollten neues Kapital und neue Menschen unseren Südseekolonien zugeführt werden. Die australischen Kolonialpolitiker entwickeln jetzt in der Südsee eine Thätigkeit, die uns zu denken geben und uns zu regerer Arbeit anspornen sollte; zahlreiche koloniale Unternehmungen sind jetzt von jener Seite in Angriff genommen worden, die uns schwere Konkurrenz machen werden.

— Die Deutschen im Fersenthale in Südtirol befinden sich bekanntlich in der größten Gefahr, verwelscht zu werden, da namentlich die Geistlichkeit und die Schule der Italianisierung Vorschub leisteten. Seit der deutsche Schulverein hier eingriff und deutsche Schulen und Kindergärten errichtete, ist diese Gefahr abgewendet worden: die Zahl der italienisch Redenden ist mehr und mehr zurückgegangen und wird ganz schwinden, wie die Volkszählung vom 30. September 1900 beweist, welche für die fünf deutschen Ortschaften eine Verminderung der Welschen von 816 auf 173 ergab, während die Zahl der Deutschen von 1061 auf 1620 sich hob. Für die einzelnen Orte zeigt nachstehende Tabelle die alimählliche Erstarkung der Deutschen:

	1880			1890			1900		
	Deutsch	Welsch	Zusammen	Deutsch	Welsch	Zusammen	Deutsch	Welsch	Zusammen
Eichlait . .	176	176	352	318	20	338	334	14	348
Gereut . .	100	288	388	237	125	362	236	132	368
Auferflorut	158	134	292	209	64	273	233	15	248
Innerflorut .	173	218	391	350	64	414	381	12	393
Palai . . .	454	—	454	423	9	432	436	—	436
	1061	816	1877	1537	282	1819	1620	173	1793

Ebenso erfreulich liegen die Verhältnisse in Lusern (an der italienischen Grenze), wo 1880 auf 431 Deutsche 215 Welsche kamen, aber 1900 876 Deutsche und nur 14 Welsche gezählt wurden.

— Über Anpflanzungsversuche in Swakopmund, dessen Umgebung eine fast vegetationslose Sandwüste ist, berichtet Regierungsbaumeister Ortloff in Nr. 9 des „Kolonialblatts". Die Versuche sind etwa ein Jahr alt und im allgemeinen ganz gut gelungen. Angesichts der wenig günstigen Lebensbedingungen mußte auf solche Pflanzen Bedacht genommen werden, die mit kärglicher Nahrung zufrieden sind, plötzliche Temperaturschwankungen zu ertragen vermögen und gegen große Wasserverluste infolge von Anschwitzung genügend geschützt sind. Ortloff legte einen Versuchsgarten an, den er gegen die starken Seewinde durch Anpflanzung der im Swakop vorkommenden wilden Tabakstrauchern einigermaßen schützte; diese Sträucher gediehen sehr gut, doch wurde bei ihnen eine interessante Veränderung der Blattform festgestellt: die großen, breiten, doch ziemlich dünnen Blätter, wie der wilde Tabak sie an seinem ursprünglichen Standort entfernt von der See zeigte, wandelten sich in solche von geringerer Größe, aber größerer Dicke um — gewiß eine Anpassung an den neuen, dem salzhaltigen Seewinde näher gelegenen Standort. Im Schutz der Sträucher pflanzte Ortloff nun zunächst Eichen, Kiefern, Wacholder und Eucalyptusarten an, die als kleine Bäumchen von 1,5 m Höhe aus Kapstadt eingeführt waren. Der Versuch mißlang jedoch, und ebenso ein solcher mit jungen Dattelpalmen aus Las Palmas und Weinstecklingen und Feigen aus Klein-Windhoek. Darauf versuchte es Ortloff mit besserem Erfolge mit der Aussaat aus Samen, und er berichtet, daß die Dattelpalmen daraus in diesem Frühjahre das dritte Blatt zeigten, und die Port Jacksons (Acacia cyanophylla) bis zu 2,2 m hoch und 3 cm dick gediehen waren. Von Bäumen und Rankenpflanzen war europäischer Grassamen unbrauchbar, dagegen wurden mit Raygras aus Kapstadt gute Erfolge erzielt. An Blumen gediehen besonders Levkojen, Löwenmaul, Reseda, Skabiosen, Lobelien, Primeln. Recht lohnend scheint auch der Versuche mit Gemüse aus. Im Versuchsgarten wachsen Blumenkohl, Rot-, Weiß- und Wirsingkohl, Kohlrabi, Salat, Gurken, Kartoffeln und Champignons. Gerstenkorn zweimal im Jahre wurden; die Kartoffeln brachten durchschnittlich den achtfachen Ertrag. Viel Mühe wurde ferner auf das Anpflanzen größerer Landflächen mit Strandgras, Strandhafer und Strandgerste verwendet, und auch hier blieb der Erfolg nicht aus. Selbstverständlich erforderten diese Versuche oft viel Sorgfalt, die jungen Pflanzen peinlichste Pflege — um so erfreulicher aber ist das Ergebnis, das das trostlose Strandfeld des Hafens von Deutsch-Südwestafrike nach und nach etwas freundlicher gestalten dürfte.

— Die Eröffnung der Bahnlinie Tsingtau-Kiautschou, der ersten Teilstrecke der Schantungbahn, ist am 8. April d. J. erfolgt, doch mußten damals zwei größere Brücken, deren Aufstellung noch nicht beendet war, auf provisorischen Brücken und Dämmen umfahren werden. Zum Betriebspersonal gehören auch zwölf Chinesen, die man deutscherseits nach dem Beispiel englischer und französischer Kolonien, wo ebenfalls vielfach Eingeborene zum Eisenbahn- und Telegraphendienst herangezogen werden, in einer in Kiautschou eingerichteten Schule mit zum Teil gutem Erfolge vorbereitet hatte. Die intelligenteren chinesischen Kreise, wie die Litteraten, Gemeindevorsteher, Händelsherren und Banken, hatten schon während des Baues der Bahn den Wert des neuen Verkehrsmittels erkannt und es bereits gern benutzt, als nur erst Bauzüge verkehrten; sie ließen es auch bei der feierlichen Eröffnung an charakteristischen Glückwünschen nicht fehlen. Die Arbeiten auf der zweiten Teilstrecke, der 100 km langen Linie Kiautschou-Kaumi, sind wieder aufgenommen worden, nachdem die Unruhen deren Einstellung hatten nötlich erscheinen lassen. Diese Strecke hofft man im Juli in Betrieb nehmen zu können. Über Kaumi hinaus nach Westen muß die Absteckung zum größten Teil neu erfolgen, da dort während der Unruhen sämtliche Pfähle entfernt worden sind.

— Über einen Besuch auf der Ruk-Gruppe (östliche Karolinen), die er im Januar d. J. an Bord des Kreuzers „Cormoran" unternommen, berichtet der Vizegouverneur Dr. Hahl in Nr. 9 des „Kolonialblattes". Die Fahrt ergab zunächst eine genauere Kenntnis der 1824 von Duperrey entdeckten und aufgenommenen Gruppe, doch erwies sich die Darstellung von Langhans (1899), die im wesentlichen auf Duperrey beruht, als im ganzen zuverlässig. Die Eingeborenen — so drückt sich Dr. Hahl etwas dunkel aus — seien wohl „prämelanesischen Ursprungs", sowohl man aus den Sitten und den Geräten schließen könne, müßten starke melonesische Mischungen stattgefunden haben, während die Kunst der Weberei und die Sprache auf polynesische Beeinflussung hinweisen. Die letztere Bemerkung dürfte zutreffen. Die Einwohnerzahl schätzt Dr. Hahl auf 5000 Seelen, während Asbury 12 000, Christians über 10 000 angab; am dichtesten bewohnt ist der Süden der Insel Tol. Die Bostoner Mission, die ihre Hauptniederlassung in Kultur auf Tolnas besitzt, hat die Lebensgewohnheiten der Bewohner dieser Insel und der von Ueia eingermaßen beeinflußt, während die übrigen im großen und ganzen noch unberührt ers-heinen. Nur die Feuerwaffen haben namentlich durch japanische Händler und einige schlechtere europäische Elemente Eingang gefunden, und es war darum eine der Aufgaben Dr. Hahls, diese Lente fortzuführen. Den wirtschaftlich wertvollsten Teil des Atolls bilden die flachen Inseln korallischer Bildung; diese sind meist gut mit Kokospalmen bepflanzt, deren Früchte wegen ihrer Größe und Ölhaltigkeit berühmt sind. Ob sich die aus Basalt bestehenden höheren Inseln für Pflanzungszwecke und Viehzucht eignen, steht noch dahin. Auf Ueia giebt es Schafe und Rinder, auf Tolnas Ziegen und Rinder, die sehr gut gedeihen. Die Trepangründer innerhalb des Barrier-Riffs sind auch hier abgefischt, doch sollen die Aussenriffe noch gute Erträgnisse liefern.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 23. BRAUNSCHWEIG. 20. Juni 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet

Seele als Vogel.

Von Julius von Negelein.

I.

Für die völkerpsychologisch interessante und auf den ersten Blick ziemlich komplizierte erscheinende Vorstellung, daß die menschliche Seele nach dem Tode oder einer ihr gleichwertigen Verwandlung in Gestalt eines Vogels, d. h. irgend eines beflügelten Wesens (mit Einschluß der Insekten, Schmetterlinge new., die volkstümlich stets zu den Vögeln gerechnet werden) ihr Dasein fortführe, wäre es einseitig und tendenziös, eine vorgefaßte Erklärung zu suchen, die den Anspruch auf Allgemeingültigkeit machte. Vielmehr haben wir in dieser weit verbreiteten Idee das jedesmalige Produkt specieller geistes- und kulturgeschichtlicher Entwickelungsphasen zu sehen, die, soweit dies möglich ist, zurückverfolgt und dadurch ihrer ursprünglichen Quelle nahe gebracht werden müssen. Erst auf einer Summe von Specialbetrachtungen kann sich die völkerpsychologische Wertung dieses Glaubensgebildes aufbauen, ohne gewiß auch dann ein einheitliches Bild zu liefern. Heben wir zunächst die Hauptgesichtspunkte hervor, die uns bei der folgenden Darstellung zu leiten haben werden.

Der Glaube an die Vogelgestalt der Seele reiht sich der Versinnbildlichung derselben als eines Tieres überhaupt ein. Die Vorstellung von der Tiergestalt der Geister Verstorbener, namentlich der Manen, ist universell und muß es sein, denn der Kampf von allen gegen alle, wie Natur und Völkergeschichte ihn zeitigen, lehrt die Unterdrückung und Resorption des schwächeren Individuums oder Gegenstandes von Seiten des Stärkeren. Wie das Tier die Pflanze vernichtet, so macht der Mensch das Roß oder die Kuh zur Amme und stellt sich so an die letzte Stufe einer Entwickelung, deren Ausgangspunkt in den niedrigst stehenden Organismen gesehen wird, wie die geläufigste Form der zahllosen, uns erhaltenen Kosmogonieen, u. a. auch die biblische Schöpfungsgeschichte, dies lehrt. So erklärt sich auch die Thatsache, daß die ansässigen Kulturvölker meist nur die Haustiere, die ihre eigene Nahrung sind, als Stammeseltern anerkennen, während die Waldbewohner diese Ehre dem Bären, Biber, Fuchs, Wolf new. zu Teil werden lassen. Der Vogel nimmt nun in dieser Reihe einen eigentümlichen Platz ein. Das Mysterium seiner Entstehung aus dem Ei hat ihm eine wichtige Stelle in den alten Ursprungssagen verschafft. Die Thatsache, daß aus dem gleichbleibenden Körper des Eis die verschiedenartigsten Wesen sich entwickeln, führte zu der Vorstellung, daß man in ihm den Wesenskeim par excellence zu sehen habe, und so treten die Vögel an die Spitze dieser Mythenformen. Die Unzahl aller derjenigen Sagen, die von den Schwanenjungfrauen mit ihren nach Belieben ablegbaren Flügeln erzählen, gehörte hierher, denn jene Genien sind, wie der indische Urvaçi-Mythus und eine Menge anderer Thatsachen dies beweisen, ursprünglich mit Tierform ausgestattet gewesen, ja man kann nachweisen, daß noch in der Zeit des durchgeführten Anthropomorphismus von den Nymphen als eierlegenden [1]) Wesen gesprochen wurde. Die Unfähigkeit einer früheren Zeit, sich Gegenstände anders als sich selbst geartet und gestaltet zu denken, führte zu der Annahme, daß unter der Hülle von Pflanzen sowohl wie von Tieren sich menschenähnliche Individuen, d. h. Nymphen, verbergen. Die deutschen oder indischen Schwanenjungfrauen oder Apsarasen sind also nichts anderes als reale Tiere, denen menschliche Fähigkeiten und, damit in notwendigen Zusammenhang stehend, auch menschliche Gestalt zuerteilt wurde. Diese Tiere sind vermöge ihrer Stellung in den kosmogonischen Systemen der Indogermanen also Ahnenwesen. Überall da, wo wir Verwandlung von Menschen in Vögel finden, liegen nicht etwa freie Produkte einer fabulierenden Phantasie, sondern Darstellungen von Atavismen vor. Das Kind, das zum Wasservogel gemacht wird, da man es zu ertränken sucht, zeigt damit seinen Ursprung vom Wasser, dem Ei und dem Vogel an, wie ja auch Vögel (bei uns der Storch, in slavischen Gegenden die Krähe) Kinder aus den Gewässern bringen. Die Urwasser, das goldene Ei der indischen Mythe, sind hier als Heimat der Kindesseele gefaßt. Die Annahme, daß man in den weiten Sagengebieten, die von der Anfnahme ertränkter Wesen unter die Brunnengenien, ihre Verwandlung in Wassertiere, Elementargeister oder Krankheitsdämonen etwas anderes als Rückschläge zu einer naturgeschichtlich früheren Erscheinungsform zu sehen hätte, wird dem Gesetz der im primitiven Völkerleben stets beobachteten engen, aber strikt durchgeführten Logik nicht gerecht und verkennt die Einzelfunktionen der leitenden psychologischen Faktoren der menschlichen Geistesentwickelung, an deren Stelle die unbekannte Größe Phantasie eingeführt wird. Überall da, wo von der Vermählung von Wassernymphen [namentlich solchen, die sich später in Tiere zurückverwandeln und so ihre Ehe lösen] [2]) mit Helden, d. h. genealogisch wichti-

[1]) Belege werden alsbald in einem Aufsatz der Zeitschr. der Deutsch. Morgenl. Gesellsch. gegeben werden.

[2]) Viele solcher Sagen findet man gesammelt bei Laistner, Rätsel der Sphinx.

Digitized by Google

gen Individuen, die Rede ist, wo ferner durch Fluch[3]), Verzauberung oder versuchte Ermordung eine Verwandlung hervorgerufen, oder die Zuführung einer menschlichen Seele durch einen Vogel, resp. umgekehrt deren Entrückung durch einen solchen (das Klapperstorchund Gansymeducotiv) gelehrt wird, dürfen wir den Glauben an die Vogelgestalt von Ahnenseelen als wirksames psychologisches Grundelement annehmen. Auch nur die Hauptgruppen des ungeheuren, hier in Betracht kommenden Sagengebietes anzudeuten, ist an diesem Orte unmöglich. So reicht z. B. der Glaube an die Vermählung von Apsarasas, Nymphen, Schwanenjungfrauen, Samovilen, Mahrten usw. mit menschlichen Wesen von dem ältesten Indien zeitlich und örtlich bis zur Gegenwart und bis nach Schottland.

Die Lehre von dem Vogel als der Inkarnation eines Ahnengeistes lehrt die Thatsache, warum man in diesem Tiere ein direkt schädigendes Wesen sah, noch nicht genügend verstehen. Es ist bekannt, daſs nicht nur der Ruf, z. B. der Eule oder Krähe, sondern bereits ihre Nähe als Vorbote des Todes angesehen wurde. Die Erklärung hierfür muſs in dem Glauben gesucht werden, daſs solche Wesen mit den Geistern der Verstorbenen in unmittelbarem Zusammenhang ständen, daſs man in ihnen nicht bloſs transformierte Ahnen, sondern geradezu leichenähnliche Unheilstifter sah. Dies wird nun durch die Annahme spontaner Zeugung der meist gefährlichen Insekten aus dem menschlichen und tierischen Kadaver verständlich. Diese niedere Tierklasse, zu der namentlich Fliegen, Insekten, Schmetterlinge gehören, bildet eine groſse Einheit und muſs in der Dämonologie der verschiedensten Völker sich Geltung verschafft haben. Wie der Beelzebub des hebräischen und mittelalterlich-deutschen Glaubens als „Herr der Mäuse, der Fliegen, Ratten, Wanzen, Läuse“ auftritt, so tritt die verderbenbringende Erscheinung der Drugsch Naschna des Avesta als Fliege auf. Dazu kommt aus der griechischen Mythe die Kiste der Pandora mit ihrem aus Schmetterlingen bestehenden gefährlichen Inhalt. Der heutige deutsche Volksglaube sieht ebenfalls in dem anmutigen und harmlosen Schmetterling ein lebenbedrohendes Wesen. Abgesehen von dem erwähnten Moment der angenommenen Genesis dieser Tiere aus dem Aas kommt als erklärender Faktor noch der Glaube hinzu, daſs man in ihnen Krankheitsdämonen erkannte, wie also im menschlichen Körper als ätiologisches Moment für die verschiedensten Schädigungen desselben vermutete; ein alter Lexikon[4]) erzählt allen Ernstes, daſs in dem Bauche einer Leiche so viele Kröten, Schlangen, Eidechsen und andere Teufelstiere gefunden wären, daſs acht starke Männer die Bahre kaum hätten von der Stelle schleppen können. Oft werden Käfer oder Larven von Käfern, die in menschliche Organe eindringen, als Träger der Todesbefleckung angesehen; der Schmetterling in der Hand der Psyche ist mit dem Unhold aus Pandorens Kiste identisch. Wir dürfen also behaupten, daſs die Erfahrung von der Gefährlichkeit der Brut gewisser Insekten, Käfer oder Schmetterlinge zu der Furcht vor ihnen als todbringenden Gespenstern geführt hat. Dazu kommt noch ein benachbartes Moment. Sehr weit verbreitet und noch im deutschen Aberglauben nachklingend findet sich die Idee, daſs die Geister der Toten im Walde hausten. Wen sollte es daher wundern, wenn der naivere Mensch in dem Ruf des Käuzchens „komm mit“ eine Lockung, ins Totenreich zu folgen, sah? Die Stimme der Vögel, die auf die Bildung der menschlichen Rede nicht ohne Einfluſs gewesen sein mag, sprach einst mit lebhafterem Accent zum Menschen als heute und mochte zumal bei Tieren, die sich selten oder nie dem menschlichen Blicke zeigten, als Wehruf aus dem undurchdringlichen Todesdickicht jener Wälder geklungen haben.

Eine benachbarte Idee knüpfte die Bande zwischen Mensch und Vogel noch enger und lieſs diesen aus jenem entstehen. Verwandlungen, mögen sie vor oder nach dem Tode des der Metamorphose unterliegenden Wesens erfolgen, kennzeichnen sich im Mythus immer als Folgen übergroſsen Kummers des betreffenden Individuums. Das sich so entwickelnde beflügelte Wesen wird in der Stimmung tiefster Seelentrauer befangen gedacht, beklagt sich also als ein dem Hades, dem Totenreich zugehöriges Wesen; denn der gesamten antiken Zeit ist der aus der materialistischen Vorstellung der völligen Todesvernichtung hervorgehende Zug, daſs die Seelen der Verschiedenen den Verlust des Lebens beklagen, gemeinschaftlich. Von einer Wiederverjüngung im christlichen Sinne ist nirgends die Rede. Auch der Vogel, der als Seele den leblosen Körper verläſst, ist kein lebendiges, sondern ein totes Wesen. Seine ideelle Zusammengehörigkeit mit den Schatten des überall existent gedachten Totenreiches erweist sich namentlich durch die gemeinschaftlich zuerteilten Attribute der schnellen und geräuschlosen Fortbewegung (das Flattern der Vögel und Geister, ihr Huschen), der schwachen, verklingenden Stimme[5]), ihr in die Reflexe der Trauerempfindung zerfleſsendes, rein passives Seelen- und völlig fehlendes Verstandesleben. Daher kommt es, daſs, wo auch immer Vögel als Metamorphosen des Menschen auftreten, die Todestrauer zum Leitmotiv ihrer Umgestaltung gemacht wird. Man denke an das bekannte Beispiel der aus Trauer um den Tod ihres Bruders Meleager in Perlhühner verwandelten Meleagriden; an die über die Ermordung ihres eigenen Sohnes Itylus klagende Nachtigall bei Homer; ferner auch an den unablässlichen Kummer des von seinem Männchen getrennten indischen Tschakravaki-Vogels. „Die Antike pflegt das Leid und das Unglück durch Verwandlung in Vogelgestalt auszudrücken[6].“ Nach slavischem Mythus wurde ein Mädchen aus Trauer über ihren Bruder in einen Vogel verwandelt[7]). Bei den Tonkinesen ist das Motiv zur gleichen Metamorphose der Kummer einer Frau über den Tod ihres Gatten; die Überlebende klagt in Gestalt der Grille ihr Leid weiter[8]). Von groſsem, prinzipiellem Interesse ist ein in einem Vedatexte erhaltener Sagenansatz: Als Prajâpati (der Vater der Zeugung) einst die Geschöpfe erschuf, schlugen dieselben fehl (degenerierten dieselben). Und so entstanden unsere Vögel. Denn der Mensch steht dem Prajâpati am nächsten; er ist zweibeinig; deshalb sind auch die (aus ihm degenerierten) Vögel zweibeinig[9]). — Die Angabe, daſs der Vogel ein

[3]) Die ursprüngliche Bedeutung der Wassernymphen zeigt sich sehr klar in der Erzählung von dem Fluche eines indischen Weisen, durch den dieser mehrere Apsarasas in Krokodile verwandelt.

[4]) Das Lexikon universale unter „Gespenst“. Siehe auch Höfel, Krankheitsdämonen im 2. Bande des Archivs für Religionswissenschaft.

[5]) Zu den bekannten Ausführungen Tylors vgl. man die Identifizierung der Toten- und Vogelsprache bei Yastrow, Religion of Assyria and Babylonia 567 f., und auf altheidnischem Boden Jes. 8, 19.

[6]) Hasbn, Kulturpflanzen und Haustiere[3] 316, cf. auch Feuerbach, annali dell' instituto, T. 15, 1843.

[7]) Hanuš, Wissensch. des slav. Mythus 341 f., Zeitschrift für Volkskunde 1, 181 f. Daselbst mehrere Varianten dieser Sage berichtet.

[8]) Seidel, Asiatische Volkslitteratur 250 f.

[9]) Çatapathabr. 2, 5, 1, 1.

Digitized by Google

mitsingenden Mensch sei, ist hier äußerst interessant, weil die Idee der nahen Verwandtschaft zwischen beiden hier wieder klar hervortritt. Wie auf assyrischen Denkmälern die Götter mit einer lediglich durch das Attribut der Beflügelung gehobenen reinen Menschenähnlichkeit erscheinen, und die Verwandlungen der griechischen Gottheiten in Vögel nur als Entfaltungen bislang versteckt gehaltener Flügelpaare rein menschlicher Gottheiten verstanden werden können, so erzählen bekannte Sagen von dem fakultativen Anlegen von Flügelkleidern durch begünstigte Personen und dem vogelgleichen Flug derselben durch die Lüfte. Zwischen dem Vogel als Seelenwesen und dem durch freiwillige Verwandlung aus dem Menschen entstandenen greifbar beflügelten Wesen ist kein Unterschied zu statuieren. Durch Anlegen des der Erdschwere überhebenden luftigen Kleides wird der Verwandelte eben zu einem geisterähnlichen Wesen, und umgekehrt ist die Vergeistigung des Seelenbegriffes über das Maß der der Vogelerscheinung beigelegten übermenschlichen Attribute noch nicht hinausgegangen. Daher dürfen einige Belege für die angedeutete Idee der freiwilligen Metamorphose nicht unterdrückt werden.

Den Walküren ist, wie oben erwähnt, nicht minder als den Schwaneujungfrauen und Schildmädchen die Gabe eigen, zu fliegen und zu schwimmen; sie können den Leib eines Schwanes annehmen, sie können das Schwanenkleid neben sich hinlegen. Die entsprechende Rolle spielt das Taubengewand [10]). Den Zauberinnen steht die Vogelgestalt zu Gebote, namentlich das Kleid der Gens [11]). Welch enorme Rolle der Glaube, daß man durch Zauberei sich der Begünstigung des Vogelfluges teilhaftig machen könne, im deutschen Mittelalter gespielt hat, lehren die Hexenprozesse und die vielseitig variierte Thetsache, daß Weiber namentlich unter der Einwirkung von Solaneenzüften thatsächlich auf verschiedenen Instrumenten durch die Lüfte zu reiten glaubten. Bereits einigen Heiden des Altertums ist die Gabe eigen, sich in einen Schwan zu verwandeln. Wie sich Wiland den Schwanenflügel anbindet, hat auch der griechische Perseus Flügelschuhe (Or. met. 4, 667, 730) und der serbische Relja heißt krilet (geflügelt). Er besitzt krilo und okrilje (Flügel und Flügelschirm) Suk. 2, 88, 99, 100 [12]). Kerkeutkenes Gang wird dem Gang schener Tauben verglichen. Das Schweben der Götter durch angemessene Fernen mußte überhaupt als ein Fliegen erscheineu, zumal ihrem Verschwinden ausdrücklich die Annahme der Vogelgestalt zu Grunde gelegt wurde. Daher die Sohlen von Hermes und Athene; . . . leicht geschah, daß dem Mythus das Anlegen des tamr (Federkleides) und der Sohle in die Annahme wirklicher Vogelgestalt überging (also der Vogel als beflügelter Mensch gefaßt!). Geirröör fängt den Loki als leiblichen Vogel [13]). Zu den Flügelschuhen und Flügelhelm der griechischen Sage steht eine ethnologische Einzelheit in ganz eigentümlicher Analogie: es hängen in den Tempeln auf Neu-Mecklenburg Bretter, auf denen Vögelköpfe mit riesigen Schwingen dargestellt sind. Oft auch sind es Menschenköpfe, denen die gewaltigen Flügel angefügt sind [14]). Der Versuch, durch Anlegen von Schwingen sich der Körperwelt zu überheben, findet sich öfter. Während der platouischen Seele nach dem Tode ihre Flügel wachsen, dachten die Anhänger der Taotesekte die Kunst des Fliegens zu erfinden . . . um sich durch die Lüfte in den Himmel zu erheben, auf diese Weise mit der Gottheit zu vereinigen. . . . Die Chaldäer schrieben das Niederfallen ihrer Seelen in die Körper dem Verlust der Fittiche zu [15]). Daß der Faust der deutschen Sage vermöge selbstgefertigter Flügel in den Himmel hineinblicken wollte, ist bekannt. Weniger verbreitet ist die Nachricht von dem alten Fischer Krepel aus Leipe bei Lübbenau, der sich Storchflügel mit Pech euklebte und aus der Luft niederstürzte [16]) — eines von den unzähligen Substituten für die alte Sagenerscheinung des Faust.

Die zu Grunde liegende Idee der Sage muß ungeheuer alt sein, wie der arabische Nimrod-, der griechische Didalos- und persische Kai-Kâûs-Mythus erweisen [17]). Die Möglichkeit, die Gabe des Fliegens sich anzueigneu, gilt auch bei den Magyaren als noch vorhanden. Man hat nur nötig, sich mit dem Fett der Fledermaus zu bestreichen [17]).

Die Erklärung des eigentümlichen Glaubens liegt darin, daß man der Fledermaus, also einem Nachttiere, die Gabe, sich unsichtbar zu machen, vindizierte und diese Unsichtbarkeit sich wieder nur durch nrplötzliche Entrückung vermöge eines Federkleides erklärlich machen konnte. — Auch in tatarischen Märchen finden sich verwandte Züge. Eine Sage erzählt, wie Alten-Arga, d. h. das Goldmädchen, den Liebesbewerbungen des Alten-Aira, d. h. Goldknoten, entfliehet. Mittels eines umgeworfenen Federhemdes schwingt sie sich durch die Luft, wird aber von ihm erreicht und von seiner Peitsche getroffen. Dadurch platzt das Federgewand mit Adlerschwingen auf ihrem Rücken entzwei, und sie stürzt als nacktes Goldmädchen auf die Steppe herunter [18]). Der Fall ist typisch für den Begriff der Metamorphose in dem von mir bei einer früheren Gelegenheit definierten Sinne [20]). Das Federkleid des genannten Wesens ist ein Gewand, durch dessen Verlust das seiner heraubte Individuum nackt wird, ohne eine substantielle Veränderung zu erfahren — eine der alten Sage überhaupt unfaßbare Idee. Das Menschliche ist der der tierischen (Vogel-) Erscheinung immanente Wesenskern, die Tiergestalt ein fakultatives Kleid. Daher auch die Nacktheit der ihrer (Vogel- oder Tierfell-)Verkleidung beraubten Hexen, Nymphen und Zauberinnen. Daß wir auch die Metamorphose bei semitischen Völkern so zu verstehen haben, lehrt die hocherhaltene Legende von der Höllenfahrt der Ishtar, in der es von den Seelen der Abgeschiedenen heißt: Und sie sind gekleidet in ein Gewand von Federn [21]). Unzweifelhaft heben kindliche Versuche, dem leicht beschwingten Tiere nachzuahmen, eine weite Zeitperiode der Entwickelungsgeschichte der Menschheit ausgefüllt. So spielt z. B. das Anlegen von Rabenkleidern in der Sage der nordwestamerikanischen Indianer eine Rolle [22]).

Wie man das Verschwinden des Verschiedenen unter der Annahme seiner Verwandlung in Vogelgestalt leichter erfassen konnte, so lag auch der Glaube nahe, daß der Lebenskeim des noch ungeborenen Individuums dieselbe Gestalt gehabt habe, ja diese Meinung war überall da,

[10]) Grimm, Myth.[4] 1, 354 ff.
[11]) Ibid. 2, 873.
[12]) Grimm, Myth.[4] 1, 324.
[13]) Ibid. 1, 272.
[14]) Frobenius, Ursprung der Kultur I, 329.
[15]) Bastian, Mensch in der Geschichte III, 46, Anm. 3.
[16]) Zeitschr. f. Ethnol. 15, 63.
[17]) Die Sage ist von Firdosi, Schahnâmeh erzählt, cf. Schack in seiner Übersetzung.
[17]) Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 9, 248.
[18]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 5.
[20]) Globus 1900, S. 291 ff.
[21]) Höllenfahrt der Ishtar Obvers 10, cf. auch Yastrow, a. a. O., 566.
[22]) Zeitschr.[4] f. Ethnol. 25, 353.

Digitized by Google

wo man nicht den ersten in das Weib hineingetragenen Urkeim mit einem immanenten Leben ausstattete, ein Postulat des Verstandes. Dazu kommt noch, daß der Gedanke der Neuschöpfung eines Lebewesens der ganzen alten Zeit ebenso unfaßlich war, wie der eines Entstehens der Welt aus dem Nichts. Nie und nirgends werden Schöpfungen im jungthiblischen Sinne, sondern stets nur Umgestaltungen einer wesensgleichen Materie angenommen. Deshalb war es notwendig, daß das lebenerweckende Wasser den Samen in sich aufnahm [32]) und daß umgekehrt das sie beherbergende feuchte Element zum emanierenden Schöpfungsborn wurde. Alle Sagen, welche Entstehung von Menschen aus Wassertieren und -pflanzen lehren, gehen von dieser Idee aus. Man vergegenwärtige sich, daß die Keime beider spontan aus dem Wasser entstanden geglaubt werden. Es kommt aber noch ein anderes Element hinzu.

Wie Geschichte und Sage verunglückte Versuche kennen, die Flugkraft des Vogels nachzuahmen, wie in den ursprünglich der babylonischen Mythe eigenen Engelwesen die Volksphantasie eine ganze Gruppe von flügelbegabten kosmischen Energieen geschaffen hat, so konnte dem in spekulativer Richtung laufenden alten Glauben der Zug nicht fremd sein, daß entweder abnorm kleine Menschen den normal entwickelten Vogel oder abnorm große Vögel den normal entwickelten Menschen gegenseitig in ihren Gaben des Fliegens und des Lenkens des Fluges unterstützt, daß die ersteren die letzteren geritten, resp. die letzteren die ersteren im Fluge davongetragen hätten. Daß diese Sagenzüge eine so außerordentliche Verbreitung gefunden haben, ist aber namentlich folgendem Umstande zuzuschreiben: der Vogel gilt als Symbol aller sich scheinbar widernatürlich durch den freien Raum fortbewegenden Wesen, weil man die Erscheinung des Fliegens empirisch an die des Flügelschlages gekettet glaubte. Deshalb werden alle Gestirne, der Blitz [34]), die Wolke, der Sturm mit Schwingen ausgestattet. Alle diese Dinge gelten aber eben deshalb wiederum als Mittel, den Verlust der Seele, ein dem Kausalnexus widerstreitendes Phänomen, durch die Annahme der Entrückung derselben zu erklären; sie sind Seelenträger oder Seelenräuber. — Versuchen wir diese Ideen zunächst als völkergeschichtlich existent zu erweisen.

Eine ganze Anzahl gewisser in späterer Zeit in den Dienst der altgermanischen Staatsgötter gestellter Tiere muß, wie jetzt die Sage von dem kinderbringenden Storch, als kümmerlicher Rest ehemaliger, weitverzweigter Anschauungskreise erhellt, unseren Vorfahren als Träger der menschlichen Seele aus den zeugenden Urwassern gegolten haben. Namen wie Tenfelspferdchen, Seejungfrau u. a. für die Libelle sind nur unter der Annahme zu verstehen, daß dem zarten Tiere die Funktion zugeschrieben wurde, einen ersten Lebekeim in die Welt des Daseins hineinzutragen. Sehr viele der heiligen Maria geweihte Tiere sind demselben Dienste gewidmet gewesen, denn die Madonna galt der älteren Zeit als Förderin des Ehesegens. Ausdrücklich berichten die Darstellungen modernen Aberglaubens, daß der Marienkäfer die Kinderseelen vom Himmel herabbringe [35]). —

Wenn man von Ereignissen spricht, die zeitlich einer miterlebten vergangenen Generation angehören, so sagt man bisweilen, um dies auszudrücken, zu jüngeren Menschen: du hast damals noch nichts erlebt, du bist damals noch mit den Mücken herumgeflogen. In ganz West- und Niederdeutschland war der Glaube verbreitet, daß Schmetterlinge die Kinder brächten [36]). Da der Wind in Vogelgestalt gedacht wurde, übernimmt er häufig die Rolle des tierischen Seelenträgers. Er ist das Vehikel der Entrückung in die jenseitige Welt der Dämonen [37]). Grohsanns fragt [38]): „Hat mich der Kneckknck hergebracht?“ und eine bekannte Verwünschung lautet: „Ihn soll der Kuckkuck holen!“ In „Des Knaben Wunderhorn“ droben kleine Singvögel: „Sollen wir hinübersteigen und die Jungfer nehmen, welche, weil sie klein zu nennen, wir gar wohl wegtragen können?“ Das Märchen, ein Steinadler entführe bisweilen kleine Kinder, wurde uns auf den Schulen noch als Wahrheit erzählt. Viele Namen für mythische Vögel drücken die Idee aus, daß der Vogel Tote mitnimmt: Klagemutter, Klageweib, Wehklage, Leichenhuhn, Grabeule, Totenvogel [39]).

Zur Illustration der Idee, daß der Sturm als Vogel gedacht die menschlichen Leichenteile, d. h. die dem Körper immanente Seele entführe, diene die altnordische Vorstellung von dem Hraesvelgr [40]). Derselbe sitzt als Adler an den Enden des Himmels und erregt mit dem Schlage seiner mächtigen Flügel den Sturm. Sein Name heißt Leichenschwelger, teils weil der Wind die unbestatteten Leichen trocknet und verstreut, teils ist es eine dichterische Benennung der Aare, die mit den Raben und Wölfen ihre Freude an Walfelde haben. Ein Beispiel für Entrückung durch einen Adler findet sich in der Sage von Thrym, der in Adlergestalt den Loki im Fluge mit sich fortzieht [41]). Der Nordlandsaar dient überhaupt als Personifikation des eisigen Sturmwindes [42]). Auch die Griechen faßten die Stürme als räuberische, Seelen entführende Wesen auf [43]) und gaben deshalb den Harpyien Flügelgestalt und Krallen. Telemach fürchtet, sein Vater, auf dessen Heimkehr man so lange vergeblich gewartet, sei wohl von den Harpyien entrafft und der menschlichen Kunde entzogen [44]). Helena wünscht, daß sie am Tage ihrer Geburt von einer Windshraut hinweggerafft und auf ein ödes Gebirge oder in die Flnten des tosenden Meeres davongetragen sein möge [45]). Unzweifelhaft geht dieso Ideengruppe auf eine Zeit zurück, in der der menschliche Kadaver den Stürmen und den ihnen zugehörigen Wesen, d. h. den Vögeln (Adler, Geier usw.) und Insekten schutzlos preisgegeben war, also auf die Periode der Aussetzung der Leichen.

Unschwer wäre es nachzuweisen, wie die alten Texte den Tod auf dem Schlachtfelde und den ihm folgenden Prozeß der durch Ungeziefer und Raubtiere beschleunigten Verwesung und Zersetzung als das gewöhnliche Los des Kriegers hinstellen. Der Strohtod war nicht bloß bei Deutschen verhaßt und ungewöhnlich. So bot sich die Idee der Entführung des verstor-

[32]) Den ganz typischen Ausdruck erhält diese Idee in der Lehre der Upanisads, daß beim Tode des Mannes der Same in die Wasser zurückfließe. Man denke auch an die durchgehende Identifikation des Wassers mit dem semen virile, des makrokosmischen mit dem mikrokosmischen Zeugungsstrom.

[33]) cf. Lazarus n. Steinthal, Zeitschrift für Völkerpsychologie 5, 415 f.

[34]) Wuttke, Aberglauben 109.

[35]) Grundriß der germanischen Philologie[2] 3, 259, Mannhardt, germanische Mythen 242 ff.

[36]) Laistner, Rätsel der Sphinx I, 34.

[37]) Grimm, Myth.[4] 2, 846, Grohsanns 97a.

[38]) Grimm, Myth.[4] 2, 950.

[39]) Weinhold, Riesen d. germanischen Myth. 36 f., Kochholz 137.

[40]) Weinhold, a. a. O., 38.

[41]) Archiv f. Religionswissenschaften II, 10.

[42]) ἐριούνεον θύελλα, siehe Schwartz, poetische Naturerscheinung I, 53.

[43]) ν 241, ξ 371, cf. τ 61, υ 77.

[44]) χ 344

benen Individuums durch die Personifikation des zersetzenden Elementes von selbst dar. Zu einer der griechischen Sonderentwickelung voranliegenden Ära gelangen wir bei Berührung der Ganymedsage, einer längst als indogermanisches Gemeingut gefaßten Mythe[36]), die wir als solche hinnehmen müssen, ohne daß wir einstweilen den Versuch einer völkerpsychologischen Analyse wagen dürften.

[36]) cf. Kuhn, Herabkunft des Feuers und Somatrank's.

Zur westafrikanischen Maskenkunde.

Von Dr. Karutz. Lübeck.

„Masken überall", beginnt Andree die Inhaltsangabe des betreffenden Abschnittes in seinen Ethnographischen Parallelen[1]). In allen Weltteilen, unter allen Rassen, in jeder möglichen Verwendung zum Scherz und Ernst, zum Spiel und Kult, in Krieg und Tod konnte er die Sitte der Völker nachweisen, sich das Gesicht durch eine Menschen oder Tiere nachbildende bezw. verzerrt und phantastisch karikierende Hülle zu verdecken. Auf die verschiedenen Fragen, die uns der sonderbare Brauch in seinen wechselnden und wunderlichen Gestaltungen aufdrängt, konnte Andree nur zögernde und lückenhafte Antworten geben, und heute, nach 13 Jahren, müssen wir gestehen, daß wir nicht wesentlich über das damalige Wissen hinausgekommen sind.

In dem „Woher?", das Andree im Sinne des Völkergedankens entschieden, können wir auch heute noch keinen anderen Standpunkt rechtfertigen; Zusammenhänge, wie sie von Frobenius neuerdings für Westafrika und die Südsee behauptet werden, betreffen einmal nur umgrenzte Bezirke innerhalb der weltumspannenden Verbreitung, sie sind andererseits auf Grundlagen gestellt, deren fein und fleißig ausgesponnener Bau in leider viel zu vielen Stützen der prüfenden Nachuntersuchung nicht standhält. Vorderhand begnügen wir uns besser mit der Annahme, daß die Vorstellungen, aus denen die Masken herausgewachsen sind, in allen Varietäten des Menschengeschlechtes aufkeimten und an den verschiedenen Orten unabhängig voneinander der Erfindung den Boden bereiteten.

Die Art dieser Vorstellungen ist, auch nach der heutigen Anschauung der meisten Ethnologen, ebenfalls keine einheitliche. Wenn Frobenius die afrikanische Maske z. B. ihren Ausgang nehmen läßt von der natürlichen Schädelmaske in der Form der neupommerschen Lorr und vom Schädelkultus[2]), so kann ich den Beweisgründen seiner Spekulationen in diesem Punkte so wenig folgen wie in seinen Deduktionen über die Entstehung der plastischen Menschenfigur in der Kunst aus dem Geisterpfahl[3]). Bis auf weiteres meine ich nicht, alle Masken hinsichtlich ihrer Entstehung in ein einziges organisches System zwängen zu sollen, und wenn auch gewiß die Unterscheidung in Kultus-, Kriegs-, Toten- u. s. w. Masken nur eine äußerliche ist, eingehendere Forschung vermeintliche Grenzen verwischen, andere dagegen neu anfrichten wird, so sind wir im Augenblicke noch nicht im Besitze des Zauberwortes, das uns die Geheimnisse der Maskensitte als einheitliche Entwickelungsreihen erschließen könnte.

Haberlandt sagt in seinem kleinen Heftchen „Völkerkunde" [Sammlung Göschen][4]): „Die Maske stammt aus dem Tanz und Kulte. Bei der Dämonenbeschwörung spielt sie ihre erste und wichtigste Rolle." Die aus dem ersten dieser beiden Sätze zu entnehmende Trennung von Tanz und Kult als zwei verschiedene Entwickelungswege für die Maske ist nach dem zweiten nur eine scheinbare. Der Verfasser meint, daß hier der Tanz durchaus nur im Dienste des Kultus, nämlich der Dämonenbeschwörung, steht. Nicht überall ist das der Fall.

Bei Bücher[5]) heißt es: „Man hat sich viele Mühe gegeben, einen den Tänzen der Naturvölker zu Grunde liegenden Gedanken herauszufinden, bis jetzt freilich vergeblich. Denn die Tänze werden bei den verschiedenartigsten Gelegenheiten angeführt, bei Freude sowohl als Trauer, vor und nach der Jagd oder dem Fischfang, wenn diese Arbeiten eine Beute ergeben und ebenso, wenn es nicht der Fall ist, bei der Hochzeit, beim Krieg, beim Mondwechsel, bei der Gottesverehrung, aber auch ohne jede äußere Veranlassung." Hiermit sind freilich nur die äußerlichen, dem flüchtigen Beobachter merkbaren Veranlassungen berührt. Wieviel oder wie wenig an geistiger Vorstellung die eigentlichen ursprünglichen Gründe geschaffen hat, ist nicht gesagt. Ein Tanz, der bei Fischfang und Krieg die Männer anscheinend in reiner Freude vereinigt, kann sehr wohl aus einer Dankesbezeugung gegen die wohlwollenden Geister (oder Seelen der Verstorbenen) oder einer Abwehr der böswilligen entstanden sein.

So auch kann ich bei folgender Bemerkung Büchers (S. 259) ein Fragezeichen mir nicht versagen: „Bei vielen Völkern führen die Weiber, während die Männer auf einer Jagd oder einem Kriegszuge abwesend sind, zu Hause einen Tanz auf, der sich auf die Unternehmung bezieht, indem sie damit ihren innersten Anteil am glücklichen Gelingen derselben zum Ausdruck bringen." Dieser innere Anteil dürfte eben in der Vorstellung von helfenden oder schädigenden übernatürlichen Wesen und von der Möglichkeit, sie günstig zu stimmen oder abzuwehren, begründet sein. Der bloßen frendigen Erwartung auf die materielle Beute würden die Frauen besser durch Vorbereitung zum Festschmaus u. s. w. entsprechen als durch Tänze, um so mehr, als die Büchersche Forderung der auf das Wohlgefallen der Zuschauer berechneten Körperbewegung hier, beim Fehlen der Männer, bei der Unruhe hinsichtlich des Ausganges der Expedition kaum erfüllbar ist. Vielleicht meint Bücher im Grunde dasselbe, denn später (S. 344), bei Besprechung des Arbeitsgesanges der Frauen, bei denen er leicht einen Charakter annähme, der dem des Zauberspruches nahe verwandt sei, kommt er noch einmal auf jenes Beispiel zurück und sagt von den Tänzen, „sie sollen den Männern Glück bringen, ihnen den Sieg oder reiche Beute und gesunde Heimkehr sichern, sie vor bösem Zauber bewahren".

Es ist da ein Unterschied zwischen dem Tanze als

[1]) Neue Folge, S. 107.

[2]) „Die Masken und Geheimbünde Afrikas", Nova Acta Ac. Caes. Leopold. Carol. LXXIV, 1898.

[3]) „Die Kunst der Naturvölker", Westerm. Monatshefte 1898/99.

[4]) S. 91.

[5]) „Arbeit und Rhythmus", 2. Aufl., S. 252.

Digitized by Google

Bewegungsart und dem Tanze als conventionelle Sitte. Im ersteren Sinne haben die geistvollen Ausführungen Büchers, der für das in der menschlichen Organisation begründete Wohlgefallen am Rhythmus, für den Lustwert rhythmischer Bewegungen, in welchem Grosse[6]) das Ursprungsmotiv des Tanzes erblickt, die Erklärung sucht in der Gewöhnung an gewisse Arbeiterhythmen, sehr viel Bestechendes an sich. Wenn nun die rhythmische Bewegung zum allgemeiner beliebten und geübten Brauche wird, wenn sie in den Kreis der Sitte tritt, so folgt sie auch anderen Motiven als der Arbeit, wird sie auch zur Ausgestaltung anderer Gebräuche herangezogen, dient sie auch als Erscheinungsform bestimmter geistiger Vorstellungen.

Da kommen dann in Betracht die dramatisierende Nachahmung menschlichen und tierischen Lebens und menschlicher Thätigkeit sowie die mit dem Kultus verknüpften Handlungen, zu denen sich der Arbeitsgesang auf den von Bücher (S. 314 ff.) angedeuteten Wegen emporhebt.

Früher hatte Gerland noch alle Tänze für ursprünglich religiös gehalten,[7]) seit Grosse und Bücher muß man von dieser Ansicht lassen und gestehen, daß es Tänze giebt, die mit einem Kultus, welcher Art er auch sei, gar nichts zu thun haben.

Eine andere Frage wäre es, ob die mit dem Gebrauch von Masken verbundenen Tänze unter denselben Entwickelungsbedingungen standen oder ob ihnen vielleicht stets und von jeher eine religiöse Bedeutung innegewohnt hat, die ihrerseits von der Maske ausgegangen sein müßte.

Hellwald[8]) sagt von dem Besucher eines unserer heutigen Maskenbälle: „Am wenigsten gerät er wohl auf den Einfall, daß die ganze ‚Maskerade' — religiösen Vorstellungen den Ursprung verdankt, und doch ist dem so . . . , es galt, die bösen Geister und Dämonen zu verscheuchen." Später schließt er sich jedoch der Einteilung Andrees an, nach der wir Masken im Kultus, im Kriege, in der Totenausstattung, in der Justiz, bei Schauspielen und Tänzen zu unterscheiden haben, nach der also das religiöse Motiv nur einen Teil, wenn auch den größeren vielleicht der Entstehungsursachen beherrscht.

Es wird immer schwer, wenn nicht unmöglich sein, die wahren Gründe kennen zu lernen, die zur Erfindung der Maske führten. Auf der einen Seite ist der ursprüngliche Gedanke bald aus dem Gedächtnis der Tradition verschwunden, ist zur unbewußten Gewohnheit geworden, was im Anfange aus einer überlegten Ideenverbindung heraus geschaffen war. Auf der anderen Seite geheimnißt man vielleicht abstrakte Geistesarbeit in Dinge hinein, die aus den materiellsten Bedürfnissen des täglichen Lebens oder aus der Harmlosigkeit kindlich frohen Spiels heraus sich entwickelt hat.

Für eine Einheitlichkeit der Entstehung scheint sich Achelis zu erwärmen: „Meistens[9]) ist die ursprüngliche animistische Grundanschauung auch hier (d. h. bei den Masken) erkennbar, so in dem überaus ausgedehnten Gebrauch derselben beim Kultus (wozu auch unseres Erachtens die Totenausstattung gehört) oder in der Justiz (wo die früher besprochenen Geheimbünde eine so bedeutungsvolle Rolle spielen); auch die Kriegsmasken, bestimmt, dem Feinde Furcht einzuflößen und ihn zu vernichten, gehören in diesen Zusammenhang . . . . Zu einer gewissen selbständigen ästhetischen Durchbildung erheben sich die sogenannten Schauspiel- und Tanzmasken."

Ob für die Kriegsmasken nicht hier und dort das Motiv der Schreckwirkung genügt, ohne einen vermittelnden Dämonenglauben, ob nicht umgekehrt die Tierdarstellungen auf amerikanischen Kriegsmasken weniger erschrecken als das Totem des betreffenden Mannes darstellen sollten, bleibe hier nur angedeutet, aber auch Schartz sagt[10]): „Die Masken stellen meist Geister der Verstorbenen oder auch der Totemtiere dar." Zweifelhaft erscheint weiterhin die Berechtigung, für alle Tanzmasken einen religiösen Zusammenhang anzu-

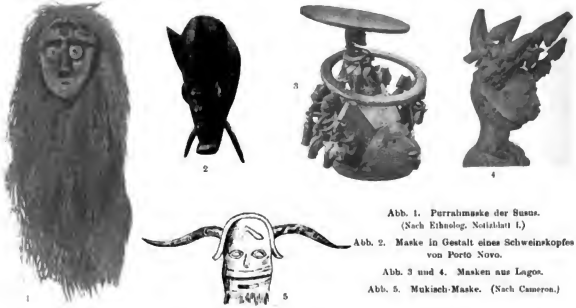


Abb. 1. Purrahmaske der Susus. (Nach Ethnolog. Notizblatt I.)
Abb. 2. Maske in Gestalt eines Schweinskopfes von Porto Novo.
Abb. 3 und 4. Masken aus Lagos.
Abb. 5. Mukisch-Maske. (Nach Cameron.)

[6]) „Die Anfänge der Kunst", S. 213.
[7]) „Urgeschichte der Maske" in „Ethnograph. Rösesprünge", S. 81.
[8]) A. a. O., S. 109.
[9]) „Moderne Völkerkunde", S. 437.
[10]) „Urgeschichte der Kultur", S. 503.

Digitized by Google

nehmen. Wenn wir von Bücher die Entstehung des Tanzes aus nachahmenden Darstellungen menschlicher Thätigkeiten und Lebensvorgänge kennen gelernt haben, so ist es nicht ausgeschlossen, daß zu der Nachahmung von Tierbewegungen, Jagdereignissen u. s. w. noch diejenige des Tieres selbst hinzutritt. Ich erinnere an die von Lenz am Ogowe beobachteten Tänze [11]).

Totemistische und animistische Vorstellungen dürfen gewiß nicht unberücksichtigt bleiben, sie verdienen sogar oft in erster Linie gefragt zu werden, aber eine absolute Allgemeingültigkeit für die Entstehung der Tanzmasken können sie, wie ich glaube, nicht beanspruchen. Am weitesten geht hierin Frobenius, der alle Masken — Afrikas und Ozeaniens wenigstens zunächst — auf den Ahnendienst, auf „die Darstellung des Verstorbenen oder vielmehr das Auftreten des Geistes desselben" zurückführt [12]) und die Geheimbünde als diejenige Einrichtung betrachtet, in der jene Vorstellungen praktisch und offensichtlich werden. „Wenn also der Maskierte oder die Maskierten des Geheimbundes erscheinen, dann sind das Geister der Vergeistigten oder der Ahnen" und „sehr falsch wäre es, zu sagen, die derzeitige Thätigkeit habe den Grund zur Entstehung der Geheimbünde und zur Maskierung gegeben".

Wie in der damaligen Sitzung von Schellong-Königsberg vor zu weitgehenden Folgerungen über das Wesen der Masken unter dem Hinweise darauf gewarnt wurde, daß nach seiner eigenen Erfahrung in Neu-Guinea und auf den Nachbarinseln gar nichts Bestimmtes darüber bekannt sei, so wird in der That überall eine vorsichtige Behandlung der Frage am Platze sein. Die Unkenntnis der heutigen Papuas ist kein Grund gegen das Verhandensein ursprünglicher, der jetzigen Generation verloren gegangener konkreter Vorstellungen — das Beispiel der neupommerschen Schädelmaske, an der Hand der Finschschen Aufzeichnungen verfolgt, zeigt das zur Genüge —, allein unsere Kenntnis von all diesen Dingen ist bisher eine so lückenvolle und eine in Bezug auf die Entstehung der Notizen so oberflächliche, daß wir uns vorläufig mit einem ignoramus bescheiden müssen.

Wenden wir uns im besondern den westafrikanischen Masken zu, so können wir sie nach einer zunächst äußerlichen Verwendungsverschiedenheit einteilen in solche, die außerhalb der Geheimbünde gebraucht werden, und in solche, die zum Inventar dieser rätselvollen Verbindungen gehören und die den größeren Prozentsatz der Gesamtheit ausmachen.

Jene ersteren sind oder erscheinen uns zum Teil als Tanzmasken, denen eine andere Bedeutung als die eines unterhaltenden Spieles fehlt oder nicht nachgewiesen werden kann. Zu ihnen gehören die von dem arabischen Reisenden Ibn Batuta 1352 im Sudan-Negerreich Melli beobachteten Vogelmasken, in denen die Sänger und Possenreißer erschienen, um ihre Lieder vorzutragen [13]). Weiteres, als daß der Brauch sehr alt sei und aus der Zeit vor der Einführung des Islam stamme, erfuhr der Reisende nicht, so daß es für uns unmöglich bleiben wird, zu sagen, ob hier besondere Vorstellungen mitgespielt haben, welcher Art solche gewesen sind, ob die Masken vielleicht in Beziehung zu einem dramatischen Inhalt der Gesänge standen oder was sonst die Veranlassung zur Vermummung gegeben.

Hierhin gehören ferner die Maskentänzer im Reiche des Samori (nach Binger), die von Clapperton beschriebenen Schauspiele bei den Yoruba, nach Poggos Auffassung auch die Mukischi der Baschilange, endlich vielleicht der von Serpa Pinto abgebildete Tanz des Ganguelahäuptlings vor seinen Frauen. Es muß hier aber die Möglichkeit offen bleiben, daß solchen Spielmasken einst Ideen zu Grunde gelegen haben, die heute nicht mehr bekannt sind. Es ist schwer zu verstehen, wie ein afrikanischer Häuptling, der im übrigen die Würde seiner Stellung sehr gut kennt und wahrt, seine Frauen belustigen sollte, indem er in einem Maskenanzuge vor ihnen herumhüpft. Die Feierlichkeit, mit der jene Scene durchgeführt wurde, widerspricht dem ebenfalls, so daß ich glauben möchte, die Gedanken der Neger waren damals ganz andere, als sie sich Pinto zurechtgelegt hat.

Noch fraglicher ist die Vergnügungstheorie beim Mukisch (Fig. 5), der aus verschiedenen Teilen des südöstlichen Kongobeckens von den Reisenden erwähnt wird. Es ist mir wahrscheinlicher, daß er mit dem Dämonenglauben in Verbindung steht. Ohne so weit zu gehen, die direkte Verkörperung des Ahnen in ihm zu sehen, wie Frobenius [14]), glaube ich doch, daß der Bericht Camerons das Richtige trifft, dem man sagte, der Mukisch sei ein Scheinteufel und habe das Amt, die in den Wäldern hausenden Teufel (Geister, wie Frobenius besser ersetzt) zu verscheuchen. Es ist klar, daß Leute mit solcher Fähigkeit im Leben ihres Stammes eine hervorragende Rolle spielen mußten, daß sie die Zauberpriester sind, die Beschneidung der Jünglinge vornehmen, und daß ihr Amt in der Familie erblich wird.

Abb. 6.
Masken aus Kamerun. (Mus. f. Völkerk. Lübeck.)

Abb. 7.

Eine andere Bedeutung aber als diejenige, den unwillkommenen Geist zu schrecken und zu täuschen, kann ich in der Form der Verhüllung nicht erkennen.

Hierhin gehören ferner wohl die Loangomasken, deren etwas civilisiert ausgedrückte Bestimmung es ist, von Ärzten bei Krankenbesuchen getragen zu werden, die also offenbar den Priestern oder Gangas ein Hülfsmittel im Kampfe gegen die Krankheitsdämonen sind. Bei

[11]) „Skizzen aus Westafrika", S. 88.
[12]) Verhandl. der Lübecker Naturforscherversammlung, 1895, S. 135.
[13]) Andree, a. a. O., S. 152.
[14]) „Die Masken und Geheimbünde u. s. w.", S. 42.

Digitized by Google

Abb. 8. Mendi-Tanzknaben in ihrer besonderen Tracht.

den sogen. Trauermasken der Ganga Nkissi derselben Gegend kommt noch ein anderes Moment hinzu, das den animistisch-manistischen[1]) Anschauungen entstammt. Es heifst von diesen kolossalen Masken aus leichtem Holz „mit Federkrone und einem über den ganzen Körper fallenden Gewande von grauen Adlerfedern", dafs sie bei Leichenfesten eines verstorbenen Prinzen getragen werden, dafs sich der oberste Priester in solch einer Maske versteckt und, was ihm gefällt, sich aneignen kann. Es liegt nahe, hierbei nicht an eine Wiederbelebung der Toten in der Maske — nach Frobenius, der das Federkleid aufserdem als Andeutung des Totenvogels betrachtet —, sondern an den Vorkommnissen in Amerika und sonst analogen Gedanken zu glauben, die Seele des Toten versöhnen, die von ihr drohende Gefahr durch Opfergeschenke abwehren zu sollen, die hier auf die angegebene Weise durch den Ganga eingetrieben werden. Freilich ist hier alles nur Vermutung, kein Wissen.

Der zweite Teil der Masken findet seine Verwendung in den Geheimbünden, jener seltsamen westafrikanischen Specialität, über die so aufserordentlich viel erzählt worden und über die so wenig Befriedigendes und Sicheres bekannt ist. Die Frobeniussche Vergeistigungstheorie, nach der stets und überall die Geheimbünde die Gemeinschaft der vom geistigen Tode — als Ersatz des leiblichen Todes der Vorfahren — Auferstandenen sind, habe ich bereits erwähnt. Sie ist nach meiner Meinung in ihrer Allgemeinheit und in den Einzelheiten der Beweisführung unhaltbar, die Fastengebote und Speiseverbote, die Geheimsprache, das Verschwinden im Walde, die „Geistergewalt der Novizen" und anderes lassen sich zwanglos im Anschlufs an die weltweite Erfahrung von dem erst geistigen, dann socialen Abschlufs der Priesterkasten gegen die Laienwelt verstehen. Es ist natürlich anzugeben, dafs animistische Anschauungen auch das Leben des Negers beherrschen, aber das beweist an sich noch gar nichts für die Erfindung von Gesellschaften, in denen die Vorfahren in der jedesmaligen Generation an jedem Individuum wieder zur Reinkarnation gebracht werden.

Bewiesen ist aus dem Kongo- und Loangogebiet das Bestehen von Geheimbünden, in denen eigenartig hypnotisierendes und autosuggerierendes Können im Verein mit animistischer Weltanschauung die Erklärung für eine Reihe von merkwürdigen Gebräuchen liefert. Das klassische Beispiel Bastians sei nur dafür angeführt:

„Der grofse Fetisch lebt im Innern des Buschlandes, wo ihn niemand sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Ganga sorgsam seine Knochen, um sie wieder zu beleben, und ernähren sie, damit sie aufs neue Fleisch und Blut gewinnen. Es ist aber nicht gut, davon zu sprechen. Im Lande Ambamba mufs jeder einmal gestorben sein, und wenn der Fetischpriester seine Kalabasse gegen sin Dorf schüttelt, so fallen diejenigen Männer und Jünglinge, deren Stunde gekommen ist, in einen Zustand lebloser Erstarrung, aus dem sin gewöhnlich in drei Tagen auferstehen. Den aber, welchen der Fetisch liebt, führt er fort in den Busch und begräbt ihn oftmals für eine lange Reihe von Jahren. Wenn er wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu essen und zu trinken wie zuvor, aber sein Verstand ist fort und der Fetischmann mufs ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen, wie das kleinste Kind. Anfänglich kann das nur mit dem Stock geschehen, aber allmählich kehren die Sinne zurück, so dafs sich mit ihm sprechen läfst, und nachdem seine Ausbildung vollendet

Abb. 9. Mendimädchen in ihrer Bundutracht.

[1]) Das von Frobenius gebildete Wort Manismus für die Ahnenverehrung scheint mir aus dem von seinem Finder hervorgehobenen Grunde, es liefse die Bildung des Adjektivum manistisch zu, sehr praktisch und empfehlenswert.

Abb. 10. „Bundu-Teufel" (Geist) als Sittenrichter.

ist, bringt ihn der Ganga seinen Eltern zurück. Dieselben würden ihn selten wiedererkennen, ohne die ausdrückliche Versicherung des Ganga, der ihnen zugleich frühere Ereignisse ins Gedächtnis zurückführt. Wer die Procedur in Ambamba noch nicht durchgemacht hat, ist allgemein verachtet und wird bei den Tänzen nicht zugelassen."

Eine grofse Zahl anderer Geheimbünde dieser und anderer Gegenden tritt uns als sociale Einrichtung entgegen, die sich der sogen. Justizmasken bedient. Ob hier die ursprünglich rein religiösen Institutionen sich weltlichen Einfluls und gesellschaftliche Machtstellung zu erwerben verstanden haben oder ob umgekehrt Verbindungen, die aus praktischen Gründen, zur Hebung der Landessicherheit, zur Sicherung der Moral, zur Durchführung der Erziehung, gegründet waren, allgemein verbreitete animistische Anschauungen in ihrer Organisation absichtlich benutzten und phantastisch ausgestalteten, mufs heute dahingestellt bleiben. Die letztere Ansicht vertritt, wie ich sehe, Achelis[16]) und auch, falls ich ihn recht verstehe, Schurtz[17]), wenn er die Geheimbünde aus der (socialen) Männergesellschaft ableitet, innerhalb deren sich der Ahnenkult entwickelt, der später durch die „maskierten Geistertänzer" den Machteinfluls jener Gesellschaft aufrechterhalten hilft. Es ist auch schwer, an eine jedesmalige kulturelle Entstehung zu denken, wenn Frobenius z. B. sagt[18]), dafs die Geheimbünde im nördlichen Kamerun wie Pilze aus der Erde schiefsen, erzählt, dafs ein Missionar mehr als 40 Namen von Geheimbünden kennen gelernt habe, oder von einem neuen Schnapsgeist- (Almelan-)Bunde der Duala berichtet; wenn Liberia- und Kamerunneger von Luschan gegenüber[19]) vom „geselligen Verein" und „Klub" sprachen, von einem Geheimbund aber nichts wissen wollten; wenn Belahre[20]) im Jahre 1896 von einer geheimen Gesellschaft der „Leopardenmenschen" in Sierra Leone erzählt, die erst gegen 20 Jahre bestand, aus politischen Gründen gestiftet wurde und durch ihre Grausamkeiten, ihre Morde, ihre Anthropophagie den Anstofs zu einem Gegenbunde „Tongs" gab, deren Mitglieder jene verfolgten und lebendig verbrannten.

Andererseits kann das harmlose Vergnügen an Tanz und spielender Unterhaltung auch nicht Geheimbünde erklären, deren Zusammenhang mit dem geistigen Leben aus dem symbolischen Charakter einzelner Gebräuche offensichtlich wird. Vielleicht liegt die Wahrheit in der Mitte, so dafs man sich die Entstehung der Bünde etwa so vorstellen kann:

Die animistischen Grundanschauungen der Naturvölker haben in Westafrika, wie anderswo, den Priester oder „Fetischmann" als den auserwählten — weil in Traumdeutung, Hypnose, Suggestion, Beredsamkeit fähigsten — Vermittler zwischen Menschen und Verstorbenen, zwischen Menschen und Geistern also später, hervorgebracht. Wie anderswo umgeben sich diese Leute mit einem geheimnisvollen Nimbus, der besonders die Befähigung zu dem Beruf von der Übernahme starker körperlicher Entbehrungen als Vorbereitung zur Autosuggestion und von der in mystischer Waldeinsamkeit vorgenommenen Einweihung in die ererbten Kenntnisse der Fetischmänner abhängig macht. Der Einfluls, der sonst allein durch deren Stellung gewahrt wird, scheint nun in Westafrika dadurch gestärkt zu sein, dafs man, könnte man sagen, mehr Schule macht, dafs man die Kreise der Einweihung weit gröfser zieht, zuweilen die gesamte männliche Welt des Stammes darin einschliefst. Dadurch wird der Geschmack an geheim-

[16]) „Moderne Völkerkunde", S. 411.
[17]) „Urgeschichte der Kultur", S. 119.
[18]) A. a. O., S. 75.
[19]) Briefliche Mitteilung.
[20]) „Une société secrète d'anthropophages", L'Anthropologie, Bd. 7, S. 621 (1896).

Abb. 11. „Nafari" im Tanzkostüm.

Digitized by Google

nisvollen Zusammenkünften, an der Gemeinsamkeit des Handelns, die den Mut des Einzelnen stärkt, an dem hierdurch entstehenden — modern gesprochen — Solidaritätsgefühl und der praktisch wirksamen Macht über Alleinstehende und über die Frauen allgemein verbreitet und auf profane Zwecke übertragen. Nun können in letzterem Sinne Vereinigungen selbständig sich bilden, die zuweilen sich noch der traditionell wirksamen Fahne der Geisterkraft bedienen, an anderen Orten schon auf sie verzichten und als rein weltliche Institution in die Erscheinung treten; daher sehen wir in größeren Stammesgemeinschaften, wie an der Guineaküste [21]), mehrere Sekten gleichzeitig nebeneinander bestehen, von denen jede ihren Ursprung von ehemaligen Königen oder von Göttern ableitet, so ihre Entstehung und ihre Berechtigung beweisend, so sich schützend gegen die Willkürgewalt der anderen.

Daher die vorhin erwähnte Bildung eines Gegenbundes in Sierra Leone. Daher das angeführte stete Neuerscheinen von Geheimbünden nach Auflösung oder Ausrottung der alten.

Zu den zur Bildung von Sekten wirksamen Momenten gehören außer dem notwehrartigen Selbstschutz soziale wie politische, individuelle und sexuelle Erziehung und vielleicht auch, ich möchte sie nennen landsmannschaftliche Beziehungen. Paroisse [22]) berichtet über einen Geheimbund der Metchiol bei den Stämmen der Nalou und Begas-Madouri in dem französischen Teile der Sierra-Leone-Küste, der neben demjenigen der Limos existiert, aber keinen politischen oder religiösen Zweck hat wie dieser. Seine Mitglieder vereinigen sich hauptsächlich zum Tanzen sowie zu gemeinsamem Essen und Trinken, pflegen aber ebenso streng wie die Limos die Geheimhaltung ihrer Zusammenkünfte; „nehmen sie den Matchiol", d. h. feiern sie in Mondnächten ihre Umzüge durch das Dorf, so müssen alle Nichteingeweihten sich verstecken; auch eine Geheimsprache besitzen sie, die indes nur die Sprache des anderen Stammes ist: die Nalou Matchiol reden die der Bagas-Madouri, die Matchiol des letzteren Stammes sprechen das Nalou. Auf diesen Sprachenaustausch gründet Paroisse eine gewisse Verwandtschaft der beiden Stämme, vielleicht, meine ich, liegen hier Spuren einer Sektenentstehung durch Angehörige eines fremden Stammes, die an ihrem neuen Wohnsitze so die Volksgemeinschaft und die politische Macht zusammen und gleichzeitig anfrecht erhielten.

Innerhalb der Bünde herrscht eine Interessengemeinschaft, ein Korpsgeist, der beim Todesfalle eines Mitgliedes durch die ceremoniellen Veranstaltungen der Totentänze zum Ausdruck kommt. Es könnte möglich sein, daß hierbei uralte Tradition die Form der Masken aus den Zeiten herübergerettet hat, die sich der Wanderung und Verwandlung der aus dem toten Körper entwichenen Seele noch bewußt waren, und daß wir uns hieraus z. B. den Nyate-Maskentanz (Abb. 6 und 7) erklären können, den die Ekongolobündler in Kamerun zu Ehren ihrer Verstorbenen tanzen. Es könnte sein. Heute haben diese Tänze nichts Religiös-Feierliches an sich, das Benehmen der Tanzenden wie der Zuschauer macht durchaus den Eindruck eines scherzhaften, unterhaltenden Arrangements.

Abb. 12. Mitglieder des Tassobundes.

In einem Schreiben des Herrn Dr. A. Plehn in Kamerun an mich heißt es: „Bei den Totenfesten erscheinen zum Teil sehr geschickt nachgebildete, ganze Tiergestalten, die mehrere Männer unschließen, Seekühe (Mangas), Krokodile, Antilopen- oder Büffelköpfe, auch wohl Phantasiegebilde. Diese Schaustellungen finden des Nachts statt. Ich glaube, die Träger vermitteln als „Diener" den Verkehr mit dem eigentlichen Fetisch . . ." Dieselbe Frage: Schaustellung oder Reminiscenz alter animistischer Anschauungen? Daß Tierverehrungen an der Guineaküste vorkamen, ist bekannt; Beaton sagt („The Ashantees", p. 119): „Most of the tribes regard animale as their fetish. The Auras regard the Nyena as their god, the residents in Buannabor and neighbourhood revere the alligator" etc. Auch für Kamerun ist daher ein ehemaliger Glaube an den Übergang der Seele in Tiergestalten mit seinen Konsequenzen nicht abzuweisen. Eine Entscheidung über den heutigen Maskengebrauch nach dieser Richtung hin ist unmöglich, ich komme aber in einer größeren Arbeit demnächst wieder auf diesen Punkt zurück und hoffe, es wenigstens sehr wahrscheinlich zu machen, daß die ursprünglichen Vorstellungen nicht animistischer Art sind, sondern daß sie sich dem Ideenkreise des Schädelkultus als einer materiellen Totenehrung — nicht ideellen Totenverehrung — angliedern.

Im Hinterlande von Kamerun tanzen die Losongobündler unter Hörner-, Trommel- sowie Rasselmusik Totentänze, bei denen sie sich das Gesicht mit einem leichten schwarzen Tuche bedecken, an welchem die Augen von hellgelben Früchten markiert werden. „Ein turmartiger, mit roten Papageifedern dicht besetzter Helm ließ die ohnehin hochgewachsenen Männer wie Enakskinder erscheinen." Hier mag es sich um ein Verscheuchen der der Seele des Verstorbenen ängstigenden Dämonen handeln. Die Geheimbünde des Ogowegebietes gruppieren sich um Geister, die zu bestimmten Zeiten scheinen, umfassen alle Männer des Stammes und sollen nur den Zweck haben, Frauen und Kinder in Unterwürfigkeit zu halten. Ihre Besonderheiten bei den Toten-

[21]) Bastian: „Die Westküste von Afrika", Geographische und Ethnologische Bilder. S. 178.

[22]) Notes sur les peuplades de la Guinée Française, L'Anthropologie, vol. 7, 1896, p. 440.

Digitized by Google

feiern lassen aber auf maniatische Vorstellungen als primäres Motiv schliefsen.

Am längsten und besten bekannt, auch in dieser Zeitschrift schon besprochen, ist der Egbo-Orden Kalabars, aber vollständig unbekannt sind, soweit ich sehe, seine Beziehungen zu den in unseren Museen vorhandenen Kalabarmasken. Wohl haben wir einige Interna der dortigen Geheimbünde erfahren, wohl erscheinen in den Berichten einige Züge, die man symbolisch erklären könnte (Egboriege), allein uns fehlt jeder Anhalt für die Deutung der auf den Masken angebrachten Embleme. Jeder, der auf diesem schwierigen Gebiete gearbeitet hat, wird die unbefriedigende Unsicherheit zugeben, in der man sich diesen Masken gegenüber befindet. Der vorliegende kleine Aufsatz, der weder die Absicht hat, noch das nötige Material beibringen kann, um die Frage zu fördern, möchte wenigstens von neuem daran erinnern, dafs zielbewufste Untersuchungen an Ort und Stelle, ausgehend von bestimmten Masken und bestimmten Verwendungsarten, sicherlich noch einige einwandfreie Ergebnisse liefern könnten trotz allen fremden Einflusses, der rasche Änderungen, rasches Vergessen alter Gebräuche bedingt.

In gleicher Lage befinden wir uns dem Egungun und dem Ogboni-Orden in Yoruba und ihrer Wirksamkeit gegenüber, die heute eine rein richterliche und polizeiliche, nach Ellis, Barton und Bastian aber mit Anschauungen des Ahnenkultes verknüpft ist, sei es wiederum, dafs sie überhaupt aus ihm entstanden, sei es, dafs sie der Autorität halber mit ihnen verknüpft wurde (Abb. 2, 3, 4). Der Mumbo-Jumbe und der Kongocrong im westlichen Sudan, sowie die von Binger und anderen beobachteten Dou gehören gleichfalls in die Reihe der Justiz übenden Gesellschaften. Vonden zuletzt genannten heifst es, dafs die Kassonké sie mit dem Namen „Vorfahren“ bezeichnen, und man kann daher dem Schlusse nicht wehren, es handle sich hier um echten Manismus. Aus anderen Gesichtspunkten hat man den vermummten Tänzern die Absicht zugesprochen, übelwollende Geister aus den Feldern zu jagen oder den Regen heraufzubeschwören, so dafs wir hier wieder die Hülfseskorte der Priester-Fetischmänner mit ihrem weltlichen Einflusse hätten. Da nun erzählt wird, dafs die Dou vornehmlich die Kinder prügeln, die ihren Umzügen begegnen, so wäre es nicht undenkbar, dafs deretwegen den Maskierten der autoritative Name des Vaters oder Vorfahren gegeben wurde, ohne dafs man an eine wirkliche Vergeistigung dachte. War letzteres doch der Fall, so beschränkte sie sich nur auf den einen Fetischmann, nicht auf den ganzen Bund.

Bei den Vey in Liberia hat Büttikofer[92]) die eigenartigen Grigriwälder gesehen, in denen Knaben und Mädchen ihre Erziehung erhalten, an deren Schlufs grofse Mannbarkeitsfeste unter Tänzen der maskierten Soh-bah bezw. Soh abgehalten werden. Die Soh-bah, die Erzieher der Knaben, werden sehr respektiert, da man überzeugt ist, dafs sie mit den Geistern der Verstorbenen in Verbindung stehen und einem allerlei Schaden verursachen könnten, wenn man sie nicht zum Freunde hielte. Ihre Masken werden, abgesehen von den Pubertätsfesten, auch an den Tagen der Gedächtnisfeiern für Verstorbene getragen. Die offenbare Form der Ahnenverehrung zeigt im Verein mit der ganzen Art der Erziehung die ungemein ehrfürchtige Hochhaltung der Tradition bei den Vey.

Aber auch hier — und darauf möchte ich immer wieder das Gewicht legen — bezieht sich die entsprechende geistige Vorstellung nur auf den Priester, Zauberer, Fetischmann, Ganga, Erzieher oder wie man sonst den Führer der Jünglingsbünde nennen will, nicht auf die Gesamtheit der im Bunde Vereinigten. Das ist ein erheblicher Unterschied.

Die Anschauung, alle Jünglinge kämen als vom Tode Auferstandene wieder, ist um so mehr anzuzweifeln, als man sogar bei den verschiedenen Formen des Schädelkultes sich mit dem Glauben begnügt, dafs bei Tänzen u. s. w. die Eigenschaften der Vorfahren in die Lebenden übergehen, ohne einen vollständigen Untergang der Persönlichkeit der letzteren. Jene Forderung wird durch die Art der Erziehung vollständig erfüllt, dieser ist offenbar nur das Machtgeheimnis und das Machtmittel des suggerierenden und hypnotisierenden Fetischmannes.

Von der Sierra-Leone-Küste ist seit langem der Purrahbund (Abb. 1) bekannt, eine Femgemeinschaft mit weitgehender richterlicher und Exekutivgewalt, zu deren Durchführung maskierte Krieger ausgeschickt werden. Wenn man von der vereinzelten Bemerkung absieht, der Purrah solle mit den Geistern in Verbindung stehen, einer Bemerkung, aus der sich nichts machen läfst und die sich völlig aus dem Schrecken vor unvermuteten nächtlichen Überfällen und aus dem Bestreben der Purrahpartei selbst erklärt, ihr Erscheinen mit geheimnisvollem Schleier zu umweben, so bleibt für die Erklärung des Purrahbundes nicht ein religiöses Motiv übrig. Wir werden es wohl mit einer rein socialen Einrichtung zu thun haben, der jedes manistische oder animistische Prinzip fern liegt.

Ein neuerer Bericht über maskentragende Gesellschaften in Sierra-Leone erschien im November vorigen Jahres in „The Wide World Magazine“[93]), aus dem hier einige Notizen und einige Abbildungen ihren Platz finden mögen. Nach ihm giebt es hier zwei Verbindungen, der „Poro“ und der „Bundu“. In jenem werden die Knaben erzogen, die erst nach Vollendung einer Schulzeit und unter Feierlichkeiten aufnahmefähig für die von den Häuptlingen zur Erledigung wichtiger Staatsgeschäfte berufenen Poro-Versammlungen werden.

Unsere Abbildung 8 zeigt die Porokmaske in ihrer eigentümlichen, aus einem Baumwollennetz, Faserschnrz und seiner mitrahnlichen Kopfbedeckung bestehenden Kleidung. Ähnlich werden die Mädchen im „Bundu“ erzogen, in den sie oft im Alter von 9 bis 10 Jahren, dann schon verlobt, eintreten, um bis zum heiratsfähigen Alter darin zu bleiben. Abbildung 9 zeigt die Tanzkostüme dieser Mädchen.

Eine Art Sittenrichter ist der Bundugeist, eine „Medizinfrau“, der man Zauberkräfte zuschreibt und die zu Streitigkeiten, aber auch als Repräsentantin gewissermafsen zu besonderen Gelegenheiten, Besuchen vornehmer Fremden und dergl. gerufen wird. Ihre eigenartige Vermummung ist aus der Abbildung 10 zu ersehen. Ein männlicher Kollege, über dessen Funktionen weiter nichts berichtet wird, ist der in Abb. 11 abgebildete „Nafari-Geist“ („devil“).

Aufserdem existiert im Imperrilande noch die geheime Gesellschaft „Tasso“, deren Mitglieder eine grofse Verehrung geniefsen und in Wirklichkeit die Häupter der „Poros“ sind. Auf der Abb. 12, die vier von ihnen darstellt, fällt vor allem die wunderliche Kopfbedeckung auf. Auf einem flachen Rohrgestell liegen, an Rohrhügeln befestigt, je ein Schädel und zwei Oberschenkelknochen verstorbener Tassemänner. Das Ganze ist von

[92]) „Reisebilder aus Liberia“, II. S. 305.

[93]) Aldridge. „Life in Mendiland“.

Digitized by Google

einem Riesenfederbusch überragt, der drei Fuß im Durchmesser groß ist.

Dem Tasso, der selbst nicht an Tänzen teilnimmt, unterstehen sog. „Lagas", die, den Körper mit weißen Flecken bemalt, mit narrenkappenähnlichen Mützen auf dem Kopfe, ihrerseits an der Spitze von 40 bis 50 Knaben durch die Dörfer rasen, wenn sie die Aufträge der Tasso verkünden sollen. Stirbt ein Tasso, so wird er im Walde begraben, kein Weib darf einen toten Tasso sehen, und die Frauen müssen sich deshalb verstecken, bis die Beerdigung vorüber ist.

Man sieht, auch hier sind einige wenige Leute die Träger der animistisch-manistischen Anschauung, die große Masse der Maskierten nur die Diener der ersteren.

In Senegambien sind Masken bei den Neubeschnittenen im Gebrauch, die nach dem Pubertätsfeste das Recht zu einem comment anspendn haben, unter dem Schutze dieser Masken plündern, Geld erpressen, Weiber rauben und dergl. mehr dürfen. Die Masken sind jene eigentümlichen geflochtenen Mützen mit Antilopen- oder Ochsenhörnern und mit Faserbehang, die Frobenius aus der Verbindung der Hüttenmaske mit abgewandelten Ochsenkopfmasken des Südens im Sinne des Animismus erklärt. Ich werde, wie schon erwähnt, in der allernächsten Zeit eine größere Arbeit über Masken veröffentlichen und in ihr für diese Formen ein realeres Vorbild aufstellen, das ein kompliziertes Gebäude geistiger Vorstellungen, Kombinationen und unbewiesener Formwandlungen überflüssig macht. Wie in allen Fällen die Beschneidungsfeste der Ausdruck von „Vergeistigungen" sein sollen, ist nicht ersichtlich. Es genügt, sich ihrer Bedeutung als der Aufnahme in den Bund der waffenfähigen, heimatsberechtigten, politisch reifen Männer auf der einen Seite, der Suggestionskraft der geistigen Führer des Stammes und der von ihnen angehenden, aus dem Manismus geborenen Pflege der Tradition auf der anderen Seite zu erinnern. Was nun die Masken der Neueingeweihten betrifft, so hören wir, daß die letzteren sehr häufig das Recht haben, eine Zeit lang herumzulungern, sich Speisen, Getränke und anderes, was sie haben wollen, zu erbetteln. Es deucht mir nicht fernliegend, in der Maske das Abzeichen und Unterscheidungsmerkmal für die Zeit dieses Rechtes zu sehen, das dank der Phantasie, der Absicht zu schrecken und anderen Motiven, auf die ich eben später zurückkommen werde, zu so wunderlichen Formen ausgebaut wurde. Ich erinnere hierbei an die Aba Qeeta der Ama Xosa-Kaffern, deren einfache, aus zusammengebundenen Grashalmen bestehende Maske beweist, daß es sich um eine Ahnendarstellung nicht handeln kann oder wenigstens nicht immer zu handeln braucht, daß die Gesichtsverhüllung eine ebenso große, wenn nicht die erste Rolle spielt. An anderen Stellen maskieren sich im Gegenteil diejenigen, welche die Ausschreitungen der Neubeschnittenen verhindern sollen; hier sind die Masken also wieder Tnstizmasken.

Wie man sieht, bedarf die Maskenkunde, wie kaum ein anderes Gebiet der Ethnologie, der unermüdlichsten Arbeit zur Lösung ihrer Probleme. Vielleicht aber erleichtern wir uns diese Arbeit, wenn wir uns vorläufig von der psychologischen Ergründung der Maskensitte fernhalten und eine Zeit lang auf die Untersuchung einzelner Vorkommnisse, ihrer Form, ihrer Verwendungsart und — soweit möglich — ihres Sinnes beschränken. Aus den Teilen wird sich in Zukunft das Ganze ohne Schwierigkeit und ohne grobe Fehler zusammenstellen lassen.

Das Vorkommen des Pferdes in der schwedischen Steinzeit und der Fund von Ingelstad.

Von R. Palleske.

Mitte November 1900 machte J. A. Sjögren aus Ystadt in dem Schlamme der Ullstorpså bei Ingelstad in Schonen, welche damals reguliert wurde, einen Aufsehen erregenden Fund. Derselbe befindet sich jetzt im Museum zu Ystad. Es war der obere Teil eines Schädels (und zwar ein Teil des Nackenbeines, Scheitelbein, Schläfenbein, der hintere Teil des Stirnbeines mit dem Jochbeinanswuchs, nebst dem größeren Teile des Keilbeines), und zwar nach der sorgfältigen Untersuchung der Professoren Leche und Lundgren von einem Pferde, nicht, wie man anfangs glaubte, von einem Hirsche herrührend. Das Pferd hatte nach Lundgren ein Alter von zwei Jahren. Die Maße des Schädels, die vielleicht für die Beurteilung der Rassenzugehörigkeit Bedeutung haben, sind folgende:

1. Die größte Breite über dem arcus zygomaticus . 18,6 cm
2. Breite der Hirnschale im vorderstenTeile der fossa temporalis . . . . . 9,4 „
3. Größte Breite der Hirnschale . . . . . 10,5 „
4. Länge der Hirnschale vom hintersten Teile des Occiput bis zur Mitte der sutura coronalis 11,3 „
5. Breite des Stirnbeins am foramen supraorbitale . 15,0 „

Besondere Aufmerksamkeit verdient hierbei der ungewöhnlich große Umfang der Hirnschale im Verhältnis zum Gesichtsbein, wenn man ihn mit dem der gegenwärtig in Schweden vertretenen Pferderassen vergleicht.

Hervorragende Beachtung verdient nun der Fund insofern, als in dem Schädel eine Feuersteinwaffe steckt. Es ist dies ein sorgfältig gearbeitetes Dolchblatt, 10,9 cm lang, das ungefähr an der breitesten Stelle abgebrochen ist. Der Querschnitt ergiebt eine Stärke von 11 und eine Breite von 33 mm. Es ist somit keine Lanzenspitze, womit das Tier getötet wurde. Der Dolch muß, nach bis in die kleinsten Einzelheiten gleichen Stücken des Nationalmuseums in Stockholm zu urteilen, gegen 20 cm lang gewesen sein. Daß dieser vor langer Zeit, und zwar beim Stoße selbst, abgebrochen ist, geht daraus hervor, daß die Bruchfläche genau dieselben Veränderungen in Farbe und Glanz aufweist, wie die übrigen Teile der Oberfläche. Form und Bearbeitung des Dolchblattes weisen mit Bestimmtheit auf die spätere Hälfte der (neolithischen) schwedischen Steinzeit hin. Der Stoß verrät eine erfahrene Hand. Der Dolch sitzt genau in der Naht zwischen den Scheitelbeinen, unmittelbar hinter der Sutura zwischen diesen und dem Stirnbein (Sutura coronalis) und wurde mit solcher Wucht gestoßen, daß er, ohne auf der Außenseite im geringsten den Knochen zu zersplittern (nur auf der Innenseite sind einige Knochenteilchen abgesprungen), 4,7 cm tief in das Gehirn eindrang und unbedingt tödlich gewirkt haben muß. Noch jetzt sitzt der Dolch so fest, daß es einer bedeutenden Kraftanstrengung bedurfte, um ihn herauszunieben. Nach einstimmigem Gutachten mehrerer Sachverständiger ist es kaum möglich, auf diese Weise eine Handwaffe in einen Schädel hineinzutreiben, wenn das Tier nicht mehr am Leben ist und die Knochen hier also nicht durch die umliegenden Gewebe vor der Zersplitterung bewahrt werden. Auch ist anzunehmen, daß nicht einmal ein kräftiger Mann lediglich mit seiner Armkraft eine so kurze und verhältnismäßig stumpfe Waffe auf diese Weise hätte eintreiben können; wahrscheinlich hat er dies vielmehr mit Hülfe eines Keulenschlages gethan, und der Dolch ist dabei abgebrochen, oder mit anderen Worten: das Pferd ist geschlachtet worden.

Digitized by Google

Über die ursprüngliche Lage des Fundes ist Sicheres nicht mehr zu ermitteln. Der Schädel wurde in dem Sande gefunden, der aus dem Flußbette heraufgeholt war. Das Innere war nach Angabe von Sjögren voll davon; leider ist er jedoch fortgeschüttet worden, wenn auch noch einige Reste vorhanden sind. Vom Rektor Nenman, dem Vorsteher des Museums zu Ystad, ist die Schichtenfolge in der Umgegend, nicht am Fundplatze selbst, folgendermaßen dargestellt worden: Humus, Sand, schwarzer Thon, Torf, Sand. An der Fundstelle tritt der Torf zu Tage, der Schädel muß also in dem untersten Sandlager gelegen haben. Ist diese Annahme von Nenman richtig, so muß das Alter beträchtlich sein.

Eine genaue Durchforschung der nächsten Umgebung würde wahrscheinlich sehr bedeutsame Aufschlüsse bringen. Offenbar handelt es sich nämlich nicht um einen einzelstehenden Fund, sondern, wie Nenman meint, um „ein altes Kulturlager“. Auf derselben Stelle sind nach diesem zwei Menschenschädel gefunden worden, die angeblich „um ein Drittel kleiner waren als die gewöhnlichen“, leider aber weggeworfen wurden; ferner erwähnt er ein Geweihstück vom Hirsch, das Sjögren ebendort gefunden und an sich genommen habe, und das Nenman für ein einspitziges Geweih von einem jungen Kronhirsch (Cervus elaphus) erklärt. Auch erwähnt Sjögren, daß er dort „Funde aus der Eisenzeit“ gemacht habe. Es ist deshalb dringend zu wünschen, daß hier schon im Sommer gründliche archäologische und geologische Untersuchungen angestellt werden, da es keineswegs unwahrscheinlich ist, daß hier ein uralter Opferplatz vorliegt. Daß das Pferd in den Zeiträumen nach der Steinzeit eine große Rolle als Opfertier spielte, ist eine längst bekannte Thatsache.

Seit Nilsson (Skandinaviens fauna, Lund 1847) hat niemand planmäßig die quartären Reste von Säugetieren untersucht, die jährlich in nicht geringer Zahl in den schwedischen Kalkgebieten ausgegraben werden; auch weiß man so gut wie nichts über die schwedischen Pferderassen in älteren Zeiten oder über das geologische Alter des Pferdes in Schweden. Aber da dieses Land seit dem Zurückweichen des Eises stets mit Wald bedeckt gewesen ist und ein Steppentier wie das Pferd dort schwerlich gedeihen konnte, so ist es höchst wahrscheinlich, daß das Pferd während der Quartärzeit in Schweden nicht mehr in wildem Zustande vorgekommen ist, wie auch daraus hervorgeht, daß das wilde Pferd auch in den übrigen Teilen von Nordeuropa offenbar nach der Eiszeit sehr spärlich gewesen ist. Das Pferd muß in Schweden während der jüngeren Steinzeit eingeführt sein, und zwar war es schon seit lange Haustier. Daß es indessen damals nicht besonders häufig war, läßt sich wohl aus den bisher außerordentlich dürftigen Funden schließen. Nach der Aussage von Prof. Montelius und Docent Almgren sind nämlich vor unserem Funde nicht mehr als drei aus der Steinzeit bekannt, von denen zwei Grabfunde sind. Der älteste von diesen, auch hinsichtlich seines eigenen Alters, ist der von B. E. Hildebrand in einem Grabe bei Luttra in Västergötland gemachte (Antiquarisk Tidskrift I, 1864), wo in der großen Grabkammer eine Menge von Gegenständen gefunden wurde, darunter „ein Knochen,“ 3 bis 6 Zoll lang, von einem

Pferdeschädel von Ingelstad mit Feuersteindolch.
Ansicht von der Seite und von hinten.

Pferde, wie es scheint kleinerer Gattung“ (Prof. Lundberg), wahrscheinlich als Lanzenspitze benutzt. Der zweite Fund wurde von Hans Hildebrand in einem Steingrabe bei Torseke in Schonen gemacht (Antiquarisk Tidskrift III, 1870—73), nämlich außer einigen Knochen von Rindern und Hunden ein großer Pferdezahn. Dieser Fund stammt aus der allerjüngsten Steinzeit. Der dritte Fund rührt von Dr. Hjalmar Stolpe her, der in der bekannten Grotte Stora Förvar auf der großen Karlsö (beim südlichen Gotland) im oberen Drittel des Steinzeitlagers „eine Menge Knochen von Rindern, Schafen, Ziegen, Pferden und Schweinen“ gefunden hat, Pferdeknochen jedoch nur als große Seltenheit (für Dänemark sind solche Funde von Resten des Pferdes aus der Steinzeit bisher nicht sicher nachgewiesen worden, doch ist es dort wahrscheinlich auch schon vorhanden gewesen). Aus den wenigen Resten, die bisher vorliegen, ist eine sichere Bestimmung der Rasse jenes Pferdes nicht möglich.

(Nach Gunnar Andersson, Ett bidrag till kännedomen om hästens förekomst i Sverige under stenåldern, Ymer 1901, 1. Heft.)

Digitized by Google

Die Neuordnung der politischen Verhältnisse in den Tschadseeländern.

Zwar ist mit dem Tode Rabehs in der Schlacht bei Kusri im April v. J. und der im Mai folgenden Einnahme und Zerstörung Dikoas die Bagirmi drohende Gefahr noch nicht ganz beseitigt, und noch stehen französische Truppen am unteren Schari im Felde gegen Fadlallah, einen Sohn Rabehs —, doch ist jedenfalls die völlige Sicherung der Scharilinie in kurzer Zeit zu erwarten. Vielleicht auch flüchtet sich Fadlallah den Thatsachen, läßt die Franzosen im ungestörten Besitz des rechten Schariufers und spart seine Kräfte für die Zukunft, wenn einmal eine stärkere Expedition ihm im nördlichen Kamerun zu Leibe gehen wird, für den Tag also, da man es in Deutschland bereuen wird, daß man im letzten Jahre nicht gemeinsam mit den Franzosen gegen Rabeh operiert hat. Die Franzosen haben jetzt die Verhältnisse in ihren Tschadseegebieten, in Bagirmi, Kamerun und auch in Sinder neu geordnet und ihren Besitz durch Militärposten gesichert, so daß es für sie heute leichter ist, vom Kongo her das weit entfernte Sinder zu erreichen, als es trotz Foureaus Erfolg einer durch die Sahara vordringenden Expedition möglich wäre.

Wie schon früher mitgeteilt, heißen die französischen Neuerobererungen nördlich vom Fort Crampel (dem früheren Posten Gribugi, 7° nördl. Br.) „Territoires militaires des pays et protectorats du Tchad". Dann gehört zunächst Bagirmi, ehedem ein Vasallenstaat Wadais, zuletzt die Beute Rabehs. Der von Rabeh vertriebene Sultan Gaurang hatte sich 1897 unter französischen Schutz gestellt, heute die nächsten Jahre das wechselvolle Geschick der Truppen seiner Beschützer und wurde Anfang des Jahres 1900 von Gentil wieder nach Massenya geführt und in seine Würde wieder eingesetzt. Gentil hat ihm seine Selbständigkeit im allgemeinen gelassen, doch soll er zu den Kosten beitragen, die die französischen Militärstationen am Schari verursachen. Diesen unterstehen jedoch direkt die arabischen Hirten- und Ackerbaustämme des Scharideltas, und auch einige andere islamitische Stämme sind von Bagirmi losgelöst und bilden eigene Verwaltungen. Bei der Einrichtung der letzteren kamen Gentil sehr die Verhältnisse zu statten, die Rabehs Organisationstalent und kluge Politik geschaffen hatten. Gentil sagt („La Géogr., Mai 1900) darüber: „Die zwischen Völkerschaften hatten schon eine ziemlich hoch stehende Organisation, eine Art Feudalsystem, doch hatte diese Staatsform zahlreiche Unzuträglichkeiten zur Folge, besonders das Bestehen einer Reihe von Staaten im Staate neben der souveränen Macht. Rabeh erkannte das Mißliche dieser Verhältnisse und ersetzte sie durch eine Art Militärdiktatur; doch hatte ihn der Umstand, daß er mit der Sprache und den Sitten eines ihm fremden Landes unbekannt war, nichtsdestoweniger veranlaßt, sich der Lokalgouverneure zu bedienen, die in den wichtigsten Städten saßen, aber über eine Militärmacht nicht verfügten. Diese Lokalgouverneure unterstanden den Befehlen der höheren Offiziere Rabehs, die in der Hauptstadt wohnten und vom Sultan, wenn nötig, in die Bezirke entsandt werden konnten, deren oberste Leitung sie innehatten. Ich brauchte also nur eine Tradition fortzuführen und das Organisationswerk mit der von Menschlichkeit und Civilisation bedingten Mäßigung auszustatten."

Die Unterwerfung und Neuorganisation Kanems und der anderen Landschaften im Osten und Westen des Tschad war das Werk der Mission Joalland-Meynier, die drei Monate vor der Mission Foureau-Lamy, im November 1899, den See umzogen hatte. Das Nordufer des Tschad und die Kanem benachbarte Landschaft Schitati war bei Ankunft der Mission in der Gewalt des Araberstammes der Aulad Soliman (Uled Soliman), die in zwei einander bekämpfende Gruppen geschieden waren. Auch die Tibbu spielten in diesen Kämpfen eine Rolle. Völlige Anarchie herrschte ferner in Kanem; der von Wadai eingesetzte Herrscher Halifa Decherab hatte gegen den von den Aulad Soliman unterstützten Prätendenten Halifa Agui seine Residenz räumen müssen und war auf die südlichen Bezirke Debenenki, Mondo und Nguri beschränkt, hatte aber auch hier nicht viel Autorität. Joalland knüpfte zunächst mit einer Partei der Aulad Soliman Beziehungen an, die jedoch vorläufig kein Ergebnis hatten, befestigte dann Halifa Decherab im Besitze von Debenenki und unterwarf ihm auch Mondo und Nguri; bald darauf fiel der den Franzosen feindlich gesinnte Halifa Agui und nun war im Januar 1900 ganz Kanem in der Hand Halifa Decherabs vereinigt und damit in der Gewalt der Franzosen, deren Vasall Halifa Decherab ist. Eine Unterwerfung der Aulad Solimen konnte damals zwar noch nicht bewirkt werden, doch ist Joalland der Ansicht, daß diese nicht lange auf sich warten lassen wird, nachdem ihnen ihre bisherige Kornkammer Kanem verschlossen ist.

Endlich sind von der Mission Joailand-Meynier auch die Verhältnisse der Landschaft Sinder in einem der französischen Herrschaft günstigen Sinne geregelt worden. Die Mission war Ende Juli 1899 in der Stadt Sinder eingetroffen, nachdem sie den Sultan von Damerghu daraus vertrieben hatte, und hatte eine vorläufige Unterwerfung der Landschaft bewirkt. Sie hatte dann im Oktober bei ihrem Abmarsch durch den Tschad in Sinder eine Besatzung zurückgelassen und rückte, von Dikoa auf dem Heimwege begriffen, im Juli 1900 dort wieder ein. Sinder war lange Zeit eine Art Provinz des Bornoweiches gewesen und seit 1893, nachdem Rabeh Bornu seiner Herrschaft unterworfen hatte, die Zufluchtsstätte der Mitglieder der vertriebenen Borundynastie. Die herrschende Rasse in Sinder mit dem Sultan waren Haussa, doch scheinen die Tuareg zeitweise einen maßgebenden Einfluß ausgeübt zu haben, der sich u. a. in der Ermordung des Kapitäns Cazemajou äußerte. Heute regiert in Sinder unter französischer Oberhoheit wieder der Haussasultan. Wie Joailand berichtet, herrschte vor Ankunft der Franzosen in Sinder eine Staatsform, die ungefähr der alten Feudalzeit Frankreichs entspricht. An der Spitze stand der Sultan, der eine außerordentliche Verehrung bei seinen Unterthanen und unbedingte Autorität genoß. „Nichts kann im Lande passieren, ohne daß ich es sofort weiß, nichts kann verloren gehen, ohne daß ich es sofort erfahre", bemerkte der Sultan dem Kapitän Joailand. Den Sultan umgaben die Minister, von denen jeder sein bestimmtes Ressort hatte; außerdem wohnten in Sinder die Provinzialgouverneure. Für die Verwaltung war das Land in Bezirks eingeteilt, an deren Spitze je ein in dem betreffenden Bezirke einheimischer Beamter stand; den Beamten stellte immer ein und dieselbe Familie. Es sind das ähnliche Verhältnisse, wie sie auch Rabeh in seinem Reiche geschaffen hatte, und die Franzosen hielten sie für so vortrefflich, daß sie alles beim alten ließen; es genügt, daß sie den Sultan beherrschen, dann durch ihn beherrschen sie das ganze Land.

Beiläufig sei bemerkt, daß die Mission Foureau-Lamy im Januar 1900 ein Mitglied der in Sinder lebenden Dynastie Omars wieder als Sultan von Bornu eingesetzt hat. Ob dieser neue Sultan inzwischen das zerstörte Kuka wieder aufgebaut hat und inwieweit er sich gegen Rabehs Sohn Fadlallah zu behaupten vermag, ist uns nicht bekannt. Wahrscheinlich ist er vorläufig ungestört, da Fadlallah im Osten mit den Franzosen zu thun hat. Bornu gehört bekanntlich zum britischen Anteil an den Tschadseeländern, und deshalb haben die Franzosen darauf Bedacht genommen, das ehemalige lose Abhängigkeitsverhältnis Sinders zu Bornu jetzt gänzlich aus der Welt zu schaffen.

Nach allem ist die Stellung, die sich die Franzosen in kenm zwei Jahren in den Tschadseeländern errungen haben, verhältnismäßig stark, und zahlreiche Militärposten sichern sie. Am Schari nördlich vom 10. Breitengrade, also an der deutschen Grenze, liegen u. a. folgende Stützpunkte: Fort Bretonnet bei Busso unter 10° 30' nördl. Br., Fort de Cointet bei Mandschaffa unter 11° 11', Fort Lamy in der Nähe und nördlich von Kusri unter 12° 15' und Fort Gaffei etwas weiter nördlich. Ferner liegen Garnisonen in Kanem und in Sinder, vermutlich auch noch solche zwischen dem Tschad und Sinder. Wahrscheinlich wird nun auch der Schluß gegen das geführchte Wadai sehr bald fallen. Über Wadai zum Schluß noch einige Worte.

In diesem ehemals so fest geschlossenen Sultanat herrschte seit einiger Zeit Anarchie. Auf Sultan Yusuf folgte 1898 sein Bruder Ibrahim, dessen gewaltthätiges Regiment Ende vorigen Jahres zum Bürgerkriege führte; ein anderer Bruder Yusufs, Achmed, trat als Prätendent auf, und während Ibrahim sich um Hnife an die Franzosen gewandt haben soll. Ans Gründen, die wir nicht kennen, bielten die französischen Truppenführer am Tschad eine Einmischung in die inneren Verhältnisse Wadais zu Anfang dieses Jahres nicht für geboten. Vielleicht haben sie damit eine günstige Gelegenheit, Wadai zu besetzen, versäumt; denn Ende Mai d. J. kam die verbürgte Nachricht, daß es Achmed gelungen sei, Ibrahim zu fangen und zu blenden, ihn also unschädlich zu machen. Wadai ist damit nach innen und außen wieder geeint. Achmed — so hört man — will zwar den bisher deniederliegenden Handel mit der Nordküste begünstigen; französenfreundlich aber ist er sicherlich nicht, und die Besetzung Wadais dürfte einmal schwere Kämpfe kosten.

H. Singer.

Digitized by Google

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Über den merkwürdigen Blut- oder Sandregen, der sich am 10. März d. J. zuerst in den Hafenstädten Siziliens zeigte, wo er in Verbindung mit den unangenehmen Begleiterscheinungen, Verdunkelung der Sonne, abnorm hoher Temperatur, erstickender Luft, die Bevölkerung in großen Schrecken setzte, dann aber in fast allen Gegenden Italiens beobachtet wurde und über die Alpen hinweg bis nach Norddeutschland drang, liegen Berichte von Prof. Ceselmo de Giorgi vor, der sich auf das Auftreten dieser rötlich-gelben Sandmassen in Lecce (Apulien) bezieht, und desgl. von Prof. Casali in Bologna und von Prof. Passerini an der Landwirtschaftlichen Schule in Scandicci. Im Gegensatz zu den sonst bekannt gewordenen Erklärungen, welche den Sandregen für ein Produkt der Sahara halten, womit die meteorologischen Erscheinungen in der betr. Zeit übereinstimmen, sind die drei genannten italienischen Gelehrten sämtlich der Ansicht, daß er meteorischen Ursprunge ist, worin sie bereits in Ehrenberg „Übersicht der seit 1847 fortgesetzten Untersuchungen" in der Abteilung der Berliner Akademie der Wissenschaften einen Vorgänger haben. Bestimmte Wirbelstürme hätten zu jener Zeit diesen meteorischen Staub zur Oberfläche der Erde geführt. De Giorgi fand in dem Bisregen Kieselkörner, Kalkstaub, Eisenoxydhydrat, Chlornatrium und stickstoffhaltige organische Substanzen, bei genauer mikroskopischer Analyse: Augite, Biotite und andere seltene Quarzkrystalle, endlich viele Kieselgallen. Die chemische Analyse von Casali ergab 57,75 Proz. Silicinm, 34,96 Proz. Eisen- und Aluminiumoxyd, 4,87 Proz. Calciumoxyd, 2,22 Proz. Magnesiumoxyd und 0,18 nicht zu bestimmende Bestandteile.

— Vor einem Jahre angeführt ist in Rußland ein Ingenieur N. A. Demtschinski als Wetterprophet aufgetreten, der in ähnlicher Weise, wie auch wir es schon an öfteren Beispielen erlebt haben, den Schlüssel für die Wettervoraussen in den Verhältnis des Mondes zum Wetter gefunden zu haben glaubte. Der zuversichtliche Ton, mit dem Herr Demtschinski, der jetzt auch eine meteorologische Zeitschrift redigiert, seine Ansichten vertrug, hat die russische Regierung bewogen, seine ziemliche Geldsumme zur Prüfung seiner Behauptungen anzuweisen, die übrigens, soviel bekannt geworden, zu sicheren Ergebnissen nicht geführt hat. Unter anderem hat Demtschinski die Isewerkzeuge, die in der ganzen Meteorologie gebräuchlichen Methoden gelegnet, und um besonders diejenige der Ableitung der periodischen Änderungen aus Reihen zu prüfen, hat er einen Aufsatze zu beweisen versucht, daß man bei einer bestimmten Reihe (z. B. 3 5 2 5 2 3 3 5 2 5 2 3), je nachdem man die Zahlen in Gruppen (zu je zweien, dreien, vieren oder fünfen) teilt, eine Abnahme, Zunahme oder periodische Schwankung findet, und daraus ableitet kann. Ein Ungenannter hat diesen Aufsatz in einem von Koppen im Märzheft der Annalen der Hydrographie u. s. w. abgedruckten Artikel kritisch behandelt und auf die zwei Fehler hingewiesen, an denen die Beweisführung krankt. Dies ist erstens die willkürliche Zusammenfassung der Gruppen, der in der Natur doch selbstverständlich durch die von ihr selbst gegebenen Zeiteinheiten ein Riegel vorgeschoben ist, und zweitens die geringe Länge der Reihe. Setzt man nämlich die Reihe fort, indem man noch eine Anzahl gleiche Ziffergruppen anfügt, so wird man bei jeder möglichen Gruppierung und der mit ihrer Hülfe erhaltenen Reihe von arithmetischen Mitteln wieder eine periodische Reihe erhalten. Es ist dies, wie ganz mit Recht bemerkt wird und vollständig klar ist, eine Eigenschaft sämtlicher periodischen Reihen.

— Ein noch junger, aber vielversprechender englischer Anthropolog, Anthony Wilkin, starb am 17. Mai 1901 im Alter von 24 Jahren in Kairo. Schon 1896 hatte er eine Schrift „On the Nile with a camera" veröffentlicht; dann schloß er sich der unter Haddons Leitung stehenden anthropologischen Expedition nach der Torresstraße an, bei der er die anthropologischen Messungen und die photographischen Aufnahmen machte. Seine Arbeiten harren noch der Veröffentlichung in dem Expeditionswerke. Mit Flinders Petri arbeitete Wilkin später in Ägypten und besuchte dann die Berbern in Algerien, namentlich mit Rücksicht auf den anthropologischen Zusammenhang derselben mit den Altägyptern. Über diese Reise veröffentlichte er 1900 „Among the Berbers of Algeria".

— Robert Grant Haliburton starb an Anfang des Jahres in Pals Christian, Miss. Geboren am 3. Juni 1831 zu Windsor, Neu-Schottland, studierte er die Rechte, nahm in Kanada verschiedene Beamtenstellungen ein, war auch eine Zeit lang Militär und interessierte sich dabei stets auch für Anthropologie. Vom Jahre 1881 an unternahm er verschiedene Reisen, über die er in zahlreichen Schriften und Aufsätzen berichtete. Namentlich waren die nordafrikanischen Völker der Gegenstand seiner Studien, wenn auch nicht immer die Ergebnisse auf allgemeine Zustimmung rechnen konnten. Von seinen Schriften seien hier angeführt: On Gypsies and an ancient Hebrew Roll in Sus and the Sahara 1887. On Berber and Guanche Traditions 1888. Dwarf races and dwarf worship 1891. The dwarfs of Mt. Atlas, London 1891. Survival of dwarf races in the new world 1894. The dwarf domestic animals of Pygmies 1897. (Vergleiche den Nekrolog von Alex. F. Chamberlein im Journ. Americ. Folk-Lore 1901, p. 62.)

— Der Mississippi. Angesichts der Bedeutung des Mississippi für das ganze Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten hat die Bundesregierung einer besonderen Kommission die Sorge für den Fluß anvertraut. Diese Kommission ist u. a. damit beauftragt, eine detaillierte Aufnahme des ganzen Stromes und seiner Übergegenden zu bewirken und zu dem Zweck eine Dreieckskette von der Quelle bis zur Mündung zu vermessen, Profile aufzunehmen, die Schwellerscheinungen zu beobachten und die Fahrrinne zu regulieren und zu vertiefen. Ein Resumé der Ergebnisse lieferte das Kommissionsmitglied J. A. Ockerson auf dem vorjährigen internationalen Schiffahrtskongreß in Paris, und die Arbeit ist auch im Druck erschienen. („The Mississippi River", Paris 1900). Einige Mitteilungen daraus dürften von Interesse sein. Die Länge des Stromes wird auf 2550 englische Meilen (4080 km), die Länge seiner Nebenflüsse, soweit sie schiffbar sind, auf 15 000 englische Meilen und sein Entwässerungsgebiet (fast das halbe Areal der Union) auf 1,25 Millionen englische Quadratmeilen angegeben. Die Quelle, der Itaskasee, bei der Stadt Minnesota aus „Petätsgründen" en einer Reservation — Itaskastatespark — gemacht. Die Schiffbarkeit beginnt bereits 25 engl. Meilen unterhalb der Quelle, und etwa 35 englische Meilen weiter hat man Wasserreservoire angelegt, um im Sommer genügende Tiefe zu erzielen. Bei St. Anthony, 500 englische Meilen unterhalb der Quelle, unterbrechen Schnellen den Fluß, die natürlich gewerblich ausgenutzt werden, und an der Einmündung des Minnesota, 548 englische Meilen vom Ursprung entfernt, beginnt die Dampfschiffahrt. Ein wenig oberhalb der Vereinigung mit dem Ohio führt das Wasser bereits viel Sinkstoffe mit sich, und beginnen die der Überführung ausgesetzten Striche. In St. Louis hat man Unterschiede von 37 Fuß zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande beobachtet. Weiter abwärts sind fortwährende Arbeiten nötig, um die Ufer zu schützen und die Fahrrinnen offen zu halten; selbstverständlich verschiebt das alles in größtem Maßstab, und so giebt es Baggermaschinen, die in der Stunde über 4000 Kubikyards herausschaffen. Das Delta ist heute 500 englische Meilen lang und 30 bis 40 Meilen breit und bedeckt einen Flächenraum von 400 000 Quadratmeilen; es baut sich bekanntlich immer weiter in den Golf von Mexiko hinein und zwar mit einem Material von Sinkstoffen, dessen Menge man auf 362 Millionen Tonnen jährlich berechnet hat. Wollte man diese Sinkstoffe, die aus allen Teilen des Stromgebiets herstammen, über die Durchschnittsentfernung von 1500 engl. Meilen auf Flußfahrzeugen zu dem auf den amerikanischen Flüssen für schwere Lasten üblichen Satz von einem Zehntel Penny die Tonne und Meile befördern, so würde dieser Transport nicht weniger als 238 Millionen Pfund Sterling jährlich kosten! New Orleans liegt heute 110 englische Meilen oberhalb der Mündung.

— Ramstedts linguistische Reise in die Mongolei. Nach Finnland ist kürzlich der Magister G. J. Ramstedt von einer dreijährigen Reise in die Mongolei und an die Grenzen Chinas zurückgekehrt. Er erhielt im Frühjahr 1898 von der Universität Helsingfors ein Stipendium von 1000 finnischen Mark und begab sich in das Gouvernement Kasan, wo er sein erstes Standquartier in einem tscheremissischen Dorfe nahm, um die Sprache und die Sitten der Tscheremissen zu studieren. Hier blieb er bis zum November, wo er, nach

Digitized by Google

Empfang einer weiteren Unterstützung von Seiten der Finnisch-ugrischen Gesellschaft. Über Kiachta nach Urga, der intellektuellen Hauptstadt der Mongolei reiste.

In Urga konnte sich Ramstedt bei einer russischen Familie einquartieren und trat in Beziehungen zu einem der dortigen Lamas, um die mongolische Sprache zu erlernen. Im Frühling, als das Wetter milder wurde, kaufte sich Ramstedt ein mongolisches Zelt und schlug es, nachdem er sich über dreißig Werst weg von der Stadt begeben hatte, an dem Ufer eines Flusses auf, wo er während des ganzen Sommers 1899 in echt mongolischer Weise lebte und seine Studien fortsetzte. Im Herbst kehrte er wieder nach Urga zurück und mietete sich dort ein eigenes Haus.

Im April 1900 organisierte Ramstedt eine Karawane aus sechs Pferden, zwei Teijegen und zwei Mongolen als Führern, um sich tiefer in das Land zu begeben behufs weiterer Erforschung von Sprache und Sitten, wie auch zur Sammlung von Volksmärchen und Volksliedern. Nach einigen Wochen kam die Karawane zu einem großen buddhistischen Kloster am Ufer des Flusses Orchon, in welchem drei- bis viertausend Lamas lebten. An ihrer Spitze standen zwei „Fürsten", ein weltlicher und ein geistlicher; sie nahmen Ramstedt sehr freundlich auf und er blieb dort mit seiner ganzen Karawane zwei Monate. Hier hatte er die Möglichkeit, ein großes Material zu sammeln. Beim Abschied erhielt Ramstedt zum Geschenk von dem geistlichen Oberhaupt ein Pferd und vom weltlichen einen silbernen Becher.

Im Juli begab sich die Karawane weiter dem Fluß Orchon entlang nach dem Kloster Daain-gygon. Zu dieser Zeit (im August 1900) begannen zu Ramstedt Gerüchte über die chinesischen Unruhen zu gelangen. Einige mongolische Fürsten hatten aus China den Befehl erhalten, alle in der Mongolei befindlichen russischen Unterthanen zu töten und ihre Leichen in die Erde zu vergraben. Allein die Fürsten schenkten dem Befehl keine Beachtung und suchten Ihn sogar vor dem Volke zu verbergen. Als aber gleichwohl das Gerücht davon in die Masse zu dringen begann, hielten die Fürsten es für nötig, die Russen von der Sache in Kenntnis zu setzen und ihnen zu raten, sich unbemerkt zu entfernen. Als auch der russische Konsul das Vorhandensein von Gefahr bestätigte, beeilten sich alle das Land zu verlassen. Ramstedt unternahm gleichwohl noch eine neue Expedition in das Innere der Mongolei, wobei er unter anderem wieder das Kloster Daain-gygon besuchte, und kehrte erst in der zweiten Hälfte des Oktobers nach Kiachta zurück.

— Professanr Steindorffs Forschungen in der Libyschen Wüste. Im November 1899 unternahm der Ägyptologe Prof. Dr. Steindorff eine Reise durch die Libysche Wüste. Einem Vortrage, den er darüber vor einiger Zeit in Wien hielt, entnehmen wir folgende Bemerkungen: Im Verlaufe seiner archäologischen Forschungen in der Oase Siwah entdeckte Steindorff ein altägyptisches Heiligtum, in das die modernen Häuser gleichsam hineingebaut waren, und Reste eines zweiten ägyptischen Tempels, den er für den alten Ammontempel hält. Umfangreiche hieroglyphenbeschriften, die eine Wand bedecken, beweisen, daß die Oase völlig unter ägyptischem Einfluß gestanden habe. Außerdem fand Steindorff kleine isolierte Hügel, die gänzlich von Gräbern durchsetzt sind, und diese dürften dem dritten Jahrhundert vor Christus angehören, also aus der Blütezeit der Oase herrühren. Die Särge waren mit Stuckmasken geziert, die in Farbenreiz und Ornamentik zu den schönsten gehören, die man aus antiken Gräbern kennt. Die Grabhügel liegen in einer Gegend, die heute völlig unbewohnbar ist; ehedem jedoch, so meint Steindorff, müßten diese verwandten Wüstenstriche quellenreiche, fruchtbare Oasen gewesen sein. In der Oase Bahariè fand Steindorff ebenfalls mehrere antike Denkmäler, darunter zwei bisher unbekannte Tempel aus der Perserzeit und das Familiengrab eines Vornehmen aus dem 13. Jahrhundert vor Christus. (Nach Auszug aus einem Vortrage.)

— Die Sexualproportion in Österreich für 1895 und 1896 erörtert Siegfr. Rosenfeld (Wien. med. Blätt. 1900, Nr. 49). Im ersteren Jahre wurden 499 344 Knaben und 469 352 Mädchen geboren; in 1896 an Knaben 505 485 und 473 659 Mädchen. Im Durchschnitt der beiden Jahre erblickten also 106,46 Knaben auf 100 Mädchen das Licht der Welt. Berücksichtigt man nur die Lebendgeborenen, so stellte sich das Verhältnis für die beiden Jahre auf 105,81 und 105,86. Die Sexualproportion der unehelich Lebendgeborenen ist in Österreich größer als die der ehelichen Geborenen, bei den Totgeborenen findet das umgekehrte Verhältnis statt. Die relativ größere Zahl unehelicher Totgeborner wird gewöhnlich mit der größeren Not unehelich Schwangerer und dem Wunsche, kein Kind aufziehen zu müssen, erklärt. Die monatlichen Schwankungen der Sexualproportion sind ziemlich bedeutend; am kleinsten ist die Sexualproportion in den heißen Monaten, steigt gegen die kalten an und erreicht ein Maximum im März, ein zweites im Juni; es werden in den Herbst- und Wintermonaten relativ viel weniger Knaben als im Frühjahr und Sommer gezeugt. Was die Religion der Eltern angeht, so ist die Sexualproportion bei den Evangelischen am geringsten, bei den Katholiken steigt sie an, noch bedeutender ist sie bei den Griechisch-Orientalen, und am stärksten bei den Israeliten. Abelle zeigt, daß die größere Sexualproportion der Unehelichen kein durchgängiges Merkmal ist. Sie ist immer bei den Griechisch-Orientalen und bei den Israeliten größer, bei den Katholiken und den Evangelischen kleiner als die Sexualproportion der Ehelichen. Die Sexualproportion ist in den Städten weit geringer als auf dem Lande; die Sexualproportion landwirtschaftlicher Gegenden ist höher als die industrieller Bezirke. Diese Unterschiede gelten aber nicht für alle Länder oder Zeiten, da beispielsweise Fick für Preußen 1875 bis 1881 zu anderen Resultaten gelangte.

— Versuche, den noch unbekannten Lauf des Dihong aufzunehmen. An der Identität des tibetanischen Tsangpo mit dem Brahmaputra und indischen Ebene zweifelt heute zwar niemand mehr, doch war es bisher nicht gelungen, diese Identität durch eine Aufnahme des noch unbekannten Stromstücks, des Dihong, zu erweisen. Der am weitesten stromab gelegene Punkt, bis zu dem man den Tsangpo verfolgt hat, ist der 1878 von dem Pundit N-m-g erreichte Ort Gyala Sindang in Tibet, während die fernste Stelle, bis zu der der Brahmaputra aus den Reisen des Pundit A-K von 1882 und des britischen Offiziers Needham 1885 bis 1886 bekannt ist, nur wenig oberhalb Sadiya liegt. Es blieb mithin noch eine Stromstrecke von etwa 200 km zu erforschen, die, da der Höhenunterschied zwischen Gyala Sindang und Sadiya 2300 m beträgt, eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Fällen und Schnellen sein mußte. Die lückenlose Landaufnahme will nun endlich die Kartierung des Dihong durch zwei eingeborene Topographen vornehmen lassen und hatte ihn in Sadiya residierenden Needham mit den Vorbereitungen beauftragt. Needham brachte in Erfahrung, daß ein Handelspfad, der dem westlichen Dihongufer folgt, ziemlich bequem gangbar sei, und daß Schwierigkeiten sich nur insofern erheben würden, als der Bergstamm der Pasel Minpong sich einem Eindringen widersetzen dürfte aus Besorgnis, das einträgliche Geschäft des Zwischenhandels von den englischen Märkten in Assam nach den Gebirgsländern des Innern zu verlieren. Needham versuchte, die Häuptlinge des großen Pasel Minyongdorfes Kebaug für den Plan zu gewinnen, und zwar anscheinend mit Erfolg; doch mußten die beiden Topographen, die im Februar d. J. aufbrachen, im Dorfe Gina wieder umkehren, da man ihnen dort die Erlaubnis zum Weitergehen versagte. Es gelang später Needham nach langen Verhandlungen, die Leute umzustimmen, so daß die beiden Indier Mitte März von neuem aufbrechen konnten. Ob dieser zweite Versuch zum Ziele geführt hat, ist noch nicht bekannt; doch scheint das der Fall zu sein, wie aus dem Ausbleiben von Nachrichten hervorgehen dürfte.

— Vermessung der Philippinenhäfen. Die Coast and Geodetic Survey der Vereinigten Staaten trifft Vorbereitungen zur Vermessung der Häfen und Küsten der Philippinen und gedenkt noch in diesem Sommer mit den Arbeiten zu beginnen. Von den zahlreichen kleineren Häfen der Inselgruppe gab es bisher überhaupt keine Karten. Das Aufnahmebureau, an dessen Spitze G. R. Putnam steht, ist in Manila stationiert.

— Im Auftrage einer englischen Gesellschaft hat zu praktisch geologischen Zwecken Prof. Lüneb aus Jena Kordofan bald nach der Niederwerfung des Mahdi besucht. Nach dem Berichte, welchen er im April der Berliner Gesellschaft für Erdkunde darüber erstattete, hat das Land infolge der Mahdistenaufstandes arg verwüstet und bedarf längerer Zeit, um sich wieder zu erholen. Die meisten Brunnen auf dem Wege nach Kordofan sind während der Mahdistenzeit verfallen, Entvölkerung und Verelendung begegneten überall. Der einst blühende Ort Bara besteht nur noch aus einigen ärmlichen Hütten und einer Citronenhain. El Obeid, das früher 140 000 Einwohner zählte, ist nur noch ein Trümmerhaufen. Ohne die Herrschaft der Engländer würde das Land aber wieder unter den Arabern in völlige Zerrüttung verfallen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

GLOBUS.

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT FÜR LÄNDER- UND VÖLKERKUNDE.

VEREINIGT MIT DEN ZEITSCHRIFTEN: „DAS AUSLAND“ UND „AUS ALLEN WELTTEILEN“.

HERAUSGEBER: DR. RICHARD ANDREE. VERLAG VON FRIEDR. VIEWEG & SOHN.

Bd. LXXIX. Nr. 24. BRAUNSCHWEIG. 27. Juni 1901.

Nachdruck nur nach Übereinkunft mit der Verlagshandlung gestattet.

Ein Profil der argentinisch-chilenischen Cordillere.

Von Rudolf Hauthal. La Plata.

In der illustrierten Zeitschrift „Die Schweiz“, Bd. IV, Heft 18/19 1900, veröffentlicht Dr. Leo Wehrli einen fesselnd geschriebenen, sehr lesenswerten Aufsatz: „Anden und Alpen“, in dessen Eingange sich folgende Bemerkungen finden, daſs: „man zwei jährliche Bundesbeiträge für geologische Landesuntersuchung zusammenlegen müſste, um nur eine einzige Expedition von den Dimensionen auszurüsten, wie Argentinien und Chile jedes Jahr 10 bis 12 ins Andengebirge schicken“, und weiter: „die regierenden Kreise (Argentiniens) haben die Erkenntnis, daſs nur auf einer ausgedehnten, wissenschaftlichen Landesforschung, insbesondere auch der Gebirge, die werdende Kulturentfaltung der von Natur aus immens reichen, aber noch dünn bevölkerten Gebiete beruhen kann“.

Mit diesen Bemerkungen kann ich mich zu meinem groſsen Bedauern nicht einverstanden erklären; sie lassen die in Argentinien thatsächlich obwaltenden Verhältnisse in einem nur allzu günstigen Lichte erscheinen.

Die jetzige argentinische Regierung hält eine wissenschaftliche Landesforschung für völlig überflüssig; that doch ein hervorragendes Mitglied dieser Regierung vor kurzem die bezeichnende Äuſserung: „Was kümmert uns die Geologie des Landes!“

Nur gezwungen durch die Notwendigkeit, dem Schiedsrichter im Grenzstreite mit Chile eine brauchbare Karte der Greozregion vorlegen zu können, sandte die Regierung einige Jahre hindurch 8 (nicht 10 bis 12) topographische Expeditionen hinaus. Seitdem nun diese Karte in der Hauptsache vollendet, hat die Regierung auch sofort die „wissenschaftliche Landesforschung“ ganz bedeutend eingeschränkt; jetzt gehen nur noch einige (dieses Jahr waren es fünf) Expeditionen hinaus, um auf den Strecken, wo die Grenze festgestellt ist, die Grenzsteine zu setzen. — Das ist alles!

Nur in den Jahren 1897 bis 1900 wurden wissenschaftliche und zwar geologische Expeditionen ausgesandt[1]), — aber nicht von der Regierung, sondern von dem Sachverständigen im Grenzstreite, Dr. F. P. Moreno, dem verdienstvollen, rührigen, von wirklichem wissenschaftlichen Interesse beherrschten Leiter des Museums in La Plata.

Als derselbe im Jahre 1896 zum Sachverständigen ernannt worden war, lieſs er, durchdrungen von der Idee, daſs eine möglichst genaue geologische Kenntnis des Landes zunächst notwendig sei, die Geologen Dr. Carl Burckhardt und Dr. Leo Wehrli kommen. Dieselben machten ihre erste Expedition im Jahre 1897 nach dem Süden der Provinz Mendoza gemeinsam, die zweite nach der Gobernacion Neuquen im Sommer 1898/99 getrennt. Ende 1899 zog die Regierung die dem Museum gewährte Unterstützung zurück; Dr. Wehrli ging wieder nach Europa, wohin ihm Anfang 1901 Dr. Burckhardt folgte.

Diese Expeditionen, daok der georgischen Fürsorge des Dr. Moreno mit allem Erforderlichen ausgerüstet, hatten gute Erfolge[2]); nicht zum geringsten Teile wohl auch deswegen, weil Moreno den Vorstellungen beider Forscher, daſs vor allen Dingen zunächst ein möglichst genaues Querprofil der Cordillere notwendig sei (woranf ich seit Jahren vergeblich gedrungen), bereitwillig nachkam und die Instruktionen in diesem Sinne abänderte.

Es sind ja mehrere Querprofile der Cordillere vorhanden, unter anderen von Darwin, Forbes, Stelzner, aber diese Profile, dem jemaligen Standpunkte der geologischen Wissenschaft entsprechend, haben eben deswegen in mancher Beziehoug nur mehr einen historischen Wert. Eine allen Anforderungen der sich rasch entwickelnden modernen geologischen Wissenschaft entsprechende grundlegende Arbeit in verhältnismäſsig immer noch kurzer Zeit geliefert zu haben, ist das hohe Verdienst Dr. K. Burckhardts in der unten genannten Arbeit, die eben als vornehmstes Ergebnis ein genaues Querprofil der Cordillere enthält, das weiteren Forschungen als sichere Grundlage dienen kann[3]).

[1]) Ich wurde zwar auch früher, in den Jahren 1893 bis 1896, von Dr. Moreno zu geologischen Untersuchungen hinausgeschickt, aber die vorgeschriebene Reiseroute war eine so ausgedehnte und die Zeit so knapp bemessen, daſs von einer systematischen geologischen Forschung nicht die Rede sein konnte — das waren nur geologisch-topographische Rekognoszierungen. Zudem war die Ausrüstung dieser Expeditionen so mangelhaft, daſs wir, Ingenieur Borio und ich (um nur einen Fall anzuführen), bei der Bereisung der Puna de Atacama 1893 von Instrumenten nur einen Taschenkompaſs und weder Zelte noch Konserven, nicht einmal Brot oder Zwieback hatten. Wir muſsten bei groſser Kälte (oft bis — 20° C.) und einigen Wochen unter freiem Himmel lagern und hatten an manchen Tagen thatsächlich keinen Bissen zu essen!

[2]) Vgl. die Berichte beider Forscher in der Revista del Museo de La Plata, t. VIII, p. 393 ff.; t. IX, p. 221 ff. und p. 243 ff.

[3]) Profils Géologiques Transversaux de la Cordillère Argentino-Chilienne, Stratigraphie et Tectonique par le Dr. Carl Burckhardt, Géologue de la section d'explorations nationales au musée de La Plata. Première Partie du rapport définitif sur une expédition géologique, effectnée par Dr. Leo Wehrli et Dr. Carl Burckhardt. Avec trente-deux planches. Anales del Museo de La Plata. Seccion geológica y mineralógica II La Plata, talleres de publicaciones del Museo 1900.

Digitized by Google

Der vorliegende Band enthält zwar nur die geologisch-paläontologischen Ergebnisse Burckhardts (der petrographische Teil, dessen Bearbeitung Wehrli übernommen, wird später erscheinen), aber wir dürfen nicht übersehen, daß wir auch in der vorliegenden Arbeit in mancher Beziehung die Frucht gemeinsamer Studien vor uns haben.

Gehen wir nun etwas näher auf die Ergebnisse ein.

Zunächst giebt Dr. Wehrli als geographisch orientierende Einleitung eine mehr als Itinerario gehaltene, durch charakteristische Landschaftsschilderungen belebte Darstellung der Reiseroute, welche die Forscher innegehalten haben.

Burckhardt gliedert seine Arbeit in zwei Teile; im ersten Teile behandelt er die paläontologischen und stratigraphischen Ergebnisse, im zweiten Teile die Tektonik. Im ersten Kapitel finden wir eine systematische, der Altersfolge entsprechende Aufzählung der im erforschten Gebiete gefundenen Fossilien, deren größter Teil auf 11, fast durchgängig vorzüglich gelungenen Tafeln zur Darstellung gelangen. Im zweiten Kapitel erläutern 10 sehr instruktive Profile die Lagerungsverhältnisse der im Gebiete beobachteten Schichtgesteine.

Eine zusammenfassende, ins einzelne gehende Übersicht aller Sedimente, welche die im erforschten Gebiete vorhandene Schichtfolge zusammensetzen, giebt sodann der Verfasser im dritten Kapitel, bei jeder Schicht kurz die petrographische Beschaffenheit, ausführlicher die für die einzelnen Zonen charakteristischen Fossilien besprechend.

Wir ersehen aus diesen drei ersten Kapiteln, daß in dem erforschten Teile der Cordillere Sedimente auftreten, die einer Schichtfolge vom mittleren Lias bis zur obersten Kreide (Danien) entsprechen.

Von besonderem, auch allgemeinerem Interesse ist sodann das vierte Kapitel, in welchem Verfasser einen Vergleich anstellt zwischen den Faunen des europäischen und des im erforschten Gebiete beobachteten Jura.

Burckhardts Ergebnis steht, vorausgesetzt, daß sich die provisorischen Bestimmungen der Fossilien später endgültig bestätigen, in einem gewissen Gegensatz zu der Meinung anderer Autoren. Er kommt zu dem Schluß, daß im andinen Jura die gleiche Zonenfolge vorhanden ist wie im europäischen, gekennzeichnet durch die gleichen, charakteristischen Fossilien, nur mit dem Unterschiede, daß sich in den Anden manche Zonen nicht scharf trennen lassen, sondern eine Mischfauna zeigen. Letztere Beobachtung bestätigt also die schon von Bodenbender respektive Steuer gemachten Angaben.

Verf. erklärt diese Mischfauna sowie das Vorkommen von Fossilien in Schichten, die einem Niveau entsprechen, in welchem sie in Europa schon ausgestorben sind, durch die Annahme, daß die Tiere vom europäischen Jurameere hereingewandert seien, entlang der Nordküste des wahrscheinlich zur Sekundärzeit existierenden afrikano-brasilianischen Festlandes.

Die viel umstrittene Theorie Neumayrs von den schon zur Jurazeit vorhandenen Klimazonen ist durch Burckhardts Ergebnisse endgültig widerlegt. Fand doch Burckhardt die alpine Facies der Jurafauna, die nach Neumayr nur bis zum 20. Grad südl. Br. reichen dürfte, noch unter 35° südl. Br. Ich kann dem hinzufügen, daß er das Tithon noch südlich vom 40. Grade südl. Br. zwischen Catauili und Collonenra entwickelt fand, allerdings auf wenige Meter Mächtigkeit zusammengeschrumpft.

Ein weiteres, sehr wichtiges Ergebnis ist sodann die Beobachtung, daß die Grenzen von Wasser und Land während des Jura und der Kreide eine gewaltige Verschiebung erlitten haben. Während des Lias und mittleren Dogger war die Küste im Osten (etwa Ostrand der heutigen Cordillere). Dann bildete sich ein schmaler, die Breite der jetzigen Cordillere nicht überschreitender Meeresgolf, in welchem die Sedimente des oberen Jura zur Ablagerung gelangten. Später sank dann die östliche Küste dieses Golfes, das Meer dehnte sich zur Kreidezeit weiter nach Osten aus und im Westen bildete sich, allmählich wachsend, Festland, da, wo jetzt die Cordillere.

Diese Ergebnisse bestätigen und ergänzen die von mir im Jahre 1894 gemachten Beobachtungen (Revista del Museo de La Plata, t. VII, p. 60 u. 61), welche für den zwischen den Flüssen Atuel und Diamante gelegenen Teil der Cordillere gleiche Verhältnisse ergaben. Auch Bodenbender hat einschlägige Beobachtungen gemacht. Im zweiten Teile behandelt der Verf. sodann die tektonischen Verhältnisse des erforschten Gebietes.

Das Ergebnis ist, daß die Cordillere, wie die Alpen, ein asymmetrisches Faltengebirge ist (die Osteite wird von gefalteten Sedimenten gebildet, während die Westseite aus vulkanischen Gesteinen besteht), das sich aber von den Alpen durch das Fehlen eines Centralmassives unterscheidet.

Burckhardt kann aber nicht der von Suess vertretenen Meinung beistimmen, daß der Ostrand der Cordillere dem Südrande der Alpen entspricht; im Gegenteil, der Verfasser neigt sich der Ansicht zu, daß wir im Westen der Cordillere das bei den Alpen der Poebene entsprechende Rückland vor uns haben; der Ostrand der Cordillere entspräche also dem Nordrande der Alpen.

Eine endgültige Lösung dieser Frage giebt Burckhardt aber nicht, da bei dem wellenförmigen Verlauf der Cordillere (Ausbiegung nach Osten: Columbien, Ecuador, Peru; Sierra de la Ventana im mittleren Argentinien; Staateninsel; Ausbiegung nach Westen: Arica und südlich vom Kap Horn) eine Entscheidung schwer zu treffen ist.

Dazu möchte ich mir eine Bemerkung erlauben. Die Ausbiegung der meridionalen argentinischen Cordillere nach Osten ist eine weitverbreitete Meinung, die aber durch die thatsächlichen Verhältnisse nicht bestätigt wird, auch die Ablenkung der Cordillere im Süden (Staateninsel) scheint mir nur eine schlecht begründete Hypothese.

Das System der Sierra de la Ventana im Süden der Provinz Buenos-Aires hat mit dem Gebirgssystem der Cordilleras de los Andes (so ist der eigentliche Name) nichts gemein. Im Gegenteil, die Gebirgszüge im Süden der Provinz Buenos-Aires bilden die Reste eines uralten, durch langandauernde Denudation zum größten Teile abgetragenen, einst viel mächtigeren Gebirgssystems, das von der jüngeren Cordillere vollständig unabhängig ist. Im östlichen Teile, in der eigentlichen, bis 1250 m hohen Sierra de la Ventana herrscht NNW gerichtetes Streichen, das im westlichen Teile, in der Sierra Curamalal nach W umbiegt; diese Gebirge bilden so einen nach SW offenen Bogen. Hier ist das Rückland im Süden, das Vorland im Norden wird durch die 400 m Höhe erreichenden Höhenzüge von Tandil, Ballarce, Olavarria gebildet, deren im allgemeinen horizontal lagernde Schichten, die auf Granit und steil gestelltem Gneiß diskordant aufliegen, von vielen Verwerfungen durchzogen sind.

Ein weiteres für die Tektonik der Cordillere sehr wichtiges Resultat ist ferner der Umstand, daß in dem

Digitized by Google

von Burckhardt erforschten Gebiete Verwerfungen fehlen (auch auf der Westseite!), wenigstens konnte Burckhardt im Gegensatze zu Bodenbender keine Verwerfungen von irgend welcher tektonischen Bedeutung konstatieren. Übrigens legt auch der letztere Forscher den von ihm angenommenen Verwerfungen nur eine untergeordnete Bedeutung bei.

Diese Beobachtung Burckhardts stimmt mit dem, was ich weiter südlich zwischen 50° und 52° südl. Br. beobachtet habe, überein. Auch dort fehlen Verwerfungen, die für die Tektonik des Gebirges wichtig, vollständig.

Ich erwähne dies hier deshalb, weil sich immer mehr herausstellt, daß die Cordilleras de los Andes, so verschieden sie auch im einzelnen sein mögen, doch ein einheitliches Ganze darstellen. Je mehr dieses mächtige Gebirgssystem erforscht wird, desto mehr ergeben sich für die verschiedenen Teile gemeinsame Beziehungen; dafür ist auch das vorliegende Burckhardtsche Werk, welches die voraufgegangenen Arbeiten anderer Forscher wie Bodenbender, Behrendsen, Steuer, Tornquist u. a. w. teils bestätigt, teils ergänzt und berichtigt, wieder ein Beleg.

Nur darauf möchte ich aufmerksam machen, daß es bei dem dermaligen Stande unserer Kenntnisse von der Cordillere noch viel zu früh ist, aus den Teilgebieten, die bisher erforscht, definitive, allgemeine Schlüsse auf das Ganze zu ziehen.

Alles in allem haben wir in dem Werke Dr. Burckhardts, dessen wohl demnächst zu erwartende petrographische Ergänzung durch Dr. Leo Wehrli eine hochwillkommene sein wird, ein mit großem Fleiße und tiefgehender Sachkenntnis geschriebenes Buch vor uns, das in der Geschichte der Cordillerenforschung stets dauernden Wert besitzen wird.

Die äußere Ausstattung ist, abgesehen von dem unhandlichen Format und dem ganz unpassenden Umschlage, eine recht gute.

Die Abbildungen der Fossilien sind von dem bekannten Photographen des Museums Herrn Karl Buch in anerkannt trefflicher Weise hergestellt, sowie auch die Reproduktionen der zahlreichen Photographieen, welche ein anschauliches Bild der Eigentümlichkeiten der Cordillere geben. Nur will es mir dünken, daß hier vielleicht etwas weniger Bildschmuck passender gewesen wäre. Ein wenn auch kleiner Teil der Photographieen zeigt nichts besonders Charakteristisches, wie z. B. Taf. IV, 2; XIII, 2; XVI, 1; XVII, 2, 3, und einige weniger gut gelungene Reproduktionen lassen nur undeutlich das, worauf es ankommt, erkennen, z. B. Taf. V, 2; VIII, 2; IX, 2; XII, 2; XVIII, 3.

Abseits vom Wege in Ägypten.

Von R. T. K.[1])

Der erste Eindruck, den der Tourist in Ägypten gewinnt, ist gewöhnlich der, daß das Land nur aus gelber Wüste und reichen grünen Kulturen zu bestehen scheint, wobei der Übergang von der einen zu den anderen sich fast unvermittelt vollzieht. Dieser Eindruck entspricht in der Hauptsache auch gewiß den Thatsachen; wer aber wie ich abgelegene Pfade gewandert ist, wird viele andere ägyptische Landschafts-Szenerieen entdecken, deren traurige, eintönige Verlassenheit zu den „rosenfarbenen" Eindrücken des neuen Ankömmlings den schärfsten Kontrast bildet. So trennt zwischen dem Uadi-Tilat und dem alten Tanis ein gänzlich verödeter Strich die fruchtbaren Provinzen Dekkalieh und Scharkiyeh von der Wüste von Suez im Osten. Während der Winterregen ist dieser niedrig gelegene Strich ein fast unpassierbarer Sumpf. Sobald dann der Frühling naht, läßt die Verdunstung einen salzkrustigen, schwarzen Schlamm zurück, dem die starken Gerüche verfaulender Substanzen entsteigen, während die wenigen übrig bleibenden Pfützen Myriaden von Moskitos und Stechinsekten von sich geben, deren Nährmutter sie bilden. Hier wächst wenig außer riesigen Binsen und ab und zu einem Dornbusch. Fische sind in dem Brackwasser nicht vorhanden, und selbst die Vögel meiden die ungastliche Öde. Als ich zum erstenmal an einem heißen Junitage durch diese Wildnis ritt (Abb. 1), bezanberte sie mich trotzdem. Die 3 m hoch über unsere Köpfe emporsteigenden gebleichten und salzinkrustierten Binsen glitzerten im Sonnenlicht, und ihre zitternden Stengel und Blätter schienen, in dem Winde rauschend, einen Seufzer der Verlassenheit anzustimmen; man hörte keinen Lebenston außer dem Eintauchen unserer Pferde in die wirre Masse. Das aufspritzende Wasser, das beim Niederfallen zu Salzkrystallen erstarrte, zog Blasen an Händen und Gesicht, und die dorrenden Lippen fühlten keine Neigung, mit den Gefährten zu sprechen. Wie angenehm

Abb. 1. Im Salzsumpf bei Uadi-Tilat.

[1]) Vergl. die Artikel im Globus, Bd. 75, S. 34; Bd. 76, S. 105 und Bd. 79, S. 105.

Digitized by Google

war nach solchem Ritt der bescheidene Komfort unseres Lagers bei El-Akewa.

El-Akewa (Abb. 2), obgleich noch im Sumpfland, liegt ein wenig darüber erhöht, und so hatten wir unsere Zelte auf einem hübschen, von Palmen umgebenen Hügel aufschlagen können. Hier blieben wir zwei Tage, um die Sümpfe zu studieren. Nach halbtägigem Ritt gelangten wir dann nach dem malerischen Dörfchen Korain. Ursprünglich war Korain eine Ansiedelung mitten in der Wüste; doch umgaben Palmenhaine sehr schnell das Dorf, und mit dem Einzug von Bewässerungsvorrichtungen bedeckten bald grüne Felder die unfruchtbare Sandebene. Obgleich von Natur in besonders gesunder Gegend, ist Korain durch die gewöhnliche Unwissenheit des Volkes zu einer Fieberhöhle umgewandelt worden. Man grub den unter dem Sande liegenden Schlamm als Baumaterial für die Wohnstätten aus, und das Loch und seine Umgebung füllten sich bald mit stinkendem, stagnierendem Wasser. Von der Thür des Hauses aus, das ich bewohnte, mußte ich knöcheltief in diesem Wasser waten, um nach irgend einer Richtung hinauszugelangen; dazu kamen die unvermeidlichen Fliegen, Moskitos und Ratten, die einem das Leben hier so ungemütlich wie möglich machten. Eine Eigentümlichkeit aber hat Korain vor allen anderen mir bekannten Dörfern des Deltas voraus: abweichend von der sonstigen Gewohnheit, weder Hecken noch andere Grenzmarken anzulegen, hat man hier jedes Gehöft mit hohen Schlammmauern umgeben, die die Palmengärten und Felder einschließen. Benachbart liegt das Dorf Saneta (Abb. 3), das den größtmöglichen Gegensatz zu Korain bildet. Es ist eins von den wenigen, wo die natürlichen sanitären Verhältnisse ausgenutzt sind. Die Dörfler von Saneta, die reiche Ländereien besitzen, haben sich wahrscheinlich aus Gründen der Bewirtschaftung auf einer Sandinsel angesiedelt und dort ihre Wohnungen aufgebaut. Den Schlamm, aus dem auch hier die Häuser errichtet sind, hat man von anderswo hergeholt, und deshalb existiert dort vor den Thüren kein malariaschwangerer Teich. Saneta ist mithin gesünder als die meisten Dörfer Ägyptens, und die Bewohner sind in einem ähnlichen Verhältnis thätiger und männlicher als anderswo. Ihr Charakter gleicht mehr dem der Beduinen; man betreibt Pferdezucht, und auf der hohen, großen Sandinsel beobachtet man häufig Reiterübungen.

Wie gewöhnlich, so war auch der Scheich von Saneta überaus freundlich gegen mich, und ich wünschte ihm beim Abschied ein Geschenk zu machen. Der Scheich lehnte jedoch jede Gabe ab und meinte, daß er und seine Dörfler sich sehr freuen würden, wenn ich sein Porträt malte. Ich that das, umgeben von allen Bewohnern. Während ich noch mit den ersten Strichen seine Züge entwarf, konnten meine Zuschauer nicht umhin, meine Arbeit zu kommentieren, und einer sagte zum andern im Flüstertone: „Was macht der Bei? Das ist doch nicht unser Scheich!“

Abb. 2. Lager bei El-Akewa.

Ich wandte mich um und erwiderte: „Als der Scheich noch ein Knabe war, sah er ganz anders aus als der alte Mann, der er heute ist, nicht wahr?“

„O ja, gewiß!“

„Und ich glaube, daß niemand, der ihn kannte, ihn jetzt erkennen würde?“

„Gewiß nicht, Effendi.“

„Dann“, sagte ich, „müßt ihr bedenken, daß dies Bild noch jung ist und Zeit braucht, um zu wachsen. Ihr könnt nicht verlangen, daß ein Bild, das eine halbe Stunde alt ist, so aussieht wie ein Mann von sechzig.“

Heiterkeit und Zustimmung folgten dieser Replik, und nach zwei Stunden, in denen ihr Interesse wuchs, wie die Züge sich zu entwickeln begannen und die Ähnlichkeit zunahm, schlossen sie sich dichter und dichter um mich und überwachten jeden Strich, den ich anlegte. Schließlich belehrte mich ihr „Genau, ganz genau!“, daß ich zu Ende war, ich händigte das Bild meinem Gastfreund aus, und die Skizze wurde nach genauester Prüfung durch alle Anwesenden im Triumphe fortge-

Digitized by Google

Abb. 3. Dorf Sancta.

Digitized by Google

tragen und in der Dorfmoschee aufgehängt — eine Ehre, die, wie ich glaube, dem Erzeugnis keines anderen Künstlers in Ägypten je widerfahren ist.

In der Gegend fand ich eine grofse Zahl griechischer Syrier und türkischer Ansiedler, die, weil sie intelligenter und wohl auch fleifsiger sind als ihre fellachischen Nachbarn, zu gröfserer Wohlhabenheit gelangen. Die Türken waren oft die Opfer schlimmer Übergriffe von seiten der Eingeborenen und baten mich, ihren Beschwerden abzuhelfen. Die Syrier andererseits verlegen sich mehr auf das Ausbenten ihrer Nachbarn und häufen mit ihren Wuchergeschäften Reichtümer an. Von ihnen sagt das Sprichwort im Delta: „Triffst du einen Syrier und eine Schlange, so lafs die Schlange leben und töte den Syrier", und ein anderes Sprichwort bedeutet: „Der Syrier ist ein Schuft, der Ägypter nur ein Dieb." Trotz des schlechten Rufes, in dem diese Fremden stehen, hat die heimische Gast-

Abb. 4. Auf der Skorpionenjagd in Suffieh.

freiheit auch sie offenbar angesteckt; denn ich habe ebenso viel Freundlichkeit von den Griechen wie von den Türken erfahren.

Unsere Reise von Saneta ab führte durch einen dünn bevölkerten und ärmlichen Distrikt, wo die Bewohner mit der Natur schwer um ihre Existenz zu kämpfen haben. Weiter nördlich weicht der malerische Charakter der Landschaft völliger Monotonie. Die Palmenhaine verschwinden, und an Stelle der blühenden Kulturen des südlichen Teiles der Provinz finden wir hier nur noch spärliche Weizenschläge zwischen den wüsten Strichen. Die beiden Kanäle des Bahr Fakus und Bahr Moese, die den Distrikt durchziehen, sind hier von dem durchsickernden Salz der höher liegenden reicheren Landstriche so verunreinigt, dafs ihr Wasser keine befruchtende Kraft hat. Es ist eine Wüste, eine Stätte des Verfalls, ohne Ansehen und ohne Interesse. Wir kreuzten den Bahr Fakus auf einer Pontonfähre und kamen an die Bahr Moese, wo wir weder eine Furt noch eine Fähre fanden; doch entdeckten wir zum Glück bald ein Fischerboot vom See Mensaleh, das in dem Flusse arbeitete und uns hinüberbrachte.

Abb. 5. Fischerdorf San-el-Haga.

Diese Fischer vom Mensaleh gehören zu den ärmsten Leuten Ägyptens und sind verhältnismäfsig stärker belastet als die anderen Klassen; ja, sie sind die einzigen, denen die segensreichen Bewässerungsanlagen

Digitized by Google

nicht nur keinen Vorteil, sondern sogar schweren Schaden bringen.

Wir kamen dann bald wieder in besser kultivierte Gebiete und gelangten nach Suffieh, einem merkwürdigen Dorf, das von allen Seiten von einem brücken- und furtlosen Kanal umgeben ist. Der Anblick des Innern ist ebenso eigenartig. Da infolge des umgebenden Wassers eine natürliche Ausdehnung nicht möglich ist, die Bevölkerung aber anwächst, so hat man sich mit allerlei sonderbaren Anbauten und Anhängseln an die ursprünglichen Häuser geholfen. Es ist somit ein Dorfbild entstanden, das von den üblichen Fellachenniederlassungen ganz abweicht. Da mehrere dieser Anhängsel in die engen Gassen hineingebaut sind oder sie gar gänzlich versperren, so war es unmöglich, ohne Führer uns hindurchzufinden zu unserem Rasthause. Als wir in der Abendkühle auf unseren Thürstufen saßen, sahen wir sonderbare dunkle Flecken von der Erde aufsteigen und sich über die Häuserwände ausbreiten. Ein Mann erschien gleich darauf mit einer Laterne auf dem Kopfe, der sich zu einem Angriff auf die Flecken mit einer rappierähnlichen Waffe in der Hand anschickte. Wir standen auf und sahen nun, daß die Flecken aus kleinen schwarzen Skorpionen bestanden, die der Alte geschickt auf seinen Degen spießte (Abb. 4). Jeder neue schob seinen Vorgänger höher die Klinge hinauf, bis letztere bis an das Heft voll war; dann zog der Mann sie durch die Finger und ließ die todten Skorpione in einen großen Sack fallen, den er später in den Kanal ausleerte. In dieser einfachen Weise führen die Dörfler Krieg gegen ihre schlimmste Plage, die, wenn man ihr nicht Einhalt thäte, den Ort bald unbewohnbar machen würde.

Vor einigen Jahren besuchte ich das an der Vereinigung des Bahr Bahr und Bahr Fakus gelegene Fischerdorf San-el-Haga (Abb. 5), von wo ab der letztere sich dem Mensalchsee zuwendet. Jedes Fischerdorf in Ägypten ist ein abscheuliches Nest, aber San-el-Haga ist noch schlimmer. Das leicht brackige Wasser ist mit Abfallstoffen durchsetzt, und die Schlammbänke, auf denen eine Menge Fischreste liegen, hauchen unter der heißen Sonne entsetzliche Gerüche aus. Ackerbau wird kaum getrieben, Haustiere giebt es nicht, und das bedeutet zugleich das Fehlen von Feuerungsmaterial; Fischgräten sind der einzig erreichbare Ersatz dafür. Denkt man sich zu den gewöhnlichen Gerüchen eines solchen Platzes noch den Gestank verbrannter Fischgräten hinzu, so wird man sich vorstellen können, daß der Aufenthalt dort recht mißlich sein muß. Zum erstenmal wurde ich hier krank. Es handelte sich um ein einfaches Unwohlsein, das durch die unreine Luft und die verdorbene Nahrung hervorgerufen war; doch konnte ich drei Tage nicht aus dem Hause gehen.

Die neuesten Forschungen im Sobatgebiete[1]).

Von Brix Förster.

Die Majore H. H. Austin und R. G. T. Bright unternahmen im Auftrage der englischen Regierung eine Rekognoszierung der Ufer des Sobat und seiner Zuflüsse von der Mündung desselben bis zu 7° 45' nördl. Br. und 34° östl. L. Gr. Sie brachen von Omdurman Anfang Dezember 1899 mit einer Karawane von 47 Mann, 7 Kamelen, 10 Manltieren und 130 Eseln auf und kehrten am 7. Juli 1900 nach Omdurman wieder zurück; sämtliche Kamele, 9 Maultiere und 108 Esel erlagen den Strapazen der Reise. Es wurden die Routen von Bottego (1897) und von Wellby (1899) berührt und durchkreuzt.

Major Austin, bekannt als Teilnehmer der Expedition des Obersten J. R. L. Macdonald (1897/98) und als Erforscher des Westufers des Rudolfsees[2]), fuhr mit seiner Begleitung den Weißen Nil aufwärts bis zur Mündung des Sobat und diesen Fluß eine kurze Strecke hinauf bis Lajak; von hier aus mußte wegen der Seichtigkeit des Wassers der Marsch zu Lande fortgesetzt werden. Man folgte in südöstlicher Richtung dem Laufe des Sobat bis zur Militärstation Nasser, deren Lage — 8° 35' nördl. Br. und 33° 5' östl. L. (gr. — genau bestimmt wurde. Von Nasser ging es südlich bis zur Mündung des Pibor und an dieser vorbei direkt östlich längs des Hauptstromes bis zu jenem Punkte, wo Major Marchand am 11. Januar 1899 sich wegen der Flußverhältnisse gezwungen sah, sein Schiff „Faidherbe" zu verlassen und aufzugeben, nachdem er es durch Ketten an den nächststehenden Bäumen befestigt und eine Art Grashütte darüber gebaut hatte. Die Eingeborenen zeigten Austin den Platz, wagten aber selbst nicht aus abergläubischer Furcht dem Schiff sich zu nähern. König Menelik ließ es zwei Monate später in einzelne große Stücke zerlegen und unter kolossalen Schwierigkeiten über die Berge nach seiner Hauptstadt Addis Abeba schaffen.

Austin ersetzt mit seiner Karawane das abessinische Randgebirge unter entsetzlichen Mühseligkeiten und erreichte das Bure Plateau und Gore (2000 m). Nach einer zweimonatlichen Rast in der erfrischenden Bergluft ging es denselben Weg wieder hinab; bei Itang am Ujeno wandte man sich am 29. April nach Süden, überschritt den Aluro (oder Nigol) und Bela (Zuflüsse des Baro und Pibor) und folgte von Patok dem Gelo abwärts, dessen Mündung in den Pibor man aber wegen der unpassierbaren Sümpfe nicht auf direktem Wege erreichen konnte. Man mußte abermals, wenn auch nur auf kurze Zeit, nach Süden abbiegen, um länge des Akobo die festen Ufer des Pibor zu gewinnen. Auf diesen marschierte man weiter nach Norden, bis man wieder zum Sobat gelangte. Am 27. Mai traf man in Nasser ein. Die Rückkehr nach Omdurman bot dann keine Schwierigkeiten mehr.

In den Ufergegenden des Sobat von der Mündung bis aufwärts nach Nasser wechseln baumlose Savannen mit parkartigem Gelände und gut kultivierten Ackerboden. Das Land zwischen dem Baro im Norden, von dem Einfluß des Pibor bis Itang, und dem Gelo im Süden und dem Pibor im Westen bildet einen einzigen großen, hruttiefen Morast, welcher sich zur Regenzeit in eine Wasserwüste verwandelt; es ist das Harlemer Meer, wie es Schuver benannte; an seiner südöstlichen Grenze liegt der Tatosee. Von Itang an, den Ujeno aufwärts bis zu den Vorbergen Abessiniens, breitet sich das fruchtbarste, mit Wäldern untermischte Gebiet aus. Im Westen, am Akobo und den Pibor abwärts, trifft man ebenfalls auf trockenes Terrain und bei Uentau weite Strecken reich angebauten Bodens.

Die Bevölkerung in der Umgegend des Sobat und Baro besteht im Unterlauf aus Schilluk und Dinka, im

[1]) Geogr. Journal XVII, S. 495. Maiheft.
[2]) Geogr. Journal XIV, S. 148.

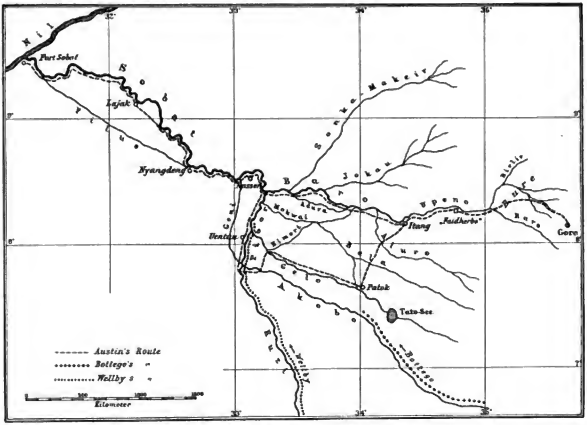
Digitized by Google

Mittellauf bis Itang und am Pibor ans Nuer. Am Upeno, von Itang aufwärts und südlich bis zum Gelo, wohnen die Nyuak oder Anuak. Sie sind friedlich gesinnte, fleißige Ackerbauer, höher civilisiert und reinlicher als die Nuer und Dinka; sie bekleiden sich mit prächtigen Fellen um die Hüften, schmücken sich mit Perlketten um den Hals und mit großen Elfenbeinarmbändern. Unter den Mädchen findet man ganz anmutige Gestalten mit freundlich-heiterem Gesichtsausdruck. Die Spitzen der Speere bestehen entweder aus einem langgezogenen, schmalen eisernen Blatt oder aus angefeilten Giraffenknochen oder nur aus im Feuer gehärtetem Holz.

Die Hydrographie des Sobat ist äußerst kompliziert. Nimmt man die Stärke und nicht die Länge des

dung des Pibor bis zum Fort Sobat wird der Strom ausschließlich Sobat genannt. Er zweigt bei Nyandeng ab, der bei Nasser in den Sobat fließt, und nimmt von Osten den Akobo, Gelo und Mokwai auf. Der Gelo steht durch Abzweigungen, wie der Bela und Nimori, mit dem Mokwai und durch diesen auch mit dem Baro in Verbindung.

Die Frage nach dem Oberlauf und Ursprung des Pibor und Akobo führt uns zu einem Vergleich mit den Forschungsresultaten Bottegos[3]) und Wellbye's[4]), welche von Südosten und Süden her in die hier be-



Übersicht der neuen Forschungen im Gebiete des Sobat.

Flußlaufes als entscheidend für die Bestimmung des Quellflusses an, so muß unbedingt der Ursprung des Sobat in dem Westabhange des abessinischen Hochgebirges, in den Distrikten von Baro und Gore gesucht werden. Zahlreiche Bäche, darunter vornehmlich der Birbir und Baro, sammeln sich am Fuße desselben zum Upeno, welcher bei Itang von Süden her den Aluro aufnimmt. Die Strecke von Itang bis zur Mündung des Pibor heißt Baro. Von Nordosten strömen die noch wenig erforschten Flüsse Jokau und Sonka-Makeir ein. Im Süden zweigen sich der Mokwai, welcher in den Pibor fließt, und der Adura ab, welch letzterer sich bald darauf wieder mit dem Baro vereinigt. Diese Abzweigungen („loops" nennt sie Austin) sind eine mehrfach sich wiederholende Eigentümlichkeit des Sobat; das Land zwischen den Hauptflüssen wird dadurch in eine große Anzahl von Inseln zerlegt. Von der Mündung schriebene, von Austin kartographisch genau bestimmte Sobatregion früher vorgedrungen waren.

Auf Bottegos großer Kartenskizze erscheint der „Acobo" als Unterlauf des „Giuba", welcher nach seiner Angabe in Westabessinien zwischen dem 6. und 7. Grade nördl. Br. entspringt. Bottego folgte seinem Lauf nur bis 7° 30′ nördl. Br. und 34° 5 stl. L. Wenn auch ein Stück des Akobo zwischen dem 33. und 34. Längengrad jetzt noch unerforscht geblieben ist, so läßt sich doch mit größtmöglicher Wahrscheinlichkeit annehmen, daß der Akobo Bottegos einerseits und Austins anderseits ein und derselbe ist. Die Übereinstimmung beider Forscher wird außerdem noch in Bezug auf den Lauf und den Namen der Flüsse Gelo und Aluro erhärtet.

[3]) Bolletino della Società Geografica Italiana. Rom 1897, p. 320.

[4]) Geogr. Journal XVI, S. 292, Septemberheft.

Digitized by Google

Weniger leicht ist ein Einverständnis mit Wellbys kartographischer Darstellung zu erlangen. Richtig scheint zu sein, was die Breitengrade derselben betrifft; allein in Bezug auf die Längengrade ist sie sieher ziemlich ungenau, wie die Lage von Nasser und der Mündung des Pibor zeigt. Wellby hat, wie mir dünkt, seine Route schon tiefer im Süden mindestens um einen halben Grad zu weit nach Osten verlegt. Nimmt man dies an, so ist unbedingt sein Fluß Ruzi der Pibor Austins und wir hätten demnach den Ursprung des letzteren nach dem 4. Grade nördl. Br. zu verlegen. Ebenso können wir auf Wellbys Karte den Akobo herausfinden, da etwas südlich vom 8. Breiten- und westlich vom 34. Längengrade ein von Südosten kommender Nebenfluß eingezeichnet ist. Außerdem läßt sich aus dem Text selbst erkennen, daß Wellby während seines Marsches zwischen dem 7. und 8. Grad auf dem rechten Ufer des Ruzi-Pibor zuerst auf den Akobo und etwa einen Grad weiter nördlich auf den Gelo (oder Mokwai?) gestoßen ist. Denn er sagt (S. 302): „wir kamen während des Marsches am rechten Ufer des Ruzi bei 7°50′ auf einen Fluß, welcher offenbar aus Südosten herabströmte; er war über 30 m breit und 8 bis 10 Fuß tief. Später überschritten wir noch einen von Osten kommenden mächtigen Seitenstrom und erreichten dann die Mündung des Baro“ [1]).

[1]) Nach Wellbys Anschauung ist der Baro-Upeno ein Nebenfluß und der Ruzi der Hauptstrom und Oberlauf des Sobat.

Austin findet auffallenderweise eine andere Deutung. Er meint, Wellby habe bei 7°50′ den Gelo überschritten und der Fluß, dessen Lauf er von Süden nach Norden verfolgt und welchen er Ruzi benennt, sei der Akobo. Austin ließ sich offenbar zu dieser Ansicht dadurch bestimmen, daß er dieselbe Breite und Tiefe für den Gelo fand, welche Wellby beim Übergang über den von ihm unbenannten Fluß angiebt, und daß der Akobo nur eine Breite von einigen 20 m und eine Tiefe von nur 3 bis 4 Fuß ergab. Allein abgesehen von der Möglichkeit verschiedener Flutverhältnisse bei der Messung durch die beiden Reisenden zu verschiedenen Zeiten, ja selbst abgesehen davon, daß Wellby auf die Mündung eines von Südosten in den Ruzi strömenden Flusses bei 7°50′ stieß und Austin die Mündung des Akobo bei 7°46′32″, also sehr nahe an derselben Stelle, fand, so bleibt es doch ganz unerklärlich, wie Wellby, dessen Marsch vom 3. Breitengrad ein direkt südnördlicher war, den Akobo abwärts gekommen sein sollte, denselben Akobo, welchen doch Bottego vom Oberlauf bis nahe der Mündung in den Pibor von Südosten nach Nordwesten begleitet und genau erforscht hat.

Es dürfte demnach keinem Zweifel unterliegen, daß der Ruzi Wellbys der Pibor Austins ist und daß dieser weit im Süden und westlich von dem Rudolfsee entspringt.

Seele als Vogel.

Von Julius von Negelein.

II. (Schluß.)

Wie eng die Funktionen des Seelenentrückers und des Sturmdämons miteinander verwachsen waren, geht daraus hervor, daß Merkur-Hermes von den Römern mit Wodan identifiziert wurde, weil beide Seelenentführer waren. Die Personifikation des Südwindes als Sturmvogel findet sich bereits auf den Tell-el-Amarnatafeln [37]). Zu dem Wunsche der Helena, auf ein ödes Gebirge davongetragen zu werden, zeigt sich eine merkwürdige Analogie in der von Firdosi überlieferten Sage der Entführung des ausgesetzten Säl durch den Sîvogel. Das riesige Tier trägt den heranwachsenden Helden in sein Nest und zieht ihn zusammen mit seiner Brut auf [38]). Interessant ist es, daß in dieser Periode des Schabnâmeh der Flug der Simurg ausdrücklich mit dem einer Wolke verglichen wird. — Die Sage von der Entführung von Menschen durch Vögel oder vogelgestaltige Götter findet sich schon im alten Ägypten und Assyrien. Nach der Meinung einiger, welche an das Totenreich des Osiris glaubten, nahm Tkot, der Ibisgott, die Menschen auf seine Schwingen und lieferte sie dem Osiris ans [39]). Unter den assyrisch-babylonischen Entrückungssagen ist am bekanntesten die Erzählung von dem Fluge, den Etana durch die Lüfte auf einem Adler unternahm, und seinem Falle [40]). Doch finden sich mehrfach Beispiele ähnlicher (der Ganymedsage oder dem Märchen von Danaë und Akrisios benachbarter) Mythen in der semitischen Kultur [41]). Endlich ist die gleiche Vorstellung selbst bei Afrikavölkern zu treffen [42]).

Unleugbar haben die entwickelten Ideen des Besehwingtseins der aus rätselhafter Ferne kommenden und in rätselhafte Ferne gehenden psychisch-somatischen Sonderexistenz einen weiten Spielraum im geistigen Leben der primitiven Völker angefüllt. Nicht minder mächtig haben die aus empirisch gefundenen Thatsachen sich ergebenden Beobachtungen und Spekulationen, die das beschwingte Wesen zum Urahn des Menschen oder zum Träger todbringender Miasmen machten, auf die Vorstellungswelt einer frühen Zeit gewirkt. Ganz unbezweifelbar aber wurden die hierhin gehörigen Sagenund Ideenkreise schon sehr zeitig von einer aus den Anfängen kindlicher Reflexion geflossenen erkenntnistheoretischen Dogmatik abgelöst, die sich der bis dahin gültig gewesenen absoluten Identifizierung von Geist und Materie als ein Fortschritt gegenüberstellt.

Die Erfahrungsthatsache, daß der menschliche Geist die Fähigkeit besitze, sich mit unermeßlicher Geschwindigkeit bald hier- bald dorthin zu „versetzen“, konnte, da man dem Intellekt wie jedem anderen begrifflichen Objekte Form und Körper gab, nur unter dem Bilde der Translokation desselben an einen anderen Ort gefaßt und diese Translokation wiederum nur (wie alle Arten schneller, räumlicher Bewegung) als Flug, und zwar als Vogelflug verstanden werden. So kam es, daß man sämtliche psychischen Energieen mit Flügeln ausstattete. Typisch ist das Beispiel von den Raben Odins, „Hugin und Munin“, die nichts als des Gottes „Ge-

[37]) Zimmern im Arch. f. Religionswissensch. 2, 166.

[38]) Auf diese Sage habe ich bereits in einem Aufsatze über die volkstümliche Bedeutung der weißen Farbe, Zeitsch. f. Ethnol., Jahrg. 1901, aufmerksam gemacht.

[39]) Maspero, Et. Egypt. I, 306.

[40]) Yastrow, a. a. O., 590.

[41]) cf. Harper, Beiträge zur Assyriologie 2, 404 ff.

[42]) Frobenius, Ursprung der Kultur I, 324 ff.

Digitized by Google

danken" und „Gedächtnis" repräsentieren, als solche in alle Welt hinausfliegen und dem Allvater die Kunde von den Geschehnissen der Erde bringen. Ebenso ist der griechische Eros, die Personifikation des menschlichen Willens, stets geflügelt gedacht worden[43]). Eine in gleicher Richtung laufende und vielleicht alles überragende Rolle spielte die Psychologie des Traumlebens.

Stets und überall wurde und wird in primitiven Verhältnissen der Traum als ein Erlebnis, das Traumbild als eine Thatsache aufgefaßt. Da die sich auslösenden Bilder von dem räumlichen Hintergrunde, dem die sie erregenden Apperceptionen entstammen, losgetrennt erscheinen, so kann der aus Mangel an jeder erkenntnistheoretischen Schulung fehlgreifende Verstand die vermeintliche Thatsache der kettenweisen Wahrnehmung dislozierter realer Körper nur unter der Annahme des faktischen Besuchs derselben von seiten des apperzipierenden Subjekts begreifen. So tauchte die Frage nach der Gestalt des als so überaus volativ vorausgesetzten psychischen Substrats auf. Da die Fähigkeiten desselben nun rein receptiv, also jedes Vorstellungsinhaltes bar gedacht werden mußten, mithin einem unbeschriebenen Blatt Papier oder der Fläche eines Spiegels ähnlich waren, so verlangte der eigentliche Ideengehalt dieser Vorstellungsgruppe ausschließlich die Symbolisierung des Momentes der überaus schnellen Bewegung; und hier war wieder das Bild des Vogels zur Hand. Es war nicht das einzige, welches man erfand, wohl aber ein sehr häufig gewähltes. Selbstverständlich ist es, daß man die Gunst des Traumlebens, den Schlafenden mit imaginären Flügeln auszustatten, dauernd an sich zu ketten suchte und Zuständen, welche den in ihnen Befangenen diese Gunst zu gewähren schienen, besondere Beachtung schenkte. Daher die Anwendung der Solaneengifte, ferner des Opiums und Haschisch; gerade das letztere hat bei den in dem typischen Irrwahn befangenen Subjekten bisweilen den Tod durch Ertrinken zur Folge gehabt.

Häufig wird dem Schlafenden der Verlust des Odems zugesprochen[44]). Diese Thatsache zwingt zu der Annahme der geglaubten Identität von Seele und Atem — einer sich vielfach erweisenden Völkeransicht[45]). Mithin wird auch der Odem oder vielmehr das ihm immanente Lebensprinzip bisweilen in ein Flügelgewand gekleidet.

Betrachten wir nunmehr rein empirisch die Verkörperung der entwickelten Ideen in der Völkergeschichte. Selbstverständlich kann es sich nicht um den Versuch irgend welcher Vollständigkeit, sondern nur um Beispiele handeln.

Daß die alten Ägypter in ihren Hieroglyphen die Seele unter dem Bilde eines Vogels darstellten, ist bekannt[46]). Wenn der Verstorbene das Bedürfnis nach Speise empfand, so kleidete er sich in Vogelgestalt, flog aus dem Grabe und verzehrte das Essen[47]). Im alten Assyrien führte die Leichtigkeit, mit der sich der Vogel von Ort zu Ort fortbewegt, zu der Annahme, daß dieses Wesen das einzige sei, in dem der seiner Wohnung beraubte Geist ein Heim fand[48]). Die vorislamischen Beduinen konnten eine von ihnen im allgemeinen geleugnete Fortexistenz der Seele nur unter der Voraussetzung verstehen, daß der Geist die Gestalt eines Vogels annehme[49]). Die Pockenepidemie, welche die äthiopische Armee, die unter Abrata gegen Mekka zog, zum Rückzug zwang, schrieb der Volksglaube Vögeln zu, welche auf die Äthiopen kleine Steine herabwarfen[50]). Diese mir nicht ganz verständliche Nachricht beweist jedenfalls, daß der Vogel ahermals als Todesdämon aufgefaßt wurde. Nach arabischen Sagen stieg aus dem Gehirn des Erschlagenen der Vogel Hamah oder Manah hervor und flatterte umher, rufend: „Gebt mir zu trinken[51])!" Nach der bestrittenen Lehre einiger moslemischer Gelehrten befindet sich die Seele der Gläubigen nach dem Tode in den Kröpfen grüner Vögel in Illijûn und die der Ungläubigen in Sidschin. Nach anderen ist die Seele der Ungläubigen in den Kröpfen schwarzer Vögel in der Hölle, die der Gläubigen in denen grüner Vögel im Paradiese[52]). Die Seelen moslemischer Kinder sind in den Kröpfen von Sperlingen des Paradieses[53]). Noch heute läßt der Beduine sich lieber pfählen als hängen, weil im letzteren Falle die Seele durch den Anus auszufahren habe und beschmutzt in das Paradies hinein komme[54]).

Ein interessantes Pendant dazu liefert die eigentümliche Sitte, den Sterbenden zu ersticken, um dem Körper den lebentragenden Atem zu bewahren. — Auch Japan wird seit alter Zeit diesen Anschauungen nicht ferngestanden haben. Verläßt eine Seele den Körper, so glauben die Japaner ein Rauschen und Flattern wie von einem Vogel zu hören[55]). Da der von Durst Gequälte in einem typisch wiederkehrenden Traume Wasser aus einem Brunnen, einer Quelle usw. zu trinken glaubt, so nimmt man in Birma an, daß in diesem Falle die Leipya oder schmetterlingähnlich gestaltete Seele den Körper verläßt, um den Durst zu stillen[56]). In Indien muß der Glaube an die Vogelgestalt der Seele uralt sein[57]). Eine genauere Durchforschung des Veda nach dieser Richtung hin würde reiches Material liefern. Zunächst ist die Verwandlung von Zauberern in Vögel schon aus der ältesten Litteratur bekannt[58]). Taube, Eule und andere Tiere gelten als unheilvoll[59]). „Die Ahnen sind ein Ebenbild der Vögel", sagt ein alter Text[60]). Der Bote des Todesgottes Yama hat Vogelgestalt[61]). Bei einem hochwichtigen indischen Opfer, dem Agnicayaya, hat der Opferaltar und Opferplatz

[43]) cf. Kuhn, Kleinere Schriften, zweiter Teil, 328.

[44]) cf. Globus, Bd. 78, S. 289, Anm. 2. Identifikationen von Schlaf und Tod finden sich z. B. bei Cicero (Bastian, Vorst. v. d. Seele, 12): Jacet corpus dormientis ut mortui, viget autem et vivit animus; Lippert, Christentum 372 (cf. „Die ertappte Hexe", und Wolf, Hessische Sagen, S. 62: „häufig liegt . . . die Hexe wie tot in tiefstem Schlaf versunken, während ihr Geist als Katze umhergeht." Tylor I, 432 f.: In den Zuständen der Entzückung ist der Körper des Betreffenden immer regungslos. Noch verweise ich auf meine Ausführungen im Globus, Jahrg. 1900, S. 289. cf. Jacob, Beduinenleben, S. 146; ferner die Traumvorstellung des Sultans Velid im Rebahnâme in den sog. seljukischen Versen, zuletzt bearbeitet von Salemann 1891; cf. Gibb, History of Ottoman poetry vol. I, London 1900, p. 159: „From thy body when thou sleepst, the soul does flest birdlike."

[45]) cf. den citierten Globusaufsatz, Anm. 1.

[46]) cf. die Abbildung bei Jacob, Beduinenleben 143, Zeitschrift d. deutsch. morgenländ. Gesellsch. 12, 63; 44, 115.

[47]) Wiedemann, Ägyptischer Seelenglaube 15

[48]) Yasrow, a. a. O., 568.

[49]) cf. Anm. 46 und Grimm, Myth.[4] 2, 691.

[50]) Jacob, a. a. O., 155.

[51]) Bastian, Mensch in der Geschichte 3, 26.

[52]) Wolf, Eschatologie 84.

[53]) Ibid. 85.

[54]) Bastian, Vorstellungen 32.

[55]) Zeitschrift für Ethnologie 9, 336.

[56]) cf. Bastian, Elemente 8 und 131, der als Analogie auf das Herauskriechen der Seelenschlange aus dem Munde des Langobardenkönigs und der Seelenmaus in Deutschland oder Eidechse bei den Santhal hinweist.

[57]) cf. Oldenberg, Religion des Veda 568.

[58]) Atharvaveda 16, 2, 28; 4, 37, 11; Rigveda 7, 104, 18; 10, 162, 5.

[59]) Hillebrandt, Ritualliteratur 165.

[60]) Bandhayana-Dharma-Sûtra 2, 8. 14.

[61]) Weber, Studien 2, 159.

Digitized by Google

in ältester Zeit Vogelgestalt gehabt[62]). Da es in der Grundtendenz des brahmanischen Opfers lag, den Veranstalter desselben durch Konstruktion seines Ebenbildes auf dem Opferplatz metaphysisch unter die Götter zu versetzen (indem man das Opfer als Zeugung auffaßte), so läßt die Vogelgestalt auf den Glauben an diese Form der Seele schließen[62a]). Ein offenbar uralter Mythus berichtet, daß die drei Häupter des Viçvarupa, eines Dämons, bei seiner Tötung durch Indra sich in Vögel verwandelten[63]). — Zu diesen vedischen Zeugnissen kommt eine Reihe von solchen aus der späteren Zeit, die wir übergehen müssen. Hier sei nur erwähnt, daß z. B. im Mahâbhârata die vier Söhne des Brahmanen Mandapala sich in Vogelgestalt im Khândava-Walde anhielten[64]).

Das Gebiet des griechischen Seelenglaubens hat in der vielcitierten Arbeit von Erwin Rohde, Psyche, 2. Aufl., auch nach der für uns in Betracht kommenden Richtung eine erschöpfende Beurteilung gefunden. Im höheren Altertum wurde dort die Seele unter dem Bilde eines kleinen geflügelten Wesens, später unter dem eines Schmetterlings oder dem eines zarten Mädchens mit Schmetterlingsflügeln verehrt[65]). In der Ilias lesen wir von sterbenden Kriegern[66]), der θυμός verlasse sie (*Il* 4ἰὸ) und ihre Gebeine (*Il* 7 43), er entweiche rasch aus ihren Gliedern (N 671), oder nasch er entflattere im Nu aus denselben (Ψ 880, cf. *Il* 856), womit er also im Gegensatz zur erstarrten Masse des entgeisteten Körpers als etwas überaus Bewegliches gekennzeichnet wird.

Das Herausgleiten der Seele aus dem Körper bei Tod und Ohnmacht (Schlaf) wird dem Entfliegen eines Vogels ähnlich gedacht[67]) und erfolgt entweder durch Mund resp. Nase oder durch eine Wunde[68]). Derartige Anschauungen erinnern auffällig an die Vedaphilosophie und ihre Lehre von den Lebenshauchen oder prâṇas, die zu den Körperöffnungen aus- und eingehen und so zu den Trägern des gesamten Lebens werden. Primitiver ist die Seelenauffassung in der berühmten Sage von Sarpedon, der von Schlaf und Tod gemeinschaftlich nach Lyeien getragen wird[69]). Die hochbedeutende Stelle liefert die Identifizierung aller physiologischen Vorgänge[70]), bei denen das Ichbewußtsein und damit das Substrat der körperlichen und geistigen Beweglichkeit verloren gegangen ist, und beweist, daß man diesen Verlust als einen von beflügelten Dämonen (Schlaf und Tod) verübten Raub ansah, dem zugleich Seele und Körper des Entrückten anheimfallen, wie man ja auch die Brockenfahrten der Hexen als persönliche Entfernung dieser Individuen zur Nachtzeit auffaßte. Der Todesentrückung durch Vögel gesellt sich also eine Schlafentrückung zu. Vielleicht gehört in diesen Zusammenhang auch die etwas künstlich klingende Homerstelle[71]), nach der auf Wunsch der Here Hypnos (der verkörperte Schlaf) in Gestalt des Vogels Chalkis auf einer hehen Tanne den in den Armen seiner Gattin ruhenden Zeus einschläfert. Doch scheint die Stelle relativ spät und lyrisch-erkünstelt zu sein.

Gehen wir zur Betrachtung des slawischen Glaubens über, dessen Quellen noch so wenig erforscht sind, so finden wir dort die hochberühmte Anschauung vertreten, daß die Seele, die als ein luft- oder vogelartiges Wesen beim Tode aus dem Körper flieht[72]), in heidnisch-höhnischer Zeit aus dem Munde des Sterbenden herausfliegend und so lange auf den Bäumen herumflatternd gedacht wurde, bis der Leichnam verbrannt war[73]). Doch auch nach armenischem Volksglauben setzt sich die Seele des Verstorbenen im Hof des Hauses auf einen Baum nieder[74]). Wenn man sich nun des Märchens vom Machandelboom erinnert, so wird es klar, daß diesen ideen uralte Anschauungen zu Grunde liegen müssen, die die Baumseele mit der menschlichen Seele identifizieren und die letztere an die Vogelgestalt als die Verkörperung des lebentragenden Odems gefesselt meinen. Das oben genannte Märchen ist auch deshalb noch besonders wichtig, weil es das Begräbnis unter den Bäumen des Hauses als eine kulturhistorische Thatsache und so die Meinung von dem innigen Zusammenleben der menschlichen und pflanzlichen Seele verstehen lehrt. Die alte Identifizierung der Vögel mit lebengefährdenden Todesdämonen erhielt dadurch eine neue Nahrung. Wie sollte das aus dem Dickicht der Bannäste rufende Wesen nicht an den unter den Wurzeln des Stammes Schlummernden gemahnt haben? Der slawische Vampirismus, der ehemals wohl eine ungeheure Verbreitung gefunden hat, war die natürliche Folge und das jetzt nur noch den Seelen angetanfter Kinder und Verdammter zugeschriebene Schicksal, in Gestalt von Fledermäusen[75]) und fabelhaften Flügeltieren[76]) Unheil zu stiften, ein gemeines Los. Der Aberglaube, daß Vögel die abgeschnittenen Haare des menschlichen Hauptes davontrügen und dadurch den Tod der betreffenden Personen hervorriefen und daß die Fledermaus sich gern in die Haare von Kindern „einsauge", hängt damit zusammen und wurde uns Kindern noch als Wahrheit gelehrt. Specielle, den Trauergesang einer Kuckuckart erklärende Mythen, die von der alten Verwandlung kummerdrückter Personen in dieses Tier erzählen, gehörten in die Besprechung der sagenhaften Bedeutung einzelner Vögel. Die Idee von Ilugi und Mumi kehrt in dem slawischen Märchen von jenem Raben wieder, der allwissend war und seinem Herrn nach der Heimkehr von seinem Fluge alles erzählte[77]), wie nach islamischer Tradition die Taube Mohammeds dem Propheten jede Kunde zuflüsterte. Bekannt und vielfach citiert ist die Nachricht, daß die Finnen und Litauer die Milchstraße den Weg der Vögel, d. h. der zum Himmel aufsteigenden vogelgestaltigen Ahnen, nennen, wie die mit Seelen erfüllte Luft für altgermanische Stämme der Bienenweg war[78]). Wenden wir uns jetzt zum germanischen Altertume, so fließen die uns dort zu Gebote stehenden Quellen wenig reichlich. Die in vielen Beziehungen so unklare Edda kennt als Urbild der zahllosen Sagen, die von der Vogelgestalt

[62]) Weber, Stndien 13, 233 hält die Vogelgestalt für älter als die Menschenform.

[62a]) So auch Weber, a. a. O., Anm. 4.

[63]) Taittiriyasamhita 2, 5, 1, Çatapathabrâhmana 1, 6, 3, 1 ff. usw.

[64]) Mahâb. 1, 229, 29—31 = 8353 f.

[65]) Lazarus und Steintbal, Zeitschrift für Völkerpsychologie 6, 121 f.

[66]) Buchholz, Homerische Realien 3, 2, 29.

[67]) Grimm, Myth.[4] 2, 691, Anm. 3 citiert folgende Homerstellen: ψυχὴ δ' ἐκ ῥινῶν πταμένη ἀΐσσει, Ilatrach. 207, ψυχὴ δὲ μελέων ἔξιπτο, ib. 211, ἐκ μελέων θυμὸς πτατο Il. 23, 880.

[68]) cf. Ilias I, 408 f.

[69]) Ilias 16, 671 ff.

[70]) Daß Schlaf und Tod als Brüder gedacht werden, lehrt Ilias 14, 231 Hesiod. Theog. 758 ff., cf. Furtwängler, Idee des Todes 41.

[71]) Ilias 14, 231—353, Buchholz, a. a. O., 3, 1, 316.

[72]) Die Seele heißt duše = Hauch.

[73]) Vgl. Globus, a. a. O., Anm. 4, Grimm, Myth.[4] 2, 691.

[74]) Abeghian, Armenischer Volksglaube 10.

[75]) Vgl. z. B. Zeitschr. f. Volkskunde 1, 184.

[76]) Vgl. z. B. die Navis der Bulgaren; diese sind Geister ungetauft gestorbener Kinder, die wie Vögel nachts herumfliegen und den Menschen das Blut aussaugen. Strauss, Bulgaren 209 und 295.

[77]) Bannâ, Wissenschaft des slawischen Mythus 319.

[78]) Koehler, Vogtland 440 f., Lazarus und Steinthal, Zeitschrift f. Völkerpsychologie 6, 121.

Digitized by Google

des entwichenen Geistes Schlafender berichten [72]), die Nachricht, daß Odins Seele entschlafen sei oder tot dagelegen habe, während er selbst als Tier, Vogel, Fisch oder Schlange urplötzlich in fernen Ländern weilte [73]). Ein junges Lied der Edda enthält die Worte: „Nun ist zu sagen, was ich zuerst ersah, als ich zu den Qualorten kam: versengte Vögel, die Seelen waren, flogen wie Fliegen umher [74])." Es wäre verkehrt, aus diesem jungen Erzeugnis dichterischer Phantasie ein völkerpsychologisch wichtiges Element herausschälen zu wollen. Daß Loki, das Vorbild des Teufels als „Fliegengotts", in Vogelgestalt gefangen genommen wird, haben wir bereits erwähnt.

Das deutsche Altertum schrieb dem Vogel etwas „Geisterhaftes" [75]), Voraussahnendes, Prophetisches zu. Schon durch diese Züge charakterisiert sich die Zugehörigkeit dieses Tieres zu den Ahnenwesen [76]), die immer und wesentlich mit der Gabe der Prophetie ausgestattet erscheinen. Als Todesboten treten die Vögel in unserem Aberglauben auf, wenn sie durch Anklopfen an die Fensterscheiben den Freunden des Verstorbenen die Nachricht von dessen Ilinscheiden überbringen [77]). Wenn draußen der Sturm besonders heftig an den Fenstern rüttelt, dann gebieten die Landleute bei uns in den Hütten strengste Ruhe und sagen: „Den Tod oder der (jüngst verstorbene) Tote klopft ans Fenster." Im zweiten Teile des „Faust" beschreibt Goethes Mephistopheles die Gestalt der Seele mit den Worten [78]): „Das ist das Seelchen, Psyche mit den Flügeln. Die rupft ihr aus, so ist's ein garstiger Wurm." Synchronistische Darstellungen dieser Sterbeszene des Faust zeigen die Seele des Mannes als geflügeltes Kind in die Höhe fliegend.

An Wichtigkeit weit über diese Einzelheiten hinausgehend ist eine Beobachtung, die hier niedergelegt sei, obwohl sie die Auffassung von der Seele als Vogel bereits in specialisierter Form enthält, also nur abschließend hier zu erwähnen ist. Das angelsächsische Wort sigewif ist eine Bezeichnung der Biene. Sigewif bedeutet aber auch: die Schlachtenjungfrau. Walküren verwandeln sich bisweilen in vogel-(bienen-)gestaltige Wesen; die letzteren sind also mit den ersteren identisch und beide (wie man dies von den Walküren längst erkannt) Manifestationen der Seele [79]). Dann kommen hochbedeutsame neuhochdeutsche Sagen: Eine Biene fliegt einem alten (scheiu-)toten Weibe in den offenen Mund und ruft dasselbe dadurch ins Leben zurück [80]).

Zum erstenmal wird es hier möglich, die von uns verfolgte Idee bis auf altgermanische Mythengebilde zurückzuführen.

Nur ungern mag ich schließlich das noch so wenig gesichtete Material der Volkskunde zum Erweis der gleichen Idee auf fremdestem Boden heranziehen. Hier mögen einige Notizen genügen.

Das Bestreben, die Gabe des Vogelfluges sich anzueignen, zeigt sich besonders deutlich in den Tänzen niederstehender Völker in Tier- resp. Vogelmaske. Die sehr gute Abbildung eines solchen, wie sie bei den religiösen Tänzen der Hametzen gebraucht wird, den Kopf eines Raben darstellend, ist leicht zugänglich [81]). Viele Amerika-Völker nehmen, den totemistischen Ideen entsprechend, die Transformation des Menschen in Vogelgestalt als Glaubenssatz hin. Die Seelen der Tolteken werden in Insekten verwandelt [82]) — vielleicht deshalb, weil man dieselben aus dem Fleisch des menschlichen Kadavers spontan sich entwickelnd dachte? Nach Ansicht der Azteken macht der Geist des Toten die Metamorphose in die Gestalt eines Vogels durch [83]). Dieser Repräsentant der Seele verläßt nach Ansicht der Bororo den Leib des Träumenden und schweift umher [84]). Einige Stämme haben die Lehre von einer Vielheit der Seelen im einzelnen Individuum angebildet. Unter Seele ist in diesem Falle eine einzelne psychische Funktion zu verstehen. Auch eine solche kann bisweilen Vogelgestalt annehmen. Dies ist z. B. die Lehre der Huronen [85]). Die Ojibway nehmen zwei Seelen im Körper an, von denen die eine im Traume umherwandelt, nm das zu erfahren, was im Wachen aus dem Schlaf erinnert wird. Die Indianer vermeiden es deshalb auch, einen Schlafenden plötzlich zu erwecken, aus Furcht, die Seele könnte dann keine Zeit haben, zurückzukommen und der Mensch würde mit halber Seele von dannen gehen müssen. Nach Ansicht der Tagalen tritt das Gleiche ein, wenn man einen Schlafenden umdreht, da die Seele dann den geraden Rückweg verfehlt [86]). Hier zeigt sich eine den deutschen Volksanschauungen überraschend ähnliche Traumpsychologie. Denn auch nach deutschem Glauben verirrt sich die Seelenmaus des im Schlafe mit den Füßen nach der entgegengesetzten Richtung Gewendeten und das betreffende Individuum stirbt. Bei den Isannas gehen die Seelen der Tapferen in huote Vögel über [87]). Sollte hier nicht die erwähnte islamische Vorstellung zu Grunde liegen?

Die vorerwähnten Zeilen können lediglich das Recht des ersten Versuches auf einem schwierigen und weiten Felde in Anspruch nehmen. Der Verfasser hofft, daß es ihm vergönnt sein möge, die in großen Zügen geführten Untersuchungen durch Betrachtung der verschiedenen Species der in gleicher Richtung zu beobachtenden Tiergruppe zu specialisieren und sie dadurch für die Wissenschaft fruchtbar machen zu können.

[72]) Vgl. Grimm, Myth.[4] 2, 692.
[73]) Ibid. 906 nach der Ygl. cap. 7. Grundriß für germ. Philol.[2] 3, 270.
[74]) Solarlied 53, Lazarus und Steinthal, a. a. O., 6, 121.
[75]) Wuttke, Aberglauben 112.
[76]) Vgl. auch Grimm, Myth.[4] 2, 690 ff., Andree, Braunschweig 266.
[77]) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, 101.
[78]) Interessant sind auch die von Düntzer, Kommentar zum zweiten Teil von Goethes „Faust", S. 355 citierten Verse des ersten Entwurfs (Worte des Meph. nach Fausts Tode: „Und eh das Seelchen sich entrafft, sich einen neuen Körper schafft, verkünd ich eben die gewonnene Wette"). Also nimmt auch Goethe hier wiederholte Inkarnation der Ahnenseelen an.
[79]) Grundriß für germanische Philologie[2] 3, 270.
[80]) Rochholz, a. a. O., 147.
[81]) Zeitschr. f. Ethnol. 23, 395.
[82]) Bastian, Elemente 27.
[83]) Bastian, Vorstellungen 39 f.
[84]) Elemente 86.
[85]) Vorstellungen 17.
[86]) Ibid. 12 f.
[87]) Elemente 26.

Digitized by Google

Bücherschau.

Dritte asiatische Forschungsreise des Grafen Eugen Zichy. Zweiter Band. Zoologische Ergebnisse, redigiert von Dr. G. Horváth. Mit 26 Tafeln und 22 Textfiguren. Leipzig, Karl W. Hiersemann, 1901. 470 Seiten. Preis 25 Mark.

Den beiden Bänden, in welchen als erstes Ergebnis der grofsen Reise Graf Zichys Prof. Jankó die ungarische und asiatische Fischerei schilderte, folgte schnell dieser die Zoologie behandelnde. Zwar sollte dieses Gebiet ursprünglich nicht mit in den Plan der Reise einbezogen werden, allein auf Wunsch des ungarischen Kultusministers nahm Graf Zichy noch den Zoologen Csiki mit, der denn auch eine ganz vorzügliche Ausbeute mit heimbrachte, die jetzt gut präpariert, geordnet und von tüchtigen Spezialisten bestimmt, eine Zierde des ungarischen Nationalmuseums ausmacht. Sie umfafst Beiträge zur Kenntnis der Fauna des Kaukasus, des europäischen Rufsland, Sibiriens, der Mongolei und Chinas. Insgesamt wurden 2532 Tierarten von genau bestimmten Fundorten heimgebracht und zwar 71 Wirbeltiere, 16 Mollusken, 2348 Arthropoden, 69 Würmer, 27 Protozoen. Für die Tiergeographie erhellt manches Neue und zahlreiche, bisher sehr ungenügend bekannte Arten konnten eingehender studiert werden, dazu kommt die Entdeckung ganz neuer Tierformen. Die neuen Gattungen und Arten wurden unter den Arthropoden und Würmern gefunden und zwar 4 neue Genera, 167 neue Arten, sowie zahlreiche Spielarten. Die Zoologie ist Graf Zichy für diese reichen Ergebnisse zu lebhaftem Dank verpflichtet und die Bearbeiter haben diesen dadurch erwidert, dafs sie zahlreiche neue Arten unsh ihm benannten.

Die Bearbeitung der mit wenigen Ausnahmen vom Zoologen der Expedition E. Csiki gesammelten Ausbeute ist von berufenden Spezialisten besorgt worden. Ungarische Mitarbeiter und die von ihnen behandelten Tiergruppen sind: E. Csiki (Coleopteren); E. Daday (mikrok. Süfswassertiere); G. Horváth (Hemipteren); K. Kertesz (Dipteren); J. Madarasz (Vögel); L. Mehely (Säugetiere, Reptilien und Amphibien); A. Mocsáry (Hymenopteren); J. Pável (Lepidopteren); V. Szeglieti (Hymenopteren). Von nichtungarischen Gelehrten haben sich beteiligt: C. Graf Attems, Wien (Myriapoden); Ign. Bolivar, Madrid (Orthopteren); A. Dollfus, Paris (Isopoden); K. Klapalek, Karolinenthal (Neuropteroiden); V. Lisicynski, Krakau (Arachnoiden); R. Sturany, Wien (Mollusken).

Entsprechend dem Charakter dieser Zeitschrift ist es nicht möglich, auf zoologische Einzelheiten hier einzugehen. Als von allgemeinem Interesse hebe ich hervor, dafs von dem seltener werdenden Seehunde des Kaspischen Meeres (Phoca caspica Gmel.) drei Exemplare in der Nähe der Wolgamündung erlegt wurden, was um deswillen von Bedeutung, weil dieser Seehund sonst im nördlichen Teile des grofsen Binnensees fast ausgerottet ist, während er auf den kleinen Inseln und am Westufer noch gekannt. Eine schöne Skizze zeigt die Rehgehörne, welche auf der Expedition erbeutet wurden, und lehrt, dafs das kaukasische Reh völlig mit dem europäischen übereinstimmt. Dagegen sind das mralsche und altaische Reh (Capreolus pygargus) davon verschieden und der die Säugetiere bearbeitende Zoologe Professor Méhely stellte daher zwei Unterarten (C. p. leptoceus im Ural und C. p. pachyceus im Altai) fest. — Die Tafeln, zum Teil in Farbeudruck, sind vorzüglich gearbeitet.

Dr. Ng.

Chr. Villads Christensen: Baarepröven. Dens Historie og Stilling i Fortidens Rets-og Naturopfattelse. Kopenhagen: Det Nordiske Forlag (Leipzig, Harrassowitz), 1900. VII und 289 S. 8.

Die philosophische Inauguraldissertation des Kopenhagener Ratsarchivars und Sekretärs der Gesellschaft für jütische Geschichte enthält eine ergebnisreiche Untersuchung über das Bahrrecht, für das der Verfasser schon früher (Samlinger til jydsk Historie og Topografi. III B. Bd. 2. Heft 1) die zutreffende Bezeichnung „Bahrprobe" vorgeschlagen und engewandt hat. Die Untersuchung legt auf Schritt und Tritt Zeugnis ab von den umfassenden Vorstudien des Verfassers und von den vielfachen Unterstützungen, welche demselben bei der Herbeischaffung des zerstreuten Materials von den Vertretern der verschiedenen hier in Betracht kommenden Wissensgebiete geworden sind. Bei seinen Studien über „die Geschichte und Stellung der Bahrprobe in der Rechts- und Naturauffassung der Vergangenheit" steht natürlich Dänemark und Skandinavien im Vordergrunde des Interesses; aber schon der Umstand, dafs Feilbergs Sammlungen und Bibliothek ihm zur Verfügung gestanden haben, bürgt dafür, dafs es ihm auch nicht an Material für die übrigen Länder gefehlt hat. Noch eine weitere ihm geworden Unterstützung verdient Beachtung. M. Mackeprang, der Bearbeiter der Geschichte der dänischen Stadtverwaltung bis 1619, Severin Kjär und J. P. Jürgensen haben ihm die einschlägigen Ergebnisse ihrer Studien in den dänischen Thing- oder Dingbüchern zur Verfügung gestellt, wodurch seine eigenen Nachforschungen wesentlich ergänzt worden sind. Aber selbst bei diesem umfangreichen Material kommt Christensen zu dem Ergebnis, dafs die erste Anwendung der Bahrprobe in Dänemark, von der wir Nachricht haben, im 16. Jahrhundert erfolgte, und die Art und Weise, in der Helnrich Ranzan in seinem Briefe an Prof. Chyträus in Rostock (d. d. 1. Juni 1591) über sie berichtet, läfst darauf schliefsen, dafs es sich um einen am Hofe Christians II. von Dänemark bis dahin unbekannten Gebrauch handelt. Weder in den Sagas noch in den Landschaftsgesetzen wird die Bahrprobe erwähnt; auch Saxo kennt sie nicht, denn sonst hätte er bei seiner Vorliebe für derartige Berichte sie nicht unberücksichtigt gelassen, aber die Sagen und Lieder, aus denen er schöpfte, haben ihrer nicht Erwähnung gethan. Das Ergebnis der Studien Christensens ist also, dafs die Bahrprobe im Norden nicht ursprünglich ist, und dieses hat ihn zu der weiteren Vermutung geführt, dafs sie überhaupt den germanischen Völkern nicht eigen sei. Wahrscheinlich von diesem Ergebnis aus ist Christensen zu der Untersuchung über den Ursprung und das erste Auftreten der Bahrprobe gekommen, deren Resultate er in seiner Dissertation niedergelegt hat und die, selbst wenn man nur auf dem vorsichtig abwägenden Standpunkte des Verfassers stehen bleibt, von einschneidender Bedeutung sind. Die Versuche der Humanisten, die Bahrprobe (ernentatio) bis ins klassische Altertum zurückzuverfolgen, sind nach den Untersuchungen Christensens als gescheitert anzusehen. Weder die Griechen noch die Römer, weder das Judentum noch das ursprüngliche Christentum, weder die Germanen noch die Araber wissen etwas von ihr; auch ist sie nicht eine specifisch schottische Vorstellung, wie vielfach infolge eines Mifsverständnisses auf Grund des Berichts in Hector Boethius' Scotorum Historia angenommen wird; vielmehr wird sie zum erstenmal in den französischen Romanen und Dichtungen des 12. Jahrhunderts erwähnt, welche sich auf König Arthur und seine Tafelrunde beziehen, aber nicht vereinzelt, sondern verhältnismäfsig häufig; dagegen ist sie sowohl den Heldendichtungen Nordfrankreichs als den Troubadours Südfrankreichs unbekannt, und auch die ursprüngliche Gralssage weifs nichts von ihr. Die Bahrprobe wurzelt also in dem volkstümlichen, keltischen Stoff der Arthurromane, deren Helden sämtlich keltische Namen tragen. Christensen schliefst daraus aber nicht, dafs die Bahrprobe keltischen Ursprung ist, denn es läfst sich noch nicht fest, dafs diese Berichte wirklich keltischen Ursprungs sind, wenn auch manche Umstände dafür sprechen. Aus den Arthurromanen ist die Bahrprobe in die Nibelungen übergegangen und damit auf das deutsche Volk übertragen. Mit der Auffassung, dafs die bezüglichen drei Strophen später dem Nibelungenliede hinzugefügt sind, was auch der weitere Fortgang der Dichtung beweist, steht Christensen nicht allein; sie ist schon im Jahre 1836 von K. Lachmann ausgesprochen, und somit ist es sehr wohl möglich, dafs die Übertragung des Gedichtes Le Chevalier au Lion von Chrétien (ca. 1164 bis 1174), in dem die Bahrprobe zuerst nachweislich erwähnt wird, durch Hartmann von der Aue (1202) erfolgt ist, was auch selbst im Falle der Echtheit nicht ausgeschlossen zu sein brauchte. Wie die Bahrprobe erst so spät nach Dänemark gelangte, wo sie namentlich im südlichen Seeland gedieh, so ist sie auch dort verhältnismäfsig spät im Gebrauch gewesen. Um 1759 weifs man noch aus Skeskör über sie zu berichten; für 1720 bescheibt Christensen einen Auswuchs in Bestoft im nördlichen Schleswig; in Norwegen wird sie noch 1845 vollzogen und wird von dem Höchstengericht unter den Beweismomenten angeführt.

A. Lorenzen.

Prof. Dr. Karl Kaerger: Landwirtschaft und Kolonisation im spanischen Amerika. Landwirtschaftlicher Sachverständiger bei der Kaiserl. Gesandtschaft in Buenos-Aires. Leipzig, Duncker u. Humblot, 1901. Zwei Bände.

Eine eingehende, sachgemäfse Darstellung der wirtschaftlichen Lage und Entwickelung fremder Gebiete, die sich durchweg auf eigene Anschauung und langjährige Beobach-

Digitized by Google

tungen an Ort und Stelle gründet, finden wir verhältnismäßig seltener und so müssen wir das vorliegende Werk, in welchem ein bewährter Sachverständiger für ein umfassendes Gebiet allerdings nur einen Teil der wirtschaftlichen Verhältnisse, die Landwirtschaft und Kolonisation, aber mit einer besonderen Genauigkeit und tieferen Eindringen in die wichtigeren Einzelheiten schildert, mit um so größerer Freude begrüßen. In zwei umfangreichen Bänden, von denen der erste mit 938 Seiten die La Plata-Staaten, Argentinien, Uruguay, Paraguay, und der zweite mit 743 Seiten die südamerikanischen Weststaaten, Chile, Bolivien, Peru und Ecuador sowie Mexiko umfaßt, wird die Landwirtschaft, durchweg getrennt nach ihren Hauptabteilungen, Ackerwirtschaft und Viehzucht, welche ja für die in Frage kommenden Länder meist sich schärfer einander gegenüberstehen, nach ihren natürlichen Bedingungen wie Klima, Boden, Vegetation, Lage zum Weltmarkt u. s. w., nach ihrem Umfang und ihrem ganzen Entwickelungsgang, nach ihrer Technik und ihrer inneren und äußeren Ausgestaltung, nach ihren Kosten und ihren Erträgnissen, sowie nach den besonderen dabei vorkommenden in Betracht zu ziehenden Umständen behandelt. Dabei wird denjenigen Anbaugegenständen, welche für die einzelnen Gebiete und Gegenden von einer hervorragenderen Bedeutung sind, eine vorzugsweise Berücksichtigung und gründliche Behandlung gewidmet, so dem Weizenanbau, der Zuckerproduktion, der Kaffee- und Kakokultur, dem Tabakbau u. s. w.; gleicherweise wird auch bei der Viehzucht die Schafzucht und die Rindviehzucht in erster Linie berücksichtigt. Im Anschluß daran sind sodann die Vorbedingungen der Kolonisation in den einzelnen Ländern, wie eine solche unter Berücksichtigung nach Lage der Landverhältnisse als vornehmlich günstig anzusehen ist, specieller berührt, um für eine eventuelle Wanderung nach diesen Gebieten die nötige Anleitung zu geben. Es findet übrigens keine strenge Beschränkung auf die Landwirtschaft oder die Landwirtschaft im engeren Sinne statt, denn wir sehen den Weinbau von Argentinien und von Chile einen umfangreicheren Platz einnehmen, die Bewertung des Quebrachaholzes, dessen Bedeutung für Deutschland ja in mannigfachen Verhandlungen der gesetzgebenden und sonstigen Körperschaften eine Rolle spielte, umfaßt einen besonderen Abschnitt, desgleichen auch die chilenische Salpeterindustrie, die wiederum für Chile als eine Lebensfrage und die anderen Verhältnisse wesentlich mitbedingend anzusehen ist, sowie den landwirtschaftlichen Nebengewerben und den mit der Landwirtschaft in unmittelbarem Zusammenhang stehenden Industrieen ist eine entsprechende Berücksichtigung zu teil geworden, so der Zuckerfabriketion und Raffination, der Müllerei, der Brennerei, der Exportschlächterei, der Fleischextraktfabrikation u. s. w. In seiner ganzen Abfassung und Darstellung ist das Werk allerdings insofern kein ganz einheitliches, als es, wie auch in dem Vorwort speciell hervorgehoben, im wesentlichen eine Zusammenstellung der Berichte, welche der Verfasser als landwirtschaftlicher Sachverständiger bei den kaiserlichen Gesandtschaften in Buenos-Aires und Mexiko in den Jahren 1893 bis 1900 an das Auswärtige Amt in Berlin erstattet hatte, fast durchweg in chronologischer Reihenfolge enthält. Da aber die amtliche Berichterstattung regelmäßig abgeschlossen eine inhaltlich weitere Materie umfaßte und von vornherein in der Hauptsache auch einem gewissen System erfolgte, so kann dem, was die Anordnung betrifft, kaum eine Bedeutung beigemessen werden, um so mehr als eine genaue und systematische Einteilung der einzelnen Abschnitte und ein sorgfältig bearbeitetes Inhaltsverzeichnis jedem die Behandlungsstelle etwaiger Specialfragen, über welche er eine Aufklärung sich holen will, leicht auffinden lassen werden. Weniger gefällig dürfte es Abgegen erscheinen, daß die Berichte bis Ende des Jahres 1895, also mehr als fünf Jahre zurückreichen; der Verfasser giebt zwar in der Vorrede an, daß er sich bemüht habe, „die Berichte — soweit es das hier (Vorrede in Berlin geschrieben) vorhandene Quellenmaterial ermöglichte — durch Mitteilung der seit ihrer Abfassung vorgekommenen Veränderungen zu ergänzen", doch scheinen diese Bemühungen nicht immer von Erfolg gewesen zu sein und würde voraussichtlich bei einer systematischen Verarbeitung die Ergänzung bis auf die neueste Zeit sich schon an und für sich vollständiger gestaltet haben. Irgend einen nennenswerten Abbruch kann aber auch dieser Umstand dem Werte des Werkes nicht verursachen, das sich durch die reiche Fülle der sachverständig und in zuverlässigster Weise gesammelten Thatsachen sowieso in einem hohen Maße auszeichnet. Es sind aber nicht nur die ermittelten Thatsachen einfach aneinander gereiht, sondern sie sind auch in ihrem ursächlichen Zusammenhang untereinander und mit den allgemeinen volks- und landwirtschaftlichen Regeln näher zur Erörterung und unter die selbständigen Anschauungen des Verfassers gebracht, wobei namentlich auch, soweit solches nach Lage der Sache überhaupt angängig, Hinweise und Schlußfolgerungen für unsere deutschen Verhältnisse und Interessen gegeben sind; dadurch gewinnt das Werk noch einen höheren praktischen Wert.

Braunschweig. Dr. F. W. R. Zimmermann.

Kleine Nachrichten.

Abdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

— Über die Chunchusen (die mandschurischen Räuber) berichtete kürzlich in der russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg P. F. Lobse, der 1897 bis 1898 mit der Expedition Tschurins zu die Tandschuri zum Bau der Eisenbahn befohlen war und dabei Gelegenheit hatte, die dortigen Verhältnisse zu beobachten. Hiernach befindet sich die selbständige ackerbautreibende Bevölkerung in der Mandschurei in einer sehr traurigen Lage. Die grenzenlose Willkür und Bestechlichkeit der Beamten, die Rechtlosigkeit der unteren Klasse der Bevölkerung, die Teuerung des Lebensunterhaltes in den Städten — alles das macht die Mandschurei zu dem Land des Leben äußerst schwer. Ebenso geht es auch den angrenzenden Chinesen. In den schwersten Jahren treten diese letzteren und häufig auch die Mandschuren in die Reihen der Chunchusen ein. Der Hauptmann der Bande versorgt seine Leute mit Waffen und Nahrung auf eigene Kosten, und diese arbeiten für ihn. Die Mongolen sind geborene Unternehmer und Organisatoren und beachten sogar bei einer Sache wie das Räuberwesen eine strenge Ordnung und Disciplin. Die Beute wird vom Hauptmann unter die Arbeiter je nach ihren Leistungen verteilt. Sobald der Chinese in die Zahl der Räuber getreten ist, verliert er alle seine guten Eigenschaften. Die Chunchusen haben keine Spur von Ritterlichkeit. Sie für Werkzeuge eines nationalen Protestes, für Rächer und Vertreter der Bedrängten zu halten — ist eine ganz falsche Ansicht, die Chunchusen schrecken vor keinem Mittel zurück. Sie halten die ganze Umgebung in Schrecken, haben überall ihre Agenten und sind immer aufs beste darüber unterrichtet, was die Militär und die Polizei macht. Wird ein Chunchuse gefangen, so setzt man ihn in ein widerwärtiges, übelriechendes Gefängnis und foltert ihn auch; aber da er im voraus weiß, daß er doch einmal nicht der Todesstrafe entgehen wird, so verrät er seine Genossen nicht. Darauf folgt die Hinrichtung, indem ihm irgendwo auf freiem Felde außerhalb der Stadtgrenze der Kopf abgehauen wird. Der Leichnam wird den Hunden überlassen, den Kopf aber stellt man in einem besonderen Käfig auf einen Pfahl auf der Straße auf. Mit solchen Trophäen sind dort alle Strafen versehen. Das Gewerbe des Henkers gilt dort nicht für schimpflich.

— Vogelsberglaube aus Schonen (Schweden). Schreit die Elster an der Küchenthüre, kann man Gäste erwarten. — Klopft der Sperling an die Fensterscheibe, verkündet er einen Todesfall. — In Bläkulla werden die Hexen zu Ostern mit gebratenen Elstern, Schlangen, Fröschen und dergleichen bewirtet. — Legt man Hühnermist ins Wasser, welchen sich diejenigen, aus welchem sich Hähne entwickeln werden, auf die Spitze, die weiblichen Tier dagegen auf die Seite. — Aus Hahnsehern werden Basilisken. — Fällt ein solches Ei in den Brunnen, so verwandelt es sich in einen Basilisken und quält die Hausgenossen durch stetes Anglotzen. — Hühnerfedern darf man nicht verbrennen, geschieht es, so erkrankt das Huhn. — Am Neujahrsmorgen müssen die Hühner bei den Pferden gefüttert werden, dann hält der Habicht sie für solche. — Legt man einen Schleifstein ins Ofenloch und läßt ihn dort stets liegen, so raubt der Habicht keine Küchel. — Fliegt ein Huhn in den Wagen, wenn man eben im Begriff fortzufahren, so bedeutet das Unglück unterwegs. — Verbreunt man die Eierschalen, so erkrankt das Huhn. — Die Bruthennen müssen am Dienstag und auf dreizehn Eier gesetzt werden. — Ein Ei, welches zur Brut bestimmt ist, darf nicht angehaucht werden. — Sieht man einen Kuckuck im Baum sitzen und hört ihn rufen, muß man den Baumstamm umfassen und ein Vaterunser beten. Hat man zu Ende gebetet, ehe der Kuckuck verstummt, kann man einer Frau die schwere Geburt erleichtern, indem man sie umarmt. —

Digitized by Google

Wenn der Kuckuck auf einem unbelaubten Aste sitzt und ruft, giebt's reiche Ernte. — Sieht der Kuckuck die Leute mit wollenen Handschuhen, giebt er weg. Er wird von einem kleinen Vogel ernährt, welcher ihm immer folgt. Hat der Kuckuck jedoch den ersten Heuschober erblickt, verwandelt er sich in einen Habicht und verschlingt den kleinen Vogel. — Die Schwalbe bringt dem Hause Glück, wo sie sich anbaut. — Die Schwalbe und die Katze sind Erzfeinde; die Katze hatte einmal junge Schwälbchen gefressen, dafür hackte die Schwalbe der Katze die Augen aus. — Will man die Zugvögel zählen, so muss man erst vorwärts, von eins anfangen, und dann wieder die Ziffern vom Ende zurückzählen, unterdess man dieses, so finden die Vögel im Herbst den Heimweg. (Nach Aufzeichnungen von Eva Vigström aus Gölinge und Skone, mitgeteilt von S. v. Wadenstjerna.)

— Der französische Archäologe Ernest de Sarzec starb am 2. Juni zu Paris. Er war 1836 geboren, von 1872 bis 1875 französischer Vizekonsul in Mascata, dann in Basra. Hier erhielt er von der französischen Regierung Auftrag zu Ausgrabungen in Telle, die er erfolgreich durchführte. Die Funde, welche jetzt zu den hervorragendsten der Louvresammlungen gehören, werfen helles Licht auf die chaldäische Geschichte.

— Am 27. Mai starb, 68 Jahre alt, zu Stockholm Dr. Arthur Hazelius, der hochverdiente Direktor des Nordischen Museums und der Begründer des berühmten Freiluftmuseums auf der Schanze (Skansen) im Stockholmer Tiergarten, zwei Schöpfungen, wie sie in solch großartiger Weise in keiner anderen Stadt vorhanden sind. Das Nordische Museum, für welches jetzt ein neuer großer Bau im Tiergarten erstehl, enthält alles, was zur Beleuchtung schwedischen und überhaupt skandinavischen Lebens und zur kulturellen Entwicklung Schwedens dient; die Gegenstände, welche das Leben der ländlichen Bevölkerung (Allmogen) veranschaulichen, sind besonders reich vertreten. Noch bekannter ist das von Hazelius begründete Freiluftmuseum auf der Schanze, das in großartiger Weise ein Bild der Natur Schwedens, Wald und Feld, Wiesen und Seen, Berge und Thäler, seine Tier- und seine Bewohner mit Häusern, Zimmern und Hausgerät vorführt.

— Kräuselungsmarken und Dünen behandelt Bartolovy in nennten Stücke der Münchener geographischen Studien. Die Ausführung zeigt, dafs beide im grofsen und ganzen dieselben Eigenschaften besitzen. Früher hat man flache Kräuselungen ganz allgemein als marine Bildungen angesprochen, was sie keineswegs stets sind; unter Umständen hat man sie als fluviatile oder subärische Bildungen auffassen, da eine Verkettung losen Sandes zu festem Gestein oft genug beobachtet wurde. Aus den Studien geht ferner hervor, dafs man die Entstehung frisch gebildeter Kräuselungsmarken auf Grund ihrer Eigenschaften feststellen kann: die symmetrischen sind auf den Wellenschlag zurückzuführen und kommen demnach nur im Meere bezw. in Seen vor; die unsymmetrischen dagegen verdanken einem bestanten Wasserstrom oder dem Winde ihre Existenz. Letztere sind vorzugsweise im Binnsal fliefender Gewässer anzutreffen, ohne dafs ihr Vorkommen am Flachstrande ausgeschlossen wäre, da die Gezeitenströme recht wohl im stande sind, ihre symmetrische Form umzugestalten. Ebenso wäre die Verteilung der Sandkörner bei der Beurteilung frischer Gebilde mafsgebend; bei den fossilen Kräuselungsmarken jedoch ist nach Bertolovy Erfahrung keine deutliche Sonderung des Materials auf der Luv- bez. Seeseite, am Kamme und im Thale zu erkennen. So gelangt man zu dem Ergebnis, dafs fossile Kräuselungsmarken mit gleichen Seiten als marine bezw. lakustrine Sedimente anzusprechen sind. Die unsymmetrischen Gebilde können marinen, fluviatilen oder äolischen Ursprungs sein. Für eine marine Entstehung hätte man sich zu entscheiden, wenn sich außerdem noch regelmäfsige Rippungen vorfänden.

— Die Reise des Freiherrn C. v. Erlanger in das Gebiet der südlich von der abessinischen Hauptstadt Adis Abeba gelegenen kleinen Seen, welche in die Zeit vom November 1900 bis Februar 1901 fällt, ist reich an Ergebnissen gewesen und erhellt die Geographie der Galaländer in mehrfacher Beziehung, wie aus dem Reisebriefe (Verhdl. der Berl. Gesellsch. für Erdkunde 1901, S. 240) hervorgeht. Südlich von der genannten Hauptstadt wurde zuerst der 3000 m hohe heilige Berg Sekuala besucht, in dessen kleinem Kratersee Leprakranke Heilung suchen. Nach Überschreitung des Hawasch gelangte man zum Dembel- oder Suaisee, dessen Inseln v. Erlanger als erster Europäer erforschen durfte. Er ist durch einen südlichen Ausfluß mit dem Afschadasee verbunden. Von diesem östlich liegt der See Langaro, südlich der größere Abassesee in einem großen Kraterkessel. Die Lage dieser Seen, sowie noch einiger anderer, wurde durch den Reisenden festgestellt. Über ein Hochland mit Wacholderbäumen, Euphorbien und Kosobäumen zog die Karawane über Abarasch, wo der dort residierende abessinische Dedschasmatsch v. Erlanger einen glänzenden Empfang bereitete, nach dem großen Abajasee, der am 27. Dezember an der Lagerstätte Bottgos erreicht wurde und dessen größte Insel der Reisende besuchte. Von hier aus erfolgte in nordöstlicher Richtung der Rückweg durch das Galanethal und herrliche Urwälder. Hier traf man auf eine zoologische und pflanzengeographische Grenze, an der die nördlichen Formen Schoas mit den südlicheren zusammentreffen. Von der abessinischen Stadt Girin, von wo v. Erlangers Brief datiert ist, wollte er sich mit einer neuen Karawane durch das Boranland nach dem Rudolfsee begeben.

— Die „Waldlappen" im nördlichen Schweden. Die heutige Heimat der Waldlappen, die zum größten Teil das Nomadenleben aufgegeben haben, ist die ungeheure Waldwildnis der Kirchspiele von Arjeplog, Sorsele, Arvidsjaur und Malå in der Pite- und Lycksele-Lappmark. Seitdem sie seßhafte Bauern geworden sind, hat die schwedische Sprache unter ihnen immer größere Fortschritte gemacht, und mit ihr findet auch schwedische Kleidung und schwedische Lebensweise mehr und mehr Eingang. Mischehen zwischen Schweden und Finnen sind nicht selten, so fanden im Kirchspiel Malå von 1859 bis 1897 im ganzen 27 solche statt, was bei der geringen Bevölkerung keine unbedeutende Zahl ist. Es ist mit Sicherheit vorauszusagen, dafs in wenigen Jahrzehnten die Waldlappen ganz im Schwedentum aufgegangen sein werden, da die Kinder aus jenen Ehen stets nur Schwedisch sprechen. Auch die schwedischen Zeitungen, die allgemein gelesen werden, tragen dazu bei, diese Umwandlung der Lappen zu Schweden zu beschleunigen. (Wiklund, Från skogslapparnas land, in Svenska Turistföreningens Årsskrift 1901.) B. P.

— Neue Flufsaufnahmen im südlichen Kongobecken. Im Juli v. J. haben der Kommandant De Breucq und der Direktor einer Handelsgesellschaft, Léon Thierry, mit zwei Dampfern einige Flüsse des Rukiasystems teilweise zum erstenmal, teilweise neu aufgenommen, nämlich den Busaira und seine beiden Quellflüsse Tschupa und Lomela, sowie einen großen aus Südosten kommenden Nebenfluß des Lomela, den Yengwe. Eine Skizze der Aufnahmen bringt das „Mouv. géogr." vom 21. April d. J., die aber insofern offenbar falsch ist, als auf ihr der Busaira zwischen den Mündungen des Yengwe und des Lomela gegenüber den Aufnahmen Grenfells und v. François' (1885) und Delcommunes (1889) um die Hälfte verkürzt erscheint. Der Tschupa wurde bis Wema, d. h. ein kleines Stück über Grenfells und v. François' fernsten Punkt hinaus befahren. Der Yengwe, der auf den Karten gewöhnlich Salonga heifst, war von Delcommune aufgefunden und richtig rekognosziert worden; jetzt ist er von den genannten Reisenden etwa bis 1° 30' südl. Br. aufgenommen worden; der Flufs durchströmt ein dicht bevölkertes Gebiet und ist bequem schiffbar. Dasselbe gilt vom Lomela, der 200 bis 300 m breit ist und bis 1° 15' südl. Br. zum erstenmal kartiert wurde. Soweit die genannten Flüsse schon früher aufgenommen worden sind, zeigt die neue Karte nicht wesentliche Abweichungen, abgesehen von der Zeichnung des erwähnten Teils der Busaira.

— G. Retzius giebt in seinen Biologischen Untersuchungen (Neue Folge, Bd. 9, 1900) eine Arbeit über das Hirngewicht der Schweden. Als Mittelzahl aus 450 männlichen Gehirnen ergiebt sich 1399 g, bei 250 weiblichen resultierte 1248 g. Vergleicht man die Zahlen mit mittleren Werten der Gewichte anderer europäischer Völker, so stehen die Schweden den Engländern mit 1400 am nächsten. Die schwedischen Männer stehen unter den Hannoveranern nach Kranse (1461), den Badensern nach Arnold (1431), sowie den Schotten nach Reid (1424) usw., über den Bayern, den Franzosen, den Sachsen, den Schweizern, den Russen, den Engländern nach Boyd (1325). Verschiedene Werte ergeben sich bei den Völkern, wenn man zu wenig Material anwendet; selbst bei 100 Schädeln variieren die Mittelzahlenwerte stark. Boyd untersuchte 2086 und Bischoff 906 Gehirne, so dafs ihre Zahlen wohl Geltung haben dürften. Das höchste Gewicht unter seinen Gehirnen fand Retzius bei einem schwedischen Dienstmann von 26 Jahren (1743), das niedrigste mit 1118 g bei einem 37jährigen. Das höchste Gewicht in Schweden soll ein 14jähriger mit 1786 g aufgewiesen haben.

Digitized by Google

Das Gewicht der weiblichen Gehirne schwankte zwischen 1553 und 940 g. Die Differenzzahl zwischen den Mittelzahlen der Gewichte der männlichen und der weiblichen Gehirne stimmt mit seinen 151 g mit den bei anderen europäischen Völkern gefundenen so ziemlich überein.

— Soweit bis jetzt die Ergebnisse der Volkszählung in Italien vom 10. Februar d. J. bekannt sind, haben folgende Provinzialhauptstädte mehr als 50000 Einwohner. Die Zahlen in ( ) bedeuten den Zuwachs seit 1881.

Neapel	563 731	(69 417)
Mailand	490 581	(168 939)
Rom	463 000	(162 533)
Turin	329 444	(79 617)
Palermo	305 753	(60 792)
Genua	234 809	(55 294)
Florenz	210 685	(41 684)
Bologna	152 013	(28 730)
Venedig	144 680	(15 000)
Messina	122 778	(26 329)
Livorno	96 526	(309)
Bari	80 380	(20 300)
Lucca	73 155	(2756)
Brescia	70 614	(10 822)
Ravenna	63 264	(2958)
Perugia	60 779	(9425)
Ancona	55 081	(6509)
Cagliari	53 710	(16 192)

Die größte Zunahme haben also Rom und Mailand erfahren, welche in absehbarer Zeit Neapel überflügeln werden. Übrigens stehen die Bevölkerungszahlen von einer Reihe von größeren Mittelstädten noch aus. Halbfafe.

— Schneewellen. Vaughan Cornish ist von einer Expedition zurückgekehrt, die den Zweck hatte, in Quebec, Manitoba, den Nordwestterritorien und Britisch-Columbia nach dem Vorkommen von Schneewellen zu suchen. Solche Wellen wurden gefunden, und zwar in besonders guter Bildung auf gefrorenen Flüssen und Seen und auf der offenen Prairie. Sie bilden sich ohne jedes Hindernis und zeigen sich oft in Gruppen oder Zügen von hundert aufeinanderfolgenden Kämmen; ihre Bewegung ist so schnell, daß man sie leicht wahrnehmen kann. Unter gewissen Bedingungen zeigen die Wellen eine leichte Kräuselung der Oberfläche, wie sie vom Winde in losem, trockenem Sande hervorgebracht wird. Immer liegt der steilere Abfall an der dem Winde abgekehrten Seite. Ist der Schnee frisch oder „backt" es, so verkehrt der Wind die Oberfläche in kleine Kämme, die nach der dem Winde zugekehrten Seite den Steilabfall zeigen. (Geogr. Journ.)

— Der Census von Hawaii 1900. Nach dem Census vom Jahre 1900 beläuft sich die Gesamtbevölkerung der Hawaiischen Inseln auf 154001 Personen; seit 1890 hat dementsprechend eine Zunahme um 44981 Personen oder um 41,2 Proz. stattgefunden. Bevölkerungszunahme ist eine Erscheinung, welche wir für Hawaii erst seit 1872 nachweisen können, vorher bewegte sich die Bevölkerung stetig in absteigender Linie, in der Zeit von 1832 bis 1872 hat sie sich von 130313 auf 56897 oder um 56,3 Proz. vermindert; mit 1872 beginnt die Steigung, welche von 1872 bis 1878 auf 1088 oder 1,9 Proz. und von 1878 bis 1890 auf 51035 oder 80 Proz. betrug. Wie bekannt, ist diese Abnahme auf das allmähliche Aussterben der eingeborenen Bevölkerung zurückzuführen, während die Zunahme lediglich auf die Rechnung der Einwanderung von Weißen, Chinesen und Japanern kommt. Die Gesamtoberfläche der Hawaiischen Inseln wird auf 6449 Quadratmeilen (engl.) berechnet; im Durchschnitt wohnen jetzt, 1900, 23,8 Personen auf der Quadratmeile, 1890 waren es nur 13,9. Honolulu, die einzige Ortschaft, welche man auf den Inseln thatsächlich als Stadt bezeichnen kann, ist 1900 auf 39306 Einwohner gekommen; 1866 zählte es nur 13521 Einwohner, so daß sich also die Zahl in 34 Jahren etwa verdreifacht hat; im Jahre 1890 betrug die Einwohnerzahl 22907, in den letzten zehn Jahren hat sie demnach um 16399 oder um 71,5 Proz. zugenommen. Dr. Z.

— Vom japanischen Schauspiele (Brief aus Tokio). Mein Freund Professor Mitsukiri und seine Gemahlin luden mich ein, in ihrer Loge einem Schauspiele beizuwohnen, in welchem der berühmte Mime Danjuro (dessen Photographie beiliegt) auftreten sollte. Danjuro ist in Japan etwa das, was in Deutschland Devrient war, und gegenwärtig die erste Zierde der japanischen Bühne. Es ist stets sehr schwer, einen Platz zu erhalten, wenn er auftritt, zumal in dem aufzuführenden Stücke, welches ein japanisches Liebhaberthema, die Treue gegenüber einem Fürsten und die Liebe zwischen Vater und Kind, behandelt und welchem ein Stoff aus der japanischen Geschichte zugrunde lag. In dem Stücke mußte Danjuro in seiner Eigenschaft als Vasall ein Vorbedacht sein eigenes Kind um Leben bringen, weil dieses in dem Interesse seines Feudalherrn liegt, und der tapfere, liebenswürdige Sohn willigt ohne Zögern hierzu ein. Das Interesse liegt nun in dem Widerstreite, welcher sich aus der Vaterliebe und der Vasallentreue ergiebt, und dieses wußte der japanische Schauspieler in geradezu musterhafter Weise zur Anschauung zu bringen. Es waren mindestens 2500 Personen in dem Theater und das Weinen unter den Zuschauern wollte kein Ende nehmen, was man hier als „Armelausweinen" bezeichnet, denn die papierenen Taschentücher genügen nicht, um den Strom der Thränen aufzunehmen; man bedient sich daher der langen Ärmel, die dann ausgewandten werden. Das Schauspiel dauerte drei Stunden, mit einer Zwischenpause von 20 Minuten, während deren wir uns in ein hübsches, mit dem Theater verbundenes Theehaus begaben, wo Erfrischungen zu haben waren. Die Schuhe wurden im Garderobenraume zurückgelassen und alles ging in Strohsandalen umher, so daß durch das Umhergehen keinerlei Lärm entstand.

Der japanische Schauspieler Danjuro.

Herr Professor Mitsukiri, der in Europa wie Nordamerika viele Theater besucht hat und der sich eines offenen guten Urteils erfreut, sagte mir, daß er die japanische Art des Schauspiels der unsrigen vorziehe. In Danjuros Spiel war gewiß vieles, was wir als grotesk und konventionell bezeichnen, allein dafür war er wieder in den sublimeren Teilen seiner Rolle unübertrefflich an Ausdrucksvoll und lebenswahr; viele Gesten machte er nicht. Seine Augenmuskeln gezeichnenhaften sagten alles und bliesen keinen Zweifel darüber ankommen, was in seinem Herzen vorging. Es sind schon wiederholt europäische Schauspielergesellschaften nach Japan gekommen, allein ihre Darstellungen liefen die Japaner kalt. Und wenn der erste Schauspieler Europas nach Tokio käme, so würde die japanische Aristokratie ihn einladen, seine Vorstellungen besuchen, doch nach seiner Abreise zu Danjuro eilen, auf der Vergleich zwischen diesem und dem Europäer würde zu des Landsmanns Gunsten ausfallen.

Noch immer besteht das Theater in Japan Schiba-i, Grasplatz, weil man früher die Darstellungen auf einem offenen Platze hielt und der Stand der Schauspieler ist in keiner Weise ein verachteter. Das erste Theater wurde in Tokio (damals Jeddo) in dem Jahre 1624 von einem gewissen Sarawaka Kanzsburo auf Befehl des Schogun eröffnet und 1651 kam es in eine Straße, die noch jetzt nach dem Stifter Sarawakastraße heißt. F. B.

Verantwortl. Redakteur: Dr. R. Andree, Braunschweig, Fallersleberthor-Promenade 13. — Druck: Friedr. Vieweg u. Sohn, Braunschweig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google